Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenundsiebzigster Band.

Mit den Portraits von:
Rudolf Lothar, Ernst Schuch, Oswald Ottendorfer.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 77. Bandes.

April. — Mai. — Juni.

1896.

Seite

Mit den Portraits von:
Rudolf Lothar, radirt von Johann Lindner in München; Ernst Schuch, radirt von Johann Lindner in München; Oswald Ottendorfer, radirt von Johann Lindner in München.

Siebenundsiebzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1896.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXVII. Band. — April 1896. — Heft 229.

(Mit einem Portrait in Radirung: Rudolf Lothar.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

April 1896.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Rudolf Lothar.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Rudolph Lothar.

Die Venus von Milo.

Schauspiel in einem Aufzuge.

Von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

Meinem Freunde

Franz Koppel-Ellfeld

gewidmet.

*
*
*

In meiner frühen Jugend, bei meinem ersten Aufenthalt in Paris, sah ich im Theater des Odéon ein Stück, das denselben Titel führte, den ich für das meinige angenommen habe: „Die Venus von Milo".

Eine Scene, die Zertrümmerung der Statue durch Praxiteles, der mit einiger dichterischer Freiheit als der Schöpfer der herrlichen Venus angenommen war, hatte einen besonders tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich mußte oft daran zurückdenken. Der Zufall fügte es, daß ich unter dem Banne meiner Jugenderinnerung selbst an die Bearbeitung des mir sympathischen Stoffes herantrat. Ich baute mir den Plan auf, wie ich ihn mir dachte, und machte mich an die Ausführung . . .

Es reizte mich, festzustellen, inwieweit bei meiner vollkommen selbstständigen Arbeit die Eindrücke, die ich vor 35 Jahren als ganz junger Mensch im Theater empfangen hatte, weitergewirkt hatten; und während ich mitten in meiner Arbeit war, schrieb ich an einen Pariser Freund, er möge mir doch das Stück, dessen Autor ich nicht mehr kannte, zu verschaffen suchen. Die erste Antwort, die ich erhielt, war die: ein solches Stück gebe es überhaupt nicht, es stehe in keinem Theaterkatalog, ich müsse mich unbedingt irren. Ich wußte das Gegentheil, wiederholte meine Bitte, und nach einiger Zeit, als meine eigene Arbeit schon weit vorgeschritten war, wurde das bisher vergeblich Gesuchte in der That aufgefunden.

Es war das dreiactige Schauspiel „La Vénus de Milo" von Grafen Louis d'Assas, das im Winter 1858 eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Aufführungen im Odéon erlebt hatte und seitdem von der Bühne und vom Büchermarkte verschwunden war. Der junge französische Dichter sollte diesem Versuche keinen zweiten mehr folgen lassen; er starb sehr bald darauf, ich glaube, Anfang 1859.

Mit dieser französischen dramatischen Dichtung hat meine Arbeit nur den anekdotischen Untergrund gemeinsam. Wenn ich mein Schauspiel auch im weitesten Sinne des Wortes als mein geistiges Eigenthum beanspruchen darf, wenn auch nicht eine Zeile aus dem französischen Werke in das meinige übergegangen ist, — ich habe das Schauspiel von d'Assas während meiner Arbeit nicht einmal aufgeschlagen, — wenn auch das Verhältniß, in dem mein Stück zu dem älteren französischen steht, ein viel weniger intimes ist, als z. B. das zwischen Hackländers Lustspiel „Der geheime Agent" und dem Lustspiel „Un mariage sous Louis XIV" vom älteren Alexander Dumas, oder zwischen Sardous ‚Les pattes de mouche" und den „Memoiren des Fräulein von Réhra", — der älteren Meister, die in Bezug auf den Begriff des geistigen Eigenthums unendlich freiere Anschauungen hatten als wir, nicht zu gedenken, — so erachte ich es doch als ein Gebot literarischen Anstandes und als eine Pflicht gegen den früh verstorbenen Dichter, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß ich dem dreiactigen Schauspiel des Grafen d'Assas die erste Anregung zu dem meinigen verdanke.

Dresden-Strehlen, Januar 1895.

P. L.

Personen.

Agathon.
Skopas.
Klytia.
Philemon, Perikleitos } Freunde des Agathon.
Midias, Oberster der Sklaven des Hauses.
Praxiteles, ein Sklave des Agathon.
Chloe, eine Sklavin.
Panurgos, Sklavenhändler.
Diener und Mägde im Hause des Agathon.

Das Stück spielt in Athen im Garten des Agathon, um 370 v. Chr.

Im Garten des Agathon.

Rechts ziemlich weit vorn (etwas erhöht) die Vorhalle zu Agathons neuer Werkstatt, prächtiger Säulenbau, der in den Garten hineinragt. Der Garten ist mit alten Cypressen, Oel- und Mandelbäumen, mit Sträuchern und Hecken von blühenden Myrthen, Rosen &c. dicht bestanden. Alles in vollster Frühlingspracht. In der Mitte etwa schlängelt sich ein nicht regelmäßiger Weg vom vordern Spielraum der Bühne an der Vorhalle vorüber dem Ausgange (Hintergrund etwa Mitte) zu. Links unter Bäumen und Gesträuch ganz versteckt ein anspruchsloser hölzerner Bau (mit angenommenem Oberlicht), an dem Wein, Rosen und wilde Schlingpflanzen bis zum Gipfel hinaufranken. Diese Pflanzen bilden die natürliche, farbige und anmuthige Umrahmung der breiten Thür, die wie der ganze untere Theil des Baues etwa mannshoch vom wuchernden Gesträuch bedeckt wird. Auch der schmale Steg, der vom breiten Wege zu diesem Bau führt, wird durch das dichte Strauchwerk den Blicken entzogen. Werden die Flügel der breiten Thür geöffnet, so sieht man einen schweren, dunkelfarbigen Vorhang, der den Einblick in das Innere wehrt. Heller goldiger Sonnentag. Tiefblauer Himmel. Im Hintergrunde auf felsigen Höhen sind die Säulenbauten der Stadt sichtbar.

Erste Szene.

In der Halle rechts auf Polstern an niedrigen Tischen **Agathon, Klytia, Skopas, Philemon, Perikleitos** beim Gelage. **Sklaven**, von **Midias**, dem Haushofmeister, beaufsichtigt, reichen Speisen herum und füllen aus den Amphoren die prächtigen Gefäße mit Wein.

Agathon.

So lobst Du meine neue Werkstatt, Skopas?

Skopas.

Von Herzen, Agathon! Ein Meisterwerk!
Anmuthig, würdig, heiter, feierlich!
Wie frei und stolz die schlanken Säulen ragen!
Und dieser Stein! Nichts Herrlicheres ward
Des Paros Marmorbusen je entrissen . . .
Dazu das reine Licht der rauhen Arktos,
Das hell vom Giebel einströmt, schattenlos
Den weiten Raum durchfluthend . . . Und die Pracht
Der Stoffe, Muster, Farben, der Geräthe! . . .
Kein Zweiter in Athen darf sich berühmen
So weihevollen Heims für Künstlerarbeit
Wie Du, mein Agathon! Und fühlt' ich Neid,
Beim großen Zeus, ich könnte Dich beneiden.

Agathon (geschmeichelt).

Doppelt erfreut das Lob aus solchem Munde.
Hab' Dank! . . .
(Sich an Philemon wendend, der mit sichtbarem Behagen den Speisen zuspricht.)
Philemon! Nun, was sagst denn Du?

Klytia.

Philemon? Der sagt nichts! Der beißt und kaut.

Agathon
(sich an den Andern, der gerade die Schale am Munde hat, wendend).

Und Perikleitos?

Klytia.

Trinkt und schlürft und schluckt.
Willst denen Du zum Wort die Zunge lösen,
So sprich' mit ihnen nur von Küch' und Keller,
Da werden sie Dir Red' und Antwort stehn.

Agathon (etwas befangen).

Von Dir auch, Klytia, hört' ich gern ein Wort! . . .

Klytia (lächelnd).

Die Werkstatt ist nun da, nur fehlt der Meister.
(Die beiden Schlemmer brechen in lautes Lachen aus, in das auch Skopas widerwillig mit einstimmt.)

Agathon.

Du hast's erreicht! Die Kunstverständ'gen lachen!
Mußt Du denn immer Deines Witzes Spitzen
Just an mir wetzen?

Klytia.

Edler Agathon!
Du bist der beste Wirth, gefällig, lustig,
Dein gastlich Haus ist prächtig, Jedermann
Lobt Deine Weine, Deiner Tafel Spenden,
In strenger Zucht hält Midias Deine Sklaven,
Dieweil Alopes traulichen Befehlen
Der flinken Mägde Schaar mit Freuden folgt.
Die Göttin in verschwenderischer Laune
Hat auf Dein Haupt ihr Füllhorn ausgeschüttet.
Du bist gesund, gefeiert, bist noch jung,
Und Du bist reich . . .

Agathon.

Reich? Ich bin bettelarm!
Kauft man mit Gold den Ruhm? Kauft man die Liebe?
Skopas ist reich! Ihn preist die Welt als Meister.
Doch uns, armsel'ge Pfuscher, kennt sie nicht.
Ihm lächelt Klytia, mir versagt sie sich.

Skopas.

Sie lächelt? Ja . . . Sie lacht uns Beide aus!

Klytia (liebenswürdig).

O Skopas!

(Zu Agathon.)

Zürne nicht! Ich mein's nicht böse!
Bleib' Du der Meister froher Lebenskunst,
Die Bildnerei — die überlaß . . .

Agathon (unwillig).

Dem Skopas?

(Sich an Skopas wendend.)

Du weißt, Du bist mein Freund . . .

(Zu Klytia.)

Doch Skopas, Skopas,
Skopas auf allen Gassen, immer Skopas!
Giebt's denn nur Einen Künstler in Athen?

Skopas.

Es giebt nur Eine Kunst — der Künstler viele!
Im Walde flötet, trillert, schmettert, jauchzt
Die große Schaar der leichtbeschwingten Sänger,
Doch nur das Eine Lied ertönt: der Wonne,
Der ungestümen Lust am Sein . . . So hauchen

(Auf den Holzbau weisend.)

Die Rosen, Myrthen, Veilchen, der Jasmin,
Die dort an morschen Brettern üppig wuchern,
Nur Eines duftend in das Sonnenlicht:
Dankbare Freude an der schönen Welt!

Klytia
(in den Anblick der blühenden Sträucher versunken).
Wie wunderherrlich dort die Rosen glühen!
(Zu Agathon, mit besonderer Betonung.)
Was fängst Du mit dem Bretterbau nun an?
Der schlichten Wiege Deines Künstlerruhms?

Agathon.
O spotte nur! Vielleicht kommt doch der Tag . . .
(Abbrechend.)
Die Bude überwies ich einem Sklaven,
Den mir Panurg vor wen'gen Monden schaffte.
(Klytias' stumme Frage beantwortend.)
Aus Melos stammt er und versteht so ziemlich
Das Handwerksmäßige der Bildnerei.

Klytia
(mit Absichtlichkeit wiederholend).
Das grobe Handwerksmäßige?

Agathon (leichthin).
Nichts weiter!

Zweite Szene.

Die Vorigen. Panurgos von rechts vorn.

Agathon.
Sieh' da, Panurg! Was führt Dich her, Du Gauner?
(Panurg verbeugt sich mehreremal.)
Just nannt' ich Deinen makellosen Namen!
Von neuem Raubzug fröhlich heimgekehrt?
Hast wieder ein Geschäft?

Panurgos.
Hochedler Herr!
Schlecht sind die Zeiten! Das Geschäft geht traurig . . .

Agathon.
Ich weiß! Die Rede schenk' ich Dir. Zur Sache!

Panurgos.

Zur Sache denn! Freimüthig darf ich doch?

Agathon.

Sprich nur getrost! Wir sind hier unter Freunden!

Panurgos.

Du gabst mir Auftrag, Herr, für Deine Kunst
Ein frisch erblühend Mädchen Dir zu schaffen . . .
Von einem Bildwerk Aphrodites sprachst Du,
Mit dem beim großen Wettbewerb . . .

Agathon (ungeduldig unterbrechend).

Schon gut!

Klytia (lächelnd zu Panurg).

Sprich nur getrost! Wir sind hier unter Freunden!

Panurgos.

Du Skopas niederrennen wolltest.

Agathon (noch ungeduldiger).

Schurke,

Zur Sache!

Panurgos.

Ich bin mitten in der Sache.
Ich hab' gesucht, gesucht . . . und nun . . . gefunden!
Das fleischgeword'ne Abbild Aphrodites,
Das schönste Kind, das Helios je geschaut.

Agathon.

Der Händler lobt die Waare. Deine Worte
Sind windig. Zeige, was Du hast.

Panurgos.

Ich harrte
Nur des Befehls und bringe sie zur Stelle.
(Mit tiefer Verbeugung wieder nach rechts vorn ab.)

Klytia (lächelnd).

Glück auf zum stillen Helfer Deiner Kunst!

Agathon.

Wie meinst Du das?

Klytia.

Ich spreche von Panurg.
Fängt er nicht flugs die Liebesgöttin ein,
Mit deren Abbild Du den dunklen Kranz
Des Siegers stolz um Deine Schläfe windest?
(Lächelnd zu Skopas.)
Du Aermster!

Skopas (ebenfalls lächelnd).

Ja! Du wirst mich trösten müssen.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Panurgos, Chloe an der Hand heranzerrend.

(Chloe in schlichtem Chiton, der sich eng an die Glieder anschließt, Schultern, Hals bis zum Brustansatze und Nacken, sowie die Arme frei. Das gewellte blonde Haar ist in der Mitte gescheitelt, hinten zu einem einfachen Knauf geschlungen, aus dem sich einige Strähnen lösen. Die Aehnlichkeit mit der Venus von Milo ist in der äußeren Erscheinung der Chloe möglichst anzustreben, sowie auch die Aehnlichkeit der Stellung, die sie nach Panurgs Weisungen zu Anfang der Scene annimmt.)

Panurgos.

Nur näher, vorwärts! Nicht so spröde, Mädchen!

(Chloes Erscheinen macht auf Alle einen sichtbaren Eindruck. Skopas, Klytia und Agathon verlassen die Halle und steigen die Stufen, die zum Garten führen, hinab. Die beiden Freunde, die unausgesetzt gegessen und getrunken haben, erheben sich von ihrem Lager. Midias und die übrigen Sklaven blicken neugierig auf die Eintretende. Panurgos führt sie nach links und stellt sie da so hin, daß sich ihre lichte Gestalt vom dunkeln Hintergrunde des Buschwerks möglichst vortheilhaft abhebt.)

Da stell Dich hin! So! Recht bequem zur Schau!
Den linken Fuß streck' vor . . . die rechte Schulter
Ein wenig tiefer . . . So! . . . Und neige nun
Den Kopf . . .
(Aergerlich.)
Doch nicht so tief! . . . Ach diese Mädel!
Was hat Dein Blick am Boden da zu kriechen?
Schau frei und ruhig vor Dich hin . . . Wird's bald?
(Sich entschuldigend.)
Verzeiht, sie ist noch schüchtern, unbeholfen . . .

Klytia (herrisch).

Genug der Rohheit! Unmensch, rührt Dich nicht
Der Jungfrau Jugend, Schönheit, Trauer?

Panurgos.

Wie?!
Rührt mich? Die kenn' ich besser, edle Frau! . . .
's ist Eine wie die Andre . . . zaghaft, scheu,
Am ersten Tag in Thränen aufgelöst,

Doch giebt sich's bald! Glaubt mir, in wen'gen Wochen
Da tollt und scherzt auch die wie alle Andern.
(Zu Agathon.)
Hab' ich den Mund zu voll genommen, heh?
Ist das nicht auserles'ne beste Waare?

Skopas (für sich).

Der Schuft hat Recht. Das Kind ist göttergleich!

Philemon.

Mir bleibt der Bissen in der Kehle stecken.

Perikleitos.

Den Wein hab' ich verschüttet.

Agathon
(mit gespielter Gleichgültigkeit).

Hm . . . nicht übel!

Panurgos (überlegen lächelnd).

Sie wird nicht theurer, Herr, wenn Du sie lobst.
Doch hast Du wirkliche Bedenken, sag's!
Die werd' ich los! Davor ist mir nicht bange!
Aus Freundschaft nur für einen alten Kunden . . .

Agathon.

Ich weiß, uneigennützig liebst Du mich!
Doch bietet Dir am nächsten Zaun ein Fremdling
Für dieses Mädchen nur fünf Drachmen mehr,
So ist sie sein! . . . Freundschaft, gehab' Dich wohl!
Ich kenne Dich, Du Schelm! . . . Nun also geh'
Zum Hausverwalter Philetairos, sag' ihm,
Ich sei entschlossen, diese Magd zu kaufen,
Feilscht um den Preis und laß Dich dann bezahlen.
(Da Panurgos unschlüssig bleibt und sich die Haare kraut.)
Was säumst Du noch?

Panurgos.

Mit Philetairos, Herr?
Mit dem möcht' ich nicht gern zu schaffen haben.
Das letzte Mal schon hat er arg geknickert
Und mich auf Zahlung lange warten lassen.
Es ist ein Knauser . . .

Agathon.

Leute Deines Schlags
Versteht er eben richtig zu behandeln.
Nun trolle Dich!

Midias (vortretend).

Verzeih', Herr! Philetairos
Ist draußen auf dem Gut. Doch kehrt er heim,
Bevor die Sonne in die Fluthen taucht.

Agathon (zu Panurgos).

Komm' also später wieder!

Panurgos (immer bedenklich).

Später?

Agathon (ungehalten).

Ja!
Bis dahin wirst Du Dich doch wohl gedulden?

Panurgos.

Bis Sonnenuntergang?

Agathon.

Nun ja!

Panurgos.

Wenn's sein muß!

Agathon.

Die Sache ist nun abgemacht, jetzt pack' Dich!

Panurgos
(der sich schon mehrmals abgewandt hatte und umgekehrt war, tritt wieder an Agathon heran).

Kauf und Verkauf sind nichtig, wie Du weißt,
Verlangt es der Verkäufer oder Käufer
Am selben Tag . . .

Agathon.

Elende Krämerseele!

Panurgos.

Ich traue Deinem Philetairos nicht . . .
Der schickt das Mädchen mir vielleicht zurück,

Bevor der erste Stern da droben flimmert,
Lacht mich noch aus, und ich hab' dann das Nachsehn,
Muß dann für Kost und Unterschlupf noch zahlen . . .
Es paßt mir schlecht, ich liebe glatte Rechnung!

Agathon.

Jetzt reißt mir die Geduld, Halunke! Fort!

Panurgos.

Ich gehe schon.
(Beim Abgehen, für sich.)
Doch find' ich schnell'ren Zahler,
So weiß ich, was ich thue.
(Sich zur Gesellschaft verneigend.)
Lebt denn wohl.
(Rechts ab.)

Vierte Scene.

Die Vorigen ohne Panurgos.

Klytia

(die während des Handels Chloe, die regungslos dasteht, mit wachsender Aufmerksamkeit betrachtet hat, für sich).

Wo hab' ich dieses Mädchen schon gesehen?
Dem Bad entsteigend? . . . Sonnengoldumflossen?
Von Myrthen und von Rosen hold umkränzt?
Wo nur? . . . Im Traume?
(Sie tritt an Chloe heran.)
Sag' mir, liebes Mädchen,
Wie nennst Du Deine Heimat?

Chloe.

Melos, Herrin.

Klytia

(fährt zusammen, lebhafter).

Dein Name?

Chloe.

Chloe.

Klytia

(mit dem Ausdruck, daß ihre Ahnung sich bestätigt, für sich).

Nun weiß ich genug.
(Sich an Skopas wendend, leise.)
Willst einen Wunsch Du mir erfüllen, Skopas?

Skopas (ebenso).

Was Du verlangst, im Voraus ist's gewährt.

Klytia.
So such mich später auf bei den Cypressen.

Chloe (zu Agathon).
Willst Du mir sagen, Herr, wohin ich nun . . .

Agathon (wenig freundlich).
Geselle Dich zum übrigen Gesinde,
Und mache mit Alope Dich bekannt,
Des Hauses treubewährter Schaffnerin,
Der Du gehorchen sollst in Allem . . . Geh'!

Klytia
(an die Abgehende herantretend, leise, herzlich).
Geh' ruhig, Kind! Nicht lange bleibst Du hier.
(Chloe lächelt dankbar und geht dann gesenkten Hauptes nach rechts ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne Chloe.

Skopas
(ihr nachblickend, in Bewunderung).
Ein wunderbares Mädchen!

Perikleitos (schwärmend).
Diese Haltung!

Philemon (ebenso).
Und diese Lippen! dieser Hals!

Perikleitos.
Dies Auge!

Philemon.
Wie sich die gold'nen Haare kosend schmiegen
Um diese reine Stirn.

Agathon.
Hah! Seht, Ihr Schwärmer,
Nun stimmt Ihr zu, Verächter meiner Kunst!
Ist's nöthig, daß der Künstler afterklug
Der Schöpfung hehres Werk zu bessern trachtet?
Nachmachen soll er's, wie es vor ihm steht!
So und nicht anders! Kann er's, ist er Künstler.

Klytia.

So schaff' ein Meisterwerk! Dann glaub' ich Dir. —
Was die Natur mit fester Hand ganz deutlich
In scharfen Zügen schreibt, das schreibst Du ab,
Nicht ungeschickt. Doch was die Schrift bedeutet,
Der schönen Zeichen tief verborg'nen Sinn,
Den faßt der ahnungsvolle Künstler nur
Und offenbart ihn der beglückten Menge.

Agathon.

Laß mich mit Deinen Zeichendeutereien!
Was ich mit meinen Augen sehe, seh' ich,
Und kann ich's so gestalten, wie ich's sehe,
Gehorcht die Hand dem Auge, bin ich Künstler.
Die Kunst ist Wahrheit . . .

Skopas.

Schönheit ist die Kunst.

Agathon.

Wahrheit ist Schönheit!

Skopas.

Oder Häßlichkeit.

Agathon.

Als Künstler schaff' ich nur das, was ich sehe.

Skopas.

Ich, wie ich's fühle.

Agathon.

Ja, die alte Schule!
Doch wir, wir Jungen . . .

Skopas.

Ach! Die Jungen! Alten!
Braucht' ich den Rundreim nimmermehr zu hören!
Dem Phidias, unser Aller großem Meister,
Der nun seit sechzig Jahren im Elysion
Den hitz'gen Streit der Schulen mild belächelt, —
Schon ihm klang gellend, kreischend in den Ohren
Das dumme Lied von Alten und von Jungen!

Was in der Kunst ist alt? Was jung? Gieb Antwort!
Vielleicht ist Phidias alt, der ewig Junge?
Am Ende altert auch Unsterblichkeit?
Und ist nur wahr, was unsre Augen sehen? —
Steig' nur hinauf, Freund, zur Akropolis,
Betracht' am Parthenon das Bild des Zeus,
Und sag' mir: ist das wahr, in Deinem Sinne?
Das Bild hat freilich Mund und Stirn und Nase
Und Ohren just wie wir — menschliche Züge!
Und doch ist's anders — was? Mir fehlt das Wort,
Doch fühl' ich's deutlich: nenn's das Göttliche,
Das übermenschlich Schöne, schaurig Hehre,
Nenn's, wie Du willst! Ich nenn' es einfach: Kunst!
Und steh' ich vor des großen Gottes Bildniß,
Dann fühl' ich wohl, wie hinter diesen Brauen
Der Donner schlummert, wie das mächt'ge Auge
Im Zorn entflammend Feuerblitze speit,
Und wie die Fluth sich staut und grollend schäumt,
Und die bestürzte Erde furchtsam bebt,
Wenn er des Hauptes schwere Locken schüttelt.
Das ist das Göttliche, das ist die Kunst! —
Versuche Du es, so auf mich zu wirken,
Bist doch ein Mensch, bist eingefleischte Wahrheit . . .
Versuch's mit Deiner Echtheit, Agathon!

Philemon.

Wie wär's, wenn wir uns noch ein wenig stärkten?

Perikleitos.

Der Tag ist heiß! Mir klebt die Zung' am Gaumen.

(Die Beiden strecken sich wieder auf die Polster und lassen sich bedienen. Auch Agathon, Klytia und Skopas sind in die Halle getreten, bleiben aber stehen.)

Skopas
(nimmt vom Tisch ein Trinkgefäß und betrachtet es wohlgefällig).

Schau her . . . ein unansehnlich schlichtes Ding —
Ein Kelch zum Trinken und zum Schmuck der Tafel.
Wahr ist das nicht! Nichts, nichts ist wahr daran,
Unwahr ist schon der Stoff: der stärkste Sturm
Könnt' diese zarten Ranken nimmer beugen.
Nie sah man einen Blumenstiel wie diesen
Zum Henkel kunstvoll hier geschwungenen,
Und nie ein Blatt so säuberlich zerfranst,
So witzig aufgebauscht wie diese hier . . .

Und doch! Wie reizend ist's, wie wohlgefällig!
Hier spricht der regste Sinn für Formenschönheit,
Feinfühligstes Verständniß echter Kunst . . .
Und ist es auch nicht „wahr", ist's doch ein Kunstwerk.

Agathon.

Bisweilen schläft auch Skopas wie Homeros!
Diesmal hat Dich Dein Kennerblick getäuscht.
Das da ein Kunstwerk? Dies armsel'ge Ding?

Skopas.

Kennst Du den Meister, der es schuf?

Agathon (lächelnd).

Den Meister?
Den kenn' ich allerdings! Mein Sklave ist's,
Praxiteles aus Melos, 's ist derselbe,
Dem ich die Werkstatt drüben überwies . . .
Man hatte mir gerühmt, er sei geschickt
Und auch begabt und eifrig in der Arbeit.
Er selbst beschwor mich, ihn in's Haus zu nehmen.
Die ferne Heimat und das ferne Lieb
— Natürlich ist er schon verliebt, der Bursche! —
Und alle Qualen wolle er ertragen,
Wenn er als Künstler dienen, schaffen könne.
Ich lächelte und nahm ihn auf. Ich gab
Ihm dies und das zu thun — langweil'gen Kram,
Der schwer des Schaffens freien Flug belastet;
Und in der That, ich war mit ihm zufrieden,
Er machte seine Sache nett und brav.
Den Saum des Chiton künstlich zu verzieren,
Die Blätter des Akanth am Haupt der Säule
Schwungvoll zu runden, eine Kleinigkeit
Wie jenen Kelch aus feuchtem Thon zu kneten, —
Das macht er schon, wenn man ihn tüchtig leitet.
Doch mehr erwarte nicht.

Skopas
(das Gefäß wieder betrachtend).

Ruf' ihn mir her!
Ich möcht' ihn kennen lernen.

Agathon (lächelnd).

Wenn's Dir Spaß macht . . .

(Zu Midias.)

Praxiteles soll sich hierher verfügen.

(Midias giebt einem Sklaven die Weisung. Dieser begiebt sich nach dem Holzbau, dessen Thür er verschlossen findet. Nach mehrmaligem Pochen öffnet Praxiteles, empfängt den Befehl, schließt die Thür und folgt alsdann dem Sklaven nach der Halle. Etwa gleichzeitig hat sich Klytia erhoben und entfernt sich unbemerkt, so daß sie Praxiteles nicht begegnet. Währenddem wird die Unterhaltung in der Halle fortgesetzt.)

Nun wirst Du ihn ja sehn, den Wundermann.
Ein Etwas hat er schon vom wahren Künstler . . .

Skopas.

Und was denn?

Agathon.

Die Verrücktheit! — Der Phantast
Erzählt mir guten Glaubens, freudestrahlend,
— Ich glaubt', er triebe Scherz, — er habe neulich
In meinem Gärtchen hier zur Dämmerstunde
Ausnehmend vornehmen Besuch empfangen:
In eigenster Person Frau Aphrodite.
Sie habe ihm gelächelt, ihn geweiht
Und huldvoll ihm Unsterblichkeit verheißen.
Er sagte mir dies kindisch tolle Zeug
So ernsthaft, als sei's gar nicht zu bezweifeln!

Skopas.

Und weshalb sollt' es denn ein Märchen sein?

Agathon (lachend).

Weshalb? Ah, Du bist köstlich! . . . Der Verkehr,
Der einstens zwischen Göttlichen und Menschen
Bestand, hat leider jetzt ganz aufgehört.
Wir suchen sie in Tempeln gläubig auf,
Doch wußt' ich nicht, daß sie Besuch erwidern.
Jetzt sind die Götter nicht mehr so vertraulich . . .

Skopas.

Sag' lieber: sie sind wählerisch im Umgang.

Agathon.

Eins weiß ich: mich hat nie ein Gott besucht.

Skopas.

Und dennoch war die Göttin vielleicht hier.
Sie traf Dich nicht zu Haus, der Sklav' empfing sie.

Agathon (überlegen lächelnd).

Vielleicht! So frag' ihn selbst. Da ist er ja!

(Währenddem ist Praxiteles durch den Garten geschritten und hat die zur Halle aufführenden Stufen erstiegen. Er steht vor Agathon und dessen Gästen und verneigt sich respectvoll. Skopas mustert ihn mit besonderer Aufmerksamkeit.)

Sechste Scene.

Agathon. Skopas. Praxiteles. Philemon. Perikleitos. Im Hintergrunde **Midias** und die **Sklaven**.

(Midias tritt langsam während des Folgenden vor und nähert sich Agathon.)

Agathon (zu Praxiteles).

Bedank Dich für die Ehre Deines Hierseins
(Auf Skopas weisend.)
Bei meinem Freunde. Neige tief das Haupt.
Verehr' in diesem Mann den hohen Gönner!
(Ironisch.)
Du stehst vor unserm Kunstgenossen Skopas.

Praxiteles

(der bisher in bescheidener Haltung dagestanden hat, fährt auf).

Vor Skopas?
(Zweifelnd zu Agathon.)
Herr, Du treibst kein böses Spiel?
Ist's wirklich Skopas?
(Sich Skopas zuwendend.)
Ja, ich glaub' es nun!
Du bist's! Von Angesicht zu Angesicht
Darf ich Dich schau'n, Dich Herrlichsten vor Allen!
Wie hat mein Herz die Stunde sich ersehnt!
So laß im Staub mich vor Dir knie'n, o Meister,
Laß Deines Kleides Saum mich brünstig küssen,
In demuthsvoller Ehrfurcht und Bewund'rung
Vor Dir, des großen Phidias reichstem Erben.

Skopas (freundlich).

Nicht allzu überschwänglich, junger Freund!
Auf Phidias' Namen soll kein zweiter folgen.

Praxiteles.

O doch! Ich nenne Euch getrost zusammen:
In meinem Herzen seid Ihr Beide Nachbarn.
Mit gleicher Leidenschaft lieb' ich Euch Beide,
Wenn Ihr auch Beide grundverschieden seid.
Des Phidias Werk erschüttert mich im Tiefsten,

Das Deine, Skopas, zieht mich schmeichelnd an,
Scheu blick' ich auf zum Wolkensammler Zeus,
Dein lauteschlagender Apoll entzückt mich.
Von Phidias lernte ich die Götter fürchten,
Du hast die Götter lieben mich gelehrt.

Agathon
(seinen Aerger schlecht verbergend).

Hört mir den Schwätzer!
(Zu Skopas.)
Ha, wie darfst Du stolz sein,
Des Phidias froher, künstlerischer Erbe!
Ist's auch ein Sklave des Enterbten nur,
Der Dich so reich beschenkt!

Skopas.

Laß ihn gewähren!
Ich weiß schon, was mir zukommt, was den Andern.
Mißgönn' ihm nicht der Jugend süßes Vorrecht,
In Lob und Tadel ungerecht zu sein.
Das maßvoll weise, wohlerwog'ne Urtheil,
Das aufmerksam nach allen Seiten späht
Und dies bedenkt und das und jenes noch,
Mit Vorbehalt nur preist, behutsam rügt, —
So mag's und soll's das reife Alter fällen.
Unbändig, maßlos darf die Jugend sein.
Jugend vergeude lustig Kraft und Stoff,
Das Alter schafft von selbst sparsam're Wirthschaft.
Dem Füllen, das die Hecken überspringt,
Wirft Kronos doch die Schling' und fängt es ein.

Agathon.

Gepriesen sei Apoll, daß unsre Kunst
Nicht blos für junge Pferd' und Esel da ist.

Skopas.

Ich kenne keine höh're Künstlerfreude,
Als der Begeist'rung reines, heil'ges Feuer
In jugendlichen Herzen zu entflammen.
(Zu Praxiteles.)
Tritt näher, Jüngling! . . . Wo stand Deine Wiege?

Praxiteles.

Ich bin ein Kind des Felseneilands Melos.

Skopas.

Unfrei bist Du geboren?

Praxiteles (leise).

Ja, ein Sklave.

Skopas.

Treibst Du schon lang' die Bildnerei?

Praxiteles.

So lange
Ich denken kann, und immer, wenn ich durfte.

Skopas.

Hast eines Meisters Werkstatt Du besucht?

Praxiteles.

Nein, was ich kann, mußt' ich mich selber lehren.
Doch jetzt, da mich die güt'ge Göttin hier
Im Haus des Herrn den Künstler finden ließ,
Jetzt wird man, hoff' ich, mir die Wege weisen,
Die sicher, ob auch steil, zur Höhe führen.

Skopas (auf das Gefäß weisend).

Ich sah dies art'ge Werk von Deiner Hand.
Hast auch in Größerm Du Dich schon versucht?
Im Bilden menschlicher Gestalten?
(Praxiteles schweigt verlegen.)
Nun?

Praxiteles.

Ja, das wohl auch . . .

Skopas.

Hast Du Entwürfe drüben
In Deiner Werkstatt? Darfst sie ruhig zeigen . . .
Besorge nicht ein kränkend herbes Urtheil!
Das gute Wort beflügle frohe That.
Komm', junger Freund!

Praxiteles (sehr befangen).

Vergieb mir, edler Herr!
Ich fühle wohl, wie gut Du's mit mir meinst,
Und Deine Gunst beglückt mich namenlos!
Bewahr' sie mir! Und laß mich bald, o Meister,

Als dankbarsten der Schüler Dich verehren.
Doch heute . . .

(Er stockt.)

Herr . . . verlange nicht zu schauen,
Was jene Bretter dort dem Blick entziehn . . .

(Warm.)

Ich bitte, ich beschwöre Dich . . . nicht heute!

Skopas (den Kopf schüttelnd).

Seltsam!

(Zu Praxiteles.)

Warum nicht heut? Das Ungefüge,
Das noch Unfertige verwirrt mich nicht.

Praxiteles (frei).

Das würde mich nicht schrecken.

(Zögernd.)

Aber . . .

Skopas.

Aber?

Praxiteles (geheimnißvoll).

Die Göttin nur kann Stund' und Tag bestimmen,
Da ich das von ihr selbst geweihte Werk
Dem Blick der Sterblichen darbieten darf.

Skopas (für sich).

Seltsam!

Agathon
(der lächelnd zugehört hat, halblaut zu Skopas).

Paß auf, jetzt wird er ganz verrückt.

Skopas
(auf Agathons Bemerkung gar nicht achtend, zu Praxiteles).

Die Göttin?

Praxiteles (schwärmend).

Aphrodite schwebt heran,
Sie selbst, kein Trugbild überhitzter Sinne,
Sie träufelt Balsam in mein wundes Herz
Und flüstert Worte göttlichster Verheißung,
Und lächelnd, staunend schaut sie auf mein Bildwerk . . .
„Verbirg's," so haucht sie, „bis ich selbst es löse
Aus seines Kerkers Nacht zu sonn'ger Freiheit . . ."
Und siehe da, der Stein belebt sich, strahlt,

Als sei in ihm gebannt der Schönheit Abglanz.
Ein Wunder war's . . . ich zitterte und bebte . . .
Ich sah mich schaudernd um . . . ich war allein . . .
Ich sah ihr Kommen nicht und nicht ihr Schwinden.

Agathon.

So ist wohl gar dies gottgeweihte Werk
Das Bild der Aphrodite?

Praxiteles.

Ja . . . und nein!
Für mich ist es das Weib, das liebende,
Und das geliebte Weib . . .
(Schwärmend.)
Du bist es, Chloe,
Die fern am Strand des meerumrauschten Melos
Des Liebsten harrt, der jetzt Dein Sklave ist.

Agathon.

Das Bild der Freundin also?

Praxiteles.

Nein . . . und ja!
Nicht knechtisch formt' ich ihre Züge ab . . .
Wie meines Herzens Aug' sie vor mir sah,
So mußte sie auch meine Hand gestalten.
Magst Aphrodite, Chloe, Helena
Sie nennen — wozu sich am Namen halten? . . .
Frei bis zur Hüfte, ungezwung'ner Haltung,
Auf schlankem Hals das kleine Köpfchen neigend,
Sich stützend auf den rechten Fuß, — im Uebrigen
Züchtig umhüllt von linnener Gewandung, —
Anmuthig, herrlich, stolz, zutraulich, streng,
Geheim begehrend und doch keusch versagend,
So sah, so seh' ich sie, so steht sie da.
Hat sie die lose Hülle abgeworfen,
Um Kühlung suchend nun im Bad zu plätschern?
Ist sie des Meeres Fluthen erst entstiegen?
Verhüllt sie sich? — Ich weiß es selber nicht!
Was kümmert mich, ob so, ob so, ob anders!
Nach süßer Anmuth nur strebt meine Kunst,
Nur Schönheit lechzt mein liebedürstend Herz,
Nur holde Weiblichkeit ersehnt mein Sinn —
Mit allen Sinnen fühl' ich nur — das Weib,

Geheim begehrend und doch keusch versagend . . .
So seh', so sah ich sie, so stand sie da,
Sie — Chloe, Aphrodite, Helena!

Skopas
(mit freundlichem Lächeln).

So wird man also warten müssen, bis
Die Göttin selbst das Heiligthum erschließt
Und Deiner Kunst Geheimniß offenbart . . .
(Gemüthlich.)
Einstweilen, junger Freund, besuche mich
In meiner Werkstatt. Sieh Dir einmal an,
Wie unsereins nach weniger hehrem Vorbild,
Nach von der Straße aufgeles'nen Menschen
Das Göttergleiche zu gestalten trachtet.
Es mag Dich reizen, mit mir's zu versuchen . . .
Des Einen Beispiel spornt den Andern an,
Und, wechselseitig strebend, lernen Beide.
Wir kneten dann und meißeln um die Wette . . .
Dein Herr, mein Freund, wird Dir schon Urlaub geben.

Praxiteles (feurig).

Hab' Dank, aus tiefbewegter Seele Dank!

Agathon.

Was? Gleich so hoch hinaus?! Zu Phidias' Erben?
Gleich in die Meisterschule? Sollt' der Sklave
Bei weniger berühmtem Künstler nicht
Noch Manches lernen können?

Praxiteles (verlegen).

Herr . . . Du weißt . . .

Agathon (herrisch).

Schon gut! . . . Du bist entlassen! . . . An die Arbeit!
(Sarkastisch.)
Zurück in's Heiligthum! Vielleicht harrt Deiner
Die Göttin . . . säume nicht!

Praxiteles
(in entschuldigendem Tone).

Herr! . . .
(Agathon wendet sich ab und sieht sich nach Klytia um.)

Skopas (gemüthlich).

Bis zur Schwelle

Geleit' ich Dich . . .

(Bewegung Praxiteles'.)

Nicht weiter! . . . Komm!

Agathon

(den Davongehenden achselzuckend nachblickend).

Der Tropf!

(Skopas und Praxiteles begeben sich langsam im Gespräch durch den Garten nach dem Bretterbau, wo Skopas sich herzlich von Praxiteles verabschiedet. Praxiteles dankt ehrerbietig und tritt dann in die Werkstatt ein. Währenddem spielt sich in der Halle das Folgende ab.)

Agathon

(nachdem er Klytia vergeblich gesucht hat).

Doch wo ist Klytia?

Philemon.

Klytia ist verschwunden.

Agathon.

Das seh' ich wohl, und darum frag' ich eben.

Philemon.

Bei wohlbesetzter Tafel frag' mich nicht
Nach Leuten, die da kommen, gehen, weiß ich's?
Ich sehe mich nicht um . . .

Perikleitos.

Ich höre nichts,
Wenn ich den Becher an die Lippen führe.

Midias

(tritt an Agathon heran, boshaft).

Du hast wohl Recht: die Göttin wartet drüben . . .

Agathon (erstaunt).

Wie meinst Du?

Midias.

Nun . . . ich denke mir mein Theil.

Agathon (ungeduldig).

So sprich!

Midias (unterwürfig).

Ich möchte nicht, ich armer Sklave,
Ein einzig Wörtlein sagen, das den besten Herrn
Verstimmen könnte . . .

Agathon (noch ungeduldiger).

Wirst Du reden, Schurke!

Midias.

Nun denn . . . bei aller schuld'gen Ehrerbietung,
Die ich des Hauses Freunden stets erweise,
Möcht' ich doch glauben, Deine Freundin Klytia,
Die allzu knapp Dir ihre Huld bemißt,
Vergeudet sie dort drüben . . .

Agathon (auffahrend).

Bist Du toll?
Hast heimlich Du, hast Du zuviel getrunken?

Midias.

Ich bin bei Sinnen, Herr, und völlig nüchtern!
Ich hab's gesehn, gesehn mit meinen Augen . . .
Vor wen'gen Tagen war's . . . im Zwielicht . . .
(Stockt.)

Agathon.

Nun?

Midias.

Gesehn, wie er zu Klytias Füßen lag,
Der aufgeblas'ne Schelm, Dein Liebling, Herr,
Der Seinesgleichen, uns, wie Pack behandelt!
Gesehn, wie Klytia gütig sich ihm neigte,
Holdselig lächelnd ihm den Scheitel küßte . . .

Agathon (außer sich).

Du rasest, Schurke!

Midias (kriechend).

Herr, ich hab's gesehn!

Agathon.

Lügst Du, laß ich Dich peitschen! Sprichst Du wahr,
Soll ihm die Geißel über'n Rücken sausen,
Bis er vergessen, daß ihn Klytia küßte!

Midias.

Das wird dem übermüth'gen Fant nur frommen!
(Entfernt sich auf eine Handbewegung Agathons.)

Agathon.

Bei allen Göttern! Ja, dann soll er's büßen!
Was ich mit heißem Fleh'n, gluthvollen Bitten,
Unwürd'gem Winseln, süßen Schmeichelworten,
Was sinnlos drohend, sinnlos auch verheißend,
Ich nie erwerben konnte: Klytias Gunst —
Ihm, ihm sollt' in den Schooß sie fallen? Ihm?
Der Sklave sollte des Gebieters spotten?
Gemach! — Wir reden noch ein Wort zusammen! — —

Philemon.

's wird Zeit, die Tafel endlich aufzuheben.
Ich klett're zur Akropolis hinan.
Komm mit, Bewegung fördert die Verdauung.

Perikleitos.

Nach gutem Schmause lob' ich mir die Ruhe,
Und Arbeit zwischen Mahl und Mahl bekommt nicht.
Ich strecke mich auf's Polster!

Philemon.

O Du Schlemmer!

Perikleitos (zu Agathon).

Die Götter schützen Dich!

Agathon.

Gehabt Euch wohl!

(Agathon verabschiedet sich von den Beiden, die die Stufen zum Garten hinabsteigen und auf dem breiteren Mittelweg dem Ausgange im Hintergrunde zu gehen. Dort trennen sich die Beiden, der Eine geht nach rechts, der Andere nach links ab.)

Siebente Scene.

Agathon in der Halle. **Skopas** im Garten bei den Cypressen unweit des Bretterhaus. Bald darauf tritt **Klytia** aus dem Gebüsch hervor.

Agathon (hinüberspähend).

Im Laub ein heller Schimmer? . . . Skopas wartet?
Praxiteles ist fort? — Hah! Sollte wirklich . . .
(Plötzlich abbrechend, in ganz verändertem Tone.)
O Wahnsinn! Blöde, eifersücht'ge Tollheit!
Klytia die Buhle meines Sklaven? Skopas
Der Hüter frevler Heimlichkeiten? . . . Pfui!
Ich schäme mich des schmählichen Verdachts!

Dem neiderfüllten, giftgeschwoll'nen Lump,
Der, die Verleumdung sacht in's Ohr mir zischelnd,
Den Argwohn wecken wollte, zahl' ich's heim! . . .
(Warm.)
Da naht sie! Klytia! O wie ist sie schön!
O wie verderblich schön! . . . Sie gängelt mich,
Den starken Mann, wie ein gebrechlich Kind!
Ihr Spielzeug bin ich, schlaff und willenlos!
Weshalb mußt' gerade ich, der Vielgeries'ne,
In ihrer Anmuth Netzen mich verfangen,
Elend verzappelnd wie ein dummer Gimpel?
(Nach kurzer Ueberlegung.)
Am besten ist's, ich sag' ihr Alles selbst . . .
Zwar wird sie mich verspotten und verlachen . . .
Sei's drum! Für meine Thorheit will ich büßen.
(Klytia ist jetzt aufgetreten. Skopas ist ihr entgegengegangen. Agathon tritt an die Beiden heran.)

Klytia (freundlich).
Hah, Agathon? . . . Dich kann ich jetzt nicht brauchen . . .
Dem Skopas hab' ich etwas zu vertrau'n,
Das keines Dritten Ohr erlauschen darf . . .
Als art'ger Wirth hast Du das Feld zu räumen.

Agathon (kleinlaut).
Ich wollte just Gehör von Dir erbitten . . .

Klytia (immer freundlich).
Ein andermal! Jetzt nicht!

Agathon.
Mir liegt daran . . .

Klytia.
Mir liegt daran, daß Du uns jetzt verläßt . . .
Wenn Du's nicht vorziehst, daß wir Dich verlassen.
Skopas begleitet mich, und unterwegs . . .

Agathon.
Nein, nein! Du bist hier unbeschränkte Herrin!
Ich gehe schon . . .
(Er wendet sich zum Gehen, bleibt stehen.)
Doch später?

Klytia
(ihn lustig mit der Hand grüßend).
Später? Gern!

Agathon
(zu Skopas, dem er die Hand drückt).
Du Glücklicher!
(Während er die Stufen hinansteigt.)
So werd' ich fortgeschickt!
(Er geht langsam durch die Halle ab.)

Achte Scene.

Klytia. Skopas.

Skopas.
Neugierig hast Du mich gemacht! . . . Was ist's denn?

Klytia.
Du hast Praxiteles gesprochen?

Skopas.
Ja.

Klytia.
Hat er erzählt, wie Aphrodite ihm
Erschienen?

Skopas.
Ja.

Klytia.
Und ahnst Du ungefähr?

Skopas.
Wie sollt' ich?

Klytia.
Nun, so höre! . . . Als wir neulich
Bei Dikon, unserm Nachbarn, gegen Abend
Uns trafen . . .

Skopas.
Lächeltest Du sonderbar . . .
Ich fragte Dich, doch Du gabst keine Antwort.

Klytia.
Den Weg zu kürzen, war ich durch den Garten
Des Agathon gegangen . . . Plötzlich hört' ich
Seltsame Laute . . . wie vom Schaugerüst,

Das dröhnend vom Kothurne widerhallt:
Inbrünst'ges Flehen, lautes Jammern, Schluchzen . . .
Sacht schlich ich näher, vom Gebüsch versteckt,
Und lauschte . . . Rührend war's und herzergreifend!
Der Jüngling, den Du sahst, lag hier am Boden,
Er glaubte sich allein — und schmerzdurchwühlt
Rief er die Götter an, beschwor die Atropos,
Des Jammerlebens Fadens zu zerschneiden.
Er sei ein elend Ding, das man verschach're;
Man hab' ihn aufgepackt, hab' ihn verladen,
Hierher befördert und verkauft; man habe
Der Heimat ihn entrissen, seinen Lieben
Und seiner Liebsten: Chloe! Bei dem Namen
Schrie er laut auf und weinte bitterlich,
Und wild verzweifelnd schlug er seine Brust.
„Dich wollt' ich halten, Deine Züge bannen,"
So rief er jammernd, „doch der spröde Stein,
Den ich mit Liebesgluth erwärmen wollte,
Blieb kalt und starr . . . Ich fühl's: ich bin ein Pfuscher! . . .
Nein, meine süße Chloe bist Du nimmer!
Ein Bildwerk bist Du nur, wie andre mehr!" — —
Nun sah ich erst, wem diese Worte galten:
In jenem Häuschen, dessen Thür weit offen,
Da stand, vom Zwielicht zauberhaft umleuchtet,
Ein göttlich Weib, wie ich noch keines sah! . . .
(Nicht kümmert mich, was Ihr darüber denkt,
Ihr Herren von der Kunst!) . . . Mich überlief
Ein süßer Schauer weihevoller Andacht,
Stille Beseligung, ein Wohlgefühl,
So feierlich, so fromm, so mild und lieb,
Wie es mein Herz noch nie zuvor empfunden . . .
Und Er? . . . Er schmähte dieses Götterweib
In seinem hoffnungslosen wilden Schmerze!
„O Aphrodite!" schrie er, „ist es wahr,
Bist Du der Liebe Göttin und der Schönheit,
So zeig' dem Liebetrunk'nen, Schönheitsdurst'gen,
Daß Du noch Wunder wirkst! . . . O Aphrodite!
Sei gnädig meinem Schmerze! Gieb mir Chloe,
Die heißgeliebte Freundin meiner Kindheit!
Durchhauch' den Stein mit ihrer keuschen Anmuth!
Erhöre mich! Du liebste, schönste Göttin!"
Da trat ich still hervor . . . Das Sonnengold
Umwehte sanft des Marmors kalte Blässe . . .

Der Jüngling sah's, wie sich das Bild belebte . . .
Der Wirkung Ursach' suchend, wandt' er sich . . .
Da fiel sein Blick auf mich, da sank er nieder,
Anbetend rief er: „Aphrodite Heil!"
Nicht müß'ge Laune war es, die mich lockte,
Den Wahn des Jünglings liebevoll zu schonen,
Und Aphrodite wird mir's gern vergeben,
Daß ich den holden Irrthum nicht zerstörte,
Ihm Chloes Herz und ew'gen Ruhm verhieß . . .
Dann, während in den Staub die Stirn er drückte,
Schlich ich davon — zu Dikon, unserm Nachbarn.

Skopas.

Welch seltsam Abenteuer! . . . Aber, Klytia,
Hast Du nicht viel versprochen? Nicht zu viel?
Das Herz der Chloe? Ew'gen Künstlerruhm?

Klytia.

Den Ruhm wird sich der Künstler selbst erringen,
Und aus der Göttin Hand empfang' er Chloe!
O zweifle nicht an Aphroditens Macht,
Die mich zu ihrem Werkzeug hat erkoren!
Sie löst das Wort, das ich dem Jüngling gab.
Was, einer Eingebung der Göttin folgend,
Ich ihm verhieß, sie führt es treulich aus:
Von Melos' Strand hat sie hierher geleitet
Die Jungfrau, die sein Herz so heiß begehrt.
Das furchtsam blonde Kind, das heut Panurgos
Dem Agathon zum Kauf bot — Chloe ist's!
Chloe von Melos . . . Frage nicht! Ich weiß es . . .
Ich hatt' am Bild das Urbild schon erkannt.

Skopas (bewegt).

Die Götter lieben traun Praxiteles!

Klytia (in tosender Befangenheit).

Und nun kommt meine Bitte groß und schwer!
Eil' zu Panurg sogleich, noch schwebt der Handel,
Was er auch ford're, kaufe mir die Sklavin,
Schenk' sie mir dann, — nein, schenk' sie Aphroditen,
Daß sie die jungen Herzen froh vereine.

Skopas (freudig).

Eh Du ihn sprachst, war schon Dein Wunsch erfüllt!

Klytia.
(die Augen niederschlagend).
Nie würde ich so kühn zu bitten wagen,
Wenn mir mein Herz nicht sagte, daß ich's darf.
(Leise.)
Das Glück der Beiden sei mein Brautgeschenk!

Skopas
(sie in seine Arme schließend).
O Klytia! Klytia!

Klytia.
Heißgeliebter Freund!

Skopas.
So liebst Du mich?

Klytia.
Ich liebte Dich von je!

Skopas.
Verheißender ward nie ein Bund geschlossen:
Auf Andrer Glück baut sich das unsre auf . . .

Klytia
(sich freundlich aus der Umarmung losmachend, im Tone herzlichster Mahnung).
Geliebter . . .

Skopas.
Nun?

Klytia (leise).
Der Sonnenwagen sinkt . . .

Skopas (lächelnd).
Dein Brautgeschenk? . . . Ich eile . . .
(Er schließt Klytia noch einmal in die Arme und eilt dann dem Ausgang zu.)

Klytia (ihm nachrufend).
Skopas!

Skopas (wendet sich, kehrt um).
Klytia?

Klytia.
Ein Stückchen Wegs könnt' ich Dich wohl begleiten? . . .

Skopas
(freudig, die Hand um ihre Hüfte legend).
Ein Stückchen? Nein! Den Weg durch's ganze Leben!

Neunte Szene.

Die Vorigen. Agathon.

(Als sich die Beiden in lustigster Stimmung nach dem Hintergrunde wenden, erscheint Agathon in der Halle und ruft ihnen nach.)

Agathon.
Scheucht' ich Euch auf? Ihr flattert ja davon
Wie Tauben in der Sonne! Bleibt, ich bitt' Euch!

Skopas (lustig).
Wir kommen wieder!

Agathon.
Doch wohin des Flugs?

Klytia.
Zum bösen Vogelsteller.

Agathon.
Wie?

Klytia.
Wir wollen
Des Käfigs Thür noch einem Täubchen öffnen!
(Sie gehen heiter ab — Mitte des Hintergrunds. Agathon blickt ihnen kopfschüttelnd nach.)

Agathon.
Fort sind sie . . . Ungelöst bleibt noch das Räthsel,
Und ungestillt mein ungestüm Verlangen! . . .
Wem glauben? . . . Midias schwört bei allen Göttern,
Das, was unmöglich ist, sei volle Wahrheit!
Mit laut erhob'ner Stimme, ohne Zagen,
Will er vor mir Praxiteles und Klytia
Deß, was er mir berichtet hat, verklagen,
Und wenn ich ihn zu Tode peitschen ließe! . . .
Ob sie in übermüth'ger Weiberlaune
Ihm gab, was sie dem Künstler, mir, versagte?
Dem Stümper für sein „gottgeweihtes" Werk
Die Schönheit ihrer edlen Züge lieh?

Undenkbar!

(Er ist sinnend hinübergegangen nach der alten Werkstatt.)

Denkbar ist bei Weibern Alles!

Ich will's erkunden . . .

(Er klopft an die geschlossene Thür.)

He, Praxiteles!

Zehnte Scene.

Agathon. Praxiteles.

Praxiteles (noch im Hause).

Wer ruft?

Agathon (ungeduldig).

Oeffne sogleich! Ich bin's! Dein Herr!

Praxiteles

(hat geöffnet, bleibt in der Thürspalte stehen).

Und was befiehlt mein güt'ger Herr?

Agathon (ihm entgegentretend).

Gieb Raum!

Praxiteles (erschrocken).

Du wolltest? . . . Nein, das wirst Du nicht begehren . . .

Agathon.

Bist Du von Sinnen? Was? Mir weigerst Du
Den Eintritt? Mir? Pack' Dich, elender Sklave!

Praxiteles (fährt zusammen).

Ich bin Dein Sklave, habe nichts zu weigern . . .
Doch diese Thür verschloß die Göttin selbst.

(Eindringlich, nicht laut.)

Die Göttin straft den Frevler, der ihr trotzt.

Agathon.

Ich rathe Dir, mein Bürschchen, fürchte mehr
Den Zorn des Herrn, als ich den Zorn der Götter!

(Er schiebt unwirsch Praxiteles bei Seite und tritt hinter den Vorhang, der sich wieder schließt. Praxiteles stürzt mit dumpfem Schrei nach vorn.)

Praxiteles.

(auf den Knieen, inbrünstig).

Erhabne, Lichtumflossne, Fluthentrauschte!
Treu hab' ich Dein Gebot erfüllen wollen,

Ich hab' es nicht vermocht, — ich bin ein Nichts,
Ein willenloser Sklave! — Wär' ich frei,
O wär' ich frei, wie furchtbar würd' ich rächen
Die lästerliche Unthat! . . . Wär' ich frei!
(Er hat die Augen mit der Hand bedeckt und bebt vor Erregung.)

Agathon
(tritt aus dem Vorhang hervor, noch oben, in wahrer Ergriffenheit).

O herrlich! Herrlich! Unbegreiflich schön!
(Er tritt an Praxiteles heran, legt ihm die Hand auf die Schulter. Praxiteles fährt zusammen und erhebt sich. Agathon beherrscht seine Erregung und sagt gutmüthig.)
Weshalb verbirgst Du, Narr, wie eine Schande
Die fleiß'ge Arbeit, die recht lobenswerth
Und stellenweise ganz gelungen ist?
Zwar ist der Kopf zu klein, der Hals zu lang,
Und viel zu kurz der Rumpf . . . doch die Bewegung
Ist gar nicht übel, ist sogar . . . empfunden . . .
Kurzum: es läßt sich etwas daraus machen! . . .
(Mit anderm Tone.)
Und nun, ein ernstes Wort, Praxiteles!
Hat nie das Auge eines Sterblichen
Das Bildwerk dort erblickt, wie Du es sagtest?
Besinne Dich, eh' Du mir Antwort giebst.

Praxiteles (dumpf).

Ich brauche mich nicht zu besinnen, Herr.
Vor Euch hat keines Menschen Auge je
Das Bildwerk dort erblickt.

Agathon.

So schwör's!

Praxiteles
(seinen Unwillen beherrschend).

Ich schwöre.

Agathon.

Bei Aphroditen schwör's!

Praxiteles (wie oben).

Bei Aphroditen!

Agathon
(nachdem er mit dem Kopf zustimmend genickt hat, nach kurzer Pause).

Als güt'ger Herr will ich mich Dir erweisen.

Das Werk ist mein!

(Praxiteles fährt zusammen.)

Wie Alles, was Du schaffst.

(Praxiteles senkt den Kopf.)

Ich könnt's Dir nehmen, könnt's verschenken, könnt' es
Verkaufen, könnt's zerschlagen — es ist mein!
Doch fürchte nichts! Ich bin Dein güt'ger Herr!

(Leiser und eindringlicher.)

Und wahrst Du das Geheimniß, schwörst Du mir
Beim Donn'rer Zeus, des Meineids grausem Rächer,
Daß Deine Zunge niemals, nie verrathe,
Wer jenes Bildniß schuf, daß nicht Gewalt,
Nicht List Dir das Geständniß je entlocke, —
Schwörst Du's beim Zeus, dem furchtbarsten der Götter,

(Laut.)

So schenk' ich Dir die Freiheit, Sklave!

Praxiteles
(taumelt fassungslos zurück).

Wie?

Agathon (gemüthlich).

Mit Allem, was Du brauchst, statt' ich Dich aus,
Das nächste Schiff kann Dich nach Melos bringen.

Praxiteles
(noch immer wie betäubt, in großer Erregung).

Die Freiheit? Freiheit?

Agathon (lächelnd).

Sieh', wie gut ich bin!

Praxiteles
(in hellen Jubel ausbrechend).

Die Freiheit! . . . Nimm das Bild und meinen Schwur!
Jetzt erst versteh' ich Deiner Worte Sinn,
O Aphrodite! Du hältst treulich Wort!
Die Freiheit hab' ich! Das ist Ruhm und Chloe!

Agathon (ernst).

So schwöre denn!

Praxiteles (feierlich).

Beim großen Sohn des Kronos,
Der Meineid straft, — ich schwör's: von jenem Werke,
In das ich meines Wesens Bestes senkte:
Des Menschen Liebe und des Künstlers Ehrgeiz,

Sag' ich mich los, ich kenn' es fürder nicht;
Nie soll ein Wort, nie soll ein Blick verrathen,
Daß diese Hand es schuf! — Ich schwör's beim Zeus!

Agathon.

Hier meine Hand, die nur dem freien Mann
Der Freie reicht! Der Handschlag bricht die Kette.
Nun bist Du frei!

Praxiteles
(stürmisch bewegt, halb jubelnd, halb in Thränen).

Ich faß' es kaum! . . . Vergieb mir,
Wenn meines Jubels erster Ausbruch nun
Wehmüthig nachhallt . . . Ich verliere viel . . .
Mehr als Du glaubst . . . Die sanfte Trösterin,
Die meine Sehnsucht stillte . . . Doch es sei!
Wird auch aus Schmerz die Freiheit mir geboren,
's ist doch die Freiheit! . . . Edler, güt'ger Herr!
Du zürnst mir nicht, wenn in den heißen Dank
Für unbegreiflich herrlichen Gewinn
Die Thräne um das mir Verlorne rinnt . . .
Bald, bald sollst Du mit mir zufrieden sein!
(Er wendet sich ab, um seine Thränen vor Agathon zu verbergen.)

Agathon
(macht einige Schritte auf die alte Werkstatt zu, bleibt stehen).

Was dämpft den Jubel, der sich in mir regt?
Darf man mich tadeln? Thu' ich Unrecht?
(Energisch.)

Nein!

(In bewegtem Tone, leidenschaftlich.)

Das Ziel, das schon in frühsten Jugendjahren
Allein erstrebenswerth mir schien, — das Ziel,
Das leuchtend, doch ungreifbar, meiner spottend,
Dem Irrwisch gleich, der ob dem Sumpfe tanzt,
Mich immer lockte, immer auch betrog, —
Nun ist's erreicht mit einem kühnen Sprunge!
Der Ruhm! Ich halt' ihn fest! — Da sollt' ich zaudern?
Mattherzig feige Grübelei, fahr' hin!
Ich kürze keines Andern Recht, der Sklave
Ist rechtlos, raube keines Andern Gut,
Des Sklaven Eigenthum gehört dem Herrn.
Mein sind die Früchte, die mein Acker trägt!
Mit meinem Werkzeug ward mein Stein gemeißelt
Von meiner Hand! Mein ist der Leib und mein

Die Seele dessen, der das Bildwerk schuf! . . .
Und überdies . . . noch Vieles ist zu bessern! . . .
Erst ich geb' ihm den letzten feinen Schliff . . .
Das Werk, das ohnehin schon mir gehört,
Durch eig'ne Kunst erwerb' ich's mir erst recht . . .
Nun, Meister Skopas, wollen wir uns messen.
(Er will sich nach links wenden.)

Elfte Szene.

Die Vorigen. Chloe.

Agathon
(zu Chloe, die von rechts vorn mit einem Körbchen kommt).
Was willst Du, Mädchen?

Chloe.
Blumen soll ich pflücken
Zum Schmuck des Saals.

Agathon.
Wohlan, hier blühen Rosen.
(Während er Chloe an sich vorübergehen läßt und sie betrachtet, für sich.)
So tief hat sich das Bild mir eingeprägt,
Daß auch aus dieses Mädchens holden Zügen
Sein Widerschein mich anstrahlt . . . wundersam!
(Er betrachtet Chloe noch einen Augenblick. Sich aufraffend.)
Mich lockt's, mein Werk noch einmal zu betrachten.
(Er geht schnell nach links und tritt in den Bretterbau ein.)

Zwölfte Szene.

Chloe. Praxiteles.

Chloe
(Blumen pflückend und im Körbchen sammelnd, summt vor sich hin).
„Die Du thronst auf Blumen, o schaumgebor'ne
Tochter Zeus', listsinnende, hör' mich rufen,
Nicht in Schmach und bittrer Qual, o Göttin,
Laß mich erliegen."

Praxiteles
(der bei Seite getreten war, hinter die Halle, ohne jedoch den Blicken der Zuschauer völlig entrückt zu werden, kommt sinnend wieder nach vorn. Als er das sapphische Lied hört, bleibt er betroffen stehen. Seine Züge verklären sich in innigster Freude. Er jubelt auf).
Chloe!

Chloe
(tödtlich erschreckt, springt auf, läßt die Blumen fallen, wie erstarrt).
Ihr Götter!

Praxiteles (sie leidenschaftlich umfangend).
Heißgeliebte Freundin!

Chloe
(in seinen Armen, die Augen schließend, schaudernd).
O würd' ich nie geweckt aus sel'gem Traum!

Praxiteles (selig).
Es ist kein Traum! Ich bin's! Ich bin es wirklich!
Fühl' hier an meiner Brust das warme Leben
Und meines Herzens Schlag!

Chloe (hauchend).
O! ich vergehe!
Du mein Geliebter!

Praxiteles.
Liebes, süßes Mädchen!

Chloe.
Doch welch ein Wunder? . . .

Praxiteles.
Ja, ein Wunder ist's!
Doch wundert es mich nicht. Die Göttin selbst
Hat mir's gekündet!

Chloe.
Ewig bist Du mein!
Und ewig bin ich auch die Deine!

Praxiteles.
Chloe!
Vor Dir, o Mädchen, steht ein freier Mann,
Wir kehren heim zum fluthbespülten Melos . . .

Chloe.
Weh mir! So weißt Du nicht? . . .

Praxiteles.
Was soll ich wissen?

Chloe.

Daß man als Sklavin mich verkauft hat . . .

Praxiteles (aufschreiend).

Wem?

Chloe.

Hier dem Gebieter . . .

Praxiteles (freudig).

Agathon?

Chloe.

Du sagst es!

Praxiteles.

O dann ist Alles gut! Den Göttern Dank!
Vertraue mir, wie ich ihm ganz vertraue!
Der mir die Kette sprengte, löst sie Dir.
O zittre nicht! Wir leben und wir sterben
Nur unserm Glück, nur unsrer jungen Liebe . . .
Sieh lächelnd mir in's Auge! Küsse mich!
(Die Liebenden umschlingen sich zärtlich.)

Dreizehnte Szene.

Die Vorigen. Agathon.

Agathon
(der aus dem Vorhang hervortritt, auf's Aeußerste überrascht, als er die Beiden erblickt, zornig).

Heda! Hier ist kein Heim für freche Buhlen!
Wer unterfängt sich hier, des Hauses Zucht
Und Sitte schamlos zu verletzen?

Praxiteles.

Herr!
Mißdeute nicht den keuschen Liebesgruß!
Die Jungfrau, die hier bebend vor Dir steht,
Ist meiner Seele liebste Freundin, Chloe . . .
Du hast mich überreich beschenkt, Du wirst
Die eigne Gabe nicht verkümmern wollen:
Nicht mich zu tödten, machtest Du mich frei . . .
Und was ist Leben, Freiheit, ohne Chloe?
Freiheit ist Knechtschaft, Leben Todesqual! —

So sink' ich vor Dir nieder in den Staub,
Umklamm're Deine Knie' und fleh' Dich an:
O gieb sie frei und laß sie mit mir ziehn!

Agathon (verächtlich).
Steh' auf! Verweg'ner! Dank' es meiner Langmuth,
Daß nur mein Lächeln Deine Frechheit straft.

Praxiteles.
Wenn Du mich schmähst, kannst Du mich nicht begreifen ...
Was ich von Dir erbitte, ist: mein Leben!

Agathon.
Steh auf! Du bist ein überspannter Narr!

Praxiteles (inständiger).
Wie immerdar mein Busen nach ihr bangte,
Du weißt es, klagend hab' ich's Dir vertraut.
(Leiser.)
Nun hast Du auch gesehn, wie meine Liebe,
Wie meine Sehnsucht nach der fernen Freundin
Den kalten Stein durchglühte und belebte ...

Agathon (für sich).
Ja, ja! Ihr Bildniß ist's! ... Hah! um so besser!
(Sich an Praxiteles wendend, schroff und höhnisch.)
Weß unterfängst Du Dich, Du eitler Geck?
Meinst Du, ich hätt' die Sklavin mir erstanden,
Um sie dem Bettler an den Hals zu werfen?

Praxiteles.
Nicht ein Geschenk erbettl' ich ... zahlen will ich,
Wie ich's vermag ... mit meiner Kunst ...

Agathon.
Genug,
Daß meine Großmuth Dir die Freiheit schenkte!

Praxiteles (selbstbewußt).
Geschenkt? Ich hab' die Freiheit mir erkauft!
(Leiser.)
Du kennst den Kaufpreis!

Agathon (wüthend).
Schweig', Verwegener!

Beim ersten Laut des Treubruchs stirbt dies Mädchen!
Ich bin ihr Herr! Herr über Tod und Leben! . . .
Du gehst! Das Mädchen bleibt!
(Spöttisch.)
Ich suchte längst
Für meine Kunst ein frisches Kind wie dieses,
Just diese schwellend jugendlichen Formen . . .
Was Deine Liebessehnsucht ahnend sah,
Mit meinen Augen werd' ich's wirklich schauen.

Praxiteles (außer sich).

Du wolltest . . .

Agathon (kalt).

Was ich will, soll Dich nicht kümmern.

Praxiteles.

Ich duld' es nicht! Ich duld' es nimmermehr!

Agathon.

Mach' Dich davon! Hier hast Du nichts zu suchen!
Fort! Trolle Dich! Gehst Du nicht willig, laß ich
Mit meinen Kötern Dich vom Hofe hetzen!

Praxiteles (verzweifelt).

Laß mich zerreißen! Und zertrümm're auch
Dies hold Gebild! Besudle seine Reinheit!
Frisch auf! An's Werk! Zerstampfe, schände, tödte!
(Rasend.)
Doch dann — bei Zeus, dem Rächer großen Frevels! —
Will ich zertrümmernd Dein Genosse sein!
Rasend wie Du, zerschlag' auch ich, was mein!
(Er stürzt wie wahnsinnig in die alte Werkstatt. Man hört dumpfe Hammerschläge und das Gepolter der auf den Boden aufschlagenden Steine.)

Agathon
(ist wie erstarrt stehen geblieben. Plötzlich fährt er auf und stürzt Praxiteles nach. Er hebt den Vorhang ein wenig und taumelt entsetzt zurück).

Hah! Bube! Wahnbesess'ner Bube! Grauenvoll!
Er ist von Sinnen.
(Er läuft wie wahnsinnig nach dem Hintergrunde, nach der Halle, und schreit.)
Midias! Philetairos!
Hippomachos! Herbei! Herbei! Ihr Alle!
Fesselt den Rasenden mit stärksten Stricken!
Wahnwitzig schnöde, fürchterliche That!

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Skopas. Dann **Midias** und **andere Sklaven.**
Schließlich **Klytia.**

Skopas
(der während der letzten Worte aufgetreten war, in höchstem Erstaunen über Agathons Erregung, ihm den Weg vertretend, beruhigend).

Was ist geschehn!

Agathon (verzweifelt).

Das furchtbar Unfaßbare!
Der Sklave hat im Wahn mein Werk zertrümmert.
(Die Sklaven sind inzwischen auf Agathons Ruf herbeigestürzt. Praxiteles, todtenbleich, erscheint vor dem Vorhang, den Hammer in der Hand, unbeweglich, wie erstarrt.)
Ergreift ihn! Bindet ihn! Peitscht ihn zu Tode!
(Die Sklaven wollen auf Praxiteles eindringen.)

Praxiteles
(wie erwachend, sich aufrichtend, den Hammer in der erhobenen Rechten).

Habt Ihr für Charons Nachen nicht das Fährgeld
Bereit, so rath' ich Euch: rührt mich nicht an!
(Alle weichen zurück. Er senkt den Hammer. Fast apathisch.)
Nun ist's geschehn! Da liegt mein Glück in Trümmern!

Klytia
(die erstaunte Zeugin der letzten Vorgänge gewesen ist, zu Skopas).

Was ist's?

Skopas (zu Agathon).

So sprich doch! Ich verstehe nicht . . .

Agathon (verzweifelt).

Es ist nicht zu verstehn! O wüster Frevel! . . .
Mein Bildwerk, das vor aller Welt verborgen
Ich heimlich schuf, von Ehrgeiz angespornt,
Vom Feuer der Begeist'rung heiß durchlodert,
Mit dem ich Dich froh in die Schranken rief
Und kühnlich Sieg im Wettkampf mir erhoffte —
Dies Werk, — der Bube hat's ruchlos zertrümmert!
Von wilder Eifersucht gepackt, daß ich dies Mädchen,
Das er die „Freundin seiner Seele" nennt,
Für meine Kunst mir nutzbar machen wollte,
Hat er sich rasend auf das Bild gestürzt . . .
Seht da! Noch hält die rohe Faust den Hammer,
Mit dem der Mörder meinen Ruhm zerschlug!!
(Zu den Sklaven, die scheu stehen geblieben waren.)

Was zagt Ihr, Memmen? Auf! Zerrt ihn herab!
Werft ihn zu Boden! Knebelt ihn!

Klytia (hervortretend).

Halt ein!

Praxiteles

(fährt betroffen zusammen, als er Klytia erblickt. Die Hände erhebend, in Verzückung).

Sie ist's! Die meerentstieg'ne Aphrodite!
(Er schleudert den Hammer von sich, tritt mit gesenktem Haupt an sie heran und kniet vor ihr nieder, wie anbetend.)
Du, Göttin, kannst allein die Fessel lösen,
Die mich umstrickt, erstickt . . .

Klytia (sanft lächelnd).

Kindlicher Wahn!
(Ihn aufrichtend.)
Sterblich bin ich, wie Du, Praxiteles!
Doch auch im Sterblichen wirkt Götterkraft.
Verscheucht' ich der Verzweiflung finst're Schatten,
Gab ich Dir Muth und Schaffensfreude wieder,
Verlieh mein Trost Dir Glauben an Dich selbst,
Und regte Dich mein Wort zu schöner That,
So war's die Göttin auch, die zu Dir sprach.

Agathon (entrüstet).

Ihn tröstest Du? Den Buben? Unerhört!
(Er stürzt nach der Werkstatt und reißt mit einem Ruck den Vorhang herunter.)
Schau her den Jammer gräßlicher Verstümmlung!
(Auf dunklem Hintergrunde in der natürlichen Umrahmung der an den Pfosten wuchernden Rosen und Myrthen ist die Venus sichtbar geworden, in herrlichster Beleuchtung der Abendsonne, in vollster Schönheit, so, wie wir sie kennen, ohne Arme, am Boden zerschlagene Steinstücke. Alle stehen von dem mächtigen Schauspiele überwältigt da.)

Skopas

(tief ergriffen, feierlich, leise).

Ha! — Auch im Sterblichen wirkt Götterkraft!
Ist dieses Wunder eines Menschen Werk?

Agathon.

O mehre nicht der Seele wilden Schmerz
Noch durch Bewund'rung! Elend nun . . . verstümmelt . . .

Skopas

(noch immer in begeisterter Anschauung).

Verstümmelt? Nein! Verherrlicht steht sie da!
Und wie die Perle aus zerbroch'ner Schale,

Glänzt hier aus Trümmern die vollkomm'ne Schönheit! —
(Sich an Agathon wendend, lächelnd.)
Und dies Dein Werk, mein Agathon? Dein Werk?
Du Mann des nüchtern Echten, dies Dein Werk?

Klytia
(jubelnd auf Praxiteles weisend).
Das ist der Meister!
(Auf Chloe, die in der Haltung des Bildes dasteht.)
Dies des Werkes Urbild!
(Zu Agathon.)
O, das Geheimniß war mir längst vertraut!

Agathon (schäumend).
So hat er mir gelogen! — Blut'ge Rache!
An meiner Sklavin nehm' ich blut'ge Rache!

Skopas (lächelnd).
An Deiner Sklavin?

Agathon.
(will auf Chloe eindringen.)
Ja, an dieser da!

Skopas (ihn zurückhaltend).
Panurg hat eines Andern sich besonnen.
Chloe ist mein! Hier ist der gilt'ge Kaufbrief!

Agathon.
Verrath!

Skopas (zu Klytia).
Chloe ist mein . . . ist Dein!

Klytia
(Chloe in Praxiteles' Arme führend).
Ist Dein!
(Praxiteles und Chloe sinken dankend zu Klytias Füßen. Klytia richtet sie auf.)
Nicht mir, nein, Aphroditen zollet Dank,
Die Eure Liebe schützt und Deine Kunst!
(Die Liebenden umfangen sich.)

Praxiteles.
O meine Chloe!

Chloe.
Einzig Du Geliebter!

Praxiteles
(im Ueberschwange zu Klytia).

O Göttin!

(Zu Skopas.)

Meister!

Skopas (lächelnd).

Meister nicht, Genosse!

Agathon (in dumpfem Brüten).

Verrathen und betrogen!

Klytia (gemächlich).

Fasse Dich!

Wenn Skopas und Praxiteles vereint
Zu Künstlerruhm aufsteigen zu den Sternen,
Magst Du Dich trösten und dies Eine lernen:
Thu', was Du kannst, nicht, was Du möchtest, Freund!
Sie steigen auf, wir bleiben unten stehn,
Uns mahnt Vernunft: Bis hierher und nicht weiter!
Freu' Dich des Daseins! Du bist reich und heiter
Und hast die beste Küche von Athen!

(Der Vorhang fällt.)

Gabriele d'Annunzio.

Ein Dichter der Decadenz.

Von

Marie Herzfeld.

— Wien. —

Unter allen Schriftstellern des jungen Italien hat Gabriele d'Annunzio die interessanteste litterarische Physiognomie. Er besitzt nicht die plastische Phantasie Giovanni Vergas, nicht die Fruchtbarkeit der Matilda Serao, nicht das reiche Blut und ungestüm impulsive Wesen Ada Negris, — vielleicht überhaupt keine ganz elementar wirkende Begabung. Er hat zur Kunst den weiten Umweg durch die Bildung genommen; — er ist der überfeinerte Enkel, der altkluge Erbe der großen Meister alter und neuer Zeit, — Aristokrat nach Abkunft und Geschmack, — Dilettant durch Erziehung und Naturell, — ein geistreicher, fast genialer Eklektiker, — Wissender und Suchender als Mensch und als Poet.

In seinem ersten Roman „Il Piacere" hat d'Annunzio einen Charakter gezeichnet, der seinem eigenen gleicht und in dem schon die Grundzüge aller seiner Romanhelden verkapselt liegen. Andrea Sperelli stammt aus einem edlen Geschlecht, in dem feines Kunstverständniß und gelehrte Kunstausübung als Brauch und Leidenschaft sich fortvererbte. Sein Geist hat durch seltene und gründliche Studien, auf langen Reisen eine hohe Cultur gewonnen und durch Sehen und Vergleichen die Fessel der angeborenen Stamm- und Race-Instincte zerbrochen, fremde Volks- und Menschenart sich gleichsam seelisch angegliedert. Er vermag durch das Medium fremder Nerven sein Gehin zu incitiren, durch Temperamente, die in anderen Zeitaltern, anderen Himmelsbreiten reiften, das Leben und dessen feinste Essenz, die Kunst, zu genießen. Doch die geistige Gymnastik, der

er diese Vielhäufigkeit seiner Seele dankt, hat sein inneres Gefüge gelockert, sein Denken skeptisch, sein Fühlen libertinisch, sein Urtheilen eklektisch gemacht. Er hat die Relativität der menschlichen Schätzungen gemerkt, sie als Theil und Ausfluß einer Vergänglichkeit beweint und sein Ich vor dem modernen Weltschmerz, aus der Verzweiflung am Absoluten auf den Dilettanten-, den Zuschauerpunkt gerettet. Die machtvollsten Ideen, die tiefsten Empfindungen, die erlesensten Schönheitsträume, — all die großen Momentfictionen der Menschheit, sie behalten Werth, — weil sie sein Ich in Vibration versetzen, es denken, fühlen, träumen machen. Und immer neue Anreize suchen, die seltensten, zartesten, idealsten und die verruchtesten, gefährlichsten Schauer des Geistes und der Nerven, vor Allem jedoch das „non mai provato", Nieempfundene suchen und mit hellsichtiger Kennerschaft ausgenießen, — kurz, ein raffinirt ästhetischer Egoismus ist der Quellpunkt seiner Weisheit. Dafür lebt er. Der Weltlauf interessirt ihn nicht, der platte Tag verletzt seine Sensibilität, die Menschheit als Ganzes läßt ihn kalt. Warum der Zukunft opfern? Alles fließt und die Dinge sind ohne Halt und Realität. Real ist ihm nur die Schönheit, die sein Gemüth entzündet, aus der er seine Träume spinnt, die sich im vergänglichen Kunstwerk seines Lebens verkörpert und in den unvergänglichen Fictionen der großen Meister aller Zeiten, die er liebt. Er versteht es, in der Kunst das Intimste und Reinste, und dabei noch sich selbst zu genießen. Er genießt so, wie es Oskar Wilde in den „Intentions" formulirt; er wird an der Kunst selbst zum Künstler. In den Bildern der Primitiven, der naiv seelenvollen Maler, der phantasiereichen Träumer in Linien und Farben, der genialen Experimentatoren und suchenden Psychologen, — in den Gemälden der Angelico, Botticelli, Leonardo da Vinci so gut wie in der seltsamen, gesuchten Schönheit der englischen Kunst, in den frappirenden Werken eines Reynolds, Rossetti, Burne-Jones, Alma Tadema findet er sich selbst ausgesprochen, seine Sehnsucht und seinen Geschmack. Der Musik — Rameau, Boccherini, Brahms legt er seine Stimmungen unter, — traumdunkle Bilder und irre Phantasieen. An der Dichtung des italienischen Trecento und des Quattrocento, — an dieser reizvollen Kunst, in der alle Wunder des Mittelalters und der Antike im freien Spiel einer höfischen Eleganz zierlich und complicirt durcheinanderblühen, — am wilden Duft der Poesie und der zarten, silberhellen Empfindung eines Shelley und Tennyson, — an der überirdischen, ewigen Schönheit eines Shakespeare und eines Goethe entzündet sich ihm die eigene Kraft, zu gestalten. Denn Sperelli ist selbst ein Künstler. Er hat sich „an allen Mustern gebildet" doch was er will, ist etwas Neues. Er will eine Lyrik, modern im Inhalt, doch „eingekleidet in alle Feinheiten antik italienischer Eleganz, — eine Lyrik, tief und durchsichtig, leidenschaftlich und rein, stark und complex." Sein Geist war wesentlich formal veranlagt. Mehr als den Gedanken schätzte er den Ausdruck. Seine litterarischen Arbeiten waren Uebungen,

Studien, Versuche, technische Experimente, Sache der Neugier . . ." Durch Andere erwacht in ihm der Künstlertrieb. Zwei Zeilen des Magnifico, ein Halbvers des Cavalcanti, eine Reimfolge des Petrarca, ja, die Erinnerung an einen eigenen glücklichen Wortfund genügt, um ihm die „Dichtervene zu öffnen", ihm wohl nicht sein Thema, doch Stimmung und Grundton zu geben. Sofort sieht er, was er machen will, und mit der Vision des Inhaltes hat er auch die Form, denn er kennt die zwingenden Erfordernisse jedes Stoffes, wie er die zwingenden Eigenschaften jeder Technik kennt. Sein Kopf bleibt kühl; er sieht sich schaffen zu; er weiß jede Stockung seiner Phantasie zu verwerthen, rauhe Klänge, fehlende Silben in gewollte Schönheiten umzuwandeln und rastet nicht, bis das Gedicht in sich geschlossen und in der organischen Wechselwirkung seiner Theile ein lebendiges Ganze vor ihm steht, ohne Spalt noch Fehl, mit dem unzerstörbaren Gefüge, dem Ewigkeitsklang des Vollkommenen an sich.

Dieser experimentirende Künstler und Lebensvirtuos Sperelli ist d'Annunzio selbst mit seinen Künstlerpassionen und Eigenheiten, d'Annunzio in den Grundzügen seines Wesens, d'Annunzio als der junge Weltmann, der mit der Kunst noch spielte, ehe sie über ihn zur gebieterischen Herrin ward.

Allein die Aehnlichkeit sitzt tiefer. Wie diese kurze Skizze angedeutet, ist das Centrale, Bestimmende in Sperelli-d'Annunzio sein Dilettantismus. Es ist das ein Dilettantismus nicht im Sinn Goethes und seiner Zeit, sondern im Sinne der Franzosen, — die Wandlungsfähigkeit des Geistes, die uns in Stand setzt, uns tief genug in's Herz einer fremden Denk- und Fühlwelt zu versenken, um drin zu leben wie in einem anderen Ich, uns von ihr zu nähren, aus ihr heraus zu handeln und doch ihr wie der eigenen Innenwelt gegenüber plötzlich Abstand zu nehmen, vornehm kühl und ironisch, ihr Meister zu bleiben, mit ihr nur souverän zu spielen, sich zu unterhalten, dilettarsi. Nicht jene Fähigkeit, sich in Andere zu verwandeln, die ein integrirender Theil jedes Kunsttalentes ist; diese bezeichnet den fruchtbaren Reichthum einer Natur, die viele andere Naturen wie der Granatapfel seine schwarzen Samen in sich schließt, — die Größe eines Geistes, der vielerlei Menschliches durchdenken, durchfühlen kann, die Göttlichkeit des Genies, die „alle Welt in sich hält umfangen" und die ganze Welt aus sich heraus produciren kann. Der Dilettantismus jedoch, das ist ein Element, welches von außen nach innen dringt, ein erworbenes Talent, ein Talent der Uebergangsepochen, in denen mancherlei Civilisationen sich kreuzen, übereinanderlegen, auslöschen, — ein Talent, das eine Renaissance ankündigen kann, doch auch eine Decadenz bezeichnen. Es verspricht eine Wiedergeburt, wenn die jugendlichen Geister überwiegen, welche die Resultate des intimen Durchfühlens fremder Art sich naiv und restlos einverleiben und ihnen, sie unbewußt fälschend, Stil verleihen, — das einheitliche Gepräge und adelige Wappen ihrer eigenen, höchst persönlichen Sonderart. Dann feiert die Erde einen neuen Völkerfrühling und bricht in den tausendblumigen

Flor der großen Kunst aus. Doch in den Tagen des Niederganges, den Tagen des objectiven Historismus, da ist jene Kraft der Einverleibung in die Persönlichkeit dahin und der Dilettantismus ein Verfallssymptom. Es überwiegt unter den Gelehrten der alexandrinische Büchermensch, der sein Ich im Interesse der „reinen Wissenschaft" ausgelöscht hat und unter den Gebildeten der Anempfinder, der nie eine Persönlichkeit besaß. Vor Allem ist der Dilettantismus dann die Krankheit der geistreichen Leute, des feinen, skeptischen Kopfes, der sich an die Dinge nicht hingiebt, sondern nur mit ihrem Schein spielt; der alle Techniken des Geistes, des Empfindens, Genießens sich zu eigen macht, um die künstlich leergehaltene, nach Inhalt schmachtende Seele damit auszuzieren. Solche Menschen können auch ihren geistigen Stil haben; allein es ist das nicht mehr der Habitus einer selbstherrlichen Natur, die unbewußt das Ziel- und Merkwort ihrer Zeit abgiebt, sondern höchstens der Ausdruck jeder Stilisirung der Individualität, die man „gebildeten Geschmack" zu nennen pflegt.

Diesen Dilettantismus hat Gabriele d'Annunzio zum gefügigen Werkzeug seines Geistes gemacht. Das Proteïsche seines Könnens dient ihm, jede Nüance seines Gefühls auszudrücken, alle Wandlungen seiner Seele darzustellen. Die Heftigkeit seines Naturells, der Weltdurst seiner jungen Jahre, die wissenschaftlichen Neigungen seines Verstandes, die Leidenschaft der Selbst- und Menschenzerfaserung, das griff nach dem Verismus, um sich voll in Kunst umzusetzen. Er bedurfte der ganzen Farbenscala, vom Flammroth des Zola an bis zum Ultraviolett des Barrès, des saftigsten Naturalismus und der trockensten Seelenanatomie, der Verschmelzung des Psychologen mit dem Physiologen, aller Mittel, welche der wissenschaftlich-künstlerische Apparat unserer Tage ihm bietet.

Die Erfahrungen jenes heftigen Naturells, das sich auf das Leben gestürzt hatte, wie auf seine Beute, und sich tief verwundet, enttäuscht und beschämt, mit leeren Händen zurückgezogen, — diese Erfahrungen führten d'Annunzio den Russen in die Arme und einer Kunst, die aus dem Gemüth wirken, intuitiv, nicht descriptiv verfahren will.

Sein Schönheitshunger treibt ihn dann wieder fort aus dem evangelischen Gefühlskreis und weg von der Wirklichkeit zum Gegenpol aller veristischen Kunst. Er ist Neuromantiker, der Schöpfer eines Präraphaelitismus und eines Aesthetenthums in der Art, wie Rossetti, Tennyson, Mary F. Robinson sich es dachten; er ist Mystiker und Symbolist im Gleichniß Maeterlincks und Paul Verlaines, artistischer Formanbeter im Geist der altflorentinischen Dichter und der modernfranzösischen Parnassiens, — ein Poet des Traumes und der Illusion im Sinn der sogenannten „Décadence".

Einzelne Werke d'Annunzios sind reinen Gusses und aus einem einzigen Stil heraus; in anderen schwanken die Linien; doch in den letzten ist's, als wollte er alle Tendenzen seines Wesens in eine höhere Einheit,

zu etwas Neuem, Ganzen, das eben „das Moderne" wäre, zusammenschmelzen.

Der ringenden Complexität in der Form entspricht das Complexe der Natur, die sich da künstlerisch ausspricht. Das selbstzerfressende Element des Skepticismus, das auflösende, anbröckelnde, lockernde des Dilettantismus haben d'Annunzios Wesen höchst multipel gemacht. Es ist, als besäße diese Decadentenseele sich nur mehr partienweise, als wäre sie in eine Menge von Kraftcentren zerfallen und so anarchistisch in ihrer inneren Oekonomie, daß sie blos in Einer Richtung als Totalität wirken kann, nur in Einem Punkt sich selber finden kann: im Willen zur Kunst. Und was sie schaffen kann, spiegelt ihr Selbst. d'Annunzio schilderte bisher Menschen, die tief in ihr Ich hineinsehen und es kennen, doch nur atomisirt, als Stück neben Stück und Moment auf Moment. Sie haben ihr Umsichselbstwissen auf den höchsten Punkt gebracht, doch es ist ein unfruchtbares Wissen; denn der dunkle physische Kern ihres Wesens ist ihnen doch zugeschlossen, und von diesem fühlen sie sich bestimmt. So schwanken sie zwischen den Ansprüchen ihrer Seele, des höchst verfeinerten Ideals von Schönheit und Glück, und den Geboten ihrer Natur — des von den Vätern ererbten und dennoch sich stündlich wandelnden Leibs. Immer wieder erzählt dieser Dichter von dem verhängnißvollen Gegeneinanderspiel der ungestümen, unregierbaren Forderungen von Nerven und Blut und der ohnmächtigen Hellsichtigkeit eines modernen Bewußtseins, das alle Motive einer Handlung zerlegen, doch niemals dem innersten Motor beikommen kann. So wird denn d'Annunzios ganzes Werk — und darin liegt seine ergreifende Schönheit und Poesie — ein Klagelied der Seele, die aus dem Fleisch geboren, vom Fleisch nicht loskann, — die in ihren Träumen eine Welt baut, in der kein Gesetz ist, außer das der Schönheit; die von reinem Glück weiß und von der Vollkommenheit, und dennoch stündlich die Qual und Erniedrigung des Leibs erdulden muß, durch den allein sie ist . . .

II.

Gabriele d'Annunzio hat Verse und Prosa geschrieben. Eine Reihe seiner Bücher sind schon unauffindbar, doch auch die vorhandenen sind lehrreich genug und verrathen ihren Autor. Gleich in der ältesten Novellensammlung, die mir vorliegt, in „San Pantaleone" (1885) schlägt ein schwelgerischer Naturalismus sein prächtiges Pfauenrad. D'Annunzio blickt darin durch hundert Augen. Jede Geschichte hat ihren besonderen Stil; in jeder ruft er einen anderen Kunstheiligen an. Er nimmt das Motiv von Maupassant, die Manier von Zola, wie er es braucht, ganz unbedenklich. Und doch steckt der junge d'Annunzio drin, der Italiener, das aparte Talent. Eine leidenschaftliche moralloſe Daseinslust spricht aus diesen Zügen südlicher Wildheit, naiv grandioser Unmenschlichkeit und derber Komik. Das Häßliche

ist malerisch, die Wirklichkeit vor Fülle strotzend; das ganze Buch strahlt in durchsichtig glühendem Roth. Ein paar Sachen drin sind unvergeßlich; so die Erzählung („S. Pantaleone") von den Radusaner Bauern, die ausziehen, am Nachbardorf ihren Schutzpatron und einen Erschlagenen zu rächen. Die unheimliche Flamme der gewaltsamen Abendröthe (so hübsch ist das motivirt!), die seit ein paar Tagen ihre Gemüther erregt, ist ihnen in's Blut gefahren. Mit der Statue ihres Heiligen an der Spitze brechen sie in Mascalico ein, stechen und spießen, sengen und brennen und wollen zur Krönung ihres Sieges das Bild des S. Pantaleone auf den Altar S. Gonselvos setzen. Sie dringen in die Kirche, und unter dem wilden Geschrei „S. Pantaleone" — „S. Gonselvo", im Widerschein der Feuersbrunst, zwischen geschnitzten Betstühlen, in den gewölbten Kapellen, noch umweht von vagen Weihrauchdüften, metzeln und morden die Tollen und mischen ihr heißes Blut und ihr Todesröcheln im sinnlosen Krieg um zwei heilige Namen ... Noch talentvoller als dies gluthrothe Furioso sind die „Annali d'Anna" — die Geschichte einer armen Magd, die als Heilige endet. Was sie erlebt oder besser: was ihr passirt, wird mit unpersönlichen Worten voll schlichter Thatsächlichkeit erzählt, wie es zu dem einfältigen Geist und dumpfen Innenleben Annas paßt. So mochte Anna selbst ihr Dasein empfinden; das etwa wußte sie von sich. Denn sie hat es nicht zur Menschenkunst gebracht, die körperlichen Rückschläge eines Erlebnisses in's Seelische umzudeuten, animalische Empfindungen durch das Wort zu veredeln und durch die Plastik des Gedankens zu fixiren. Darum redet Annas Geschichte nur von Zufällen, die in ihre Gewohnheiten einbrechen und diese ablenken, von körperlichen Zuständen und von embryonal dumpfen Regungen des Geistes. Doch wo von Kirchlichem gehandelt wird, glüht die Sprache auf. Denn diese arme Seele, deren Functionen noch so tief eingebettet sind im rein Vegetativen, daß sie der stillen Thierseele sich anverwandt fühlt und dem Menschen fremd — im Religiösen wird sie wach und tönend. Die Religion oder besser: diese prunkvoll italienische Kirchlichkeit mit der fascinirenden Sprache der allgemein giltigen Symbole des katholischen Christenthums und dem vertrauten Zauber der heimischen Bräuche, die uralt sind wie die Scholle, an der sie haften, und wie der Wechsel der Jahreszeiten; — die complicirte Bildlichkeit dieses Volksglaubens spricht zu Annas mystisch schauender Seele klarer, intensiver als die Wirklichkeit und setzt durch die Phantasie ihre geheimsten Wesensfibern in Bewegung. In erregter Pracht erzählt d'Annunzio das Ende dieser Frau, die Hallucinationen, die Ekstasen. Es kommt dabei ihr physiologischer Untergrund zum Vorschein; denn der treue Chronikschreiber spricht in gleichem Athem von Seelenfreuden und von Körperleiden, von himmlischen Gesichten und von hysterischer Lähmung. Mit dem zartesten Tact. Nur daß der Zauber eines unendlich feinen und flüchtigen Lächelns den heiligen Ernst umspielt, — ein Lächeln, das vom Schalke voll ist, aber auch voll von der Wehmuth des Enttäuschten,

des Wissenden. Und gerade das macht diese simple Geschichte einer simplen Seele zu einem Kunstwerk.

Derselbe Novellenband enthält eine sorgfältig ausgeführte Skizze „Il Commiato“ — den Bruch und Abschied eines Paars. Diese Scene bildet den Ausgangspunkt für „Il Piacere“ (1889), den ersten Roman, den Gabriele d'Annunzio veröffentlicht hat, und ist wortgetreu hineingenommen.

Der Held des Romans ist Graf Andrea Sperelli, von dem d'Annunzio sagt: „Der ästhetische Sinn hatte ihm den moralischen Sinn ersetzt“; für erlaubt galt ihm, was ihm gefiel. Sein Vater hatte ihn gelehrt: „Man muß sein eigenes Leben machen, wie man ein Kunstwerk macht.“ — Vivere con metodo, nach einem selbstgefaßten Plan leben, seine Genüsse vorbereiten und um jeden Preis die eigene Freiheit wahren, — „bis hinein in den Rausch. Die Regel des intelligenten Menschen lautet: habere, non haberi.“ Er lehrte ihn, das Bedauern sei die schale Nahrung des müßigen Kopfes; man könne es meiden, wenn man die Seele mit stets neuen Phantasieen und Sensationen fülle. Er lehrte, die erste Bedingung des Genusses sei die Illusion. Darum beruhe alle Kunst des Lebens darauf, durch das Sophisma, durch das Wort die Wahrheit zu verdunkeln. „Das Wort ist eine tiefe Sache,“ lehrt er. Diese Weisheit fällt in die Seele eines Jünglings, den die geistigen Ausschweifungen des Dilettantismus frühzeitig enervirten. Sein ganzer Idealismus gilt einem leidenschaftlichen Schönheitscult, seine ganze Thatkraft dem feinsten Genuß. Er hat gesucht und experimentirt, in der Kunst und in der Liebe, und weder die Frau noch das Werk gefunden, die ihn ganz ausfüllten, seinem Dasein Zweck und Richtziel gäben. In einer Gesellschaft trifft er Elena Muti, die verwittwete Herzogin von Scarni, und unterliegt der verwirrenden Schönheit dieser Frau, deren Züge so fest und rein gezeichnet sind, als höben sie sich von einer syrakusanischen Medaille ab, und deren Ausdruck so intensiv und vieldeutig, wie ihn nur „ein moderner, von der tiefen Corruption der Kunst durchtränkter Geist so unsterblichen Frauentypen wie denen der Mona Lisa und der Nelly o'Brian einflößen konnte.“ Andrea und Elena lieben einander. Es ist ein volles Glück, weltvergessen, fessellos, immer neu. Sie sind wie geschaffen für einander, voll Geschmack und Fähigkeit für die seltensten und erlesensten Genüsse des Geistes und der Sinne, für den feinsten Zauber des Gefühls und der Phantasie. Und sie geben ihrer Liebe den herrlichsten Rahmen. Die durchseelteste Kunst der Erde schmückt ihre Gemächer; Rom giebt ihrer Leidenschaft den großen, reichen Hintergrund. Und Andrea — „nach einer Auflösung seiner Kräfte durch den Mißbrauch der Analyse und durch die gesonderte Action aller inneren Sphären seines Geistes,“ findet er in dieser Liebe die Einheit seines Wesens wieder. Er dichtet, er radirt. Da kommt plötzlich der Umschlag. Elena bricht mit ihm und reist ab. Warum? Für Andrea bleibt es ein qualvolles Räthsel. Vielleicht steckt ein „crime d'amour“

dahinter. Vielleicht nur die Geldheirath, die sie macht. Die Freunde sagen, Lord Humphrey Heathfield habe sie vor dem Ruin gerettet. Andrea befolgt das Recept seines Vaters: er vertreibt das Bedauern durch neue Phantasieen und Sensationen. Er prakticirt das „habere non haberi“. Er geht von Liebe zu Liebe mit unglaublicher Leichtigkeit, spinnt scrupellos Netze aus Lug und Trug. Und er verliert sich selbst in dem Sophisma. Was seine inneren Kräfte eine Zeitlang zur Einheit band, ist weg; seine flüssige, wandelbare Natur verändert, deformirt sich. Er wird ein Spieler, Wetter; er hält einen Rennstall. Er hat ein Duell und wird schwer verwundet. Wunderschön ist seine Reconvalescenz geschildert, die innere Verjüngung und Reinigung durch die einfache Größe und Wahrheit der Natur. Die Vergangenheit fällt von ihm ab wie die Schlangenhaut des letzten Jahrs. Eine innere Ueberfülle bewegt ihn: was will er? leben? bilden? unsterblich lieben? Es kommt die Kunst, und es kommt die Liebe. Donna Maria Ferres hat ein edles Oval, eine Spur zu lang, wie es Ghirlandajo und Botticelli lieben, und in den zarten Zügen jenen weichen Ausdruck des Leidens und der Müdigkeit, „die den menschlichen Zauber der Madonna auf den „Tondi“ der Zeit Cosimos ausmachen.“ Das Süßeste, Tiefste ihrer reinen Seele ergießt sie in die Musik; sie ist selbst Musik. Andrea hört und liebt sie. Er wirbt um sie mit seiner eindringlichen, poesievollen, wohlgeübten Beredsamkeit — achtungsvoll und zielbewußt. Ihr Herz ist unerfahren und darum schlecht verwahrt; bald fällt es ihm zu. Sie antwortet aber, indem sie in seinem Buch die Worte Shelleys unterstreicht: „Forget me, for I can never be thine.“ Sie reist nach Siena ab, er kehrt heim nach Rom. In den Räumen, wo er Elena geliebt, steigt das Bild Elenas in ihm auf. Beide Frauen sind ihm nah, und er profanirt die reinere Flamme, indem er in seinen Träumen die zwiefache Liebe in Eine phantasirt. Elena kommt nach Rom. Sie widersteht jeder Lockung mit heißen Thränen, mit grausamem Hohn. Dieser Widerstand setzt Andrea in qualvolle Gluth, vergiftet seine Seele, sengt ihm den letzten Rest von Menschlichkeit aus der Brust. Donna Maria sieht ihn wieder — verwüstet, verstört; Mitleid ist Galeotto, und sie wird sein. Er aber nährt bewußt und mit perverser Phantasie eine Hallucination; — er hält in Maria die Andere in den Armen, stillt seine Leidenschaft für die Andere an ihr. Doch stärker als die Illusion ist der Tantalushunger, der ihn verzehrt; im Wahnsinn seiner Qual verräth er sich. Maria flieht entsetzt. Das ist der Zusammenbruch, das Ende. Rings um Andrea gähnt der Abgrund.

Die Composition dieses Romans ist locker, das Ende überstürzt. Die Analyse der Seelenzustände ist oft sprunghaft, dann wieder tautologisch, — mehr reich als scharf. Dennoch geht von dem Buch ein Zauber aus, dessen Gefährlichkeit ein paar angeklebte moralische Wendungen nicht abschwächen können. Niemals hat ein Dichter intellectuelle Corruption so tief

in Schönheit eingetaucht. Das ganze Buch ist in Kunst getränkt. Alle Vergleiche, Bilder, Beschreibungen knüpfen an die erlauchteste Kunst an. Alle Gefühle sind in die Worte der subtilsten Dichter gekleidet. Hinter der phantasirten Wirklichkeit des Autors thun sich die weiten Zauberreiche der wundersamsten Kunstfictionen auf. Die Natur selbst entfaltet eine Pracht, die über dem Irdischen ist. Und in die tiefe Verführung all dieser Schönheit gehüllt, entrollt d'Annunzio das Bild einer Welt des Vergnügens, die inmitten des modernen Bric-a-brac von den Schönheitresten einer großen Vergangenheit lebt, — diese vergehende Welt, die vielleicht raffinirter als die Renaissance zu genießen weiß, doch aus sich heraus nicht ebenso Großes und Bleibendes zu schaffen vermag. Eine Welt, die im Vergnügen die wahre Freudigkeit, alle ritterliche Galanterie, jeden großmüthigen Adel der Gesinnung abgestreift hat und Nichts mehr sucht als das „non mai provato“, bis hinein in die Niedertracht sacrilegischer Perversität . . . .

III.

„Andrea Sperelli, der an ästhetischem Egoismus krankt, lernt aus der schließlichen Erschöpfung des Vergnügens, aus der Ermüdung, die es in seinem Körper, aus der Bitterkeit, die es in seiner Seele zurückläßt, die Eitelkeit und geheime Misere des Vergnügens kennen und fühlt sich zu dem großen Heil gezogen, das die Anachoreten der modernen Gesellschaft lehren, zum vielförmigen, vibrirenden, tönenden . . . Leben und zur großen Kunst, der Wiederspieglerin der Erscheinungen und Leidenschaften dieser Welt . . Es ist der Roman vom Kampf einer monströsen ästhetisch-aphrodisischen Chimäre mit dem zuckenden (palpitante) Phantasma des Lebens in der Seele eines Mannes“ — so will d'Annunzio sein Buch aufgefaßt wissen. Die innere Wandlung Sperellis liegt aber jenseits des Romans. Nicht Sperelli, d'Annunzio selbst war von der Leere des Daseins in die Kunst geflüchtet, von der „ästhetisch-aphrodisischen Chimäre“ zum Leben, von den bitteren Enttäuschungen des Vergnügens zum „Heil der modernen Anachoreten“, zu den Russen Tolstoi, Garschin und Genossen. Denn er hatte eines Tages in sich den leidenden, sündigen Menschen entdeckt. Eine Reihe seiner rührendsten Gedichte giebt Zeugniß davon. Und als er in seiner Pein sich umsah, da merkte er, er war nicht allein. Ringsum eine leidende, sündige Menschheit. Und ging er der Leidensquelle nach und den Spüren der Sünde, so kam er über die Grenze des Individuums hinaus: die dunkle Erbschaft der Väter war es, an der die Menschheit trug, — die Erbschwäche, das Erbleiden, die Erbsünde. Wir büßten die Fehler und Thorheiten unserer Ahnen ab; wir litten für fremde Schuld, wie Christus für uns gelitten. Nicht sündlos waren wir, doch unschuldig, und das Leiden sprach uns frei und heilig. Darum nehmen wir getrost das Kreuz auf

uns, lieben, dulden wir und erlösen wir unsere Kinder von der Schuld und dem Dasein, das selbst schon Schuld ist. Aus dieser Anschauung, — derselben, die Dostojewskis Raskolnikow gebot, vor Sonia niederzuknieen, mit den Worten: „Nicht vor Dir, der Sünderin, — vor der leidenden Menschheit sinke ich in den Staub", — aus dieser Anschauung heraus schuf Gabriele d'Annunzio seine Novelle „Giovanni Episcopo" 1891).

„Giovanni Episcopo" ist die Beichte eines Mörders, eine Monodie in der Art des Robert Browning. Jemand, vielleicht der Arzt, vielleicht der Dichter selbst, lockt dem halbwirren Sterbenden die Geschichte seines Lebens ab. Wie bei dem großen Engländer, hört man nur die Stimme des Helden; die Fragen und Zwischenreden der Anderen erräth man blos. Der Mörder ist aber kein Gewaltthätiger; ein „immer Angstvoller", Feiger ist es, ein Dulder, ein ganz Innerlicher, Sensitiver. Die Gleichgiltigkeit der Welt fröstelt ihn an, und das goldene Lächeln der Sonne berührt ihn tragisch. Immer lächelt die Sonne, wenn Menschen weinen; in die schmerzhaftesten Erinnerungen „mischte sich stets ein bischen Sonnenschein". Vor der Rohheit des Lebens zog sich seine Seele tief in sich selbst zurück; sie fühlte sich von dicken Wänden umschlossen; was geschah, war ihr stets so fern, so unwirklich! Dann dämmerte es in ihren dunklen Tiefen auf, als wohne sie nur der Wiederholung von Geschehnissen bei, die schon längst geschehen, als lebe sie schon einmal Erlebtes durch und müsse immer das Gleiche noch oft erleben. Und diese tiefe Seele mit ihren geheimnißreichen inneren Erfahrungen, der schmerzhaften Innigkeit und morbiden Zartheit ihres Fühlens, — was finge diese an inmitten der lächerlichen Gewöhnlichkeit und brutalen Animalität, die sie umgab? Was hatte sie im Tag zu suchen, die in sich das Leben der Vergangenheit und der Zukunft wahrnahm und in der isolirenden Atmosphäre ihrer Besonderheit die Tragik des Menschseins still in sich durchlitt? . . . Doch was ihr widerfuhr, ist Folgendes:

Giulio Wanzer schleudert einmal beim Wein irrthümlich dem Episcopo ein Glas an den Kopf. Er bringt den Blutüberströmten heim; er ist bei ihm, spät und früh. Tritt er ein, so scheint er der Herr. Er öffnet Episcopos Laden, er kämmt sich mit seinem Kamme, er liest seine Briefe, er nimmt sich mit, was ihm gefällt. Da begann Episcopos Sclaverei. Er haßt Wanzer; die rothe Narbe an der Stirn brennt ihn wie ein feiges Schandmal, und er muß thun, was der Andere will; er folgt ihm, „wie ein eingeschüchterter Hund" . . . Die Tischgesellschaft will Ginevra, der hübschen Aufwärterin, einen Mann verschaffen; Wanzer schlägt den Episcopo vor. „Warum nicht?" sagt Ginevra mit verwirrendem Lächeln . . . Eines Tags ist Wanzer und die Amtskasse verschwunden; da findet Episcopo seinen Muth. Er wirbt um Ginevra und heirathet sie; denn er liebt Ginevra. Sie aber lacht ihn dafür aus. Nicht eine Stunde war sie gut zu ihm; sie ist gegen Niemanden gut, nicht einmal gegen Ciro, ihren kleinen

Sohn. Und sie ist Episcopo untreu; sie macht sein Haus zu einem Lupanar. Episcopo sucht Trost bei seinem Kind, Vergessenheit im Wein. Jesus hätte über ihn all seine Thränen geweint; denn unter allen Menschen hat er den tiefsten Grund des Elends berührt." Da taucht Giulio Wanzer von Neuem auf und usurpirt alle Gewalt im Haus. Einmal prügelt er Ginevra, will sie tödten. Der zehnjährige Ciro kommt ihr zu Hilfe mit seinen Fäusten, Zähnen, — dann windet er sich los, läuft fort, den Vater holen. Sie eilen herbei und finden das Haus leer, Ginevra entflohen. Ciro fiebert vor Gram und Zorn. „Was wirst Du nun thun?" fragt er den Vater, „was wirst Du thun?" Episcopo thut aber Nichts; er wartet... Doch die Zeit vergeht, und es ereignet sich Nichts. Episcopo ist hinab in die Küche gegangen, für den kranken Knaben Wasser holen. Da hört er in der Hausthür einen Schlüssel umdrehen, dann Wanzers Schritt, Wanzers Stimme, die Ginevra ruft ... er steht da, willens- und glieder-lahm, dumm und ohne Entschluß . . . Plötzlich ein wilder Schrei: Ciro! Im Nu ist Episcopo oben, sieht Wanzer und Ciro im Kampf sich wälzen, die Hand des Feindes an der Kehle des Sohns, und plötzlich hat er das Küchenmesser drei und viermal in den Leib Giulio Wanzers getaucht . . .

Was d'Annunzio aus der Figur des Episcopo machte, ist außerhalb der Linie anderer Novellisten. Alles Leiden der Menschheit läßt er aus ihm klagen. Einen Christus patiens nennt er ihn selbst. Ich suche vergeblich in der Litteratur der Germanen und Lateiner einen Typus, der ihm gleicht. Dieser Halbnarr mit den kranken Nerven und dem hypertrophirten Herzen, dieser Trinker und Mörder mit den Empfindungen eines Heiligen, das konnte sein Urbild nur im Duldervolk der Russen finden. Dort allein hat man das Leiden wieder heilig gesprochen und dem tief Erniedrigten die Dornenkrone Christi auf das Haupt gedrückt. Dort hat man zuerst aus der Unfreiheit und Naturgebundenheit des Menschen eine Religion des Erbarmens gezogen, die den leidenden Sünder zum Märtyrer und Gegenstand des Cultus macht. Im Geist der Dostojewski, Garschin, Tolstoi, mit denen er sich momentan wesensverwandt fühlte, schuf d'Annunzio seinen Episcopo; doch wenn die Conception dieser Gestalt auch nicht ganz sein ist, er gab diesem schmerzensreichsten Sohn der Erde alle Thränen mit, die seine eigene Seele geweint hat, die ganze Empfindung des eigenen, in Leiden zuckenden, schweren Gemüths.

Doch die Russen lehren nicht blos die Religion des menschlichen Leidens; sie gaben dem Leben auch eine Regel und einen neuen Sinn durch die Arbeit und durch die Art, wie sie die Arbeit deuten. — Auch dieser Theil der russischen Heilslehre hat in d'Annunzios Werke tiefe Spuren gezogen. Eine Reihe von Landleuten, die er schildert, besonders aber der „Gesù della Glebe", wie ihn sein Bruder nennt, Federico Hermil im Roman „L'Innocente" verkörperte die Ideen Leo Tolstois.

Auch „L'Innocente" ist die Beichte eines Mörders. Tullio Hermil hat den kleinen Raimondo getödtet. Oder besser: mit Vorbedacht seinen Tod herbeigeführt. Er will sich nicht dem Richter stellen. Er anerkennt für sich kein Tribunal dieser Erde. Beichten muß er jedoch, muß es gestehen. Er schreibt nieder, wie es kam.

„L'Innocente" ist die bedeutendste Arbeit Gabriele d'Annunzios und unter den subtilen psychologischen Romanen unserer Zeit nicht der genialste, doch der allersubtilste. An Schärfe der Intelligenz, an Tiefe der Corruption gleicht Tullio Hermil den Helden des Henri Beyle. Tullio kennt sich als ein Wesen seltener Art und lebt gänzlich der Pflege seiner seltenen Empfindungen und Begierden.

Seine Conception des Lebens ist eine andere als die der Menge; so glaubt er auch von den Pflichten der Menge frei zu sein und „in der vollen Aufrichtigkeit seiner erlesenen Natur" leben zu dürfen. Die ersten drei Jahre seiner Ehe waren ein ununterbrochenes Liebesfest gewesen; nun hatte die Leidenschaft für seine Frau sich erschöpft. Hingerissen von Vergnügungsluft, dem ungestümen Wechsel seiner Launen, der ewig wachen Neugier seines corrupten Geistes, hatte er seither Giuliana in der grausamsten Art, ohne Rückhalt, ohne Rücksicht gekränkt und gequält. Er hatte seine volle Freiheit zurückgewonnen und war sicher, in Giuliana stets die ideale „Schwester" zu finden, in seinem Zimmer stets frische Rosen und in seinem Haus die Ordnung und Eleganz des Raumes, „den eine Grazie bewohnt". Er sagte es sich selbst: wie mußte diese Frau ihn lieben und wie mußte sie leiden! . . . Dann kam eine Zeit, wo eine düstere Flamme für eine Abenteurerin ihn verzehrte, für eine Frau, die ihn quälte und bis in's innerste Mark verdarb. Eine Zeit, wo er blind war für Alles ringsum, wo er wie von einem bösen Traume befangen lebte. Zwischen sich und Giuliana hatte er absichtlich eine Kluft aufgerissen. Wochenlang sprach er kein Wort zu ihr; ihr Anblick war ihm verhaßt wie die Reue, ihre Stimme irritirte ihn. Doch seine Leidenschaft raste sich aus. Alles schien in ihm still geworden und todt. Da kam ein Frühling und küßte seine Seele wieder wach. Er entdeckte fern von Rom die Welt auf's Neue, — das angebetete Bild seiner Mutter, seinen Bruder Federico, Giuliana, seine zwei kleinen Mädchen, die Schönheit der Natur. Und langsam hebt sich vor ihm die Vision eines neuen, jungen Glücks, — der Traum einer inneren Heiligung, eines Daseins im Sinne Federicos, inmitten der Natur, und für die Menschen, ein Leben, durchsüßt von der Poesie ewiger Liebe. Und so stark befängt ihn dieser holde Traum und die innere Gewißheit naher Erfüllung, daß der Ueberscharfsichtige nicht sieht. Er sieht nicht die tiefe Traurigkeit in dem weißen, allzu weißen Antlitz Giulianas, nicht die Seelenangst in ihren schwarzen, allzu schwarzen Augen. Er mißversteht die Sprache dieser festverschlossenen Lippen, liest nicht in den sinnenden Zügen die stumme, vorwurfsvolle Frage: „Was habt Ihr aus mir gemacht!" Er

wirbt um sie auf's Neue, mit schüchternen Worten, mit duftigen Frühlingssträußen. Mit blühendem Weißdorn und bräutlichen Apfelblüthen schmückt er ihr Gemach. Er lockt sie mit sich nach Villalilla, wo sie die ersten Tage ihres Glückes verbracht. Und seine ziehende Leidenschaft umstrickt sie allmählich; vom Duft des blauen Flieders und der gelben Rosen, von den alten Plätzen ihrer Liebe, den zwitschernden Schwalben, der lichten Frühlingsstimmung geht eine Berauschung aus, die sie verwirrt; etwas Unverständliches wird in ihr wach — und ein Entschluß: von Liebe und Todeslust trunken ist sie sein . . . Aber zu spät ist er zurückgekehrt. Ein Anderer hat ihre Verlassenheit überrumpelt. „Una minuta di debolezza", ruft sie, „hörst Du, Tullio, — ein einziger Moment der Schwäche!" . . . Er glaubt ihr, denn er weiß es: nie hat diese Frau einen Anderen geliebt als ihn. Tullio verhindert, daß sie sich tödte. Was soll aus ihm werden? — Und die Kinder? — Und seine Mutter, die an ihn, an Giuliana wie an die Heiligen glaubte? Er überredet sie . . . Doch aus den Tiefen seiner dunklen Seele taucht ein Gedanke auf und setzt sich fest. Nicht umsonst hat er, „der Ideolog, Analyst und Sophist einer Epoche der Decadenz", sich darin gefallen, ein Nachkomme jenes Raimondo Hermil zu sein, der unter Karls V. Augen bei Goletta Wunder an Tapferkeit und Wildheit vollbracht. Die Ueberentwickelung seiner Intelligenz, die Vielheit seiner Seelen hatte die ererbten Anlagen nicht zerstört. „Die Hypertrophie einzelner Gehirncentren" hinderte nur die normale Coordinirung von Gedanke und That. Doch oft genug überrumpelten ihn, den „luciden Wächter seines Selbst", grausame Instincte, lockten ihn verbrecherische Gelüste. Die primitive wilde Natur seiner Väter, welche unter dem Druck der Civilisation in's Feiggrausame, raffinirt Gewaltthätige entartet war, trat nun plötzlich hervor. Ihn verfolgte eine Hallucination. Er sah das Kind vor sich, das nicht sein war, den Knaben, den Eindringling, der den Namen seines Vaters tragen, das Erbe der Hermil usurpiren, die Liebe der ganzen Familie von Maria und Natalie auf sich ablenken würde. Er sah Raimondo verhätschelt werden und, eine Mahnung der verschwiegenen Schande, immer zwischen ihm und Giuliana stehen. Er sah ihn voll Intelligenz und böser Anlagen, — einen kleinen Feind, dessen tückische graue Augen ihn nicht losließen. Den Vater hatte der Tod seiner Rache entzogen; so haßte er das ungeborene Kind. Und es kam zur Welt und war ein Knabe und hätte Giuliana fast in's Grab gebracht; selbst gedieh es aber ausgezeichnet. Es hieß Raimondo, wie Tullios Vater; es wurde der Abgott der Großmama, der Schwestern. Schon sah Tullio, wie sich Giulianas Herz dem Kleinen, dem Innocente, öffnete. In ihm wuchs der Mordgedanke. Er fühlte sich unter einem dunklen Zwang. Hatte er Aehnliches gelesen, gehört? Ihm war das alles wie eine Erinnerung. Mit größter Umsicht wählt er Mittel und Umstände. In der Weihnachtswoche, da Alles in die Vesper geht, schickt er auch die Amme fort. Er entkleidet Raimondo und setzt

den zarten, nackten Körper den eisigen Flocken aus. Das Kind erkrankt und stirbt.

Worte schildern nicht die minutiöse Kunst, mit der diese Seelengeschichte bis zur Katastrophe entwickelt ist. d'Annunzio hat für Handlung nicht viel Erfindungsgabe; er ist nicht „voll Figur", hat keinen Vorrath an mannigfachen Charakteren; innerhalb seines kleinen subjectiven Kreises arbeitet seine psychologische Phantasie jedoch genial. Die Anlage des „Innocente" ist ebenso genau abgesteckt und fest umrissen, wie die Ausführung zart und unfehlbar sicher ist. Die ganze Existenz, wie sie sich hier aufrollt, ist Nichts als eine höchst scharfsinnige Kopfarbeit Tullios, die sich in ein paar Handlungen nach außen entladet. Aber das Aufeinanderwirken von Mensch auf Mensch, das Errathen des geheimsten Grundes und der flüchtigsten Stimmung aus dem Wetterleuchten eines dunklen Blickes, aus einem müden Lächeln, einer leichten Verschleierung der Stimme, dem bläulichen Schatten einer gesenkten Wimper auf einer blassen Wange, aus dem todten Ruhen einer schmalen weißen Hand auf dem Schooß; — das ganze Umsetzen der complicirten und versteckten Geberdensprache des modernen Weltmenschen in präcise, sehr nüancirte und flüchtige Worte; das Festhalten der minimsten Empfindung und Wahrnehmung, das Analysiren und Ausdeuten derselben nach ihrer physischen und psychischen Seite hin, das blitzartige Combiniren des bewußt und unbewußt, durch Reden und Schweigen Verrathenen: — das zeigt eine solche Kraft künstlerischer Vorstellung, einen solchen Reichthum der Findung von Details, ein solches Wissen um das Zusammenhängende und Fragmentarische der Menschennatur, eine so grausame Rücksichtslosigkeit und principielle Aufrichtigkeit in der Reproduction des Lebens, daß man urtheilsgebunden sich d'Annunzio hingiebt. Oft widerwillig, denn mit der Kühnheit hat d'Annunzio auch die Krankheit in das Bereich seiner Schilderung gezogen. Er schreibt in der That die Tragödien des kranken Fleisches. Das Interessante seiner Frauentypen ruht immer auf der physiologischen Basis eines verborgenen Leidens. Die Nevrosen des Mannes führt er auf eine Ueberentwickelung, eine Deformation des Gehirns zurück; hinter den Nevrosen der Frau sucht er stets das Geschlecht. Seine Frauen sind fast alle krank: sie haben dadurch gern etwas Ekstatisches, leicht vom Tod Berührtes, den schmerzlichen Zauber der Dinge, die vergehen. In Giuliana hat d'Annunzio sein Frauenideal gezeichnet. Es ist eine Zärtlichkeit ohne Gleichen über diese rührende Gestalt ausgegossen. Der Dichter wollte die in der Sünde selbst noch Unbefleckte zeichnen. Sie verkörpert ihm die süßeste Weiblichkeit, die innigste Poesie, eine Hingebung ohne Grenzen, die Liebesfähigkeit à outrance. Sie stellt die feinste Essenz dessen dar, was eine aristokratisch freie Cultur und ein spiritualisirtes Christenthum aus dem Weibe machen konnten, ohne seinen tiefsten, geheiligten Naturgrund anzugreifen . . .

IV.

Der letzterschienene Roman d'Annunzios „Il Trionfo della Morte“ ist groß gedacht, weil umfassend in der Idee, doch innerlich zerrissen und nicht so klar und kraftvoll durchgeführt, wie der „Innocente“. Er wurde 1889 begonnen und 1894 vollendet, schließt also zwei geistige Endpunkte in der geistigen Entwickelung des Dichters aneinander. Anfangs der neunziger Jahre hatte er ein Ideal durchdacht, das den Armen und Erniedrigten galt. Was er daraus Lebendiges ziehen konnte, ist im „Giovanni Episcopo“ verkörpert. In den Adern des Federico Hermil und des Giovanni di Scordio fließt weißes Blut. Nun ist d'Annunzio zu sich selbst zurückgekehrt. Und er hat einen neuen Nothhelfer gefunden, den Schutzpatron Jener, die am Leben verzweifeln: Friedrich Nietzsche. Im „Triumph des Todes“ spiegelt sich der Anfang dieser Wandlung.

Der Mittelpunkt des Buches ist Giorgio Aurispa, der überentwickelte und erschöpfte fin de siècle-Mensch, der für das Leben nicht mehr taugt. Er kann nicht Wurzel schlagen in der Gegenwart. Er trägt alle Eigenthümlichkeiten des Hauses Aurispa in sich; vom Vater hat er die Sinnlichkeit, vom Oheim Demetrio die mystisch-asketischen Tendenzen. Durch seine Anlagen bleibt er seinen Instincten gegenüber gänzlich machtlos. Die abnorme Empfindlichkeit seiner Nerven übermittelt ihm alle Eindrücke so scharf und stark, daß sie schmerzhaft werden. Um so gieriger hielt sein Organismus jeden angenehmen Zustand fest. Dazu kommt, daß durch die geringe Contractibilität seiner Blutgefäße im Gehirn und die damit verbundenen Congestionen jeder Gedanke, jedes Bild unmäßig lang und ausschließlich sein Bewußtsein füllt, sich geradezu fixirt und dieser Zustand manches Mal fast die Form temporären Irrsinns annimmt. Unter dem Hochdruck dieser Congestivität durchfluthen so mächtige Nervenströme seinen ganzen Organismus, daß sie dem Bewußtsein die allerfeinsten, ja ganz neue Bahnen eröffnen. Das ergiebt ein ungeheuer reiches, verwickeltes, jagendes Gedanken- und Gefühlsleben, das in Verbindung mit dem intensivsten Bewußtsein seines Selbst in Giorgio das Gefühl der menschlichen Isolirung im eigenen Ich und der Vergänglichkeit jeder Sensation qualvoll verschärft. Ewig mit sich selbst beschäftigt, ist ihm jede Arbeit unmöglich. Er kann Nichts, als sich in Musik und Lectüre berauschen. Durch lauter innere Sarkasmen zerstört er jeden Vorsatz. Nachdem er erst an sich gezweifelt, zweifelte er nun an Jeglichem. Er hatte damit begonnen, an sich selbst zu leiden; nun litt er an Allem. Jede Erregung versetzte ihn in eine Art psychischer Lähmung, in eine totale Apathie, schlimmer als die ärgste Empfindlichkeit. Dann beschäftigte ihn ein Gedanke, ein einziger: der Gedanke an den Tod. Er ist sein Lieblingsgedanke, eine grause Lockung. Auch sein Oheim hat sich selbst getödtet. Und ihm ist, als ob Demetrio Aurispa, sein wahrer, sein geistiger Vater, „den Erben riefe“. Dann wacht er auf und flieht

vor dem Gedanken, sucht das Leben, das Glück, die starke Wirklichkeit, die ihn in ihre blühenden Arme nähme und festhielte. . . Ein Familienhader ruft ihn heim. Er, der Aelteste, durch persönlichen Reichthum Unabhängige, soll der Mutter und den Geschwistern beistehen, deren Gut der Vater verschleudert. Er hört die Ausbrüche zornigen Hasses, gereift in jahrelang verschwiegenem Kummer, und sie entkleiden die Mutter des erhabenen Glorienscheins und machen sie zu einer Frau gleich anderen Frauen. Er muß aus ihrem Munde Dinge erfahren, die er lieber nicht gewußt hätte, — die Schändlichkeiten des Vaters durch die Mutter. Er muß, wogegen sein Innerstes sich sträubt, mit erröthenden Wangen, der Sohn dem Vater gegenübertreten, den seine Buße erniedrigt hat, und von ihm Rechenschaft verlangen. Der Vater benützt seine Scham und übertölpelt ihn. Als der Gesunkene aber wagt, die Mutter anzutasten, da übermannt der Zorn Giorgio; er sagt sich los von diesem Vater. Und dennoch — was kann ein Mensch für sich? Da auf ihm der Zwang des Blutes und des Schicksals lastet? Aller Zorn, aller Haß, alle Heftigkeiten schienen Georgio eitel und ungerecht. Und das Leben war ihm eine blinde Gährung unreiner Stoffe. Vor ihm stieg das Bild des reinen, sanften Mannes auf, der ihm mehr als ein Vater gewesen und der sich selbst getödtet, — vielleicht weil er das Dasein nicht nach seinen Träumen gestalten konnte. Wozu dies Leben, in dem doch Alles verletzt? Schon hat er Demetrios Pistole in der Hand — da merkt er, er kann noch leben, noch warten. Noch fesselt ihn mancher Faden. „Ippolita," murmelt er. . . . Vielleicht daß eine gesunde starke Liebe ihn heilt. Sein Scharfsinn weiß es: die Liebe ist „la più grande fra le tristezze umane", die traurigste Traurigkeit des Lebens, weil sie die größte menschliche Anstrengung ist, aus der Isolirung im Ich herauszutreten, mit der Person eines Anderen zusammenzuschmelzen: und der Versuch ist eitel. Er weiß, daß die Liebe ein Phänomen und darum vergänglich ist, ein ewig Wandelndes, la figura passagera, und will dennoch in der Liebe das Dauernde, Haltbare, — einen Rausch, der ewig bliebe und ihn ganz erfüllte. Er will mit Ippolita hinausziehen in die Einsamkeit, an's blaue Meer, und im steten Anblick der Natur still werden und pflanzenhaft. Und die Liebe berauscht ihn, doch sie heilt ihn nicht. Die Natur umstrahlt ihn, sie giebt ihm aber nicht den kühlenden Tropfen Blumenblutes. Er sieht in ihr nur sein eigenes Gesicht; denn der Mensch kann die Dinge vermenschlichen, er selbst kann nimmer dinghaft werden. . . . Giorgio will mit den einfachen Menschen seiner Race wohnen und in sich die Fibern neu beleben, durch die er mit ihr zusammenhängt, — hier die Kraftquellen suchen, die ihm zu versiegen drohen. Er sieht die Arbeit der Landleute, in Formen, die aus uralten Zeiten stammen, geheiligt durch die Bräuche und Sitten todter, vergessener Religionen, umfluthet von langsamen, traurigen Melopeen, die unsterblich sind wie die Scholle und das lateinische Blut. Neben dem Idyll sieht er

aber auch Elend und Tod, — eine Mutter, die verrückt wird, weil die Hexen ihr Kind getödtet. Mit dem kleinen Leichnam in den Armen sieht er sie einsam durch die Nacht wandern zum Gnadenbild der Muttergottes von Casalbordino. Schaar um Schaar zieht vorüber mit frommen Hymnen, mit Fahnen und Insignien, und ermuntert einander mit dem Rufe: „Viva Maria! Maria evviva!“ In Giorgio erwacht die Sehnsucht nach dem alten Glauben; vielleicht daß auch für ihn ein Wunder geschieht. Und er schließt sich mit Ippolita der Wallfahrt an. Die dreißig, vierzig Seiten, auf denen d'Annunzio diese Wallfahrt beschreibt, gehören zu dem Lebendigsten und Entsetzlichsten, das jemals geschildert wurde. Das grauenhafteste Mittelalter steht vor Giorgio und Ippolita. Der Anblick der furchtbaren Menschennoth erpreßt ihre letzten Thränen; die blutigen Torturen, die diese Büßer und Tollen sich auferlegen, treiben sie, erfüllt von Angst und Schauder, aus der Kirche und fort und fort. Sie fliehen vor dem Unerträglichen, noch lange verfolgt von Bettlern und Krüppeln, die ihnen nachhumpeln, nachrutschen, sich vor die Pferde werfen: „Erbarmen! Almosen!“... Das Experiment ist mißglückt. Giorgio kann nicht mehr glauben. Er hat die ererbte Neigung zur Mystik, die Liebe zu den kirchlichen Ceremonien, zur Musik und zum Weihrauch; doch „er kniet vor einem Altar, den Gott verlassen hat.“ ... „Er hatte den Zusammenhang mit den untersten Schichten seines Volkes gesucht“ ... Doch „sein Wesen hatte keine Wurzeln in diesem Boden; er konnte Nichts gemeinsam haben mit dieser Menge, die ihren definitiven Typus erreicht, in ihrem Fleisch die Moral ihrer Gewohnheiten incarnirt hatte“ ... „Er sah es: die menschliche Species hatte unter den Undulationen der beweglichen oberen Schichten einen trägen Grund.“ Und der ideale menschliche Typus konnte sich nur „auf den Spitzen jener Wellen und in den höchststehenden Wesen offenbaren.“ Er ist also der Menge fremd, und fremd seinem Land, und fremd seinem Glauben und seiner Familie fremd. Und die Liebe, der er vertraut hatte, saugt ihm die Seele aus. Ippolita wird ihm die Versucherin, die Feindin. Er taucht in Musik unter. Doch diese Kunst, „die mit Christus sagen kann: ‚mein Reich ist nicht von dieser Welt‘,“ — sie löst ihn noch gründlicher von der Wirklichkeit und giebt ihm einen Vorgeschmack der seligen Lust, sich in den Fluthen des Alls zu verlieren, durch den Tod im Unendlichen fortzuleben und an der Freude des Werdens theilzunehmen. Er hatte vergeblich getrachtet, der dionysische Mensch zu sein, der jenseits von Gut und Böse, als Herr seines Glückes und seiner Schmerzen lebt und wie der Hellene Alles in kampffrohe Daseinsfreude verwandelt.

„Schaffen! Schöpfer sein!“ hatte Nietzsche-Zarathustra gelehrt. Doch „wo lebte der König Viçvamitra, der in tausendjährigen, selbstauferlegten Qualen das Gefühl seiner Kraft gewann, die ihm erlaubte, einen neuen Himmel zu bauen? wo der Mensch, der sich vermessen durfte, den Uebermenschen zu gebären?“ Giorgio Aurispa kann sein Leiden nicht fruchtbar machen,

sein inneres Universum nicht künstlerisch, philosophisch, praktisch nach außen gestalten. Er kann nur ein Ende bereiten. Die Tristanmusik Richard Wagners hat ihn in's Mysterium des Todes eingeführt. Nun ist er zum Sterben reif. Er stürzt sich vom Felsen in's Meer und zieht Ippolita mit.

„Il Trionfo della Morte“ ist ein innerlich zerrissenes Buch, der Zusammenhang ungeordnet, die Logik des Aufbaus nicht ganz klar. Die ungemein poesievolle Schilderung des Lebens der Landleute, die breite Darstellung der Wallfahrt nach Casalbordino macht leicht den Eindruck des Zufälligen; Alles, was eine rein äußere Welt behandelt, fügt sich durch die veränderte Manier und den Ton jenen Hauptpartieen nicht ein, welche die Seelengeschichte Giorgios entwickeln und jedes Detail in momentaner Reaganz auf ihn beziehen. Erst die nachträgliche Reflexion läßt errathen, daß diese Schilderungen organisch zur Oekonomie des Romans gehören. Auch dieses Buch stellt „den Kampf einer ästhetisch-aphrodisischen Chimäre mit dem zuckenden Phantasma des Lebens in der Brust eines Mannes“ dar. Giorgio soll aus der Isolirung seines Ich hinausstreben in die Welt und zu den Menschen und vor der Dummheit und Häßlichkeit zurückweichen müssen in sein Inneres und in sein aristokratisches Ideal. Und er soll daran zu Grunde gehen, daß er ohne die Wirklichkeit nicht leben kann und für die Wirklichkeit kein Organ hat. Denn die Schönheit, nach der er jagt, ist nur für den Schaffenden, den Künstler eine Realität, weil dieser sie mit Inhalt füllt und lebendig macht; für den egoistisch Genießenden ist sie ein unerreichbares, fliehendes Schattenbild, das ihn vom Dasein weglockt, ein auflösendes Element, das zum Tode reif macht.

Giorgio Aurispa scheint mir in edler Ausgestaltung der Repräsentant der modernen Decadenz — dieser Generation, die, wie Maurice Barrès bekennt, „ne vaut que pour comprendre et désorganiser.“ Sie hat das innere Gleichgewicht verloren und das äußere Ziel. Sie studirt sich eifrig und hat keine Macht über sich. Sie zersetzt die Wirklichkeit und weiß kein neues Ideal. Denn der alte Aristokratismus ist dem Tod geweiht, und zur Herrenwelt Nietzsches fehlt ihr Muth und Kraft. Sie haßt die Gegenwart und glaubt nicht an die Zukunft. Sie möchte in Schönheit leben und weiß sie sich nicht aufzubauen. Denn die Schönheit, die beglücken will, muß am Baum der Welt erblühn, die Schönheit der Decadenz ist Traum und Rausch, oft entzückender Traum und schmerzlich wollüstiger Rausch, — aber eine krampfhafte, künstliche Illusion, hinter der die Verzweiflung lauert und die wehleidige Angst vor dem Dasein. Sie ist, wie der Aether, ein Belebungsmittel, durch das man die Todgeweihten von Stunde zu Stunde fristet, nimmer jedoch der köstliche Nektar, der den Herakles zum Gotte macht und ihm ewige Jugend schenkt . . .

V.

Das Hervorstechendste an d'Annunzios Lyrik ist ihr formalistischer Zug. „Mehr als den Gedanken schätzte er den Ausdruck.“ (S. „Il Piacere“.) Selbst an den tiefst empfundenen Strophen fällt etwas technisch Interessantes, ein geistreicher Effect uns auf und stört. Z. B. in „L'esortazione“. Ein regelmäßig gebautes Sonett.

„O Seele, was zauderst Du feig — zwischen Ekel am Leben und Furcht — vor dem Tode? Verloschen die Fackeln; — Nichts leuchtet Dir mehr im Abgrund, dem dunklen . . . — Weshalb also zögern? Verlockt Dir — den Sinn noch ein letztes Glück? — Sieh sie an, Deine Straße: ganz nackt und voll Schweigen, — wie eingezwängt zwischen blinden Mauern? . . . Da der plötzliche Blitz nicht die Wolken zerreißet, — weshalb denn noch zögern? O zweifle nicht! — Der große Frieden, er wird Dir gewährt sein! . . . Mehr denn einmal sahst Du's im Antlitz — des kalten Leichnams auf der Bahre: — Der Tod hält uns treu, was er versprach.“ . .

Man glaubt, das Leben müsse hier enden wie die festabgeschlossene Form des Sonetts. Man blättert um und entdeckt vier Zeilen, wie von einer schwesterlichen Stimme, welche die einsame Seele anruft und ihr vor Augen führt, was ihr im Leben lieb und traut war:

„E le piccole foglie in cima ai rami
Di primavera? e il cielo cosi grande?
E i fanciulli? e le tombe venerande?
E la madre? e la casa che tu ami?“

Wie kunstvoll und keusch versteckt sich die technische Erfindung bei Goethe! Er hatte die einzige Form für den einzigen Inhalt; einen lebendigen und doch seelenhaft leichten Leib für seine Poesie, kein kunstvolles Kleid.

D'Annunzio lockt die Schwierigkeit. Ihn lockt das Seltene, Nichtgemeine; er will, was nicht Jedermann erreicht, die Menge nicht versteht. Denn er schreibt für die Wenigen, die Eingeweihten. Eigentlich für sich allein. Er macht nicht wie die Parnassiens „l'art pour l'art“, sondern „l'art pour l'artiste“. Doch schreibt er auch für sich allein (was jeder echte Künstler thut), er ist nie allein mit sich. Seine intimsten Seelenergüsse sind — das ist übrigens lateinische Art — Monologe, und der Monolog setzt den Hörer voraus, den Hörer, der Beifall klatscht. Für ihn diese „versi laboriosi“, in die d'Annunzio „wie ein florentinischer Goldschmied mit scharfsinniger Geduld die Edelsteine des glühenden Wortes“ fügt.

Eine andere Eigenthümlichkeit d'Annunzios ist seine Verkleidungslust. Er nimmt, wie die alten, venetianischen Nobili, eine Maske vor, wenn er

unter die Menge geht. Er schlägt den Mantel des Polizian um, wenn er seiner Liebsten Galanterien sagt. Er ist der Troubadour, der im Buch „Isotteo" durch ein Taglied die schöne Isaotta Guttadaura aus dem Schlaf weckt. Im Stil der Zeiten König Renés gewinnt er sie. Dann reitet er, wie Lancelot mit Ginevra, in den grünen Wald. Auf weißen Zeltern reiten sie in den Märchenwald, und die Veilchen duften, und die Bäume neigen ihr zitterndes junges Laub. Und es wachen die Nymphen auf und der große Pan, und die Grazien tanzen, wie es Botticelli sah .. Für sie componirt er eine Frühlingscantate voll elegantester Anmuth und verliebtem Spiel, und Triumphzüge, mit den Horen, die Feuerlilien tragen, und Zephyr, der goldene Blumendüfte haucht, und mit ihr gehen berühmte Liebespaare; selbst der Tod folgt ihr nach, doch jung und schön, mit den Träumen und Gelüsten des dienenden Edelknaben . . .

Nicht nur den Zauberreigen der alten Sage weckt d'Annunzio auf, auch die alten Formen der Dichtung. Seine Verse sind in der That „Studien, technische Experimente", Liebhabereien. Selten dichtet er seine Gefühle geradezu hin; sie müssen erst umphantasirt sein, durch das Medium einer Fiction hindurchgehen, ehe sie ihm kunstreif werden. Er versteckt sich tiefer als Goethe im Westöstlichen Divan; er ist minder warm als Bodenstedt im Mirza-Schaffy und bedeutender als Rückert in der „Weisheit des Brahmanen". Er dichtet Verse, die von Sperelli, Hermil, Aurispa stammen könnten, an Frauen, die Maria, Elena, Ippolita sind, Situationen, die in seinen Romanen stehen, wenn er die Gewänder der Frührenaissance nicht vorzieht. Seine Helden sind er, und er ist seine Helden; sie geben den Stoff; die Form erblüht aus „einer Reimfolge des Petrarca, einem Halbvers des Cavalcante, zwei Zeilen des Magnifico", einem Refrain des Tennyson. Er schreibt „Elegie Romane" (1887—91), in denen Nichts römisch ist als die Oertlichkeit, Nichts antik als das Versmaß, Nichts goetheisch als Titel und Motto. Es ist aber die tiefste und zarteste Schwermuth des modernen Gemüthes drin, die Klage der Seele, die Nichts sich zu eigen weiß.

Tiefer und aufrichtiger und edler als in den Sammlungen „Intermezzo" (1883 und 1894), „L'Isotteo, La Chimera" (1885—88), „Elegie Romane" (1887—91) ist d'Annunzios letztes Gedichtenbuch „Poema Paradisiaco" (1891—92). Es sind die Verse eines Menschen drin, der um das verlorene Paradies seiner Unschuld trauert und sich neue künstliche Paradiese baut, — einen Himmel der Sehnsucht und Träume und der wehmuthvollen Erinnerung, — die Verse eines Stillgewordenen, der mit verschleierten Augen nach innen schaut. Es sind die zartesten Sensationen drin; jeder leise Hauch der Seele ist eingefangen. Landschaften, deren Stimmung spricht, Musik, die ihre Träume hat, gewisse Wort- und Bilderfolgen, die ganz bestimmte Empfindungen suggeriren, nicht durch den gemeinen Sinn, sondern durch Farbe und Klang. Die Kunstgrenzen werden

verrückt, um das Flüchtigste, kaum Sagbare zu sagen. Und dennoch wird d'Annunzio nie ganz dunkel. Er hat glücklicher als Rosetti und Jean Moreas, als Mallarmé und Maeterlinck — obschon in ihren Fußstapfen — die Formensprache und Gefühlsweise des Mittelalters für unsere Zeit fruchtbar machen wollen und den Symbolismus, in dem die Seele der Decadenz sich verkörpert. So wundersame Töne er auch hat, es ist dennoch die Poesie der hoffnungslos vom Leben Gelösten. D'Annunzio weiß es.

„Gäste waren wir einst," sagt er in „I Poeti", „in Reichen der Glorie. Eingeboren ist uns die Erinnerung daran, an die glühenden Blumen, die gleich erreichbaren Sternen über alabasternen Särgen blühten, an Mysterien, die wir sahen, an Liebe, die wir genossen, an Aromen, die wir tranken, . . . Und dann starben wir . . . Als wir nach Jahrhunderten wieder erwachten, da strahlte ein anderer Himmel; wir hörten andere Stimmen und andere Lieder; wir vernahmen menschliches Weinen, alles Weinen, das die Erde in ihrem Cirkel umspannt, die vergeblichen Seufzer und das tolle Geheul und die wilden Lästerungen. — Schweigend hörten wir den wirren Streit. Doch in der heimlichen Seele hatte der uralte Traum eine neue Morgenröthe. Und wir lebten weiter und betrogen das Leben, indem wir jenes Todes gedachten und von den gesehenen Mysterien sangen und von der genossenen Liebe und den geschlürften Aromen. — Nun ziemt uns Schweigen. Dunkel ist der Traum von der Zukunft. Neuer Tod erwartet uns. Doch an welchem jüngsten Tag, o Schicksal, werden wir auferstehen? Wann werden die Dichter auf goldenen Saiten gemeinsam den Hymnus singen: ‚O ihr, die das Blut bedränget, ihr Menschenkinder, — dort auf den Gipfeln erglänzet schon die Herrlichkeit des neuen Tages?'" . . .

Wann?

Nicht heute, nicht morgen. Es wird eine Revolution kommen, — vielleicht eine friedliche, doch die Künste werden schweigen. Sie wird kommen, und sie wird mißlingen, wie Alles, was in der Theorie und nicht im Leben wurzelt. Sie wird nicht die menschliche Gleichheit erreichen; denn sie ist eine Unmöglichkeit. Die Natur kennt keine Gleichheit, und die Natur will keine Gleichheit. Es giebt keine Gleichheit der menschlichen Anlagen; wie sollte es eine Gleichheit der menschlichen Glücksansprüche, der menschlichen Leistungen und Forderungen geben! Die Gleichheit läßt sich nicht erzwingen, höchstens die Gleichförmigkeit. Das aber wäre die Ungerechtigkeit, die Tyrannei und zwar die allerschlimmste: die Tyrannei von unten. Es wäre die Rückbildung, denn Pflichten und Rechte im socialdemokratischen Staat sind auf das Maß des Durchschnittes und der Mehrheit herabgeschraubt. Wie die Attalea-Palme in Garschins schöner Allegorie, müßte die große, freie Menschennatur sich die Wipfel abstoßen und verkümmern. Allein der Versuch wird am Versuch scheitern. Aber Eins wird

vielleicht die Revolution erreichen: nicht das Glück für Alle, doch eine innere Gesundung des Lebens. Es wird Niemand zu verhungern und Niemand zu betteln brauchen. Der Mensch wird sich ein menschenwürdiges Dasein schaffen, menschenwürdigere Leiden und eine neue Unschuld. Dann wird der neue Tag, das Reich des Geistes kommen. Man wird wieder Altäre bauen, und das Volk wird der Schönheit opfern. Dann wird man nicht mehr von der Vergangenheit singen und sich nicht in Träume flüchten, sondern vom Leben dichten und der Gegenwart. Und überall wird Hellas sein . . .

Wir aber, die wir Nichts von heute und morgen hoffen, wir wollen unseren Göttern dienen und der Zukunft warten.

5*

Die letzten Worte hervorragender Geister.

Von

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

I.

Man hat seit langen, langen Zeiten den letzten Worten außerordentlicher Menschen im Geistesleben eine besondere Bedeutung beigelegt. Man vergegenwärtige sich nur, in wie hohem Maße sich nicht nur die Kirche, sondern auch die Kunst etwa die „sieben letzten Worte des sterbenden Heilandes" als Mittel zur Erkenntniß und zur Begeisterung angeeignet hat.

Und in Wahrheit wohnt den letzten Worten ersterbender Größen der Menschheit ein eigenartiger Zauber inne. Man giebt sich der Anschauung hin, als concentrire sich in solchen letzten Worten brennspiegelartig die ganze Summe des Geisteslichtes, von dem dieses oder jenes auserlesene Erdenleben durchzogen war. Die allgemeine Stimme zu Gunsten solcher allerletzten Aussprüche geht hier so weit, daß nicht selten selbst ganz indifferenten, leeren Worten ein tiefer Sinn, ein unergründliches Mysterium unterlegt wird.

Jedenfalls verlohnt es sich wohl der Mühe, von diesem eben bezeichneten Gesichtspunkte aus einen Streifzug durch die Geschichte der großen Geister aller Zeiten und Länder zu unternehmen. Die hiermit dargebotene illustrirte Anthologie letzter Worte der Geistesheroen macht jedoch durchaus keinen Anspruch, als eine irgendwie vollständige zu gelten.

Es sei gestattet, mit einigen alttestamentlichen Gestalten zu beginnen.

Die letzten Worte des Moses, des Gesetzgebers der Israeliten, sind zwar nicht in den biblischen Urkunden verzeichnet, aber jedenfalls doch seine allerletzte Geistesoffenbarung, die in der Culturgeschichte den Charakter des

Typischen erlangt hat. Nach V. Mose, Capitel 34 ward dem Gesetzgeber vor seinem Hinscheiden ein Gesicht auf dem Berge Nebo im Moabiterlande zu Theil. Jehovah zeigt dem Gottesmanne Moses das neue Reich, „das ganze Land Gilead, bis gen Dan." Und dabei heißt es zuletzt (Vers 4) „Ich will es Deinem Samen geben. Du hast es mit Deinen Augen gesehen, aber Du sollst nicht hinübergehen." — Deuten wir uns diesen Vorgang vernunftgemäßer um: so erfassen wir daraus die Wahrheit, daß der sterbende Moses wehmuthsvoll erkennen muß: die heißersehnte Frucht seiner so lange und mühsam gepflegten Saat sei ihm nicht beschieden; er sieht das verheißende Ziel, allein er kann seine Segnungen nicht selbst erleben. Darum sprechen wir bis heute typisch von strebenden, ringenden Menschengeistern, die etwas Neues, Verheißungsvolles erschauen, ohne zu wirklichem Geistesbesitze, ohne zu wirklicher Geisteserernte zu gelangen: sie sind wie Moses, sie sehen das herrlich gelobte Land vor ihren Geistesblicken, aber sie können nicht hineinkommen — ein sich ewig wiederholender Schmerz so vieler genialer Naturen. —

Die letzten Worte Sauls, des ersten Königs der Hebräer, belehren uns, daß dieser erste israelitische König weniger wie ein gottesgläubiger Mensch, denn als ein antik-heidnischer Mensch starb. Als König Saul in seinem letzten Kampfe wider die Philistäer (Philister) auf dem Gebirge Gilboa von den Schützen schwer verwundet worden war, wandte er sich mit diesen Worten an seinen Waffenträger (I. Samuelis, 31, 4): „Ziehe Dein Schwert aus und ersticht mich damit, daß nicht diese Unbeschnittenen kommen und mich erstechen und treiben einen Spott aus mir." Und anders wie im gleichartigen Ausgange Abimelechs, Gideons herrschsüchtigem Sohne, aus den Zeiten der Richter,*) geschah hier das Ende. Der Waffenträger Sauls fürchtet sich, seinen gesalbten Herrn zu tödten. „Da nahm Saul das Schwert und fiel darein." (Vgl. aber auch II. Samuelis 1, Vers 9 bis 10). — Sauls letzte Worte erlauben einen Rückschluß auf sein ganzes Wesen, das man nicht als gottergeben bezeichnen kann. Vom Standpunkte der wahren Gottergebenheit, überhaupt von demjenigen der biblisch-christlichen Moral im Gegensatze zur antik-heidnischen, gilt nämlich jeder Selbstmord, unter welchen Umständen er auch erscheinen möge, als gottlos. Man vergegenwärtige sich nur die beredsame Darstellung über den Selbstmord in des Augustinus umfassenden Werke „Vom Gottesstaate" (De civitate Dei libri XXII), worin unter Anderem mit guten Gründen sogar der Selbstmord einer Lucretia als etwas Verwerfliches vor Augen geführt wird.

Von dem mit besonderem Glorienscheine ausgezeichneten Könige David verzeichnet die Bibel gar viele „letzte Worte". Das 23. Capitel des

---

*) Richter, 9, 54: „Da rief Abi-Melech eilend den Knaben, der seine Waffen trug, und sprach zu ihm: „Ziehe Dein Schwert aus und tödte mich, daß man nicht von mir sage: Ein Weib hat ihn erwürget. Da durchstach ihn sein Knabe (Knappe), und er starb."

II. Buches Samuel wird mit den Worten eingeleitet: „Dies sind die letzten Worte Davids.“ Doch nach diesen sogenannten „letzten Worten“ des Königs, „der versichert ist von dem Messias des Gottes Jakobs,“ werden noch neue Lebensthaten Davids aufgezählt. Das wirkliche Ende dieses Königs und seine „letzten Worte“ giebt uns erst das I. Buch der Könige im 2. Capitel. Hier sprechen aber gerade die allerletzten Worte eine sehr beredte, deutliche Sprache, — sie werfen ein grelles Licht auf einen Grundzug in König Davids Wesen, das ist die unversöhnliche Rachsucht. — Hier richtet König David seine letzte Rede an seinen Sohn und Thronfolger Salomo. Nachdem er seinem Sohne die schönsten, gottgetreuesten Reden in's Herz gepredigt, mit dem Anfange: „Ich gehe hin den Weg aller Welt; so sei getrost und sei ein Mann“, — wird er nicht müde, ihm seine Feinde als strafbedürftige Wesen dringend anzuempfehlen; so den Oberfeldherrn Joab, den Sohn Zerujahs: „Thue nach Deiner Weisheit, daß Du seine grauen Haare nicht mit Frieden hinunter zur Hölle bringest.“ — Und weiterhin auch den Simei, Geras Sohn, vom Hause Sauls, — weil er dem Könige David früher einmal geflucht und ihn einen Bluthund genannt hatte; aber um späterer Gutthaten willen hatte ihm David vollkommen vergeben. Jetzt aber muß Salomo über diesen Simei das letzte Wort des sterbenden Königs David vernehmen (2, 9): „Du aber laß ihn nicht unschuldig sein; denn Du bist ein weiser Mann und wirst wohl wissen, was Du ihm thun sollst, daß Du seine grauen Haare mit Blut hinunter in die Hölle bringst“*). — So war der letzte Odemzug des Sängers und Königs David ein Cultus der Rachsucht über einen Mann, dem er vollkommen Verzeihung angelobt hatte. — Und Salomo ward leider ein getreuer Vollstrecker solcher Rachsuchtsbefehle. —

Sehr bedeutsam sind die letzten Worte des Feuerpropheten Elia, (Elijahu), des Thisbiten, die er an seinen auserwählten Jünger Elisa richtete. Am Jordan sollte der Meister in Gegenwart seines Jüngers von hinnen berufen werden. Elia schickt sich zu seiner Himmelfahrt an. Als sie wundergleich an's jenseitige Ufer gekommen waren, sprach Elia zu Elisa: „Bitte, was ich Dir thun soll, ehe ich von Dir genommen werde.“ Elisa sprach: „Daß Dein Geist bei mir sei zwiefältig.“ Er sprach: „Du hast ein Hartes gebeten; doch, so Du mich sehen wirst, wenn ich von Dir genommen werde, so wird es ja sein; wo nicht, so wird es nicht sein.“ (II. Könige 2, 10—11). Und nachher erkannten die Berufenen, „die Prophetenkinder“, daß Elisa der wahrhaftige Geisteserbe Elias war, sie überzeugten sich, daß „der Geist Elias auf Elisa ruhte“, und zollten ihm

*) Fast gleichlautend, wenigstens ganz sinngleich ist auch die Uebersetzung in der unter Dr. Zunz' Redaction veranstalteten Uebersetzung des Alten Testaments nach dem masoretischen Texte (12. Aufl. Frankf. a. M. 1889) wie folgt: „Und nun, laß ihn nicht straflos, denn Du bist ein weiser Mann, und Du wirst wissen, was Du ihm thun sollst, daß Du sein greises Haupt senkest mit Blut in die Gruft.“

Verehrung. — Das ist nun ein typisches Wort für jeden berufenen Nachfolger eines Genius in der Geschichte des Geistes. Hat es ein Genie schon an und für sich schwer in der Erdenwelt, so ein feuriges Prophetengenie doppelt und dreifach schwer. Für einen Jeden, der sich zu einer solchen Erdenlast berufen glaubt, dem ein Loos voller Kämpfe und Leiden bevorsteht, erklingt für alle Zeiten das schwere Losungswort des Propheten: „Du hast ein Hartes gebeten." So hat jeder echte Nachfolger eines Genius die gleiche schwere Last seines Vorgängers zu tragen. —

Bei Elisa selbst deuten die letzten Worte noch deutlich von dem, was sein prophetisches Gemüth zu allermeist erfüllte: der Vernichtungskampf gegen Syrien, den Erbfeind Israels. Wie ihn Israels König Joas in seiner Todeskrankheit verehrungsvoll besucht, veranlaßt er den Herrscher, Bogen und Pfeile zu nehmen. Nachdem der Bogen gespannt war, sprach Elisa: „Schieße!" und er schoß. Er aber sprach: „Ein Pfeil des Heils von Jehovah, ein Pfeil des Heils wider die Syrer (= Aram); und Du wirst die Syrer schlagen zu Aphek, bis sie aufgerieben sind" ꝛc. — (II. Könige 13, 17 f.)

Wie ein rechter Erdenheld sterben soll, wie er bis zum letzten Athemzuge das Wesen echter Tapferkeit, dieser mit der Vaterlandsliebe auf's innigste verflochtenen Tugend, in sich hegen und zum Ausdrucke bringen soll: das lehrt unter den biblischen Gestalten vornehmlich Judas Makkabäus — vor seinem endlichen Ausgange. Wie dieser Held sich bei Laisa mit einer kleinen Schaar dem mehr als zwanzigfach zahlreicheren syrischen Feinde Bakchides gegenüber sah, als die bleiche Furcht immer mehr des Volks von seiner Seite riß, sprach er, in dieser Nothlage allen Muth zusammenfassend, zu seinem spärlichen Heeresreste: „Auf, und laßt uns versuchen, ob wir die Feinde angreifen und schlagen möchten!" (I. Makkabäer 9,8.) — Doch das kaum achthundert Mann starke treu ausharrende Häuflein hielt hier einen Kampf für unmöglich und beschwor ihren Anführer, zurückzuweichen, die entlaufenen Brüder wieder zu sammeln und dann auf's Neue anzugreifen. Doch da ertönt ihnen aus Judas' Munde das rechte Heldenwort entgegen: „Das sei ferne, daß wir fliehen sollten! Ist unsere Zeit gekommen, so wollen wir ritterlich sterben um unserer Brüder willen und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden werden." (ib. 9, 10). Und da wurde eine erstaunliche Schlacht geschlagen. Nachdem Judas den Heldentod gefunden hatte — „da flohen die Uebrigen". Aus solchem Tode und solchen Heldenworten geht das Mahnwort an alle das Vaterland schützenden Menschen: Gehet hin und thuet desgleichen, — ein jeder in seiner Weise und in seiner Kraft.

Auch von manchen Ideen-Helden vermeldet dasselbe Werk der Makkabäer, von greisen und jungen Männern, die um ihrer innersten Ueberzeugung willen jedes noch so peinliche Märtyrerthum auf sich nehmen. Als in diesen Makkabäerzeiten die Syrer auch einen „der vornehmsten

Schriftgelehrten", den Eleazar, zur Uebertretung des ihm heiligen Gesetzes zwingen wollten, verfing weder rohe Gewalt noch feine List bei ihm. Bei aller Marter gestand er es sich wiederholentlich, daß seinem Alter jedwede Heuchelei gewiß übel anstehen würde; sollte nicht am Ende die Jugend sagen: „Eleasar, der nun neunzig Jahre alt ist, sei auch zum Heiden geworden." (II. Makkab. 6, 24). Das wäre ihm eine ewige Schande — „Darum will ich jetzt fröhlich sterben, wie es mir altem Manne wohl anstehet," „Und der Jugend ein gut Exempel hinter mir lassen, daß sie willig und getrost um des herrlichen heiligen Gesetzes willen sterben." (Vers 27—28.) Und als Eleazar immer härter gemartert ward, rief er endlich seufzend: „Der Herr, dem Nichts verborgen ist, weiß es, daß ich die Schläge und großen Schmerz, den ich an meinem Leibe trage, wohl hätte mögen umgehen, wo ich gewollt hätte; aber der Seele nach leide ich gerne um Gottes willen." (Vers 30.) — Also starb der neunzigjährige Eleazar den Märtyrertod. — So heilig ehrwürdiges Beispiel wirkte neue Wunder, wovon die Makkabäergeschichte voll ist. Das denkwürdigste Beispiel ist die tragische Begebenheit mit einer frommen Mutter, die ruhig und gottgefaßt all ihre sieben Söhne um der Religion willen nicht nur sterben sah, sondern sie selbst noch zum heiligen Märtyrertode ermuthigte. Aus den letzten Worten all dieser sieben durch die Kirche verherrlichten makkabäischen Brüder spricht typisch der beseligende Trost aller echten Märtyrer, das heißt solcher, die sich nicht aus Eitelkeit zum Märtyrerthume drängen, sondern die gottergeben dem unentrinnbaren Uebel um des Gewissens willen entgegensehen. Als der zweite der Brüder in den letzten Zügen lag, sprach er: Du verfluchter Mensch, Du nimmst mir wohl das zeitliche Leben; aber der Herr aller Welt wird uns, die wir um seines Gesetzes willen sterben, auferwecken zu einem ewigen Leben." (Cap. 7, 9.) — Besonders demuthsvoll ist des sechsten Bruders letztes Wort zu Antioches: „Du wirst mich nicht so betrügen; denn wir haben das Leiden wohl verdient, darum, daß wir uns an unserem Gott versündigt haben; und er handelt schrecklich mit uns." „Aber es wird Dir nicht so hingehen, daß Du also wider Gott tobst." (7, 18—19.) — Und ähnlich beim allerjüngsten, der schließlich noch teuflischer gemartert ward, als seine anderen sechs Brüder. Auch er legt das demüthige Bekenntniß ab: „Wir leiden um unserer Sünde willen, das ist wahr" (7, 32), redet aber dem grausamen Könige überschwenglich hart in's Gewissen, der dem Gerichte des allmächtigen, allsehenden Gottes nicht entgehen werde; — — „Du aber wirst noch selbst bekennen müssen durch große Marter und Qual, daß er allein der rechte Gott sei." (7, 37.) Und schließlich vernehmen wir aus des Jüngsten Munde den stets fruchtbar gewordenen Gedanken, daß große Opferfreudigkeit, das mystische Thun des Opferlammes die feindseligen Geister der Welt bändigt. Also schließt dieser jüngste Makkabäer: „Aber Gottes Zorn wird

sich an mir und meinen Brüdern wenden, welcher billig über unser ganzes Volk ergangen ist.“ (7, 38.) —

Die letzten Worte des sterbenden Heilandes am Kreuze sind nicht nur weltbekannt, sondern auch reichlich durch Homilien und Kunstwerke verherrlicht, zumal durch den Geist der Musik. Hier mag eine Zusammenstellung der sieben letzten Worte Christi genügen, wie sie sich aus der Anordnung der vier Evangelien ergiebt:

1. „Eli, Eli, lama asabthani? das ist: mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ (Ev. Matthäi 27, 46; vgl. Psalm 22, 2; Ev. Marci 15, 34.)

2. „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ (Ev. Lucae 23, 34.)

3. „Wahrlich, ich sage Dir, heute wirst Du mit mir im Paradiese sein.“ (Ev. Lucae 23, 43.)

4. „Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände.“ (Ev. Lucae 23, 46; vgl. Psalm 31, 6.)

5. „Weib, siehe, das ist Dein Sohn.“ (Ev. Johannis 19, 26.)

6. „Mich dürstet.“ (Ev. Johannis 19, 28.)

7. „Es ist vollbracht.“ (Ev. Johannis 19, 30.) —

Diese sieben letzten Heilandsworte geben in ihrer Vielseitigkeit ein Abbild des Passionslebens jedweder Art; — sie wenden sich an jeden in Reinheit und Heiligkeit strebenden Menschen; sie behalten mit ihrem Abgrunde von Trauer, Entsagung und Trost ihre Bedeutung und Weihe, so lange es noch eine strebende und ringende Menschheit geben wird.

In diesem Geiste ruft der erste christliche Märtyrer, Stephanus, vor dem Hinscheiden aus: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ und „Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht.“ (Apostelgeschichte 7, V. 58. 59)*). Und in diesem Geiste sterben alle nachfolgenden christlichen Märtyrer, in demselbigen Geiste, den Johannes der Theologe in seiner Offenbarung verkündet. „Wer überwindet, der wird es Alles ererben; und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein.“ (21, 7.)

II.

Indem wir uns nunmehr dem Hellenenthume zuwenden, begegnet uns zunächst ein welthistorisches vermeintlich letztes Wort, das uns die allbekannten Namen eines Solon und Kroisos in die Erinnerung bringen. Bekanntlich wies der athenische Weise, wie er vor dem ob seines Erdenglückes aufgeblähten Könige der Lyder stand, schließlich darauf hin, daß

*) Nach der griechischen Textausgabe von Const. von Tischendorf Novum Testamentum Graece, Editio Academica, Lipsiae 1878) sind es die Verse 59 und 60 dieses Capitels der Apostelgeschichte. —

Niemand vor dem Tode glücklich zu preisen sei. Wem aber die Gottheit (ὁ δαίμων) bis an's Ende sein Wohlergehen bewahret, den preisen wir glücklich (εὐδαίμονα νομίζομεν); „aber die Seligpreisung (Makarismus μακαρισμός) eines Menschen, der noch lebt und in diesem Leben allerhand Gefahren ausgesetzt ist, gilt als eine ebenso unsichere und ungiltige wie etwa der Heroldsruf und der Kranz für einen eben dem Wettkampfe obliegenden Mann*)" — heißt es in Plutarchos' Solon (Cap. 27).

Kroisos verachtete damals die sinnigen Worte des hellenischen Weisen und Gesetzgebers, so daß diesem der damals ebenfalls in Sardes als Gast anwesende Fabeldichter Aisopos sogar die Warnung ertheilte: „O Solon, zu Königen muß man so wenig wie möglich oder nur so angenehm wie möglich sprechen," worauf Solon die sittliche Antwort gab: „Mit nichten, entweder so wenig wie möglich, oder so wacker wie möglich" (ἀλλ' ὡς ἥκιστα ἢ ὡς ἄριστα. Cap. 28).

Späterhin — etwa 549 v. Chr. — sah auch der mächtige Lyderkönig die Nützlichkeit und Vortrefflichkeit der solonischen Worte ein. — Als er vom Perserkönige Kyros besiegt und seiner Regierung verlustig gegangen war, — als er Gefangener war und als solcher lebendig verbrannt werden sollte, — als er endlich auch wirklich schon im Angesichte des Kyros und des Perserheeres gefesselt auf dem dazu errichteten Scheiterhaufen stand, da rief er drei Mal mit lautester Stimme den Namen des Solon aus: Solon, Solon, Solon!**) Und dieser Schlußruf des einst so gesegneten Königs ward ihm — wie sattsam bekannt ist — zum Retter aus Todesnöthen. Und den Ruhm hatte Solon — so schließt Plutarch seinen Bericht — durch diese eine Unterredung (ἑνί λόγῳ) den einen der Könige errettet und den anderen erzogen zu haben. —

In Wahrheit entfaltete sich des Kyros Geist so wundersam, daß die hellenischen Geschichtsschreiber ihn als das Ideal eines Weltherrschers verherrlichten, obenan Xenophon. Dieser hat uns in seiner Kyropaideia (Cyropädie) seinen Helden auch auf dem Sterbelager vorgeführt und ihn merkwürdige letzte Worte verkünden lassen. Wie die ganze Kyropaideia weit weniger Geschichte als didaktische Poesie in Prosa darbietet, so ist es auch mit den letzten Worten des Kyros nach diesem Xenophontischen Werke.

---

*) „ὥσπερ ἀγωνιζομένου κήρυγμα καὶ στέφανος." Plutarchos: Vitae Parallelae (Παράλληλα) ed. Carolus Sintenis Lipsiae, 1860, 5 Bde.; I. Band. — Kroisos regierte über Lydien von 563—549 (?). —

**) Vergl. bei Herodotos: Geschichten I. Buch (Klio), Cap. 86, wo auch berichtet wird, daß der stark brennende Holzstoß nur durch ein Naturwunder gelöscht werden konnte. Kroisos hatte zu Apollo gerufen: „Wenn er ihm je ein werthes Geschenk dargebracht, so möchte er ihm beistehen und ihn aus der Noth erlösen" — „Und siehe da! bei heiterer Luft und wolkenlosem Himmel zog sich urplötzlich ein Gewölk zusammen; es stürzte ein gewaltiges Regenwetter herab. Also ward der Scheiterhaufen gelöscht." (Cap. 87). —

Dennoch leuchtet des Kyros Geist daraus hervor, so daß wir sein Sterben an der Hand dieses Xenophon-Werkes skizziren wollen.

Kyros war etwa siebzig Jahre alt, als er starb (529 n. Chr.) Derselbe kommt zum siebenten Male während seiner dreißigjährigen Regierung nach Persien. Seine Eltern sind bereits todt. Kyros opfert und führt den Chortanz der Perser an. Da empfängt er einmal ein wundersames Traumgesicht, in welchem ihm ein übermenschliches Wesen erscheint und zu ihm sagt: „Rüste Dich, o Kyros, bald gehst Du zu den Göttern fort"*). Der erwachte König glaubt nun zuversichtlich, daß das Ende seines Lebens bevorstehe. Er opfert dem Zeus, dem Helios und den anderen Göttern auf den Höhen nach Perserart und unter inbrünstigen Gebeten des Dankes, die in eine Bitte um ein seinem Lebensgange würdiges Ende ausklingen.

Wie Kyros sein Ende immer näher fühlt, läßt er seine beiden mitanwesenden Söhne Kambyses und Tanaoxares, ebenso die Freunde und die Häupter der Perser an sein Lager kommen, wo er ihnen eine lange Abschiedsrede voll weiser Gedanken hält.

Als eines glücklichen Menschen müßten Alle seiner gedenken. Auch mit fortschreitendem Alter glaubte er stets wahrzunehmen, daß sich seine Kraft entsprechend vermehrte, so daß er sich auch in seinem Greisenalter nie schwächer als in seiner Jugend gefühlt habe**). — Der Sterbende wirft dann einen Rückblick auf seine glorreichen Thaten, die sein Vaterland Persien so groß gemacht haben, wie sollte er darum nicht mit vollem Rechte für ewige Zeit als ein Glückseliger in der Erinnerung fortleben?

Kyros trifft alsdann eingehende Bestimmungen über Thronfolge und Regierung. Kambyses empfängt unter Anderem diese weise Herrscherlehre: „Nicht dieses goldene Scepter ist es, das die Herrschaft aufrecht erhält, sondern die treuen Freunde sind den Königen das wahrhafteste und stärkste Scepter." — Nächstenliebe, zumal Bruderliebe predigt der sterbende Herrscher seinem Nachfolger in besonders lebhaften Farben, die Summe ist: „Für sich selbst schafft ja, wer für den Bruder besorgt ist," (ἑαυτοῦ τοι κήδεται ὁ προνοῶν ἀδελφοῦ). —

Einen größeren Nachdruck verleiht Kyros seinen an die Söhne gerichteten Ermahnungen zur brüderlichen Eintracht durch den Hinweis auf die Idee der Unsterblichkeit der Seele, wobei er dies hervorhebt: „Das wahrlich scheint Ihr mir doch wohl nicht klar zu wissen, ob ich Nichts mehr

*) „Συσκευάζου, ὦ Κῦρε· ἤδη γὰρ εἰς θεοὺς ἄπει". — Ξενοφῶντος Κύρου παιδεία (Kyropädie), ed. F. K. Hertlein, III. Aufl. Berlin, 1870, Buch VIII, Cap. 7.

**) M. Tullius Cicero erwähnt in seiner Schrift: Cato maior de senectute mehrfach nach Xenophon dieser letzten Rede des Kyros; so zunächst diesen Gedanken im 9. Capitel wie folgt: „Cyrus quidem apud Xenophontem eo sermone, quem moriens habuit, cum admodum senex esset, negat se umquam sensisse, senectutem suam imbecilliorem factam, quam adulescentia fuisset". (Editio J. Sommerbrodt, Berlin 1877.)

sein werde, nachdem ich mein menschliches Leben beschlossen habe"*). — Daran reihen sich weitere Gedanken über Unsterblichkeit der Seele, die späterhin namentlich auch von Cicero als Beweisthümer vorgetragen wurden**). Kyros beschließt seine Unsterblichkeitslehre mit diesem Gedanken: „Wenn der Mensch in Auflösung geräth, so wird es offenbar, daß sich alles Einzelne zum Gleichartigen (Stammverwandten) versammelt, mit Ausnahme der Seele; diese allein wird weder in ihrer Anwesenheit, noch bei ihrem Fortgehen gesehen". (αὕτη δὲ μόνη οὔτε παροῦσα οὔτε ἀπιοῦσα ὁρᾶται). Habe der Unsterblichkeitsgedanke — so führt Kyros des Weiteren aus — keine überzeugende Kraft, so sollen sie sich doch wenigstens aus Ehrfurcht vor den Göttern zu solchem Edelthun anspornen lassen. Dann wird Ehrfurcht vor dem ganzen Menschengeschlechte empfohlen. Als eine weitere Schule des Lebens führt der Sterbende auch die vergangene Geschichte vor Augen, denn das sei die beste Schule.

Kyros giebt alsdann Anweisungen über seine Bestattung: Nicht in Gold, nicht in Silber, noch in irgend etwas Anderes sollen sie seinen Leichnam legen, sondern unverzüglich der Erde übergeben. — Sobald er sich verhüllt haben werde, solle Niemand mehr seinen Körper schauen, nicht einmal die Söhne.

Und endlich sagt Kyros zu den Leidtragenden: „Auch dieses mein letztes Vermächtniß bewahret wohl im Gemüthe. Wenn Ihr den Freunden Wohlthaten erweist, werdet Ihr auch die Feinde zu bändigen vermögen"***).

Nachdem Kyros noch den Söhnen und allen anderen Anwesenden ein Lebewohl gesagt, auch Allen noch die Hand gereicht hatte, verhüllte er sich und verschied so. (ἐνεκαλύψατο καὶ οὕτως ἐτελεύτησεν). —

Auch über Kyros' Nachfolger, den Perserkönig Kambyses (529 bis 522), ist uns Denkwürdiges aus seinen letzten Augenblicken überliefert worden.

Nach Herodotos' Erzählungen war Kambyses (Kabuija) nach der Ermordung seines Bruders Smerdes (Tanaoxares), im Begriffe, in seine Residenz Susa zurückzukehren. Wie er sich nun auf's Pferd schwang — so

---

*) „οὐ γὰρ δήπου τοῦτό γε σαφῶς δοκεῖτε εἰδέναι, ὡς οὐδὲν ἔτι ἐγὼ ἔσομαι, ἐπειδὰν τοῦ ἀνθρωπίνου βίου τελευτήσω". ibidem.

**) In der bereits citirten Schrift: Cato Major de senectute. Das ganze Capitel 22 enthält freie, aber sinnentsprechende Uebertragungen aus Xenophon, welche Cicero so einleitet: „Apud Xenophontem autem moriens Cyrus maior haec dicit: Nolite arbitrari, o mihi carissimi filii, me, cum a vobis discessero nusquam aut nullum fore" etc. etc. — doch davon, daß seine Söhne ihn göttergleich verehren sollen, vermeldet Xenophon Nichts, während Cicero a. a. O. schreibt: „Quare, si haec ita sunt, sic me colitote, ut deum" etc.

***) „Καὶ τοῦτο, ἔφη, μέμνησθέ μου τελευταῖον, τοὺς φίλους εὐεργετοῦντες καὶ τοὺς ἐχθροὺς δυνήσεσθε κολάζειν". Ibidem.

erzählt Herodotos*) — fiel ihm unten an der Dolchscheide der Beschlag ab; der Dolch ward bloß und fuhr in den Schenkel. Die Verwundung geschah an der gleichen Stelle, an welcher er vorher den göttlich veehrten Apis der Aegypter getroffen hatte. Das war in der syrischen Stadt Agbatana, während Kambyses vermeinte, er mußte einer alten Weissagung zufolge zu Agbatana (Ekbatana) in Medien sterben.

Da Kambyses nun sicher wußte, daß er sterben müsse, hielt er eine letzte Ansprache an sein Gefolge, aus der mit Befriedigung zu entnehmen ist, daß des Kambyses verhärtetes Gemüth Angesichts des Todes durchaus erlöst ward, deutlich verkündete Reue über viele seiner grauenvollen Thaten lassen es erkennen, daß sich eine heilsame Umkehr in seiner Gemüthsverfassung vollzogen habe. — Kambyses klagte, daß er sich völlig in der Zukunft geirrt habe, er sei ohne Noth zum Brudermörder geworden und verliere nichtsdestoweniger das Königreich. Er habe erkannt, daß es der Menschennatur doch nicht verliehen sei, das, was geschehen soll, abzuwenden. Aus Liebe zum Vaterlande, das so durch den Tod des edlen Smerdes seines natürlichsten Vertheidigers gegen die üblen Magier beraubt sei, müsse er ihnen noch einen letzten Willen kund thun. Allen, zumal den Edlen aus dem Geschlechte der Achaimeniden lege er es an's Herz, es nimmermehr geschehen zu lassen, daß die Hegemonie wieder an die Meder gelange. Mit all ihren Kräften müßten sie dahin trachten, ihnen die Oberherrschaft wieder zu entreißen. „Werdet Ihr solches thun, so möge die Erde Euch Frucht tragen, — Eure Weiber und Heerden gebären, Ihr aber in alle Zeit frei sein. Werdet Ihr Euch aber die Herrschaft nicht wieder aneignen und auch nicht einmal versuchen, sie wiederzuerlangen, so flehe ich das Gegentheil für Euch von den Göttern herab und überdies noch: daß einem jeglichen der Perser solch ein Ende werde, wie es mir geworden ist"**)

Das waren des Kambyses letzte Worte, wobei er über sein elendes Loos weinte. Bald aber trat der Knochenbrand hinzu und raffte des Kyros Sohn hinweg. —

III.

Wer an Bias von Priene denkt, der hat damit gleich die Lieblingssentenz „omnia mea mecum porto" in Bereitschaft. Dieser altehrwürdige Gnomiker, einer der sieben Weisen aus dem jonischen Hellas, zugleich als

*) Herodotos, des Halikarnassiers Geschichten (ἱστορίης ἀπόδεξις), IV. Buch (Thalia) Cap. 64 f.

**) „Καὶ ταῦτα μὲν ποιεῦσι ὑμῖν γῆ τε καρπὸν ἐκφέροι καὶ γυναῖκές τε καὶ ποῖμναι τίκτοιεν ἐοῦσι ἐς τὸν ἅπαντα χρόνον ἐλευθέροισι. μὴ ἀνασωσαμένοισι δὲ τὴν ἀρχὴν μηδ' ἐπιχειρήσασι ἀνασώζειν τὰ ἐναντία τούτοισι ἀρέομαι ὑμῖν γενέσθαι, καὶ πρὸς ἔτι τούτοισι τὸ τέλος Περσέων ἑκάστῳ ἐπιγενέσθαι οἷον ἐμοὶ ἐπιγέγονε". — Herodotos, ed. K. W. Krüger, Berlin 1855, mit erklärenden Anmerkungen; III, 65.

Redner ausgezeichnet — er blühte etwa 570 v. Chr. — sprach sein letztes Wort im Dienste der Rechtsprechung.

Schon recht bejahrt übernahm der Priener Bias noch die Vertheidigung eines Clienten in einer Gerichtsverhandlung. Vom Reden ermüdet, lehnte er sein Haupt im Schooße seines Tochtersohnes. Nachdem dann noch der gegnerische Vertheidiger sein Plaidoyer abgegeben hatte, fällten die Richter das Urtheil zu Gunsten des von Bias vertheidigten Clienten. Und wie nun die Gerichtssitzung aufgehoben ward, fand man den Weisen und Rechtsvertheidiger todt in seines Enkels Schooße.

Unser Gewährsmann Diogenes Laërtius, zugleich Epigrammendichter, hat denn auch in seinen Sinnsprüchen auf Bias diesen rhetorischen Ausgang des Weisen also besungen:

Hier traun barg ich den Bias, schneeweiß vom Alter geworden,
Den zum Hades alsbald unverzagt Hermes entführt.
Sprach ja, sprach ja zum Rechte des Freundes; dann ruht er im Arme
Seines Sprößlings fürwahr, — findet so ewigen Schlaf*).

Dieses ist als Grabschrift zu denken. — Unter den mannigfachen dem Bias zugeschriebenen Gnomen verdient gerade unserem hastigen Zeitalter dies Wort zur Beherzigung empfohlen zu werden: „Rede nicht hastig, denn das kündet den Wahnsinn an“ (Μὴ ταχὺ λάλει· μανίαν γὰρ ἐμφαίνει Diogenes Laërtius I, Cap. 87). —

Der Philosoph Pythagoras, der Sohn des Daktylioglyphen Mnesarchos, geboren etwa 582 v. Chr., bewies nicht nur während seines philosophischen Lebens seine Eigenart. Auch die Art seines Todes war eigenartig genug. Bekanntlich lebte der Weise lange Jahre unter den Krotoniaten. Wie es seine Gewohnheit war, saß er wieder einmal im Hause des Milon mit seinen Genossen. Da steckte nun einer, der nicht für werth erachtet worden war, in die Pythagoräische Gefreundschaft aufgenommen zu werden, aus neidvoller Rachsucht das Versammlungshaus, die Lesche, in Brand. Manche wollen wissen, daß die Krotoniaten selbst ein solches Bubenstück verübt hätten, weil sie an Pythagoras die Gelüste der Tyrannis oder deren Anfang (τυραννίδος ἐπίθεσιν) gewittert hätten.

Da verließ nun, wie Diogenes Laërtius erzählt, Pythagoras die

---

*) Diogenes Laërtius (φιλόσοφος ἱστορία περὶ βίων, δογμάτων καὶ ἀποφθεγμάτων τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ εὐδοκιμησάντων) de vitis dogmatis et apophthegmatis clarorum philosophorum, libri X., ed. Hern. Gust. Hübner 1828/1831 Lipsiae: I. Buch, Cap. 85 u. Cap. 84. — Man prüfe folgenden Grundtext der Distichen mit meiner Uebersetzung:

Τῇδε Βίαντα κέκευθα, τὸν ἀτρέμας ἤγαγεν
εἰς Ἀΐδην πολιῷ γήραϊ νιφόμενον Ἑρμῆς.
εἶπε γὰρ εἶπε δίκην ἑτάρου τινός· εἶτ' ἀποκλινθεὶς
παιδὸς ἐς ἀγκαλίδας μακρὸν ἔτεινεν ὕπνον. —

Wörtlich würde: πολιῷ γήραϊ νιφόμενον heißen: den durch graues Alter mit Schnee bedeckten (Mann).

Brandstätte, sei aber draußen festgenommen worden. Als er sich dann einem Felde näherte, das voll von Bohnen stand — die Pythagoräer waren ja bekanntlich Kyamisten —, da blieb er an selbiger Stelle stehen und sprach seine letzten, den asketischen Mann bezeichnenden Worte: „Besser ist es wahrlich, festgenommen zu werden, als so mit Füßen zu treten, — förderlicher, vernichtet zu werden, als zu schwatzen*)." Und so ließ er sich von seinen Verfolgern hinschlachten. — Auf gleiche Weise sollen dann auch die meisten seiner Schüler (Jünger), deren Zahl auf 40 angegeben wird, um's Leben gekommen sein. Nur wenige entkamen, wie Archippos, der Tarentiner, und Lysis. —

Aus den Zeiten des höchsten Aufschwunges griechischer Vaterlandsliebe, aus der ewig denkwürdigen Marathon- und Salamis-Epoche ist uns der letzte Ausspruch eines Mannes aufbewahrt, der deutlich vor Augen führt, welch ein hoher, aufopferungsdürstender Geist ganz Hellas beseelte.

Herodotos erwähnt in der Darstellung der Schlacht bei Plataiai (479 v. Chr.) eine interessante Episode über den schönen Kallikrates. Herodots Ausdruck: er war der schönste Mann, der unter den damaligen Hellenen zum Heere kam, erinnert an die ähnliche Stelle in Homeros' Ilias, wo es von Nireus, des Charopos Sohne, aus Syene heißt:

> Nireus, schöner wie sonst kein Mann vor Ilios herzog,
> Rings im Danaervolk, nach dem tadellosen Achilleus**).
>
> (Voß.)

Kallikrates, uneingeschränkter noch in seiner Schönheit als der iliadische Nireus, saß nun kurz vor der Plataiensischen Schlacht in seiner Reihe, während der spartanische Feldherr Pausanias opferte. Da ward er von einem verrätherischen Pfeile in die Rippen getroffen. Die übrigen Alle zogen himmelhoch jauchzend zur Schlacht, Kallikrates aber ward hinausgetragen und starb eines schweren Todes, um so kläglicher, als er nicht eigentlich den Tod auf dem Felde der Ehre erleiden durfte. Der sterbende Kallikrates sprach zum Plataienser Arimnestos seine letzten wehklagenden Worte: „Das bekümmere ihn nicht, daß er für Hellas sterbe, wohl aber, daß er seine Hand nicht [zur Schlacht] gebrauchen durfte, und daß von ihm keine seiner würdige That vollbracht sei, von ihm, der so sehr danach gestrebt hatte, solches an den Tag zu legen***)."

---

*) ἁλῶναι μᾶλλον ἢ πατῆσαι, — ἀναιρεθῆναι δὲ κρεῖττον ἢ λαλῆσαι." — Diogenes Laërtius, a. a. O. VIII. Buch, Cap. 39.

**) Νιρεὺς ὃς κάλλιστος ἀνὴρ ὑπὸ Ἴλιον ἦλθεν
τῶν ἄλλων Δαναῶν μετ' ἀμύμονα Πηλείωνα
(Ilias, II. Vers 673 f. ed. J. U. Faesi.)

***) „οὐ μέλειν οἱ ὅτι πρὸ τῆς Ἑλλάδος ἀποθνήσκει, ἀλλ' ὅτι οὐκ ἐχρήσατο τῇ χειρὶ καὶ ὅτι οὐδέν ἐστί οἱ ἀποδεδεγμένον ἔργον ἑαυτοῦ ἄξιον προθυμευμένου ἀποδέξασθαι." Herodotos, a. a. O. IX. Buch (Kalliope), Cap. 72, ed. K. W. Krüger.

Von Kimon, dem Sohne des Helden von Marathon, überliefert uns die Geschichte weniger ein letztes Wort als einen letzten Befehl, der seiner großen mit Besonnenheit gepaarten Vaterlandsliebe ein Ehrenzeugniß ausstellt. — Kimon, der Sohn des Miltiades und der thrakischen Königstochter Hegesipyle, war nicht sonderlich beleumundet. Allzu großer Hang zu den Frauen und zum Weine, wie auch Fahrlässigkeit scheinen ihm mit Recht zum Vorwurfe gemacht worden zu sein. Trotzdem führte er große Dinge gegen die Perser aus, so daß sein gerecht richtender Biograph Plutarchos über ihn ausruft (Cap. 15.): „Wenn er aber trotz Fahrlässigkeit und Zechlust viele Städte eroberte und so viele Siege davontrug, ist es offenbar, daß ihn, falls er nüchtern und pflichteifrig gewesen wäre, kaum irgend einer der vor ihm oder nach ihm gekommenen Hellenen an Thatkraft überholt hätte" (παρῆλθε τὰς πράξεις). —

Vor Kition auf Kypros während der Belagerung jener Stadt ward Kimon sterbenskrank (447 v. Chr.)*), wie die Meisten annehmen, nicht in Folge einer Wunde, die er im Kampfe gegen die Perser erhalten haben soll. Als er sein sicheres Ende herannahen fühlte, befahl er seiner Umgebung, flugs abzusegeln und seinen Tod zu verheimlichen**)." (Cap. 19.) — Dieser letzte Feldherrnbefehl des sterbenden Kimon bewirkte, daß weder die Feinde noch die Bundesgenossen etwas von seinem Ende erfuhren. Und die Athener konnten unter der vermeintlichen Anführung „des seit dreißig Tagen verstorbenen" Kimon in aller Sicherheit zurückkehren, nachdem ein Doppelsieg gegen das phönizisch-persische Heer errungen war. Dies theilt Plutarchos als Erzählung eines gewissen Phanodemos mit:

Nach Plutarch beweisen die Denkmäler, „die noch bis jetzt Kimoneia (Κιμώνεια) genannt werden," daß die irdischen Ueberreste des Kimon wirklich nach Attika zurückgebracht worden waren. Aber auch die Einwohner von Kition verehrten in Folge eines ihnen zu Theil gewordenen Orakelspruches, — den Kimon nicht zu vernachlässigen — (μὴ ἀμελεῖν Κίμωνος) ein stattliches Grabmal desselben und verherrlichten ihn als ein übermenschliches Wesen. —

Die letzten Worte des großen Perikles legen ein hohes Zeugniß für das ab, was diesen Staatsmann durch alle Wirren des Lebens beseelte und erhob. Auch Perikles, den seine Verehrer mit dem stolzen Beinamen des „Olympiers" bedenken, seine Verkleinerer hingegen, zumal die spottenden Dichter, gern den „Meerzwiebelkopf", Schinokephalos (σχινοκέφαλος) nannten, weil sie sein ungewöhnlich großer, länglicher Kopf an die Meerzwiebel (σχῖνος) gemahnte***), — auch dieser Hort der Athener ward

*) Gemeinhin wird das Jahr 449 als das Ende des Kimon angegeben.

**) „εὐθὺς ἀποπλεῖν ἀποκρυψαμένους τὸ θάνατον αὐτοῦ;" ed. Sintenis.

***) Der Komödiendichter Kratinos nennt ihn einmal, das homerische Nephelegeretes (Nephelegereta, νεφεληγερέτα Ζεύς) = Wolkensammler parodierend, den „Kopfsammler" = Kephalegeretes (Κεφαληγερέτης). Vgl. Plutarchos, Perikles, Cap. 3.

während des peloponnesischen Krieges von der Alles verheerenden Pest befallen (429 v. Chr.), nach Plutarchos zwar nicht so schnell und heftig wie die anderen, „sondern durch eine schleichende Krankheit, die sich unter bunten Wechselfällen weit in die Länge zog, ward sein Körper langsam aufgerieben und das Hochgefühl der Seele (τὸ φρόνημα τῆς ψυχῆς) niedergebeugt". (Cap. 38.)

Sein Sterbebett umgaben seine treuen Freunde, welche seine großen Tugenden priesen, ebenso seine Feldherrnmacht und andere Vorzüge seines Geistes. Die Freunde waren der Meinung, daß der hohe Sterbende in seiner Apathie Nichts mehr von ihrer Unterhaltung verstünde. Doch Perikles hatte Alles genau vernommen. Mit einem Male unterbrach er ihre Reden und drückte seine Verwunderung aus, daß sie ihn nur um solcher Dinge willen priesen, die schon aus dem Gesichtspunkte des Glückes allgemeiner Natur seien, Dinge, die schon vielen Feldherren zu Theil geworden seien, vom Schönsten und Größesten hätten sie aber Nichts vermeldet. „Denn," sagte er, „durch meine Schuld brauchte Niemand von den athenischen Staatsbürgern ein schwarzes Gewand anzuziehen*)." — Griechen und Römer legten aber nicht allein in Todesfällen ein schwarzes Gewand (Trauerkleid) an, sondern bei allen Ereignissen, um die sie Leid tragen mußten und wollten. Und so dürfen wir mit seinem Biographen nicht nur seine Milde und Sanftmuth rühmen, sondern in erster Reihe jene edle Gesinnung, „da er unter seinen schönen Thaten das für das Beste erklärte, daß er sich trotz seiner so großen Macht weder je dem Neide noch dem Zorne hingegeben habe, daß er sich auch nie gegen irgend einen seiner Feinde als unversöhnlich offenbart habe".

Erst sein Tod machte den oft so undankbaren und wankelmüthigen Athenern die ganze Größe, die wirkliche Unersetzlichkeit ihres Verlustes klar. —

* * *

Nach dem unglücklichen Ausgange des peloponnesischen Krieges seufzten die Athener unter Spartas Hegemonie. Sie hatten nun ihre dreißig Tyrannen, unter denen allein Theramenes edle Regungen besaß, so daß er das Wesen seiner Amtsgenossen, zumal des gewaltthätigen Kritias nimmermehr ertragen konnte. Schmachvoller Untergang war des Theramenes Loos. Des Kritias Schergen, Satyros an der Spitze, erhalten aus ihres Meisters Händen den gefangenen Theramenes zur Execution. Darauf zieht Satyros denselben vom Schutzaltare fort. Vergebens ruft Theramenes, wie Xenophon erzählt, Götter und Menschen zu Zeugen der Frevelthat an. Noch auf der Agora, durch welche man ihn schleppte, verkündete er mit lauter Stimme, was er erdulde. Als Satyros sagte, daß er geprügelt

*) „Οὐδεὶς γὰρ δι' ἐμὲ τῶν ὄντων Ἀθηναίων μέλαν ἱμάτιον περιεβάλετο"; Perikles, ed. Sintenis.

würde, wenn er nicht schweige, antwortete Theramenes voll bitterer Ironie: „Und wenn ich schweige, werde ich dann nicht geprügelt?"

Sein Sterben selbst hat nicht nur den Geschichtsschreiber Xenophon, sondern auch Jahrhunderte später den Römer Cicero in hohe Bewunderung versetzt. Als er nämlich, zu sterben gezwungen, den Giftbecher leerte, da habe er, wie erzählt wird, die letzten Tropfen des Gifttrankes gegen die Erde geschleudert, daß es nur so klatschte (τὸ λειπόμενον ἀποκοτταβίσαντα), und habe dabei höhnisch ausgerufen: „Für Kritias, den Schönen, soll dieses bestimmt sein*)." — So starb Theramenes im Jahre 403 v. Chr.

Xenophon bemerkt dazu: „Das freilich verkenne ich nicht, daß derlei Apophthegmen zwar kaum der Rede werth seien, — jenes aber halte ich an diesem Manne für höchst bewundernswerth (ἀγαστὸν), da er, obwohl ihm der Tod dicht zur Seite stand, weder das Hochgefühl noch die muntere Laune aus der Seele verlor." (μήτε τὸ φρόνιμον, μήτε τὸ παιγνιῶδες ἀπολιπεῖν ἐκ τῆς ψυχῆς.) —

Ebenso preist Cicero in seinen Tusculanen des Theramenes Ausgang. „Wie ergötzt mich Theramenes, wie erhabenen Geistes ist er**)" — so ruft der philosophische Redner aus — „Denn obgleich wir meinen, wenn wir es lesen, so stirbt der herrliche Mann doch nicht erbärmlich dahin." Und weiter: „Es scherzte der treffliche Mann bei seinem letzten Athemzuge, als er schon den Tod in seinen Eingeweiden aufgenommen hatte. Und ganz richtig sagte er dem, welchem er den Giftbecher vorgetrunken hatte, den Tod voraus, der kurz nachher erfolgte. Wer würde diesen Gleichmuth eines so erhabenen Geistes im Moment des Todes loben, wenn er den Tod für ein Uebel hielte? Es schreitet in dasselbe Gefängniß und zu demselben Giftbecher wenig Jahre nachher Sokrates, durch eine gleiche Frevelthat seiner Richter, wie seiner Tyrannen Theramenes." —

IV.

Ewig denkwürdig und lehrreich bleibt das Sterben des weisen Sokrates, des Sophroniskos und der Phainarete Sohn († 399 v. Chr.). Hierbei ist weniger von einem einzelnen letzten Worte zu vermelden — obgleich die Tradition auch ein solches verzeichnet***) —, als vielmehr von einer letzten großen passiven That, welche lehrt, wie der rechte Mann auch Angesichts des Todes die Majestät der staatlichen Gesetze ehrt.

---

*) „Κριτίᾳ τοῦτ' ἔστω τῷ καλῷ." — Xenophons Historia Graeca (Ξενοφῶντος Ἑλληνικά), II. Buch, Cap. 3; ed. Otto Keller, Lipsiae 1890.

**) „Quam me delectat Theramenes, quam elato animo est!" etc. Das berühmte kaustische Wort lautet dort bei Cicero also: „Propino, inquit, hoc pulcro Critiae." Tusculanae I. Buch, Cap. 40; ed. Klotz, von dem auch diese Cicero-Uebersetzung — Kleinigkeiten ausgenommen — herrührt. (In Ciceros philosophischen Werken, 2 Bde.)

***) Es ist das Wort: „Dem Asklepios einen Hahn zu opfern."

Zwei Jünger des Sokrates, Xenophon und Platon, haben uns diese Lehre in wohlthuender Breite überliefert, der Erstere in seinen „Erinnerungen an Sokrates" (Memorabilien = Ἀπομνημονεύματα), der Letztere vornehmlich in seinem nach einem anderen Jünger des Weisen betitelten Dialoge „Kriton".

Xenophon hebt hervor (Memorabilien 4, 8), daß nach allgemeiner Anerkennung Niemand unter den historischen Persönlichkeiten den Tod schöner ertragen habe*). Sokrates mußte nämlich nach dem bösen Urtheilsspruche noch dreißig Tage am Leben bleiben, weil das Todesurtheil gerade in jenem Monate**) gefällt ward, in welchem das große Delische Fest dem Apollon zu Ehren gefeiert werden mußte. Und in diesem Monate durfte nach dem Gesetze Niemand hingerichtet werden, überhaupt nicht früher, bis die Festgesandtschaft (θεωρία) wieder von Delos zurückgekehrt war.

Sokrates' Trost blieb, wie er es besonders zu Hermogenes, einem anderen seiner Jünger, aussprach, dieser: „Ich (Sokrates) weiß es gewiß, daß man mir stets das Zeugniß geben wird, ich habe nie irgend einem Menschen Unrecht gethan, noch ihn jemals schlechter gemacht, wohl aber war ich stets bestrebt, meine Schüler besser zu machen (βελτίους δὲ ποιεῖν ἐπειρώμην ἀεὶ τοὺς ἐμοὶ συνόντας IV, 8).

Auch aus einer anderen kleinen, weniger bekannten Schrift des Xenophon, die — wie bei Platon — den Titel „Vertheidigung des Sokrates" führt (Apologie, Σωκράτους ἀπολογία), leuchtet das gleiche Lob hervor. Hier bezieht sich Xenophon wieder auf den schon erwähnten Hermogenes, der mit Sokrates innig befreundet war. Der Feldherr und Geschichtsschreiber selbst war ja beim Ableben des Sokrates nicht in Athen, sondern auf dem Kriegszuge mit Kyros dem Jüngeren.

Xenophon zieht dann diese Summe über seinen großen Lehrer Sokrates: „Ich freilich, wenn ich einerseits des Mannes Weisheit, andererseits seinen Edelsinn betrachte, kann mich weder enthalten, seiner nicht eingedenk zu sein, noch ihn, wofern ich sein gedenke, nicht zu preisen. Und wenn irgend Jemand, der nach der Tugend strebte, jemals Jünger eines noch heilsameren Mannes als Sokrates war: so glaube ich, daß ein solcher Mann der Allerglückseligste genannt zu werden verdient***). —

---

*) Ὁμολογεῖται γὰρ οὐδένα πω τῶν μνημονευομένων ἀνθρώπων κάλλιον θάνατον ἐνεγκεῖν." (ed. Raph. Kühner, Leipzig 1857).

**) Das dürfte der Monat Thargelion (Mai=Juni) sein, wenn man ein Recht hat, diese auf Theseus zurückzuführende Festgesandtschaft auf der Theoris (θεωρίς, wie das Festschiff hieß) mit den Thargelien (Θαργήλια) in Verbindung zu bringen, welche die Hauptfeier des Apolloncultus in Athen bildeten. Der 6. Thargelion galt als Geburtsfest der Artemis, der 7. als derjenige Apollons. Diese heilige Gesandtschaft hatte dem Apollon auf seinem Geburtsorte Delos Opfer darzubringen.

***) „εἰ δέ τις τῶν ἀρετῆς ἐφιεμένων ὠφελιμωτέρῳ τινὶ Σωκράτους συνεγένετο, ἐκεῖνον ἐγὼ τὸν ἄνδρα ἀξιομακαριστότατον νομίζω" (Ἀπολογία Σωκράτους πρὸς τότε δικαστάς — § 34; ed. Friedr. Aug. Bornemann — editio maior, Lipsiae 1829). —

Platons „Kriton" schildert uns lebendig etwa den letzten Tag der 30tägigen Gefangenschaft des Sokrates. Dessen Freund Kriton erscheint beim Weisen früh am Morgen, um die Nachricht zu bringen, daß das Schiff*) Sunion erreicht habe, also noch heutigen Tages in Athen sein werde, so daß der Freund am folgenden Tage sterben müsse. Und nun unternimmt, wie man weiß, Kriton den vergeblichen Versuch, den Freund und Meister zur Flucht zu bewegen. Kein Argument verfängt bei Sokrates. Im Guten wie im Bösen müsse jeder echte Staatsbürger die Gesetze bis an den Tod ehren; er dürfe sich um keinen Preis, um keiner Rücksicht willen dem Arme der staatlichen Gerechtsame entziehen. — In seiner maieutischen Weise bringt Sokrates seinen Jünger Kriton dahin, zuzugeben, daß man auch dann nicht Unrecht thun dürfe, wenn Einem die Gesetze Unrecht thun. (Kriton, Cap. 10.)

Sokrates. Auf keine Weise also ziemt es, Unrecht zu thun.

Kriton. Allerdings nicht!

Sokrates. Also darf auch der, dem Unrecht widerfahren ist, Unrecht mit Unrecht vergelten, wie gar Viele annehmen, da es ja keineswegs erlaubt ist, Unrecht zu thun?

Kriton. Offenbar nicht.

Im weiteren Verlaufe läßt Platon seinen Idealmenschen Sokrates folgenden auf Ethik beruhenden staatsphilosophischen Satz aussprechen: „Oder scheint es Dir wohl möglich, daß ein Staatswesen noch existiren könne und nicht von Grund aus zerstört sei, in welchem die vollzogenen Rechtsprechungen (αἱ γενόμεναι δίκαι) keinerlei Kraft besitzen, sondern von Privatpersonen ungiltig gemacht und vernichtet werden?" (Kriton, Cap. 11.)

Noch eindringlicher wird die unbedingte Anerkennung der jeweiligen Gesetze im folgenden Capitel von Sokrates verkündet: „Oder bist Du so weise, daß es Dir verborgen ist, wie das Vaterland schätzenswerther ist denn Mutter, Vater und alle anderen Vorfahren, daß es überhaupt ehrwürdiger und heiliger und in größerer Geltung**) bei Göttern wie bei Menschen stehe, welche Vernunft besitzen, — und daß man ein zürnendes Vaterland verehren, daß man sich ihm mehr unterordnen, es mehr besänftigen muß, als einen (zürnenden) Vater?"***) — — In dieser Weise fährt Sokrates angesichts des Todes fort, die Omnipotenz der Staatsgewalt zu predigen. Jeder hat das Recht, einen Staat, dessen Gesetze ihm nicht behagen, zu verlassen; bleibt er aber darin, so ist er völlig an die Gesetze gebunden. Der Geist der Gesetze spricht: „Wer aber von euch ausharrt, indem er sieht, auf welche Weise wir das Recht handhaben und auch im Uebrigen den Staat verwalten, von dem behaupten wir allerdings, daß dieser uns

*) Das ist die Theoria, das Theorenschiff.

**) ἐν μείζονι μοίρᾳ als adverbiale Redensart so viel wie: höher zu achten.

***) „καὶ σέβεσθαι δεῖ καὶ μᾶλλον ὑπείκειν καὶ θωπεύειν πατρίδα χαλεπαίνουσαν ἢ πατέρα." (Platons Kriton, Cap. XII, ed. Alfr. Ludwig Wien 1857.)

durch solches Thun zugestanden habe, er werde auch thun, was wir etwa anbefehlen." (Cap. 13.) —

Und so weist Sokrates des Weiteren nach, daß er sich und seinem ganzen Wesen ungetreu würde, wenn er sich durch die Flucht dem über ihn verhängten Tode entziehen wollte; er würde sich dadurch in Wahrheit lächerlich machen. Denn „jene Reden von der Gerechtigkeit und dem sonstigen Tugendwesen (καὶ τῆς ἄλλης ἀρετῆς), wohin werden sie uns gerathen?" (Cap. 15.)

So geht Sokrates im tröstenden Bewußtsein, als „Einer, dem Unrecht geschehen ist, zwar nicht von unseren Gesetzen, aber von unseren Menschen" (Cap. 16), den Gesetzen gehorsam und auch hierin Gottes Führung anerkennend, mit heiterer Fassung in den Tod, — ein leuchtendes Beispiel hinterlassend. —

Platons „Phaidon" führt uns nunmehr den weisen Sokrates in der allerletzten Phase seines Gefangenendaseins vor Augen, wie er sich, angeregt von seinen Jüngern, über das Wesen der Unsterblichkeit der Seele mit diesen unterhält.

Die Personen dieses Platonischen Dialoges sind bekanntlich: Echekrates, Phaidon, Apollodoros, Sokrates, Kebes, Simmias, Kriton. Aber noch manche andere Freunde des Meisters sind Zeugen seiner letzten Erörterungen und seiner hohen Ergebung in den letzten Stunden seines Daseins — wie Kritobulos, Hermogenes, Aeschines, Antisthenes, Ktesippos, Phaidondas, Eukleides, Terpsion. Von Platon selbst erwähnt Phaidon gegen Echekrates: Platon aber, glaube ich, war krank*).

Des Sokrates zum üblen Sprichworte gewordene Gattin Xanthippe ist gerade noch anwesend, wie die Eilfmänner (οἱ ἕνδεκα) dem Weisen die Fesseln abnehmen und ihm vermelden, daß er heute sterben müsse. — Die eintretenden Freunde sehen Sokrates von Banden befreit dasitzen, neben ihm aber Xanthippe, die ihr Kindlein (Knäbchen) auf dem Arme hielt. — Diese beginnt auf's Neue vor den Freunden zu wehklagen und ruft ihrem Gatten zu: „O Sokrates, zum letzten Male wahrlich werden Dich jetzt die Gefährten begrüßen und Du sie" (S. 60). Da sah der Meister auf Kriton und sagte zu ihm: „O Kriton, diese soll Einer nach Hause führen." Darauf führten einige von Kritons Leuten die schreiende und sich die Brust zerschlagende Xanthippe (βοῶσάν τε καὶ κοπτομένην) von jenem Schauplatze des Leidens fort. — Und nunmehr entspinnt sich die weitgehende, tiefsinnige, berühmte Erörterung des Sokrates über die Unsterblichkeit der Seele — des Sokrates, der — beiläufig bemerkt — im Gefängnisse auch noch zum Dichter geworden war.

*) „Πλάτων δέ, οἶμαι, ἠσθένει". Platonis Phaedo (Φαίδων), ed. G. Stallbaum, IV. Ausg. von M. Wohlrab, Leipzig, 1866. Pag. 59 der Ed. princ.

Aus dem Ganzen leuchtet hier der allgemeine Trostgedanke hervor, der gerade einem Sokrates seine unnachahmliche Ruhe, ja geradezu Heiterkeit in der Nähe des Todes gewährte: es ist die feste Zuversicht, daß er vor einem anderen, besseren Dasein stehe. Dies drückt er etwa mit diesen Worten seinen Jüngern aus (Cap. 8 oder S. 63/64): „Aber vor Euch als Richtern will ich nun im Ernste Rechenschaft davon ablegen, in wiefern es mir wahrscheinlich vorkommt, daß ein Mann, der sein Leben im Ernste der Philosophie geweiht hat, getrost dem Tode in's Angesicht zu sehen habe (θαρρεῖν μέλλων ἀποθανεῖσθαι), und daß er guter Hoffnung sein müsse, dort die höchsten Güter zu finden, sobald er vollendet haben wird. Wie sich nun wohl dieses so eigentlich verhalten möchte, o Simmias und Kebes, das will ich zu entrollen versuchen." Und so des Oefteren, wie etwa hiermit: „In Wahrheit also, o Simmias, die da recht philosophiren, haben das Ende vor Augen*) (ἀποθνήσκειν μελετῶσι), und ihnen ist unter den Menschen das Sterben am wenigsten furchtbar." (Cap. XII; S. 67.)

Nachdem Sokrates alle wehmuthsvollen Zuhörer gründlich von seiner Unsterblichkeitslehre überzeugt hat, rüstet er sich mit folgenden Worten zum schließlichen Ende: „Ihr nun, o Simmias und Kebes, wie Ihr Anderen, gehet ein andermal Jeder zu irgend einer Zeit von hinnen; mich aber ruft das Geschick schon jetzt hinweg — so möchte wohl ein Tragiker ausrufen, — fast dünkt es mich nun an der Zeit, daß ich mich mit dem Bade beschäftige (τραπέσθαι πρὸς τὸ λοῦτρον). Denn wahrlich, es scheint mir würdiger, als ein Gebadeter (Gewaschener) den Gifttrank zu leeren (λουσάμενον πιεῖν τὸ φάρμακον), um nicht den Weibern die Arbeit zu überlassen, meinen Leichnam zu waschen." (Cap. LXIII, od. S. 115). —

Darauf empfängt Kriton die letzten Aufträge des scheidenden Meisters. — Nach dem Bade brachte man noch seine drei Kinder, zwei kleine Knaben und einen größeren, ebenso die befreundeten Frauen zu ihm, in deren Beisein Sokrates dem Kriton seinen letzten Willen kund giebt. Frauen und Kinder werden wieder entlassen. Dann kehrt der Meister zu seinen Jüngern zurück. Die wirkliche Sonne ist wie die Geistessonne Sokrates dem Untergange nahe.

Die allerletzten Reden und Worte des hinscheidenden Sokrates sind nach Platons Phaidon an Kriton gerichtet, abgesehen vom launigen Wortwechsel mit dem Zubereiter des Gifttrankes.

Nachdem der Diener des Gesetzes zu verstehen gegeben hatte, daß eine Libation von diesem Gifttranke nicht gut zu nehmen sei, denn es würde nur just so viel angefertigt, als zum Tödten des Verurtheilten erforderlich sei, sagte Sokrates: „Ich begreife; aber zu den Göttern zu beten dürfte,

*) Dieses Plato-Sokratische Wort erinnert an des Psalmisten Worte: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden." (Ps. 90, 12; cf. auch Ps. 39, 5).

doch wohl gestattet sein, und das ist auch nöthig, daß die Wanderung von hier nach dem Jenseits eine gesegnete sei" (τήν μετοίκησιν τὴν ἐνθένδε ἐκεῖσε εὐτυχῆ γενέσθαι). Und darum bitte auch ich, möge es also geschehen." (Cap. 66; S. 117). —

Als aber Sokrates heiter und ruhig den Giftbecher geleert hatte, verließ die Getreuen nach und nach die Fassung, sie brachen in Thränen und Schluchzen aus, besonders Kriton und Apollodoros. Alle waren sie erschüttert; nur Sokrates blieb ruhig und rief ihnen noch die freundlich tadelnden Worte zu: „Was thut Ihr da, Ihr wunderlichen Menschen. Ich habe doch wahrlich nicht zum Wenigsten deshalb die Frauen fortgeschickt, damit sie sich nicht dergestalt vergehen sollten. Ich habe ja auch gehört, daß man unter Andachtsstille sterben müsse; also übet und bewahret Stillschweigen"*).

Allmählich erkaltete und erstarrte der große Sterbende. Als Sokrates fast ganz erkaltet war, enthüllte er sich noch einmal und sprach diese seine letzten Worte: „O Kriton, dem Asklepios sind wir einen Hahn schuldig; erstattet ihn wohl und vernachlässigt das nimmer.**)

Kriton stimmte zu; aber seine weiteren Fragen ließ Sokrates unbeantwortet; denn er hatte nunmehr seine unsterbliche Seele ausgehaucht.

Kriton schloß ihm Mund und Augen. —

Diese allerletzten Sokratesworte dürfen als besonders symbolisch angesehen werden. Denn wie alle von einer Krankheit Genesenden dem Asklepios, dem Gotte der Heilkunde, ein Dankopfer, zumeist einen Hahn darbrachten: so wollte Sokrates hier durch sein Wort den Gedanken aussprechen, daß er, der Dahinsterbende, durch den Tod die Krankheit: Leben überwunden habe, also als Genesener dem Asklepios einen Hahn schuldig sei. —

* * *

Ein Bild der höchsten Thatenkraft wie Tugendmacht steht der thebanische Kriegsheld Epameinondas da. Seine letzten Worte sind der wahrhafte Ausdruck dessen, was dieses Mannes Seele durchgängig erfüllte. In der siegreichen Schlacht bei Mantineia sollte Epameinondas sein ruhmvolles Ende finden (362 v. Chr.). — Ueber seine letzten Worte liegen mir zwei römische Quellen vor: Cicero und Nepos.

In seinen Büchern vom höchsten Gute und höchsten Uebel (De finibus bonorum et malorum) gedenkt Cicero ziemlich umständlich der letzten Worte des sterbenden Epameinondas.

---

*) Οἷα, ἔφη, ποιεῖτε, ὦ θαυμάσιοι. ἐγὼ μέντοι οὐχ ἥκιστα τούτου ἕνεκα τὰς γυναῖκας ἀπέπεμψα, ἵνα τοιαῦτα πλημμελοῖεν· καὶ γὰρ ἀκήκοα, ὅτι ἐν εὐφημίᾳ χρὴ τελευτᾶν. ἀλλ' ἡσυχίαν τε ἄγετε καὶ καρτερεῖτε". — Diese Lehre, in Euphemie zu sterben, wird — wie die Anmerkung des Editors Wohlrab besagt — nach Olympiodoros auf Pythagoras zurückgeführt. —

**) Ὦ Κρίτων, ἔφη, τῷ Ἀσκληπιῷ ὀφείλομεν ἀλεκτρυόνα· ἀλλ' ἀπόδοτε καὶ μὴ ἀμελήσητε". (p. 118). —

Als dieser die Lacedämonier bei Mantineia besiegt hatte und, tödtlich getroffen, seinen Tod nahen sah, fragte er aufblickend, „ob sein Schild in Sicherheit sei“ (salvusne esset clipeus). Nachdem die Seinigen dieses weinend bejaht hatten, fragte er, ob die Feinde geworfen seien (essentne fusi hostes). Als ihm auch hier befriedigende Antwort zu Theil geworden war, befahl er, daß man ihm den Speer, der ihn durchbohrt hatte, herausziehe: Da strömte eitel Blut aus seiner Wunde, und in voller Freude und Siegeslust verschied er*).

Unser zweiter Gewährsmann Cornelius Nepos erzählt das in seinem Leben des Epaminondas (Cap. 9) etwas anders. Als derselbe wahrnahm, daß er eine todbringende Wunde erhalten hatte, ebenso, daß er — falls er das vom Wurfspieße im Körper haften gebliebene Eisen herauszöge — sogleich den Geist aushauchen müßte, ließ er dasselbe solange darin, bis ihm gemeldet wurde, die Böotier hätten gesiegt. Kaum hatte er solches vernommen, als er ausrief: „Ich habe genug gelebt, denn ich sterbe unbesiegt.“ — Nachdem dann das Eisen herausgezogen war, gab er sogleich seinen Geist auf.**).

(Schluß folgt.)

---

*) „Ita multo sanguine profuso in laetitia et victoria mortuus est.“ Cicero de finibus etc., II. Buch, Cap. 30, ex recognitione Reinh. Klotz: Ciceronis scripta Partis IV, Vol. I, Lipsiae 1872. — Die Uebersetzung ist nach J. G. Droysen in der von Klotz veranstalteten Separatausgabe der philosophischen Schriften Ciceros, in zwei starken Bänden, Leipzig 1840.

**) „Id postquam audivit, Satis inquit, vixi: invictus enim morior Tum ferro extracto confestim exanimatus est.“ C. Nepos, Epaminondas, Cap. 9; ed. M. Haupt und H. Sauppe [Nipperdey], Berlin, 1885).

Poe, Longfellow und Tennyson.

(Ein Beitrag zu dem Capitel „Plagiat und Plagiarismus".)

Von

Udo Brachvogel.

— Chicago. —

Du warst ein Dichter! Kennt Ihr auch den Sinn
Des Wortes, Ihr, die kalt Ihr richtet?
Der Geist, der unter dieser Stirn gehaust,
Zerbrach die Form, — laßt ihn! er hat gedichtet!

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!
Wer als ein Leuchten durch die Welt ihn trug,
Wohl läßt sie hehr den durch die Zeiten brennen.
Doch brennt sie Male, — durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet,
Das Mal der Dichtung ist ein Kains-Stempel!

Der Leser kennt diese Verse wohl. Sie finden sich in den Schlußstrophen des Nachrufs, den der erschütternde Tod Christian Dietrich Grabbes seinem Teutoburger Dichtgefährten und Landsmann Ferdinand Freiligrath aus der Seele riß. Der „Fall Grabbe", wie es damals und wohl später auch noch, die Musterhaften und Gestrengen, die in Leben und Kunst zuhöchst zu Gericht sitzen, genannt haben, — die „Grabbe-Tragödie", wie wir es mit Freiligrath zu nennen haben, schloß 1836 mit dem Tode des Dichters in völliger Zerrüttung seiner materiellen und geistigen Verhältnisse. Wie bekannt, war trotz geradezu verblüffender poetischer Ansätze, welche der Verfasser der „Hundert Tage" und des „Don Juan und Faust" in den von ihm geschriebenen Stücken genommen, seine Laufbahn nur ein Bruchstück geblieben. Ein Bruch-

stück, das heißt selbst ein Stück, welches von seinem Beginn und in seinem ganzen Verlauf an allen Ecken und Enden brüchig gewesen war und, gleich seinen eigenen dramatischen Torsen, in Nichts als einem letzten schrillen Mißklang, dem richtigen Schlußkrach austönen konnte und austönte.

Nur eine Handvoll Jahre später vollendete sich auf der westlichen Hemisphäre das Trauerspiel eines anderen Dichterlebens, welches trotz des dazwischenrauschenden Weltmeers in mehr als einem Zuge von Zwillings-Aehnlichkeit den Detmolder Fall Grabbe wiederholte; so sehr wiederholte, daß Freiligrath, wenn er die oben stehenden Verse nicht bereits auf diesen geschrieben hätte, sie genau so auf das amerikanische Genie-Martyrium hätte neudichten können, das am 7. October 1849, nach einem Todes-Vorspiel ganz à la Grabbe im Baltimorer Rinnstein, für immer im Baltimorer Stadt-Hospital abschloß, oder richtiger gesagt, abriß; auf das Lebens-Trauerspiel und das Dichter-Martyrium Poes, Edgar Allan Poes, wohl des bezeichnendsten und zugleich auch grandiosesten Typus jenes Dichterthums, welchem der Parnaß nur ein anderes Golgatha ist, und dem das leuchtende Seher-Mal nur als Kains-Stempel auf der Stirne flammt!

Nichts war diesem, 1809 geborenen Schmerzenssohn der Musen in den kaum vier Jahrzehnten seines Lebens erspart worden. Schlimmer noch, Nichts hatte er sich selbst zu ersparen vermocht. Von Haus aus war er mit einem Talent begabt, dem sich an ursprünglicher Kraft und Sonderart in der amerikanischen Schriftsteller-Walhalla etwa nur das von Nathaniel Hawthorne, Ralph Waldo Emerson und Bret Harte in seinen ersten welterobernden Offenbarungen gleichstellen kann. Und doch war sein Leben bei allem beständigen großen Schaffen nichts Anderes als ein beständiges noch größeres Kämpfen, Ringen und Verfehlen. Denn dicht neben den gewaltigen Geistern, welchen die unablässigen Geburtswehen einer wahrhaft dämonischen Dichter-Hervorbringung ihn gegenüberstellten, standen jene Furien, welche ihn ebenso unablässig zu zwingen schienen, sein Leben und seine Lebenskraft und damit auch sein Schaffen und seine Schaffenskraft rettungslos zu verzetteln. Und es ist der ganze Kummer der Menschenwelt und jener der Geniewelt zugleich, der uns anfaßt, wenn wir lesen: wie der unselige Mann, auf der vollsten Höhe einer noch nicht abgeschlossenen Jugend, doch nur von Schiffbruch zu Schiffbruch eilt; wie er, vom letzten Glück verrathen und den schlimmsten Geistern des Trunkes verfallen, noch förmlich Trümmer um sich streut, die uns eine Art schaudernder Bewunderung abnöthigen; und wie er schließlich, in fremder Stadt, auf offener Straße zusamenbrechend, auf einem Sterbelager öffentlicher Wohlthätigkeit für immer strandet, auf dem er dann von seinen wildfremden Pflegern eben noch rechtzeitig erkannt wird, um statt in einem Armengrabe, auf dem Honoratioren-Friedhof neben seinem dort ruhenden

Großvater, einem ehemaligen General der Ver. Staaten, beigesetzt zu werden*).

Und damit hätte es doch wohl genug sein sollen? Doch nein, selbst der Tod, dieser größte Versöhner, Schützer, und Ehrenretter, diesem Dichter- und Menschenfatum gegenüber sollte selbst er seine versöhnende und schützende Kraft verlieren. Nicht die Freunde und Bewunderer waren es, die über dem frischen Grabe des Dichters des „Raben", der doch schon damals als das genialste amerikanische Einzelgedicht anerkannt war, das erste Wort ergreifen sollten. Es gehörte dem alten „Nun und Nimmermehr-Gekrächz*) seiner Verneiner und Feinde, deren er sich vielfach durch seine Lebenshaltung, vornehmlich aber durch seine, einen wesentlichen Theil seiner ganzen litterarisch-publicistischen Laufbahn bildende Schärfe und rücksichtslose Kritiker-Thätigkeit eine Legion, und wenn dies möglich gewesen wäre, noch mehr gemacht hatte. Der Schlimmste und, weil gewissermassen unter der Maske eines Berufenen, ja eines Anwalts Kommende, auch Gefährlichste unter ihnen aber war der damalige New Yorker Allerwelts-„Litterator" Rufus Wilmot Griswold. Eine Art amerikanischer Julian Schmidt, an dem die Zeit seitdem längst Lassalle-Dienste gethan, sollte ihm, dem schonungslosesten Feinde des unglücklichen Dichters, durch eine geradezu mörderische Ironie des Schicksals die Aufgabe zufallen, nicht nur als Herausgeber einer ersten Gesammtausgabe von Poes gesammelten Schriften zu figuriren, sondern als solcher sogar Hand auf den Nachlaß des ihm wehrlos preisgegebenen Todten zu legen.

Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, die auf solche Weise selbst über den Schreck und Mitleid erregendsten Tod hinausgesponnene Lebens-Tragödie Edgar Allan Poes auch nur in flüchtigen Zügen und dürftigen Streiflichtern zu zeichnen. Unter Hinweisung auf seinen Untertitel „Ein Beitrag zum Capitel ‚Plagiat und Plagiarismus'" will er sich nur mit dieser Griswoldschen Meuchler-Attacke auf einen jeder Kampf- und Vertheidigungs-Möglichkeit für immer Entzogenen, — mit dieser Schändung eines kaum geschlossenen Grabes und dem hämischsten unter den vielen hämischen Zügen derselben ein wenig näher beschäftigen. Ja, eines kaum geschlossenen Grabes, — denn schon drei Tage nach jenem 7. October 1849, da das überhitzte Dichtergehirn für immer ausgefiebert hatte, erschien die erste unter dem

*) Heute erhebt sich über diesem Dichtergrabe ein grosartiges Denkmal, das, auf öffentliche Kosten errichtet, Mitte der siebziger Jahre unter würdigen Feierlichkeiten enthüllt wurde. Auch im New Yorker „Metropolitan Museum of Arts" befindet sich ein stattliches Bronze- und Marmor-Monument, welches die amerikanischen Schauspieler dem Dichter (obgleich er nie selbst die Bühne betreten, ja nicht einmal für sie geschrieben, doch durch seine Eltern, welche Schauspieler waren, mit derselben in Verbindung gestanden) vor einiger Zeit gestiftet haben, wie denn auch seine Büste und Gedenktafeln für ihn an verschiedenen Plätzen Aufstellung gefunden haben.

*) Quoth the Raven: „Nevermore!" (Sprach der Rabe: „Nimmermehr!") Der schaurige Refrain aus Poe's „Der Rabe."

Pseudonym „Ludwig" in der New-Yorker „Tribuna" veröffentlichte Auslassung, in welcher mit dem Dichten, dem Leben und namentlich dem Sterben Poes in grausamster Weise in's Gericht gegangen wurde. Aber erst nachdem Griswold durch die Freunde des Todten gezwungen worden, sich zur Verfasserschaft des Artikels zu bekennen, ließ der damals mit ebensoviel Erfolg wie Unverschämtheit als amerikanischer und englischer Litterar-Historiker und Litterar-Inquisitor posirende Libellist unter dem Titel „Memoir of Poe" jene ungleich ausgeführtere und ausgearbeitere Schmähschrift folgen, die er auch als Einleitung zu der, unglaublicher Weise gerade ihm überlassenen, Herausgabe von Poes Werken benutzte. Und leider muß hier gleich von derselben gesagt werden, daß sie nicht allein in ihren Tagen und namentlich in England eine geradezu grimmige Wirkung that, sondern auch, aller Zurückweisung zum Trotz, die sie von so berufenen schriftstellerischen Zeitgenossen Poes, wie Nathaniel P. Willis, Geo. W. Graham, Mrs. Osgood und Anderen sofort erfuhr, auf längere Zeit hinaus einen „Rabenflügel"-Schatten über das Gedächtniß von Amerikas intensivstem und originellstem Dichter-Genius geworfen hat.

Nichts ist in diesem „Memoir" dem, wie es scheint, vom schlimmsten aller Gifte, dem Leichengift, gegen sein todtes Opfer inficirten Schmähschreiber an diesem heilig gewesen. Wo er nicht unmittelbar anklagen konnte, legte er sich wenigstens Schritt für Schritt auf's Andeuten und Verdächtigen. Selbst an Dem, was dem Dichter auch von seinen erbittertsten Verkennern und Verkleinerern stets unbedenklich und unumschränkt zugestanden worden, selbst an seiner Eigenart, selbst an dem unbedingten Eigenthum, welches seine Dichtung, was immer sonst sie in ihren Augen auch sein mochte, ihm in jeder Aeußerung, in jeder noch so flüchtigen Regung war, rüttelte der unbarmherzige Kritikaster. In dem Höchsten und Unangreifbarsten, das dieser Poet, wenn überhaupt Etwas, besessen, in seiner Originalität greift er ihn an. Und nicht zufrieden mit diesem Angriff im Allgemeinen, richtete er denselben auch gleich mit ebenso nichtswürdiger Schadenfreude wie Ungerechtigkeit gegen eines der tiefsten, ergreifendsten, echt Poe'ischsten Gedichte: gegen jenen Nachtgesang vom „Haunted Palace", dem „Gespenster-Palast", in welchem der mit dem Kains-Stempel der Dichtung Einherwandelnde noch erschütternder vielleicht als in der gewaltigen Monodie vom „Raven" schon 1839 vorahnend das Geschick und die Geschichte seiner eigenen von Gespenstern verfolgten Seele dargelegt hatte. Gerade dieses ureigenste Stück Poe'scher Hervorbringung griff der schnüffelnde Kritiker heraus, um den in dem „Memoir" erst nur andeutungsweise auftretenden Vorwurf der Unselbstständigkeit und Anlehnung an mehr oder minder berühmte Muster zu der directen hochnothpeinlichen Anklage des „Plagiats" und des „Plagiarismus" zuzuspitzen.

Um kurz zu sein, — Griswold beschuldigte Poe in dürren Worten: „Er habe die Anregung und die Idee zu seinem „Haunted Palace" von

Henry Wadsworth Longfellow und dessen Gedicht „The Beleaguered City", „Die belagerte Stadt", empfangen; doch habe er, deswegen schon früher zur Rede gestellt, Angesichts der gar nicht zu leugnenden Verwandtschaft der beiden Gedichte einfach erklärt: daß das Verhältniß allerdings da sei, nur sei es ein umgekehrtes gewesen, und nicht er sei Longfellows, sondern Longfellow sei sein (Poes) Schuldner gewesen!" Wie nicht anders zu erwarten, ließen die Vertheidiger des todten Poe die Sache darauf nicht beruhen. Sie machten vielmehr gerade aus diesem Punkt ein besonderes Argument gegen die absolute Unzuverlässigkeit Griswolds, indem sie an der Hand unwiderleglicher Beweise nachwiesen, daß Poes „Haunted Palace" mehrere Wochen vor und nicht, wie Griswold behauptet hatte, gleichzeitig mit dem Longfellow'schen Gedicht und überdies noch dazu in zwei verschiedenen Publicationen auf ein Mal erschienen sei. Was aber thut nun der also in die Enge getriebene Ankläger? Durch die Thatsachen gezwungen, seinen bösartigen Irrthum zuzugeben, gab er ihn zu. Zugleich aber erklärte er: daß Beide, Poe und Longfellow, — aber Poe natürlich in ungleich höherem Grade! — bei einem Dritten, bei ihrem britischen Bruder in Apoll, bei Alfred Tennyson und dessen bereits 1839 geschriebenem Poem „The Deserted House", „Das verlassene Haus," auf den Borg gegangen seien.

Diese Erklärungen und Ausreden richten sich von selbst — und mit ihnen sei hier auch der ohnehin längst vergessene Rufus Wilmot Griswold fallen gelassen! Die litterarische Thatsache jedoch, der wir uns hier gegenüber gestellt sehen, bleibt immerhin bestehen. Und sie ist in der That interessant genug, um ein weiteres Eingehen auf sie zu rechtfertigen.

Vor allen Dingen steht ein Jeder, der in scrupulöser, um nicht zu sagen engherziger Weise an litterarischen „Plagiarismus" glaubt und, dem bekannten Wort des großen und doch wahrhaftig originalen Molière: „Je prends mon bien, où je le trouve!" entgegen, sich gern das kleinliche Vergnügen der Aufstöberung und Bloßlegung von Anklängen in Idee oder Form macht, hier thatsächlich einem „Fall", und zwar gleich einem der merkwürdigsten, interessantesten seiner Art gegenüber; einem richtigen Leckerbissen für jeden litterarischen Detectiv-Gaumen, als welcher er ihm denn auch hier zur weiteren eigenen Durchkostung, Ergründung und Verdauung bereitwillig überlassen sei!

Aber auch der unbefangene, einfach genießende Leser von Poesie, der Nichts sein will als ein dankbarer Empfänger, steht hier einem wahren Festgericht von Genuß und Anregung gegenüber, wie es sich selbst dem eifrigsten Litteratur-Jäger und dem berufenen Litteratur-Beflissenen nicht jeden Tag darbietet. Und für ihn in ungleich höherem Grade als für den Plagiaten-Gourmand ist es, daß hier die drei in Rede stehenden Gedichte der drei ausgezeichneten Poeten englischer Zunge für sich selbst sprechen sollen — in deutscher Zunge sprechen sollen, und wenn auch in ihr wohl

kaum zum ersten Male überhaupt, so doch sicher zum ersten Mal in dieser Uebersetzung und in dieser Zusammenstellung. Sprechen für sich selbst und zugleich für ihren Schöpfer — für einen jeden derselben, und nicht, wie einst der New-Yorker Mißkritiker und „Memoir"-Scribler und seine Nachbeter wollten, wenigstens gegen zwei derselben!

Wie billig, eröffne Poes „Haunted Palace" den Reigen. Das Gedicht fand sich ursprünglich in einer seiner Erzählungen, „The fall of the House of Usher", eingeschaltet. Heute befindet es sich in allen Ausgaben seiner, je nur einen mäßigen Band füllenden, Gedichte in jener Gruppe, welche „The Raven" eröffnet, und in der es mit den balladenartigen Todtenklagen „Lenore" und „Ulalume" das Dämonische in der Poe'schen Dichtung am Ergreifendsten spiegelt: jenes Dämonische, für das wir in der deutschen Litteratur, soweit die Erzählung in Betracht kommt, nur etwa in den Novellen Hoffmanns und Kleists, in der Lyrik und lyrischen Epik aber neben der Bürgerschen „Lenore" nur in den Gedichten der großen Droste-Hülshoff ein Seitenstück finden.

The Haunted Palace.

Der Gespenster-Palast.

Von

Edgar Allan Poe.

Wohnstatt von erles'nen Geistern,
Hob aus grünsten Thales Grund
Ein Palast, das Werk von Meistern, —
Prachtpalast — sein Kuppelrund.
Des Gedankens Krönungs-Hügel,
Ragt er auf zum Aetherblau,
Niemals spannten Seraphs Flügel
Sich ob halb so schönem Bau.

Banner grüßten, lockig golden,
Von dem Dach hin weit und breit,
(All dies spielte in der holden,
Längst entschwund'nen Märchenzeit!)
Und sobald ein Lüftchen leise
An die Zinnen-Stirne schlug,
Setzt es fort die luft'ge Reise
Als beschwingter Wohlgeruch,

Wer als Wand'rer naht', der schaute,
Wie sich durch zwei Fenster klar
Zur musikbeseelten Laute
Rhythmisch schwang der Geister Schaar

Um den Thron, auf dessen Sitze
Als „Porphyro genitus"*).
Der König saß, umloht vom Blitze
Der Majestät von Kopf zu Fuß.

Und ein Rubin- und Perlenbogen**)
Erschloß sich des Palastes Thor,
Daraus in Wogen, Wogen, Wogen,
So glanz- wie klangvoll quoll hervor
Ein Meer von Echos, deren Schwingen
Von überird'schem Wohllaut schwer,
Und deren süße Pflicht, zu singen
Nur ihres Königs Preis und Ehr'.

Doch ach, im Nachtgewand der Sorgen
Sank Unheil auf die Königspracht,
(Und laßt uns trauern; — denn kein Morgen
Erhellt je wieder ihre Nacht!)
Und all der Glanz lichtvoller Tage,
Der ihren Hochsitz einst umgab,
Ist heut nur noch wie eine Sage
Von Zeiten, längst versenkt in's Grab.

Und nahen Wand'rer jetzt, so sehen
Durch roth erglüh'nde Fenster sie
Nur Schemen sich phantastisch drehen
Zu mißgestimmter Melodie,
Indeß in wüstem Fluthgewirre
Aus todtenbleichem Thor einher
Sich endlos wälzt ein Spukgeschwirre,
Das lacht — doch lächelt nimmermehr.

Wie dieser Poe'sche „Gespenster-Palast" in jedem Zoll, in jeder Linie die Signatur seines Meisters trägt, so ist „Die Belagerte Stadt", zu der wir uns jetzt wenden, von der ersten bis zur letzten Verszeile ein ganzer und echter Longfellow. Das Gedicht ist in jener dem neuengländischen Klassiker auf seinen europäischen Streifzügen so lieb und geläufig gewordenen romantischen Manier gehalten, in welcher er in der Einleitung irgend ein bestimmtes Bild, Gesicht oder Ereigniß hinstellt, um sich dann mit dem Impuls und der Kunst des echten Poeten von dem Einzelnen, wie schön er immer es auch fixirt haben möge, zur Aussprache eines noch ungleich schöneren und größeren allgemeinen Gedankens, einer das ganze Menschheitsherz umfassenden Gefühlsoffenbarung aufzuschwingen.

---

*) Ein im Purpur Geborener.

**) Der hier mitten im Gedicht eintretende Wechsel vom trochäischen zum jambischen Versmaß ist genau nach dem Original, in welchem er sich in der zweiten Hälfte der dritten Strophe, wie folgt, vollzieht:

Round about a throne, where, sitting
As Porphyrogene,
In state his glory well befitting
The ruler of the realm was seen.

The Beleaguered City.

Die belagerte Stadt.

Von

Henry Wadsworth-Longfellow.

Aus alter Chronik Wunderschacht
Aufgrub ich die seltsame Mär'
Von Prag, deß Wälle um Mitternacht
Belagert ein Geisterheer.

Den rauschenden Moldau-Strom entlang,
Im Mondlicht, blaß wie Schnee,
Reiht wie im Traume schwer und bang
Sich die große Todten-Armee.

Am andern Strand, wie Nebel am Meer
Das Gespenster-Lager steht,
Und zwischen beiden klagenschwer
Des Stromes Woge geht.

Sonst Alles still, kein Trommellaut
Kein „Werda“ hallt im Wind;
Dunstflagg' um Flagge zum Himmel braut,
Wie Wolk' in Wolke rinnt.

Doch wenn die Glocke vom alten Dom
Die Morgenstunde ruft,
Zerfließt das Lager, ein Nebelstrom,
In die erschreckte Luft.

Durch's Moldau-Thal flieht nah und fern
Das aufgescheuchte Heer, —
Und dann flammt auf der Morgenstern,
Und der Nachtspuk ist nicht mehr.

* * *

Aufgrub ich aus dem Wunderschacht
Der Menschenbrust die Mär',
Daß von Phantomen, schwarz wie Nacht,
Die Seele belagert wär'.

Es stehen Schatten und Schemen in Reih'n,
Gigantisch dräu'nd stehn sie
Am Rand des Lebenstroms im Schein
Irrlichternder Phantasie.

Jenseits auf nächt'gem Schlachtgefild
Das Gespenster-Lager ragt,
Und zwischen Beiden zitternd schwillt
Der Lebensstrom und zagt:

Sonst Alles still im Grabes-Heer,
Kein Zuruf hallt im Wind,
Die Lebensfluth nur athmet schwer,
Wie sie zitternd rinnt und verrinnt.

Und wenn die Glocke hoch vom Dom
Die Seele ruft zum Gebet,
Dann schaudert das Mitternacht-Phantom
Zusammen und zerweht.

Durch's Thränenthal flieht nah und fern
Des Geister-Lagers Heer, —
Aufstrahlt der Glaub' als Morgenstern,
Und der Nachtspuk ist nicht mehr!

Und nun zu Tennysons Gedicht, welches sich dem, mit seiner Verleumdung Poes als Longfellow-Plagiator so heillos abgefallenen Griswold noch eben rechtzeitig darbot, um seine Bezichtigung des Plagiarismus gegen den Verfasser des „Haunted-Palace" — koste es, was es wolle! — aufrecht zu erhalten. Koste es, was es wolle, sogar eine weitere verleumderische Mitanklage eines andern amerikanischen Poeten als Plagiator, welcher gerade bis dahin von dem nämlichen Litterar-Büttel Griswold stets als leuchtender Gegensatz in Leben und Dichtung zu dem den Flammenkuß der Muse nur als Kainsmal durch sein Leben schleppenden Poe hingestellt und gepriesen worden war.

The Deserted house.

Das verlassene Haus.

Von

Alfred Tennyson.

Leben und Denken zogen aus,
Seit' an Seite sah man sie gehen,
Läss'ge Bewohner, ließen sie stehen
Offne Thüren und Fenster im Haus.

Alles drin so schwarz wie die Nacht,
Nicht ein Schimmer im Fenster wacht,
An der Thüre kein Gekling,
Die so oft in den Angeln ging.

Schließet Thür' und Laden im Haus —
Oder durch's Fenster müssen wir sehn
All das Leerheits- und Nacktheits-Gegähn'
Des dunkeln verlassenen Baus.

Fort von hier! Kein Freudenlaut
Weht hier mehr, oder Hauch von Glück;
Aus Erden war das gebaut,
Zur Erden muß es zurück.

Fort von hier! Denken und Leben
Wohnen hier nicht länger mehr.
In 'ner Stadt, lichtstrahlend, hehr,
Zogen sie in ein Haus soeben,
Unvergänglich stark und hell. —
Wünschte, sie wären noch zur Stell'!

Und was ist es nun, das diese drei Gedichte dem unbefangenen Leser, wie sehr er auch die in ihnen vorwaltende Gemeinsamkeit der Grundstimmung, ja des Grundgedankens selbst zugestehen mag, zunächst sagen?

Sie sagen ihm zunächst: daß sie alle drei von echten Dichtern herrühren. Und dann sagen sie ihm: daß es das Ewige im Menschen selbst ist, was in allen Dreien zur Aussprache kommt — das große Drama der menschlichen Seele selbst. Und wie das allen Menschen als Eigenstes gehört — sollte es nicht auch allen Dichtern erst recht als besonderstes Eigenthum und besonderstes Heiligthum gehören? Gewiß soll es das. Und allen Griswolds und sonstigen Litteratur-Spitzeln und Litteratur-Schergen zum Trotz, Demjenigen unter ihnen, dem sich dieses Seelen-Drama ohne Tennyson'sche Philosophen-Abgeklärtheit und ohne Longfellow'sche Glaubens-Zuversicht offenbart, der nur mit der ganzen Unbarmherzigkeit der Natur und der ganzen Tragik eines Edgar Allen Poe-Lebens durch dasselbe gepeitscht wird, wahrlich nicht am wenigsten.

Rudolf Lothar.

Von

Heinrich Glücksmann.

— Wien. —

Das Gesicht der Zeit zieht nicht mit der Fixigkeit eines Circusclowns Grimasse um Grimasse, sondern ändert wie alles Lebendige in Natur und Welt stetig, aber in unmerklichem Ineinanderfließen seine Züge. Die festen Gesetze, die den geschichtlichen Ereignissen ihre Geleise bereiten, lenken und beherrschen auch die Wandlungen des Kunstgeistes und des Kunstgeschmacks. Ohne den gellenden Trommelwirbel militärischer Wacheablösungen, in leise bedächtiger Allmählichkeit vielmehr geht der Wechsel jener Ansichten und Absichten, jener Ideen und Formen vor sich, die bestimmten Zeiträumen eine klare, scharf umrissene, von Vergangenem und Kommendem deutlich gesonderte Physiognomie verleihen. Wer mit dem rechten Tiefblick in die Litteratur schaut, wird unschwer die Scheidespuren erspähen, wo alte Ueberlieferung abgestorben ist und junges Leben kräftig zu sprossen begann; er wird erkennen, wie Bewegungen sachte anschwollen, wie ursprünglich vereinsamte Anschauungen und Strebungen an überzeugender, werbender Kraft gewannen, in die Tiefe und in die Breite wuchsen, bis sie die ihnen widerstreitenden Meinungen überwanden und erdrückten. So ist das wilde Jahr 1848 als die Keimepoche der „Moderne" zu erkennen und nachzuweisen. Seine Kämpfe und Errungenschaften gaben der Litteratur einen demokratischen Zug. Das frei gewordene Wort übte Einfluß auf die politischen Geschehnisse und wurde wieder durch diese in lebendigster Wechselwirkung gehämmert und geformt. Die Berufung des Volkes an das Staatssteuer, die Veränderungen der Weltkarte, die Bereicherung des Wissens, die Vertiefung und Verallgemeinerung der Bildung

die gewaltigen, ein neues Weltverständniß eröffnenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, die Ergebnisse gründlichster Forscherarbeit in abstracter Richtung hatten eine, durch die an Intensität zusehends gewinnende Socialbewegung noch verstärkte Umgestaltung der Lebensverhältnisse zur Folge. Die praktische Vernunft regierte und rechnete in Allem mit dem Wirklichen, mit dem sie sich nicht genau genug vertraut machen konnte und das sie besonders in seinen, so lange wenig beachteten häßlichen Seiten mächtig anzog. Mit schwerer Wucht legten sich Realismus, Naturalismus und Pessimismus auf jenes Kunstdogma, das die Wahrheit nur gelten ließ, insoweit sie auch schön war. Aber es schnellte unter dem Drucke wieder auf. Die Reaction gegen die Moderne ist erwacht, und die Modernste hat den Zug zum Idealen wieder aufgegriffen und findet ihr Behagen daran, ihn mit den, von weiland der Romantik abgelegten, schimmernden Märchengewändern zu bekleiden. Gerhart Hauptmann hat in die Bahn eingelenkt, der vorsichtige Fulda ist ihm vorgesprungen, Sudermann schickt sich an zu folgen. Die Dichtung im Gleichniß scheint das herrschende Kunstwerk der nächsten Epoche werden zu wollen.

„Mehr als je ist das Verlangen vorhanden, hinter dem einzelnen Falle, den das Drama bietet, die Allgemeinheit zu sehen. Es ist ein Verlangen nach dichterischen Symbolen. Früher suchte man in jedem Stücke die Moral, heute sucht man in jedem das Symbol. Und das moderne Drama, aus dem sich das wirkliche Theater der Zukunft entwickeln wird, wird künstlerische Symbolik mit künstlerischem Realismus verbinden, sich also jener Formel unterordnen, die allen großen Meistern als Gefäß ihres Geistes diente.“ Der diese Sätze schrieb, hat auch in ihrem Sinne gedichtet: Rudolf Lothar, dessen Namen ein, an den hervorragendsten deutschen Bühnen erfolgreich aufgeführtes Lustspiel in jüngster Zeit dem großen Publicum angenehm nahe brachte. Das Gefallsame ist selten auch das Werthvolle und Bedeutende. Und so ist auch die moderne Gesellschaftskomödie „Frauenlob“, die überall Anklang findet und schon dem englischen und russischen Theater vermittelt wurde, durchaus nicht Lothars bestes Werk, auch nicht das Werk, das für sein dichterisches Wollen und Können am bezeichnendsten wäre; im Gegentheil, es scheint uns geeignet, das Bild seiner litterarischen Individualität zu überwölken und zu trüben. Es ist ohne Zweifel aus einem praktischen Triebe hervorgegangen. Lothar hatte die auf ihn einstürmenden Bewegungen und die aus ihm hervorstürmenden Regungen in dichterischen Formen ausgelöst, die sich für weitreichende Unterhaltungszwecke als ungeeignet erwiesen; sie enthalten zu feinen, metaphysischen Aether; in ihnen weht die höhere Bergluft des Geistes, die einzuathmen der Masse des erdenkrabbelnden Geschlechts zu beklemmend ist. Um nicht zu denken, lesen ja die meisten Menschen oder gehen in's Theater. Daß selbst Shakespeare, die Incarnation des dramatischen Genies, in dem jede Fiber dramatisches Leben war und der den ewigen Bühneneffect ge-

nauer kannte als Jeder vor und Jeder nach ihm, daß selbst dieser Meister der Meister nicht völlig verschont geblieben ist von dem Fluche des Buchdramas, das man für eine Todtgeburt hält, das aber zuweilen nur ein grausames Lebendigbegrabensein ist, dieser Trost kam Rudolf Lothar nicht in den Sinn, als er die Tragik des Lebens im Sarge nicht mehr ertragen wollte und seinen gehaltvollen allegorischen Märchen und Mysterien ein gewöhnliches Lachstück folgen ließ, in Stoff und Gestaltung, in Figuren und Situationen die eigennützig höfliche Verbeugung vor dem modernen Geschmack der Geschmacklosigkeit. Trotz des neuartigen Grundgedankens, trotz mancher gelungenen Scene, einiger drolligen Menschenbilder und vieler prächtigen Worte, die in dem allzu absichtlich schönrednerischen Dialog aufflattern, ist „Frauenlob" nicht viel höher zu stellen als die raschen Fabrikate der bekannten Großindustriellen des deutschen Lustspiels; von den Goldmünzen des Gemüthes und Geistes, von dem tiefen charakteristischen Humor, von echtem Witz, vom Tone der Seele, von einer Auseinanderhaltung der psychologischen Antriebe findet sich kaum eine Spur; womit das Stück unterhält, das sind schwankhafte Wendungen, denen man die Anstrengung anmerkt, erklügelte Tollheiten, denen man ein Lachen widmet, das man bald bereut.

Wenn Rudolf Lothar nur dieses, sein populärstes Werk oder nur solche Werke in seinem litterarischen Tornister trüge, so hätte er kein Anrecht auf eine Würdigung an dieser Stelle, der alle Augenblicksberühmtheit ferne bleibt, die als Kork auf den Wellen der Zeit schwimmt. Aber er hat sich schon als einer von den Berufenen ausgewiesen, denen — nach Hebbel — Dichten ein Abspiegeln der Welt auf individuellem Grunde ist, die, wenn auch nicht immer sich selbst, immer ihrer Zeit aus der Seele schreiben und für die geheimsten Stimmen ihrer Epoche das Echo bereit haben. Bei ihm ist das witzige französische Wortspiel umzukehren: un auteur, pas un ôteur, ein Schöpfer, kein Nehmer ist Lothar, zum Unterschiede von den vielen gewandten Freibeutern der dramatischen Litteratur ein Selbsterzeuger. Sieben dramatische Dichtungen, deren größte und bedeutendste die Bühne nicht erobert haben, erzwingen dieses Urtheil: „Lügen", ein Schauspiel, „Der verschleierte König", ein Bühnenmärchen, „Der Werth des Lebens", ein Mysterium, „Cäsar Borgias Ende", ein Trauerspiel, „Der Wunsch", ein Märchenspiel, „Das hohe Lied", ein romantisches Gedicht, und endlich eine Arbeit aus der allerjüngsten Zeit, die Komödie „Ritter, Tod und Teufel". Das Schauspiel „Lügen" verräth noch in den unplastischen Figuren und ihrer geputzten Redeweise, in der, mit den abgetragensten Requisiten und wohlfeilsten Effecten des alten Stils hantirenden Fabel und in der Unklarheit der Motivirungen die tastende Hand des Anfängers; in den formschönen Versen wimmelt es von Austriacismen, die Composition ist wirr und skizzenhaft, eine Reihe von Cartons, mit Stecknadeln aneinander geheftet, kein in sich geschlossenes Gemälde. Aber wohlthuend berührt schon der Kern, ein geharnischter Protest gegen die Komödie um den Erfolg,

gegen alles Larvenspiel und alle Maskenfreiheit im Ballsaale des wirklichen Lebens. Noch höhere ethische Ideen bilden die Grundlage des Bühnenmärchens „Der verschleierte König" und des Mysteriums „Der Werth des Lebens". Lange vor Ludwig Fulda hat Lothar die hohle Majestät des Gottesgnadenthums zum Ziele genommen und mit ihr die feige Loyalität, die vor einem Symbol in die Kniee fällt; und minder anmuthig als jener im „Talisman", aber energischer und befreiender wird im „verschleierten König" dem von seiner Macht verblendeten Fürsten seine Mission klar gemacht: mit dem Volke zu fühlen und für seine Unterthanen als ihr Vertrauensmann zu wirken. In einer künstlerischen Einkleidung, die wahrhaft faustisch anmuthet und in Einzelnem gewiß Juwelen neuerer Dichtung aufweist, macht das Mysterium „Der Werth des Lebens" den Egoismus als die ewige Schuld des Staubgeborenen klar und verkündet in einem Diorama gewaltiger Bilder das Evangelium des Aufgehens im Nebenmenschen:

„Was man für Andre thut, für Andere schafft,
Wie man das Heil der Andren wirkend mehrt,
Wie man den Andren leiht die eig'ne Kraft,
Das ist des Lebens Inhalt, ist sein Werth."

Und in diesem Bühnendrama und in diesem Mysterium sind es nicht schwankende Nebelschatten, welche den leitenden Ideen die Körperlichkeit geben, sondern prachtvoll gemeißelte Gestalten, deren Plastik gewiß im Lampenlichte bestehen würde. Die beiden Dichtungen bilden mit Wilbrandts „Meister von Palmyra" einen mächtigen Dreiklang, in dem alle Hauptgedanken und Hauptsehnsucht des neunzehnten Jahrhundertendes zu einem Ausdruck gelangen, der sie kommenden Zeiten verständlich machen wird. Die heilige Menschenliebe singt Lothar auch in seinem „hohen Liede", einem Festspiel, das als solches von erhebender Wirkung ist, als Dichtung an sich betrachtet, jedoch einen etwas öden Eindruck machen muß; der Verstand folgt der Allegorie, ohne das Herz mitzuziehen. Es fehlt der dramatische Nerv, der aber in den oben genannten Werken mächtig pulsirt. „Ein leeres Kleidungsstück, in dem Gedanken wie Motten stecken," sind solche in Acte und Scenen gesponnene Metaphern ohne die blutdurchströmte Leiblichkeit einer anregenden Handlung und fesselnder Menschen. Für diese sorgt aber unser Dichter mit der Schöpferkraft des Auserwählten. Selbst das kleine Märchenspiel „Der Wunsch", das die Werthlosigkeit des ohne Kampf errungenen Preises illustrirt, ist von einer straffen Charakterisirung und einer Feinheit der Stimmungen, die auf kein Publicum ihre Wirkung versagen werden und sie auch wirklich von vielen Bühnen erzielt haben, trotzdem das Stückchen an Werth hinter den besprochenen größeren Werken Lothars weit zurücksteht. Das kleine Trauerspiel „Cäsar Borgias Ende" bezeichnet Heinrich Bulthaupt als den dichterisch bedeutendsten Einacter der neueren Litteratur. Und man darf ihm zustimmen. In dem engen Rahmen ist der unheimliche bestechende Teufel der Renaissancezeit mit

shakespearischer Treffsicherheit in voller, verständlicher Lebendigkeit gefaßt, ein unersättlicher Tiger, der noch im Sterben ein Opfer niederschlägt. Zu den werthvollsten Einactern ist auch die letzte Schöpfung unseres Dichters, die Komödie „Ritter, Tod und Teufel", zu reihen, eine kecke Verlebendigung des bekannten Stiches von Dürer in einem großstädtischen Villensalon und durch drei modernste Großstadtmenschen. Der Mann der Thatensehnsucht, von dem lähmenden Geiste des Pessimismus, der blasirten Weltverachtung und vom Satan der Sinnlichkeit, des schrankenlosen Lebensgenusses, der süßen Sünde gelockt, aber nicht verlockt, das ist der Stoff des geistreichen Stückchens, das in nächster Zeit von der litterarischen Gesellschaft in Leipzig zur Aufführung gebracht wird.

Lothar hat noch manches Andere geschrieben, ein Drama „Rausch"; das den Grübler und Sinnirer, der Alles in Bildern und Gleichnissen sieht, im Kampfe mit der rohen Technik des naturalistischen Geistes zeigt und darum die unerquickliche Charakterlosigkeit eines Zwittergeschöpfes an sich trägt, — einen Roman „Der Trieb zum Bösen", mehrere kleinere Erzählungen und mancherlei Lyrica. Von all dem hält er garnichts. Und doch offenbart er sich auch in diesen Arbeiten als eine rassige Individualität, das Leben durch unzählige seelische Saugfäden voll einziehend und aushauchend, so daß wir immer ein Stück poetisch erfaßten Daseins auskosten, wenn wir Etwas von ihm lesen. Auch als Kunstpsychologe und Beurtheiler fremden Geistesschaffens stellt er seinen Mann; selten wird so viel tiefes Wissen, so viel echtes Talent, so viel sprühender Geist an das Recensenten-Geschäft gewendet, das Lothar nicht als Loben oder Tadeln, sondern als Verstehen und Verständlichmachen auffaßt und übt. Er gehört nicht zu jenen Schimpfmeiern, die vom ganzen Achilles Nichts sehen als die Ferse. Aber er erspäht auch die menschlichen Schwächen des göttlichen Peliden. Und so habe ich's auch in dieser kritischen Portraitskizze gehalten, überzeugt, daß sein litterarisches Charakterbild durch das scharfe Hervorheben der Schatten Nichts einbüßt an sympathischem Wesen, an verheißungsvollem geistigen Ausdruck. Wir dürfen von Rudolf Lothar, der erst in sein 32. Jahr getreten ist, noch treffliche Werke erwarten, die ihn immer klarer und überzeugender als eine dichterische Vollnatur offenbaren werden, nicht sonderlich originell, aber warm und lebensvoll, und vor Allem als — und das ist der adeligste Wappenbrief am Hofe der Kunst — als wirkliches Talent.

Der Golem.

Eine Legende aus dem alten Prag.

Von

Rudolf Lothar.

— Wien. —

I.

Stille war es in der Stube. Im Erker saßen zwei Frauen und stickten. Die Aeltere rührte fleißig die Finger. Ueber dem Gesichte mit den rothen Bäckchen und dem Gewirre von Falten und Runzeln lag eine zufriedene Fröhlichkeit. Die kleinen listigen Augen glitten beweglich immer wieder von dem goldenen Muster des Tuches zum Fenster und schauten neugierig auf die Straße. Dort gab es freilich nicht sonderlich viel zu sehen. Um diese Zeit des Nachmittags war es ruhig in der Judenstadt, und nur selten schritt ein Wanderer die Mauer des Friedhofs entlang, der dem Fenster gerade gegenüber lag. In dichten Flocken wirbelte der Schnee vom Himmel, setzte den Leichensteinen weiße Mützen auf, breitete seinen Hermelin über die Sarkophage und seinen glänzenden Teppich über die Wege. Hatte Mutter Hanna eine Weile dem Wirbeln und Tanzen in der Luft zugeguckt, so senkte sie eifrig wieder den grauen Kopf auf die Arbeit und zog doppelt so schnell die Nadel mit dem blinkenden Goldfaden in die Höhe. Ihr gegenüber hob das junge, blasse Geschöpf nicht ein Mal die Augen von der Stickerei. Nein, so still, so traurig und vergrämt hatte Mutter Hanna ihren Liebling nie gesehen. Und es gab doch keine Stunde im Leben Esthers, deren Geheimniß sie nicht kannte. Sie war ja ihre Amme gewesen, sie hatte ihr ganzes Leben behütet und bewacht, hatte wie ein treuer Hund vor der Schwelle ihrer Erfahrung gelegen, alles Böse abgehalten, jedem düsteren Gedanken, jedem traurigen Empfinden den Eintritt verwehrt. Als Perl, die Gattin des hohen Rabbi Löwe, starb und sie im Hause des Rabbi Wirthschaft und Regiment übernahm, hatte sie sich

zugeschworen mit den furchtbarsten Eiden, die ihre Phantasie nur erfinden konnte und deren Ausführung nach ihrem festen Glauben unwiderruflich in Gottes Händen lag, für des Rabbi Töchterchen zu sorgen wie eine Mutter. Und diese Sorge um den lieben, schönen Leib, um die gute, reine Seele, um das brave, aber etwas schweigsame Herz war nun der Inhalt von Mutter Hannas Dasein. Was aber ging jetzt in dieser Seele vor, was machte das Herzchen erbeben, was hielt den Körper in seiner Blüthe und Entfaltung zurück? Denn Esther magerte ab und ließ das Köpfchen hängen wie eine verdurstende Blume. Dabei kochte Mutter Hanna das Beste und Ausgesuchteste. Nicht einmal freuen konnte sich das Kind mehr. Als jüngst der Vater zum Kaiser Rudolf auf den Hradschin berufen worden und ganz Prag von der hohen Auszeichnung sprach, die ihm und der ganzen Judenschaft widerfahren, hatte das Kind kaum gelächelt. Und als dann der Vater von der Audienz heimkehrte, und der Vorstand der Gemeinde, den reichen Mordechai Meisl an der Spitze, ihn feierlich am Thore des Ghettos einholte, war ihm das Kind nicht einmal bis in den Flur entgegengelaufen. Es war doch sonst ihre Art nicht, still zu sitzen und sich die Lippen zu zerbeißen! Mutter Hanna hielt mitten im Sticken inne, stach entschlossen die Nadel in das Tuch, kreuzte die Arme, trommelte mit den kurzen, rundlichen Fingern einige energische Tacte und sah mit ganz kläglichen Augen, aus denen für den Moment alle Fröhlichkeit verschwunden war, ihren Liebling an. Und als fühlte Esther die Frage des Blickes, schob sie plötzlich die Arbeit von ihren Knieen, ließ sich vom Sessel zur Erde gleiten, schlang die Arme um Mutter Hanna und fing bitterlich zu weinen an. Das Schluchzen schüttelte ihren ganzen Körper, und eine Zeit lang war es gar nicht zu mildern. Dann hörte es in seiner Heftigkeit langsam auf und ging in ein stilles Jammern und Klagen über, aus dem nur manchmal stoßweise ein neuer Thränenstrom hervorbrach. Mutter Hanna legte zuerst sorgsam die angefangene Stickerei neben sich auf das Tischchen — das unvorsichtige Kind hätte sie beinahe mit ihren Thränen verdorben! — dann mühte sie sich ab, aus dem fassungslosen Mädchen Etwas wie ein Bekenntniß oder Geständniß herauszubringen. Aber Esther wollte Nichts bekennen, schüttelte nur immer auf alle Fragen den Kopf, sprach Nichts, sondern weinte blos. Als das Fragen Nichts half, versuchte Mutter Hanna ein anderes Mittel.

„Schämst Du Dich denn nicht, mein Goldkind, unglücklich zu sein? Solltest Dich ja froh und glücklich fühlen wie kein zweites Mädel. Dein Vater ist der hohe Rabbi Löwe, der beste, weiseste Mann in ganz Prag, der Stolz, die eiserne Säule des Judenthums. Weit über die Erde geht sein Ruhm. Kaiser und Könige sprechen von ihm, und alle Gelehrten sind seine Freunde. Was er schreibt, ist kostbar wie Gold und Juwelen, und was er spricht, wird ihm von Gott in den Mund gelegt. Hat doch der große Tycho de Brahe, weißt Du, der Sterndeuter unseres gnädigsten Kaisers, als er jüngst bei Deinem Vater war, zu ihm gesagt — ich hörte

es deutlich aus dem anderen Zimmer: ‚Ich beuge mich vor Euerer Weisheit.‘ Hörst Du, er beugte sich! Macht Dich denn das gar nicht stolz?“

Aber Esther weinte fort und gab keine Antwort. Mutter Hanna wiegte ihren Oberkörper hin und her und begann dann wieder:

„Was willst Du denn eigentlich, mein Täubchen, mein Lämmchen, meine schönste Blume? Du hast Alles, was ein reiches Mädchen sich wünschen kann. Und zu allem Guten stickst Du gerade Deine eigene Aussteuer. Dieses Tuch wird Dein Brautbett schmücken —“

Plötzlich stockte sie. Sie hatte offenbar die Wunde berührt, denn mit einem Male ging das leise Wimmern des Kindes auf's Neue in lautes Schluchzen über. Hanna nickte einige Male bedeutungsvoll und zog die Brauen empor. Dann setzte sie mit ganz anderem Tonfalle ein:

„Darum also die Thränen, mein Närrchen?! 's ist nicht so schlimm, das Heirathen. Ist ja unser ganzes Glück im Leben! Unter dem Brauthimmel hindurch geht der Weg zur Freude. Deine Mutter Perl ist ihn gegangen mit Thränen, wie Du sie jetzt weinst, und der hohe Rabbi Löwe hat ihr dann alle Rosen des Glückes vor die Füße geschüttet. Und ich bin ihn gegangen, das ist lange, lange her, und habe gedacht, mein letztes Stündlein müßte kommen. Aber ich wäre dann denselben Weg gerne noch einmal gegangen, als ich um meinen Seligen genug getrauert hatte. Wovor wir uns fürchten wie vor grimmigster Nacht, wandelt Gottes Fügung in lichtesten Tag. Wisch' Dir die Thränen ab und hör' mir zu: ich will Dir erzählen, wie herrlich es bei Deiner Hochzeit zugehen wird. Denke Dir nur —“

Aber sie brach mitten im Satze ab. Esther hatte das Gesicht erhoben und starrte sie an mit einem solchen Ausdruck des Entsetzens, daß Hanna plötzlich mit all ihrer Weisheit zu Ende war. Fast schüchtern setzte sie dennoch ihre Trostversuche fort:

„Ist denn Dein Bräutigam Elasar nicht ein kluger, ein gelehrter Mann? Er weiß das Wort zu deuten wie Keiner. Selbst Deinem Vater hält er Stand. Und er weiß auch die Worte zu fügen und zu kleiden, daß sie glänzen und duften wie ein Strauß von Blumen, die auf Zion wuchsen. Er hat ein Herz wie Gold, und er liebt Dich. O, das weiß ich! Wenn er Dich anschaut, so spricht die Liebe aus seinen Augen wie Gott aus dem brennenden Dornbusch!“

Zum ersten Male öffnete jetzt Esther den Mund:

„Seine Augen schielen!“

„Nein, das habe ich noch gar nicht bemerkt!“ betheuerte sofort Hanna mit allem Nachdruck, aber ohne Ueberzeugung, denn sie wußte sehr gut, daß Elasar schielte, krumm und etwas verwachsen war. Er war ein häßlicher Mensch. Da half kein Beschönigen: er war wirklich häßlich! Aber Hanna ließ sich gar nicht darauf ein, das Lob seiner körperlichen Vollkommenheit zu singen, sondern begnügte sich, in beweglichen Worten sein edles Herz,

seine große Seele, seine weise Einsicht zu preisen. Und als Esther trotzdem gar nicht zu besänftigen war, spielte sie endlich ihren großen Trumpf aus:

„Dein Vater hat ihn Dir gewählt. Dein Vater kennt ihn. Dein Vater ist der klügste Mann; er sieht durch die Brust der Menschen, als wäre sie von Glas. Wenn er Elasar nicht für würdig hielte, sein Schwiegersohn zu werden, nie hätte er ihm die Hand seines Kindes zugestanden!"

Da richtete sich Esther mit einem Rucke empor, wischte sich mit dem Handrücken kurz und entschlossen die nassen Augen, warf mit einer heftigen Bewegung des Kopfes das schwarze Haar, das ihr wirr über die Stirne hing, zurück. Dann packte sie die gute Mutter Hanna um die Hüfte, drückte ihr flammendes Gesichtchen an ihre Schulter und begann zu sprechen in jäh sich überstürzenden Worten, in jagenden Sätzen. Nein, sie wollte ihn nicht heirathen, den häßlichen, schiefen Menschen, wenn er auch noch so groß als Gelehrter war, und wenn er auch Psalmen singen konnte wie weiland König David. Er war ihr ein Greuel. Sie hatte Angst vor seiner Berührung; sie konnte ihm nicht einmal die Hand geben. Wenn er sie anstarrte, wenn er ihr mit schüchternem Stammeln von seinen Gefühlen sprechen wollte, wäre sie am liebsten gleich davongelaufen. Und diesen Menschen mußte sie heirathen! Der Vater hatte es gesagt, und der Gedanke, dem Vater zu widersprechen, kam ihr nicht einmal in den Sinn. Aber es war ihr Tod. Es war ärger als der Tod. Und wieder zuckte es um die Lippe, die Nasenflügel bebten, das Kinn schob sich vorwärts, zwei tiefe Fältchen gruben sich in die Stirne, und ein neuer Bach von Thränen lief aus den Augen. Hanna nahm das Kind fester in ihre Arme, wiegte es sänftiglich und strich ihr über den Kopf. Indessen sie auf irgend ein Beruhigungsmittel sann, kam plötzlich die Rettung. An der Thür wurde leise geklopft, und als Niemand „herein" sagte, ärgerlich gescharrt. Und als auch darauf keine Antwort kam, steckte Jemand vorsichtig den Kopf durch die Thürspalte. Dieser Jemand war ein alter, kleiner, gemüthlicher Jude in einem langen Pelzrock, mit hoher, spitzer Pelzmütze. Als er die beiden Frauen erblickte, kam er eilfertig herein, machte allerhand Bücklinge und Kratzfüße und rief ein über's andere Mal: „Der Reb Simon ist wieder da und wünscht einen guten Tag!"

Reb Simon war ein gern gesehener Gast in der Prager Judenstadt. Er machte große Reisen, war bald in Amsterdam, bald in Paris, bald in Jerusalem, ja sogar bis nach Persien und Indien führte sein Weg. Er handelte mit den größten Kostbarkeiten, mit wundervollen Juwelen, seltenen Schätzen, Alterthümern besonderer Art und trieb nebenbei einen eifrigen Kram mit allerhand kleinem Tand, mit Nadelbüchsen und Pomaden, mit seidenen Fetzen und bunten Tüchern. Er kam zu Bischöfen und Fürsten, wenn er irgendwo ein besonders herrliches Stück aufgespürt hatte, und er ließ alte Weiber und junge Mädchen stundenlang um eine Elle Band oder

um ein Salbtigelchen feilschen. Er kannte die Preise und kam nicht zu Schaden. Sein Profitchen war nie übermäßig, und Christ und Jude kannte den Reb Simon als ehrlichen Mann. Aber man munkelte auch allerlei über ihn. Er sollte erfahren sein in geheimer Wissenschaft und mit der Kunst vertraut, die Geister zu erwecken. Man nannte ihn mit ängstlicher Scheu einen Nekromanten und Schatzgräber, und es gab Leute, die wollten ihn an verrufenen Orten beobachtet haben, wie er mit unsichtbaren Genossen sich unterhielt. Sah man aber das harmlose Männchen mit dem Jocus auf den Lippen, mit der drolligen Beweglichkeit in den Beinen und den ewig zappelnden Armen, so konnte man an die Märchen, die in seinen Fußtapfen gingen, nicht recht glauben. Reb Simon hatte seine Lieblinge, denen er Nichts verkaufte, sondern denen er nur Geschenke mitbrachte, Werthvolles und Nichtiges, wie es sich gerade traf: einmal einen Smaragdring, einmal einen Zahnstocher aus Olivenholz. Zu seinen Lieblingen gehörte der hohe Rabbi Löwe und sein Töchterchen. Von jeder Fahrt kam er mit großen und kleinen Päckchen in das Haus, wo der steinerne Löwe über dem Thore Wache hielt, ließ sich zu Tische laden und erzählte die unglaublichsten Reiseabenteuer. Dann schloß sich der Rabbi mit ihm ein, und ganze Nächte hindurch saßen sie beisammen, und kein Mensch wußte, was sie sprachen und was sie trieben.

Als Hanna den Gast erblickte, kam sie ihm gleich entgegen und begrüßte ihn mit lautester Herzlichkeit. Durch ihre Thränen mußte Esther lächeln, wie Reb Simon sich nun vor sie hinstellte und sich komisch verwunderte über ihre Schönheit. Er hob beide Arme zum Himmel, tanzte von einem Bein auf's andere, verdrehte die Augen und citirte kräftige Verse aus dem Hohen Liede Salomonis. Dabei lachte sein ganzes Gesicht; der dünne graue Bocksbart wippte heftig auf und ab. Doch hinter den närrischen Späßen lag für das junge Mädchen wohl verständlich auch ein Theil wirklicher, echter Bewunderung. Es dauerte ein ganz kurzes Weilchen, und der kleine Handelsmann saß mit den beiden Frauen im Erker und erzählte Dinge, daß seine Zuhörerinnen sich gar nicht fassen konnten vor Erstaunen. In Persien war er just gewesen, war dort Wunderthieren und Wundermenschen begegnet, Bestien, die sprechen, und Menschen, die fliegen konnten. Und mitten in seinen Schilderungen unterbrach er sich manchmal schmunzelnd, tauchte mit seinen Fingern tief in die Taschen des Pelzes und förderte wundersame Dinge zu Tage: einen Ring mit einem geschnittenen Steine, worauf alle Planetenzeichen zu sehen waren, gar ein kostbares Amulet, ein Töpfchen mit eingekochten Rosen, eine vertrocknete Blume, die aufblüht, wenn man sie in's Wasser steckt. Und mit Schnurren, Späßen und Geschenken brachte Reb Simon das Wunderwerk zu Stande, an dem vorher Hanna so kläglich gescheitert war: Esther vergaß ihren schweren Kummer und lachte, lachte von ganzem Herzen wie ein frisches, fröhliches Kind. Vor lauter Glück, Esther wieder lachen zu sehen, lachte Hanna und

Reb Simon, der meckerte und überschlug sich mit der Stimme und warf sich hintenüber und streckte die Beine von sich und that, als müßte er auf der Stelle sterben vor lauter Lachen. So gab es denn ein lustiges Terzett im Erker. Plötzlich verstummte es. In der Mitte des Zimmers stand der Rabbi Löwe. Esther eilte auf ihn zu und küßte ihm die Hand. Er umspannte mit beiden Händen ihren Kopf und küßte sie auf die Stirne. Reb Simon kam herangetänzelt und sprudelte eine Menge Begrüßungsworte hervor. Wieder hob er die Arme mit den gespreizten Fingern zum Himmel, rief Gott und seine Heerschaaren an zu Zeugen, wie vortrefflich, wie gesund und stark der Rabbi aussehe. Aber beim Anblick des quecksilbernen Männchens hatte sich auf der Stirne des Rabbi eine finstere Falte eingegraben. Er schob Esther, die sich an seine Brust gelehnt hatte und über deren Köpfchen der mächtige weiße Strom seines Bartes fluthete, sanft zur Seite, winkte Hanna zu, die, in einiger Entfernung stehend, in demüthiger Haltung seiner Befehle zu warten schien, und gebot mit kurzem, schnellem Wort Reb Simon, ihm zu folgen. Die beiden Männer gingen den Weg in des Rabbi Studirzimmer. Die Frauen kehrten in den Erker zurück, nahmen ihre Arbeit und ihre Gedanken wieder auf. Das Lachen war verflogen. Esther schaute durch's Fenster. Ihr war, als hätte das Geschick über ihr Lachen einen Leichenstein gewälzt, wie sie draußen auf dem Friedhof in düsteren Reihen standen, und als falle über ihn der schweigsame Schnee vom Himmel.

II.

Des Rabbi Studirzimmer sah eher dem Laboratorium eines Alchymisten gleich als der Arbeitsstube eines Schriftgelehrten. Ein Herd mit allerhand sonderbarem Geräth stand inmitten des großen Raumes. Blätter mit krausen Zeichen hingen an den Wänden. Ein Kreidekreis war auf dem Boden gezogen, und ein Netz von Linien lief zwischen Sternbildern und hebräischen Buchstaben. Auf dem Tische lagen schwere Bücher zu Hauf, Bücher thürmten sich auf dem Pulte, Bücher klommen in langen Reihen die Mauern empor, Bücher wälzten sich in starren Wellen aus allen Winkeln des Gemaches. Selbst auf dem Ruhebette, wo der Rabbi nach der Arbeit zu rasten pflegte, lagen Bücher, Bücher und Schriften.

Der Rabbi verschloß die Thür hinter sich und ging mit großen Schritten auf und ab, ohne sich um seinen Besuch zu kümmern. Er hatte die Hände über dem Rücken gekreuzt, den Kopf tief gesenkt. Die Falte zwischen den Brauen war noch schärfer und drohender geworden. Das weiße, lose Haar flammte, wie vom Hauche des Zornes getrieben, über seiner Schläfe empor, und über der hohen Stirn mit ihren harten Buckeln, Maulwurfshügeln der Gedanken, lagerte in finsterer Ruhe ein nahendes

Gewitter. Plötzlich brach es los. Vor dem kleinen Handelsmanne blieb der Rabbi stehen, packte ihn bei den Schultern und schrie ihn an: „Du hast mir den Unfrieden in's Haus gebracht!" Reb Simon zog die Schultern hoch, schloß das eine Auge und blinzelte mit dem anderen den Rabbi an. Mit einem geschickten Drehen des Körpers entwand er sich seinen Händen. Dann spitzte er den Mund und blies die Luft mit pustendem Pfeifen vor sich hin, zupfte mit den Fingern an den Spitzen seines Bartes, setzte sich rittlings auf eine Sessellehne und sagte ganz leise, aber mit einer seltsamen Gewichtigkeit: „Den Unfrieden? Ei, ei! Habt nicht immer so gesprochen, Rabbi! Habt mich ja gebeten, Euch immer mehr zu sagen, Euch immer mehr zu zeigen. Seid wohl nicht zu Rande gekommen mit dem großen Werke? Und Ihr vermaßt Euch doch, das Wunder zu vollbringen. Ich brachte Euch die Wissenschaft aus Indien. Was habt Ihr mit der Wissenschaft gemacht?"

Der Rabbi ging zu einem Verschlage und hob den Vorhang: „Schau her!" sagte er ruhig und feierlich. Reb Simon riß die Augen auf, streckte die Hände vor und warf sie dann aus den Gelenken zurück zum Zeichen größten Erstaunens. Dort in der Nische stand eine lebensgroße Lehmfigur. Eine griechische Marmorstatuette des Apollo hatte offenbar dem Bildner als Anregung gedient, nicht als Modell. In der Bewegung wie im Ausdruck war die Figur von ihr völlig verschieden. Sie stellte einen Jüngling dar in vollkommenster Körperschönheit. Aber in den Zügen wie im Bau des Leibes sprach nicht der Geist der Antike, nicht griechische göttliche Heiterkeit und olympische Ruhe, sondern irdisches Kraftgefühl, ein heißes, spannendes Verlangen nach Leben. Die Muskeln waren wie sprungbereit, und der Mund schien eben zu einem Schrei sich öffnen zu wollen.

„Schau her!" sagte der Rabbi. „Rastlos habe ich an diesem Bilde geformt und gearbeitet! Meine ungelenken Hände, meine blöden Finger habe ich geschult und gemeistert. Und an diesem Thon, diesem Kloß, diesem Golem hängt jetzt mein Herz. Die erste Stufe zum Tempel habe ich erstiegen. Das Gefäß ist bereit, den Inhalt zu empfangen. Du begreifst die Vermessenheit meines Thuns. Du weißt, daß der Weg zum Werke, das Du mich gelehrt, an Finsternissen vorüberführt, die kein Strahl der Himmelssonne durchleuchtet, in die kein menschliches Auge tauchen darf. Leben will ich spenden mit der Macht des Todes. Wie der Tod die Menschenseele aus ihrem Gefängnisse löst, daß sie frei und rein ihren Flug nimmt zur ewigen Höhe, so will ich sie lösen aus ihrer Hülle. Aber eine Wohnung will ich ihr weisen, die ich geschaffen, belauschen will ich sie und sie erkennen! Was nur Gott bis jetzt gethan, will ich vollbringen. Gott hält Zwiesprach mit den Seelen, ehe er sie zur Erde schickt, ehe er mit irdischem Gewand sie bekleidet. Und er redet mit ihnen, wenn sie heimkehren von ihrer Wanderung und das Gewand zerrissen ist!" Der Rabbi sprach diese Worte nicht trotzig. Sie fielen ihm von den Lippen wie eiserne Stücke seines Willens.

„Siehst Du, Reb Simon, die Handgriffe und Formeln konntest Du mich lehren. Den Sinn des Geheimnisses habe ich durchforscht. Erst seitdem ich begreife, fühle ich die Größe meines Werkes. Ich stehe vor dem Quell des Seins und schöpfe aus ihm. Und ich weiß, was das Rinnen und Rieseln, das Rauschen und Strömen dieser Quelle bedeutet. Gott ist der Mund der Quelle, und Gott ist der große Ocean, in den alle Tropfen fließen. Aus seiner Rechten fallen die Tropfen zur Erde nieder, in seine Linke nimmt er sie wieder auf. Wer vermag es, den Weg eines Tropfen zu hemmen?"

Reb Simon drehte ungeduldig die Daumen ineinander und ließ seine Blicke die verräucherte Decke entlang gleiten.

„Wenn Ihr das erkannt habt," sagte er dann ärgerlich, „was plagt Ihr Euch mit magischer Kunst, warum wollt Ihr von mir die Mittel lernen, das Unmögliche zu erzwingen?"

Der Rabbi fuhr ihm heftig in die Rede: „Die Magie ist für mich nicht die Wissenschaft des Unmöglichen, sie bedeutet mir das Vordringen bis zur äußersten Grenze des Möglichen, die Ausnützung solcher Ursachen, die dem Unkundigen verborgen bleiben, das Erfassen von Wirkungen, die Andere nicht sehen. Ich kann die Kräfte, die Elemente nicht anders gestalten, aber ich kann mich ihrer bedienen. Ich kann keine neuen Geister aus dem Nichts stampfen, aber ich vermag die Stimmen der Geister zu hören, ich zwinge sie mir zu Dienst und Hilfe. Und sie sollen mir helfen, das Werk zu vollbringen. Denn es ist nahe der Vollendung. Siehst Du, jeder Mensch ist mit einem Theilchen der Allseele begabt. Aus dem Urquell empfing er es, zum Ocean kehrt sie wieder. Von Gott geht es wieder zu Gott. Dieses Theilchen ist das Pfund Leben, mit dem er wuchern soll. Aber tausend Fesseln, Klammern, Gewichte drücken und pressen dieses Theilchen von allen Seiten: Was unsere Vorfahren gedacht und gethan, wandelt sich zum Bleigewichte der Ueberlieferung, was alle unsere Mitmenschen denken und thun, wird zur Fessel der Sitte, des Vorurtheils, der Erziehung. Und so wird die Seele verkrümmt und verzerrt. Das Gefängniß des engen Körpers mit seiner Kleinlichkeit und Beschränktheit hemmt ihre Entwickelung. Die Thüren des Kerkers sind geschlossen, die Fenster, die in's Freie gehen, sind blind. Erst der Tod macht Thür und Fenster auf. Göttlich ist die Seele, bevor der Mensch geboren wird, und göttlich wird sie, wenn er stirbt. Und solch einer göttlichen fessellosen Seele weise ich dies Gefäß an."

„Gebt Acht, Rabbi," lispelte leise Reb Simon, „daß Euch das Experimentum nicht mißräth, daß Euch die Seele nicht entschlüpft, ehe sie ihre Wanderung aus dem Leibe in die Gestalt vollendet. Habt Ihr Euch die Beschwörungsformeln gut gemerkt, wißt Ihr alle die Zeichen, denen die Elemente gehorchen? Lasset uns den Gang des Mysteriums noch einmal im Geiste verfolgen. Vieles kann ich Euch noch vertrauen, das Ihr nicht wißt. Wieder komme ich aus Indien. Dort sind weise Männer dem großen

Geheimniß der wandernden Menschenseele näher, als wir ahnen können. Dort habe ich mit diesen meinen Augen das Werk vollenden gesehen, vor dessen Beginne Ihr jetzt steht. Laßt mich Euch davon berichten!"

Wie Irrlichter im nächtlichen Dunkel sich suchen und haschen und sich umkreisen, so zuckten die Blicke der beiden Männer um einander. Dann wurde es still im Zimmer, im Flüsterton schlang sich Wort um Wort. Manchmal nur flammte eines in der Erregung heftiger auf. Der Rabbi war tief in seinen Sessel zurückgesunken, und über ihn gebeugt hockte das kleine Männchen, wie ein Käuzchen zu Häupten des Adlers.

III.

Reb Simon war längst gegangen. Noch immer saß der Rabbi unbeweglich; die Hände hatte er über die Kniee verschränkt, den Oberleib gekrümmt, den Kopf zurückgeworfen. So starrte er mit aufgerissenen Augen vor sich hin. Das große Mysterium! Es war möglich, ihm erreichbar. Er hielt den Schlüssel in Händen. Wie herrlich würde sich Gottes Natur kund thun in der reinen, freien Menschenseele! Was wäre ihr erstes Wort, ihre erste That? Ein Hosiannah der Kraft, eine Offenbarung der Kraft, die die Mutter der Allseele ist! Wie spricht die Kraft, wenn ihr eine Zunge gegeben wird zu reden? Gottes Wort wird ihr entströmen, das gewaltige Wort: „So spreche Ich!" Krüppel, verbildete, mißgestaltete Krüppel sind ja die Seelen der Menschen; Haft und Zwang des Lebens lastet auf ihnen. Mit einem Rucke sie vom Zwange befreien, mit einem Riß die Pforten der Göttlichkeit öffnen — wer das vermöchte? Er konnte es, er, der hohe Rabbi Löwe! Vor ihm stand das reine Gefäß, herrlich anzuschauen. Und es verlangte nach seinem Inhalte.

Aus seinen Träumen weckte den Rabbi ein Lärmen empor. Die Treppe herauf keuchte es schwer und hart. Die Thür ward aufgerissen, und herein wankte, herein fiel ein unseliger Mann. Klein und häßlich, verwachsen, mit einem lahmen Bein und einer schiefen Schulter, ein Zwerg beinahe mit einem übergroßen Kopfe, aus dem zwei große dunkle Augen brannten, so lehnte er erschöpft am Thürpfosten. Die Kleider waren zerrissen und schmutzbedeckt, Blut lief ihm die Wange entlang in den dichten schwarzen Bart, blutig waren seine Hände. Entsetzt sprang der Rabbi auf. Das war Elasar, sein künftiger Eidam. „Elasar, wo kommst Du her, was ist Dir geschehen?" schrie er ihm entgegen. Elasar athmete stockend und hatte Mühe, ein Wort herauszubringen. Er lallte, verzerrte den Mund, als ob er lachen oder weinen wollte, griff mit den Fingern krallend in die Luft, taumelte vorwärts. Der Rabbi fing ihn in seinen Armen auf und trug ihn, wie man ein Kind trägt, auf das Ruhebett. Dann wusch er ihm das Gesicht und untersuchte die Wunden. Sie rührten von Steinwürfen her. Aus den kurzen Worten, die jetzt stoßweise

zwischen den knirschenden Zähnen hervor kamen, konnte der Rabbi sich bald ein ungefähres Bild dessen machen, was geschehen war. Elasar war drüben auf dem Hradschin mit ein paar übermüthigen Junkern, die des Weges kamen und ihn hänseln wollten, wie man eben einen häßlichen, verwachsenen Juden zu necken pflegt, in Streit gerathen. Und der Jude hatte sich zur Wehr gesetzt, wirklich und wahrhaftig, als wäre er gar kein Jude, sondern ein Mensch wie andere, die Ehre im Leibe haben und sie zu vertheidigen wissen. Als der Jude so that und frech vorgab, auch eine Ehre zu haben, und sich in unverschämtem Hochmuth dazu nicht hergeben wollte, den Junkern als Spielzeug zu dienen, wandelte sich die lustige Laune der adligen Herren, die ja blos einen Spaß mit dem buckligen Menschen machen wollten, in Zorn und Wuth. Im Nu war eine rechte Hetze im Gange, denn das Volk auf der Straße nahm selbstverständlich für die beleidigten und gekränkten Junker Partei. In toller Jagd ging es den Berg hinunter, über die Brücke, in die Altstadt, in's Judenviertel hinein. Die Jagd war furchtbar lustig, und einige der Junker konnten sie gar nicht bis zu Ende mitmachen. Sie mußten am Wege stehen bleiben. Das Lachen schüttelte sie so, daß sie nicht weiter laufen konnten. In den engen Gassen des Ghettos gelang es endlich Elasar, seinen Verfolgern zu entkommen. Mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft flüchtete er in das Haus des Rabbi. Und jetzt war seine Kraft völlig zu Ende. Er brach in sich zusammen, Erschöpfung und Schmerz legten ihm schweren, bleiernen Schlaf auf die Lider.

Der Rabbi beugte sich über ihn. Welch tiefer Schatz von edlem Gefühl, von männlicher Gesinnung, von Herzensweisheit lag in der Brust dieses häßlichen Menschen! Würde aber je Esther seinen wahren Werth erkennen, würde sie je das geringe Gefäß, das kostbaren Inhalt barg, vergessen können? Der Rabbi hoffte es von seiner Tochter. Er, ein Seelenkundiger und Herzenprüfer, hatte Elasars Liebe und Herz gewogen. Das Glück seiner Tochter hatte er in die andere Wagschale gelegt, und das Zünglein blieb gerade. Und während er sich sorgenvoll über den Schlafenden beugte und mit leiser Hand ihm die wirren, vom Schweiß zusammengeklebten Haare zurückstrich, kam ihm plötzlich ein Gedanke. Dieser Gedanke befiel ihn wie ein Thier, das im Sprung sich auf des Menschen Brust stürzt. So stark war der Stoß, mit dem er ihn anfiel, daß der Rabbi zurücktaumelte. War es nicht Schickung, daß gerade jetzt, wo der Rabbi an sein Mysterium dachte, ein Schlafender in seinem Zimmer lag, ein Schlafender, dessen Seele würdig war, in reinem Gefäße zu wohnen? Nur für eine Stunde sollte sie ihr Haus gegen ein anderes vertauschen. Wenn Elasar erwachte, war sie längst wieder in ihr enges Gefängniß zurückgekehrt, und wie ein blasser Traum haftete in ihr die Erinnerung an die Freiheit. Doch zauderte der Rabbi. Denn sein Werk erschien ihm mit einem Male wie ein sündhafter Eingriff in die Rechte Gottes, wie eine Ueberhebung menschlicher Kraft, wie eine Einflüsterung jener Dämonen, die im Zwischenreich des Todes

hausen. In kurzen heftigen Schlägen des Ja und Nein rang in seiner Brust Wille und Zaudern, und mit einem gewaltigen Ruck, wie ein Schiffer den Kahn mit einem Fuß vom Ufer stößt, siegte der Wille.

Schweigend ging der Rabbi an's Werk. Er schob die Lehmgestalt heran und stellte sie zu Häupten des Schlafenden. Er entzündete im Tiegel die Mischung von Kräutern und Metallen, er zog neue Kreise auf dem Boden. Dann rief er die vier Elemente zur Arbeit und Hilfe. Er streute Sand vor sich hin und beschwor die Erde, ihr Gebilde zu tragen. Er schöpfte Wasser mit der hohlen Hand und bespritzte die Gestalt und den Schlafenden und beschwor das Wasser, der Seele seinen Fluß zu lehren, er hob ein brennend Scheit Holz vom Ofen, fuhr mit der Flamme im Bogen von Mittag zu Mitternacht und beschwor die Flamme, die Seele nicht erkalten zu lassen auf ihrer Wanderung. Und er streckte seinen Arm empor und beschwor die Luft, den Athem anzuhalten, wenn die Seele ihre Wohnung verließe, um in die neue Hülle zu schlüpfen. Dann begann er die Formeln zu sprechen und die Zeichen zu machen. Manchmal hielt er inne. Dann sah er den Schlafenden vor sich und horchte auf seine Athemzüge. Und die Lehmgestalt stand unbeweglich, starr und steif. Der Rabbi nahm sein Werk wieder auf. Er strich mit den Fingern vom Leben zum Lehm, und seine Worte klangen bald weich und kosend, ein Geflüster der Liebe, bald hart und gewaltig wie der Ruf des Sturmes.

Plötzlich ließ der Rabbi die Hände sinken, und das Wort hielt inne auf seinen Lippen. Tiefes Dämmern füllte das Gemach. Durch das Fenster herein leuchtete das Pentagramma auf der Thurmspitze des Rathhauses im letzten Abendfeuer. Die Zeit des Abendgebetes war gekommen. In der Synagoge wartete die Gemeinde auf den Rabbi. Der Sabbath hatte begonnen. War Reb Simons Unterricht falsch oder unvollständig gewesen, war das Werk unmöglich oder nur unvollendet — gleichviel, jetzt mußte es der Rabbi im Stiche lassen. Der Sabbath hatte begonnen, feierlich legte er sein Gebot der Ruhe auf Hand und Mund. Der Rabbi mußte in die Synagoge, die Botschaft des Gottesfriedens zu verkünden. Er ging. Der Schlafende lag ruhig. Das Werk war mißlungen.

IV.

Der Schlafende lag ruhig, und starr und steif stand die Lehmgestalt zu seinen Häupten. Im Dunkel verschwanden die Umrisse der Dinge. Mauern und Decke verschwammen in Eins, versanken in der Unendlichkeit der Finsterniß. Und aus der Finsterniß stieg es jetzt empor in wirren Tönen, erst leise in einzelnen tiefen, in einzelnen hellen Lauten, dann zusammenklingend und anschwellend in Chören. Die Elemente sangen ihre Lieder. Die Erde dröhnte mit den schweren Schritten der Grundaccorde, das Feuer loderte zischend und schmetternd in Garben von aufschießenden, jauchzenden

Rufen, das Wasser sang seine urewig geheimnißvolle Melodie, die Luft kam mit Sturm und Sausen und riß an allem Festen. Und alle Chöre stürzten ihre Macht auf die Lehmgestalt und rüttelten sie auf. Und zwischen Leben und Lehm schwangen gewaltige Töne die Brücke. Wach auf! schrie das Feuer. Bewege Dich! befahl das Wasser. Athme! brauste die Luft. Wandle! gebot die Erde. Und die Gestalt reckte sich, hob die Arme, öffnete die Augen. Das Werk war gelungen!

Stumm, regungslos, in todähnlicher Starre lag Elasar. Seine Seele war entflohen. Der Leib des Golem hatte sie aufgenommen. Immer höher, immer stärker wuchsen die Chöre der Elemente, wie Gießbach und Katarakt donnerten sie aus der Höhe, wie aufgepeitschte Wellen schlugen sie empor. Der Raum war ihrer voll.

Der Golem regte die Arme. Er schritt aus. Ungeschickt und ungefüge zuerst. Er wandte den Kopf. Er bückte sich und erhob sich wieder. Und in ihm sprudelte es auf wie eine Quelle aus tiefstem Grunde, die endlich den Weg in's Freie findet. In's Freie! Der Golem warf die Faust empor und schmetterte sie auf den Tisch, daß er krachend zusammenbrach. Dann faßte er ein Scheit und hieb um sich und tobte durch's Gemach. Durch's ganze Haus scholl sein Lärmen.

Esther lief entsetzt die Treppe empor, um zu sehen, was es gäbe. Sie riß die Thüre auf und sah sich dem Golem gegenüber. Der aber hatte sie kaum erblickt, als er mit einem wilden Schrei auf sie losstürzte. Esther blieb wie gebannt mitten im Zimmer stehen. Und vor ihr stand der Golem, und aus seinem Munde kam ein Strom von heißen Worten, von Worten des Begehrens, und seine Hände zuckten nach ihrem Leibe, und das Verlangen riß mit glühendem Griff seine Augen schier aus ihren Höhlen. Die Worte fügten sich erst sinnlos aneinander, aber ihr Ton, ihre Farbe, ihr Schrei sprachen von Liebe, von jener Liebe, die einherstürmt auf ihrem Siegeswagen wie die Sonne durch den Weltenraum. Die freie Seele offenbarte sich in ihren zwei gewaltigen Trieben: Kraftbethätigung hieß der eine, Liebesverlangen der zweite. Und nun verschmolzen beide in Eins. Die Kraft rang um Liebe, die Liebe kämpfte um Triumph mit der Kraft des freien Elementes. Was aus dem Golem sprach, war Elasars Seele. Aber sie sprach, wie die Seelen reden, wenn Gottes Wort sie um seinen Thron versammelt und die irdische Hülle auf Erden zurückgeblieben ist. Sie sprach, wie die Engel reden, deren Schwingen von der Erde zum Himmel reichen und deren Schwert ist wie der Blitz und deren Athem ist wie der Sturmwind. Was göttliches Vermächtniß ist in der menschlichen Seele, die göttliche Kraft, die göttliche Freude, in den Engeln wird es zur Erscheinung. Und im Posaunenton, der durch die Himmel tönt, wandelt sich Beides vereinigt zum Ruf der Liebe. Flügelschlag, der von der Erde zu Gottes Throne reicht, der Blitz, der leuchtend die Nacht zerreißt und flammend niederfährt, daß die Gründe erbeben, der Sturm, der mit seinem Kusse die Forsten

niederwirft und die Felsen erschüttert, das sind Künder der Liebe. Und solche Kunde kam jetzt aus des Golems Munde. Elasar sprach zu Esther. Hüllenlos sprach seine Seele. Ein Engel stand vor dem zitternden Mädchen — sie fühlte den Blitz, wie er in ihre Brust drang, sie fühlte den Sturmwind, wie er an ihre Lippen schlug, sie fühlte die Fittiche, die sie umschlangen.

V.

Der Rabbi hatte in der Synagoge den Segen gesprochen. Die Beter in ihren weißen Talaren neigten sich tief, der murmelnde Chor des Psalmes hob sich im letzten klagenden Ringen um Gottes Barmherzigkeit und irdischen Frieden. An dem siebenarmigen Leuchter hing der Blick der Beter, als sei ihm beschieden, wieder dereinst auf Zion zu stehen, im Tempel des freien Volkes, dem die Zukunft verheißen ward. Aber die Lichter verlöschten, und die in Sehnsucht brennenden Augen der Frommen senkten sich nieder zu Boden, und mit der Feier der Andacht war der Traum der Stunde, die Hoffnung auf Zion verflogen. Aus dem Gotteshause gingen die Männer nach Hause. Ernst, langsam, mit gebücktem Kopfe zogen sie heimwärts durch den tiefen Schnee. Nur der Rabbi eilte mit raschen, großen Schritten nach Hause. Unheimliche Ahnung nistete in seiner Brust. Er stürmte die Treppe hinauf, er öffnete mit starkem Rucke die Thür. Was er sah, erfüllte ihn mit Entsetzen. Der Golem hatte sein Kind gepackt, wie ein Raubvogel mit seinen Fängen ein Wieselchen umklammert. Und Esther wehrte sich nicht. Ihre weitgeöffneten Augen schimmerten im Abglanz strahlender Freude, ihr Mund war geöffnet zum Kusse, ihre Brust schob sich dem Sieger entgegen. Der Rabbi warf sich auf den Golem, entriß ihm seine Beute und hob einen Hammer vom Boden, um die Lehmgestalt zu zertrümmern. Da fiel ihm Esther in den Arm, ja, sein eigenes Kind schrie auf und deckte mit ihrem Leibe den Golem. Dem Rabbi erstarrte das Blut in den Adern. Das Gespenst, der Lehmkloß, das Werk seiner Hände, raubte ihm sein Kind, hatte das Herz seines Kindes in seiner Gewalt. Noch hielt der Rabbi den Hammer hoch. Mit einer Kraft, die der Rabbi nie in dem Kinde vermuthet hätte, hielt ihn Esther zurück.

Aber mittlerweile war der Golem zum Fenster geeilt. Draußen ging ein gewaltiges Stürmen durch die Luft. Die freien Seelen, die Engel, die Heerschaaren der Heerschaaren erfüllten die Weiten und riefen ihren Bruder, riefen ihn zu Tanz und Flug durch die Ewigkeit. Die Menschen staunten über das Wunder. Ein Gewitter in winterlicher Zeit! Sie sahen nur die Hetzjagd der schwarzen Wolken, das glühende Branden der Blitze, hörten nur das Rollen des Donners. Der Golem aber sah die geflügelten Legionen, sah ihr Gewaffen, horchte auf ihre Stimmen. Und seine Stimme verschmolz mit dem Donner zu Einem Ruf. Er schwang sich auf die

Brüstung, er breitete die Arme aus, als wären ihm Flügel gewachsen, und er schwang sich in den Reigen. Aber schwer stürzte er nieder aus der Luft, die Erde ließ ihr Gebilde nicht los. Auf den Grabsteinen des Friedhofes barst der Golem in Stücke. Wehklagend stürmten die Brüder von dannen. Ueber dem Weißen Berge verschwand das Gewitter . . . .

Im selben Augenblicke, als der Golem zerschmettert niederfiel, that der Schlafende auf dem Ruhebette einen tiefen Athemzug. Die Seele, die Gott noch nicht heimgerufen hatte, die nur menschlichem Gebote gefolgt war, kehrte heim in ihre Hülle. Langsam stand Elasar auf. Ihm schwindelte. Aber sein Blick fiel auf Esther, die durchschauert von dem, was sie gesehen, an ihres Vaters Brust gesunken war. Und schüchtern und linkisch, wie es sonst seine Art, trat Elasar näher. Er stotterte einige Worte, verlegen nach Ausdruck tappend. Aber in Esther ging Seltsames vor. Sie erkannte den Ton der Stimme, sie erkannte die Gefühle, die in dieser Stimme bebten, sie erkannte mit einem Schlage in dem mißgestalteten Leib Elasars die Seele wieder, die sie vorhin mit dem göttlichen Kusse der Liebe zu sich in den Himmel gehoben hatte. Und der weise Rabbi ahnte, was in dem Gemüthe seines Kindes vorging. Stumm legte er die Hände Esthers und Elasars zusammen. „Geht," sagte er, „Erkenntniß heißt der Eingang zur Liebe. Und Erkenntniß heiße der Rückblick auf Euer Leben, wenn Eure Stunde gekommen ist. Und Segen bedeute Euch Beides." Und als die Thüre sich hinter Esther und Elasar geschlossen hatte, warf sich der Rabbi auf den Boden und betete zu Gott.

„Deine Gnade, Herr, ist übergroß. Die Vermessenheit Deines Knechtes strafst Du mit der Offenbarung Deiner Güte. Mein Werk liegt zertrümmert unter den Todten. Aber es hat gedient, meinem Kinde das Glück zu geben. Zu meinem Kinde hat die Seele Elasars gesprochen mit der Gewalt der Stimme, die nur Du allein zu hören berufen bist! Wie ein Engel spricht, so redete diese Stimme. Dein Hauch, o Herr, sprach aus dem Golem. Und Dein Hauch, o Herr, ist die Kraft, und Dein Hauch, o Herr, ist die Freude. Dein Wort ist die Liebe. Vom Anfang zum Ende geht Deine Liebe! Dein Name sei gepriesen in Ewigkeit, Amen!

Ein Besuch in Troja.

Von

H. Bruck.

— Breslau. —

I.

Im siebenten Gesange der homerischen Ilias beklagt sich Poseidon bei Zeus darüber, daß die vor Troja versammelten Griechen zum Schutze ihres Schiffslagers eine Mauer errichteten, ohne den Göttern die gebührenden Opfer darzubringen:

> Ihr nun dauert der Ruhm, so weit hinstrahlet das Tagslicht;
> Jener vergißt man hinfort, die ich und Phoibos Apollon
> Einst um die Stadt dem Helden Laomedon bauten in Mühsal.

Zeus jedoch tröstet den Meerbeherrscher: sobald die Achäer wieder abgezogen seien, solle er ihre Mauer niederreißen, sie in das Meer hinabstürzen und jede Spur von ihr an dem Gestade vernichten; Poseidons Ruhm dagegen werde uneingeschränkt fortdauern.

Kaum jemals haben sich Dichterworte vollständiger bewahrheitet. An dem Strande der troischen Ebene ist von einem Befestigungswerke des griechischen Heeres, welches die Stadt Troja bekämpfte, so wenig wahrzunehmen, daß man vermuthen könnte, die ganze Mauer verdanke ihre Existenz nur der dichterischen Phantasie. Wiedererstanden aber ist zum Tageslichte die gewaltige Ringmauer der heiligen Ilios, deren kunstvollen, unvergänglichen Bau sich der Dichter nicht als das Werk sterblicher Menschen, sondern der beiden mächtigen Götter Poseidon und Apollon denken konnte. Und weit hinaus wird ihr Ruhm erglänzen, so lange noch die Liebe zum klassischen Alterthum und die Freude an seinen erhabenen Schöpfungen nicht gänzlich von dem modernen Realismus erstickt worden sind. Prof. Dörpfelds Ausgrabungen haben in den beiden letzten Jahren große Strecken jener Riesenmauer, um welche sich die von den homerischen Dichtern besungenen Kämpfe abgespielt haben, von den sie zwei Jahrtausende hindurch verhüllenden Schuttmassen befreit und hiermit zugleich zum zweiten Male einen jahrelangen „Kampf um Troja" beendet. Wie auch weiteren Kreisen nicht unbekannt sein dürfte, hat Hauptmann E. Bötticher in den Schliemann'schen Entdeckungen auf Hissarlik nur eine Feuernekropole, nicht das homerische Troja anerkennen wollen und seine Ansicht mit aller Entschiedenheit und zum Theil übergroßer Heftigkeit gegen die Mehrzahl der Gelehrten verfochten. Diesen Streit, den man verschiedentlich als Kampf um Troja bezeichnete, haben bereits die Ausgrabungen des Jahres 1893

endgültig entschieden: es ist nunmehr unwiderleglich dargethan, daß die homerische Ilios, wie Schliemann und seine Anhänger behaupteten, auf Hissarlik gelegen hat. Aber nicht die von Schliemann dereinst freigelegten Mauern und Gebäudereste der zweiten Schicht gehören ihr an; sie stammen vielmehr aus einer um Jahrhunderte früheren Periode, und erst Dörpfeld gebührt das Verdienst, die homerische Stadt wirklich entdeckt zu haben.

Wissenschaftlich sind jene Ergebnisse, was ich hier nicht näher ausführen kann, von der weittragendsten Bedeutung. Mehr noch als früher muß Jedem, der sich mit der ältesten Zeit der griechischen Geschichte und Cultur beschäftigt, die eigene Kenntnißnahme Trojas als sehnlicher Wunsch am Herzen liegen. So war es denn selbstverständlich, daß ich den verschiedenen Touren, die ich im Frühjahre 1894 von Athen aus durch Griechenland zu unternehmen gedachte, auch eine Reise nach Hissarlik einreihte. Nach Beendigung der beiden größeren, vom deutschen archäologischen Institut veranstalteten Reisen, der Peloponnes- und der Inseltour, fanden sich unter den Theilnehmern derselben noch Zwei, welche gleich mir den Besuch Trojas unmittelbar daran anzuknüpfen beschlossen. Der alte Poseidon freute sich sichtlich über unseren Eifer, sein unvergängliches Werk in Augenschein zu nehmen und zu bewundern; er gewährte uns die prächtigste Ueberfahrt über das ägäische Meer. Und doch vermag der olympische Erderschütterer noch gewaltig zu zürnen: die bösen Griechen, der göttlichen Achäer minder göttliche Nachkommen, ließ er durch beständige, heftige Erdstöße seinen Groll fühlen. Noch am Tage vor unserer Abreise, am griechischen Charfreitag, während der großen abendlichen Procession rüttelte er an den Grundfesten der Erde unterhalb der Hauptstadt Athen, so daß man selbst auf ebenem Boden sich in einem schwankenden Schiffe zu befinden glaubte. Uns aber, als wir am Sonnabend Nachmittag auf einem italienischen Dampfer den Piräus verließen, hielt er alle widrigen Winde zurück; spiegelglatt lag um uns die blaue Meeresfläche, nur in einiger Entfernung hin und wieder unterbrochen von den silberschimmernden Kämmen kleiner, friedlicher Wellen. Oder waren es Meeresgötter und liebliche Nereïden, die aus den Tiefen der Salzfluth emportauchten, um nachzuschauen, welch' schwarzes, dampfendes Ungeheuer sie in ihrer behaglichen Ruhe störe, und blitzschnell wieder verschwanden? In vollstem Maße konnten wir die unvergeßlichen Reize einer Seefahrt in griechischen Gewässern genießen. Zu unserer Linken hob sich von der tiefblauen See das Grün der gestrüppbewachsenen attischen Küste wundervoll ab, rechts zeigten sich Aegina und dahinter die argivische Landschaft in violettbläulichem Lichte. Weiterhin erschienen die weißen Marmorsäulen des Tempels von Sunion und erinnerten mich an den schönen Augenblick, wo zum ersten Male von der Spitze des Vorgebirges aus mein Auge über das ägäische Meer und den Inselkranz der Cykladen hinschweifte.

Als wir am nächsten Morgen auf das Deck kamen, war bereits Lesbos in Sicht, nach Norden zu Imbros, über welches die hohe Bergspitze von Samothrake emporragte. Immer näher kam die kleinasiatische Küste, immer deutlicher wurde das schneebedeckte Idagebirge, bis das Schiff schließlich den schmalen Sund zwischen der Insel Tenedos und dem Festlande erreichte. Die kleine, von einer Festungsmauer umgürtete und von einer Citadelle überragte Stadt Tenedos, sowie das nahe Fort machen einen freundlichen, wohlgepflegten Eindruck; den Beginn der eigentlichen Dardanellenbefestigungen bilden aber am Eingange des Hellespontes das Fort Sedil-Bahr-Kalessi auf der äußersten Spitze des thrakischen Chersoneses und gegenüber Kum-Kale auf der in's Meer hinausgeschobenen Mündungsfläche des Mendere, des homerischen Skamandros. Landschaftliche Reize bietet dieser erste Theil des Hellespontes wenig; die europäische Küste ist kahl und öde, und auf der anderen Seite erstreckt sich vom Meere aus die ganz flache troische Ebene bis zu der Hügelkette, deren letzter Ausläufer Hissarlik ist. Die Ausgrabungsstätte selbst jedoch bemühten wir uns vergeblich vom Schiffe aus zu erspähen. Bald wurden auch unsere Gedanken völlig dem grauen Alterthume entrückt und wir genöthigt, uns ausschließlich um die Gegenwart und unsere eigenen Personen zr bekümmern, da der Dampfer sich jetzt der Hafenstadt Dardanellen (Tschanak-Kalessi), dem Endpunkte unserer Seefahrt, näherte. Wir

rüsteten uns, zunächst dem Ansturme der Barkenführer, den wir von den griechischen Häfen aus kannten und uns hier im türkischen Orient noch viel schlimmer dachten, Stand zu halten. Aber es ging besser, als wir erwartet hatten; denn vor allen anderen Bootführern erschien an Bord ein behäbiger, freundlicher Mann, der sich uns als Barkenbesitzer Diamandis vorstellte und eine von Prof. Dörpfeld ausgefertigte Empfehlungskarte vorwies, worauf wir ihm uns selbst und unsere Sachen zur weiteren Beförderung überantworteten. Noch angenehmer waren wir überrascht, als uns am Lande im Auftrage Dörpfelds, der wenige Tage vorher in Hissarlik zum Beginne der neuen Ausgrabungen eingetroffen war sein braver Arbeiteraufseher Christodulos, eine prächtige Griechengestalt, empfing und uns zuvörderst über die Paß- und Gepäckrevision hinweghalf. Die Pässe waren in Ordnung, d. h. für den Entgelt von 5 Goldfranken mit dem Visum des türkischen Consuls im Piräus versehen worden. Nicht ganz so reines Gewissen hatten wir hinsichtlich unseres Gepäckes. Es dürfen nämlich Bücher nicht ohne Weiteres in die Türkei eingeführt werden, sondern sie werden dem Reisenden bei seiner Ankunft abgenommen und einer strengen Censur unterworfen. Falls sie etwas Ungünstiges über die Türkei enthalten, werden sie confiscirt oder die bezüglichen Stellen entfernt; aber selbst bei durchaus unverdächtigen Büchern, namentlich wenn sie in einer den türkischen Behörden unverständlichen Sprache, wie der deutschen, geschrieben sind, ist man nicht sicher, sein Eigenthum sofort und ohne Schwierigkeiten wiederzuerlangen. Wir hatten deshalb die Anweisung, die auf einem rothen Zettel meinem Meyer'schen Reisebuch beigedruckt war, befolgt und die beiden Theile des Reisebuches, sowie auch die kleinen neugriechischen und türkischen Sprachführer den Blicken der Beamten entzogen, indem wir sie in unseren Rocktaschen unterbrachten. Dagegen befanden sich noch in dem Koffer eines meiner Reisegefährten mehrere Bände altgriechischer Klassiker, und wir waren höchlichst gespannt, welches Schicksal die staatsgefährdenden Schriften Homers und Pausanias' erleben würden. Die Koffer werden geöffnet, die Bücher liegen obenauf, aber der Beamte würdigt sie kaum eines Blickes, und unbeanstandet können wir den Weg zum nahen Gasthause antreten, dank der Anwesenheit und Vermittelung von Christodulos. Später, in Constantinopel und Smyrna, habe ich praktisch kennen gelernt, welch' trefflichen Nutzen in derartigen Fällen das Bakschisch gewährt, vor dessen Anwendung einem Beamten gegenüber jeder gute Deutsche anfänglich eine gewisse Scheu empfindet.

Die Sauberkeit des Hôtels Hellespont, die im Meyer nur als „leidliche" angemerkt wird, erschien uns nach unseren griechischen Erfahrungen als eine ganz vollkommene. Die beiden uns angewiesenen Zimmer waren sehr geräumig, hell und recht wohnlich eingerichtet, so daß wir in zufriedenster Stimmung den kommenden Dingen entgegensahen. Um die übrige Zeit des Nachmittags möglichst nutzbringend anzuwenden, beschlossen wir, die Stätte des alten Abydos, ungefähr eine Stunde nördlich von Tschanak-Kalessi, aufzusuchen. Noch bevor man die letzten Häuser der Stadt verläßt, führt die Straße unmittelbar am Hellespont entlang, an der schmalsten Strecke jener Meerenge, die in der Weltgeschichte eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Von den ältesten Zeiten an, aus denen uns die erste sichere Kunde über Griechenland überkommen ist, bis auf unsere Tage herab bildete die Dardanellenstraße einen Hauptangelpunkt des politischen Getriebes, durch das sich die Geschicke der Balkanhalbinsel und Kleinasiens bestimmten. Hat doch jüngst einer der besten Kenner der altgriechischen Geschichte die geistvolle Ansicht ausgesprochen, daß die Ursache zum trojanischen Kriege in der beherrschenden Machtstellung Trojas an der hellespontischen Handelsstraße zu suchen sei. Die Athener haben seit dem Ende des 7. Jahrhunderts v. Ch. darnach gestrebt, den Verbindungsweg nach dem Schwarzen Meere in ihre Gewalt zu bekommen, um sich die für Attika nöthige Zufuhr von Lebensmitteln aus den pontischen Gebieten zu sichern; und in dem großen Entscheidungskampfe zwischen Athen und Sparta, im peloponnesischen Kriege, sind mehrere der wichtigsten Schlachten im Hellespont oder in dessen Nähe geliefert worden. Welchen hervorragenden Platz heutzutage die Dardanellen in der gesammten orientalischen Frage einnehmen, ist zur Genüge bekannt; er documentirt sich äußerlich durch die starken Befestigungen, die berühmten Dardanellenschlösser, nicht minder durch die

mit peinlicher Sorgfalt durchgeführte Bewachung derselben, die wir auf unserem Spaziergange in eigenster Person erproben sollten. Während wir in aller Gemüthlichkeit auf der schönen, breiten Chaussee entlang gingen, hörten wir uns plötzlich angerufen. Zu unserer Linken, den Raum zwischen der Straße und dem Meere füllend, stand ein kleines Fort, und der Wachtposten vor dem Thore war es, der uns in türkischer Sprache Etwas zurief, was wir natürlich nicht verstanden. Im Gefühle unserer vollsten Unschuld und absoluten Beziehungslosigkeit zum türkischen Militärwesen wollten wir unsere Wanderung ruhig fortsetzen. Alsbald jedoch steckte der Soldat eine drohendere Miene auf, trat nahe an uns heran und redete, mit demselben Resultate wie vorher, auf uns ein, während wir ebenso erfolglos uns bemühten, ihm mit Neugriechisch und Französisch beizukommen. Auch die anderen Türkenkrieger, die sich allmählich aus dem Fort heraus um uns sammelten, waren nicht sprachkundiger. So schien schließlich nichts Anderes übrig zu bleiben, als Kehrt zu machen und den Rückweg nach der Stadt anzutreten. Wir hatten uns bereits einige Schritte entfernt, da kam Jenen noch zur rechten Zeit der erleuchtende Gedanke von unserer Harmlosigkeit; sie sahen ein, daß wir irgend Etwas auszuspioniren nicht beabsichtigten, und gaben uns durch Geberden die Erlaubniß, weiterzugehen. Nunmehr gelangten wir ungehindert bis an den Fuß des Hügels, welcher die Stätte des alten Abydos bezeichnete, bis in die Nähe des starken Dardanellenforts Nagara. Da die Zeit zu weit vorgerückt war, um uns nochmals auf eine längere Unterhandlung einzulassen, die uns hier unzweifelhaft bevorstand, begnügten wir uns mit einem flüchtigen topographischen Ueberblick und kehrten nach Tschanak-Kalessi zurück. Nicht so glimpflich ist einige Wochen später für einen namhaften Berliner Philologen der gleiche Ausflug nach Abydos abgelaufen. Er wurde thatsächlich festgenommen, — ob er etwa Aufzeichnungen gemacht oder mit dem Krimstecher die Gegend allzu eifrig studirt oder sich sonstwie renitent benommen hat, habe ich bisher nicht erfahren —, nach Tschanak-Kalessi transportirt und mit 14 Verbrechern zusammen die Nacht über im Gewahrsam gehalten, seine Sachen, sowie sein Gepäck im Hôtel wurden auf's Genaueste, bis in den Geldbeutel hinein, durchsucht. Erst am nächsten Vormittag wurde er nach einem längeren Verhör freigelassen. Für uns, da wir zu Dreien waren, wäre ein solcher tragikomischer Ausgang des Abenteuers weniger unangenehm gewesen; immerhin ist es mir ganz lieb, daß wir nicht erst Gelegenheit gefunden haben, mit der „schmerzhaften Mutter" der Dardanellenstadt Bekanntschaft zu machen.

Es erübrigt noch ein Wort der Erklärung, weshalb wir ohne Kenntniß der türkischen Sprache und ohne Dragoman uns hinauswagten. Die Bevölkerung der kleinasiatischen Westküste besteht heutzutage, wie im Alterthum, aus Griechen; die türkischen Elemente bilden nur einen geringen Bruchtheil sowohl in den Städten, als auf dem Lande, woselbst nur vereinzelte Dörfer von Türken bewohnt werden. Für den Reisenden reicht daher in allen gewöhnlichen Fällen die griechische Sprache aus; die Beamten, mit denen er zu thun hat, sprechen sogar Französisch. Und eine Berührung mit den rein türkischen Garnisonen gehört eben zu den seltenen Ausnahmen.

In der bescheidenen Speisewirthschaft, hier zur Abwechselung Locanda genannt, in der Christodulos das Abendessen für uns bestellt hatte, waren wir die einzigen Gäste an dem langen Tische; aber die Speisen waren für den an griechische Kost gewöhnten Gaumen schmackhaft. Der Ostersonntag, von dem wir bisher wenig gespürt hatten, zeigte sich in der, völlig europäischen, Feiertagskleidung des Wirthes, seiner Frau und seiner beiden Töchter; die jüngere von ihnen, ein hübsches dunkelhaariges Mädchen im Backfischalter, besuchte die von den Damen von Saint-Cyr in Tschanak-Kalessi gehaltene Schule und konnte sich daher leidlich französisch unterhalten.

Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war,
Gingen wir auszuruhn.

Die alte ehrbare Schaffnerin des Gasthauses erzählte uns noch eine furchtbar lange Geschichte mit kolossaler Zungenfertigkeit, sodaß wir kein Wort davon verstanden. Es wird hoffentlich nichts Wichtiges gewesen sein.

II.

Pünktliches Worthalten kennen die Griechen nicht. Daher waren auch am nächsten Morgen zur festgesetzten Zeit, um 7 Uhr, die Pferde für den Ritt nach Hissarlik nicht zur Stelle. Wir konnten noch einen Spaziergang durch die Stadt unternehmen, wobei uns nur die Holzgitter vor den Fenstern der Türkenhäuser und eine große Kaserne als besonders bemerkenswerth auffielen. Erst gegen 8 Uhr fanden sich die edlen Renner nebst einem Führer (Agojaten), sowie Christodulos vor dem Hôtel ein. Es waren echte Dardanellenpferde, die sich von Araberhengsten vor Allem dadurch unterscheiden, daß sie nichts weniger als feurig sind, sondern sanft und fromm, wie es sich für Rosse geziemt, welche des Reitens unkundige Gelehrte zu befördern haben. Um einige Grade sind sie besser als die Gäule, die im Inneren Griechenlands dem Reisenden zur Verfügung stehen, namentlich aber haben sie statt des breiten griechischen Holzsattels (szamári) einen richtigen Ledersattel, wodurch ein mehrstündiger Ritt weniger zur Qual wird.

Nachdem die Straße auf einer breiten Brücke den Sary-Tschai überschritten hat, zieht sie sich zunächst wiederum dicht am Meere entlang, so nahe, daß das sanft an dem flachen Gestade dahinplätschernde Wasser fast die Hufen der Pferde berührte. Eben, wie das Meer, ist auch die Landschaft, nur selten von höherem Strauchwerk durchzogen. Doch bot der Ritt des Interessanten genug; denn die Straße war in diesem ersten Theile sehr belebt. Nicht nur zahlreiche Landleute in bunter Tracht zu Pferd und zu Esel begegneten uns, sondern sogar mehrere Kameelkarawanen, — ein Anblick, den ich in jener Gegend noch nicht erwartet hatte und der mir zum ersten Male zum Bewußtsein brachte, daß ich mich im wirklichen Orient befand. Die Spitze bildete immer ein Esel, ihm folgten vier bis sechs hochbepackte Kameele, zusammengeseilt und eines hinter dem anderen langsam einherschreitend. Dann ändert sich die Scenerie; der Weg führt über einige Höhenzüge, die von Osten her an die Küste herantreten, und es entfaltet sich eine weite Aussicht über den Hellespont nach dem thrakischen Chersones und darüber hinaus bis zu den Inseln Imbros und Samothrake. Man reitet durch die außergewöhnlich breite Hauptstraße des Dorfes Karantina und schließlich in steilen Windungen hinauf auf den Bergrücken, an dessen südlichem Abhange hoch oben das stattliche Dorf Renköi liegt. Es war gegen Mittag, als wir dort eintrafen und vor dem Hause des Christodulos Halt machten. Die Frau unseres Wirthes geleitete uns in das erste Stockwerk, in ein großes, durch mehrere Fenster hell erleuchtetes Zimmer. Der ganze Fußboden war mit einer feingeflochtenen Strohmatte bedeckt; an der einen Wand, unterhalb der Fenster, lief ein bunt überzogener, mit weißen Decken belegter Polstersitz entlang. Im Uebrigen bestand die Ausstattung des Zimmers nur aus wenigen Stühlen und einem Tische in einer Ecke, der unter anderen Kleinigkeiten auch ein Bildniß Schliemanns trug; denn Christodulos hat bereits unter Schliemann an den Ausgrabungen in Hissarlik theilgenommen. Ganz nach homerischer Weise wurde für unsere Mahlzeit ein Tisch vor die Polsterbank hingestellt, der aber kaum all die verschiedenen Gerichte und das schöne mit Landschaftsbildern verzierte Geschirr fassen konnte. Es gab auch Ostereier, wie sie zur Osterzeit in ganz Griechenland gebräuchlich sind: hart gesottene kalte Eier, deren Schale mit greller rother oder gelber Farbe bemalt ist. Schon während der Mahlzeit war aus einiger Entfernung Musik an unser Ohr gedrungen, und auf unseren Wunsch, den Ursprung derselben kennen zu lernen, führte der Agojat uns in ein nahes Kafenion. Hier wurde eine große, mit bunten Bildern geschmückte Drehorgel gespielt, während in der Mitte des Raumes zwei Männer, augenscheinlich Bewohner des Dorfes, einen eigenartigen Tanz aufführten: sie drehten sich bald um einander, ohne sich jedoch zu berühren, bald tanzten sie einander gegenüber oder von einander abgewandt, indem sie zugleich mit den Armen mancherlei Bewegungen ausübten. Durch die Aufmerksamkeit, die wir ihren nicht ungraziösen Leistungen widmeten, fühlten sie sich sehr geschmeichelt, und wir hätten noch mehr davon zu sehen bekommen, wenn es nicht hohe Zeit gewesen wäre, unsere Rast in Renköi zu beenden. Die drückende Mittagsgluth, eine gewisse Mattigkeit, die sich jetzt um die Zeit des gewöhnlichen Mittagsschläfchens

geltend zu machen begann, die Einförmigkeit des Weges, der immer mehr von der Küste sich entfernte: alles dies vereinigte sich, um uns die zweite Hälfte des Rittes weniger angenehm erscheinen zu lassen; nur die Hoffnung, das lang ersehnte Ziel bald zu erreichen, wirkte belebend. Bei dem ärmlichen Türkendörfchen Halileli durchritten wir den seichten Dumbrek-Tschai, den Simoeis; wir befinden uns nunmehr auf homerischem Boden! Noch aber müssen wir die sumpfige, grasbewachsene Niederung nördlich von Troja durchqueren, an den Schutthalden der früheren Ausgrabungen entlang die Einsattelung überschreiten, die von dem übrigen flachen Höhenzuge die letzte Anschwellung desselben, den Hügel Hissarlik, scheidet, dann endlich liegt „Schliemannopolis" vor uns.

Gelegentlich der internationalen Conferenz, die zu dem Streite zwischen Schliemann und Bötticher ihr Gutachten abgeben sollte, waren im Jahre 1889 unmittelbar südlich von dem Hügel eine Anzahl Holzbaracken errichtet worden und wurden seitdem auch bei den späteren Ausgrabungen benutzt. Das eine dieser Blockhäuser, mit einer offenen Vorhalle versehen, bildete den Speisesaal, der gerade für acht Personen genügenden Platz bot, und die Küche, ein zweites war der Wohn- und Arbeitsraum früher Schliemanns, jetzt Dörpfelds, die übrigen enthielten je drei einfenstrige Zimmerchen, so daß außer den Mitarbeitern an den Ausgrabungen immer noch einige Gäste Unterkunft finden konnten. Die innere Ausstattung war selbstverständlich nur eine ganz primitive; die hellen Flächen der Bretter vertraten die Stelle buntgemusterter Tapeten, ein an der Wand befestigtes Brett ersetzte die Marmorplatte des Waschtisches, Bettgestell, Tisch und Sitzbank waren roh gezimmert. Immerhin war es ein Comfort, wie ich ihn inmitten der Einöde mir kaum hätte träumen lassen, nach dem, was ich in wohlbewohnten Dörfern Griechenlands erlebt hatte; und man fühlte sich so behaglich in den blitzsauberen Stübchen, denn man weilte wieder einmal, wenngleich nicht auf deutschem Grund und Boden, so doch im Bereiche und im Machtgebiete heimatlichen Wesens.

Die derzeitigen fünf deutschen Bewohner der kleinen Colonie, die wir zum Theil von Athen aus kannten, hatten sich bald um uns versammelt. Die Müdigkeit verflog rasch, zumal nach einem Täßchen des erquickenden türkischen Kaffees, und wir traten sofort gemeinsam die kurze Wanderung nach der Ausgrabungsstätte an, woselbst Prof. Dörpfeld die Güte hatte, uns alles Sehens- und Wissenswerthe zu zeigen und in seiner klaren, fesselnden Weise zu erläutern. Wir sind ihm hierfür zu ganz besonderem Danke verpflichtet. Denn während man in Olympia und in Tiryns sich mit leichter Mühe zurechtfindet, während man selbst auf Delos, wo die Franzosen das Ausgrabungsfeld in höchster Unübersichtlichkeit zurückgelassen haben, mit Hilfe eines guten Planes zu einiger Klarheit gelangen kann, steht man auf Hissarlik auch mit tüchtigen Vorkenntnissen über die trojanischen Ausgrabungen und mit dem besten wissenschaftlichen Plane rathlos da. So groß ist das Gewirre der über- und durcheinandergehenden Mauerzüge.

Im Ganzen sind 9 Ansiedlungen festgestellt worden, die an der Stätte Hissarlik im Laufe der Zeit einander abgelöst haben. Bis zu der ersten und ältesten ist man nur in einem breiten Graben vorgedrungen und hat daher von ihr nur eine Reihe paralleler niedriger Mauern aus kleinen Bruchsteinen freigelegt. Sie gehört tief in das 3. Jahrtausend v. Chr. hinein; eben deshalb fesselte sie uns trotz der Geringfügigkeit ihrer Ueberreste längere Zeit, indem wir in den seitwärts anstehenden Erdwänden des Grabens nach Thonscherben suchten, um sie als Proben jener uralten Culturepoche mitzunehmen: Stücke der einfarbig hell- bis schwarzgrauen Gefäße, von denen die Schliemann-Sammlung in Berlin eine größere Anzahl vollständiger Exemplare enthält. Durchschnittlich um 5 Meter höher liegt die zweite Schicht, die „verbrannte Stadt", die Schliemann irrthümlich für das homerische Troja gehalten hat, wogegen die Ergebnisse Dörpfelds jetzt erwiesen haben, daß bereits ihre Zerstörung um das Jahr 2000 v. Chr. anzusetzen ist. Beträchtlich früher fällt natürlich ihre Entstehung, wie schon daraus erhellt, daß sich in der Umfassungsmauer und in den Thoranlagen drei zeitlich getrennte Umbauten erkennen lassen. Bewundernd sehen wir den aus kleinen Steinen errichteten hohen, stark geböschten Unterbau der Burg-

mauer mit den vorspringenden Thürmen, die kunstvoll mit polygonalen Platten gepflasterte Rampe, die zu dem Hauptthore emporführt, und weiter nach Osten hin den noch 2 bis 3 Meter hoch erhaltenen Obertheil der Mauer aus einfachen Lehmziegeln; schaudernd denken wir an die schreckliche, von Feindeshand angefachte Feuersbrunst, deren unverwischbare Spuren noch heut an den Resten der Wohngebäude im Innern der Burg zu Tage treten, und die binnen weniger Stunden eine blühende Culturstätte auf Jahrhunderte hinaus vernichtete. Denn die drei folgenden Ansiedlungen waren nur armselige Dörfchen aus unscheinbaren Wohnhäusern. Erst ein halbes Jahrtausend später und zumeist 5—6 Meter höher als die verbrannte Stadt erhebt sich auf Hissarlik wieder eine mächtige, noch umfangreichere Burg mit jener gewaltigen Ringmauer, von welcher Eingangs die Rede gewesen ist. Diese Burg gehört, wie die in ihr gefundenen Thongefäße lehren, der Zeit an, wo überall in Griechenland die sogenannte mykenische Cultur herrschte (ca. 1500—1000 v. Chr.), aber sie übertrifft hinsichtlich der Bautechnik fast alle griechischen Ruinen der mykenischen Epoche. Die wiederum geböschte, 5 Meter starke Umfassungsmauer ist aus großen, flachen, nicht ganz regelmäßig bearbeiteten Steinen sorgfältig gefügt; an der Nordost-Ecke wurde bereits im Jahre 1893 ein massiver Thurm von 18 Meter Breite und ehedem mindestens dreizehn Meter Höhe freigelegt; über die Thoranlagen haben erst die letzten Ausgrabungen Aufschluß gegeben, so daß ich darüber nicht aus eigener Anschauung zu berichten vermag. Dagegen konnten wir schon das terrassenförmige Ansteigen des Burginneren wahrnehmen und die unteren Steinschichten von einem halben Dutzend größerer Gebäude, die mit derselben Sorgfalt und Kunstfertigkeit wie die Ringmauer aufgeführt waren. Dies also ist die „wohlgebaute Stadt" des homerischen Epos, deren oberste Terrasse den Palast des Herrschers trug, dies die „ruhmvolle, hohe und sehr schöne Mauer" und der „große, göttliche Thurm", dies die „Gemächer aus geglättetem Stein". Vor uns dehnt sich die Skamander-Ebene aus, der Schauplatz jener Kämpfe, deren Ziel und endgiltiger Abschluß die Eroberung Trojas war. Aber gerade die Landschaft ist nicht mehr die gleiche wie vor dreitausend Jahren, denn der Skamander und der Simoeis haben sei dem ihren Lauf geändert. Jedoch geben einzelne Flecken in der Ferne weißleuchtender Sumpfpflanzen ein sicheres Anzeichen, wo dereinst der Simoeis seine Gewässer dem Skamander zuführte. Dort an der Küste, westlich vom alten Skamanderbette nach Kum-Kale zu, hatten die Feinde der Troer ihre Schiffe an's Land gezogen, ihr Lager aufgeschlagen. Und wenn man so inmitten der troischen Mauer auf der höchsten Spitze des Hügels dasteht und nach dem Hellespont hinausblickt, wandert der Geist unwillkürlich immer und immer wieder zu den Zeiten des sagenumwobenen Krieges zurück, und fast glaubt man, die Gefilde wieder aufblitzen zu sehen von den ehernen Rüstungen der beiden feindlichen Heere. Selbst die vom Dichter zweifellos frei erfundene Scene, wie der schnellfüßige Achilleus den Hektor, den letzten Hort der Troer, dreimal rings um die Mauer der Stadt verfolgt, könnte den Anschein der Wirklichkeit gewinnen: so klar, so bis in's Einzelne genau und treffend ist die Schilderung der Oertlichkeiten in der Ilias.

Doch ich bin der chronologischen Erzählung meiner Reiseerlebnisse untreu geworden. Die wenigen Stunden, die uns am Tage unserer Ankunft in Troja noch verblieben, reichten ja bei Weitem nicht aus, um die oben nur kurz skizzirte Wanderung durch die Ruinenstätte zu vollenden; wir weilten noch in der zweiten, der Schliemann'schen Stadt, als bereits Helios sich anschickte, mit seinem Gespann in das Meer hinabzutauchen. Wir mußten deshalb unseren Rundgang abbrechen, um ihn an einem späteren Tage fortzusetzen. Inzwischen begnügten wir uns, in dem Speisesaale während der Abendtafel die homerische und trojanische Frage und Alles, was wissenschaftlich damit zusammenhängt, in regem Meinungsaustausche zu erörtern, ohne übrigens die leiblichen Genüsse, die uns geboten wurden, zu vernachlässigen. Von den Fleisch- und Fruchtconserven, die für die Ausgrabungscampagne direct aus Hamburg bezogen waren, wurde reichlich gespendet, und der troische Wein ist ein keineswegs verächtliches Getränk. Allerdings den Höhepunkt des Abends bildete erst das Erscheinen einiger Flaschen köstlichen deutschen Bieres. Nur wer

einmal längere Zeit hindurch den gesegneten Landen fern gewesen ist, wo der Gerstensaft in untadelhafter Güte und unerschöpflicher Fülle fließt, der kann die weihevolle Stimmung verstehen, welche jenes Ereigniß in unserer Tafelrunde hervorrief. Es war ein schöner Abschluß des denkwürdigen Tages.

III.

Der folgende Tag war der Umgebung Hissarliks gewidmet. Unter der Führung Dörpfelds und begleitet von seinen beiden archäologischen Mitarbeitern ritten wir zunächst nach dem ungefähr eine Stunde entfernten Landgute des Herrn Calvert, der den Ausgrabungen in der Troas und den damit verknüpften Fragen stets das regste Interesse entgegengebracht hat. Wir trafen den alten, liebenswürdigen Herrn im Kreise seiner Angehörigen, konnten aber in Anbetracht unseres reichhaltigen Tagesprogrammes den Besuch nur auf ganz kurze Zeit bemessen. In der Nähe des Landhauses erhebt sich der niedrige Hügel Hanaï-Tepe; zeitweise als Wohnstätte benutzt, muß er viele Jahrhunderte hindurch ein Verbrennungsplatz für Leichen gewesen sein, da er zum großen Theil aus Asche besteht, die mit spärlichen Stücken monochromer Topfwaare durchsetzt ist. Allgemeineren Reiz als dieser räthselhafte Aschenhügel hatte das nächste Ziel unseres Rittes, der Skamandros an der Stelle, wo er aus dem Gebirge, den Vorhöhen des Ida, in die Ebene hinaustritt. Am Ufer hingelagert, gegen die Sonnenstrahlen nur ungenügend durch ein lichtes Gebüsch geschützt, blickten wir auf den ziemlich breiten, aber sehr seichten Strom, der uns wenig dem Bilde zu entsprechen schien, das der Dichter im 21. Gesange der Ilias entwirft: wie der Flußgott sich gegen das blutige Wüthen des Achilleus empört und ihn in seinen Fluthen zu verschlingen droht. Viel eher war es das unschuldige Flüßchen, dessen Furt bei Troja ungehinderten Verkehr zwischen der Stadt und dem griechischen Schiffslager gestattete. So konnten auch wir ohne Mühe auf unseren Thieren den Mendere durchqueren, um am jenseitigen Ufer auf den Berg von Bunarbaschi hinaufzureiten. An dem südöstlichen Ende des langgestreckten Rückens hat man früher das homerische Troja gesucht, und thatsächlich charakterisiren sich dort einige Mauerreste als Erzeugniß der mykenischen Epoche. Doch nicht zur Anlage der Hauptstadt der Landschaft ist damals die auch von Moltke hervorgehobene große fortificatorische Bedeutung des Platzes ausgenutzt worden, sondern blos eines Castelles, eines Forts, das in Verbindung mit einem gleichartigen Festungswerke auf dem am rechten Flußufer gegenüberliegenden Hügel Eski-Hissarlik die troische Ebene gegen feindliche Einfälle aus dem mittleren Skamanderthale schützen sollte. Es war eine starke Thalsperre, und besonders das Castell von Bunarbaschi ein vorzüglicher Schutz- und Wachtposten. Nach drei Seiten hin hat man freien Ausblick auf den Fluß; zwischen den Bergen sich hervorwindend, umzieht er tief unten in stark gekrümmtem Bogen die Höhe von Bunarbaschi, um dann durch das ebene Terrain in gerader Richtung dem Meere zuzuströmen. Weiterhin, wo sich die höheren Gipfel des Idagebirges erheben müssen, war uns keine Aussicht vergönnt. Dichtes, dunkles Gewölk hatte der Kronide zusammengezogen, und inmitten desselben auf der Spitze des Ida thronend, schwang er den Blitz und den Donnerkeil, heut gerade so wie zu den Zeiten des Priamos.

Mag dort in der Ferne das Unwetter toben, wir kehren ihm den Rücken und erfreuen uns der friedlichen, sonnigen Landschaft zu unseren Füßen, der wir nunmehr wieder zustreben. Es geht durch das Türkendorf Bunarbaschi, wo wir vor der erbärmlichen Kaffeeschenke einige Minuten Halt machen und hoch zu Roß den Vespertrunk einnehmen, zu einer Baumgruppe hinter dem Dorfe, der Stelle der berühmten, oder ich möchte lieber sagen berüchtigten, Quellen. Denn immer wieder will man dieselben mit den beiden Skamanderquellen identificiren, von denen es in der Ilias heißt:

Eine rinnt beständig mit warmer Fluth, und umher ihr
Wallt aufsteigender Dampf, wie der Rauch des brennenden Feuers;
Aber die andere fließt im Sommer auch kalt wie der Hagel,
Oder des Winters Schnee und gefrorene Schollen des Eises.

Der Bunarbaschi-Quellen sind indessen viel mehr als zwei, nämlich vierzig, und davon ist keine einzige warm; sämmtliche „vierzig Augen“ (kirk gös), wie die Türken sie nennen, spenden erfrischend kaltes, klares Wasser, so daß es uns sehr verlockend erschien, an dieser Stätte etwas länger zu verweilen. Allein Dörpfeld, unser unermüdlicher Führer, wollte uns noch den Uedschek-Tepe zeigen, den größten jener künstlichen Erdhügel, die sich zahlreich in der Troas verstreut finden und im Alterthume als die Gräber homerischer Helden aufgefaßt wurden. Mehrere sind von Schliemann und Dörpfeld untersucht worden ohne daß die Zeit und der eigentliche Zweck ihrer Entstehung mit Sicherheit hätten festgestellt werden können; sie ergaben gewöhnlich nur geringe Gefäßscherben. Auch der 20 m hohe Uedschek-Tepe ist eine noch ungelöste Frage. Ihn hat Schliemann von der Seite und von oben her angegraben und dabei im Innern einen großen Thurm aus gut behauenen Steinen entdeckt, woraufhin er die sehr zweifelhafte Vermuthung aussprach, daß erst der Kaiser Caracalla den Grabhügel für seinen in der Troas verstorbenen Freund Festus habe errichten lassen. Daß wir bei unserem flüchtigen Besuche, trotzdem wir in dem seitlichen Ausgrabungstunnel unter Zündhölzchenbeleuchtung bis zu dem Thurme vordrangen, die Frage nicht weiter gefördert haben, darf wohl kein Wunder nehmen.

Durch die öde, sumpfige Niederung lenkten wir direct auf den Skamander zu; da, wo unweit des rechten Ufers das Dorf Kalifatli liegt, ist eine Fähre eingerichtet, die uns nebst unseren Pferden hinüberbefördern sollte. Von Kalifatli bis Hissarlik ist es nur eine kurze Strecke, und in sehnsüchtiger Erwartung malten wir uns bereits einen recht gemüthlichen Abend in Hissarlik aus. Es sollte anders kommen. Als wir nämlich den Fluß erreichten, bot sich uns ein überraschendes Schauspiel: er zeigte plötzlich beträchtliches Hochwasser infolge des in den Bergen niedergegangenen Gewitters, das wir von Bunarbaschi aus beobachtet hatten. In den wenigen Stunden, seitdem wir um die Mittagszeit den Skamander bequem passirt hatten, war er stark angeschwollen, und sein ruhiges, harmloses Gewässer strömte jetzt mit reißender Schnelligkeit dahin, trübe, dunkelbraun gefärbt. Wir standen an dem Anlegeplatz der Fähre, doch von der Fähre selbst war Nichts zu sehen, alles Rufen vergeblich; kein menschliches Wesen nahte sich. Am besten wird die Situation durch die bekannten Verse aus der Bürgschaft Schillers vergegenwärtigt. Nur sahen wir uns nicht in die Nothwendigkeit versetzt, in die brausende Fluth hineinzuspringen, um das andere Ufer zu gewinnen. Vielmehr wurde beschlossen, stromabwärts zu reiten, schlimmsten Falls bis Kum-Kale, wo eine Brücke hinüberführte. Dies würde einen Umweg von mehr als zwei Stunden erfordert und, da es schon 6 Uhr war, die Heimkehr nach Hissarlik bis in die späten Abendstunden, bis in die völlige Dunkelheit hinein verzögert haben. Daher ging es im schnellsten Trabe vorwärts, zunächst, bis wir wieder auf die Straße gelangten, durch das hohe, dichte Gras der Uferwiesen, als sich mit einem Male mein rechter Steigbügel löste und im Grase verschwand. Eine Zeit lang versuchte ich, um keinen Aufschub zu verursachen oder allein zurückzubleiben, mit nur einem Bügel auszukommen, mußte aber bald diese Kunstreiterübung aufgeben und die Hilfe meiner beiden Reisegefährten anrufen. Unseren vereinten Bemühungen gelang es, aus einem Strick eine Schlinge herzustellen, die ungefähr als primitiver Steigbügel verwendet werden konnte. Inzwischen hatte die andere Hälfte der Gesellschaft einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, und um sie nicht ganz aus den Augen zu verlieren, begann unsererseits ein regelrechtes Wettrennen, das abermals unterbrochen werden mußte, weil bei dem zweiten von uns die Reisedecke sich von Reiter und Roß getrennt hatte. Der Vortrab war jetzt nicht mehr sichtbar. Endlich bog der Weg wieder nach dem Flusse zu ab, und am jenseitigen Ufer warteten bereits die drei übrigen Herren; ihnen war es trotz des gewaltigen Wassers noch geglückt, hier durch die Furt das „gewünschte Land“ zu erreichen. Der Strom war von Minute zu Minute gewachsen und stieg zusehends immer höher; das Wasser war tiefschwarz geworden, mit Schaum bedeckt, zahlreiche Holzstücke und Reiser trieben darauf umher. Der kundigste Reiter unter uns Dreien unternahm zuerst das gefährliche Wagniß; doch er hatte sich erst wenig vom Ufer entfernt, als sein Pferd unruhig wurde und sich hoch aufbäumte,

und es fehlte nicht viel, daß er bei all seiner Sattelfestigkeit abgeworfen worden wäre in den tobenden Skamander hinein. Er mußte umkehren. Hier also kamen wir nicht mehr hinüber. Ebensowenig konnten wir allein, unbekannt mit Land und Leuten, daran denken, noch an diesem Abend über die Brücke von Kum-Kale nach Troja zu gelangen. Es blieb nichts Anderes übrig, als dem Rathe Dörpfelds zu folgen und in dem nächsten, an der Küste südlich von Kum-Kale gelegenen Dorfe Jenischehr zu übernachten. Unsere Stimmung war recht gedrückt; traurig, tief traurig war die Einsicht, auf die Hamburger Conserven und das gute Bett in Hissarlik verzichten zu müssen, ungewiß, wie wir unsere müden Glieder lagern würden.

Bei etwas ruhigerem Nachdenken über unser Mißgeschick fanden wir heraus, daß wir in anderer Beziehung dafür entschädigt wurden; durch persönliche Erfahrung war uns überzeugend bestätigt worden, welch' genaue Kenntniß der Oertlichkeiten und der Naturerscheinungen der troischen Landschaft in der homerischen Ilias niedergelegt ist. Der Sänger, der die „Schlacht an dem Flusse" dichtete, er hatte sehr wohl beobachtet, mit wie großer Plötzlichkeit bei dem Skamander das Hochwasser hereinbrechen, in wie knapper Frist der friedfertige Strom so furchtbar anschwellen und aufbrausen kann, daß selbst der gewaltigste der homerischen Heroen, mitten im Kriegsgetümmel davon überrascht, ihm nicht Stand zu halten vermöchte.

> Schrecklich umstand den Peliden die trübe geschwollene Brandung,
> Schlug an den Schild dann schmetternd herab; und er konnte nicht länger
> Fest auf den Füßen bestehn.

Und in großartiger Weise ist das Naturereigniß in den Kampf um Ilios verflochten!

Allmählich hatten wir uns den ersten Häusern von Jenischehr genähert. Jenischehr, an der Stelle des alten Sigeion, zieht sich in stadtähnlicher Anlage an dem Ostabhange eines Höhenrückens steil hinauf, der nach Westen hin schroff zum Meere abfällt. Oben auf dem Kamme selbst, in luftiger Höhe, steht in schnurgerader Linie aneinandergereiht eine Anzahl Windmühlen, ein malerisches Bild, das kurz vor der Einfahrt in den Hellespont die Blicke des Reisenden auf sich lenkt. Still, wie ausgestorben sind die Straßen, durch die wir reiten. Wir biegen um eine Ecke, — und wir glauben uns in ein Theater versetzt, in dem Momente, wo der Vorhang aufgeht und dem Zuschauer eine von dichtgedrängter, lärmender Menge erfüllte Bühne enthüllt. Es ist dritter Ostertag; die gesammte Dorfbevölkerung ist auf dem Hauptplatze versammelt, um mit Musik und Tanz und fröhlichem Geplauder das Fest zu beschließen. Sofort sind wir von einem Menschenknäuel umringt, und nachdem wir Grund und Zweck unserer Anwesenheit auseinandergesetzt haben, erhalten wir die Zusicherung, daß hinsichtlich Unterkunft und Verpflegung auf's Beste für uns Sorge getragen werden sollte. Besonders ein Wort wirkt wie ein Zauberspruch: der Name Dörpfeld. Gleichwie früher Schliemann, genießt nunmehr Dörpfeld als Leiter der trojanischen Ausgrabungen in der ganzen Umgegend das größte Ansehen, nicht zum Wenigsten in Jenischehr, woher viele der bei den Ausgrabungen beschäftigten Arbeiter stammen. Indem wir uns als Gäste Dörpfelds in Hissarlik und als Landsleute desselben, als Jermani, vorstellten, waren wir besser aufgehoben, als wenn wir einen Schutzbrief des Sultans vorgewiesen hätten. Im Laufe des Abends wandten sich sogar einige Männer, die bei den Arbeiten in Hissarlik angenommen zu werden wünschten, mit der Bitte an uns, bei Dörpfeld eine diesbezügliche Fürsprache für sie einzulegen. Wir galten demnach für einflußreiche Persönlichkeiten, die zufrieden zu stellen, man in jeder Weise bestrebt war.

Bald standen wir inmitten der einheimischen Bevölkerung vor der Thür des Kaffeeschankes und sahen uns das muntere Getümmel auf dem Platze an. Männer und Frauen waren nach europäischer Art gekleidet; das Orientalische kam bei den Ersteren blos in dem rothen Fes zum Ausdruck, bei den Frauen in den bunten, zum Theil recht grellen Farben der Gewänder, wie sie hierzulande nur hin und wieder der Sonntagsstaat einer

Landbewohnerin aufweist. Den Mittelpunkt des gesammten Treibens bildete ein großer Reigentanz: Männer und Frauen hielten sich in langer Kette an den Händen gefaßt und zogen unter den Klängen einer eintönigen Musik einen vielfach verschlungenen Reigen, indem sie mit bewunderungswürdigem Eifer bei der Sache waren. Solche Reigentänze wurden bereits zu Lebzeiten des homerischen Sängers aufgeführt, der den berühmten, von Hephaistos verfertigten Schild des Achilleus beschreibt:

> Einen Reigen auch schlang der hinkende Feuerbeherrscher,
> Jenem gleich, wie vordem in der weitbewohneten Knossos
> Daidalos künstlich ersann der lockigen Ariadne.
> Blühende Jünglinge dort und vielgefeierte Jungfrau'n
> Tanzeten, all' einander die Händ' an dem Knöchel sich haltend.

Freilich, „vielgefeierte Jungfrauen" waren nicht zu sehen; dagegen:

> Zahlreich stand das Gedräng' um den lieblichen Reigen versammelt,
> Innig erfreut.

Und durch die zuschauende Menge schlängelten sich die Verkäufer süßer Backwaaren und anderer Herz und Magen ergötzender Dinge.

Wie lange diese Festeslust noch gedauert hat, weiß ich nicht. Als es dunkel wurde, geleitete man uns nach dem Hause, das uns für die Nacht beherbergen sollte. Einen Gasthof giebt es in Jenischehr nicht; wir lernten daher die schöne griechische Institution kennen, die am richtigsten als „bezahlte Gastfreundschaft" bezeichnet wird. Der Fremde wird in dem Hause eines Privatmannes aufgenommen und wie ein Gast der Familie behandelt; der beste Raum wird ihm zur Verfügung gestellt, von den Vorräthen ihm in reichem Maße zugetheilt und beim Abschiede eine bestimmte Bezahlung nicht gefordert. Trotzdem geschieht der Entgelt, den man zu leisten doch einmal verpflichtet ist, unbeanstandet in baarem Gelde, nur daß der Reisende selbst über die Höhe der Summe entscheidet. Es ist dies eine schwierige Aufgabe, um den Dank nicht zu kärglich, andererseits auch nicht zu überschwenglich zu bemessen. Wir genossen die Gastfreundschaft einer Wittwe, die jedenfalls zu den höchsten Kreisen der Einwohnerschaft gehörte. Ihre beiden erwachsenen Söhne machten sowohl durch ihr Aeußeres, als durch ihr Benehmen einen sehr sympathischen, durchaus gebildeten Eindruck; der ältere, mit hübschem braunem Vollbart, konnte geradezu eine elegante Erscheinung genannt werden. Beide Brüder bemühten sich abwechselnd, uns durch Unterhaltung die Zeit zu vertreiben, bis das Abendessen fertig gestellt war. Leider hatten sie nur geringen Erfolg; wir waren zu abgespannt, um auf ein lebhaftes Gespräch in dem uns doch nicht ganz geläufigen Idiom einzugehen. Wir beantworteten die an uns gerichteten Fragen, ohne gleicherweise uns nach den näheren Verhältnissen unserer Wirthsleute zu erkundigen, und wären am liebsten uns allein überlassen geblieben. Dieser Wunsch wurde erst erfüllt, als endlich der Tisch mit dem Essen erschien. Stets werde ich dem wundervoll kräftigen und würzigen Rothwein ein gutes Andenken bewahren. Unter allen Weinen, die ich auf meinen griechischen Reisen zu kosten bekam, gebührt diesem Rothwein von Jenischehr unbestritten der Preis. Wahrlich, wären wir nicht so ruhebedürftig gewesen und hätte uns nicht der Gedanke gepeinigt, am nächsten Morgen bereits um drei Uhr aufstehen zu müssen, um uns den nach Hissarlik ziehenden Arbeitern anzuschließen, wir hätten dem Wein ein nicht minder sorgfältiges Studium als den alten Mauern von Troja gewidmet und uns höchstwahrscheinlich ein gewisses Thierchen in einem den homerischen Helden an Größe und Stärke ebenbürtigen Exemplare beigelegt. Trotz aller Enthaltsamkeit fiel es uns schwer genug, vor Tagesgrauen die wolligen, warmen Decken, die als Lagerstätten für uns auf dem Fußboden des Zimmers ausgebreitet worden waren, zu verlassen und in die kühle Morgenluft hinauszureiten. —

Ohne weitere Fährlichkeiten trafen wir in Hissarlik ein, wie auch der übrige Tag keine bemerkenswerthen Erlebnisse brachte. Dörpfeld führte seine Erläuterung der Ruinen zu

Ende, und darauf, während des Nachmittages, beschäftigten wir uns theils damit, die wichtigsten Stellen noch einmal genau zu untersuchen und speciell die einzelnen Schichten nach den für dieselben charakteristischen Gefäßscherben zu durchforschen, theils verfolgten wir mit gespannter Aufmerksamkeit die ersten Fortschritte der seit dem Morgen begonnenen Ausgrabungsarbeiten. Noch eine Nacht in der Baracken-Colonie, dann galt es, Abschied zu nehmen von der Stadt des Priamos, von den Ueberresten einer unfaßbar fernen Zeit und von jenen kunstvollen gigantischen Mauern, die in dem uralten und doch unvergänglich schönen Meisterwerke der Dichtkunst besungen werden. Wieder unter der Führung Christodulos' ging es auf demselben Wege zurück nach Tschanak-Kalessi, und ehe die Sonne sich neigte, trug uns der stattliche Lloyd-Dampfer hinaus aus der Sphäre hellenischen Alterthums einer ganz anderen Welt entgegen, — nach der Hauptstadt des türkischen Reiches.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten. Von Theodor Wundt. Mit 71 Text-Illustrationen, 38 Einschaltbildern und einer farbigen Karte. Herausgegeben von der Section Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpen-Vereins. 2. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Mehr und mehr bilden die Dolomitberge Südtirols das Reiseziel wanderfroher Naturschwärmer und ehrgeiziger Bergkletterer; insbesondere üben die berühmten, wildlandschaftlichen Dolomitkolosse im Fassan- und im Ampezzothale eine mächtige Anziehungskraft aus. Den letztgenannten, den Ampezzaner Dolomiten ist das von Theodor Wundt verfaßte vorliegende Werk gewidmet, das nun in 2. Auflage vorliegt. In seinem Werke „Die Besteigung des Cimone della Pala" hatte Theodor Wundt darauf hingewiesen, wie werthvoll es wäre, eine künstlerische Erschließung der Alpen in der Weise vorzunehmen, daß die alpinen Vereine die einzelnen Gebiete der Alpen durch systematische Darstellung in Bildern, mit kurzen Beschreibungen versehen, allgemein zugänglich machen. — Diese Anregung ist nicht unbeachtet geblieben; die Section Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins hat sich das Verdienst erworben, den Anfang zur Verwirklichung des von Wundt aufgestellten Planes gemacht zu haben, indem sie der Schilderung seiner Wanderung in den Ampezzaner Dolomiten und seinen photographischen Aufnahmen den Weg zur Oeffentlichkeit bahnte und es ermöglichte, das Werk durch eine glänzende Ausstattung zu einem Prachtwerke zu gestalten, das schon durch sein Aeußeres Aufmerksamkeit und das Interesse des Publicums erweckt, um dieses dann um so sicherer dem behandelten Gegenstande zuzuwenden. Und der Verfasser versteht es wohl, dem Leser sein lebendiges Gefühl für die Natur, insbesondere

Aus: Theodor Wundt, Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten.
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

für die rauhe Größe der Gebirgsnatur, seine Freude am kühnen Wagniß und seine stolze Befriedigung über die Bezwingung alpiner Gefahren und Hindernisse mitzutheilen. —

Der Verfasser ist nämlich selbst einer jener kühnen Bergsteiger, die von der einen Seite als Helden bewundert, von der andern als thörichte Waghälse getadelt oder verspottet

Aus: Theodor Wundt, Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten.
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

werden. — Und doch kann man dem Bergsteigersport ebensowenig die Berechtigung abstreiten, wie irgend einem andern, mag er auch ebenso wie andere seine tadelnswerthen Auswüchse haben. Das aus thörichter persönlicher Eitelkeit und mit verwerflichem Leichtsinn, ohne die erforderlichen physischen und psychischen Gaben zu besitzen, handelnde Bergfexenthum darf und

soll nicht den kühnen Wagemuth und die nach Bethätigung verlangende Unternehmungs- und Willenskraft heldenhafter Menschen in Mißcredit bringen, welche die Besiegung der Natur als ihrer würdige Aufgabe reizt und die darin wahre Befriedigung finden. —

Dürrensee mit Monte Cristallo.
Aus: Theodor Wundt, Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten.
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Solcher Männer hat die Menschheit stets als Pioniere bedurft und braucht sie noch Männer, die sich für eine Idee oder für ein Ziel ihres Ehrgeizes dräuenden Gefahren

aussetzen, sei es unter glühender Tropensonne, sei es in den arktischen Eisregionen oder an den Abgründen der Gebirge.

Wundt hat sich nicht damit begnügt, wie andere Bergsteiger, die unzugänglichen Gebirgsriesen durch unermüdliche Ausdauer und erstaunliche Kletterkunst zu besiegen, er hat auch in fast unglaublichen Situationen es noch zu Wege gebracht, mit einem eigens für alpine Zwecke construirten Apparat interessante photographische Aufnahmen zu machen. Die unverzagte „Heroin des Alpinismus" Jeanne Immink, die sich dem Verfasser bei einigen seiner Besteigungen anschloß und von ihm mehrfach in schwindelnden Positionen photographirt wurde, hat nicht Unrecht, wenn sie sich in der eingefügten Skizze, in der sie „Erlebnisse an der kleinen Zinne" berichtet, mit gutem Humor über die Photographirwuth ihres Begleiters beklagt, der bei jener Gelegenheit nicht weniger als 26 Aufnahmen gemacht haben soll. —

Das Werk zerfällt — abgesehen von einem vorangeschickten „Ueberblick über das Gebirge" — in 4 Theile. In dem ersten: „Schluderbach", der auch den bereits erwähnten Aufsatz von Jeanne Immink enthält, schildert Wundt die Besteigungen der kleinen Zinne, des Cristallin, des Monte Cristallo, des „Königs der Dolomiten", der zuerst am 14. September 1865 von Grohmann erstiegen wurde und auf dem im August 1888 der berühmte Dolomitenführer Michel Innerkofler, dem in diesem Theile ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, verunglückte; ferner des Piz Popena, der Rothwand; seine Wanderungen in den Cadinen, die Traversirung des Rauhkofl. Der zweite Theil schildert des Verfassers „Winterreise 1892/93": die Besteigung der großen Zinne, der kleinen Zinne, des Monte Cristallo; seinen Aufenthalt in Cortina, seinen Ausflug von hier nach der Tofana-Hütte und die Besteigung der Tofana. Der dritte Theil: „Cortina" enthält: die Besteigung des Monte Pelmo, die Besteigung des Croda da Lago, die Traversirung des Sorapiß, an der auch Jeanne Immink Theil nahm. Der vierte Theil: „Spaziergänge", der für Ausflüge von Schluderbach und Cortina aus Anregung und Weisungen giebt, ist dem Naturfreunde gewidmet, der, ohne ein Bergfex zu sein und ohne so „hoch hinaus zu wollen", wie dieser, doch an der Gebirgsnatur und einer fröhlichen Wanderung durch dieselbe seine Freude hat. —

Ueberall weiß der Verfasser, ob er nun die Größe der Hochgebirgsnatur, ob die Bewohner beschreibt, ob er die Erlebnisse auf selbstunternommenen gefährlichen Kletterpartieen, und im Anschlusse daran bedeutsame Episoden aus der Geschichte der alpinen Touristik wiedergiebt, durch einen lebendigen Ton den Leser zu fesseln und zu erwärmen und hie und da die Darstellung durch behaglichen Humor zu würzen. —

Die zahlreichen Lichtdrucke und Phototypieen sind tadellos ausgeführt; eine farbige Karte der Ampezzaner Dolomiten ist eine willkommene Beigabe. Druck und Papier sind vortrefflich. Das Werk ist ein Prachtwerk, das Kunst- und Naturfreunden bestens empfohlen werden kann. —l—.

Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** Berlin, F. Fontane & Co.

Wir gehören zu der großen Gemeinde warmer Verehrer Theodor Fontanes. Für uns ist er ein Meister in der psychologischen Durchführung seiner Gestalten; wie Wenige sonst versteht er es, ohne jegliche Zuhilfenahme greller Farben tiefsten Eindruck hervorzurufen; er zeigt in Menschen und Geschehnissen das Leben, feinfühlig erlauscht und plastisch dargethan, wie es nur ein echter Poet vermag. Hierzu gesellen sich seine fließende klare Sprache, lebendige Naturschilderungen und — last not least: die warmblütige Wiedergabe von Menschenleid und Menschenlust, und so ist, Alles in Allem genommen, Theodor Fontane einer der hervorragendsten deutschen Erzähler unserer Zeit.

Mit dem Göttergeschenke immerwährender geistiger Vollkraft zeigt er sich begabt; in seinem neuesten umfangreichen Buche „Effi Briest", das kurze Zeit vor dem Beginn seines 76. Lebensjahres erschienen, finden wir Theodor Fontane mit allen seinen schriftstellerischen Vorzügen wieder; Nichts in dem Buche erinnert an das Greisenalter seines Autors, ja, noch feiner gesponnen, als sonst, erscheinen uns die Fäden der Handlung; noch abgeklärter die Vorgänge; noch heller das Licht, in das Alles getaucht ist. Und wenn wir trotzdem gerade an dieses Buch ernsthafte Ausstellungen zu knüpfen haben, so betonen wir doch ausdrücklich, daß diese nur Einzelheiten in dem Buche selbst gelten und dem Ruhme Fontanes keinen Abbruch zufügen sollen.

Rund heraus gesagt: wir halten „Effi Briest" in den meisten Voraussetzungen der Handlung für kein lebenswahres Buch, und nur in deren Durchführung zeigt sich der Meister. „Effi Briest" ist eine pseudo-realistische Dichtung, weil alle Menschen und alle Vorgänge wohl durchaus möglich, aber in der Mehrzahl keineswegs wahrscheinlich sind. Uns erscheint als wesentlichstes Merkmal gesunder künstlerischer Realistik, daß sie hineingreift in das volle Menschenleben und es uns darstellt, wo sie es anpackt, nicht aber nach Sonderheiten sucht. Nur in der „Regel" liegt die Wahrscheinlichkeit, die „Ausnahmen" sind stets nur möglich, und die Realistik sollte eigentlich, sowohl in den Voraussetzungen als in den Consequenzen, zumeist mit dem Höchstwahrscheinlichen rechnen. Nun aber fragen wir: „Ist es wahrscheinlich, daß wohlsituirte Eltern ihr einziges Kind, ein Mädchen, das noch kaum begonnen hat, Jungfrau zu werden, mitten aus dem Umherjagen mit ihren Gespielinnen abrufen, um es, ohne jede Vorbereitung, mit einem Manne zu verloben, der dieses holde Kind ein einziges Mal nur gesehen, der aber allerdings an Jahren dessen Vater sein konnte und wirklich dereinst des Kindes Mutter ernstlich geliebt hatte? Und wird dieser Vorgang wahrscheinlicher, wenn wir hören, daß dieses Kind, trotz seiner ausdrücklich betonten Unreife, auf die Frage nach ihrem Bräutigam von einigen Stunden: „Ist es denn auch der Richtige?" altklug zur Antwort giebt: „Gewiß ist es der Richtige; Jeder ist der Richtige. Natürlich muß er von Adel sein und eine Stellung haben und gut aussehen." Effi Briest, das kindlich-phantastische Mädchen, dem als höchster Wunsch „ein japanischer Bettschirm, fein, schwarz und goldene Vögel darauf, alle mit einem langen Kranichschnabel und eine Ampel mit rothem Schein" vorschwebt, wird die Gattin des zielbewußten, besonnenen Landraths von Innstetten; — ist es dann wahrscheinlich, daß dieser lebenskluge, reife Mann, hoch cultivirten Intellects, der ja nur aus Liebe Effi geheirathet, auf die Eigenart seiner kindlichen Gattin auch nicht die geringste Rücksicht nimmt, so daß er zwar stets der galante, correcte Eheherr ist, aber, ohne jegliches Verständniß für die seelische Individualität seines jungen Weibes bleibt und das liebliche Geschöpf gerade am Nothwendigsten, an höherer Liebestemperatur, an Liebe, die über sich selbst alles Andere vergißt, steten Mangel leiden läßt, ohne sich in irgend einer Stunde dessen bewußt zu werden? Daß Effi durch diesen Mangel, der ihr mit der Zeit unerträglich erscheint, schuldig wird, halten wir für recht wahrscheinlich; aber doch nur, daß sie mit der Sünde spielt, an den vollendeten Ehebruch einer Effi ist schwer zu glauben; der Dichter läßt uns auch hierüber völlig im Unklaren. Jedenfalls segnet sie aus der Tiefe ihrer Seele heraus die Stunde, die durch eine räumliche Entfernung ihrer Schuld ein Ende macht, ja, auch der Schuldige sieht die „Rettung" darin; — ist es nun wahrscheinlich, daß Effi die einzigen Zeugen ihrer Schuld, die Briefe des von ihr nie geliebten Mannes, über die Jahre hinüber aufbewahrt? Sie, die schaudernd selbst jeden Gedanken an ihre Schuld von sich scheuchte — bewahrt diese Briefe in dem Schubfach ihres Nähtischchens? — Weiter: Ist es wahrscheinlich, daß Effis Eltern von ihrem einzigen Kinde sich gänzlich loslösen, ihm ihr Haus verschließen, einzig „um vor aller Welt die Verurtheilung des Thuns ihres Kindes zu bekunden?" Und alle diese hier angedeuteten Scenen und Vorkommnisse (auch noch die Fahrt zum Duell, dessen Verlauf, und der für den Schuldigen tödtliche Ausgang

kommen hinzu) vollziehen sich, ohne daß auch nur ein leidenschaftliches Aufwallen, selbst nur ein erregtes Wort aus der Brust aller Betheiligten, der Handelnden sowohl, wie der Leidenden, sich Bahn bricht — wo ist denn die Lebensregion, in der sich der kleinen Menschenkinder Schuld und Sühne so völlig mit reinen Naturtrieben und sittlicher Größe decken, als wäre die Leidenschaft oder das Niedrige und Kleine gar nicht von dieser Welt, und die Menschenkinder selbst antike Gebilde Sophokleischer Schöpfungskraft! — Fontane soll geäußert haben: „Immer gleichgiltiger wird mir der Stoff. Je älter ich werde, desto klarer wird mir, daß es nur auf die Darstellung ankommt.“ Nun, die Darstellung in „Effi Briest“ ist ein Kunstwerk, sowohl in ihren großen Zügen als in ihren sämmtlichen Details; das Buch ist von reichem Gedankeninhalt und, wie wir schon oben bemerkt, mannigfaltiger Schönheiten voll; aber — um mit dem Ministerialdirector von Innstetten zu sprechen — man findet das Alles so trist, daß man verlernt, sich darüber zu freuen!

A. W.

Bibliographische Notizen.

Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen. Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. I. Jahrg., Heft I., Leipzig, R. Vogtländer. 1895.

Es ist nicht zu leugnen, daß unser Heimatland lange Zeit in Schul- und Volksbildungsfragen eine bedeutende Ueberlegenheit über alle anderen Länder gehabt hat, eben so sicher ist es aber auch, daß wir im Gefühle dieser Ueberlegenheit zu sehr auf unseren Lorbeeren geruht und nicht gemerkt haben, daß verschiedene Länder, die unser Schulwesen als Muster benützt hatten, anfingen, uns auf dem einen oder anderen Gebiete des Bildungswesens bedenklich zu überflügeln. Glücklicherweise kann festgestellt werden, daß dieser Fehler immer mehr eingesehen wird, und daß das Studium und die Kenntniß des auswärtigen Schulwesens bei uns in den letzten Jahren immer größere Fortschritte macht. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich auf diesem Gebiete ein mindestens ebenso reger Wetteifer entfaltete, wie er bezüglich der militärischen Fortschritte schon längst besteht. Die Zeitschrift für ausländisches Schulwesen, welche in jährlich vier Heften erscheinen soll, und deren erstes Heft uns vorliegt, will nun einen Mittelpunkt abgeben für alle diejenigen, welche sich mit dem auswärtigen Schulwesen beschäftigen und Nachrichten über dasselbe zu geben im Stande sind. Sie will die Kenntniß des auswärtigen Schulwesens allgemeiner machen und dazu beitragen, daß durch die vergleichende Betrachtung unser heimisches Schulwesen gefördert wird. Keine Gattung von Schulen soll aus dem Kreise der Betrachtung ausgeschlossen werden. Die Namen der zahlreichen Mitarbeiter lassen erwarten, daß die Zeitschrift ihrem Programm in gediegener Weise gerecht werden wird.

Das vorliegende Heft enthält zunächst unter der Rubrik „Abhandlungen“ einen Aufsatz von Dr. Largielcher-Basel über das Unterrichtswesen der Schweiz, einen zweiten von Ehrhard-Clermont-Ferrand über die „Ecole Normale Supérieure“ in Paris, einen weiteren über „Coëducation“ von Dr. Waetzold-Magdeburg, einen vierten von Henry Holman-London über „den gegenwärtigen Stand des Erziehungswesens in England“ und endlich einen fünften von Dir. Dr. Scheu-Altona über „die neuesten Bewegungen im Unterrichtswesen von Nord-Amerika“. Unter der Rubrik „Mittheilungen“ folgen dann 3 kürzere Aufsätze über „die Königliche Commission für den höheren Unterricht in England“ von Alice Zimmern-London, über „das medicinische Institut für Frauen in St. Petersburg“ und endlich über „die deutschen Schulen in Kopenhagen“ von E. Spindler-Kopenhagen.

Die dritte Rubrik „Rundschau“ bringt einen nach Ländern geordneten Ueberblick über wichtige Vorkommnisse der letzten Zeit auf dem Gebiete des Schulwesens, endlich folgen Recensionen und eine Biographie des auswärtigen Schulwesens.

Wie man sieht, ist der Inhalt ein recht reichhaltiger und zugleich guter; auch Druck und Papier lassen Nichts zu wünschen übrig; das Format ist handlich.

Wq.

Das Leben des Meeres. Von Dr. Conr. Keller, Prof. a. Polyt. in Zürich. Mit 16 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. und 300 Abbildungen im Text. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz.

Das in 16 Lieferungen erschienene Werk, dessen wir schon mehrfach rühmend gedachten, liegt jetzt vollständig vor. Die letzten Lieferungen, in denen die Proff. Carl

Cramer mit Hans Schinz das Pflanzenleben des Meeres behandeln, schließen sich ebenbürtig den früher besprochenen an. Kurz, wir können sagen, daß uns jetzt hier ein Prachtwerk ersten Ranges, sowohl was Inhalt wie Ausstattung angeht, vorliegt, dessen eingehendes Studium wir allen Gebildeten, besonders auch denen, welche zur Erholung oder zur Kräftigung ihrer Gesundheit die Gestade des Meeres aufsuchen, auf's Wärmste empfehlen können. Möge das Werk weite Verbreitung finden! Wp.

Die geschichtliche Entwickelung des ärztlichen Standes und der medicinischen Wissenschaften. Von Hermann Baas, Dr. med. — Berlin, Friedrich Wreden.

Durch die in den letzten Jahrzehnten auf dem medicinischen Gebiete frühester Zeiten gelungenen Feststellungen neuer fundamentaler Thatsachen, sowie durch die von höher gebildeten Reisenden, zum Theil Aerzten, erworbenen Kenntnisse in der Medicin der noch auf niedrigster Stufe stehenden Naturvölker, hat der Verfasser die Anregung zu einer Geschichte der medicinischen Wissenschaft gefunden. In dieser hat er die Standesgeschichte mit in den Vordergrund gestellt, von der Ansicht ausgehend, daß die verschiedenen Entwickelungsstufen der Medicin stets durch den erlangten Bildungsgrad, sowie durch das Ansehen der vorhandenen Aerzte, ihrer Schöpfer, bedingt sind. — Die umfangreichen Studien des Verfasser basiren auf einem, am Schluß angeführten reichhaltigen Quellenmaterial aus dem Gebiet der allgemeinen Welt-, der Cultur- und Kunstgeschichte, sowie aus dem Gebiet der Geographie, Litteratur und Philosophie. In 8 Capiteln werden eingehend behandelt: „die Urmedicin, die Medicin der ältesten Völker mit Priester- und Kastenmedicin, die griechische und römische Medicin, die Medicin im Mittelalter, sowie im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Das 19. Jahrhundert wird nur stellenweise berührt, namentlich insoweit Aerzte des 18. Jahrhunderts auch noch im 19. gewirkt haben. Treffend bemerkt der Verfasser: „Daß der mystische und abergläubische Zug im Menschengeiste überwiegt, ist allen Anfangs- und Endzeiten der Völkercultur eigenthümlich. Und auch in höchst entwickelten Culturzuständen fehlt er nicht, doch tritt er vorzugsweise hier beim Volke und nur zeitweise auch bei den Gebildeten auf," wie sich dies, wie wir hinzusetzen möchten, noch in der Gegenwart zeigt. Auch daß, wie Ben Akiba sagt, Alles schon einmal dagewesen ist, erfahren wir durch Mittheilungen über die Therapie in der Zeit der griechisch-römischen Medicin, in der es bereits eine antike Art Kneipp sowie auch Vegetarianer gegeben hat. — Ein Sachregister erleichtert die Orientirung in dem anerkennenswerthen, umfangreichen Werk (480 S.), das auch dem Nichtmediciner, bei zum Theil humoristischer Darstellung, eine Menge interessanter Einzelheiten bietet.

K.

Kurze Anleitung zur Zimmercultur der Kakteen. Von F. Thomas. Neudamm, Verlag von J. Neumann.

Die Werke, welche über die Kakteen-Cultur existiren, haben mehr oder weniger die Cultur im Großen und die Minderzahl der Züchter im Auge, welche über ein Treibhaus, warme Kästen, überhaupt über große Räumlichkeiten verfügen. Das kleine vorliegende Büchlein dagegen wendet sich an die größere Zahl der Kakteen-Liebhaber, die über so große Mittel nicht gebieten und die oft nur ein einziges Stubenfenster für ihre Pfleglinge übrig haben. Auf derartige Verhältnisse ist die in diesem Büchlein gegebene Culturanweisung berechnet, durch sie wird es möglich gemacht, auch bei beschränktem Raume diese Pflanzen mit Erfolg zu cultiviren. Trotz seines geringen Umfangs enthält das Büchlein alles für die Cultur Wesentliche, es giebt außerdem Anweisung für den Ankauf von Kakteen, für die Behandlung der durch Krankheit und Schmarotzer leidenden Pflanzen. Das gut ausgestattete Büchlein ist mit 21 guten Abbildungen und einer Farbentafel in Dreifarbendruck geschmückt und kostet nur 1,00 Mk. Es sei allen Freunden dieser merkwürdigen interessanten Pflanzenfamilie bestens empfohlen.

— l —

Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des deutschen Alt-Katholicismus von *** Leipzig, Friedrich Jansa.

In die Zeit der Jubiläen aus dem Jahre 1871 fällt auch das 25jährige Jubiläum für die altkatholische Kirche, die nach Verkündigung des Unfehlbarkeits-Dogmas vom 18. Juli 1870, mit dem Beschluß des Münchener Altkatholiken-Congresses vom 23. September 1871, altkatholische Gemeinden zu bilden, in's Leben trat. Wenn auch 25 Jahre in der Entwicklung einer neuen Kirchenbildung eine verhältnißmäßig kurze Zeit ist, so hat doch die altkatholische Bewegung, bei dem Indifferentismus der Gegenwart in religiösen Fragen, immerhin

beachtenswerthe Fortschritte gemacht. Einen Beweis dafür liefern die in verschiedenen Gegenden Deutschlands erbauten altkatholischen Kirchen, sowie der gegenwärtige Bestand von 94 altkatholischen Gemeinden mit 55 Pfarrern. Mit gründlichem Wissen ausgestattete Männer wie Döllinger, Friedrich, Reinkens, Schulte, Weber u. A. waren nach Gründung der Kirche an die Spitze der Bewegung getreten und vertheidigten mit geistigem Wissen die Berechtigung ihres Vorgehens gegen das erwähnte Unfehlbarkeits-Dogma. Bei dem mehr stillen Wirken der altkatholischen Kirche ist ihre Entwicklung und ihre innere Verfassung im Allgemeinen wenig bekannt. Wer sich hierüber informiren will, dem sei die kleine, klar verfaßte Schrift des anonymen Verfassers empfohlen. K.

Die österreichische Landwehr. Eine kritische Studie von einem ehemaligen österreichischen Offizier. — Braunschweig, Rauert und Rocco Nachfolger (D. Janssen).

Für die Entwickelung der österreichisch-ungarischen Heeresmacht war das im vergangenen Jahre eingeführte Landwehrgesetz, das bekanntlich das Cadresystem zur Grundlage hat, von besonderer Wichtigkeit. Das hierfür ausgeworfene, nach Ansicht des Verfassers hohe Budget, bei verhältnißmäßig geringer Präsenzstärke hat ihn veranlaßt, die verschiedensten Orte, in denen Landwehr in Garnison steht, zu besuchen, um diese Truppe näher kennen zu lernen und sich über dieselbe hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit ein Urtheil zu bilden. Es kam ihm dabei darauf an, nicht nur den Dienst der Truppe auf dem Exercirplatze, bei den Uebungen im Gelände, auf dem Schießstand und bei den Manövern, sondern auch die Offiziere und Mannschaften auf der Straße, auf der öffentlichen Promenade und in Localen zu beobachten. Auf die einzelnen Schilderungen, die der Verfasser in der vorliegenden kleinen Schrift entwirft, kann nicht näher eingegangen werden. Einzelnes, wie z. B. die Handhabung des Schießdienstes, klingt höchst bedenklich, wie überhaupt der Verfasser zu einem sehr ungünstigen Gesammtresultat gelangt. Er bittet, ihm dasselbe zu verzeihen, hat es aber für seine Pflicht gehalten, rücksichtslos die von ihm vorgefundenen Mängel aufzudecken. K.

Rothe Erde. Von Julius Petri. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Der vorliegende Band ist das litterarische Vermächtniß eines in der Blüthezeit des Lebens dahingegangenen jungen Dichters. Den Lesern dieser Monatsschrift war er nicht fremd, die psychologisch feine Erzählung „Christus am Kreuz“ ist in „Nord und Süd“ zuerst erschienen. Erich Schmidt, der berühmte Litterarhistoriker, hat mit pietätvoller Hand gesammelt und herausgegeben, was ihm von des jungen Dichters nachgelassenen Schriften werth schien, der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Es finden sich darunter schöne, stimmungsvolle Gedichte, die auch von dem lyrischen Talent des Verstorbenen Zeugniß ablegen, ferner kleinere Erzählungen, die sämmtlich den Erdgeruch des Heimatlandes Westfalen athmen, der Anfang eines größeren Romans und ein vollständiges Bauern-Drama, dessen scharfe Charakteristik der vorgeführten Personen zu den schönsten Hoffnungen auch auf dramatischem Gebiete berechtigten. Mit tiefem Bedauern legen wir das Buch, wenn wir die letzte Seite gelesen, aus der Hand, daß so reicher Blüthenflor nicht bestimmt war, sich zu reifen Früchten zu entwickeln. Erich Schmidt aber wissen wir es Dank, daß er seinem jungen Freunde ein so schönes litterarisches Denkmal gesetzt hat. — e.

Alte und Junge. Roman von Valeska Gräfin Bethusy-Huc (Moritz von Reichenbach). Leipzig, Carl Reißner.

Die rühmlich bekannte Schriftstellerin hat es sich dieses Mal sehr leicht gemacht — viel zu leicht sogar für ihre dichterische Hochstellung. Weder mit der Erfindung der Gestalten, noch mit der Entwickelung der Handlung in ihrem neuesten Buche hat sie sich die geringste Mühe gegeben; alle Figuren sind ohne jeden originellen Zug, uns Längstbekannte, und ihr Schicksal vollzieht sich, ohne jede Verwickelung, gemäß dem alten Wahrspruch: „Wie man's treibt, so geht's!“ Auf der einen Seite finden wir Herrn und Frau von Campen, Repräsentanten jener Kernaristokraten, denen kein Fleckchen Erde so schön erscheint, als ihre eigene Scholle; denen, neben manchem Vorurtheil, als echte Vornehmheit nur die makellose Reinheit ihres Namens gilt; die Genuß nur nennen, was auch ihr Gemüth befriedigt — das sind die Alten! Ihnen gegenüber stehen der Baron Steinhausen und Gemahlin. Er ein Cavalier modernen Agrarier-Genres; sein Stall, sein Weinkeller, die Wettrennen gelten ihm als Standes-

pflichten, und seine Gemahlin erblickt in der tadellosen Eleganz ihrer Schloßeinrichtung und ihrer Toiletten den alleinigen Lebenszweck. Das Alles kostet aber viel mehr, als die Einkünfte des Steinhausen'schen Gutes betragen, da müssen die Früchte vom Giftbaum der Börse herhalten — das sind die Jungen! Die Kinder beider Paare, die Campen'sche Tochter, die in vielgeprüfter, treuer Liebe sich mit einem edlen Manne (kein Edelmann) zusammengefunden, an dessen Seite sie ein glückerfülltes, von der Sonne innerlicher Zufriedenheit durchwärmtes Leben bescheidenen Zuschnittes sich gründet, und der Sohn, der eine Baronesse Steinhaus heirathet, die, großgezogen in den Anschauungen ihrer Mutter, das Leben werthlos und jämmerlich erachtet, das nur die Liebe und nicht auch den Luxus bringt, während ihm, dem jungen Hasso v. Campen, kein Sitten-Codex höher steht, als jener, der bei seinem „Are'mente" gilt — vervollständigen den Unterschied der Anschauungen zwischen Alt und Jung. — Gewiß, die Autorin vertritt auch in diesem Buche wieder muthvoll und überzeugend, was sie für Recht und was sie für Unrecht hält; ohne Rücksicht auf herrschende Strömungen verficht sie ihren Standpunkt; aber der ethische Werth ihres Buches bedingt nicht dessen dichterischen, und dieser ist leider nur gering.

A. W.

Lebensblätter. Gedichte und Anderes von Richard Dehmel. Verlag der Genossenschaft Pan zu Berlin.

Originalität ist die Losung in der Neige des Jahrhunderts! Originell ist selbst die äußere Form der poetischen Gabe, der knallrothe Einband, die Art des Druckes, der mehrdeutige Titel „Lebensblätter!" Was sind Lebensblätter? Meint der Dichter solche vom Baum, oder solche aus dem Buche des Lebens? Doch zum Werke selbst. Nach einem kurzen Stoßseufzer, den der Dichter an das ihm nahestehende Ich richtet, muß man sich vorerst durch 27 Seiten Vorrede durcharbeiten, um dann einen Reimvers: „An die Leser" zu verdauen — dann erst beginnt der eigentliche Inhalt der „Lebensblätter". Und dieser Kern? Nun, was daran schön gedacht ist, ist schlecht gesagt, und was besser zum Ausdruck gekommen ist, ist unschön. Ein einziges Gedicht in dem ganzen Buche hat mich gefesselt und ergriffen, es heißt: „Vierter Klasse", und dies ist noch einer älteren Gedichtsammlung Dehmels entnommen. Es beweist aber schlagend, daß Richard Dehmel ein Dichter ist, dem nur der Denker allzuviel an Raum streitig macht. Er hascht nach Originalität und versteht es nicht, seine Gedanken poetisch schön und faßlich klar zum Ausdruck zu bringen. Die Fähigkeit, Empfindung und Denken in verständliche Form zu gießen, gleichgestimmte Seelen anzuregen, ist diesem Dichter versagt oder — er sucht sie mit Geschick zu verbergen. Und dabei schließt er seine Vorrede mit den Worten: „Wir aber, die wir Künstler sind, — wir wollen uns klar sein, daß es nur am Wesen unsrer Werke liegt, in welchem Grade und wie bald die Menschheit auch kunstsinniger, kunstbedürftiger wird!" Ein neuer Beweis für die Verschiedenheit von Denken und Handeln!

— d.

Neue Gedichte von Arthur Pfungst. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Der Dichter des „Laskaris" erweist sich auch in den vorliegenden „Neuen Gedichten" als ein gedankentiefer Poet. Es sind moderne Ideen, die ihn anregten und die er anregt, aber himmelweit verschieden von den Themen der sogenannten „Modernen", welche ihre Stoffe dem Staube der Straße entnehmen oder mystischem Versgeklingel huldigen. Pfungst ist ein Poet der ethischen Culturbewegung, er würde es noch in höherem Grade und Sinne sein, wenn neben der Menschenliebe auch eine Zukunftshoffnung in ihm erwachen könnte. Jedenfalls verdient auch dieses Büchlein die Aufmerksamkeit der litteraturliebenden Leserwelt.

S.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achelis, Th., Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Bamberger, Ludwig, Politische Schriften von 1868 bis 1878. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Beyschlag, D. Willibald, Bischof D. Reinkens und der deutsche Altkatholicismus. Berlin, Hermann Walther.

Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 903—916. Halle a. S. Otto Hendel.

Brandes, Georg, Das junge Deutschland. Uebersetzt von A. v. d. Linden. Mit Namen- und Sachregister. Leipzig, H. Barsdorf.

Conrad, Professor Dr. Hermann, Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Berlin, Hermann Walther.

D'Alheim, Pierre, Moussorgski. Paris, Société du Mercure de France.

Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitstreitern. Lieferung 6–9. Rathenow, Max Babenzien.
Geisteshelden, herausgeg. von Anton Bettelheim. 2.—3. Band. Adolf Wilbrandt, Hölderlin. Reuter. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Gersdorff, A. von, Am Arbeitsmarkt. Roman. Erster u. zweiter Band. Dresden u. Leipzig, Carl Reissner.
Halbe, Max, Lebenswende. Eine Komödie. Dresden, Georg Bondi.
Hartleben, Otto Erich, Angelus Silesius Dresden, Georg Bondi.
Heiberg, Gunnar, Das grosse Loos. Schauspiel in fünf Acten. Einzig berechtigte, vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe von Gustav Morgenstern. Leipzig, Emil Gräfe.
Horst, Henning van, Die Apostelfürsten. Historischer Roman. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto.
Preussische Jahrbücher. Herausgegeben von Hans Delbrück. Dreiundachtzigster Band. Erstes Heft. Januar 1896. Berlin, Hermann Walther.
Jähns, Max, Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung. Ein Rückblick bei der Feier des vierteljahrhundertjährigen Bestehens des neuen deutschen Reiches. Berlin, Gebrüder Paetel.
— Ein Preussisches Festspiel. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel.
Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schneidt. III. Jahrgang. No. 67—72. Berlin, Kritik-Verlag.
Kübeck, Blanche von, Handbuch der englischen Geschichte von den Uranfängen bis zur Gegenwart. Nach bewährten historischen Hilfsquellen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag.
Lassar-Cohn, Dr., Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge. Mit 19 in den Text gedruckten Holzschnitten. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.
Leimbach, Karl L., Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur. X. Band. 2. Lieferung. (Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. VI. Band. 2. Lieferung.) Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselring'sche Buchhandlung.
Le Monde Moderne. Revue Mensuelle Illustrée. Janvier 1896. Paris, A. Quantin.
Lie, Jonas, Grossvater. Roman. Berlin, Richard Taendler.
Litteratur, die jüdische, seit Abschluss des Kanons, herausgeg. von J. Winter u. Aug. Wünsche. 25. Lieferung. Trier, Sigmund Mayer.
Maeterlinck, Maurice, Le Trésor des Humbles. Paris, Edition du Mercure de France.
Martens, Dr. Wilhelm, Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk. Hannover, Manz & Lange.
Meissner, Dr. Leopold Florian, Weihnachtsspiele. Bilder aus der deutschen Geschichte zu festlichen Aufführungen für Jung und Alt. XII. Heft. Wien, Verlag der litterarischen Gesellschaft.
Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache. Lieferung 18. Berlin, Langenscheidt.
Müller, Dr. Josef, Das Wesen des Humors. München, Dr. H. Lüneburg.
Neujahr. Ein Spiegel der Zeit. Dresden, E. Pierson.
Osterloh, Das Ende. Erzählung. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.
Paul, Hermann, Deutsches Wörterbuch. Erste Lieferung. Halle a. S., Max Niemeyer.
Polack, Friedrich, Vater Pestalozzi. Bilder aus dem Leben des grossen Erziehers. Jugend- und Volksschrift, zu Pestalozzi's 150jährigem Geburtstage herausgegeben von der Rheinisch. Pestalozzi-Stiftung. Mit Bildern. Bonn, F. Soennecken.
Pulitzer, Albert, Der Roman des Prinzen Eugen. Eine Idylle unter Napoleon I. Mit 3 Heliogravüren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Wien & Leipzig, Wilhelm Braumüller.
Reichhold, Karl, Kunst und Zeichnen an den Mittelschulen. III a. Methode des Unterrichts. Darstellung der plastischen Form. Mit 8 Tafeln in Photolitographie. Berlin, Georg Siemens.
Renner, Gustav, Gedichte. 2. Auflage. Rixdorf-Berlin, Selbstverlag des Verfassers.
Reuling, Wilhelm, Distichen. Politisches und Unpolitisches. Deutsche Juristen des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Ausgabe. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
Rigutini, Giuseppe, und Bulle, Oskar, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 6. u. 7. Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.
Schmidt, Rochus, Deutschlands coloniale Helden und Pioniere der Cultur im schwarzen Continent. Erster Bd. Mit sechs Portraits — Braunschweig, Albert Limbach.
Schönthan, Paul von, Allerlei. Jahreszeiten der Feder. Berlin, Schall & Grund.
Schultz, Alwin, Kunstgeschichte. 8. Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
Schwetschke, Eugen, Aus Bismarcks Zeit. 1879—1895. Vaterländische Gedichte. Heidelberg, Otto Petters.
Singer, Hans W., Radirer unserer Zeit. München, Franz Hanfstaengl.
Stauffer, Albrecht, Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Culturentwickelung. München u. Leipzig, R. Oldenbourg.
Suttner, Bertha von, Wohin? Die Etappen des Jahres 1895. Berlin, Gutenberg.
Truth, Hefe im Schaum. Berliner Roman. Berlin u. Leipzig, T. Trautwein'sche Buchhandlung.
Die Wahrheit. Halbmonatschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausgegeben von Christoph Schrempf. No. 55. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag.
Weber, F. W., Nachgelassene Gedichte. 9.—12. Auflage. Mit Stahlstich-Portrait. Paderborn, Ferdinand Schöningh.
Zapp, Arthur, Offizierstöchter. Socialer Roman aus dem Frauenleben. Erster und zweiter Band. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 77. — Heft 230.

Nord und Süd.

Mai 1896.

Jahrgang.

Breslau

Mai 1896.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Ernst Schuch.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Ernst Schuch

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXVII. Band. — Mai 1896. — Heft 230.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernst Schuch.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Der Eisbär.

Ein Portrait.

Von

Henrik Pontoppidan.*)

— Kopenhagen. —

I.

Stelle Dir, lieber Leser, ein großes, feuerrothes Gesicht vor, von dem ein langer, schneeweißer, verfilzter Bart herabhängt, zwischen dessen groben Haaren sich zuweilen mehr Ueberreste von grünem Kohl, Brotkrumen oder hellbraunem Schnupftabak festgesetzt haben, als im Grunde genommen appetitlich ist. Nimm dazu eine mächtige, eisblanke, höckerige Stirn, nach hinten zu von langen, weißen Nackenhaaren bekränzt, die sich über dem Rockkragen locken, ein Paar kleine, dicke, behaarte Ohren, dicke, weiße, baumwollartige Brauen und eine unförmliche, schwach bläuliche Nase zwischen einem Paar großer, wasserblauer, starrblickender Augen.

Füge endlich zu diesem Antlitz ein unablässiges, gleichsam unbewußtes Mienenspiel hinzu, ein geistesabwesendes Lächeln, ein munteres Zusammenkneifen des einen Auges oder ein plötzliches, unmotivirtes Heben und Senken der schweren Brauen, begleitet von entsprechenden Arm- und Schulterbewegungen, — und Du wirst Dir ein ungefähres Bild machen können von dem Gegenstand des Entsetzens der ganzen Uggelejrer-Harde, des Schreckens aller Geistlichen, der Indignation der Schullehrer und der Verzweiflung des Bischofs, — ein Bild von dem Gemeindepfarrer zu Söby und Sorvad: Thorkild Asgar Einar Fredrick Müller.

Es mag noch angeführt werden, daß Pastor Müller genau drei Ellen maß, daß er einen Finger der linken Hand verloren hatte, und daß er sich beständig — es mochte Sommer oder Winter sein, — der Welt in dem-

*) Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Mann, Altona.

selben alten, abgetragenen merkwürdigen Costüm zeigte, — einer großen Mütze aus Hundefell mit Schirm, einem Paar graugewürfelter Beinkleider und einem dünnen, blankgeschlissenen, schwarzen Rock, der seine mächtige Riesengestalt stramm umschloß; dazu trug er dicke Schaftstiefel, die nach Thran rochen, und einen Eichenknittel mit kräftigem eisernen Zinken an der Spitze.

Auch in der strengsten Winterkälte war er nicht dazu zu bewegen, eine Veränderung in dieser Kleidung vorzunehmen. Selbst wenn es um ihn her Pickelsteine fror, nahm er nur eine tüchtige Prise aus einem rothen Lederbeutel, den er stets mit sich führte, knöpfte den Rock fester zu und schaute sich triumphirend um, als genieße er so recht bis auf Mark und Bein den eisigen Wind, der ihm die Haut kitzelte.

Geschah es nun bei einer solchen Gelegenheit, daß er auf seinem Wege einem zusammengekrochenen Sünder begegnete, der, in Tücher eingehüllt, mit triefender Nase und weinenden Augen, ihm am Rande des Grabens entgegen kam, so blieb er regelmäßig mit seinem gemüthlichsten Lächeln stehen, stemmte die geballte Hand in die Seite und wandte sich ihm mit einem Ausruf zu, wie z. B.:

„Hallo! Sie da! — Geben Sie um Himmels willen Acht, daß Sie nicht an Ihren Pelz festfrieren!" — — worauf er seinen Weg mit seinem mächtigen, ohrenbetäubenden Gelächter fortsetzte, das die Luft in meilenweitem Umkreis mit Entsetzen erfüllte und die großen, gelben, mageren Hunde, die ihn stets begleiteten, veranlaßte, die Schnauze in die Luft zu stecken und in wilder Freude zu heulen.

Und das Lächeln blieb auf seinen Zügen liegen, und die Lippen bewegten sich fröhlich, solange er nur den knirschenden Laut des Schnees unter seinen Sohlen hörte. Noch auf dem letzten Hügel vor der Stadt blieb er regelmäßig stehen und reckte seine Bärenglieder, als wolle er die Lungen so recht eindringlich mit den Eisnadeln der Luft füllen, ehe er in seiner dunklen Pfarrwohnung unter das Dach kroch.

Diese, die am äußersten Ende des Dorfes in einem feuchten Loch unter dem Abhang des Hügels lag, war ein alter, baufälliger Kasten, der im Winter halb unter den Schneemassen begraben wurde, die von den Höhen darauf herabwirbelten und als weiße Schanzen den Hof und den Garten anfüllten, so daß nur die Bäume und die Spitzen der Büsche daraus emporragten. Fußhohe Wälle lagen an allen Mauern entlang, und oben von dem zusammengesunkenen Dach hingen förmliche Lawinen über die Eingangsthür herab, die so niedrig war, daß der Pfarrer sich bücken mußte, um durch dieselbe auf die Diele zu gelangen.

Hier drinnen empfing ihn keine sanfte, gemüthliche, kleine Pfarrerin mit weißer, getollter Haube und fromm geglättetem Haar, die ihm geschäftig Stock und Mütze abnahm, den Schnee von seinem Rock klopfte und ihm lächelnd die nasse Wange streichelte. Auch nicht das sonst überall vorhandene muntere kleine Pfarrerstöchterchen kam ihm entgegengesprungen,

um sich ihm an den Hals zu werfen, ihn in den Bart zu zupfen und ihn ihren „schlimmen, großen, häßlichen, süßen Vater“ zu nennen. Da war nur ein alter, rother Kater, der mit einer Ratte im Maul aus einem leeren Zimmer kam, an der Wand entlang strich und behende in einen anderen, großen, leeren Raum auf der gegenüberliegenden Seite der Diele schlich, wo ein frischgeschlachtetes Kalb mit aufgeschlitztem Magen von der Decke herabhing, um seine Leibeswärme von sich zu geben.

Man war wohl im Grunde berechtigt, zu sagen, daß, wenn Pastor Müller selber den Meisten unverständlich erschien, dies mit seiner „Höhle“ — wie seine Wohnung in der Gemeinde ganz allgemein genannt wurde, — in noch höherem Grade der Fall war.

Aufrichtig gesprochen, konnte man sich schwerlich irgend Etwas denken, das weniger an die gemüthlichen, warmen, teppichbelegten Zimmer mit Bücherborden, Gemälden und bequemen Lehnstühlen erinnerte, in denen unsere kleinen, gemüthlichen Landpfarrer in Schlafrock und Pantoffeln sich mit ihren Pfeifen und Predigten beschäftigen. Hier war, selbst in des Pfarrers eigener Stube, auch nicht ein Fetzen über dem Fenster zu erblicken; der Fußboden war schwarz wie ein frischgepflügter Acker, und das einfache, mehr als mangelhafte Mobiliar — ein altes, wachstuchbezogenes Sopha, ein Paar kleine Tische, ein leeres Bücherbrett und ein wackeliger, hölzerner Lehnstuhl mit ledernem Polster — stand, ohne den geringsten Anspruch auf Ordnung oder Gemüthlichkeit zu machen, ringsumher im Zimmer zerstreut.

Das einzige dem Auge Angenehme war eine eigenartige Sammlung von großen Bärenhäuten, Seehundsfellen, Walroßzähnen, Rennthiergeweihen &c., die an der einen großen Längswand wie in einem Museum aufgeschlagen war. Aber nicht weit davon, in der Ofenecke, stand dafür ein nicht weniger einladender kleiner Tisch mit Ueberresten von Kohl in einer irdenen Schale, einem Haufen Schwarzbrot, einer Dose mit Schmalz oder Butter und einem Messer.

Der Pfarrer von Söby war nämlich ein Einsiedler und lebte nach jeder Richtung hin als solcher. Oder richtiger: sein Heim war die ganze Umgegend, deren Wälder und Haidehügel, Teiche und Moore er vom Morgen bis zum Abend durchstreifte, seine Büchse überm Arm, seinen mächtigen Eichenknittel in der Hand, — Kinder und Wanderer durch sein wildes Aussehen und sein übermüthiges Lachen erschreckend.

Er hatte freilich eine alte, schwarze Frauensperson in seinem Dienst, die für ihn und die übrigen Bewohner des Pfarrhofes eine Art Haushälterin sein sollte. Ihr aber hatte Pastor Müller gleich am ersten Tage den Krieg erklärt. In seinem Eigenwillen gestattete er ihr kaum, seine Speisen zu bereiten, geschweige denn sich seiner Stube zu nähern, und er konnte über dies kleine, schleichende, eingeschüchterte Frauenzimmer, das in seinem Hause zu haben ihn die Verhältnisse zwangen, in eine förmliche

Wuth gerathen, wenn er glaubte, ihre Spuren auf seinem Gebiet bemerken zu können.

Als er deswegen jetzt — in seiner rosigsten Winterlaune — in's Zimmer trat, blieb er erst, seiner Gewohnheit gemäß, auf der Schwelle stehen, um sich zu vergewissern, daß da drinnen Alles unberührt genau so stand, wie er es verlassen hatte. Als er nichts Verdächtiges bemerkte, nahm er mit seinen krummen, von Frost erstarrten Fingern eine gehörige Prise aus dem rothen Lederbeutel und machte sich dann eigenhändig an die Bereitung seiner Mahlzeit. — Er setzte die Schale mit den Kohlresten vorsichtig in den Ofen, legte ein paar Scheite Tannenholz über Kreuz auf die halberloschene Gluth, rieb sich vergnügt die erstarrten Hände und stellte sich schließlich, als das Holz zu brennen begann, erwartungsvoll vor die Schale, um zu beobachten, wie deren Inhalt allmählich flüssig wurde, während er gewissenhaft den ersten schwachen Duft des grünen Kohls, der von dem fettigen Rand aufstieg, einathmete.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er wandte sich auf den Zehenspitzen um, schlich nach dem Hängeschrank, der in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers an der Wand angebracht war, öffnete ihn vorsichtig und entnahm seiner Tiefe mit schlauem Lächeln eine mit Papier umwundene Flasche, mit deren Inhalt er dann vorsichtig und unter den kostbarsten Mienenverzerrungen und Schulterzuckungen zwei winzig kleine, farbige Gläser füllte, die auf dem kleinen Tisch zwischen der Butter und dem Brothaufen standen. — Als dies vollführt war, klopfte er an die Zimmerdecke mit dem Stoßzahn eines Walfisches, den er hinter dem Sopha hervorholte, worauf er sich leise mit erwartungsvollem Lächeln in den alten gebrechlichen Lehnstuhl niederließ, der unter dem Gewicht seiner gewaltigen Glieder krachte.

Ueber ihm, wo der Kaplan Buggaard seine Zimmer hatte, vernahm man jetzt das Hin- und Herrücken eines Stuhles. Ein Paar Filzschuhe schritten dort oben über den Fußboden, — bis ganz an das entgegengesetzte Ende des Hauses, wo sie dann auf einer knarrenden Treppe verschwanden. — Eine Reihe von Thüren wurden in dem leeren Hause geöffnet und wieder geschlossen. Endlich klopfte es an die Stubenthür des Pfarrers.

Kaplan Buggaard war ein junger dreißigjähriger Theologe, plump von Gestalt, mit einem eigenthümlich flachen, bleichen, bartlosen Gesicht und wunderlich alten Zügen. In einen grauen Schlafrock gehüllt, den er ängstlich mit der einen Hand über dem Magen zusammenhielt, blieb er in der Thür stehen und sah mit einem durchdringenden, fragenden Blick durch die runden, stark geschliffenen Brillengläser nach dem Lehnstuhl hin.

„Es war mir doch," sagte er endlich mit breit jütischem Dialekt, indem er die freie Hand zu der Brille hinaufführte; „es war mir doch, als wenn der Herr Pastor vorhin geklopft hätten."

„Ich? — — Nun ja," fuhr der Alte gleichsam aus seinen Gedanken auf. „Freilich, freilich — — Es war nur, — ich wollte mir nur erlauben, bei Ew. Hochehrwürden anzufragen, ob Sie sich möglicherweise zu dem Genuß ein paar unschuldiger Magentropfen verleiten ließen? Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen ein kleines Glas vollzuschenken, denn ich dachte, daß, wenn mein hoher Vorgesetzter gerade heute seine beklagenswerthen Zufälle haben sollte, so — —"

„Sie wissen recht gut, Herr Pastor," unterbrach ihn der Kaplan mit schlecht verhehlter Indignation, „Sie wissen recht gut, daß ich keinen Spiritus trinke. Es scheint mir wirklich, als wenn der Scherz nachgerade ein wenig alt würde: Es sollte mich wirklich sehr freuen, wenn Sie etwas Anderes zu Ihrer Belustigung ausfindig machen könnten."

„Ach ja, — freilich, — natürlich," seufzte der Alte und schüttelte gleichsam beschämt den Kopf — — „Aber sollte Ew. Hochwürden nicht doch zu bewegen sein, die niedre Hütte des geringen Bruders zu betreten und seinen Geist mit einem kleinen Labetrunk Ihrer gründlichen dogmatischen Forschungen zu erquicken? Wenn mein hoher Vorgesetzter sich herablassen wollte, näher zu treten, würde ich augenblicklich eine halbe Tonne Kohlen und einen Fußkorb holen lassen — — Sagen Sie mir doch, Verehrtester — — Pneumatologie, nicht wahr? — — Anthropologie, war es nicht so? — — Wie aber verhielt es sich doch noch? — wenn es Sie nicht langweilt, wollen Sie da dem armen, unwissenden Bruder nicht einen kleinen Einblick geben — Petrus Lombardus, sagten Sie nicht so? —"

Der Kaplan aber blieb in der Thür stehen. Er sah mit einer Mischung von Mitleid und Verachtuug auf den Greis herab.

„Finden Sie wirklich, Herr Pastor," sagte er, als der Pfarrer endlich schwieg, „finden Sie wirklich, daß es sich für uns schickt, auf diese Weise über dergleichen Themata zu reden? Es scheint mir doch, daß es in unseren Tagen Leute genug giebt, die das Heilige verspotten und verhöhnen, da sollten wir uns hüten, Veranlassung zu Aergerniß zu geben. Ich mag wirklich nicht glauben, Herr Pastor, daß Sie dies für eine nützliche Forderung Ihrer Zeit halten, jetzt, wo sowohl hier wie dort so viel Unglaube und geistige Noth herrscht, die auf unsere Hilfe angewiesen ist. — Ich kann Ihnen z. B. erzählen, Herr Pastor, daß heute Nachmittag während Ihrer Abwesenheit von dem Rademacher Paulsen in Lorvad geschickt wurde, seine alte Mutter liege im Sterben; — jedenfalls soll es sehr schlecht mit ihr stehen. Das Fuhrwerk des Herrn Pastors war natürlich, wie gewöhnlich, nicht in Ordnung; aber ich versprach, zu kommen, sobald es mir möglich sei. Nun ist ja aber inzwischen ein solches Unwetter heraufgezogen, daß man sich unmöglich hinauswagen kann, und die alte Frau liegt da und wartet, und das einzig und allein, weil der Herr Pastor Lars nicht Ordre geben will, sein Sielenzeug in Ordnung zu halten. — — Außerdem haben Sie wohl die Güte gehabt, meinen Reisepelz zu verwahren, wenigstens ist

es mir in den letzten Tagen ganz unmöglich gewesen, ihn zu finden. Es sollte mich wirklich sehr freuen, wenn Sie ihn mir bald wiedergeben wollten."

„Großer Gott, ist die arme Frau krank, — ist sie krank," sagte der Alte gleichsam in Gedanken versunken. Plötzlich erhob er den Kopf und lächelte über das ganze Gesicht. „Hören Sie einmal, Herr Bischof! — Wissen Sie, was ich mir ausgedacht habe?"

„Nein, — das weiß ich freilich nicht."

„Sie sollten sich wirklich verheirathen!"

„Ich sollte mich verheirathen? Was meinen Sie damit?"

„Ja, sehen Sie, ich las neulich von diesen Patent-Oefen, diesen transportablen, wissen Sie. — Hätten Sie nicht Lust, sich mit einem Ofen zu verheirathen? Denken Sie nur, den könnten Sie so schön unter den Arm nehmen, wenn Sie ausgingen; und des Nachts könnte er Sie in Ihrem Bett wärmen. Des Morgens und des Abends wird frisch aufgeschüttet, wie es in den Annoncen heißt. Was meinen Sie dazu? Ist das nicht eine gute Idee?"

„Vielleicht dürfte ich jetzt zu meinen Studien zurückkehren, Herr Pastor. Ich würde Ihnen sehr dankbar für die Erlaubaiß sein," unterbrach ihn der Kaplan, indem er sich mit ironischer Höflichkeit verneigte und aus der Thür verschwand.

Pastor Müller lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sandte ihm eine jener gewaltigen Lachsalven nach, die Staub und Motten und Spinnengewebe in allen Ecken erzittern machten und die Ratten veranlaßten, zusammenzufahren und die Ohren unter den alten Fußbodenbrettern zu spitzen. — — Oben über der Decke vernahm man abermals die Schritte der Filzschuhe und das Hin- und Herrücken des Stuhles. Aber noch immer saß der Alte mit ausgestreckten Beinen da, die Hände über den Magen gefaltet und ergötzte sich an seinem Einfall.

Plötzlich sprang er auf, schüttelte die Mähne und schaute um sich. Es war bereits dunkel geworden. Bei dem Schein des Ofens fiel sein Auge auf die beiden kleinen Gläser, die unberührt auf dem Tische standen. Resolut schritt er durch das Zimmer, erfaßte das eine mit zwei Fingern und leerte es, dann ergriff er das zweite und sandte dessen Inhalt schnell hinterdrein.

Darauf drehte er sich um, nahm den Stock aus der Ecke, die Mütze vom Haken — und war im Freien.

Es war ein dichtes Schneetreiben, stockfinstere Nacht und heulender Nordwind. Der Schnee drang von allen Seiten auf ihn ein und sammelte sich in manneshohen Schanzen an allen Hecken und Vertiefungen des Weges. Der Pfarrer aber bohrte seinen Stock in die Erde und ging tapfer gegen den Sturm an, gefolgt von seinen Hunden. — Denn weit fort, jenseits der Hügel lag eine alte kranke Frau und wartete.

Indessen schwebte der Staub daheim in der „Höhle" wiederum ruhig und ungestört durch die stille Stubenluft. In der ununterbrochenen Stille des Abends steckten die Ratten ihre spitzen Schnauzen aus den Löchern in den Ecken, liefen über den Fußboden, bissen sich, pfiffen und balgten sich unter dem Sopha, während die Spinnen, Motten und Mieten lautlos und gefräßig oben in den Bärenhäuten und in den alten Spinngeweben unter der rauchgebräunten Decke hausten. Und über dem Feuer im Ofen stand die Schale mit Kohlsuppe und brodelte zwecklos weiter.

Von diesem Pfarrer, von seinem Leben und seinen merkwürdigen Schicksalen sollen diese Blätter berichten.

II.

Vor ein paar Menschenaltern existirte eine königliche Verordnung — vielleicht existirt sie noch heute: — ein ministerielles Rescript oder dergleichen, zu Folge dessen arme theologische Studenten, die sich verpflichten wollten, nach beendetem Examen während eines längeren, übrigens unbestimmten Zeitraums als Prediger in den grönländischen Colonien zu wirken, vom Staate eine jährliche, nicht ganz unbedeutende Unterstützung zur Fortsetzung ihrer Studien erhalten konnten.

Ein menschenfreundliches Rescript! Trotzdem fanden sich — in jener an Theologen so überreichen Zeit — nur äußerst Wenige, die dieser Aufforderung folgten. Und die Wenigen, die es thaten, gehörten keineswegs zu der auserlesensten Sorte.

Es waren, wenn man der Wahrheit die Ehre geben soll, hauptsächlich mehr oder weniger schiffbrüchige Existenzen, denen das Leben auf irgend eine Weise zu hart mitgespielt hatte, Wracks, die dem Versinken nahe waren, und die nun in der höchsten Noth diesen Ausweg als letzte, verzweifelte Rettungsplanke ergriffen.

Die Sache war nämlich die, daß dieser „übrigens unbestimmte Zeitraum sich in der Regel über den größten Theil des Lebens des Betreffenden erstreckte. Nur in seltenen Ausnahmefällen und unter ganz besonderen Umständen konnte man einer früheren Erlösung gewärtig sein.

Man wird deswegen die Gefühle begreifen können, mit denen sich so ein junger Mensch zu dieser lebenslänglichen Verbannung verschreiben ließ, — das stille Grauen, mit dem er an den Tag dachte, an dem seine Ernennung eintreffen würde, wo das Schiff in See ging und die Thürme und Kuppeln der Stadt mitsammt der Küste unter den Wogen verschwanden, der Tag, an dem er seine Heimat verlassen mußte, um sie vielleicht nie wieder zu sehen oder im günstigsten Falle als alter Graubart, mit vom Schnee geblendeten Augen und erstarrten Gliedern, nach einem lebenslänglichen Begräbniß dort oben in der furchtbaren Einsamkeit und der leeren Finsterniß der ewigen Eiswüste.

Vielleicht wird man auch begreifen können, daß unter diesen Verhältnissen und mit diesen Aussichten vor Augen, das Leben, das diese „grönländischen Studenten" — wie man sie zu nennen pflegte — während der kurzen Zeit führten, die ihnen vergönnt war zu leben, keineswegs das exemplarischste war.

Meistentheils war sogar gerade das Entgegengesetzte der Fall.

Das Unglück früherer Zeiten, Enttäuschungen, Entbehrungen und Noth hatten von vornherein den Grund unter ihren Füßen gelockert, und das Bewußtsein, sich verkauft zu haben, ertödtete bald den letzten Rest menschlicher Würde in ihrer Brust. — — Sie führten ein Leben für sich, ein eigenthümlich lichtscheues, gleichsam unterirdisches Dasein, im Dunkel berüchtigter Kneipen und den Hinterstuben von Kellerwirthschaften, wo sie sich mit verzweifelter Gier den verschiedenen Genüssen des Lebens hingaben, ehe es zu spät dazu war: ihre Zeit, Tag und Nacht hindurch, gleichsam wie im Fieber benutzend, um Alles zu kosten, Alles in sich aufzunehmen, so lange die Gelegenheit sich noch bot, — bis sie eines Nachts auf ihr leeres Mansardenstübchen kamen, das Talglicht anzündeten und beim Anblick eines großen, blauen Briefes mit dem rothen Facultätssiegel erbleichten, denn sie wußten, daß der Brief, der sie dort erwartete, die Aufforderung enthielt, sich baldmöglichst zum theologischen Amtsexamen zu melden, um mit dem ersten Schiff gen Norden zu ziehen zur — „Vergebung der Sünden, Entsagung des Fleisches und dem ewigen Eis", wie es unter den Unglücklichen hieß.

Und Thorkild Asgar Einar Friedrich Müller, der zu diesen gehörte, war nicht anders gewesen als die Meisten.

Mancher wird sich aus jenen Zeiten wohl noch eines starken, großen, ungeschickten Burschen erinnern, der überall, wo er sich zeigte, zum Gespött diente, der mit seinem klotzigen Körper und seinen langen Gliedern stets im Wege war, obwohl er sich an den Häusern entlang zu schleichen pflegte und sich bei jeder Gelegenheit so klein und unbemerkbar machte, wie nur möglich.

In diesem Falle werden sie sich seiner sicher aus einer Vorlesung im theologischen Auditorium erinnern, zu der er sich einmal gleichsam aus Versehen verirrt hatte, und wo sein Erscheinen schon in der Thür eine solche Munterkeit hervorrief, daß er augenblicklich den Rückzug wieder antrat, — oder vielleicht noch besser aus einem jener damals viel besuchten, schmutzigen, urgemüthlichen Studentenbillardzimmer, wo er oft ganze Tage lang in demselben dunklen Winkel saß, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Händen begraben, als schlafe er inwendig, während er mit träumerischem, halberloschenem Blick die um das Billard versammelten Freunde betrachtete und nur von Zeit zu Zeit die Mundwinkel langsam zu einem matten Lächeln verzog, wenn es einem der Kameraden einfiel, ihn kräftig auf die

Schulter zu schlagen, ihm einen Schnaps über den Kopf zu gießen oder sich sonst auf seine Kosten zu belustigen.

Ohne selbst jemals ein Wort zu sagen oder sich an der Lustbarkeit zu betheiligen, sich aber ruhig darein findend, daß ihn die Kameraden zu jeglicher Art von Spott benutzten, konnte er oft stundenlang so dasitzen, ohne sich zu rühren, — wie ein zu großes, gutmüthiges Thier, das längst mit sich selbst und mit Anderen darüber einig geworden war, daß es in allen Dingen als Unmöglichkeit auf die Welt gekommen ist.

Ueber diesen Punkt hatte denn auch wirklich unter Allen eine rührende Einigkeit geherrscht, ungefähr von dem Augenblick an, als der kleine Thorkild zum ersten Mal seine großen, wasserblauen Augen im Schlafzimmer der Mutter öffnete.

Und die Ansichten hatten sich nicht verändert, als nach und nach die unbeholfenen Glieder sich entwickelten und der Körper sich reckte.

Verwandte wie Freunde konnten nicht laut genug versichern, daß er eine Unmöglichkeit war und blieb. Und seine arme, kleine, bekümmerte und verwirrte Mutter konnte ihn während seines Heranwachsens nicht oft genug vornehmen, um ihm zu verkünden, wie geringe Hoffnungen er sich für's Leben zu machen habe, wie wenig er erwarten dürfe, und wie man mit Geduld und Demuth das Joch tragen müsse, das Gott Einem auf die Schultern gelegt hatte.

Thorkild erblickte das Licht der Welt in einer kleinen jütischen Provinzstadt, wo sein Vater, der Adjunct war, kurz nach der Geburt des Knaben starb, Mutter und Kind in sehr bedrängten Verhältnissen zurücklassend. Auf Kosten eines wohlhabenden Verwandten und unter dessen strenger Aufsicht wurde er in seinem zehnten Jahr in die Lateinschule geschickt, um gemäß dem Wunsch, den der Vater noch auf seinem Todtenbette eindringlich wiederholt hatte, und den zu erfüllen die Hinterbliebenen verpflichtet zu sein glaubten, für den studirten Stand vorbereitet zu werden.

Das waren lange und qualvolle Jahre für das unglückliche Kind. Mehr als ein Mal war man voller Verzweiflung nahe daran, den Versuch aufzugeben. Als er aber endlich in seinem zwanzigsten Jahr nach den unglaublichsten Anstrengungen und auch da nur durch einen reinen Glückszufall sein Abiturientenexamen bestand, ließ die Familie ihn augenblicklich als grönländischen Pfarrer einschreiben, indem man der armen, schwachen, eingeschüchterten Mutter begreiflich machte, daß dies der einzig denkbare Ausweg sei.

Thorkild selber erhob keinen Widerspruch, sondern nahm diese Bestimmung mit derselben Gleichgiltigkeit hin, mit der er sich von Kindesbeinen daran gewöhnt hatte, sich ohne Einwand in Alles zu finden.

Und als es ihm erst recht klar geworden war, wo man ihn eigentlich angebracht hatte, wo fortan sein Platz war, da folgte er vom selben Tage an getreulich allen „Grönländern" auf den Fersen, sowohl in die dunklen

Schlupfwinkel als in die Hinterstuben der Kellerwirthschaften, ohne darüber nachzudenken, daß es möglicherweise anders sein könnte.

Vier Jahre hindurch lebte er so, ohne eigentlich bei irgend einer Gelegenheit aus dem Zustand des Stumpfsinnes zu erwachen, in den er mehr und mehr verfiel. Ein wilder, röthlicher Bart entsproßte allmählich seinem großen, sommersprossigen Gesicht, während die plumpen Glieder und der schwerfällige Körper bis in das Lächerlich-Unförmliche wuchsen — — schon damals nannten seine Kameraden ihn den Bären. Und wirklich erinnerte er, wenn er so zwischen ihnen saß, in sein stumpfsinniges Brüten versunken, die großen rothen Fäuste vor dem Munde und den dichtbehaarten, brandrothen Kopf auf die Brust herabgebeugt, — wirklich erinnerte er dann an einen mächtigen, gezähmten Bären, vor dessen stumpf starrenden Augen hin und wieder nebelhafte Traumgestalten, unklare Bilder aus den Wäldern der Heimat, aus den Mooren, den weitgestreckten Wiesen vorüberglitten.

Da aber geschah es, daß ein ganz ungewöhnlich strenger Winter einige von den dänischen Pfarrern im nördlichsten Grönland dahinraffte. Und als Thorkild eines Nachts auf seine leere Dachkammer heimkehrte, fand er daher — weit früher, als er es erwartet hatte — beim Scheine des Talglichts *seinen* „blauen Brief“ auf dem Tische liegen.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er die Kniee unter sich schwanken fühlte. Drei Mal las er das Schreiben von Anfang bis zu Ende durch, ehe er es vollkommen erfaßt hatte. Dann sank er auf den Rand seines Bettes nieder, den Brief krampfhaft in den Händen haltend, in tiefe Gedanken versunken.

Wie er so dasaß, ging ihm plötzlich ein Gedanke in seinem Gehirn auf — eine Idee, deren Spitzfindigkeit ihn selber überraschte, während er sich gleichzeitig fragte, weshalb wohl noch kein Anderer sie vor ihm gehabt hatte. Es wurde ihm nämlich klar, daß man ihn ja unmöglich zum Pfarrer machen könne. Er wußte ganz genau, daß er jeglicher theologischer Weisheit ermangelte. Er hatte während all' dieser Jahre nicht ein einziges Buch geöffnet, und seit jenem mißglückten Versuch, sich in eine Vorlesung einzuschleichen, hatte er die Mauern der Universität kaum gesehen. Er war völlig „bar“. — — Und nun rechnete er aus, daß, falls er beim schriftlichen Examen alle seine Aufgaben unbeantwortet ablieferte, und bei der mündlichen Prüfung keinen Ton von sich gab, man ihm unmöglich ein Zeugniß geben konnte und folglich genöthigt sein würde, ihn wenigstens vorläufig in der Heimat zu behalten.

Während des ganzen Monats, der ihm von der Facultät als Frist zugestanden war, sann er nun über das Zustandebringen dieses Planes nach, ohne ihn aber irgend einem seiner Kameraden anzuvertrauen. Und als die Zeit kam, befolgte er ihn gewissenhaft ohne Zaudern.

Es entstand ein tüchtiges Gelächter rings umher in den Studenten-

kneipen, als man von dem grönländischen Bären erzählte, daß er alle seine schriftlichen Aufgaben „eisblank“ abgeliefert habe.

Aber Thorkild hatte hier die Rechnung ohne seine hohen Vorgesetzten gemacht.

Auf eine Vorfrage bei diesen von der Facultät lief nämlich unter der Hand die Antwort ein, daß der Candidat nothwendigerweise und unter allen Umständen sein Examen bestehen müsse und zwar rechtzeitig genug, um als ordinirter Geistlicher mit dem nächsten Schiff nach den Colonieen abgehen zu können.

Und so wurde denn die Komödie möglich gemacht, die noch nach vielen Jahren als Sage in der theologischen Facultät leben sollte.

Vor einem bis auf den letzten Platz gefüllten Auditorium von jungen und älteren Pfarramtscandidaten, die zusammengeströmt waren, um dieser Vorstellung beizuwohnen, mußte der arme Thorkild durch alle theologischen Fächer Spießruthen laufen, Fächer, die er zum Theil nicht einmal dem Namen nach kannte.

Die Hände schwerfällig auf seine Kniee gestützt, die Augen starr auf den Fußboden gerichtet, lächerlich schon allein in seinem geliehenen schwarzen Tuchanzug, der an den Händen und Füßen viel zu kurz war, saß er regungslos auf seinem Stuhl da und sah aus, als habe er nur einen einzigen Wunsch: nämlich, daß die Erde sich unter ihm öffnen und ihn für immer verschlingen möge. — — Es sah zeitenweise ganz ungemüthlich aus. Die Professoren wandten und drehten sich gleich Würmern — roth und verzweifelt — sie schüttelten ihn am Rockkragen und schrieen ihm in's Ohr hinein, aber nicht eine Silbe kam über seine bleichen, zitternden Lippen.

Endlich, in dem allerletzten Fach, als der Examinator — fast unter dem Jubel des Auditoriums — durch eine Art von Ueberrumpelung aus ihm herausbrachte, wann „ungefähr“ Luther gelebt hatte, nahm die Sache ein Ende. Und mit seinem vix non contemnendus, seinem Predigerschein und den strengsten Ermahnungen des Bischofs, das so traurig Versäumte fleißig und gewissenhaft nachzuholen, wurde er „umgehend“ nach der nördlichsten Pfarre in der weiten Welt gesandt.

Nicht einmal von der Mutter konnte er mehr Abschied nehmen. — Das Schiff lag zur Abreise bereit auf der Rhede, und eines Nachmittags, Anfang April, lichtete er die Anker.

Niemand war da, um ihm Lebewohl zu sagen — und bald verhüllten Nacht und Nebel die heimatliche Küste seinen Augen.

III.

Dort, wo das Land ansteigt und die nackten, schwarzen Felsen in das große mit Eis angefüllte Meer hinaustreten, schmiegt sich ein breiter

Fjordarm ruhig zwischen die wolkenhohen Felsbrüste und dringt bis tief in das Küstenland hinein.

Die Mündung war weit und geräumig wie ein Sund, voll kleiner, schneebedeckter Inseln und felsiger Scheeren, über denen Tausende von schneeweißen Vögeln kreisten und die Luft mit ihrem Geschrei erfüllten. Aber allmählich, tiefer in's Land hinein, wurde die Mündung schmäler, die hohen, nackten, steilen Felswände, die dort dicht neben einander standen, in grauer, schweigender, trostloser Verlassenheit, drängten sie in ihrem gewundenen Bette mehr und mehr zusammen, — bis sie sich schließlich ganz im Innern auf's Neue erweiterte und in einem kleinen friedlichen See endete, der den Boden eines mächtigen Felskessels bedeckte, dessen sanfter abfallende Seiten und moosgrüne, gelbliche oder mit dem Strauchwerk der wilden Pflaume bewachsene Felsschluchten sich in seinen stillen, krystallklaren Wassern spiegelten.

Es konnte wohl hin und wieder während des kurzen Sommers geschehen — besonders in stürmischen Zeiten —, daß ein Walfischfänger seinen Weg hierher zwischen die Felsen fand und mit seinen klirrenden Ankerketten und seinen Menschenstimmen das Echo erweckte, — oder daß sich einer von den Walfischen des Oceans zwischen die Scheeren verirrte und im Zorn das Wasser aufpeitschte, bis er mit Zischen und Lärmen wieder entkam.

Sonst aber lag die Stille tief und schlummernd zwischen den ruhigen Felsen, Tag und Nacht, ohne unterbrochen zu werden, — — nur gleichsam in Musik gesetzt von den summenden Mückenschwärmen der Mitternachtssonne, die dort draußen über dem goldfarbigen Wasser gleich schwarzen, wallenden Schleiern standen, durch die der Sonnenstaub langsam hindurchsickerte.

Hin und wieder erklang aus der Tiefe heraus ein schwaches, plätscherndes Geräusch, ein schwarzer, blanker Rücken schnellte in die Höhe und verschwand wieder. Breite, rundliche Schnauzen guckten hie und da aus dem Wasser auf, um Luft zu schnappen und lautlos wieder unterzutauchen.

Unten am Fuße des Felsens kam der blaugraue Fuchs mit langsamen, schläfrigen Schritten daher geschlichen. Auf einem Felsabsatz machte er Halt, schaute sich gleichgiltig um, schüttelte den Pelz und schlich weiter. Eine Strecke lang verfolgte er das Ufer des Sees, wo kleine, vielfarbige Kieselsteine auf dem Grunde des klaren Wassers schimmerten, schnappte träge nach einer Mücke, gähnte, wobei sein rother Rachen sichtbar wurde und begann endlich, mit seiner spitzen Schnauze zwischen einem Haufen abgenagter Knochen zu wühlen, die am Eingang einer verlassenen, halb zusammengesunkenen Höhle von Moostorf und Steinen lagen, in deren Kühle er schließlich verschwand.

Aber rings um den See herum, an den Felsabhängen zerstreut lag eine ganz kleine Stadt von solchen zusammengesunkenen Erdhöhlen — die kümmerlichen Winterwohnungen der Eingeborenen —, die sie bei dem

ersten Schimmer von Sonne und Frühling in geschäftiger Eile verließen, um sich auf die fröhliche Rennthierjagd drinnen auf der großen Hochebene unter dem Inlandseis zu begeben.

Auch eine Art von einfacher Steinkirche stand hier, sie war an der Felswand aufgebaut und trug ein schlichtes hölzernes Kreuz über dem Eingange. Und oben auf dem Felsabhang im Schutz von ein paar großen, mit gelblichen Flechten bekleideten Felsblöcken hing eine rothangestrichene Bretterhütte mit weißen Fensterrahmen, einem Bretterdach und einem umzäunten Hof für die Hunde.

Aber auch diese Hütte war jetzt verlassen. Nur der Fuchs schlich hin und wieder zur Abendzeit hier herauf, seinen Pelz voller Mücken, und machte sich träge daran, sich gegen die Eckpfosten zu scheuern.

Wenn aber die lange Winternacht herannahte und der Schnee sich dicht über das Land zu legen begann, erwachte ein reges Leben in dem Felskessel. Von Osten und Süden her kamen kleine, in Fell gekleidete Gestalten die Bergabhänge hinab mit Hundekoppeln und schwer beladenen Schlitten, einander aus der Ferne durch die dicke Schneeluft zuwinkend und zurufend. Einige sausten auf Schneeschuhen in fliegender Fahrt die Abhänge hinunter.

Gleichzeitig kamen Andere von Westen her in ihren großen gelben Fellbooten und kleinen Kajaks über den Fjord gerudert, — zwei, drei Familien zusammen, schwatzend, zankend, lachend, unförmlich und unbehilflich in all' ihrem steifen Pelzwerk — — — an den Rudern saßen Frauenzimmer, gelbbraun und schwarzäugig, einige mit Säuglingen auf dem Rücken — — und alle Böte voller Pelzbündel, Speck, Klumpen blutigen Seehundsfleisches, wilder Vögel, stinkender Häute und großer aufgeblasener Rennthiermagen mit Mehl, Grütze und Erbsen gefüllt, die sie sich auf den südlich gelegenen Handelsplätzen eingetauscht hatten.

Jeder Tag führte der Colonie neue Familien zu. Es entstand ein Leben um den See herum von diesen kleinen, geschäftigen pelzgekleideten Gestalten, die noch halb berauscht waren von der sommerlichen Sonne und der wilden Jagd oben auf dem Hochlandseise. Die Winterwohnung mußte geordnet, Steine und Moos gesammelt, die frischen Häute ausgebreitet und über den Felsen getrocknet werden. Oben in den Felsspalten auf entlegenen Stellen wurde der Wintervorrath unter Steinhaufen niedergelegt und sorglich mit Häuten und Schnee zugedeckt. Und drinnen im Dunkel der Höhlen watschelten die alten, gebeugten, kahlköpfigen Frauen um die ausgebreiteten Felle und Schlafpritschen herum, füllten Thran in die Wandlampen und hängten den großen, schwarzen Kochtopf darüber unter die niedrige, tropfende Decke der Höhle.

Und während alledem sank die Sonne mit jedem Tage tiefer und tiefer unter den Horizont, und die Finsterniß glitt von Norden her mit dichtem, kaltem Schneefall und schneidenden Eiswinden herein.

Aber selbst in der monatelangen Finsterniß dieser Winternacht, wenn das Land unter den klafterhohen Schneeschanzen begraben lag und das Meer voller dicht aufeinander gepackter Eisschollen finster dastand, lebte man, wenn auch armselig, hier oben unter dem Schnee — — — hie und da fiel ein schwacher röthlicher Schein durch das aus einer Blase bestehende Fenster einer Höhle über die weiße, schweigsame Decke, die sich über einem solchen Fleck wegen des darunter befindlichen erwärmten Raumes ein wenig zu senken pflegte. Hin und wieder kam ein Pelzbündel auf allen Vieren aus dem langen, niedrigen, steinumfriedigten Gang gekrochen, der aus der Höhle in's Freie führte. Und immer gingen die großen, mageren Hunde suchend umher und heulten klagend in den bitterkalten Nächten.

Draußen auf dem Fjord, von Frostnebeln verhüllt, hielten steifgefrorene Fänger bei den Luftlöchern der Seehunde Wacht, — unbeweglich, stundenlang, die Harpune in der rechten Hand, nur hie und da vorsichtig den einen Fuß erhebend, um nicht am Eise festzufrieren. Andere zogen mit Pfeil und Bogen in die Scheeren hinaus, — — immer weiter und dreister, je mehr der Wintervorrath auf die Neige ging und der Frost alle Sunde verschloß.

Aber wenn auch der Hunger und die Noth dort oben um diese Zeit oft groß war, so kam man doch nur selten dabei um's Leben; kaum daß man über das unfreundliche Schicksal murrte. Selbst wenn das letzte Stück gefrorenen Speckes verzehrt und die Thranlampe unter der Decke aus Mangel an Nahrung erloschen war, rollte man sich im Dunkel über der Steinpritsche nur fester zusammen, schweigend den wilden Winden lauschend, die über die Höhle hinsausten, geduldig und gottergeben der Stunde harrend, da der Schnee auf dem Gipfel sich zum ersten Mal mit dem rosigen Goldschimmer färbte, der verkündete, daß die Sonne, — die Sonne! im Anmarsch begriffen war.

Da kamen sie herausgekrochen — große und kleine Pelzbündel — aus allen Höhlen um den See herum, erhoben sich auf den schwankenden Knieen, streckten die Arme aus und starrten mit den matten, verhungerten Augen zu diesem fremden Licht empor, das gleichsam auf den Felsenkämmen spielte. Selbst alte Krüppel, sowie die, welche der Hunger so erschöpft hatte, daß sie nicht mehr auf den Beinen stehen konnten, mußten in's Freie getragen werden, damit sie sich überzeugen konnten, daß es wirklich wahr war, damit sie sehen konnten, wie der Lichtschimmer sich nun von Tag zu Tage weiter an den Felswänden hinabschlich.

Und wenn dann schließlich ein schmaler, rothglühender Rand plötzlich über den blauenden Felsenkamm im Süden herüberguckte und die große, blutrothe Kugel der Sonne sich ruhig in die strahlenklare Luft erhob, — dann wollte die Glückseligkeit kein Ende nehmen.

Große Freudenthränen rannen an den ausgehöhlten Wangen herab. Man rief und klatschte in die Hände, hüpfte ganz wild vor Freude auf

den steifen Gliedern herum und fiel einander vor lauter Rührung um den Hals. Mütter hielten ihre Kinder auf den Armen empor, während sie in wildem Entzücken schrieen und die Kinder ihre kleinen mageren Hände der großen Wärmespenderin entgegenstreckten und mit ihren schwachen Stimmchen in den allgemeinen Halleluja-Ruf einfielen:

Sekinek! Sekinek!

Und mit jedem Tage stieg die blutige Kugel höher an dem blauen Himmel empor, lebensvolle Farbe und Gluth über Meer und Erde verbreitend, während der Schnee schmolz und in wilden, schäumenden Strömen die Felsabhänge hinabstürzte.

Und als das helle Gestirn sie endlich garnicht mehr verließ und Alles ein einziger, strahlender, sonnigzitternder Tag wurde, da begann ein Keimen und Sprossen in den kahlen Felsspalten und Klüften, junges, glänzendes Moos, röthliche Flechten drängten sich hervor, klammerten sich fest und bedeckten gleich einem festlich prangenden Blumenteppich Höhen und Thäler. Wilde Krähenbeeren und Preißelbeeren guckten zwischen dem winzig kleinen Blattwerk zollhohen Weidengesträuchs empor, — und dazu dies furchtbare, gleichsam unterirdische Getöse rings umher von der Küste, Schuß auf Schuß — dort, wo sich die Eisberge vom Lande ablösten und ihren Curs über das blaue, entfesselte Meer nahmen.

Ruhig und majestätisch glitten diese mächtigen Segler des Polarmeeres unter dem weinfarbenen Himmel dahin — Märchenschlösser — schwimmende Krystallpaläste mit Zinnen, Kuppeln und Thürmen, sonnenroth, azurblau oder tropfend von Blut und Gold.

IV.

Ein ungewöhnliches Leben und Treiben machte sich an der See bemerkbar. Geschäftig liefen die Leute am Ufer hin und her, aus ihren Höhlen die Ueberreste von Häuten, Fellen und zusammengenähten Därmen hervorziehend, die sie im Laufe des Winters nicht verzehrt hatten, ihre Fanggeräthschaften und ihr Küchengeschirr sammelnd und Alles in die kajakförmigen Hundeschlitten packend oder in die großen, gelben Frauenböte, die in einer Reihe nebeneinanderstanden.

Die Wintercolonie war im Aufbruch begriffen.

Jetzt, wo die Sonne endlich erschienen war, beeilte man sich, zu der fröhlichen Rennthierjagd auf den weiten unter dem Inlandseise gelegenen Hochebenen zu gelangen. Einzelne Höhlen waren bereits leer, die Bewohner waren in die Berge gezogen. Und die Zurückgebliebenen hatten keinen anderen Gedanken, als sich so schnell wie möglich fertig zu machen und ihnen zu folgen.

Oben auf einem Felsabhang, auf einer Bank vor der Thür der kleinen Balkenhütte saß Thorkild.

Er saß — seiner Gewohnheit gemäß — das Kinn in der Hand ruhend, den Ellenbogen auf die Knie gestützt da, aufmerksam das geschäftige Treiben unten an der See verfolgend: die Schlitten, die beladen und geschnürt wurden, die Hunde, die man koppelte, die Kranken und Schwachen, die herausgetragen und oben auf die Fellbündel gebettet wurden.

Es war ein langer, schwerer Winter für ihn gewesen, — der erste.

Mit dem plötzlichen Drang, zu wirken, alle Kräfte anzuspannen, der bei ihm hier oben in der kalten, stärkenden Luft erwacht war, hatte er sich gleich, der Ermahnung des Bischofs folgend, über seine Bücher hergemacht. Tag aus, Tag ein hatte er in dieser langen Winternacht beim trüben Schein der Thranlampe in seinem einsamen Balkenstübchen gesessen, die Hände fest gegen den Kopf gepreßt, hatte er pflichtgetreu nach einander die Schriften gelesen, welche ihm die Missionsgesellschaft mit auf die Reise gegeben hatte, — eine ganze Kiste voll:

Wie eifrig er sich auch in sein Studium vertiefte, wie gewissenhaft er sich auch einschloß, so war er doch nicht im Stande, die nagende Unruhe in seinem Innern zu beschwichtigen, — die erwachende Angst vor etwas Niedrigem, Verächtlichem, das in ihm aufstieg und das die Herrschaft über ihn zu gewinnen drohte.

Er konnte sich dabei ertappen, daß er stundenlang vor seiner Thür stand und dem wilden Jagdgeheul lauschte, das die Eingeborenen bei den Seehundsmördereien draußen auf dem Eise oder bei den rasenden Verfolgungen eines angeschossenen Bären ausstießen, — er lauschte mit einer Leidenschaft, die seiner armen Mutter schon in seinen Knabenjahren so viel Kummer verursacht und den Abscheu seiner Verwandten über sein Haupt heraufbeschworen hatte.

Vor nicht so gar vielen Tagen war er eines Morgens in Gedanken versunken an einer entlegenen Stelle draußen am Meeresufer auf und abgegangen. Plötzlich gewahrte er einen großen Seehund, der, sich behaglich schaukelnd, nahe am Strande hinter einer sonnenbeschienenen Eisscholle im Wasser lag, und von einem unwiderstehlichen Drang ergriffen, warf er sich, ehe er gesehen war, blitzschnell zur Erde, kroch lautlos hinter einen Felsblock, der ganz in der Nähe in's Wasser hinausragte, und begann nun mit einem Stein auf dem Uferrande zu kratzen und dabei leise und sanft zu flöten, wie er es von den Eingeborenen gesehen und gehört hatte. — Und wirklich, der Seehund lauschte und schaute gleichsam verwundert um sich, worauf er langsam untertauchte. Nach einer Weile aber zeigte er wieder seinen großen, runden, lauschenden Kopf auf dem Wasserspiegel, dies Mal näher nach dem Lande zu. Thorkild hatte sich indessen nicht gerührt. Sein Herz pochte ihm heftig in der Brust; er war ganz bleich vor Spannung, als er jetzt abermals — und zwar ganz schwach — anfing, mit dem Stein zu kratzen und mit den Lippen die weichen, langgezogenen Locktöne hervorzubringen. Das Thier steckte seine breite, borstige

Schnauze in die Luft, sperrte die Nasenlöcher auf und verschwand auf's Neue. Als es dann aber zum dritten Mal auftauchte und nun ganz dicht neben Thorkild war, da schleuderte dieser im selben Augenblick mit aller Gewalt einen faustgroßen, scharfkantigen Stein gerade nach seinem Kopf und sprang dann mit einem Aufschrei in die Höhe. Der Stein hatte das Thier in die Mitte des Schädels getroffen, es war augenblicklich untergetaucht. Als sich aber das Wasser unmittelbar darauf roth färbte, durchzuckte ihn ein Schaudern. Er schämte sich seiner selbst, und mit einer verzweifelten Erkenntniß seiner eigenen Gemeinheit und seiner unglücklichen Natur ging er heim, verriegelte seine Thür und begrub sich wieder unter seinen Büchern.

Aber selbst hier zwischen den kahlen vier Wänden konnte er seine Gedanken nicht bei den Büchern festhalten, wie sehr er sich auch bemühte, sie seinem Willen unterzuordnen. Bei dem geringsten Laut, der von der See her zu ihm heraufdrang, erhob er lauschend sein buschiges Haupt, und ehe er es selber ahnte, hatte er sich in Vermuthungen vertieft, woher der Laut wohl herrühren könne, — ob von den vom Fang heimkehrenden Kajaks oder von den Leuten, welche die Seehunde unten am Strande zerlegten, oder von der Jugend, die im Mondschein vor den Höhlen den Pingasut tanzte? Vernahm er aber den bekannten Ruf der Kajakmänner, die sich mit reicher Beute dem Lande näherten, dann war es ihm nicht mehr möglich, sich länger zu halten; er mußte sehen, was es gab, was sie heimbrachten.

Oft mußte er in dieser Zeit an seinen Großvater väterlicherseits denken, den er niemals gesehen, von dem aber ein altes Dienstmädchen seiner Mutter, die ihn genau gekannt, ihm als Kind manch' abenteuerliche Geschichte erzählt hatte.

Aus diesen Erzählungen hatte er sich damals die Vorstellung gebildet, daß sein Großvater eine Art Wilddieb gewesen sei, der als halber Wilder in den großen Wäldern, die Thorkilds Vaterstadt umgaben, gehaust hatte, ein Riesenkerl mit struppigem, rothem Bart, ein Raufbold, ein Trunkenbold, der seiner Familie viel Kummer bereitete.

Das Letztere schloß er aus dem Umstande, daß seine Mutter seiner niemals mit einem Worte erwähnte. Nur ein einziges Mal hatte er sie seinen Namen nennen hören, nämlich in einem ihrer bekümmertsten Augenblicke, als ihr die Aeußerung entfahren war, daß er — Thorkild — ihm gleiche. Und er erinnerte sich noch ganz deutlich, welch' einen sonderbar überwältigenden Eindruck dies damals auf ihn gemacht hatte.

Und gerade um diesen Punkt drehten sich seine Gedanken jetzt wieder, während er hier auf der Bank saß, den Kopf in die Hand gestützt, auf das geschäftige Treiben dort unten an der See hinabstarrend: die Schlitten, die beladen, die Bündel, die geschnürt, die Hunde, die gekoppelt wurden — — nicht das Geringste entging seinem wachsamen Auge; er fing den leisesten Laut auf, der durch die stille Luft zu ihm heraufdrang, verfolgte mit steigender Spannung jede Gruppe, jede Familie, die ihre Zu-

rüstungen beendete und schwatzend, zankend oder lachend den Felsabhang hinaufkrabbelte. Keinen Augenblick verlor er sie aus dem Gesicht, sondern verfolgte sie Schritt für Schritt auf ihrer beschwerlichen, ermüdenden Wanderung bergauf über Felsblöcke und steile, moosbewachsene Bergwände, bis sie schließlich als kleine, dunkle Punkte hinter dem Gebirgskamm verschwanden.

Aber auch dann noch blieb er lange regungslos sitzen, den Blick unverwandt auf denselben Fleck gerichtet, als habe sich der Berg vor seinem Auge geöffnet, als sähe er jenseits der Bergeszinnen die fröhliche Rennthierjagd auf den weiten, üppigen Hochebenen, — die Zelte, die unter den Abhängen errichtet waren, mit ihren langen Holzstangen und dem hübschen Darmfellteppich vor dem Eingang; die großen, qualmenden Thranfeuer, um die braune Frauen unter freiem Himmel lagerten, das fliehende Rennthier mit seinen Kälbern, das Hundegekläff, das Halloh, das Geschrei und die Sonne, die über dem weichen, glänzenden Moos zitterte.

Hastig senkte er den Blick, barg das Antlitz in den großen, sommersprossigen Händen und saß lange unbeweglich da.

Plötzlich erhob er den Kopf. Unten, vom Pfade her, der vom Felsrande entlang zu seiner Wohnung führte, erklangen Schritte und Menschenstimmen, die näher und näher kamen.

Gleich darauf tauchten auch zwei fellbekleidete Gestalten auf, — eine männliche und eine weibliche, — in denen Thorkild sofort den alten Ephraim und seine Tochter Rebekka erkannte, — „die Sonne“ nannte man sie wegen ihres sanften Blicks. Er wußte auch, daß sie kamen, um Abschied von ihm zu nehmen; er hatte die Hunde in freudiger Erwartung unten am Strande bellen hören.

Ephraim war ein kleines, dicknackiges Männchen mit kurzen Beinen, kleinen, runden Armen und einem länglichen, sehr dunklen Gesicht, in welchem ein paar ungewöhnlich ausdrucksvolle Augenbrauen und zwei Reihen glänzend weißer Zähne die einzigen Zierden waren.

Die Augen selber erschienen nur als zwei schmale, ein wenig schiefe Striche ganz oben unter den Brauen, und die Nase war so flach und unentwickelt, daß sie wie ein kleiner, zufälliger Hautlappen zwischen den Backenknochen aussah.

Er hatte seiner Zeit zu den verwegensten Fängern der Colonie gehört und zählte jetzt zu den nüchternsten, zuverlässigsten Familienversorgern. Aber die letzten strengen Winter, in denen er sich zuweilen — wie freilich die meisten Anderen auch — von unter dem Schnee herausgegrabenem Tang und alten Abfällen hatte ernähren müssen, waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen, er sah schwach und leidend aus. Außerdem hatte er in diesem Winter zwei seiner besten Hunde verloren, die verhungert waren. Von Alledem stattete er Thorkild einen sehr ausführlichen Bericht ab, indem er unbeweglich vor ihm stehen blieb, die Hände über dem Magen gefaltet,

die buschigen Brauen gleichsam mechanisch hebend und senkend, ohne dabei die Augen zu öffnen.

Thorkild verstand kaum die Hälfte von dem, was ihm der Alte in seiner eigenthümlichen Mischsprache erzählte. Er starrte unverwandt zu Boden, als sei er befangen, und nickte nur hin und wieder zerstreut und gedankenschwer.

Indessen stand auch Rebekka ein wenig verlegen in geringer Entfernung da, neugierig und verstohlen zu diesem sonderbar scheuen, schweigsamen Prediger hinüberschielend, aus dem Niemand so recht klug zu werden vermochte. Sie selber war ein kleines, munteres, rundliches Mädchen von achtzehn Jahren, über sie schien die Noth und das Elend des Winters spurlos dahingegangen zu sein. Sie hatte eine hellere Hautfarbe als der Vater, eine schön geformte Stirn, glänzend weiße Zähne hinter dicken, rothen, lebenslustigen Lippen und kleine, dunkelbraune Augen, die schelmisch und verständig unter den langen, groben Wimpern hervorlugten. Sie trug eine Kleidung aus rothgefärbtem Fell, die ihren kurzen, starken zusammengedrängten Körper eng umschloß. Ihr struppiges, blauschwarzes Haar war stramm aufgebunden und mit buntfarbigem Seidenband umwunden. An den Füßen trug sie ein Paar funkelnagelneue mit Weiß gestickte „Kamikker", auf die sie offenbar die Aufmerksamkeit des Pfarrers für ihr Leben gern gelenkt hätte.

Allem Anscheine nach hatte sie sich ganz kürzlich gewaschen, denn der Schmutz saß nicht wie eine dicke gleichmäßige Schicht über dem ganzen Antlitz, sondern war vielmehr in kleinen Klecksen über die vor Gesundheit strotzenden Wangen vertheilt.

Plötzlich unterbrach Thorkild den langen, einförmigen Redefluß des Alten und fragte mit dumpfer Stimme, wann sie zu reisen gedächten.

Ohne einen Uebergang oder eine Veränderung im Ton begann Ephraim, sich mit derselben Weitschweifigkeit über ihre Reisevorbereitungen und Sommerpläne zu äußern. Sie gedächten, sagte er, sich mit drei anderen Familien zusammenzuthun, die aus je fünf Personen beständen und mit denen sie auch die Winterwohnung getheilt hätten; in wenigen Stunden wollten sie aufbrechen, um noch vor Abend den Weg über den ersten Berg zurücklegen zu können.

Thorkild war bereits lange wieder in seine Gedanken versunken.

Nach einer Weile begann er abermals — ziemlich leise und ohne den Kopf zu erheben oder von der Erde aufzusehen — ihn nach der Rennthierjagd und dem Leben dort oben auf der Hochebene auszuforschen, und da fragte denn der Alte schließlich geradezu, ob der Herr Pfarrer vielleicht Lust habe, mit ihnen zu ziehen.

Thorkild stutzte und blickte hastig auf. Ein eigenthümlich scheues Lächeln glitt über sein Antlitz.

Ephraim, welcher glaubte, daß er vielleicht in seiner Kühnheit zu weit gegangen sei, suchte nun seinerseits die eben gemachte Aeußerung in's Scherzhafte zu ziehen, und nach einer Weile nahmen sie herzlichen Abschied von einander, sich gegenseitig ein fröhliches Wiedersehen im Herbst wünschend.

Aber als sie gegangen waren, lehnte sich Thorkild müde zurück und blickte schwermüthig und verbittert vor sich hin.

Plötzlich sprang er auf, trat an den Felsrand, hielt seine großen Hände vor den Mund und rief:

„Ephraim! Ephraim!"

Unten auf dem Pfade wandte die kleine Gestalt sich um und sah fragend zu ihm auf.

„Palase! — — Oi?"

Thorkild war nicht im Stande, sofort zu antworten. Er war sehr bleich geworden, seine Hände zitterten, seine Zunge wollte ihm nicht mehr gehorchen.

— — Als aber am Abend die Leute, die er bestellt hatte, um ihn nach seiner Nebenpfarre bei dem südwärts gelegenen Handelsörtchen zu rudern, kamen, um ihn abzuholen, fanden sie zu ihrer Verwunderung das Haus leer, die Thür verriegelt, die Fenster vernagelt.

Der Pfarrer war mit Ephraim und seiner Sippschaft in's Gebirge gezogen.

V.

Er war einer der Ersten, die zurückkehrten, als der Schnee fiel, — auf Schneeschuhen kam er, gefolgt von seinen Hunden, die Felsabhänge hinabgefahren.

Aber Alle, die ihn seit dem Winter nicht gesehen hatten, konnten ihn kaum wiedererkennen, so sehr hatte er sich verändert.

Nicht allein, daß er den Kopf jetzt aufrecht und den Rücken gerade trug, daß seine Augen Leben und seine Wangen Farbe erhalten hatten, — nein, es war wirklich Etwas von der weiten Unendlichkeit der Hochebenen in seinen Blick, Etwas von dem gellenden Halloh der Jagd in seine mächtige Stimme gekommen, und seine hastige, springende Rede erinnerte an das schnellfüßige Rennthier.

Er war ein anderer, ein neugeborener Mensch geworden. Er hatte es selber von dem ersten Tage an gefühlt, wie sich neue, frische Lebensquellen in seinem Innern Bahn gebrochen hatten. Er war noch ganz betäubt davon! Er wußte selber nicht, wo er überall gewesen war. Bald mit der einen Schaar, bald mit der anderen war er allmählich, als er die Leute und Sprache kennen gelernt hatte, umhergestreift, hatte Theil genommen an ihrem Lachsfang in den Bergströmen und an ihrer Jagd unter dem schimmernden Hochlandseis, ja einmal hatte er sich sogar mit Ephraim und

dessen Söhnen dort hinauf gewagt, um ein Rudel zu verfolgen, dessen Spuren dahin führten. Und als die Leute erst gemerkt hatten, aus was für Holz ihr neuer Pfarrer geschnitzt war, da hatte es nicht gar lange gewährt, bis sie ihn als einen der ihren betrachteten. — —

Er hatte in ihren Fellzelten zwischen Frauen und Kindern geschlafen, ein Bärenfell über sich, ein Bündel Häute unter dem Kopf. Er hatte mit ihnen aus dem gemeinsamen Kessel gegessen: Rennthierschinken, Krähenbeeren in Speck gekocht, Eiderganseier und vor Allem den hochgeschätzten Leckerbissen des Sommers: die großen, gefüllten Rennthiermagen mit ihrem Inhalt von halbverdorrter Pflanzennahrung und Speichel. Dafür hatte er sie gelehrt, mit einer alten Büchse zu schießen, die er aus der Heimat mitgebracht hatte und die ihre grenzenloseste Verwunderung erregte. Und oft, wenn der Tag zur Neige ging und sie müde von der Jagd und satt und schläfrig um das qualmende Thranfeuer lagerten, da hatte er zur Unterhaltung beigetragen, indem er ihnen biblische Geschichten erzählte oder Märchen oder am liebsten wilde Jagdgeschichten, deren er sich aus seinen Knabenjahren erinnerte, und lauschend, mit weitaufgerissenem Munde hatten sie sich auf die Ellenbogen gestützt.

Und nun blieb er nicht stehen. Jetzt, wo die Fessel abgestreift, wo der Sprung gethan war, schloß er die Augen, verstopfte die Ohren — und ließ sich gleiten.

Noch ehe der Winter den Fjord mit Eis belegt und die Sunde geschlossen hatte, wußte er ein Kajak zu lenken, konnte er mit der Harpune zielen und sich bis fast an die Schnauze des Seehundes heranschleichen. Mit dem Vogelpfeil lernte er, das Schneehuhn im Fluge durchbohren und den Hasen in weiter Entfernung treffen. Die Zeit schwand ihm im Fluge dahin, er mochte sich auf dem Fang zwischen den Scheeren befinden oder in seinem mit sechzehn bellenden Hunden bespannten Schlitten über die Berge dahinsausen, um den fliehenden Fuchs zu verfolgen. Oft war er des Abends kaum nach Hause gekommen und hatte sich eben unter die Felldecke auf's Bett gelegt, als schon wieder an sein Fenster geklopft wurde.

„Was giebt's?"

„Ein Bär im Fjord, Pfarrer!"

„Heiha! Ein Bär!" — Die Büchse von der Wand, in den Pelz gefahren — und hinaus ging's in die kalte Winternacht.

Er glitt und glitt.

Es konnte wohl noch zu Zeiten geschehen, wenn das stürmische Blut für eine Weile sanfter durch seine Adern floß, daß er sich dann selber in's Antlitz schaute und — die Augen niederschlug.

Er konnte dann plötzlich vor sich selber erschrecken, vor seiner eigenen Hand, an der noch das Blut des zuletzt erlegten Seehundes klebte, vor seinem ungeschnittenen Bart und dem Klang seiner tiefen Stimme. Dann sah er wieder das Bild seines Großvaters vor sich, so wie er es sich in seiner

Kindheit gebildet hatte, er erinnerte sich des Schweigens, das stets über diesem Namen gelegen hatte, und des eigenthümlichen, entsetzten Ausdruckes, der in die Augen seiner bekümmerten Mutter getreten war, als sie diesen Namen wirklich einmal aussprach. Und außer sich vor Selbstverachtung, vor Reue und Verzweiflung preßte er die Hände zusammen und gelobte, gegen seine unglückliche Natur anzukämpfen, er flehte zu Gott um Hilfe, um Errettung aus seiner Noth.

So saß er eines Abends ganz zerknirscht vor seiner Thür, den Kopf in die Hände gestützt.

Todmüde war er aus den äußersten Scheeren heimgekehrt, wo das angetriebene Aas eines Riesenwals am vorhergehenden Tage gestrandet und jetzt geborgen war. Die ganze Colonie war auf den Beinen gewesen, denn Jeder wollte seinen Antheil an der Beute haben. Thorkild hatte mit gewohntem Eifer an der beschwerlichen Bergung Theil genommen und dann dem Zerlegen des Riesenthieres wie der Vertheilung vorgestanden. Nachdem er sich vierundzwanzig Stunden lang ausschließlich zwischen diesen ungeheuren Stücken blutigen Fleisches hin und her bewegt hatte, sah er jetzt überall nur ein blutiges Roth vor seinen Augen.

Ueber seinem Haupte spannte sich ein tiefblauer, dicht mit klaren, goldenen Sternen übersäter Himmel aus. Hin und wieder ergoß ein Nordlicht seinen röthlichen Schein über die dunkle Wölbung und verschwand wieder, und draußen im Osten stieg der Mond langsam über den Gebirgskamm, einen wunderlich milchartigen Schein über den frisch gefallenen Schnee werfend. Unten vom Strande her, wo die Darm-Fenster über den Höhlen wie schwache, röthlich glänzende Punkte in all' dem Weiß erschienen, ertönte Frohsinn und Gesang, veranlaßt durch den unerwarteten Wohlstand, in den die ganze Colonie durch diesen reichen Fang plötzlich versetzt worden war. Geschäftige Pelzbündel krochen aus und ein, sogar die Hunde heulten vor Freude.

Plötzlich fühlte Thorkild eine Hand auf seiner Schulter.

Er blickte auf. Dort — in dem vollen Mondlicht stand Rebekka und lächelte ihm zu. Er erkannte sie nicht sofort. Sie trug einen weißen, völlig neuen Anorak, der am Halse und am Handgelenk mit schwarzem Hundefell verbrämt und mit rothen Bändern verziert war. Dazu trug sie Beinkleider aus buntem Seehundsfell, vorne mit rother Stickerei ausgeschmückt, rosenfarbene Kamikker und ein golddurchwirktes Haarband vollendeten den Schmuck.

Er schaute sie an, als erwache er aus einem Traum. Der Mond schien auf ihre weißen, schönen Zähne und verlieh ihren Augen einen tiefen, schillernden, grünlichen Glanz.

„Aber liebste — bist Du es, Rebekka?"

„Ja, ich bin's," lachte sie mit ihrem trockenen, aber herzlichen Gelächter. Hatte er sie denn nicht kommen hören?

„Aber — aber liebe Kleine! Komm und setze Dich zu mir! Du bist so fein — so geputzt!"

Nein, nein, bleiben könne sie nicht. Sie solle nur grüßen und sagen, der Vater habe ein Gericht Fische gefangen, und falls der Herr Pfarrer Lust habe — die Mutter habe soeben den Kessel über's Feuer gesetzt.

„Was sagst Du da, Kind?" fragte Thorkild noch ganz verwirrt. „Dein Vater hat Fische für mich gefangen?"

Freilich habe er das gethan, und der Pfarrer solle sich nur ein wenig beeilen, sie warteten Alle auf ihn — — und sie solle ihn bitten, das Bibelbuch mitzubringen, denn nach dem Essen möchten sie gern einige Geschichten von der rechten Art hören — am liebsten die von dem Manne, der seinen Sohn schlachten und braten sollte, er wisse schon, welche sie meine, die möchten sie Alle so gern hören.

„Nein, nein," sagte Thorkild und griff sich plötzlich nach dem Kopf. „Ich kann heute Abend nicht — — ich habe keine Zeit — ich muß —"

Aber Rebekka wollte von keinem Einwand hören. Sie krabbelte selbst in seine Stube hinein, löschte die Thranlampe, die dort über einem aufgeschlagenen, staubbedeckten Buch brannte, schloß seine Thür und reichte ihm darauf die Hand.

Aber nun ereignete sich Etwas, worauf sie nicht gefaßt gewesen war. Statt ihr zu folgen, zog Thorkild sie plötzlich mit großer Heftigkeit an sich, zwang sie auf seinen Schooß, beugte sich zu ihr herab und preßte ihr einen, zwei, drei glühende Küsse unter das eine Ohr.

Sie war anfänglich ganz verwirrt durch diese unvorhergesehene Liebkosung, als sie aber in seinen Armen lag, schaute sie mit einem eigenthümlichen, keineswegs beleidigten Blick zu ihm auf — — —

Unten vor Ephraims Höhle konnte man schon allein aus den vielen, tiefen Fußspuren im Schnee erkennen, daß hier etwas Außergewöhnliches vor sich ging. Die eisbedeckten Wände des langen, niedrigen Einganges waren auch ganz blankgescheuert von den vielen steifen Pelzgewandungen, die sich im Laufe des Tages hindurchgezwängt hatten, und wenn man auf allen Vieren das Ende des Ganges erreichte und die niedrige Thür aufstieß, so fand man die enge Höhle ganz mit Menschen angefüllt, größtentheils Mitglieder der drei Familien, welche sie bewohnten. Rings umher an den tropfenden Steinwänden lagen sie auf den Pritschen: Männer, Frauen und Kinder durcheinander — Alle unbekleidet: denn die Hitze und der Qualm hier drinnen waren unerträglich.

Ein altes, krummbeiniges, fettes, kahlköpfiges Weib, schwarz von Ruß und Schmutz, mit einem Fellschurz um die Lenden, stand an dem schwarzen Kessel, der über dem Thranfeuer in der Mitte der Höhle von der Decke herabhing. Und hinten in einer Ecke saß eine Schaar von Kindern, die eifrig und stillvergnügt an großen Fleischstücken sogen, deren Saft und Fett ihnen an den Fingern herabtropfte.

Man hatte es aufgegeben, länger auf den Pfarrer zu warten, und konnte nicht begreifen, wo in aller Welt Rebekka geblieben sein mochte. Ein Jeder hatte mit den Fingern ein Stück aus dem Kessel genommen und saß oder lag nun da, es mit seinem Messer zerschneidend, während die Höhle von dem Lärmen dieser vielen redseligen, schwatzenden Münder und dem dichten Dampf erfüllt war, der diesen braunen, erhitzten, vom Feuer beschienenen Leibern entstieg.

Endlich vernahm man von draußen her ein kratzendes Geräusch und das bekannte, hohle „Ohoiho!" des Pfarrers, das er auszustoßen pflegte, wenn er durch den Eingang kroch. Die Thür wurde aufgestoßen, und mit lautem Willkommensrufen von den Pritschen her begrüßt, betrat Thorkild die Höhle.

Er warf den Pelz ab, fuhr sich mit der Hand durch das Haar, das warm und ungekämmt war, und machte sich gleich über den Fisch her, den die Alte mit ihren schwarzen Fingern beim Schwanz aus dem Kessel zog. Er war ungewöhnlich aufgeräumt, redete in Einem fort, lachte und lärmte. Und als er gegessen hatte und satt war und die Wasserkruken die Runde machten, erzählte er mit einer solchen Lebhaftigkeit von dem Zauberer, der sieben Jungfrauen in einen Berg einschloß, daß sich sämmtliche Zuhörer vor Lachen den Bauch halten mußten; dann folgte die Geschichte von dem Knaben ohne Vater und ohne Mutter, ohne Freunde und Bekannte, — bis sie schließlich Alle da saßen und weinten, so daß ihnen die großen, fettigen Thränen über die rundlichen Wangen liefen.

Aber in der dunkelsten Ecke der Höhle saß Rebekka, die sich hinter Thorkilds Rücken hereingeschlichen hatte, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Dort hockte sie, in eine Felldecke gehüllt, das halbe Antlitz mit der Hand bedeckend; nicht eine Secunde verwandte sie den eigenartig starrenden Blick von Thorkild. — — —

Er glitt und glitt.

Schließlich merkte er es selbst nicht mehr, wie er jeglichen Haltepunkt unter den Füßen verlor. Die Jahre gingen dahin, und die Tage schwanden, er zählte sie nicht mehr.

Eines schönen Tages verheirathete er sich sogar, — natürlich mit Rebekka.

Er sah ja freilich, daß ihre Züge regelmäßiger, ihre Augen größer und seelenvoller, der Körper weniger viereckig hätte sein können. Aber er sah auch die kindliche Freude, die aus diesen Augen leuchtete, wenn sie ihre kurzen Finger durch sein langes, weiches Haar gleiten ließ, die Treue, mit der sie ihn stets daheim in der kleinen Stube erwartete, mit der sie nach seinem Kommen ausspähte, wenn er mit dem Schlitten und den Hunden von seinen langen Fahrten zurückkehrte, die dankbare Sicherheit endlich, mit der sie sich unter der Felldecke an ihn schmiegte, wenn in den dunklen Winternächten der Schneesturm über das Haus hinsauste und die Wände erzittern machte. Er war glücklich.

Und auch Rebekka war glücklich. Und jeden zweiten Sommer entsprang dort oben auf der Rennthierjagd ein kleiner, rundlicher Grönländer ihrem Schooß.

Die Verbindung mit dem Heimatlande hatte er allmählich gänzlich abgebrochen. Er gedachte jetzt mit einem Lächeln der Spannung und Unruhe, mit der er seiner Zeit die jährlich einmal stattfindende Ankunft der Kajakpost erwartet hatte. Nun war ihm Alles daheim fremd geworden, seine Kameraden hatten ihn vergessen, die Verwandten kümmerten sich nicht mehr um ihn, und als endlich ein Jahr auch von der Mutter kein Brief mehr eintraf, statt dessen aber die kurze notarielle Mittheilung von ihrem Tode, da vergaß er schließlich die Heimat ganz.

Hier oben aber lebte er ein langes freudenvolles Leben, das seine Seele mit Dankbarkeit erfüllte. Zwischen diesen armen, genügsamen Menschen lernte er ein Glück kennen, von dem er sich nicht hatte träumen lassen. Hier fand er, während sein Haar ergraute, das Heim, das seiner Kindheit versagt gewesen, die Freunde, nach denen er sich stets gesehnt, die Thätigkeit, die geschätzt wurde und die ihm Liebe eintrug. Er wurde schließlich gleichsam der Vater aller dieser Naturkinder, ihr Rathgeber und Tröster. Und wenn er in der kleinen Steinkirche oder unter freiem Himmel seine Schaaren um sich versammelte und mit der Bibel in der Hand auf seine eigene ungekünstelte Weise und nach seinen schwachen Kräften den Schleier von den wunderbaren Räthseln des Lebens zu lüften suchte, da leuchteten die Augen dieser Fellgestalten, und ihre Herzen pochten.

— Hier oben wurde Thorkild ein alter Mann.

VI.

Weshalb blieb er denn nicht dort oben? Weshalb kehrte er denn doch schließlich wieder in die Heimat zurück? — Ja, wußte er es denn selber so recht?

Eines Sommers oben bei der Rennthierjagd bemerkte er plötzlich, daß er anfing zu altern. Es war ein ungewöhnlich anhaltender, strenger Winter gewesen. Der Schnee lag bis tief in den Sommer hinein auf den Felsen, und das Eis stand noch im Fjord zusammengestaut, als sie aufbrachen und in die Berge zogen. Thorkild hatte hin und wieder ein wenig gekränkelt. Und jetzt, wo die Sommerwärme sich meldete, konnte er nicht so recht Schritt halten mit den Anderen. Er litt zu Zeiten an einer leichten Athemnoth, hatte auch zuweilen ein schwaches Sausen vor den Ohren, das ihn zwang, bei den Zelten zurückzubleiben und sich mit den Frauen und den Kindern zu beschäftigen, während die Schüsse und das muntere Halloh der Anderen über die Ebene dahinschallten.

Das paßte ihm nicht so recht. Er war zeitenweise ein wenig verstimmt, man konnte es ihm nicht so leicht recht machen, und eines Tages,

als Rebekka in die Zeltöffnung trat, sah sie ihn in einiger Entfernung auf einem Stein sitzen, das Haupt sorgenvoll in die Hand gestützt.

Als sie sich ihm näherte und vorsichtig die Hand auf seine Schulter legte, zuckte er zusammen und schaute zerstreut auf. Als sie ihn fragte, weshalb er so einsam dort säße, erhob er sich und antwortete ausweichend, — und während der folgenden Tage ging er so merkwürdig still und feierlich umher, zumeist an entlegenen Stellen, ohne sich unter die Anderen zu mischen.

Rebekka war sehr betrübt, sie konnte nicht begreifen, was seine Gedanken so beschäftigte. Wenn er hin und wieder zu ihr in's Zelt hineinkam, beantwortete er ihre bekümmerten Mienen, indem er sie still und sanft auf die Schulter klopfte, ihren fragenden Augen aber wich er aus.

Schließlich merkten auch die Freunde mit Bekümmerniß, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorging. Sie fragten ihn, ob er krank sei, und er erwiderte: Vielleicht!

Aber das war es nicht. Er sehnte sich — — sehnte sich danach, noch einmal die Glocken seines Heimatstädtchens läuten zu hören.

Was eigentlich die Veranlassung gewesen, wußte er selber nicht; ein alter bekannter Name, ein zufälliger Gedanke, eine vereinzelte glückliche Erinnerung vielleicht, die plötzlich den Klang in seiner Seele angeschlagen, und die sich in diesen leeren wirkungslosen Tagen bei ihm eingenistet hatte, um nach und nach die unwiderstehliche Gewalt aller dieser Erinnerungen in's Leben zu rufen, die unter dem rauhen, rastlosen Treiben vieler Jahre gleichsam erstarrt in seinem Innern gelegen hatten.

Oft, wenn er so allein dasaß und seinen Blick über diese kahlen Felswände und trostlosen Bergzinnen schweifen ließ, die ihn nach allen Seiten hin umgaben, und die sein Fuß nun nicht mehr erreichen konnte, — da erwachte in ihm die Sehnsucht, noch einmal im Schatten des großen Waldes seines Heimatlandes zu ruhen, den Duft der Blumen einzusaugen, die Glieder in einer saftigen Kleewiese auszustrecken und die linden Lüfte von dem reifen Korn über seine Wangen streichen zu fühlen, — oder regungslos auf den grünen Hügeln zu liegen, auf der sonnenwarmen Erde, die Hände unter dem Nacken, dem munteren Tirili der Lerche unter dem weiß bewölkten Himmel lauschend, — über die Teiche mit den rothbeinigen Störchen dahinzusehen, über die wogenden Felder mit dem brüllenden Vieh, über strohgedeckte Dörfer, über weißstäubige Wege, wo Menschen und Fuhrwerke kamen und gingen: strickende Frauen, den Milcheimer auf dem Kopf, pfeifende Schnitter, die blinkende Sense über dem Nacken, schwerbeladene Erntewagen, schaumbedeckte Pferde — — ja, nur ein einziges Pferd! erst jetzt wurde es ihm klar, daß er in fast vierzig Jahren kein Pferd gesehen hatte.

Und wenn ihm dann der Gedanke an seine Mutter kam, an seine arme, unglückliche, verlassene Mutter, — so stieg in ihm der brennende

Wunsch auf, ihr Grab zu sehen und eine Blume darauf zu pflanzen als Zeichen seiner kindlichen Liebe, als stille Bitte um Vergebung für alle Sorgen und allen Kummer, mit dem er ihr kleines, schwaches Herz von seiner Geburt an erfüllt hatte.

Und schließlich war da vielleicht doch noch der eine oder der andere alte Freund, der sich des Wiedersehens freuen würde und dem er von seinem ganzen wunderbaren Leben hier oben erzählen konnte, — Peter Brammer, Kristoffer Birch, Anton Hansen, und wie sie Alle hießen! Wie würden sie sich verwundern, wenn er eines schönen Tages in ihre Thür getreten käme und sagte: Wer bin ich? Entsinnt Ihr Euch noch des Bären? Hier seht Ihr ihn! — — —

Seine Sehnsucht wuchs mit jedem Tage. Lange wollte er es sich selber nicht eingestehen, er schämte sich seiner „Weichheit", wie er es nannte. Aber trotzdem konnte er diese Stimme nicht zum Schweigen bringen. Wenn er sie eben todt und überwunden glaubte, schlich sie sich wieder über ihn und nahm ihn gefangen, wie sehr er sich auch dagegen sträubte.

Und als dann Rebekka im Winter plötzlich starb, konnte er nicht länger widerstehen. Mit der nächsten Sommerpost schrieb er flehentlich an den Minister, und im folgenden Jahre hielt er seine Ernennung in der Hand.

Es entstand ein großer Kummer und lautes Jammern bei Allen dort oben in der kleinen Colonie, als sie erfuhren, daß ihr alter Freund und Vater sie verlassen wollte. Thorkild selber war tief bewegt, er bereute, was er gethan, sobald er sah, daß es Frucht getragen hatte. Aber jetzt mußte es geschehen, es war Gottes Wille gewesen. Beim Abschied weinten sie Alle, Männer und Frauen, die in trauernden Gruppen am Strande standen, und Thorkild selber traten große Thränen in die starren Augen, als er seinen Kindern, die er nun so lange nicht wiedersehen sollte, das letzte Lebewohl zuwinkte. Erst im nächsten Sommer sollten sie ihm folgen, wenn er sich in seinem neuen Heim eingerichtet hatte.

— — Und so geschah es denn, daß „der Bär" eines Tages im Spätsommer unerwartet gleich einer Bombe zum Entsetzen der sanft schlummernden Gemeinde von Söby und Sorvad mitten zwischen sie platzte.

VII.

Man erzählt sich, daß der Bischof beinahe daran war, einen seiner apoplektischen Anfälle zu bekommen, als diese Riesengestalt mit den großen, starren Augen, der dicken, bläulichen Nase und einem Bart, der gleich Eiszapfen die Brust herabhing, bei ihm eintrat und sich zu erkennen gab.

Es traf sich nun nebenbei so unglücklich, daß dieser kleine, feine Bischof kein Anderer war, als jener Kristoffer Birch, Thorkild Müllers alter Heimatsgenosse und Schulkamerad, dessen Bild in der letzten Zeit seines

Exils so häufig in seiner Erinnerung aufgetaucht war. Und da er ihn nun gleich auf den ersten Blick erkannte, schlug er freudestrahlend seine mächtigen Handflächen zusammen und rief mit einem Verwunderungsgeheul aus:

„Hol mich der Teufel! Bist Du es, alter Stoffer! Bist Du Bischof geworden? Da soll doch das Donnerwetter dreinschlagen!“ Und dabei stimmte er ein so dröhnendes Gelächter an, daß die Wände zitterten.

Wie die Audienz endete, davon schweigt der Bericht. Aber das Gerücht von der Ankunft des fürchterlichen „Eisbären“ — wie man ihn sofort taufte, — verbreitete sich gleich einem Lauffeuer über die ganze Harde, deren Pfarrer alle vor Begierde brannten, diesen ihren grönländischen Collegen näher in Augenschein zu nehmen.

Man ward sich bald darüber einig, daß es platterdings unmöglich war. Bischof und Propst setzten sich sofort in Bewegung, um das Versehen unter der Hand auf irgend eine Weise wieder gut zu machen und ihn wieder fortzuschicken, ehe ein zu großer Skandal entstand. Am allerersten Tage, als Thorkild in seiner Hundefellmütze und seinen großen Schmierstiefeln von seinem Pfarrhofe durch das Dorf gewandert war, hatten sich sowohl Kinder als Frauen vor ihm in die Häuser geflüchtet, und ein alter Mann, der ihm auf der Landstraße begegnete, wäre vor Entsetzen beinahe um seinen Verstand gekommen, als Thorkild plötzlich vor ihm stehen blieb und ihm seine gewichtige Hand auf die Schulter legte mit den Worten:

„Hier vor Dir, mein bleicher Freund, steht ein alter Eismeerschiffer und Bärenjäger, der Dinge erlebt und gesehen hat, von denen weder Du, Väterchen, noch sonst Einer von Euch Allen sammt und sonders sich je hat träumen lassen. Blicke muthig auf! Hier ist kein Grund, zitternd in den Kamikkern dazustehen. Wir Beide werden schon miteinander auskommen, das kann ich auf Deinem ehrlichen Gesichte lesen.“

Thorkild Müller bemerkte ja freilich das Entsetzen, das er rings um sich her erregte, aber in seiner Herzenseinfalt hielt er es für eine Art Ehrfurcht, für einen natürlichen Respect vor dem Manne, der dies lange, merkwürdige Leben fern von seinem Vaterlande geführt hatte. Er war im Laufe der vierzig Jahre zu sehr an Huldigung wegen seiner persönlichen Vorzüge gewöhnt, um überhaupt auf den Gedanken zu kommen, daß es möglich sei, ihn nicht um seine kräftige Gestalt, seine für sein Alter ungewöhnliche Kraft, seine Abgehärtetheit und seinen stolzen Bart zu beneiden. Und statt sich durch seine völlige Unmöglichkeit gedrückt zu fühlen, spazierte er im Gegentheil — und gerade dadurch machte er die Sache so bedenklich — freudig und selbstbewußt mit stolz erhobenem Kopfe umher, suchte alle umliegenden Pfarrhöfe heim, wo er vermuthen konnte, alte Bekannte zu treffen, und brachte seine Person bei allen möglichen Versammlungen und Zusammenkünften, wo viele Leute herbeigeströmt waren, kühn und nicht

ohne eine gewisse Eitelkeit auf den in die Augen fallendsten Plätzen an, seine Unwissenheit und seine blaue Nase mit einer Ungenirtheit zur Schau stellend, die selbst den Schulmeistern ein Aergerniß war.

Es verging bald kein Tag, an dem Frau Fama nicht das Eine oder das Andere zu berichten hatte, über das seine Amtsgenossen vor Scham für ihren Stand erröthen mußten. So hatte er einmal auf einer großen Bauernhochzeit, zu der er in seiner Eigenschaft als Gemeindepfarrer geladen war, plötzlich seine Beinkleider in die Höhe gestreift, um seine Waden zu zeigen. Darauf hatte er die Braut, während sie auf ihrem Stuhl saß, mit steifem Arm bis an die Decke gehoben, sich triumphirend umgeschaut und die Jugend aufgefordert, es ihm nachzumachen.

Aber bei derselben Gelegenheit, — und es waren gerade die mächtigsten Leute der Gemeinde zugegen — war eine Scene vorgefallen, die nicht ohne Bedeutung für ihn bleiben sollte, indem nämlich der Dorfschulmeister, ein kleiner vertrockneter Familienvater, der ihm vom ersten Tage an Feindschaft geschworen, und dem das reichlich genossene Gute jetzt Muth gemacht hatte, ihm das Unpassende seines Benehmens vorhielt.

Thorkild Müllers einzige Antwort an jenem Abend hatte darin bestanden, daß er voll ausgelassener Lustigkeit den Schulmeister gleich einem Mühlrad durch die Luft geschwenkt hatte, so daß Kuchen, Aepfel, Cigarren und Zucker in großen Mengen aus den geräumigen Hintertaschen des Unglücklichen herausgekollert waren. Dadurch hatte er für dies Mal die Lacher auf seiner Seite gehabt.

Aber trotzdem kam seit jenem Tage in das geheimnißvolle Zucken um seine langen, blauen Lippen und in die Art und Weise, wie er von Zeit zu Zeit das eine Auge listig zusammenkniff und die baumwollartigen Brauen plötzlich hob oder senkte, ein gewisses Etwas, welches darauf schließen ließ, daß er anfing zu begreifen und aufmerksam zu werden.

Dann konnte sein Antlitz wohl einen sonderbar tückischen Ausdruck annehmen — so wie bei einem richtigen Bären, der sich, nachdem er unerwartet einen Schlag in's Gesicht bekommen und in Folge dessen ein wenig geniest hat, hinterlistig auf die Hinterbeine hebt, während sein guter, freundlicher Bärenverstand bei sich selber denkt: nur nicht so hitzig, ihr lieben Leute! Damit wollen wir schon fertig werden.

Seit dieser Zeit ward es ein wahres Vergnügen für ihn, in der Gegend umher zu streifen und die Leute mit seinem fürchterlichen Gelächter fast um Sinn und Verstand zu bringen, seinen wilden Kopf in jedes zweite Haus zu stecken und die des Weges daher Ziehenden in seiner stürmischen Weise anzureden.

Ohne sich selbst über den Grund klar zu sein, hielt er es mehr und mehr für seine Aufgabe, den Buhleklaas (das Schreckbild) der Gegend zu spielen. Namentlich gewährte es ihm ein sich immer steigerndes Vergnügen, ganz unerwartet in irgend einen sittsamen Pfarrhof hineinzuschneien und

die Damen bei seinem Erscheinen nach allen Seiten auseinanderstieben zu sehen. Die bleiche Wuth seiner lieben Amtsbrüder bei seinem zermalmenden Händedruck, ihr stummer Zorn über seinen derben, collegialischen Schulterschlag genoß er wie einen Leckerbissen. Und wenn er sich mit seinen säuerlich riechenden Schmierstiefeln mitten in's Zimmer gesetzt und eine tüchtige Priese aus dem Tabaksbeutel genommen hatte, wie Einer, der vorläufig nicht daran denkt, sich vertreiben zu lassen, dann begann er regelmäßig mit seinen abscheulichen grönländischen Berichten, die, um einen Ausdruck zu wiederholen, den man gerade dafür angewendet hatte, „einen Schlachter erröthen machen" mußten.

Schließlich saß man auf allen Pfarrhöfen in der Runde buchstäblich den ganzen Winter in einer ewigen Angst vor dem „Bären" da. Wenn es verlautete, daß er „auf Nahrung ausgegangen sei" — wie er es selber geradeheraus bezeichnet hatte, — konnten die Damen förmlich zittern, sobald sie hörten, daß sich Jemand auf der Diele den Schnee abschüttelte. Und mit Angst und Grauen hielten sie sich die Nase zu, wenn sie nur daran dachten, wie es zum Sommer werden sollte, wo er — seiner eigenen Aussage zufolge — alle seine acht Grönländerkinder erwartete!

Die Erbitterung gegen ihn und der Abscheu vor ihm stieg mit jedem Tage. Und als er schließlich bei einem Predigerconvent, zu dem alle Geistlichen der ganzen Harde versammelt waren, plötzlich nach Beschluß der Discussion sein fürchterliches Antlitz auf der Rednerbühne zeigte und von dort aus seine gewöhnlichen grönländischen Geschichten zu erzählen begann, — in einer Sprache und in einem Ton, daß der Vorsitzende ihm schließlich das Wort entziehen mußte, — da beschloß man einstimmig, dem Aergerniß jetzt ein Ende zu machen; es war ganz nothwendig, ernsthafte und kräftige Verhaltungsmaßregeln zu ergreifen; man konnte diesen unerlaubten Zustand, der ein Schimpf und eine Schande für den ganzen Stand war, nicht länger dulden.

Die Sache hatte aber einen Haken: Thorkild Müllers Gemeinde hatte ihn allmählich lieb gewonnen.

Als der erste Schrecken sich gelegt hatte, entdeckten sie nämlich, daß sich hinter diesem merkwürdigen Aeußeren und diesem sonderbaren Wesen ein Mann verbarg, der sie verstand, wie bisher kein Pfarrer sie verstanden hatte, — ein Mann, dem die Gefühle, die in ihnen sich regten, nicht fremd waren und an den sie sich daher mit ihren kleinen Leiden und großen Sorgen wenden konnten, wie an ihresgleichen.

Er konnte zu ihnen in die Hütten kommen, als gehöre er mitten unter sie, konnte in aller Gemüthlichkeit an ihrem Tisch Platz nehmen und seinen Hunger nach Herzenslust an ihrer täglichen Kost stillen, konnte einen Schnaps mit ihnen trinken, ohne verlegen zu werden, selbst auf die saftigen Scherze eingehen und sich als Vierter in einer Stube befinden, ohne sofort einen Vortrag zu halten oder eine Predigt zu beginnen. Ihre Kranken und

Sterbenden übersättigte er — aus guten Gründen — nicht mit unverständlichen Bibelsprüchen und hochtrabenden Erklärungen, aber er setzte sich still auf den Rand des Bettes und sprach natürlich und besänftigend mit ihnen, las ihnen ein Stück aus der Bibel oder ein paar Gesangverse vor und sorgte im Uebrigen nach besten Kräften dafür, ihre Schmerzen zu lindern und ihren Sinn leicht und vertrauensvoll zu machen.

„Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen," pflegte er bei solchen Gelegenheiten zu sagen. „Ihr habt ja nicht so etwas Fürchterliches gethan, wie? Und wenn Ihr es gethan habt, so bin ich überzeugt, daß Ihr es jetzt bereut. Der liebe Gott ist wirklich kein solch alter Murrkopf, der Alles so genau an die Tafel schreibt. Ihr sollt sehen, er ist gut und freundlich und wird Euch liebevoll aufnehmen."

Auch konnte es ja — selbst von Thorkilds bittersten Feinden — nicht geleugnet werden, daß wirklich Leben und Bewegung in die todten Massen der Söbyer Gemeinde gekommen war, die sonst von Alters her unter den amtsuchenden Pfarrern wegen ihres geringen Sinnes für Alles, was außerhalb des Bereiches ihres irdischen Wohlergehens lag, arg in Verruf gestanden hatte. Diese Leute, die bis dahin für ihre Seligkeit genug zu thun glaubten, wenn sie an dem festgesetzten Tage ihren Zehnten an die Kirche zahlten und an den drei Hauptfesten des Jahres erschienen und opferten, auch ihre Kinder zur Taufe und zur Confirmation in das Haus des Herrn geleiteten, — die begannen nun — es ließ sich nicht leugnen — in immer wachsenden Schaaren in die Kirchen zu strömen, die früher wegen Mangels an Zuhörern oft mehrere Sonntage hinter einander geschlossen gewesen waren.

Und wenn dann Thorkild Müller — mit seinem selten ganz sauberen Priesterkragen — die Kanzel bestieg und gleich auf seine joviale Weise begann: „Guten Tag, meine Freunde! Da habt Ihr mich wieder! Herrliches Wetter — aber kalt, was? — — Na, dann sollte ich Euch heute übrigens wohl Etwas davon erzählen, wie Jesus zu der Wittwe kam — wie hieß sie doch gleich? — na, das kann ja auch gleichgültig sein — — obgleich, wartet mal! Laßt mich doch einmal nachschlagen; es ist doch am Ende ganz interessant zu wissen, wie die Dame eigentlich hieß" — — dann kam Leben in die vielen wohlgenährten Gesichter, man spitzte die Ohren, und nicht ein einziger Satz ging ihnen verloren. Zuweilen konnte er im Laufe der Rede so humoristisch werden, daß die Kirche von Gelächter widerhallte. Zu anderen Zeiten aber konnte er selber so ergriffen sein, daß ihm die hellen Thränen in den Bart hinein fielen.

Schließlich strömten die Leute aus ganz anderen Gemeinden in seine Kirchen, und man fing an, Gefallen an dieser Art von Gottesdienst zu finden. Und da kannte die Erbitterung seiner Amtsbrüder keine Grenzen.

Selbst ein zu den Grundtvigianern zählender benachbarter Pfarrer, der den Nachsichtigen spielte und ihn deswegen mehr als einmal in Schutz

genommen hatte, fing jetzt an, zu der Erkenntniß zu gelangen, daß dies denn doch zu arg war, daß das Maß jetzt voll sei; jetzt dürfe man keinen Augenblick mehr zögern, sondern müsse allen Ernstes zu Werke gehen, um diesem unerhörten Skandal Einhalt zu thun.

VIII.

Um diese Zeit war es, daß der Gemeinde das kleine Stück Hochehrwürden, Herr N. P. Ruggaard, zertheilt wurde.

Sein Erscheinen war die Folge eines in sehr freundschaftlicher Form abgefaßten Befehls des kleinen diplomatischen Bischofs, welcher seine guten Gründe hatte, nicht zu hart gegen einen früheren Kameraden vorzugehen, der sein Jugendleben aus bester Quelle kannte. „Auf Grund der nicht gewöhnlichen Ausdehnung der Pfarre und wegen des vorgerückten Alters des Herrn Pfarrers" — hieß es schonend in dem Schreiben, während der Bischof in seinem stillen Sinn und mit einem offenen Blick für Herrn Ruggaards besondere Eigenschaften zuversichtlich dachte: Ein Uebel wird am besten durch ein anderes vertrieben.

Thorkild Müller grübelte lange über diese vielen sorgfältigen Umschreibungen und glatten Redensarten nach, bis ihm allmählich klar wurde, was eigentlich dahinter steckte.

Er begriff, daß seine lieben Amtsbrüder wieder einmal die Finger im Spiel gehabt hatten, und daß sie ihn durch diesen Schritt hinterrücks zu vertreiben gedachten. Als aber der „Meuchelmörder" — wie er ihn sofort benamste — endlich eintraf und Thorkild zum ersten Mal dies kleine, bleiche, bebrillte Individuum aus dem Fußsack und Reisemantel herauskriechen und sich als seinen Kaplan vorstellen sah, da mußte er aus vollem Halse lachen.

Es kam ihm so urkomisch vor, daß man ihm dies kleine Männchen auf den Hals schickte. Er mußte gleich in das Dorf hinaus und den Freunden von diesem gefährlichen Mörder erzählen!

Indessen begann dieser, sich unangefochten und unverzagt in den oberen Zimmern einzurichten und seine ganze Wagenladung von Kasten, Kisten und Koffern, die er mit sich führte, auszupacken. Er breitete einen warmen Teppich über den Fußboden, hängte eigenhändig neue geblümte Gardinen vor die Fenster, brachte seine vielen, gutgehaltenen Pfeifen in einer Reihe an der Wand und eine Christusfigur aus Gips über dem Schreibtisch an. In eine Ecke stellte er seinen Tabaksvorrath (zwei ganze Tonnen und eine Kiste Cigarren), und über dem Bett befestigte er ein selbstleuchtendes Kreuz mit einer biblischen Inschrift.

Mit besonderer Vorliebe verweilte er bei der Aufstellung seiner Bücher, die er eins nach dem andern sorgfältig abstäubte, bevor er sie vorsichtig in dem Bücherbord anbrachte. Es waren größtentheils alte, werthlose Sachen,

die er pfundweise von einem Trödler gekauft hatte, um damit zu füllen, und als er mit seiner Arbeit fertig war, bedeckten sie auch beinahe eine ganze Wand, genau so wie in dem Studirzimmer des Bischofs.

Mit einem Bilde des Letzteren in Glas und Rahmen hatte er sich auch versehen und es über dem Sopha an einem in die Augen fallenden Platz zwischen Luther und Melanchthon angebracht.

Ueberhaupt fehlte ihm Nichts; er hatte einen grünen Lampenschirm, ein kleines Bündel Fidibusse, einen Wachsstock und zwei kleine Blumenvasen aus Porzellan, ja sogar einen Spucknapf und eine kleine Decke, unter die Wasserflasche zu legen, hatte er mitgebracht.

Als endlich Alles an seinem Platz war, hüllte er sich in seinen grauen Schlafrock, setzte sich auf einen Stuhl mitten in das Zimmer und ließ den Blick langsam beschaulich durch das Zimmer schweifen, — wie Jemand, der der Verwirklichung eines langgehegten Traumes am Ende einer langen, mühseligen Bahn gegenübersteht, nachdem er es fast aufgegeben hatte, sie jemals glücklich zurückzulegen.

Kaplan Ruggaard hieß ursprünglich in aller Bescheidenheit Niels Peter Madsen und war der Sohn eines wohlhabenden Bauers aus einer fetten ostjütischen Gegend. Schon bei der Vorbereitung zur Confirmation hatte der Pfarrer ganz ungewöhnliche Anlagen in ihm zu entdecken vermeint.

Mit dem fünfzehnten Jahre wurde er deswegen auf das Gymnasium der Provinzstadt gesandt und hatte hier die erste Veränderung mit seinem Namen vorgenommen, indem er ihm den Namen seines Geburtsdorfes, Ruggaard, hinzufügte. Später hatte er ihn einem Tauschproceß unterworfen, aus Rudgaard-Madsen war erst Madsen-Rudgaard und dann Niels Peter M. Rudgaard oder einfach N. P. M. Rudgaard geworden, bis er endlich das beschwerliche Madsen völlig bei Seite ließ und nur den Namen Ruggaard bewahrte.

Eine ganz entsprechende Verwandlung war gleichzeitig mit seiner Person vor sich gegangen. Der kleine, rothwangige, vierschrötige Bauernjunge mit den klaren Augen war allmählich bleich und fett geworden; der große, runde Kopf war tiefer zwischen die Schultern versunken, und die großen, farblosen Augen starrten mit einem stechenden Blick um sich. Nur die breite Sprache hatte er bewahrt als unvermeidliche Erinnerung an den Stand, aus dem er hervorgegangen war. Und wie er so zusammengebrochen dasaß in seinem grauen Schlafrock, mit dem flachsblonden, ganz kurz geschnittenem Haar, der großen, runden Brille, der breiten, flachen Nase und der völlig blutlosen Haut, glich er einem jener bleichen, lichtscheuen Würmer, die sich überall sofort einfinden, wo die Fäulniß beginnt, und die durch ein Mikroskop gesehen Einem mit ein Paar großen, dummen, gierigen Hornaugen entgegenzustarren scheinen.

Obwohl Kaplan Ruggaard von Seiten seiner Vorgesetzten nicht das Allergeringste angedeutet worden war, hatte er doch eine deutliche Vorstellung

von seiner vorläufigen Aufgabe hier in der Gemeinde und von dem, was man von ihm erwartete.

Er sah gleichzeitig ein, daß sich ihm hier eine bequeme Gelegenheit eröffnete, die Gunst seiner hohen Vorgesetzten zu erwerben und zum Nutzen der Kirche und ihres Ansehens zu wirken; er hatte schon im Voraus gründlich erwogen, wie sich diese beiden Bestrebungen am besten vereinigen ließen und von welcher Seite die Sache am erfolgreichsten in Angriff zu nehmen war.

Er war klug genug, um einzusehen, daß er einer Bevölkerung gegenüber, die schon so tief in die Verblendung versunken war, mit aller Vorsicht vorzugehen habe, falls es ihm vergönnt sein sollte, ihre Augen zu öffnen und sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Deswegen begann er seine Mission auch, indem er sich den einflußreichen Leuten der Gegend als Pastor Müllers wahrer Freund und aufrichtiger Bewunderer vorstellte und gleichzeitig durch seine ländliche Abstammung, seine breite Sprache und sein ungekünsteltes, einfaches Auftreten in Müllers eigenem Stil ihre Herzen zu erobern und ihr Zutrauen zu gewinnen suchte.

Erst ganz allmählich wagte er es, und auch dann erst unter vier Augen und in den vorsichtigsten Ausdrücken, mit seinen Vorwürfen zu beginnen.

Aber die dummen Leute wollten ihn gar nicht verstehen, wenn er so hin und wieder im Laufe des Gesprächs eine kleine Mine springen ließ, indem er durch irgend eine, gleichsam zufällig hingeworfene Bemerkung, ein mitleidvolles Achselzucken oder ein schwermüthiges Kopfschütteln ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und sie zum Nachdenken zu veranlassen suchte. Und wenn er dann schließlich in seiner Ungeduld ihnen gerade heraus begreiflich zu machen suchte, daß ihr lieber Pastor Müller trotz seiner vielen vortrefflichen Eigenschaften, die er, Kaplan Ruggaard, vollauf zu schätzen wisse, doch leider an einer bedauernswerthen Schwäche, einer sehr traurigen Kräfteabnahme litt, die man ja nicht länger zu verbergen im Stande sei, — daß er, ganz offen gestanden, den vollen Gebrauch seiner fünf Sinne nicht mehr habe, und daß nur ein großer Irrthum, eine Kette von Mißverständnissen ihn der Gemeinde auf den Hals geschafft habe, — da lächelten die Bauern nur auf ihre verschmitzte Art und Weise und meinten, Müller sei gut genug, so wie er wäre, wenigstens wollten sie ihn gar nicht besser haben, im Gegentheil, sie seien dankbar dafür, daß sie gerade ihn bekommen hätten.

Das Aergerniß, das Thorkild Müller den Hochehrwürden rings umher gegeben, hatte durchaus nicht abschreckend auf seine Gemeinde gewirkt, im Gegentheil, sie betrachteten ihn mit stets wachsendem Stolz, je mehr Widerstand und Aufsehen er erregte.

Und als sie die Verfolgung gewahrten, die von Seiten seiner Amtsbrüder immer offener gegen ihn betrieben wurde, da schlossen sie sich noch

enger, ja beinahe begeistert an ihn an, denn sie fühlten, daß das eine Sache war, an der auch sie ihren Antheil hatten, und die sie nicht im Stich lassen dürften. Es mochte kommen, was da wolle, — sie wollten zeigen, daß sie ihren alten Freund zu schützen vermochten, daß sie durch Dick und Dünn mit ihm gingen.

Kaplan Ruggaard schäumte vor verbissener Wuth.

Er hatte vermeint, einen leichten Sieg über diesen unwissenden Grönländer davonzutragen, der Nichts weiter wußte als seine drei Glaubensartikel und auch diese nicht einmal fehlerfrei. Aber die dummen Menschen lachten ihm gerade in's Gesicht, wenn er ihnen von seinen Studien und seinem Universitätsleben erzählte; sie bezeugten nicht den geringsten Respect vor seinen vorzüglich bestandenen Examina und ließen sich nicht durch seine große Büchersammlung imponiren, wenn sie ihn ein seltenes Mal mit ihrem Besuch beehrten.

Schließlich waren sie beinahe so weit gekommen, daß sie ihn, angesteckt durch Müllers Beispiel, mit Ueberlegenheit behandelten, ja, sich sogar auf seine Kosten lustig machten. Sie nannten ihn geradeswegs „Herr Madsen", nur um ihn zu ärgern. Auch Pastor Müller machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihn mit diesem ihm so verhaßten Namen anzureden, ja bei einer Versammlung, wo viele Leute zugegen waren, hatte er ihn öffentlich als seinen hochverehrten Vorgesetzten, Herrn Bischof Madsen, vorgestellt.

Ueberhaupt war Thorkild Müller in letzter Zeit noch weit unbändiger geworden als früher. Durch den stets wachsenden Anhang der Bauern gestützt, gleichsam neue Kräfte aus jeder Verhöhnung, jedem Widerstand schöpfend, den er erregte, und mit einem stets klareren Blick für die Art und Weise des Kampfes, den er — ohne es selber zu wissen — entfesselt hatte, schritt er in seinem Uebermuth auf der einmal betretenen Bahn weiter, ohne sich anfechten zu lassen.

Tag für Tag verbreiteten sich die schrecklichsten Gerüchte. Und in seinem ohnmächtigen Zorn schrieb Kaplan Ruggaard sie allesammt gewissenhaft nieder, in der sicheren Zuversicht, daß die Gerechtigkeit und die heilige Sache doch schließlich den Sieg davontragen mußten.

Bald erzählte man, daß Pastor Müller in das Haus einer berüchtigten Wittwe draußen auf dem Felde eingekehrt sei, wo er sich mehrere Stunden aufgehalten habe, — bald, daß er einen ganzen Nachmittag im Kruge gesessen und Bier und Branntwein mit ein paar versoffenen Holzarbeitern, dem Schrecken der ganzen Gegend, getrunken habe.

Das Unglück aber wollte, daß die Frau seit jenem Tage einen guten sittlichen Lebenswandel führte. Und was die beiden Holzarbeiter anbetraf, so sah man sie eines Sonntags, nicht gar lange nach diesem Vorfall, zum Erstaunen Aller in der Kirche, wo sie sehr still und andächtig saßen und der Predigt wie dem Gesange lauschten.

Einmal wurde Thorkild Müller zu einem alten sterbenden Manne gerufen, dessen Leben nicht gerade sehr exemplarisch gewesen war, und der namentlich niemals einen Fuß in die Kirche gesetzt hatte, weil er, wie er selber sagte, „niemals anständiges Zeug gehabt". Er hatte nun den Pfarrer holen lassen, um sich ein wenig über das Leben nach dem Tode zu orientiren, und Müller hatte dann angefangen, zu erzählen, was er selber davon halte.

Als Thorkild geendet hatte, lag der Mann eine Weile da und sann, dann fragte er:

„Ja, aber — erhalten wir denn dort oben weder Essen noch Trinken?"

Dies mußte Müller verneinen.

„Und es giebt dort weder Frauen noch Bräute?"

„Nein — im Himmel heirathet man nicht."

„Giebt es denn auch keinen Kautabak?"

Und als Müller auch dies verneinen mußte, wandte der Kranke das Gesicht der Wand zu, als wollte er sagen, daß er sich aus dem Himmelreich Nichts mache.

Müller, der diese Bewegung sah, wurde nachdenklich und starrte lange zu Boden.

Plötzlich erhob er den Blick und sagte, es sei Alles Unsinn, was er vorhin erzählt habe, denn im Himmel bekäme gerade ein Jeder das, was er sich wünsche. Und um ihm seine Gedanken so recht verständlich zu machen, setzte er ihm genauer auseinander, wie man überhaupt droben im Himmel nur Etwas zu wünschen brauche, dann stehe es sofort da. Falls er also Hunger empfände, würde sofort ein Tisch voll der schönsten Gerichte für ihn gedeckt stehen, unter denen er selber wählen könne. Falls er Sehnsucht nach einer Frau habe, würde sogleich eine neben ihm stehen. Ja, selbst wenn er wirklich Verlangen nach Kautabak empfinden sollte, so würde ihm der liebe Gott selber mit Freuden ein Ende reichen, denn Er könne es nicht über's Herz bringen, seinen lieben Kindern einen Wunsch zu versagen, waren sie doch im Glauben an ihn und an seine Vatergüte gestorben. Sein einziger Wunsch sei, daß sich Alle heimisch bei ihm fühlen sollten.

Nach dieser Erklärung wandte sich der Mann abermals zufrieden und beruhigt um. Dann faltete er seine Hände und empfing das heilige Sacrament. Bald darauf entschlief er sanft und selig im Glauben seiner Väter.

Als aber diese Geschichte bekannt wurde, erhob sich ein Zetergeschrei. Den lieben Gott wie einen gewöhnlichen Schankwirth und das Heim der Seelen als schmutzige Kneipe darzustellen, — das überstieg denn doch alle Grenzen!

Der Propst setzte sich sofort hin, um in einem vertraulichen Schreiben dem Bischof Mittheilung von dem Vorgefallenen zu machen. Er erwähnte

gleichzeitig des Besuches bei der übel berüchtigten Frau und der Zecherei im Kruge mit den Holzarbeitern und schloß mit dem Ausspruch, daß man nach Alledem zu der Schlußfolgerung kommen müsse — die, wie in Parenthese bemerkt wurde, sowohl in der Gemeinde wie außerhalb derselben ganz allgemein gezogen werde — daß Pastor Müllers geistige Fähigkeiten nicht mehr ungeschwächt seien, daß er an einer bereits hochgradig entwickelten Seelenstörung leide.

Außer diesem einen liefen noch mehrere Schreiben ganz ähnlichen Inhaltes ein.

Schließlich schlug der Bischof ungeduldig mit der Faust auf den Tisch und faßte einen endgültigen Beschluß: er meldete seine Ankunft.

IX.

Da entstand eine Bewegung in den Pfarrhöfen rings umher.

Endlich — — Endlich! meinte man und rieb sich vergnügt die Hände. Man wußte nur zu gut, was dies plötzliche Erscheinen des Bischofs zu bedeuten habe.

Aber auch Thorkild Müller war allmählich so klug geworden und hatte eine solche Uebung im Buchstabiren und Zusammenlegen bekommen, daß es ihm schnell klar wurde, was der eigentliche Grund hierzu war.

Er begriff, daß dies der einleitende Schritt zu einem Versuch war, der darauf hinausging, ihn allen Ernstes zu fällen, — ihn geradezu aus seinem Amte zu entsetzen. Aber er ließ sich nicht abschrecken. Dies Mal wollte er einmal die Faust ballen, so daß sie ihren Obermann kennen lernen sollten!

Er war so erfüllt hiervon wie von den vielen Plänen, die sein Gehirn durchkreuzten, daß er den Schreck oder vielmehr die Beklemmung nicht bemerkte, welche diese plötzliche und unerwartete Anmeldung des Bischofs im ersten Augenblick an einzelnen Stellen in der Gemeinde verursachte.

Nun war die ganze Begebenheit freilich auch auf eine Art und Weise in Scene gesetzt, die offenbar den Zweck hatte, von vornherein abschreckend auf die Bevölkerung zu wirken. Kaplan Ruggaard und der Dorfschulmeister eilten mit bedenklichen und geheimnißvollen Mienen umher, als sei etwas Entsetzliches im Anzuge. Man erzählte sich, daß die sämmtlichen Schulen der Gemeinde inspicirt und alle Schulkinder scharf verhört werden sollten, daß die Kirchen, der Kirchhof, wie überhaupt alle die Kirche und Schule betreffenden Verhältnisse genau untersucht werden sollten, ja das Gerücht wollte sogar wissen, daß der Bischof das Erscheinen der fünf letzten Jahrgänge der Confirmanden in der Kirche verlangt habe, damit er sie examiniren könne.

Thorkild Müller selbst war voll strahlenden Muthes; wohl nie zuvor war er in so ausgelassener Laune gewesen wie in diesen Tagen. Er hatte

seine Pläne im Kopf fertig und hatte sich schon in aller Stille auf die Hinterbeine gesetzt, um dem Anschlag des Bischofs mit einem Trumpf zu begegnen, der alle seine lieben Amtsbrüder in die wildeste Raserei versetzen sollte.

Am Sonntage, ehe der Bischof erwartet wurde, ließ er von der Kirche verkünden, daß in Zukunft, so lange er Pfarrer sei, alle die Zehntelabgaben fortfallen sollten, ebenso auch die Opfer und dergleichen von nun an nicht länger angenommen werden würden, sondern zum Besten der Gemeindearmen zu verwenden seien. Er wußte, daß dies der wunde Punkt seiner Amtsgenossen war, und er war stolz auf seinen Entschluß, mit dem er sich übrigens bereits lange getragen hatte.

Um sich zu vergewissern, daß auch Alles nach seiner Vorschrift ging, wohnte er persönlich der Vorlesung des Schullehrers vor der Kirchenthür bei. Und als sie beendet und sich alle Gesichter fragend zu ihm wandten, sagte er:

„Nun, meine Freunde! Habt Ihr es also verstanden?“ — worauf er sich mit seinem ohrenbetäubenden Gelächter entfernte.

Er hatte ein unbezwingbares Bedürfniß, sich Luft zu machen, und als er nach Hause gekommen war und seinen Talar abgeworfen und eine tüchtige Portion Kohlsuppe gegessen hatte, griff er hastig nach seinem Eichenknittel und seiner Pelzmütze, pfiff seinen Hunden und machte dann einen mehrstündigen Spaziergang über die Hügel um das Moor herum bis nach den am Meere gelegenen Höhen.

Es war ein Tag zu Anfang April. Der Schnee war geschmolzen, und hie und da lugten die frischen grünen Keime aus der schwarzen Erde und den winterbleichen Gras- und Roggenäckern hervor, die sich in langen, schmalen Streifen über die Hügel hinzogen, von Feuchtigkeit glänzend. Ueber der ganzen üppigen, sanft wellenförmigen Gegend ruhte ein leichter, wogender Nebel von fruchtbarer Feuchtigkeit, der sich unten über dem Moore so verdichtete, daß die Sonnenstrahlen ihn nicht zu durchdringen vermochten. Alles lag da und träumte gleichsam lächelnd den letzten fliehenden Winterschlummer, glücklich und erwartungsvoll — bereit, an jedem Tag und zu jeder Stunde die hundertfältigen Blumenaugen zu öffnen, sobald nur die Sonne Macht erhielt und alle Nebel weichen wollten.

Thorkild Müller ging raschen Schrittes über die aufgeweichten Feldwege, er steckte seinen Wanderstab fest in den Erdboden, schüttelte die Mähne und schnob förmlich vor Kampflust.

Er hatte die Mütze vom Kopf genommen, um seine Stirn zu kühlen, die warm war von der Unmenge von Gedanken und Plänen, die hinter ihr gährten und sich tummelten. Seine Gesichtsmuskeln, seine Arme und Schultern waren in unaufhörlicher Bewegung. Bald zog er eine große Braue ganz über's Auge herab, bald zog er sie plötzlich beide mit einer fürchterlichen Gesichtsverzerrung bis ganz an den Scheitel hinauf. Bald

stand er still und focht mit den Armen in der Luft umher, bald setzte er die Mütze wieder auf und lachte.

Er wußte, daß dies der entscheidende Schlag werden würde, ein weit ernsterer als alle anderen. Er ergötzte sich schon in Gedanken an dem einstimmigen Schrei, den nach dem Vorgefallenen seine lieben Amtsbrüder gegen ihn erheben würden. Er sah sie Alle bis auf den kleinen, feinen Bischof, seinen eigenen alten Kristoffer Birch — wie sie sich unter dem Schlag seiner Bärentatzen krümmen und wenden würden. Sie aber sollten endlich einmal allen Ernstes begreifen, daß sie wirklich einen Bären zwischen die Schafheerde gesetzt hatten.

Dieser letzte Einfall sagte ihm in dem Grade zu, daß er abermals mitten auf einem Berge stehen bleiben und sein gewaltiges Gelächter über die Gegend hinschallen lassen mußte. Er mußte der starken Spannung, in der er sich befand, Luft machen. Er empfand gleichsam ein Bedürfniß, seine furchtbare Stimme reinigend über diese weiche, ruhig schlummernde, nebelverschleierte Natur dahinrollen zu lassen, die ihm wie ein Bild des thatenlosen, leeren, unwirksamen Traumlebens seiner eigenen Natur erschien.

Und während er seine Wanderung fortsetzte, arbeiteten seine Gedanken sich in eine immer wildere Gährung hinein. — Er fühlte sich als Mittelpunkt eines mächtigen Kampfes, gestützt auf das große, unterdrückte Volk, das angefangen hatte, zu erwachen, und das sich in immer größeren, stärkeren Schaaren um ihn sammeln würde. Es wimmelte vor seinem geistigen Auge vor winzig kleinen, putzigen Pfarrergestalten, die mit drohenden Geberden und geballten Fäusten gegen ihn anschrieen und riefen. Und indem er diese schwarzen, weißbekragten Schaaren weiter und weiter dem stahlgrauen, aufbäumenden Meer zugedrängt werden sah, das sich dort hinten unter dem Fuß der Hügel mit seinem weißen Brandungsstreifen erstreckte, kam eine Minute lang derselbe wilde Glanz in seine Augen, dieselbe plötzliche Gluth über seine Wangen, wie sie sich in alten Tagen bei den heißen Rennthierjagden dort oben auf den weiten Hochebenen unter dem Inlandseise Grönlands in ihm entzündet hatte. — —

Als er am Nachmittage in seine Höhle zurückkehrte, gab er, seiner Gewohnheit gemäß, dem Kaplan durch Klopfen an die Zimmerdecke ein Zeichen. — Nun wollte er sich doch mit seinem eigenen kleinen Hochehrwürden einen tüchtigen Spaß machen!

Aber außer den gewöhnlichen Filzschuhen hörte Thorkild Müller zu seiner Verwunderung eine ganze Anzahl schwerer Stiefeln sich dort oben über den Fußboden bewegen, — langsam durch das Zimmer wandern, die in das andere Ende des Gebäudes hinabführende Treppe hinabschleichen, worauf mehrere Thüren geöffnet und wieder geschlossen wurden, bis seine eigene sich endlich aufthat und Kaplan Ruggaard feierlich eintrat, gefolgt von drei der reichsten und mächtigsten Bauern der Gemeinde.

Zwei derselben waren große, kräftige Gestalten, mit breiten, rothen Gesichtern und dunklem, glattem Haar, das nach hinten zu ganz gerade wie nach einem Lineal über die glänzenden, vollen, wohlrasirten Nacken abgeschnitten war. Es waren die beiden bekannten reichen Brüder Antonson, die von Anfang an zu Thorkild Müllers kräftigsten Stützen gehört hatten, und die überhaupt als eine Art Führer für die Leute dort in der Gegend betrachtet wurden.

Der Dritte dagegen war klein und unansehnlich und hatte einen eingeschüchterten Ausdruck in den kleinen, unruhigen Augen, mit denen er aufmerksam jede Bewegung der beiden Anderen verfolgte, wie er sich überall bemühte, sie in Bezug auf Haltung und Ausdruck des Gesichts nachzuahmen.

Sie waren Alle in ihren sonntäglichen Flauschröcken und sahen ernsthaft und nachdenklich aus. Die weiten, faltigen Beinkleider fielen ein langes Ende über die stumpfschnauzigen, blankgeputzten Stiefel, und auf diese starrten sie nun alle Drei, nachdem sie hinter Kaplan Ruggaards Rücken das Zimmer betreten hatten.

„Was zum Teufel!“ rief Thorkild Müller aus, verwundert von dem Einen zum Andern hinüberblickend, „habt Ihr Audienz bei Seiner Hochehrwürden gehabt, Freunde?“

„Ja, die Herren haben das Vertrauen zu mir gehabt,“ erwiderte der Kaplan mit einer Stimme und einem triumphirenden Lächeln, das den Pfarrer noch mehr verwirrte.

Aber keiner der Bauern blickte auf, dagegen suchten sie sich Einer nach dem Andern stillschweigend einen Sitzplatz, die beiden Brüder auf dem Wachstuchsopha neben der Thür, das kleine Männchen auf der Kante eines Stuhles dicht daneben, genau in derselben Stellung wie die Anderen, den rechten Arm auf das entsprechende Knie gestützt, den Kopf ein wenig schief und die linke Hand in die Seite gestemmt.

Kaplan Ruggaard blieb an der Thür stehen, von wo aus er mit vor Freude zitterndem, schadenfrohem Blick über die Brillengläser hinweg Pastor Müllers Aussehen scharf beobachtete.

Endlich brach der eine der Brüder das lange, drückende Schweigen, indem er, ohne aufzublicken, und mit ziemlich unsicherer Stimme begann:

„Na, wir sollen also unseren Zehnten nicht bezahlen, Müller?“

Thorkild, der mit gespreizten Beinen, die Hände in die Seiten gestemmt, mitten im Zimmer stehen geblieben war und mit steigender Verwunderung bald den Einen, bald den Andern angesehen hatte, drehte sich nun auf dem Absatz herum und rief:

„Aha! — Also das ist es, Leute! — — Nein, Kinder, natürlich sollt Ihr den Zehnten nicht bezahlen, wenn ich es gesagt habe. Das könnt Ihr doch wohl begreifen. Was zum Teufel sollt Ihr das dumme Geld bezahlen? Welcher Sinn liegt wohl darin? Nicht der geringste — — nicht der geringste, Kinder! Das kann ich Euch versichern!“

Die Bauern erhoben den Blick von ihren Mützen, die sie eifrig zwischen den Fingern drehten, und schielten zu einander hinüber, während Müller hastig mit großen, dröhnenden Schritten im Zimmer auf und nieder ging, um ihnen seine Ansicht auseinanderzusetzen.

Es sei nicht der geringste Grund zu der Abgabe des Zehnten vorhanden, sagte er. Weshalb konnte er nicht ebensogut von seinem Gehöft, dem Pfarrhof, leben, wie sie von dem ihren? Der seine war sogar größer, hatte besseren Grund und Boden und war mit weniger Abgaben belastet. Der Zehnte war überhaupt nur so eine alte dumme Sitte aus der Zeit, als der Landbesitz keinen Werth hatte. Jetzt aber hatte sich die Sache geändert. Denkt nur! 70 Tonnen Land, wohl bestelltes, schuldenfreies Land ohne Abgaben! — Und wem gehörte denn im Grunde dieser Grund und Boden? Er war ja seiner Zeit den Bauern fortgenommen, als diese ihren Ackerbau gemeinsam betrieben, wodurch sie eine hinreichende Bezahlung für die Arbeit gegeben hatten, die der Pfarrer für sie verrichtete.

Er wurde immer eifriger und merkte in Folge dessen nicht, wie die Bauern einmal über das andere mit einem finsteren, gleichsam scheuen Blick zu ihm aufsahen und dann dem Kaplan leise zunickten, der, seine naßkalten Hände über dem Schlafrock gefaltet, den Kopf sanft auf die Seite geneigt, mit einem frommen Lächeln an der Thür stand, als wollte er antworten: „Liebe Freunde, hab' ich's Euch nicht gesagt?"

Als Thorkild Müller endlich innehielt, sahen die Bauern wieder in ihre Mützen hinunter, und es entstand abermals ein langes, drückendes Schweigen.

„Ja aber — der Zehnte," begann der Kleine mit einer pfeifenden Stimme. Weiter kam er jedoch nicht.

„Nun ja — zum Teufel auch," rief Thorkild ungeduldig aus, „habt Ihr mich denn nicht verstanden, Kinder?"

Niemand antwortete. Der Kleine machte einen Anlauf, indem er nach Luft schnappte, — nachdem er aber einen ängstlichen Blick auf die Anderen geworfen hatte, schwieg auch er.

Endlich zog der größte und breiteste der beiden Brüder seine Hosen in die Höhe und sagte, zur Decke hinaufblickend und die Mütze in der Hand hin und her bewegend:

„Es nützt wohl nicht, Müller, daß wir damit anfangen, wir verrennen uns nur!"

„Nein, laßt uns die Sache nur von der vernünftigen Seite ansehen," sagte der andere Bruder.

„Und unsern Verstand gebrauchen," fiel der Kleine mit Nachdruck ein. Auf diese Worte folgte aber eine Stille, und Alle blickten wieder zu Boden, als sei bereits zuviel gesagt worden.

Thorkild Müller stand abermals mit ausgespreizten Beinen mitten im Zimmer, seine starren Augen bald auf den Einen, bald auf den Andern richtend. Dann schaute er den Kaplan an.

„Was hat dies Alles zu bedeuten, Kinder?“ fragte er endlich mit unsicherer Stimme; eine Ahnung dämmerte in ihm.

„Hm!“

„Hm!“

„Hm! — Ja, weiß Gott, es ist Sinn in dem, was der Kaplan sagt. Man kann ja gut auf der rechten Seite sein und doch vorsichtig fahren.“

Diese Aeußerung hatte abermals der größere der Brüder gemacht.

Das kleine Männchen aber wiederholte sie gleich Wort für Wort mit seiner pfeifenden Stimme und sah sich dann stolz um, als habe er es eigentlich gesagt.

Thorkild Müller umklammerte mit beiden Händen den Rücken des großen Lehnstuhls, der neben ihm stand, und hob ihn in Schulterhöhe vom Boden. Das Blut war ihm heftig zu Kopf gestiegen — und mit seiner ganzen Kraft setzte er nun den Stuhl wieder nieder, so daß das Zimmer erdröhnte.

„Was zum Teufel soll das heißen?“ rief er. „Ist dies Scherz oder Ernst? Seid Ihr bei dem Köter dort gewesen“, — er zeigte auf den Kaplan — „um mir in die Quere zu kommen? Heraus mit der Sprache! Ihr sitzet da und murmelt in den Bart. Was ist in Euch gefahren, Freunde? Habt Ihr kein Vertrauen mehr zu mir? oder was soll dies bedeuten? Zum Teufel auch, so redet doch — so redet doch!“

Aber in diesem Augenblick zweifelte keiner der Drei mehr daran, daß der Kaplan Recht gehabt hatte. Dieser Mann konnte unmöglich bei Sinn und Verstand sein. Seine Augen waren so roth geworden, wie die eines Stiers, und er bebte förmlich vor Wuth.

Nach einer Weile erhoben sie sich Alle, um Abschied zu nehmen.

„Ja, das wollten wir nur sagen, Müller!“

„Ja, das wollten wir nur sagen,“ wiederholte der Kleine, der allmählich Muth bekommen hatte und sich der Situation gewachsen fühlte.

Aber noch, als sie bereits gegangen waren, stand Thorkild unbeweglich da und schaute nach der Thür, blickte dann die Wände, sich selbst, das Sopha und die Zimmerdecke an, — als wisse er nicht recht, ob er träume oder wache.

X.

Er sollte indessen nicht lange in Ungewißheit darüber bleiben.

Das Gift des Mißtrauens, das Kaplan Ruggaard heimtückisch und unter den verschiedensten Formen — tropfenweise oder in kleinen Zuckerpillen verborgen — unter die Bevölkerung einzuschmuggeln gesucht hatte, begann endlich seine Wirkung zu zeigen.

Sonst hätte Thorkild Müller seine guten Bauern sicher noch lange an seinem Gängelbande weiter führen können — obwohl einige der Furchtsamen

sich in der letzten Zeit schon häufig mit einer bedenklichen Miene umgeschaut hatten, — daß aber ein Pfarrer den Zehnten nicht annehmen wollte, Geld, auf das er einen gesetzlichen Anspruch hatte, — daß das Wahnsinn war, konnte doch Jeder einsehen!

Und als dadurch erst ein wunder Punkt entstanden war, ein bloßer Fleck für Kaplan Ruggaards Vorstellungen diesen Leuten gegenüber, welche die plötzliche Meldung von dem beabsichtigten Besuch des Bischofs von vornherein empfänglich gemacht hatte, da währte es nicht lange, bis sie Alle zu der Einsicht gelangten, wie weit sie sich eigentlich hatten verleiten lassen, und daß es sicher das Rathsamste sei, — wenigstens vorläufig — sich ein wenig zu besinnen.

Es entstand ein allmählicher, vorsichtiger Rückzug auf der ganzen Linie — und er wurde stärker, je heftiger Thorkild Müller jetzt vorging. Die ganze Woche vor der Ankunft des Bischofs raste er wie ein wildes Thier in den Gemeindedörfern umher, um seine Truppen zu sammeln, die Schwankenden aufzustacheln und die Bewegung auf's Neue zu entfachen.

Aber er fand alle Ohren für seine Drohungen wie für seine Ueberredungen geschlossen. Mit einem Schlage war es ihnen plötzlich klar geworden, daß sie einen verrückten Pfarrer hatten.

An vielen Stellen, wohin er kam, schlichen die Männer heimlich hinaus und verbargen sich in den Ställen, um der Begegnung mit ihm überhoben zu sein, während die Frauen ihn im Wohnzimmer empfangen und ihm zu Munde reden mußten, bis er ging.

An anderen Stellen wollte man ihn garnicht in's Haus lassen, ja hetzte sogar in der Angst die Hunde auf ihn, wenn er mit seinem Eichenknittel, seinen mit dem Schmutz der Landstraße bedeckten Kleidern, seinem struppigen Bart und Haar und dem bleichen vor Erregung verzerrten Gesicht über ihre Schwelle trat.

Selbst einige von den Schülern der Hochschule, welche die Unerschrockenen spielen wollten und sich deswegen gleich voller Kampflust auf die Seite des alten Riesen gestellt hatten, wurden zahmer und zahmer, je näher der verhängnißvolle Tag heranrückte. Und als er endlich anbrach, gab es in der ganzen Gemeinde kaum einen Einzigen, der sich nicht zur Beruhigung seines eigenen Gewissens so weit wie möglich von diesem Manne entfernt hätte, über den Gericht gehalten werden sollte.

Am Abend vorher war es ungewöhnlich still im Dorf. Es hatte fast den Anschein, als wolle man die Götter durch frühes Schlafengehen milder stimmen.

Ein häßlicher, kalter Nebel war bei Sonnenuntergang aus dem Moor aufgestiegen und hatte sich über dem Dorf gelagert, so daß es von allen Dächern und Bäumen tropfte. Alles war schwarz und feucht. Nicht ein einziger Stern erglänzte.

Auch im Pfarrhofe war Alles dunkel.

Nur von Kaplan Ruggaards Giebelstübchen drang ein schmaler Lichtstreif in den Nebel hinaus, dort saß er selber in seinem Lehnstuhl am Schreibtisch, in den grauen Schlafrock gehüllt, mit dem demüthigen, gottergebenen Lächeln, das ihn in diesen Tagen garnicht verließ.

Er starrte durch seine runden Brillengläser unverwandt in die Flamme der Lampe und erblickte vor sich, gleich einer langen Allee, eine tiefe Perspektive, an deren einem fernen Ende er sich selber gewahrte, — den Bauerjungen, den verachteten, lächerlich gemachten Studenten — in Sammetkleidung, im Bischofsornat, das Commandeurkreuz um den Hals.

Und seine Seele füllte sich mit Dank, seine Augen mit frommen Thränen.

Unter ihm, in der „Höhle", wo Alles finster war, und wo der dichte, kalte Nebel sich durch die offenstehenden Fenster wälzte, saß „der Bär".

Er saß mitten im Zimmer auf einem Stuhl, unbeweglich vornübergebeugt, das Antlitz in den Händen begraben, als schlafe er. Todtmüde war er hier hingesunken, nachdem er viele Tage lang keine Ruhe hatte finden können.

Bis zum letzten Augenblick hatte er es nicht glauben wollen, daß wirklich Alles unwiderruflich verloren war.

Viele Stunden hatte er so dort gesessen, ohne sich zu rühren, und die Stille rings um ihn her war so tief, daß selbst die Ratten aus den Löchern in den Ecken mit ihren spitzen Schnauzen hervorguckten und sich unter dem Sopha zu tummeln begannen.

Plötzlich erhob er langsam den Kopf und schaute verwirrt um sich, — dann stand er auf und schleppte sich mühsam bis an das Fenster, wo er regungslos stehen blieb, den Kopf und den Arm gegen die Fensterpfosten gestützt, gedankenvoll in den grauen, eiskalten Nebel hinausstarrend.

Aber wie er so da stand, ging nach und nach eine Veränderung in seinem Aussehen vor sich. Oder war es die Luft, die draußen heller wurde? Der Nebel, der sich lichtete? Es ging gleichsam wie Sonnenschein über sein vergrämtes Gesicht, sein Kopf richtete sich auf, ja schließlich lächelte sein Mund sogar, — wie bei einem Kinde, das im Traum den Weihnachtsbaum erblickt.

XI.

Es kam so, wie es Viele schon am Abend vorher geweissagt hatten.

Der mit so großer Spannung und so viel Angst erwartete Feiertag brach an und brachte den Frühling mit sich.

Gerade als vom Kirchthum herab zum ersten Male der Gottesdienst eingeläutet wurde, zu dem der Bischof seine Ankunft gemeldet hatte, zertheilten sich die kalten Nebel, und die Sonne brach mit ihrem freundlichsten Lächeln durch die Wolken, als wolle der liebe Gott selber dabei sein und seinen Segen auf dies Versöhnungsfest legen.

Von allen Landstraßen und aus allen Dörfern kamen Landleute, ihren Weg zwischen den lichtgrünen, feuchtglänzenden Aeckern nehmend, über welche sich der liebliche Gesang der Lerche mit dem Erz der Kirchenglocken wie zu einem einzigen, jauchzenden „Lobet den Herrn!" vermischte.

Als die Glocken zum zweiten Male einläuteten, war die Kirche bereits mit einer stillen, andächtig schnüffelnden, hustenden Gemeinde angefüllt, die jeden Platz besetzte bis auf die zwei Reihen Rohrstühle und den gestickten Korbstuhl davor, die im Chor des Bischofs und seines Gefolges harrten.

Es lag eine große Spannung über der Versammlung. Einige saßen da und starrten gleichsam verlegen zu Boden, als ob sie zum letzten Mal Abrechnung mit ihrem Gewissen hielten. Die Meisten aber sahen einander fragend und ängstlich an, als ob sie sagen wollten: „Was soll nur aus Alledem werden?

Mehrere von Thorkild Müllers besten ehemaligen Freunden waren ganz ausgeblieben, um nicht in Verlegenheit zu kommen, falls es ihm einfallen sollte, einen Skandal im Gotteshause zu machen. Man konnte nach seinem Toben während der letzten Tage in der Beziehung auf Alles gefaßt sein. Draußen in einem Hause auf dem Felde sollte er sogar — so erzählte man sich — mit der Faust auf die Tischplatte geschlagen haben, so daß das ganze Zimmer dröhnte, und gesagt haben, er würde Aufruhr predigen.

Es war deswegen Grund genug vorhanden, sich ernstlich zu fragen, was diese Stunde wohl bringen würde.

Oben im Chor ging Kaplan Ruggaard in höchster Spannung und Bewegung auf und nieder, laut mit sich selber redend. Er hatte sein flachsgelbes Haar ganz glatt auf die eine Seite gebürstet, um sich ein noch frommeres, weltentsagenderes Aussehen zu geben, und daheim in seinem Zimmer hatte er einen prachtvollen Immortellenkranz um das Bild des Bischofs und zwei kleinere um die Luthers und Melanchthons gehängt.

Mehrere von den Geistlichen der benachbarten Gemeinden hatten sich bereits eingefunden und sich mit Würde auf die beiden Reihen Rohrstühle placirt, von wo aus sie diese arme Gemeinde mit einer Mischung von Rührung und Mitleid betrachteten, als wollten sie sagen: Ihr irregeleiteten Schafe! Werdet Ihr endlich zur Heerde zurückkehren? Oder wollt Ihr in Eurer sündigen Verstockung beharren?

Draußen an der Kirchenthür standen die Schullehrer der Gemeinde in schwarzen Leibröcken mit weißem Slips, um dem Glöckner einen Wink zu geben und die Geistlichen zu benachrichtigen, sobald der Wagen des Propstes, mit welchem der Bischof kommen sollte, sich auf den Hügeln zeigen würde.

Er hatte seine Ankunft auf präcise 10 Uhr angemeldet, um ohne Zögern dem Gottesdienst beiwohnen zu können. Späterhin am Tage wollte er sich in den Schulen einfinden und dann vor Hereinbruch des Abends mit dem Propst zurückfahren.

Aber noch war Thorkild Müller nicht erschienen.

„Das fehlte nur!“ sagte der kleine vertrocknete Schulmeister, dem Thorkild seiner Zeit bei der Bauernhochzeit so arg mitgespielt hatte, und der ihn seither mit bitterem Haß verfolgte. „Das fehlte nur, daß er den Bischof warten läßt! Das würde ihm ähnlich sehen, dem Knoten! Gott sei Lob und Dank, nun werden wir den verrückten Menschen hoffentlich bald los — den — den — hm — den Schlachter — rein herausgesagt!“

Sein College, der dicke Mortensen, der einem unförmlichen Stück Speck glich, und der so fett war, daß er in den letzten Jahren kaum das „Amen“ mehr hatte herausquietschen können, grunzte beistimmend.

„Sich diese Frechheit zu denken!“ fuhr der Andere mit einer Stimme fort, die vor Wuth und Galle überschnappte. „Jetzt ist die Uhr bereits zwei Minuten vor zehn, und noch zeigt er sich nicht! Sie sollen sehen, Mortensen! — Er will Skandal machen. Er schämt sich nicht, der — der — der Grobian, denn er hat schon früher Skandal in der Kirche selbst gemacht. — Ueber Nacht soll er ganz wie ein Besessener getobt haben. Aber er hat sich das Alles selbst eingebrockt, der Kerl! — Der Kaplan erzählte, er habe ihn die ganze Nacht unten wirthschaften hören, es sei schrecklich gewesen. — Sie können glauben, er hat Etwas vorgehabt. Er will dem Bischof gewiß in seinem Hause irgend einen Streich spielen. Er genirt sich nicht, wenn auch — — Aber Gott bewahr' mich, Mortensen. — — da ist ja der Wagen! Jakob, läuten! läuten! Zum Teufel auch“ —

Der Glöckner begann zu läuten, der kleine, vertrocknete Küster stürzte in die Kirche, und gleich darauf kamen alle Pfarrer verwirrt und rathlos heraus.

Was sollte man nur anfangen? Pastor Müller war noch nicht erschienen. Das konnte nun und nimmer angehen; es war doch ganz unerhört! Man mußte sofort einen Boten an ihn absenden — —

Aber im selben Augenblick hielt der Wagen bereits vor der Kirchenthür.

Der Bischof war ein kleiner, auffallend hübscher Mann, mit klugem, scharfgezeichnetem Gesicht, einer langen, schmalen Adlernase und kleinen, tiefliegenden Augen, die unter großen, buschigen Brauen mit einem durchbohrenden Blick hervorsahen.

Er begrüßte die anwesenden Geistlichen schweigend, ein wenig von oben herab, schaute dann spähend um sich und fragte sehr ruhig:

„Ist Pastor Müller nicht zugegen?“

Kaplan Ruggaard kam aus der Schaar hervorgekrochen, den Kopf auf die Seite gelegt, die Hände über dem Talar gefaltet und seine großen, stechenden Augen vor lauter Diensteifer fast aus dem Kopfe verlierend.

Er sei leider in der Lage, Seiner Hochehrwürden melden zu müssen, daß Herr Pastor Müller sich noch nicht eingefunden habe, es solle aber sofort nach ihm gesandt werden.

Der Bischof sah ihn sehr kühl an, mit einem Ausdruck, der auf keine günstige Voreingenommenheit schließen ließ.

„Sie brauchen sich nicht zu bemühen," entgegnete er kurz, „Herr Pastor Müller weiß, daß die Zeit auf zehn Uhr angesetzt ist. Es fehlt noch eine Minute. Lassen Sie uns eintreten."

Im selben Augenblick aber gewahrte er Schullehrer Mortensen, der am Eingang paradirte — ganz bleich und außer Athem von der Anstrengung, welche die ungewohnte aufrechte Stellung ihm verursachte.

Nachdem er ihn eine Weile betrachtet hatte, fragte er ziemlich kurz:

„Wie heißen Sie?"

Mortensen konnte vor Bestürzung seinen Namen nicht über die Lippen bringen, so daß der andere Küster, der in tiefer Ehrerbietung, den Cylinderhut vor den Magen haltend, da stand, sich schließlich veranlaßt sah, das Wort für ihn zu ergreifen.

Da richtete der Bischof schnell seine durchdringenden Augen auf das kleine Männchen und sagte in noch unsanfterem Ton:

„Kann denn der Mann nicht für sich selber antworten? Wie heißen Sie?"

„Mikhelsen!"

„Ach so!" sagte der Bischof mit einer eigenthümlichen Betonung, worauf er, gefolgt von der weißbekragten Pfarrerschaar, die Kirche betrat.

Mikhelsen und Mortensen sahen einander fragend an und schauten dann verblüfft zum Himmel auf.

„Was meinte er eigentlich damit?"

„Ja, Gott weiß!"

„Was sagte er eigentlich?"

„Sagte er Etwas?"

„Ne."

„Das ist doch sonderbar."

XII.

Zwischen den dichtgedrängten Köpfen in der Kirche entstand eine große Bewegung, als der kleine Bischof im seidenen Talar, das Commandeurkreuz um den Hals, den Chor betrat und — nachdem er einen hastigen, gleichsam musternden Blick über die Versammlung geworfen hatte — sich in dem gestickten Korbstuhl zurechtsetzte.

Die Geistlichen nahmen schweigend in den Rohrstühlen hinter ihm Platz, und einen Augenblick war es so still in der Kirche, daß man das Summen der Glocken oben im Thurm vernehmen konnte.

Dann schwieg auch das.

Der kleine Schulmeister steckte den Kopf aus seinem Verschlag und schaute Kaplan Ruggaard fragend an. Dieser sah wiederum rathlos zum Propst hinüber, der den Blick zum Bischof weiter schickte. Seine Hochehr-

würden aber saß ganz unbeweglich da, die Hände lose in seinem seidenen Schooß gefaltet, steif und unzugänglich vor sich hinstarrend.

Erst jetzt wurde es den Leuten in der Kirche klar, daß Thorkild Müller noch nicht gekommen war und daß ihm dies Warten galt.

Es entstand eine allgemeine Bestürzung. Was sollte dies nur heißen? Weshalb war er nicht gekommen? Konnte ihm Etwas zugestoßen sein? Oder — — war es etwa wirklich seine Absicht, den Bischof zum Besten halten zu wollen? — — Das war doch undenkbar? Das hieße doch die Sache zu weit treiben. — Was aber hatte es nur zu bedeuten? — —

Aller Augen waren allmählich auf den Bischof gerichtet. In der ganzen Kirche machte man lange Hälse und stellte sich auf die Zehen, um den immer finsterer und verschlossener werdenden Ausdruck in seinem Gesicht zu beobachten.

Endlich steckte er seine Hand in den Talar, zog seine goldene Uhr hervor und gab dann dem Kaplan, der neben dem Altar, gleichsam auf dem Sprung stand, einen Wink.

Der Kaplan ließ den Wink an den Küster weiter gehen, der dann vortrat und den Gottesdienst einleitete.

Alle senkten die Häupter; das Gebet wurde gesprochen, und der Gesang nahm seinen Anfang. Aber mit jedem Verse stieg die Spannung in der Versammlung, denn Thorkild Müller ließ sich noch immer nicht blicken, und der Platz vor dem Altar blieb leer.

Man konnte bemerken, wie der Kaplan eine darauf bezügliche Unterhandlung durch den Propst führte, aber der Bischof schüttelte nur den Kopf, und alle Geistlichen schauten einander fragend an.

Was sollte nur daraus werden? Ob Müller sich überhaupt nicht einfinden wollte? Und was war eigentlich die Absicht des Bischofs?

Als der Gesang beendet war, wartete man noch eine Weile, während welcher abermals eine solche Todtenstille in der Kirche herrschte, daß die ganze Versammlung zusammenschreckte, als ein Mann in einem der hintersten Stühle sein Gesangbuch fallen ließ.

Dann hob sich der Bischof von seinem Stuhl und trat an den Altar, zog gemächlich sein Schnupftuch aus der Tasche, trocknete seinen Mund, wandte sich der Versammlung zu und begann den Altardienst.

Dies rührte die Gemeinde derartig, daß sie Alle beinahe schamvoll die Häupter senkten. Diesem Mann hatten sie zu trotzen versucht, und nun lag auch nicht ein Schatten von einem Vorwurf auf seinen Zügen!

Als seine schöne, klare Stimme über sie dahintönte, fühlten sie eine eigenthümliche Feierlichkeit sich auf sie herabsenken, — eine sichere Ruhe, einen Frieden, wie sie ihn lange nicht mehr gekannt hatten. Es war, als hätten milde Engel abermals ihr Heim unter diesen luftigen Wölbungen aufgeschlagen, aus denen Thorkild Müller sie mit seinem fürchterlichen Baß verscheucht hatte.

Als die Messe beendet war, nahm der Bischof abermals in seinem Stuhle Platz, worauf der Gesang wieder begann.

Es war ein Kirchenlied mit vielen und langen Versen, aber wohl kaum ein einziges Mitglied der ganzen Gemeinde konnte vor Spannung und Erregung die Gedanken bei dem Gesange festhalten. Man erfuhr, daß jetzt nach Pastor Müller geschickt sei, und mehr als Einer saß zitternd vor Erwartung da.

Aber der Gesang verstummte, und noch hatte sich Niemand gezeigt.

Mehr als fünf Minuten saß man mäuschenstill da und beobachtete einander oder blickte zu dem Bischof hinüber, der unbeweglich vor sich hin starrte.

Plötzlich entstand eine Bewegung unter den Geistlichen, der Propst erhob sich und nickte dem Küster zu, der nun schnell hinauseilte.

Nach einer kleinen Weile hörte man, wie die Thür, die zur Kanzel führte, geöffnet wurde, und vernahm Tritte auf der Treppe — — — Endlich! — Jetzt war er da!

Als man aber statt Thorkild Müllers großen, wilden Kopfes das rundliche, fette, madenähnliche Gesicht des Kaplans über das Betpult blicken und sich demüthig mit frommem Lächeln darüber beugen sah, das gleich einem Segen über die ganze Gemeinde glitt, — da begriff man, daß etwas Entscheidendes geschehen sein mußte.

Und ein stilles Schaudern ging durch die ganze Versammlung.

„Der Herr sei gelobt —“ begann der Kaplan.

Und Alle falteten die Hände und wiederholten im Stillen: „Der Herr sei gelobt!“

Aber erst als der Gottesdienst beendet war und die Gemeinde aus der Kirche strömte, erfuhr man den wahren Sachverhalt: „Der Bär“ war während der Nacht plötzlich abgereist. Er hatte Nichts als seine Hunde und seinen Eichenknittel mitgenommen; an seiner Thür aber fand man mit Kreide und großen Buchstaben seinen Abschiedsgruß geschrieben:

„Ihr habt die Tyrannen, die Ihr verdient!“

In Söby und Sorvad hat man seither Nichts von Thorkild Müller vernommen. Man erfuhr nur, daß er unverzüglich wieder nach Grönland zurückgekehrt sei.

Vielleicht lebt er noch heute dort oben!

Ernst Schuch
und das moderne Capellmeisterthum.

Von

Ludwig Hartmann.

— Dresden. —

Keinem Musikfreunde wird es entgangen sein, daß die Stellung der jetzigen Orchesterdirigenten sowohl im Theater wie im Concertsaal eine total veränderte ist, seit der Großväter und selbst seit der Väter Zeiten. An eigenthümlicher Bildung und Versalität, dann aber auch an Nervengereiztheit und schließlich an Reclame leisten sie das Aeußerste und beschränken zum Theil ihre Wirksamkeit nicht auf eine bestimmte Stadt, sondern sie sind reisende Virtuosen des Tactstockes geworden. Nicht sie treiben Reclame, sondern die an den großen Concertunternehmen oder Gastspielen interessirten Speculanten. Diese Unternehmen sind äußerst kostspielig, oft sogar gewagt, und es liegt auf der Hand, daß man das Publicum mit allen erdenklichen Versprechungen in die Säle locken muß, wenn man auf die Kosten kommen will. Jetzt wie früher zieht auch eine Sängerin, ein Virtuose, ein Programm an. Was aber den modernen Philharmonieen das eigentliche Gewürz giebt, ist ein „berühmter" Capellmeister. Zwischen Deutschland, wo der Nährboden für diese exotische Gattung absonders günstig zu sein scheint, finden Austausche der reisenden Dirigirvirtuosen statt mit England, Holland, Frankreich, Rußland, ja, mit Amerika.

Es muß doch Gründe für diese früher nie beobachtete Erscheinung geben, und wir meinen, sie liegen nicht allzufern.

Die Kunst, wie die Welt überhaupt, entwickelt sich vom Einfachen zum Complicirten. Vollends in der allerneuesten Zeit wird man nicht müde, im Häufen von Effecten, im Hinzuthun zum Natürlichen. Auch

das Kunsthandwerk, das man neu belebt hat, geht diese Wege. Unscheinbar einfache Wohnungseinrichtungen, wie die waren, in denen wir als Kinder harmlos spielen durften, strotzen jetzt von stilvollem Milieu. Das Tageslicht ist unmodern; gebrochene Farben und Symbolik stehen im Cours obenan.

Ist es in der Musik etwa anders? Welcher Apparat reichte für Weigls „Schweizerfamilie", und was verlangen jetzt Wagners „Nibelungen" an Anspannung aller technischen wie geistigen Kräfte! Naturgemäß stehen die Leiter der letztgemeinten Aufführungen ganz anders hoch im Einfluß, als ihre tactschlagenden Vorfahren. Zudem hatten Jene in der guten alten Zeit sich um die Inscene nicht zu bekümmern; der „Dienst" wickelte sich einfach, ohne Aufregung ab. Der moderne Capellmeister ist dagegen ein aufgeriebener Mann, dessen Competenzen nicht erst Abends am Pulte beginnen, sondern der auf dem Schnürboden und in der Versenkung, vor Allem auf der Bühne dominirt, herrscht.

Haydns kostbare Sinfonieen und die Salzburgischen von Mozart sind theils 12stimmig geschrieben, ja einzelne Partiturblätter damaliger Opern zählen insgesammt 16—18 Systeme, Notenzeilen. Bis zu 58 Zeilen haben die modernen Partiturhöhen es gebracht. Ist es nun an sich für das Auge des Leitenden eine bedeutende Sehanstrengung, den vielen Linien gleichzeitig zu folgen, so erhöht sich die geistige Arbeitslast noch viel mehr durch die Qualität des zu Lesenden, denn die weit vermehrte Instrumentenzahl bewegt sich in viel complicirteren Accorden und oft seltsamen unerhörten Modulationen. Das physische Hören und die geistige Musikreception bilden aber immer noch nicht das volle Pensum der neuesten Dirigenten. Denn an sie stellt das Kunstwerk den weiteren Anspruch, daß sie den etwa vorhandenen Texttiefsinnigkeiten und der philosophischen Doctrin der Musikdramen gewachsen sind. Die verwickeltsten Undecimen und Nonenaccorde im Gehör, Hegel und Schopenhauer im Kopf, treten sie in den Dienst der Nornen, und „Ruhe" giebt es für sie nicht. Daß sie im Theater und Concertbetriebe bis zur Gottähnlichkeit gelangt sind, bezahlen sie mit ihren Nerven und leiden unter der Wahrheit: „Wer Alles an sich reißt, muß dann auch Alles machen." Sie seufzen und klagen — aber sie wollen es nicht anders.

Zählt der neue Capellmeister somit zu Tantalus' Geschlecht, so ist seine Reizbarkeit des Charakters für das öffentliche Kunstleben zu einer eigenartigen Calamität geworden. Nicht jeden Tag giebt es die „Götterdämmerung" zu dirigiren. Was macht er aber mit dem Ueberschuß von Geist, Nervosität und Kraftgenie, wenn es Mozart, Haydn, Cherubini, Boieldieu zu leiten gilt? Und hier sind wir endlich an dem Punkte angelangt, wo wir vom „Fall Schuch" sprechen können und es versuchen dürfen, den vielgenannten K. S. Hofcapellmeister zu charakterisiren ohne Befürchten, mißverstanden zu werden.

Auf verschiedenen Wegen sind die hervorragenden Neuesten zu Fortschrittlern geworden. Bei den Wenigsten ist es unreife Gährung. Damrosch, R. Strauß, Weingartner, Nickisch, Mahler, Mottl, Levy, Schuch sind nicht, oder doch nicht mehr in der Sturm- und Drangperiode befangen. Ihrer Absichten sind sie sich vollkommen klar. Allesammt sind die neuen berühmten und Reisecapellmeister Product einer starken Repression. Vor 30 und 40 Jahren hielten die Tactallmächtigen der alten Schule krampfhaft die Thüren der Theater und philharmonischen Säle zu und stemmten sich persönlich gewaltthätig gegen das Eindringen Wagners. Dieser unbequeme Stürmer und Purist galt bis hoch in die 50er Jahre hinein als der Gottseibeiuns der Musik. Er, Liszt und Berlioz zerstörten grausam den Schlendrian und machten den Musikern das Leben sauer. Die Schlacht von Bayreuth am 13. August 1876 endete mit einem Siege Wagners. Der erste Nibelungencyclus 1876 im Festspielhause brach den Bann. Seitdem sind die alten Herren mit ihren großen Verdiensten und ihrem Wagnerhaß zu Grabe gegangen: Hiller, Esser, Krebs, Lachner, Abt u. A. m. Die Sieger von 1876 machten nicht übel Miene, Ausschreitungen zu begehen. Die Vernachlässigung Mozarts wurde zu einem Scandal, und italienische wie französische Musik wurde bagatell heruntergespielt, wie um zu beweisen, wie tief ihre Ideen unter der Wagner'schen Richtung zurückständen. Extreme Richtungen können nicht andauern: der Wagnerianismus machte sich von den Uebertreibungen frei, die ohne Wagners Zuthun ausgewachsen waren, und andererseits opponirten auch die conservativen Capellmeister nicht mehr. Woher aber sollte nun die in extravaganter Geringschätzung alles Nicht-Wagnerischen aufgewachsene Generation von Dirigenten die Pietät vor den Classikern erlernen? Wagner, der sie gelehrt haben würde, war todt. Und noch Eins: Nun das neue deutsche Reich so herrlich aus dem Schutt der Jahrhunderte auferstanden war, wie sollte man gegen italienische und französische Musik sich gerecht verhalten?

Zwei der neueren Berühmtheiten, sonst weit von einander verschieden, sind in der richtigen Vertheilung ihrer Gunst gegen Classiker, Moderne und Nationen einander ebenbürtig: Levy in München und Schuch in Dresden. Wenden wir uns jetzt ausschließlich Letzterem zu.

Ernst Schuch wurde 1848 in Graz geboren. Zur Musik war er keineswegs bestimmt. Als er in Graz und Marburg das Gymnasium absolvirt hatte, bezog er als Student der Rechte die Universität der steierischen Hauptstadt und im zweiten Jahre die Universität Wien. Die leidenschaftliche Liebe zur Musik war indeß angeboren und nicht mehr zu unterdrücken. Die Musikschule in Graz bildete eine Gefahr für Schuch. Als Violinspieler erregte er Aufmerksamkeit, und Stoltz (später in Wien) wie Dessoff (später in Frankfurt) waren sich über das starke Musiktalent des werdenden Juristen, den sie unterrichteten, vollkommen klar. In einer Wohlthätigkeitssoirée in Graz dirigirte der junge Dilettant erstmals, als

gleichzeitig der damals ebenfalls noch junge spätere Hofburgschauspieler Tyrolt sein erstes Debut machte. Nach Wien brachte der Student des dritten Semesters, Ernst Schuch, schon den Ruf mit, ein Musikgenie zu sein. Dort, im Gasthof zum Roß, saßen eines Tages der Breslauer Theaterdirector Theodor Lobe und der Agent Landvogt und besprachen das Engagements-Probesingen der späteren Gattin des Baritonisten Robinson. Es war kein Begleiter zur Stelle. Der Studiosus der Rechte dort am benachbarten Tische „könne Alles vom Blatt", hieß es, und siehe da, der junge Schuch ließ sich nicht lange bitten, ging mit und begleitete der Dame die Ocean-Arie aus Oberon, und da ihr die Lage nicht bequem war, sofort um einen Ton transponirt. Schuch, der spätere K. S. Hofrath und Generalmusikdirector, und Lobe, der Oberregisseur, wirken jetzt am selben Kunstinstitut. Es muß sie lächeln machen, wenn sie an jene „Transposition" zurückdenken. Lobe, Theaterpraktiker durch und durch, erkannte Schuchs besondere Begabung sofort und — machte ihm Anträge, mit nach Breslau zu kommen. Und wirklich: der Jurist wurde fahnenflüchtig. Er ging als Volontär in's Orchester nach der schlesischen Hauptstadt. Namen wie die Teichmann und Lorenzo Riese beweisen den hohen Stand der damaligen Breslauer Oper. In der Saison 1869 wirkte Schuch als Capellmeister in Würzburg und ging mit dem Director dieser Bühne 1870 nach Graz, nunmehr als „Musiker" seiner Heimat sich vorstellend. Schweighofer florirte als Buffo-Tenor, die Operette blühte und ward für den jungen Dirigenten zu einer Hochschule praktischer Erfahrungen. 1871 hatte B. Pollini eine berühmt gewordene italienische Oper zusammengestellt, mit Desirée Artôt, Padilla, Marini, Bossi. Das Orchester zählte 18 Mann. Man spielte Rossinis „Barbier", und am 19. März warb Pollini den blutjungen Dirigenten mit richtiger Voraussicht an. Den Winter ging Schuch noch nach Basel, um im Frühjahr 1872 zur italienischen Oper Pollinis zu stoßen.

Aus den Vorbemerkungen zu dieser biographischen Skizze erhellen die Gründe, warum die italienische Musik eine schlechte Figur in den deutschen Theatern machte. Wagner sang man vortrefflich. Aber Mozart und Rossini entzogen sich der technischen Kehlunfertigkeit der deutschen Sänger. Das Pollini'sche Ensemble war die letzte Blüthe der altitalienischen Schule. Als Dom Pasquale, Barbier, Liebestrank von der Artôt, Padilla — dem größten lebenden Don Juan — Marini und Bossi im Dresdener Hoftheater erklangen, es war im März und April 1872, war des Staunens kein Ende. Wie matt ward der Barbier unter dem ausgezeichneten Musikphilologen Dr. Joel Rietz für gewöhnlich abgespielt! Und nun Schuch! Wer war denn der namenlose junge Mensch mit diesem Feuereifer und dem graziösen Feingefühl? Grenzenlos jubelte man den uralten italienischen Opern zu, und niemals hat man diese Musik so leichtspielend und genial wieder gehört wie damals.

Die Truppe schied von Dresden. Bei dem helltönenden Lob für den jungen Schuch schüttelten einige ältere Kammermusiker besorgt die Köpfe. Er wäre doch viel zu jung. Und wie den Junker Stolzing die Meister, frug man: wer ihn gelehrt; und da er bei den Italienern betroffen worden war, hieß es wohl: „Oho — von Finken und Meisen lerntet Ihr Meisterweisen? Das wird denn wohl auch darnach sein!" Aber so wenig Stolzing durch Beckmessers Zweifel verwirrt wurde, so wenig schadete Schuch die Zunftgerichtsfrage. Der oberste Leiter, Graf Platen, ein Intendant nach großem Zuschnitt, war aufmerksam geworden und hörte scharf hin, als der Schreiber dieser Zeilen eine Erwerbung des jungen Heißsporn der Dresdner Oper ehrlich wünschte. Pollini, Schuch, die Artôt reisten fort. Es kam der Juli, und über das Stilfser Joch kamen einige Dresdener von den italienischen Seen zurück. Als unser Wagen die vierte Cantoniera passirt hatte, begegnete uns, von der deutschen Seite kommend, ein Wagen mit einigen österreichischen Herrn, unter denen Dr. Zwidinek von Südenhorst aus Graz. „Was giebt es Neues in der Welt?" frugen wir herüber: „Nichts, was Ihr nicht aus den italienischen Blättern wüßtet; Deutschland liegt im Sommerschlaf; doch — halt: Eines ist neu: Graf Platen in Dresden hat den jungen Schuch zum K. Musikdirector ernannt."

Nun, unser Jubel war echt. Und in der That, für die Dresdner Hofbühne ward dies Engagement so wichtig, wie für Schuch selbst.

Rietz und Krebs waren bei Schuchs Berufung noch vollkräftig im Amte: Krebs, ein gewiegter Praktiker, vielleicht ein wenig müder als Rietz, der dagegen das Theater haßte. Er war vom Gewandhaus in Leipzig gekommen, liebte peinlich die Correctheit und mochte mit Compromissen bei „liederlichen" Aufführungen Nichts zu thun haben. Seine Partituren geben von seinem Orchestersinne Beweise, und die von ihm besorgten Classikerausgaben von seinen philologischen und bibliothekarischen Kenntnissen. Aber Liebe zum Theater, zur Bühnenzigeunerei, die, wollen wir ehrlich sein, doch immer nöthig und fruchtbringend ist, besaß Rietz gar nicht, und mithin auch keine Initiative für neue Werke.

Krebs übertraf ihn darin. Aber dieser war etwas im Dienst gleichgiltig geworden, salopper, nur daß seine Routine darüber täuschen konnte. Als Schuch eintrat, der „junge Fant", war seine Arbeitslust unersättlich. Unterstützt von einem wunderbar feinen Gehör, entging ihm kritisch Nichts. Aber leicht hat ihm die Capelle die Arbeit nicht gemacht. Er war eben zu jung für die Hauptthähne, welche an den ersten Pulten im Orchester saßen und „unter Richard Wagner schon" gedient hatten. Höflich und leichtlebig, echt österreichisch, vertrug er sich mit Krebs wie mit Rietz und war bescheiden. Die italienische Oper ließ man ihm, und da regenerirte er zuerst. Das Piano der K. Capelle stimmte er herab zu einem unerhörten Pianissimo, um die Stimmenschönheit der Sänger voller zur Entfaltung zu bringen. Wo er die älteren Collegen vertrat, bewies er eine

merkwürdige Sicherheit. Trotzdem wäre fraglich, ob sein Einfluß so schnell gewachsen wäre, wie es nöthig war, um durchzudringen, wenn nicht ein hoher Herr an dem Talent des jungen Capellmeisters besondere Freude gehabt hätte. Der Herr war der Kronprinz Albert, jetziger König von Sachsen. Ueberhaupt alle Sympathie, welche die kühleren Norddeutschen dem österreichischen Wesen und Dialekt entgegenbringen, kamen Schuch, der ein echter Typus des Oesterreicherthums bis heute geblieben ist, zu Statten. Mit dem Kronprinzen musicirte Schuch, und die Gunst des sehr begabten Herrn verstärkte Schuchs Position.

In jene Zeit fiel der erste Festspielcyclus von Bayreuth. Am 13. August 1876 erklangen zuerst die Bässe des „Rheingold" vom Festspielhügel und läuteten eine neue Kunst-Aera ein. Der gewaltige, 64 Tacte andauernde Es-dur-Accord war wie ein rauschendes Symbol, das Niederes wegspülte. Von den späteren Auswüchsen des Wagnerianismus in Bayreuth und anderswo sei hier nicht gesprochen, sondern von der reinen Uridee Wagners. Ein Talent wie Schuch hätte, so sollte man meinen, enthusiastisch einstimmen müssen. Aber Schuch hat nicht nur zur Musik, sondern zum Hofmann Talent. Er kannte Wagners verfahrene Stellung zu Dresden. Der Mai-Aufstand 1849 hatte Wagner in's Exil getrieben. Seine Feinde, und gerade auch der Minister von Beust, verbreiteten: Wagner hätte sich auf den Barricaden am Aufstand betheiligt, hätte das Theater in Brand gesteckt und noch mehr. Für Wagners politisch-confusen Idealismus hatte die Reaction kein Verständniß. Mit rührender Naivetät hatte Wagner in einer „Brandrede" 1849 gesagt: er wolle freilich die Republik als Staatsform für Sachsen, aber nur, wenn „sein vielgeliebter König Friedrich August erblicher Präsident werden würde". Das Alles, seine Studien zur Capellreform, zur Gründung „eines wahrhaften Nationaltheaters", verdachte man Wagner sehr. Es fanden sich Leute, die ihn bei Hofe als „politisch gefährlich" ausgaben, und so verhielt der Hof sich ganz gleichgiltig zu den Schicksalen des musikalischen Odysseus. Wagners Nachfolger in der Capellmeisterei — denn das ist Schuch thatsächlich — wäre nie so unvorsichtig gewesen, wie Wagner es war. Schuch sah mit einem halben Blicke, daß da momentan Nichts zu machen sei, als abzuwarten. Während in Bayreuth ein neues Evangelium des Kunstidealismus gepredigt wurde, zeichnete sich Dresden durch wunderbar vollendete Aufführungen von Verdis „Traviata", „Rigoletto" und einigen feinkomischen französischen Werken aus. Graf Platen hatte erwirkt, daß von Verdis anrüchigen Texten der Bann genommen wurde, und das kam Schuch zu Nutze. Die Feinheit und Vollendung der Aufführungen erwarb ihm immer neue Anhänger, und nun sah auch die Capelle rückhaltlos ein, mit wieviel Fleiß und Genie Schuch ihren Ruhm mehrte. Rietz hatte noch die „Meistersinger" studirt, damit war Wagner aus. Tristan und Nibelungen lehnte der Intendant ab.

Da passirte etwas Unerwartetes. Mit dem Tode Rietz' ward neben

Schuch, zugleich als Ersatz des pensionirten Krebs, Franz Wüllner als Hofcapellmeister nach Dresden berufen. Er war Schuchs vollkommenster Antipode. War Schuch aus dem offen-heiteren Graz gebürtig, so stand Wüllners Wiege in dem katholisch-orthodoxen Münster in Westfalen. Eine „traurig-ernste Stadt", wie sie Heine nannte. Und während Schuch, ein Kind der Zeit, an der italienischen und französischen Musik sich empor gerankt hatte, kam Wüllner aus dem Parteilager Wagners. In München, dem Vorfruchtort des Wagnerianismus, war er in Hans von Bülows Stellung eingetreten, als dieser grollend schied. Zuerst ward er als Musikdirector dem Kirchenchor vorgesetzt, dann trat er zum Theater. Wegen der ersten Rheingoldvorstellung entstanden Conflicte. Wagner protestirte gegen die Vorstellung, und von Bülow weigerte sich, sie zu dirigiren. Wüllner that das 1869. Ebenso leitete er als Erster (lange vor der Tetralogie) 1870 die „Walküre" und erhielt nun die Ernennung zum Hofcapellmeister. Was war natürlicher, als daß Wüllner bei seiner Ankunft in Dresden sich klar wurde, wie sehr die „Nibelungen" (1877) den Glanz seiner Stellung erhöhen müßten. Er schlug Graf Platen vor, die königliche Genehmigung einzuholen.

Bis dahin hatte Schuch die Rivalität nicht beachtet. Nun aber widersetzte er sich energisch. Er würde seine Entlassung genommen haben, wenn Wüllners Wünsche durchgedrungen wären. In der That waren Schuchs Verdienste schon damals derart, daß seine Uebergehung eine Ungerechtigkeit und eine Beleidigung gewesen wäre. Die „Nibelungen" kamen, wie „Tristan" kam, aber Schuch dirigirte. Wüllner, ein tüchtiger, gewissenhafter, peinlicher Musiker, paßte wenig zum Theater. Sein Hauptfeld war Concert und Conservatorium (Chorgesang), und er schied aus der Dresdner Stellung, um in Köln ganz seiner Begabung gemäß ohne das Theater zu functioniren. Das Odium, Schuch habe Wüllner vertrieben, mußte Ersterer vorläufig ertragen. In Wahrheit war Wüllners Sturz **nicht** Schuchs Werk, sondern lag theils in künstlerischen Divergenzen, theils in der allerhöchsten Willensmeinung vorausbegründet. Geraume Zeit haßte die musikconservative Partei Schuch, weil er sich mit dem „classischen" Wüllner überworfen habe.

All' diese kleinen Plänkeleien schrumpften zusammen vor Schuchs Leitung der Nibelungen, namentlich des „Rheingold" und des „Siegfried". Mit dem höheren Zweck wuchs Schuchs Mühegebung im Quadrat. Das geschmeidige lenkende uneigensinnige Denken, die kluge zarte Hand, brachten Etwas in das Riesenorchester Wagners, was andernorts so nicht vorgekommen war: **ein unvergleichliches Pianissimo.** Schuch war von Haus aus Schoner und Förderer der menschlichen Stimme; die italienische Oper lebt vom Gesang, nicht vom Orchester. Während nun die Berufswagnerianer mit aller Wucht der Begeisterung die Totalität der Riesenmusikdramen verfolgten, versuchte es Schuch mit der Discretion. Das Wort ist eigentlich

albern; wollte man ein Wagner'sches Orchester absolut discret anfassen, ginge sein Sinn, der in der polyphonen Durcharbeitung vieler Motive gipfelt, verloren. Es ist nur von dem möglichen Quantum Discretion die Rede, von einer möglichsten Proportionirung der menschlichen Stimme zum Orchester. Und darin, und im poetischen Zauberklang der Einzelinstrumente hat Schuch das Höchste erreicht. Seine Leitung des „Siegfried" und die der „Zauberflöte" sind an Subtilität nie zu übertreffen. Wie wichtig das bei Wagner ist, erhellt durch die Erwägung: in Bayreuth war das Orchester verdeckt, wie jetzt im Prager Deutschen Landestheater, in Karlsruhe, in München. In Dresden lag und liegt das Orchesterpodium hoch und offen. Und nur der „impertinenten Energie" des Dirigenten Schuch, der entsetzlich heftig und unglücklich werden kann, wenn je eine Gesangsphrase vom Orchester übertönt wird, und die Musiker mit seiner absoluten Discretion geradezu peinigt, ist die märchenhafte Abtönung der Orchesterschattirung in Dresden zu danken. Discretion nennt man auch, wenn Verdis melancholische Traviata-Melodieen das Orchester bei uns überschweben, als höre man die Engel singen. In Siegfried ist es etwas Anderes; es ist nicht das leise, sondern die wunderbare, durchsichtige Klarheit des Orchester-Musikgewebes, das mächtig interessirt und entzückt.

Wagner, und merkwürdigerweise lange vor ihm Franz Liszt, haben über die Kunst des Dirigirens Abhandlungen geschrieben und Ideen aufgestellt, welche ziemlich alle Schuch erfüllt. Gerade das aus Schuchs Entwicklung vorstehend Mitgetheilte: die Anfänge bei der italienischen Melodie, fällt mit einer sehr merkwürdigen Aeußerung Wagners zusammen. Sie steht im VIII. Band seiner Schriften, in dem Aufsatz: Ueber das Dirigiren. Wagner erzählt da, nachdem er sich erbittert und verächtlich über den trägen Schablonencultus der alten Capellmeisterei ausgesprochen, wie er und wo er die neunte Sinfonie capirt habe.

„Ich hatte mir die Partitur dieser Sinfonie selbst copirt" (N. B. der angebliche Verächter der Klassiker!) „und ein Clavierarrangement davon ausgearbeitet. Wie erstaunt war ich, von der Aufführung derselben im Gewandhause zu Leipzig nur die allerconfusesten Eindrücke zu erhalten, ja, durch den schablonischen Vortrag mich so entmuthigt zu fühlen, daß ich mich vom Studium für einige Zeit gänzlich abwandte. Das war etwa 1833. Von Mozarts Instrumentalwerken empfand ich ebenfalls volle Klarheit, als ich sie selbst dirigirte und meinem Gefühle für den belebten Vortrag der Mozartschen Cantilene zu folgen vermochte. Von der gründlichsten Belehrung jedoch ward es für mich, endlich vom Conservatoire-Orchester in Paris 1839 die so bedenklich befundene neunte Sinfonie gespielt zu hören. Hier fiel es mir wie Schuppen von den Augen, was auf den Vortrag ankäme, und sogleich verstand ich, was hier das Geheimniß der glücklichen Lösung der Aufgabe ausmachte. Dieses Orchester hatte eben gelernt, in jedem Tacte die Beethoven'sche Melodie zu erkennen, welche offenbar unsern

braven Leipziger Musikern damals gänzlich entgangen war. In Paris sang das Orchester diese Melodie."

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß sich die Adepten Wagners trotzig und verächtlich gegen die Melodie in der Musik stellen, als wäre sie etwas Unwürdiges; Wagner selbst dagegen hielt das Höchste von der Melodie, von dem „neuen Melos Beethovens, und er schätzte den Dirigenten, der nach dem Melos, nicht aber nach Tactstrichen" die Viertel schlug. Diese Melodieschätzung mußte eine viel lebendigere bei Schuch sein, als wie bei seinen Collegen aus der Zunft. Sie blickten verächtlich auf die Italiener herab, er war durch deren Schule groß geworden. Darin liegt die Erklärung der außerordentlich warmen Temperatur, mit welcher Schuch Musik leitet. „Es singt und klingt das Kleinste," wie Liszt als Gegensatz zu den „versteinerten Tactschlägern" sich ausdrückt.

Man braucht sich aber nicht vorzustellen, als ob etwa Schuchs Liebe nur bei den Italienern haftete. Wahr, er dirigirt die Traviata, wie kein deutscher Capellmeister es ihm nachmacht. Aber er dirigirt mit derselben Sachtreue den „Falstaff", der doch nur zufällig italienischen Ursprungs ist, sonst aber Ansprüche an den Geist und das rhythmische Genie des Dirigenten macht, wie die „Meistersinger". Und genau die Hingebung für diese oder „Tristan", bringt unser Generalmusikdirector den kleinsten Dingen entgegen. Ihm ist es zu danken, daß zur kritischen Zeit, da der Wagnerianismus mit dem himmelstürmenden Pathos das gesammte Zierlichkeits-Musikleben überfluthete, gerade Dresden den Sinn für das musikalische Lustspiel sich bewahrt hat und nie aufhörte, die Spiel- und komische Oper zu pflegen, wozu ebenso sehr die filigranfeine Orchesterstimmung Schuchs, wie eine Reihe Gesangskünstler neben den pathetischen berühmten Wagnersängern das ihre beitrugen.

Ganz bewundernswerth hat er vor einem Jahre Jos. Haydns „Apotheker" herausgebracht. Da gab es kein Vorbild, keine Tradition; der Künstler mußte Alles aus sich selbst machen. Dr. Hirschfeld hat im Esterhazy'schen Archive Haydns Werk ausgefunden; aber er hat es um 1/3 gekürzt, fremde Theilstücke als Bindeglieder dazuthun müssen, und nun höre man, wie köstlich selbstverständlich stilisirt unter Ernst Schuch das Alles klingt, als habe der alte Haydn das Werk genau so und für die Gegenwart geschrieben. Dasselbe ist von den „drei Pintos" zu behaupten, Webers kostbare komische Oper. Complet waren nur fünf Nummern von C. M. v. Webers Hand; alles Uebrige mußte ergänzt werden. G. Mahler that das, mit dem äußersten Gelingen. Aber nun galt es, die Oper in ihrem eigenen Stil möglichst einheitlich zu dirigiren; und da hat wieder Schuch, nicht minder wie bei Haydn, ein Wunder gethan. Von neueren Autoren danken ihm einige eine absondere Förderung. Dazu zählt, lange vor seiner Berühmtheit, C. Goldmark, Smareglia, auch W. Kienzl, E. d'Albert, der Franzose Emanuel Chabrier, Alberto Franchetti, Leo Delibes, und in den Concerten

der K. Kapelle slavische Musik von Tschaikowski, Cui, Glinka, Smetana, Glasounow u. a. m.

Die Schnelligkeit der Auffassung ist bei Schuch jener nicht unähnlich, welche Liszt besaß. Auf der Altenburg in Weimar spielte Liszt einst ein Manuscript-Trio F. Bendls, der eben damit in Weimar angekommen war. Um 11 war der Zug eingetroffen mit dem Liszt damals ganz fremden jungen Componisten, und um 12 saßen Liszt, Singer und Coßmann beim Primavistaspielen. Das Heft war lose, plötzlich fielen einige Blätter daraus vom Clavierpult auf die Erde, und Liszt — spielte weiter. Bis die Blätter wieder oben lagen, verging eine Minute. Liszt spielte ruhig und sicher weiter, so wohl hatte er die Logik im Bau des Werkes verstanden. Nun, das sind Dinge, die lernt man nicht; man hat sie oder man hat sie nicht. Wer sah nicht schon Schuch aus Partituren dirigiren, die wie das Chaos durcheinander lagen, verändert, corrigirt, umgestellt, und doch hat er mit bewundernswerthem Feingefühl und unübertrefflicher Sicherheit errathen, was er nicht sehen konnte, und gerade solche Sachen mit dem Aufgebot hochgespannter Nerventhätigkeit zu entzückender Klarheit gebracht.

Der äußere Lebenslauf des Mannes, der in einigen Hauptdingen als Typus des neuzeitlichen Capellmeisterthumes gelten kann, ist seit seiner Berufung nach Dresden unauffällig. Natürlich trat er nach dem Tode von Krebs und Rietz in eine allererste Stellung, die nach dem Wegzug Wüllners unangetastet blieb. Den Vorwurf kann man dem ausgezeichneten Künstler nicht ersparen, daß er zu eifersüchtig seine Primaz im Auge hatte und keinen ebenbürtigen Nebenbuhler neben sich dulden wollte. In Hofcapellmeister Hagen, k. Musikdirector v. Schreiner und Chorrepetitor G. Pittrich besitzt er treue Hilfen, aber letztgenannte sind noch ganz jung und abhängig, und A. Hagen wird niemals Gelegenheit haben, irgendwie entscheidend einzugreifen. Sowohl die Neuwerke von Belang, wie überhaupt Alles von Bedeutung, und Alles, was Zulauf des Publicums besitzt, in Concert und Theater, dirigirt Schuch unerbittlich selbst, und, wie wir gesehen haben, so meisterhaft, daß nach dieser Richtung berechtigte Wünsche nicht aufkommen können. Andererseits liegt die Ueberarbeitung des einzigen Leiters auf der Hand, und seine Eifersucht oder sein Ehrgeiz will trotzdem keine Entlastung, Niemanden, der ihn wirklich ersetzte.

Wir sind schließlich wieder beim Anfang dieser Skizze: Die Stellung der Capellmeister unserer Zeit im Allgemeinen. Schuch hat zum Mindesten die Bedeutung seiner jüngeren oder gleichalterigen Collegen. Während diese aber ihren Ehrgeiz und ihren Thatendrang expansiv bis über den Ocean, nach Amerika und England tragen, überall „gastdirigirend", hat sich seit 1872 Schuch ganz mit der K. Hofoper in Dresden identificirt. Er ist der Herrgott des Dresdner Musiklebens geworden unter Graf Platens Intendantur, ist es in noch ausgedehnterem Maße geblieben unter Wirkl. Geh.-Rath Bär, der einige Jahre, seit Platens Tod, das K. Institut ver-

waltete, und im Wesentlichen ist Schuchs Stellung auch unter dem jungen neuen Intendanten, Grafen Seebach, dieselbe. Nicht etwa blos seine diplomatische Geschmeidigkeit ließ ihn unerschüttert drei Regierungen überdauern, sondern die absolute Tüchtigkeit, eine fabelhaft schnelle Auffassung, ein fast unheimlicher Fleiß. Mit der Höhe seines Credites im Publicum wuchs natürlich seine Unentbehrlichkeit, und zwar in einem nicht ungefährlichen Maße. Wird z. B. ein Sänger zum Engagement vorgeschlagen oder eine Opernneuheit projectirt oder eine Besetzung älterer Werke beliebt, so hat Sänger, Oper und Besetzung den Credit, sobald „Schuch dirigirt". Ueberläßt er die Leitung einem Anderen, so ist man im Vorhinein überzeugt, die Sache muß abfallen.

Wie man sieht, ist die einstige Parität der „beiden sächsischen Capellmeister" völlig durchbrochen. Graf Platen wie Geh.-Rath Bär hatten bei jedem Machtzuwachs Schuchs ihre Bedenken, aber schließlich mußte man einsehen, daß Reibereien (wie zwischen Schuch und Wüllner) schlimmer wirkten, als schließlich eine einseitige Machtüberfülle. Ziemlich alle erwünschten Orden erhielt Schuch nach und nach, theils die höchsten Auszeichnungen fremder Höfe. Als ihn Seine Majestät der König von Sachsen vor 15 Jahren zum Hofrath machte, wußte man sich diesen Titel zuerst nicht zu erklären. Er hat mit der Function absolut keine Verbindung. Aber dann sagte sich alle Welt: es sei ein Zeichen höchsten Vertrauens seitens des Königs, und auch dieser Fall stärkte den Credit des Glückskindes. Es giebt in der That Menschen, denen Alles zum Heile ausschlägt, die, wie das Sprichwort sagt, „nur die Treppen herauf fallen". Als vor 8 Jahren der König seinem ersten Capellmeister die Stellung eines Generalmusikdirectors verlieh, war das kein Titel, wie ihn Meyerbeer oder Mendelssohn oder Spontini geführt, sondern eine wirkliche Machtstellung. Oder, wenn die Annahme gestattet ist, eine Sanction des neuzeitlichen Capellmeisterthums durch den obersten königlichen Willen.

Was Eingangs gesagt ist, daß durch den Kopf und die Hand des modernen Capellmeisters alle Fäden des neuen Theaterorganismus laufen und deren immense Ueberbürdung und Nervosität verschulden, besteht in vollem Umfange nicht an den Provinzial- oder Stadtbühnen. Dort herrscht eine eiserne Obergewalt: die Kassenprosperität. Ein Director oder Pächter, der auf seine Kosten kommen und einhalbhunderttausend Mark verdienen will, kann dem ersten Opernleiter wohl die höchste Gage zahlen — bis 24 und 30 000 Mark sind solche Stellungen dotirt — aber den Einfluß kann er keinem Musikgenie überlassen: er regiert selbst und schreibt vor. Ein Intendant hat hinter sich die Macht einer königlichen Schatulle. Selten wird er als Fachmann eingreifen können und muß sich im Wesentlichen auf den Stab von Regisseuren und Musikdirectoren verlassen, der ihn umgiebt. Das wäre fast Oligarchie oder auch Demokratie. Sie hat eigentlich nirgends statt, das eine Berlin unter Graf Hochberg mit einer

merkwürdig gerechten Decentralisation der Gewalten ausgenommen. Regel, Product der musikhistorischen Entwicklung, ist die Einzelherrschaft eines Obercapellmeisters oder Generalmusikdirectors, der ja fast uncontrolirbar ist, wenn er vor einer Riesenpartitur der „Götterdämmerung" oder des „Benvenuto Cellini" steht, die es vor Goethes Tod überhaupt nicht gegeben hat.

Drängt nicht Wagners Theorie von der Vereinigung aller Künste zur Omnipotenz der Musikleitung? Die Bühne Wagners will wirken durch gleichwerthigen Antheil der Malerei, der Plastik, der Physiognomik, der Rhythmik, der Musik, der Dichtung. Für alle diese Branchen waren früher, freilich mit minimaler Machtbefugniß, Fachleute am Theater mitwirkend. Man kann annehmen, daß z. B. zu den Ballet-Opern-Kolossen, die Fürstenau in seiner Geschichte des Dresdner Hoftheaters aufführt, wie sie am Hofe August des Starken „geschwelgt" wurden, viele Fachleute des Kunsthandwerks mitthätig waren. Aber die Einheit des Wagner'schen (schon fast allgemeinen) Operndramen-Ideals verlangt jetzt einen Oberwillen, eine entscheidende Hand, eine superiore Bildung. Daß diese Oberleitung der Musik zufiel, hat einen technischen Grund: ihr Apparat ist der schwerste, der „unbekannteste". Jeder Intendant, Regisseur, Inspicient kann sagen: diese Farben der Costüme passen nicht; jenes Wort klingt schwülstig; hier wäre die oder jene Action anzurathen. Aber vor den 36—52 hieroglyphischen Notenzeilen der Musikpartitur machen alle die Herren ehrerbietig Halt. Da steht dann der Generalmusikdirector als nervus rerum schöpferisch gottähnlich — und da liegt die Basis seiner veränderten Bedeutung im modernen Theatergetriebe.

Verheirathet ist Generalmusikdirector Schuch seit 1875 mit der lyrischen und Coloratursängerin der Dresdener Hofbühne, Clementine Schuch, geborene Proska oder eigentlich Prohaska. Die Familie entstammt dem slavischen Böhmen, das Licht der Welt erblickte die kleine große Gesangskünstlerin an der ungarischen Grenze, in Oedenburg. Die Verfeinerung ihrer Gesangkunst unter dem Einfluß dieses Gatten wird nirgend Wunder nehmen. Ihre Zerline, Norina, Traviata sind ebenso bewundernd anerkannt worden, wie ihre Pamina oder Thusnelda. Beider Gatten Stellung ward durch die Ehe, so glücklich diese sonst gewesen, erschwert. Man wollte finden, er protegire als allmächtiger Capellmeister seine Frau; Andere behaupteten, er unterdrücke, um gerecht zu erscheinen, das Talent der Gattin.

Für die weitesten Kreise werden diese Zeilen insofern nicht überflüssig sein, als ja Schuch, nicht der „Noth gehorchend", sondern „dem eigenen Triebe", mehr reisen wird, als seither. Wir sahen, auch das liegt im Charakter der Zeit. Das Idyll in Dresden soll einen heldischen Epilog haben. Der Vorsprung, welchen die Nickisch, Weingartner, Muck u. a. m. als Reisedirigenten voraus haben, ist nicht nur künstlerischer Art. Heutzutage hat das Handwerk keinen goldenen Boden mehr, sondern hat diesen der Bühnenkunst abgetreten. Die hohen Gehälter entsprechen meist mit

Recht der hohen Verantwortung, Bildung und dem entsetzlich raschen Kräfteverbrauch. Aber die größten Gagen erreichen die Nebeneinnahmen durch das Reisedirigiren nicht. Die Bezüge Schuchs in Dresden sind lange nicht die höchsten, obzwar sie die bescheidenen Gehälter von C. M. v. Weber, Marschner, Wagner, Reißiger fast dreifach übersteigen mögen. Die Concertdirection H. Wolff in Berlin zahlt für einen philharmonischen Concertcyclus in Hamburg oder Bremen Jahresgagen von bedeutender Höhe. Auch nach Berlin zieht sie auswärtige namhafte Dirigenten, das ist schon Mode geworden und ehrenvoll, seit Hans von Bülow darauf einging. Schuch hat ein niederrheinisches Musikfest dirigirt, war in dieser Saison als Gastdirigent in Pest, in Prag, und das wird wohl immer weitere Kreise ziehen. Allerdings hat er zu einer Concertdirection nach Moskau keinen Urlaub erhalten, und man muß darin dem Grafen Seebach Recht geben: Wenn die stärkste Lebensäußerung der Dresdener Hofoper ganz von dem einen Manne abhängt, dann geht es nicht an, daß er seine Kräfte in zu große Fernen zersplittere. Das Arbeitspensum der Dresdener K. Oper darf nicht in noch mehr Stockungen gerathen, als die ohnehin schon schmerzlich empfundenen Sängerurlaube zu verursachen pflegen. Aber innerhalb näherer Grenzen wird der vielberühmte Dresdener Generalmusikdirector sich demnächst erhöhte Bedeutung verschaffen.

Zu wünschen bleibt freilich, daß die Herren Dirigirreisenden ihre Gesundheit bewahren. Denn, liegt schon eine Gefahr in der Anwendung aller modernen Nervenerregung auf das classische oder heitere Musikwerk, so wird die Gefahr eminent, wenn die Reizbarkeit der Leiter krankhaft wird. Es entsteht dann der schlimme Zug zu penetrantem „Nüanciren", zu der Methode, einfache Werke „geistreich" aufzuputzen. Der Eine will es darin dem Andern vorausthun, und man erlebt jene bedenklich komischen Kritiken, in denen kaum noch vom Original Beethovens oder Haydns die Rede ist, sondern nur, was der Göttliche Capellmeister in den (bedauernswerthen) Werken entdeckt oder gar „hineingeheimnißt" habe. Wir vertrauen, auch wenn so Schuch mehr reist als seither, wird ihn sein wunderbar pulsirendes natürliches Musikgefühl vor derlei krankhaften Caricaturen bewahren.

Dann wird die Musikwelt bestätigt finden, daß die liebenswürdige, genial veranlagte, eminent leistungsfähige Künstlerpersönlichkeit Schuchs als Typus jener Reihe moderner Directionstalente gelten kann, die ganz und gar Producte unserer Zeit und unserer nervösen Kunst sind, gleichwohl aber ohne krankhafte Neigung, sich auf Kosten des Kunstwerkes Geltung zu verschaffen, und welche um so mehr Bewunderung verdienen, da ihre glänzende Gegenwart der Natur der Dinge nach nur kurz sein kann und ihr Leben eine Ueberfülle von aufreibender Arbeit mit sich bringt.

Die letzten Worte hervorragender Geister.

Von

Alfr. Chr. Kalischer

— Berlin. —

(Schluß.)

V.

Einer der gesinnungsvollsten, tapfersten, uneigennützigsten Männer Griechenlands vor und nach dem Untergange der hellenischen Freiheit war der Athener **Phokion**, der noch als 80jähriger Greis zum Giftbecher verurtheilt ward († 318 v. Chr.).

Der Mann, der fünfundvierzig Mal die Würde eines Strategos mit Ruhm bekleidete, der Schüler Platons und Xenokrates', der Mann, den Alexander der Große hochschätzte und doch nicht bewegen konnte, Geld oder andere Gnadenbeweise von ihm anzunehmen — und Phokion war arm und gerecht wie Aristeides —, dieser Mann entging dennoch nicht dem Geschicke, am Abende seines thatenreichen Lebens der Prodosie (Hochverrath) angeklagt zu werden.

In den letzten Zeiten seines Lebens stand **Phokion** wieder als Strategos an der Spitze des athenischen Staatswesens. Nach **Antipaters** Tode suchte sowohl der Feldherr **Polysperchon** als auch dessen Obrist **Kassander** Griechenland auf seine Seite zu ziehen. Mit Kassanders Abgesandten **Nikanor** ließ sich Phokion in Unterhandlungen ein, stimmte ihn mild und freundlich gegen die Athener, beredete ihn auch zu mancherlei Thaten des Ehrgeizes, wie etwa sich hohen Ausgaben zu unterziehen, nachdem man ihn zum Ordner und Richter der Kampfspiele gemacht hatte. (γενόμενον ἀγωνοθέτην; **Plutarchos**: Phokion, Cap. 31.)

Polysperchon kam es aber durchaus darauf an, den ihm ungelegenen Phokion zu unterdrücken. Als Vormund des makedonischen Königs sandte er ein Schreiben an Athens Bürgerschaft, worin er kund that, daß der

König von Makedonien ihnen ihre demokratische Verfassung wiedergebe; er geböte, daß alle Athener nach ihren vaterländischen Einrichtungen regiert werden sollten (a. a. O. Cap. 32). Ein solches Schreiben erging an alle griechischen Städte.

Doch Phokion durchschaute Polysperchons feindselige Pläne, die nur darauf ausgingen, Athen in seine Gewalt zu bringen. — Darum mußte Phokion gestürzt werden.

Nun begab sich Nikanor im Vertrauen auf Phokion, der ihm volle Sicherheit gewährte, in den Peiraieus, wo eine Rathsversammlung stattfand. Dem Derkyllos, dem Führer der im Lande stehenden königlichen Truppen, entkam Nikanor noch glücklich und suchte sich für diese Verrätherei an der Stadt zu rächen. — Jetzt feindete man den Phokion heftig an, daß er den Nikanor habe entwischen lassen. Phokion aber sagte: er habe Vertrauen zu Nikanor und befürchte nichts Schlimmes von ihm; andererseits wolle er lieber, daß ihm Unrecht geschähe, als daß er ein offenbares Unrecht thäte*).

Das war völkerrechtlich groß gedacht, ganz so, wie sich ein Aristeides in ähnlicher Lage aussprach. Allein die Staatsklugheit — Phokion bekleidete ja die oberste Staatswürde — hätte ihn doch lenken sollen, gerade heraus zu erklären, daß Polysperchons Verheißung nur ein Geschenk aus der Pandorabüchse bedeute. Diese kleine Unterlassungssünde ward dem edlen Phokion zum tragischen Verhängnisse.

Wie sich nun Nikanor nicht besser als Polysperchon erwies, erhob sich gegen Phokion die ganze Wuth des Volkes, — der Strategos sah sich mit einem Zauberschlage auf's Allgemeinste verachtet. — Während nun sowohl Nikanor als auch Polysperchons Sohn Alexandros Athen mit Heeresmacht überzogen, ward der edelste Athener in einer wüsten Volksversammlung seines Strategenamtes entsetzt. Der Redner Agonides fiel mit besonderer Heftigkeit über Phokion her und klagte ihn öffentlich des Landesverrathes (der Prodosie) an.

Polysperchon hielt darauf in Pharyga, einem Dorfe in Phokis, Gericht. Der goldene Thronhimmel ward aufgestellt, der junge König und die Räthe setzten sich darunter (a. a. O. Cap. 33). — Etwa wie späterhin Jesus vor Pilatus, so stand jezt hier Phokion vor Polysperchon, der des großen Mannes Sache sehr parteiisch richtete, kaum daß er ihn ruhig aussprechen ließ. Schließlich schlug Polysperchon mit dem Stocke auf die Erde und befahl ihm zu schweigen; damit war Phokions Schicksal besiegelt. — Eine Wache mit Kleitos an der Spitze führte Phokion und seine Leute nach Athen zurück, wie es hieß, damit er dort noch einmal gerichtet werde, in Wahrheit nur, damit er dort den Tod erleide.

---

*) „μᾶλλον ἐθέλειν ἀδικούμενος ἢ ἀδικῶν φανερὸς γενέσθαι“, Plutarchos, Phokion Cap. 32, ed. Imm. Bekker (Leipzig, 1855—1857, 5 Bände, IV. Band. — Tauchnitz).

In einer allerbuntesten Volksversammlung ward der Brief des Makedonierkönigs verlesen, worin gesagt wird: Phokion und seine Freunde seien zwar schon der Verrätherei für schuldig befunden, aber den Athenern als einem freien und selbstständigen Volke wolle er die Verurtheilung überlassen. Das „freie, selbstständige (autonome) Volk" Athens ließ den greisen Phokion kaum zu Worte kommen.

Dieser erklärte endlich voll Großmuth seine Staatshandlungen der Todesstrafe würdig und wollte nur seine unschuldigen Freunde retten, indem er fragend ausrief: „Warum wollt Ihr diese tödten, die nichts Unrechtes gethan haben?" Da riefen Viele: „Weil sie Dir ergeben sind"*). Phokion trat zurück und sprach kein Wort mehr.

Beinahe wäre der Greis noch vor der Hinrichtung gefoltert worden: doch davon mußte selbst die haßerfüllte Grausamkeit eines Agonides Abstand nehmen, weil er die Barbaren murren sah. — Als man nach aufgehobener Versammlung den Phokion in's Gefängniß führte, zeigte er dieselbe Ruhe im Antlitz, wie wenn er sonst aus der Feldherren-Versammlung geleitet wurde. „Die das sahen, bewunderten die Leidenschaftslosigkeit und die Seelengröße des Mannes" (τὴν ἀπάθειαν καὶ μεγαλοψυχίαν τοῦ ἀνδρός; Plut. a. a. O. Cap. 36). — Doch seine Feinde fuhren fort, ihn zu schmähen; Einer spie ihn sogar an. Da soll sich Phokion mit den Worten an die Archonten gewendet haben: „Wird denn Niemand diesen unanständigen Menschen zur Ruhe verweisen?"

Im Gefängnisse beklagte der Mitverurtheilte Thudippos sein Loos, daß er auf so unwürdige Art mit Phokion sterben mußte. Mit ruhigem Stolze sagte ihm der greise Held: „Bist Du es denn nicht zufrieden, daß Du mit Phokion stirbst?" (Cap. 36)**).

Der unverbrüchliche Edelsinn des Phokion erhellt noch besonders aus seiner letzten Bestellung an seinen Sohn Phokos: „Allerdings," sagte er, „ich verlange, daß er den Athenern das erlittene Böse nimmer nachtrage"***).

Sein vertrautester Freund Nikokles bat ihn, er möchte ihn doch das Gift zuerst trinken lassen. Phokion erwiderte: „Schwer, o Nikokles, und schmerzvoll ist mir diese Deine Forderung. Da ich Dir aber niemals

*) „ὅτι σοὶ φίλοι εἰσίν" (Phokion, Cap. 34).

**) Ein umgekehrtes Beispiel führt Cornelius Nepos in seinem Leben des Phocion (Cap. 4) an. Als dieser zum Tode geführt ward, begegnete ihm ein vertrauter Freund Euphiletus. Als dieser weinend ausrief: „O, wie Unwürdiges mußt du erdulden, Phokion!" (O quam indigna perpeteris, Phocion") antwortete dieser: „Aber nicht unerwartet, denn einen solchen Ausgang haben die meisten berühmten Athenischen Männer genommmen! (At non inopinata; hunc enim exitum plerique clari viri habuerunt Athenienses). — Nach Nepos trug Phocion den Beinamen „der Gute" (Bonus, ὁ χρηστός); ib. Cap. 1. —

***) „Πάνυ μὲν οὖν ἔφη. λέγω μὴ μνησικακεῖν 'Αθηναίοις'." (Cap. 36; Phokion).

während Deines Lebens in irgend Etwas nicht gewillfahrt habe, ergebe ich mich auch darin*)".

Nachdem alle Genossen Phokions den Schierlingsbecher geleert hatten, fehlte es zuletzt an Gift für Phokion. Der Henker erklärte, kein neues Gift reiben zu wollen, wenn er nicht zwölf Drachmen bekäme. Und da sprach Phokion noch ein letztes sarkastisches Wort über die Athener aus. Er rief einen Freund und beschwerte sich mit den Worten: „ob es denn in Athen nicht einmal zulässig ist, umsonst zu sterben**)."

Dann gebot er, jenem Menschen die kleinen Münzen zu geben, das Kermation (κερμάτιον).

Auch Angesichts der Leiche Phokions kam die fanatische Volkswuth nicht zur Ruhe. Man erwirkte eine Verordnung, daß der Leichnam über die Grenze gebracht werde und daß sich kein Athener unterfangen dürfe, zu Phokions Bestattung Feuer anzuzünden. So wagte keiner seiner Freunde, den Leichnam anzurühren.

Nachdem der Todte über Eleusis fortgeschafft war, verbrannte ihn ein gewisser Konopion um Goldeswerth, wobei ihm eine Megarenserin mit ihren Dienstfrauen hilfreich zur Seite stand. Diese edle Frau errichtete dem verachteten Manne auch ein Denkmal daselbst. Sie sammelte Phokions Gebeine, barg sie in ihrer Wohnung neben dem Herde und sprach die wehmuthsvollen Worte dabei: „Dir, du lieber Herd, vertraue ich diese Ueberreste eines edlen Mannes an. Du aber gieb sie an die väterlichen Grabhügel zurück, sobald die Athener wieder zur Besinnung kommen." (Plut., Phokion, Cap. 37.)

Bedauerlicher Weise hat die Geschichte uns den Namen dieser edelmüthigen Megarenserin nicht aufbewahrt. — Die Athener kamen aber bald wieder zur Besinnung, — ähnlich wie nach des Sokrates Heimgange. Makedoniens Verrath ward ebenso offenbar, wie Phokions heiligste Vaterlandsliebe. Nun erscholl eitel Wehklage, welch einen erhabenen Hort man in Phokion dahingewürgt hatte. — Jetzt ward dem unglaublich schnöde mißhandelten Phokion eine herrliche eherne Bildsäule errichtet, seine Gebeine aber auf Staatskosten würdig bestattet. Den Agonides, den verruchten Ankläger Phokions, verurtheilten die Athener zum wohlverdienten Tode. —

Ein jüngerer Zeitgenosse Phokions war der glänzende Redner Demosthenes, der von 383—322 vor Chr. lebte.

Es ist erstaunenswürdig, daß man trotz der klaren, objectiven Biographie dieses außerordentlichen Mannes bei Plutarchos dennoch fast nur oder ausschließlich Licht an seinem Wesen wahrnehmen will — als würfe seine Persönlichkeit keine bedenklichen Schatten: ja, geblendet von seinen

*) „βαρὺ μὲν," εἶπεν, „ὦ Νικόκλεις, ἐμοὶ τὸ αἴτημα καὶ λυπηρόν, ἐπεὶ δ' οὐδ' ἄλλο οὐδέποτέ σοι παρὰ τὸν βίον οὐδὲν ἠχαρίστησα καὶ τοῦτο συγχωρῶ." (Ebendort.)

**) „εἰπὼν εἰ μηδὲ ἀποθανεῖν Ἀθήνησι δωρεάν ἐστιν" (Ebendas.)

glänzenden Geistesgaben, wird man nicht müde, seinen Zeitgenossen Phokion um seinetwillen unbilligerweise zu verkleinern.

Zu einer wirklich ethischen Persönlichkeit fehlten dem Demosthenes, den seine sarkastischen Landsleute bezeichnend genug mit den Spitznamen Batalos (= Weichling, Βάταλος) und Argas (Schlangenart, Ἀργᾶς) bedacht hatten, jedoch zwei Dinge: Tapferkeit nebst Muth und Uneigennützigkeit.

Es ist darum nicht überflüssig, bei dieser Gelegenheit einige besonders zutreffende Kernsätze aus Plutarchos' Demosthenes in die Erinnerung zu rufen. „Besäße er also" — so lesen wir dort (Demosthenes, Cap. 13) — „bei seiner Ehrliebe hinsichtlich der Grundsätze und bei dem Adel seiner Reden noch die dem Krieger eignende Tapferkeit (ἀνδρεία τε πολεμιστήριος) und die Gabe, in allen Dingen unbefleckt zu handeln: so wäre es nicht genugsam gewesen, ihn unter die Zahl der Redner von der Art eines Moirokles, Polyeuktos oder Hypereides zu rechnen, sondern er müßte dann hoch oben mit einem Kimon, Thukydides und Perikles zusammengestellt werden."

Und im folgenden Capitel, wo Phokion um seiner Tapferkeit und Gerechtigkeit willen mit einem Ephialtes, Aristeides und Kimon auf eine Stufe gestellt wird, heißt es: „Demosthenes hingegen, der, wie Demetrios*) sagt, in den Waffen nicht eben zuverlässig und in Bezug auf das Nehmen nicht gänzlich gefeit war**), der zwar dem Golde von Seiten Philippos' und Makedoniens unbezwinglich erschien, der sich aber, wenn es vom Hochlande her aus Susa und Ekbatana kam, zugänglich und in Wahrheit bestechlich erwies: war wohl der Befähigtsten einer, um die hohen Thaten der Vorfahren zu preisen, aber nicht also, dieselben nachzuahmen" (μιμήσασθαι δ' οὐχ ὅμοιος).

In der entscheidenden Schlacht bei Chaironeia (338), zu welcher besonders seine zündenden Reden hingeführt hatten, „vollbrachte er gar nichts Schönes, überhaupt Nichts, was seinen Worten entsprach. Er entfernte sich aus seinem Platze in der Schlachtordnung, lief auf's Schimpflichste davon, warf sogar die Waffen fort, wobei er nicht einmal, wie Pytheas***) schreibt, vor der Aufschrift seines Schildes Scheu trug, auf welchem mit goldenen Buchstaben verzeichnet stand: „Mit gutem Glücke" (ἀγαθῇ τύχῃ; Plut. Demosth. Cap. 20).

---

*) Jedenfalls der Philosoph, Geschichtsschreiber, Rhetor und Staatsmann Demetrios Phalereus (Δημήτριος ὁ Φαληρεύς), der nach Phokions Tode von Kassander an die Spitze des athenischen Staatswesens gesetzt ward. Seine zehn Archontenjahre (318 bis 308 od. 317—307) bilden eine höchst glückliche Epoche in diesem Stadium Athens, wofür ihn das Volk mit 360 Statuen bedacht haben soll, um ihn schnell genug seinen Wankelmuth fühlen zu lassen. Der Archon und Philosoph † 283 im Exil; von seinen Schriften hat sich nichts Beglaubigtes erhalten.

**) „οὐδὲ πρὸς τὸ λαμβάνειν παντάπασιν ἀπωχυρωμένος."

***) Es ist Pytheas, der Redner, Zeitgenosse des Demosthenes und dessen Gegner.

Als späterhin Harpalos, der bekannte intriguenhafte und verschwenderische Schatzmeister Alexanders des Großen, vor diesem fliehen mußte, kam er schätzebeladen nach Athen, um hier seine Bestechungskünste spielen zu lassen. Es gelang Harpalos nur zu gut damit; auch Demosthenes unterlag dem Goldzauber. Ein kostbarer Becher, 20 Goldtalente werth, brachte ihn um seine bisherige Unbescholtenheit. Er, der berufen war, gegen Harpalos zu reden, schien mit einem Male die Stimme verloren zu haben. Witzige Menschen sagten aber voll grimmigen Hohnes: „Der Demagog (δημαγωγός) sei des Nachts nicht von der Halsbräune, sondern von der Goldbräune ergriffen worden“ (Cap. 29)**).

Demosthenes' Scheinheiligkeit nützte aber gar Nichts; er war einer der ersten, die vom Senate verurtheilt wurden. Fünfzig Talente sollte der Redner zur Strafe zahlen und bis zur Lösung im Gefängnisse verbleiben. Bald entfloh der Redner seiner Gefangenschaft, konnte aber auch in dieser nothwendigen Verbannung keine Ruhe finden: die Erhabenheit des Gewissens fehlte ihm, die einen Sokrates, einen Phokion auch innerhalb der todbringenden Gefängnißmauern bis zum letzten Athemzuge aufrecht erhielten.

Nach Alexanders des Großen Tode konnte des Redners Sehnsucht nach seiner Vaterstadt Athen wieder befriedigt werden. Die für Bonmots empfänglichen Athener riefen den Demosthenes, da ihnen ein schmeichelhaftes Impromptü desselben zu Ohren gekommen war, wieder nach Athen zurück. Um dieses Ehrentages willen soll sich der Redner besonders glücklich gepriesen haben. — Doch als die hellenischen Dinge sehr bald wieder eine schlimme Wendung nahmen, zeigte sich seine Schwachheit wieder in vollstem Maße.

Kaum vernahm Demosthenes, daß Antipater und Krateros gegen Athen loszogen, da entfloh er schleunigst aus Athen: das Volk jedoch verurtheilte auf Antrag des Redners Demades sowohl Demosthenes als auch seine Mitentläufer zum Tode. Antipater betraute den ehemaligen tragischen Schauspieler Archias aus Thurii, der den bezeichnenden Beinamen Phygadotheras (= Jäger der Landesflüchtlinge, φυγαδοθήρας) führte, damit, die Parteigänger des Demosthenes lebendig oder todt einzufangen.

Der große Redner war nach Kaularia, einer kleinen Insel nicht weit von Aigina, gegenüber der Stadt Troizene, entkommen, wo er im Tempel Poseidons als Hiketide saß. — Hier bekam Demosthenes Gelegenheit, zu beweisen, daß ihn die Schärfe beredten Wortes und seine Gesinnung gegen Makedonien bis zum letzten Augenblicke nicht verließen.

**) Goldbräune (ἀργυράγχη) ward in Attika überhaupt von Jemand gesagt, der bestochen ward, nicht zu reden, und weil derselbe dann Halsweh (συνάγχη) als Grund seines Schweigens vorgab. Nicht übel ist dieses griechische Wortspiel in der Plutarch-Verdeutschung von J. F. S. Kaltwasser-Güthling (Universalbibliothek) wiedergegeben, wo zu lesen ist: „der Redner sei in der Nacht weniger von der Kehlsucht als von der Geldsucht befallen worden.“

Der hinterlistige Archias wollte Demosthenes durch Vorspiegelungen bewegen, sein Asyl zu verlassen. Doch ein merkwürdiges Traumbild hatte diesen in der letzten Nacht vor Archias gewarnt. Ohne aufzustehen, sagte Demosthenes daher jetzt zu diesem: „O Archias, Du konntest weder jemals als Schauspieler überzeugend auf mich einwirken, noch kannst Du es jetzt durch Deine Versprechungen.“ (Plut. a. a. O. Cap. 29.) — Und den Drohungen dieses Schergenmannes entgegnete Demosthenes: „Jetzt verkündest Du in Wahrheit die Orakel vom makedonischen Dreifuße her, vorhin aber schauspielertest Du? Doch warte noch ein wenig, damit ich den Meinen noch Etwas vermelde.“

Demosthenes begab sich nun in das Innere des Tempels, scheinbar um eine Papyrusrolle zu beschreiben, in Wahrheit aber, um das längst in Bereitschaft gehaltene Gift zu nehmen. Archias versprach ihm nochmals eine Aussöhnung mit Antipater. Doch Demosthenes fühlte bereits die Wirksamkeit des Giftes und sprach, den Archias starr anblickend, die edlen, hoheitsvollen Worte zu demselben: „Nun magst Du eilfertig den Kreon der Tragödie*) spielen und diesen Körper unbestattet hinwerfen. Ich aber, o theurer Poseidon, verlasse lebend das Heiligthum; von Antipatros jedoch und von den Makedoniern ist nicht einmal Dein Tempel unbefleckt zurückgelassen worden**).“ — Obwohl zitternd und taumelnd gelangte der Sterbende noch hinaus gerade bis zum Altare; dort sank er nieder und hauchte mit einem Seufzer seine Seele aus.

Die Giftepisode wird vielfach anders erzählt. Auch der Mythos bemächtigte sich des Lebensendes des größten attischen Redners. Demosthenes starb (322) am 16. Pyanepsion (= October), nach Plutarch „dem trübseligsten Tage des Festes der Thesmophorien, welchen die Weiber neben dem Tempel (der Göttin Demeter) fastend verbringen***).

In Athen versöhnte des Demosthenes Tod alle Welt. Man errichtete ihm eine eherne Bildsäule, auf der die bezeichnende Inschrift eingegraben ward:

Wärest, Demosthenes, Du auch an Kraft so groß wie an Einsicht,
Nimmer ward Hellas beherrscht vom makedonischen Mars“†).

---

*) Nämlich der Antigone von Sophokles.

**) „Οὐκ ἂν φθάνοις ἤδη τὸν ἐκ τῆς τραγῳδίας ὑποκρινόμενος Κρέοντα καὶ τὸ σῶμα τοῦτο ῥίπτων ἄταφον. ἐγὼ δ', ὦ φίλε Πόσειδον, ἔτι ζῶν ἐξανίσταμαι τοῦ ἱεροῦ· τῷ δ' Ἀντιπάτρῳ καὶ Μακεδόσιν οὐδ' ὁ σὸς ναὸς καθαρὸς ἀπολέλειπται.“ (Ed. Imman. Bekker, IV. Bd. 1856. — Demosthenes, Cap. 29).

***) Nach anderen Autoren ward das Fest der Demeter Thesmophoros (Θεσμοφόρια) in Athen vom 9.—13. Pyanepsion gefeiert.

†) Εἴπερ ἴσην ῥώμην γνώμῃ Δημόσθενες εἶχες,
Οὔποτ' ἂν Ἑλλήνων ἦρξεν Ἄρης Μακεδών.

(Plutarchos Demosth. Cap. 30.)

VI.

Während im Allgemeinen die Menschen am Abend eines langen arbeitsvollen Lebens zufrieden sind, die Last des Daseins los zu werden: nimmt der Philosoph Theophrastos eine eigenartige Ausnahmestellung hierzu ein.

Dieser Nachfolger des Aristoteles in der Leitung der Peripatetischen Schule ist im Jahre 390 v. Chr. zu Eresos auf Lesbos geboren. Sein Name soll ursprünglich Tyrtamos gelautet haben, da er sich aber immer glänzender als Redner und Schriftsteller hervorthat, soll sein Meister Aristoteles selbst seinen Namen in den des „göttlichen Redners", d. i. Theophrastos umgeändert haben. Dieser, zumal als Verfasser der „ethischen Charaktere" (ἠθικοὶ χαρακτῆρες) und als Vater der wissenschaftlichen Botanik hervorragend, erreichte nach Einigen ein Alter von 85 Jahren, nach Anderen — wie Hieronymus — sogar ein Alter von 107 Jahren.

In seinen Tusculanischen Unterredungen bespricht Cicero im 3. Buche die Philosophie der Kummererlösung (De aegritudine lenienda) und erzählt dabei von Theophrastos: auf seinem Sterbebette (moriens) solle er die Natur angeklagt haben, daß sie den Hirschen und Krähen*), denen Nichts daran liege, ein so anhaltendes Leben, den Menschen jedoch, denen besonders viel daran gelegen sei, eine so winzige Lebensdauer verliehen habe**). — Er beklagte sich also — so fährt Cicero fort — „daß

*) Vom hohen Alter der Hirsche und Krähen singen die römischen Dichter viel, wie mannigfach hervorgehoben ist, besonders von R. Klotz. Wo P. Ovidius Naso von der Verjüngung des Aison, der Vaters des Jason, erzählt (Metamorphoseon lib. VII, 262 ff.) singt der Dichter:

> Nec defuit illic
> Squamea Cinyphii tenuis membrana chelydri,
> Vivacisque jecur cervi: quibus insuper addit
> Ora caputque novem cornicis secula passae.

(Vers 271 ff. „Und nicht fehlte dabei die schuppige Haut der zarten Cinyphischen Schildkrötenschlange und die Leber des langlebenden Hirsches; dazu fügte sie (Medea) noch Schnabel und Kopf einer Krähe, die neun Menschengeschlechter gelebt hatte.") Von Ausonius führe ich einige Verse aus dem XVIII. Idyll „de aetatibus animantium Hesiodios" an:

> Ter binos deciesque novem super exit in annos
> iusta senescentium quos implet vita virorum.
> hos novies superat vivendo garrula cornix,
> et quater egreditur cornicis saecula cervus.

(S. Magni Ausonii opuscula ed. C. Schenkl, Berlin 1883. Vgl. auch desselben Dichters XI. Idyll, betitelt Griphus, Vers 11 ff.)

**) „Quod cervis et cornicibus vitam diuturnam, quorum id nihil interesset, hominibus, quorum maxime interfuisset, tam exiguam vitam dedisset." Cicero: Tusculanarum Disputationum ad Brutum libri quinque, ed. R. Klotz; III. Buch, Cap. 28. —

er jetzt, nachdem er angefangen, jene Einsicht zu gewinnen, seiner Auflösung entgegensehe" (extingui)*).

Eingehender behandelt der spätere Diogenes Laërtios die letzten Augenblicke des Theophrastos. Nach diesem Gewährsmanne starb der Philosoph, 85 Jahre alt, nachdem er soeben ein wenig von seinen Studien ausgeruht hatte**). Es wird erzählt, daß er da von seinen Schülern befragt worden wäre, ob er ihnen nicht noch Etwas an's Herz zu legen hätte, worauf er ihnen folgende Antwort ertheilte: „Er habe ihnen eigentlich Nichts anzuempfehlen (ἐπισκήπτειν), als etwa, daß das Leben uns viel Angenehmes aus Ruhmesaussicht vorprahle. Denn wir sterben dahin, kaum daß wir zu leben angefangen***). Nichts ist wahrlich nichtiger als Ruhmliebe. Aber lebet glücklich und laßt entweder die philosophische Erörterung fahren — denn die Mühe ist groß — oder betreibt dieselbe energisch — denn groß ist der Ruhm. Des Lebens Nichtigkeit überragt freilich dessen Zuträglichkeit. Mir freilich ist es nicht mehr möglich, mit mir zu Rathe zu gehen, was gethan werden müsse, — allein ihr müsset zusehen, was geschehen muß"†). — Nach diesen Worten, so wird erzählt, gab er seinen Geist auf. —

Die hohe Kraft, mit welcher der sterbende Epikuros, der Stifter des nach ihm benannten epikureischen Lehrsystems, seine übergroßen Leiden ertrug, rang auch seinen entschiedensten Gegnern Bewunderung ab. Ein drastisches Zeugniß legt besonders M. Tullius Cicero dafür ab, der bekanntermaßen in seinem Werke vom höchsten Gute und höchsten Uebel nicht gerade glimpflich mit Epikuros umspringt.

Epikuros, 342 zu Gargettos geboren, starb zu Athen im Jahre 270 v. Chr.

Cicero erzählt seinen Freunden von der Art, wie Epikuros starb, um damit vermeintlich darzuthun, „daß sein Thun mit seinen Worten im Widerspruche stehe". — Nach Cicero habe der schwer leidende Philosoph an seinen Schüler Hermarchos (?) ein Abschiedsschreiben gerichtet; nach

---

*) Der Herausgeber und Ueberſetzer R. Klotz citirt hierbei auch den Hieronymus (ad Nepotian. ep. II. p. q. ed. Vict.), der, wie erwähnt, Theophrasts Lebensdauer auf 107 Jahre angiebt, wie folgt: „Sapiens ille vir Graeciae Theophrastus, cum expletis centum et septem annis se mori cerneret, dixisse fertur, se dolere, quod tunc egrederetur e vita, quando sapere coepisset (er empfinde Schmerz, weil er nun gerade das Leben verlassen müsse, wo er angefangen habe, verständig zu werden). —

**) Diogenes Laertius, a. a. O. V. Buch, Cap. 40 f.

***) „Ἐπισκήπτειν μὲν ἔχειν οὐδέν, πλὴν ὅτι πολλὰ τῶν ἡδέων ὁ βίος διὰ τὴν δόξαν καταλαζονεύεται. ἡμεῖς γὰρ ὁπότ' ἀρχόμεθα ζῆν, τότ' ἀποθνήσκομεν." (Diog. Laert., ed. Hübner).

†) „Οὐδὲν οὖν ἀλυσιτελέστερόν ἐστι φιλοδοξίας. ἀλλ' εὐτυχεῖτε καὶ ἤτοι τὸν λόγον ἄφετε-πολὺς γὰρ ὁ πόνος-ἢ καλῶς αὐτῷ πρόστητε. μεγάλη γὰρ ἡ δόξα. τό δὲ κενὸν τοῦ βίου πλεῖον τοῦ συμφέροντος. ἐμοὶ μὲν οὐκετ' ἐκποιεῖ βουλεύεσθαι τί πρακτέον, ὑμεῖς δ' ἐπισκέψασθε τί ποιητέον." (ibid. Cap. 41).

Diogenes Laërtius hingegen war dasselbe an Epikuros' Lehrer Idomeneus gerichtet*).

Hören wir nunmehr Cicero selbst: „Epikur grüßt seinen Hermarchus. Indem ich den glückseligen Tag meines Lebens und zugleich den letzten lebe, schreibe ich Dir dies. So groß aber sind die Leiden der Blase und der Eingeweide, daß ihre Gewalt nicht größer werden kann" **). — Hierbei ruft Cicero sarkastisch aus: „Elender Mensch! wenn der Schmerz das höchste Uebel ist, kann er nicht anders genannt werden. Aber hören wir ihn (sc. Epikuros) selbst: „Doch entschädigt mich für dies Alles die Freudigkeit meiner Seele, die ich bei dem Gedanken an unsere Lehren und Entdeckungen empfinde. Aber Du, wie es Deiner von den Jünglingsjahren an gegen mich und die Philosophie gehegten Liebe würdig ist, sorge für die Kinder Metrodors" ***). — Und dann spendet Cicero diesem Philosophen dieses hohe Lob: „Nicht achte ich mehr des Epaminondas, des Leonidas Tod höher als den seinigen." Und weiterhin: „Was suchen wir denn für ein größeres Zeugniß, daß das, was edel und recht ist, unmittelbar an sich wünschenswerth sei (ipsa esse optabilia per sese), wenn wir sehen, wie er (Epicurus) auf dem Sterbebette noch seine Pflicht erfüllt?" (quam videamus tanta officia morientis; de finibus II, 31).

All dieses bewegt sich um den letzten Brief des Epikuros an Idomeneus (oder Hermarchos). — Das Ende selbst ging nach Diogenes Laërtius also von statten. Der Philosoph starb am Nierenstein (λίθῳ τῶν οὔρων). Nach 14tägiger Krankheit — wie Diogenes nach Hermippos erzählt — stieg der Philosoph in eine eherne Badewanne, welche die erforderliche warme Mischung hatte (κεκραμένην ὕδατι θερμῷ), erbat sich dann ungemischten Wein, den er ausschlürfte. Dann ermahnte er die Freunde, seiner Lehren eingedenk zu sein, und verschied so†). — —

Der Stifter der Stoa, Zenon aus Kition auf Kypros, starb seiner Lehre würdig. Dieser Philosoph lebte — wie die neueste Annahme ist —

---

*) Cicero: De finibus bonorum et malorum ed. Klotz II, Cap. 30. (Deutsch von J. G. Droysen in der Klotz'schen Ausgabe.) — Bei Diogenes Laertius, a. a. O. X. Buch, Cap. 22.

**) Der griechische Brief bei Diogenes beginnt so: „Τὴν μακαρίαν ἄγοντες καὶ ἅμα τελευταίαν ἡμέραν τοῦ βίου, ἐγράφομεν ὑμῖν ταυτί. στραγγουρία τε παρηκολουθήκει καὶ δυσεντερικὰ πάθη ὑπερβολὴν οὐκ ἀπολείποντα τοῦ ἐν ἑαυτοῖς μεγέθους." Wie man sieht, ist Ciceros Uebertragung ziemlich wörtlich. Epikuros schreibt aber im Pluralis. Sein Nierenleiden bezeichnet er als Strangurie (Harnzwang), dazu Dysenterie (Ruhr).

***) „ἀντιπαρετάττετο δὲ πᾶσι τούτοις τὸ κατὰ ψυχὴν χαῖρον ἐπὶ τῇ τῶν γεγονότων ἡμῖν διαλογισμῶν μνήμῃ. σὺ δὲ ἀξίως τῆς ἐκ μειρακίου παραστάσεως πρὸς ἐμὲ καὶ φιλοσοφίαν ἐπιμελοῦ τῶν παίδων Μητροδώρου." Metrodoros, ein bedeutender Epikureer, starb einige Jahre vor seinem Meister, 277 v. Chr.

†) „Τοῖς τε φίλοις παραγγείλαντα τῶν δογμάτων μεμνῆσθαι, οὕτω τελευτῆσαι." Diog. Laert. X. Buch, Cap. 16.

von 340—260 v. Chr.; Andere lassen ihn ein Alter von 98 Jahren erreichen. — Sein Tod wird ebenfalls mannigfach erzählt. Dem Geiste des Stoicismus entsprechend nehmen Viele an, daß er seinem Leben selbst ein Ziel gesetzt habe. —

Nach Diogenes Laërtios starb Zenon auf diese Weise. Als er — seiner Gewohnheit nach — aus der Schule kam, stieß er sich und brach den Finger. Indem er nun den Fußboden mit der Hand schlug, recitirte er das Wort aus der Niobe*): „Ich komme ja; wozu rufst Du mich**)?" Und allsogleich kam er um, indem er sich erwürgte. —

Diogenes selbst widmet dem Vater der Stoa diesen poetischen Nachruf:

Zeno der Kitier starb, wie man sagt, nach hartem Bemühen
Altersschwach wohl dahin; Andre — vom Hunger gefällt,
Andre, daß einst er sich stieß, und die Erde mit Händen zerschlagend
Spricht er: ich komme von selbst; Wozu denn rufst Du mich erst?***) —

Zenons Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Stoa war Kleanthes aus Assos in Kleinasien, der Sohn des Phanias. Auch er ging endlich mit stoischer Willenskraft freiwillig aus dem Leben. — Er ward von einer Zahnkrankheit befallen; das Zahnfleisch schwoll stark an. Auf Verbot der Aerzte enthielt er sich zunächst zwei Tage aller Nahrung. Kleanthes erholte sich dermaßen, daß die Aerzte ihm wieder alles Gewohnte gestatteten. Aber er ertrug es nicht und rief aus: „Man sei bereits mit ihm vorausgewandert†). Er enthielt sich willenskräftig auch weiterhin aller Nahrung und starb so, wie Viele angeben, in einem Alter von 80 Jahren. —

Des Kleanthes Nachfolger, das große Licht der Stoa, Chrysippos, des Apollonios Sohn aus Soloi (oder aus Tarsos) starb, nachdem er soeben einen letzten komischen Befehl ertheilt hatte. Dieser Stoiker lebte etwa von 282—209 v. Chr.

Kein Stoiker ist so verherrlicht worden wie Chrysippos. Manch ein panegyrisches Wort über ihn führt sein Biograph Diogenes Laërtius an. So heißt es dort einmal nach Homer:

„Er allein ist weise, aber die Anderen eilen wie Schatten dahin††). —

*) Eine nicht auf uns gekommene Tragödie des Aischylos.

**) Ἔρχομαι τί μ' αὔεις; — Diog. Laertius, VII. Buch, Cap. 28 und 29.

***) Τὸν Κιτιᾶ Ζήνωνα θανεῖν λόγος ὡς ὑπὸ γήρως
πολλὰ καμὼν ἐλύθη· οἱ δὲ, μένων ἄσιτος·
οἱ δ', ὅτι προσκόψας ποτ' ἔφη, χερὶ γαῖαν ἀλοίσας,
Ἔρχομαι αὐτόματος δή· τί με, τί με καλεῖς; (Diog. Laertius VII, Cap. 31).

†) „εἰπόντα ἤδη αὐτῷ προοδοιπορῆσθαι." — Diogenes Laertius, VII. Buch, Cap. 176. —

††) „Οἶος πέπνυται· τοὶ δὲ σκιαὶ ἀΐσσουσι (Diog. Laertius VII, 183); bei Homer, wo von Teiresias die Rede ist, heißt der Vers fast ganz ebenso: (Odyssee X, 495).
„οἴῳ πεπνῦσθαι· τοὶ δὲ σκιαὶ ἀΐσσουσιν."

Fast geflügelt ist ein anderes Wort über ihn: „Wenn Chrysippos nicht wäre, gäbe es keine Stoa*).“

Sein Ende wird mannigfach erzählt. Nach Hermippos lehrte er gerade im Odeion, wohin er von seinen Schülern zum Opfern gerufen war. Dort bot man ihm süßen Wein an, nach dessen Genuß der 73jährige Philosoph vom Schwindel ergriffen ward und fünf Tage darnach verschied (Diog. Laërt. VII. Buch, Cap. 184). —

Ganz anders berichten Andere sein Ende. — Nach diesen brachte dem Chrysippos übermäßiges Lachen den Tod. Er sah einst, wie ihm ein Esel seine Feigen fraß. Da sprach er zu seiner Alten: „Man solle dem Esel doch dazu auch noch ungemischten Wein zu schlürfen geben**). — Dabei überkam ihn so heftiges Lachen, daß er daran verschied. —

VII.

Als Sparta immer mehr der Entartung anheimfiel, tauchten gleichwohl noch vereinzelte Männer, zumal unter den Königen selbst auf, welche in großer Selbstlosigkeit bestrebt waren, die alte lykurgische Verfassung in ihrer strengen Einfachheit wiederherzustellen. Zu diesen gehörte der edle König Agis III., der nach dem Tode seines Vaters Eudamidas im Jahre 244 v. Chr. zur Regierung gelangte. Besonders war es sein heißes Bemühen, der unglaublichen agrarisch-oligarchischen Mißwirthschaft unter Hintansetzung seiner eigenen agrarischen Interessen ein Ende zu machen.

Nach mancherlei wechselvollen Ereignissen mußte Agis mit einem spartanischen Heere zu den Gesammttruppen des achaiischen Bundes stoßen, um am Kampfe gegen die Aitolier theilzunehmen. Sein eigennütziger Oheim, der Ephorus Agesilaos, machte sich während des Königs Abwesenheit durch rücksichtsloseste Willkür verhaßt, so daß der frühere entflohene Mitkönig des Agis, Leonidas II., nunmehr von seinen Anhängern zurückberufen werden konnte.

Besondere Kriegslorbeeren konnte der ebenso muthige, tapfere als besonnene Agis in diesem unter dem Strategos Aratos vor sich gehenden Feldzuge nicht ernten: denn dieser entließ die Bundesgenossen, so auch Agis, voller Anerkennung, ohne ein Treffen geliefert zu haben.

Inzwischen hatte Agis' ehemaliger Mitkönig Leonidas sowohl seinen Gegenkönig Kleombrotos verjagt, als auch erfolgreiche Anschläge gegen

*) Εἰ μὴ γὰρ ἦν Χρύσιππος, οὐκ ἂν ἦν στοά. (Diog. Laert., ebendas.).

**) „εἰπόντα τῇ γραΐ διδοῦναι ἄκρατον ἐπιρροφῆσαι τῷ ὄνῳ, ὑπερκαγχάσαντα τελευτῆσαι.“ — (Diog. Laertius, VII. Buch, Cap. 185.) — Andere erzählen die gleiche Begebenheit vom Komiker Philemon.

Agis selbst in Scene gesetzt. Dieser hatte sich, entsetzt ob der Wirren in Sparta, in den Tempel der Athene Chalkioikos*) geflüchtet.

Mit Hilfe des selbstsüchtigen Ephoren Amphares, der sich in das Vertrauen des arglosen Agis geschlichen hatte, gelang es den Schergen des Leonidas, seinen Gegner festzunehmen, als er seinen gewohnten Gang vom Tempel zum Bade unternahm.

Der Erzverräther Amphares faßte in einer Gasse in der Nähe des Gefängnisses Agis an und rief: „Ich führe Dich zu den Ephoren, Agis, damit Du von Deiner Staatsverwaltung Rechenschaft ablegest.“ (Plutarchos: Agis, Cap. 19.)

Es vollzog sich hier so, wie in fast allen derartigen Fällen. Die Ephoren brachten ein Scheingericht zu Stande. Der königliche Jüngling versicherte seinen Peinigern, daß er über seine höchst löblichen Regierungspläne nicht die geringste Reue empfände. Die Ephoren aber verurtheilten ihn zum Erdrosselungstode und befahlen, ihn sofort in das dazu bestimmte Zimmer des Gefängnisses, in die Dechas, zu schleppen. Und als Diener und Söldner sich dessen weigerten, that der gewaltthätige Ephoros Damochares solches selbst.

Vergebens verlangten Mutter und Großmutter (μάμμη) des hochherzigen jungen Königs, „daß man doch dem König der Spartiaten Verhör und Gericht vor den Bürgern gewähre.“ Um so mehr nur ward die Hinrichtung beschleunigt.

Als Agis vor seinem beklagenswerthen Ende einen Diener bitterlich weinen sah, sprach er: „Höre auf, mich zu beweinen, lieber Mann, denn da ich auf eine so gesetzwidrige und ungerechte Weise zu Grunde gehe, bin ich mächtiger als Diejenigen, welche mich umbringen**) (a. a. O. Cap. 20). Mit diesen Worten übergab er sein Haupt von selbst dem Strange (240 v. Chr.). Das Hochgefühl eines im höheren Sinne gerechten Erdendaseins hielt auch den Agis Angesichts des Todes aufrecht.

Auch des Königs Mutter Agesistrata und die Großmutter Archidameia ließ der ruchlose Ephor Amphares auf dieselbe Weise hinrichten. Agesistrata hatte sich auf die Leiche ihres Sohnes geworfen, sein Gesicht geküßt und dabei die Klageworte gesprochen: „Deine übermäßige Bedächtigkeit, mein Kind, ebenso Dein sanftmüthiges und menschenfreundliches Wesen hat Dich mitsammt uns zu Grunde gerichtet.“

---

*) Pallas Athene hatte als Beschirmerin der Mauern, Burgen und Höfe den Beinamen Polias oder Poliuchos (Πολιοῦχος = Stadtbeschirmerin). In Sparta bestand für Athene Poliuchos ein kostbarer, erzgeschmückter Tempel nebst einer ehernen Bildsäule, wovon sie daselbst den Beinamen Chalkioikos (Χαλκίοικος) hatte, d. h. in einem ehernen Hause oder Tempel wohnend (Erzbehauserin).

*) „Παῦσαί με ὦ ἄνθρωπε κλαίων· καὶ γὰρ οὕτω παρανόμως καὶ ἀδίκως ἀπολλύμενος κρείττων εἰμὶ τῶν ἀνειρούντων. — (ed. Imm. Bekker IV. vol. 1856).

Wieder einmal zu spät erkannte das reuige, bethörte Volk hier die abscheuliche Handlungsweise des Leonidas und Amphares. Man versicherte voll Entsetzen, „daß, seitdem die Dorier die Peloponnes inne hatten, nichts Schrecklicheres und nichts Gottloseres in Sparta verübt worden sei" (a. a. O. Cap. 21). Zu all dem Schrecklichen trat das Neue hinzu, daß in Lakedaimon Agis III. überhaupt der erste König war, der durch die Ephoren selbst hingerichtet ward. —

Nachdrucksvoller war bald danach die reformirende Thätigkeit des Sparterkönigs Kleomenes III., die ebenfalls einen tragischen Abschluß fand. Kleomenes war der Sohn des obengenannten Leonidas II. und übernahm 235 v. Chr., 19 Jahre alt, die Regierung Spartas, ein letztes hohes Wunder unter Spartas Königen, ausgerüstet mit allen schönen Eigenschaften des Kopfes und des Herzens. Alles gerieth auf lange in den Zauberbann seines Wesens, Alle erklärten, „daß er allein in Wahrheit von Herakles entsprossen sei." (Plutarchos: Kleomenes, Cap. 13.)

Nachdem Kleomenes viele ruhmvolle Thaten gegen Aratos und den achaiischen Bund vollführt hatte, scheiterten all seine Hoffnungen dennoch in Folge der Niederlage bei Sellasia (222), wo der von Aratos zu Hilfe gerufene Antigonos Doson siegreich war.

Kleomenes suchte Hilfe bei den Ptolemaiern in Alexandria. Der alte Ptolemaios Euergetes, der sich des Kleomenes annehmen wollte, starb um diese Zeit, sein Nachfolger Ptolemaios Philopator aber versank mit seinem Trosse in Lüderlichkeit, Völlerei und Ausschweifungen, so daß er nicht nur Nichts für den verzagten edlen Spartiaten that, sondern ihm noch besonderes Verderben aussann.

Dem jugendstarken, thatendurstigen Kleomenes erging es — nach Plutarchos (Kleomenes, 34) — wie dem großen, herrlichen Peliden, der nach „Schlachtgeschrei und Getümmel dürstete*)".

Zum weiteren Unglücke kam jetzt gerade der Messenier Nikagoras, ein Feind des Kleomenes, nach Alexandria und theilte diesem auf Befragen mit, daß er dem Ptolemaios schöne Kampfrosse zum Verkaufe anzubieten habe. Offenherzig, wie alle edel-genialen Naturen sind, warf da Kleomenes lachend die ironischen Worte hin: „Ich wollte lieber, Du kämest hier mit Sambyke-Spielerinnen und mit Kinaiden**) an: denn

*) Vgl. Ilias I. Ges. Vers 492: „αὖθι μένων, ποθέεσκε δ'αὐτὴν τε πτολεμόν τε.

**) „σαμβυκιστρίας καὶ κιναίδους." Sambykisterinnen (sambukistriae) und Kinaiden werden häufig zusammengestellt. Die Sambyke (σαμβύκη, sambuca) war ein dreieckiges Saiteninstrument, das für unedel galt und vornehmlich von Frauen tractirt ward; es ist das assyrisch-chaldäische Sabecca-Instrument, das im Mittelalter dann als Sambuke, sambut, sambiut, erscheint. — Der Kinaide (ὁ κίναιδος, von κινεῖν bewegen) war durchaus nicht nur, wie viele Uebersetzer anzunehmen scheinen, ein „Lustknabe", sondern vielmehr überhaupt jeder Mensch, der widernatürliche Unzucht treibt und mit sich treiben läßt; Tribadie wie Paiderastie gehören dazu. Dann bedeutet Kinaide überhaupt einen unzüchtigen, verworfenen Menschen.

diese Dinge thun jetzt dem Könige am meisten Noth." (Plut. a. a. O., Cap. 35.)

Nikagoras hinterbrachte diese Spötterei gelegentlich dem Sosibios, dem Vertrauten des Königs Ptolemaios, der nun den unschuldigen **Kleomenes** des Landesverrathes verdächtigte. — So bereitete die saubere Trias: Nikagoras, Sosibios und Ptolemaios dem letzten großen Spartakönige den Untergang.

Kleomenes ward in ein geräumiges Haus eingesperrt, das Ausgehen ward ihm gänzlich verboten. Da nun der Spartanerfürst sicher erfuhr, daß es auf seinen Tod abgesehen war, beschloß er, sich selbst zu entleiben, nachdem ein letzter Versuch, sich mit dem Reste seiner Getreuen die Freiheit zu erobern, an der Indolenz des Volkes gescheitert war.

Kleomenes stand also von seinem Vorhaben ab und sprach zu seinen Freunden die Resignationsworte: „So war es wahrlich mit nichten zu verwundern, daß Weiber über Menschen herrschen, welche der Freiheit den Rücken kehren*)" (a. a. O. Cap. 37). — Darauf ermahnte er Alle, auf eine seiner und der Vorfahren würdige Art zu sterben.

So tödteten sie sich Alle selbst (220 v. Chr.), bis auf Panteus. Dieser, als der schönste und gebildetste unter all jenen tapferen Jünglingen und als des Königs Liebling, hatte von diesem den Befehl erhalten, sich nicht eher zu tödten, bis er den Fall des Königs und der Anderen gesehen haben würde. Als Panteus Alle an der Erde liegen sah, ging er herum und stach einen jeden noch mit seiner Degenspitze, um zu erproben, ob etwa noch Leben in ihnen vorhanden sei. Auch den Kleomenes stach er noch in die Ferse, wobei dieser das Gesicht verzog. Panteus küßte ihn und setzte sich an seine Seite, bis er völlig verschieden war; dann umarmte er den theuren königlichen Leichnam und durchbohrte sich über demselben die eigene Brust.

Ptolemaios aber, der Erzschelm auf Alexandriens Throne, wüthete noch gegen dieses letzten spartischen Helden Leichnam; er ließ den Körper des Kleomenes in eine Thierhaut wickeln und aufhängen. Auch seine kleinen Kinder, die edle Mutter Kratesikleia nebst allen bei ihr befindlichen Frauen, darunter die außerordentlich schöne Frau des Panteus ließ er hinrichten.

„So zeigte denn" — wie Plutarchos mit Recht schreibt — „Lakedaimon jetzt in den letzten Zeiten, wo es in diesem Frauendrama (τῷ γυναικείῳ δράματι) einen ähnlichen Wetteifer wie im männlichen Trauerkampfe vorführte: daß die Tugendkraft nimmermehr vom Glücke (τύχης) frech mißhandelt werden könne." (Kleomenes Cap. 39.)

* * *

---

*) „οὐδὲν ἦν ἄρα θαυμαστὸν ἄρχειν γυναῖκας ἀνθρώπων φευγόντων τὴν ἐλευθερίαν" (Ed. Imm. Bekker: IV. Bd. 1856.)

Oben war vom Strategen des achaiischen Bundes Aratos*) die Rede. Derselbe war, 7 Jahre alt, nach der Ermordung seines Vaters Kleinias von Sikyon auf wunderbare Weise errettet und in Argos erzogen worden. Nach Vertreibung des Tyrannen Nikokles aus Sikyon veranlaßte Aratos seine Vaterstadt, dem achaiischen Bunde beizutreten, dessen Strategos er im Jahre 245 ward.

Aratos war ein glühender Tyrannenhasser; leitende Idee seines Lebens blieb das allgemeine Staatswohl, von diesem machte er seine Handlungsweise gegen Freunde und Feinde abhängig; bei aller Hochherzigkeit der Gesinnung war er jedenfalls mehr Diplomat als in höherem Sinne gerecht und uneigennützig. — Großartig war seine Friedensliebe und Neigung zum Friedenstiften.

Als er schon frühzeitig einmal zwischen Reich und Arm in Sikyon eine fruchtbare Vermittelung zu Stande gebracht hatte, erwarb er sich den Dank aller Bürger, selbst der Verbannten, welche ihm eine eherne Bildsäule errichteten und folgende Inschrift darauf setzten:

Bis zu Herakles' Säulen erklinget des Mannes Berathung,
Streben und muthiger Kampf, Hellas' Gedeihen geweiht.
Wir, Aratos, nach glücklicher Heimkehr errichten Dein Standbild
Um Deiner Tugenden Kraft, um der Gerechtigkeit Preis —
Göttern, — Erlösern des Retters**), der Vaterlandes Gefilden
Hehres, göttliches Recht, Ordnung und Sitte erschuf.
(Plutarchos: Aratos, Cap. 14.)

Nach und nach vollführte Aratos gegen die Makedonier so ruhmvolle Kriegsthaten, manch' erstaunenswürdige Großthat, daß ihn das dankbare Volk gewöhnlich ein Jahr um's andere zur Würde des Strategos erhob. Wenn die Römer einen Philopoimen den letzten großen Hellenen nennen möchten, so wollen Andere, wozu auch wohl Plutarchos gehört, diese Ehre dem Aratos zuerkennen.

Nachdem Aratos etwa 33 Jahre an der Spitze des achaiischen Bundes gestanden hatte, befand er sich in seiner siebzehnten Strategenwürde (ca. 213) gleichwohl in hilfloser, höchst bedrängter Lage. Makedonier und Spartaner unterbanden ihm gleichzeitig die Lebensader.

---

*) Nicht zu verwechseln mit dem Astronomen und Meteorologen Aratos aus Soloi in Kilikien, der ca. 271 v. Chr. blühte und Verfasser des noch erhaltenen Werkes „Sternerscheinungen und Wetterzeichen" (Φαινόμενα καὶ Διοσημεῖα) ist. —

**) „σωτῆρος σωτῆρσι θεοῖς — den Göttern, den Erlösern des Erlösers — eine höchst eigenartige Wendung, die man erstaunlicher Weise sehr ähnlich in Richard Wagners Bühnenweihfestspiel „Parsifal" wiederfindet, wo zum Schlusse Alle ausrufen:

Höchsten Heiles Wunder:
Erlösung dem Erlöser!

Hier: Erlöser Parsifal, — dort: Erlöser Aratos. — Ob Richard Wagner diese alte Denkmalsinschrift auf Aratos gekannt hat?

Des Antigonos Nachfolger König Philipp III. von Makedonien war zuerst sehr günstig für Aratos gestimmt, folgte seinen Rathschlägen, ward aber schnell genug sein Todfeind. Denn bald enthüllte Philippos seinen wahren, höchst abscheulichen Charakter, der sich ebenso gegen Aratos selbst, wie gegen dessen gleichnamigen Sohn kehrte.

Aratos zog sich ganz vom Könige Philippos zurück, den er auf's Tiefste verachten mußte. Dafür trachtete der Tyrann nach des Strategen Leben. Sein Feldherr Taurion unternahm im Auftrage des Königs die Freventhat, den Aratos durch Gift aus dem Wege zu räumen. Ein langsam wirkendes Gift ward dem Helden beigebracht.

Aratos ertrug das Uebel ohne Groll und still, „als ob er an einer allgemeinen und gewohnten Krankheit litte". Nur einmal äußerte er nach einem heftigen Anfalle von Bluthusten zu einem treu ergebenen Freunde: „Das, o Kephalon, sind die Belohnungen für die Königsfreundschaft"*) (Plut. Aratos, Cap. 52), womit der ganze Gedankengang des sterbenden Aratos klar vor unseren Augen steht.

So ging Aratos in Aigion im Jahre 213 v. Chr. zu Grunde — der Tyrannenfeind doch endlich durch einen schamlosen Tyrannen hingemordet. — Diesem Manne erwiesen nach seinem Tode nicht nur die Sikyonier, sondern alle Achäer göttliche Ehren. — Zu Sikyon wurde an seinem Grabmale, dem Arateion, jährlich zwei Mal geopfert. —

Philopoimen, allgemein als „Letzter der Hellenen" bekannt, aus Megalopolis, geboren ca. 252 v. Chr., ward einige Jahre nach Aratos' Tode zum Strategen des achäischen Bundes ernannt (207). — Der achäische Bund erreichte unter ihm seinen Höhepunkt. Kriegerischer Enthusiasmus, wunderbare hellenische Tapferkeit erfuhren unter seiner machtvollen Aegide die letzten hohen Triumphe in Hellas.

Roms Eifersucht sollte dem Bunde und seinem letzten großen Strategos den Untergang bringen. Spartaner — Hellenen — riefen selbst Rom gegen Hellenen zu Hilfe. Der 70jährige Philopoimen ward — zum achten Mal Strategos — nachdem er noch heldenmüthig gegen abtrünnige Messenier gekämpft hatte, schwer verwundet als Gefangener nach Messene gebracht (183 v. Chr.).

Doch das Volk begann Mitleiden mit dem großen Geiste zu verspüren. Dieses suchte Deinokrates, das Haupt der oligarchischen Partei in Messene, im Keime durch eine ruchlose Mordthat zu unterdrücken. Er ließ dem Philopoimen im Thesauros-Gefängnisse den Giftbecher überreichen.

Dieser lag in seinen Reitermantel (Chlamydion) gehüllt auf der Erde und war von Sorge und Unruhe niedergehalten. Als Philopoimen den Giftbecher entgegennahm, fragte er den Diener, ob er etwas von seinen

*) „Ταῦτα," εἶπεν, „ὦ Κεφάλων, ἐπίχειρα τῆς βασιλικῆς φιλίας" (ed. Sintenis).

Reitern und seinem treuen Lykortas gehört habe. Da dieser mittheilte, daß fast alle glücklich entkommen waren, nickte der beruhigte Held mit dem Kopfe, sah den Diener des Deinokrates freundlich an und sprach sein Scheidewort: „Wohl gesprochen, haben wir doch nicht in Allem Uebles erfahren*).“ (Plutarchos: Philopoimen, Cap. 20.)

Darauf leerte er den Becher, ohne ein weiteres Wort zu sagen, legte sich schweigend nieder und gab bald darnach seinen Geist auf.

Ungemeine Trauer beherrschte Achaja ob diesem grausigen Ende ihres Helden Philopoimen. Der siegreiche Lykortas nahm an den Messeniern grimme Rache und brachte die sterblichen Reste des Helden im Triumphe nach Megalopolis. Die Urne (Hydria), „die vor der Menge der Ehrenbänder und Ehrenkränze kaum zu sehen war,“ trug Polybios, der berühmte Geschichtsschreiber, damals etwa 22 Jahre alt; neben ihm gingen die Häupter der Achaier. Selbstverständlich errichteten die griechischen Städte ihrem großen, edlen Helden Philopoimen eine Menge Bildsäulen und widmeten ihm die höchsten Ehrenbeweise.

VIII.

Unter den Römern begegnet uns zunächst der Gründer und erste König Roms, Romulus. Wie die Geburt dieses Herrschers, so ist auch sein Ende von mannigfachen Sagen umwoben. Aber was sich schließlich über den Tod des Romulus und über seine letzten Apostrophen an seine Unterthanen in deren Gemüthern als bleibendes Gut festsetzte, das gewährt einen sicheren Rückschluß auf den Werth und die Wesenheit des ersten Römerkönigs.

In Rom herrschte er nach der Meinung der Patricier gar zu absolut. Sie kamen gewohnheitsgemäß zum Rathhause, wo sie stillschweigend des Königs Befehle entgegennahmen; ihr Vorzug vor dem übrigen Volke bestand darin, daß sie die Ersten waren, welche des Königs Beschlüsse erfuhren. (Vgl. Plutarchs Romulus, Cap. 27.)

Da Romulus nun noch dazu die eroberten Besitzthümer durchaus selbstherrlich unter die Soldaten vertheilte, ward der Senat immer unzufriedener mit ihm. Und als Romulus urplötzlich aus der Welt schwand — es soll am siebenten Quintilis (dem späteren Julius = Juli) gewesen sein (ca. 716 v. Chr.) — da kam der Senat in nicht geringe üble Nachrede. — Man fand nämlich den Romulus nach seinem unerklärlichen Verschwinden weder im Ganzen noch in den Theilen vor: Deshalb sprachen nicht Wenige den Verdacht aus, die Senatoren hätten den König im Tempel des Vulcan überfallen, getödtet, zerstückelt und die Leichenstücke im Busen davongetragen.

*) „Εὖ λέγεις, εἰ μὴ πάντα κακῶς πεπράχαμεν.“

Nach anderen Berichten hielt Romulus eben eine Volksversammlung außerhalb der Stadt ab, als sich ein ganz schreckliches Unwetter erhob, welches die Menge zum Davoneilen brachte*), während die Vornehmen näher zusammentraten. — Als Blitz und Donner ihr Ende erreicht hatten, sah das zurückkehrende Volk zu seinem Erstaunen Nichts von seinem Könige. Die stürmisch befragten Senatoren widersetzten sich allem weiteren Nachforschen, forderten aber Alle auf, den Romulus, der in den Olymp aufgefahren sei, nunmehr göttlich zu verehren, — er werde fortan „für sie statt eines wackern Königes als ein huldreicher Gott wirksam sein".

Viele, sogar die Meisten schienen sich damit zufrieden zu geben; doch Manche schüttelten bedenklich ihr Haupt und beschuldigten die patricischen Rathsherren geradezu des Königsmordes, die noch dazu dem Volke einfältiges Zeug vorschwatzten.

In dieser Nothlage begab sich einer der angesehensten und beglaubigtesten Patricier, ein vertrauter Freund des verschollenen Königs, der Albaner **Julius Proculus** (Proclus) auf das Forum. Hier erklärte er — nach feierlichster Vereidigung — vor dem ganzen Volke, Romulus sei ihm auf dem Wege entgegengekommen, weit über irdisches Maß erhoben, angethan mit feuerglänzendem kriegerischem Schmuck. Der erschrockene Proculus habe den König also angeredet: „O König, was focht Dich an, wie überkam Dich der Gedanke, daß Du uns in so ungerechten schlimmen Beschuldigungen und die ganze verwaiste Stadt in unsäglichem Leide zurückgelassen hast?" — Und **Romulus** habe ihm dieses letzte Wort verkündet: „Den Göttern gefiel es, o Proculus, daß wir eine bedeutende Zeit unter den Menschen wandelten, **daß wir aber, nachdem wir eine Stadt zum Zwecke größester Herrschaft und Ruhmesfülle gegründet haben, wieder in den Himmel zurückkehren, von woher wir gekommen sind****). **So lebe wohl und verkünde den Römern, sie werden, wenn sie klare Besonnenheit mit der Tapferkeit verbinden, auf den Gipfel menschlicher Macht gelangen*****). **Ich aber werde Euch fortan der gnädige Gott Quirinus sein.**" (Plut. Romulus, Cap. 28.)

Alles Volk, Krieger und Quiriten, glaubten in ekstatischer Verzückung diesen Auslassungen des Proculus. — Und von dieser Stunde an ward **Romulus** als Kriegsgott **Quirinus**, so wie die Sabiner ihren Mars benannten, verehrt. — So erklären sich denn die Quirinalia, der Flamen Quirinalis, der mons Quirinalis u. s. w. —

Wir gelangen tief in die republikanischen Zeiten Roms hinein. — Zunächst sei hier des genialen Carthagers **Hannibal** gedacht, des Mannes,

---

*) Dieser Tag hieß auch nachher: Populifugia = Volksflucht.

**) „αὖθις οἰκεῖν οὐρανὸν ἐκεῖθεν ὄντας."

***) „ὅτι σωφροσύνην μετ' ἀνδρείας ἀσκοῦντες ἐπὶ πλεῖστον ἀνθρωπίνης ἀφίξονται δυνάμεως." —

der allein befähigt erschien, den Römern das Ringen nach der Weltherrschaft unmöglich zu machen.

Hannibal ist überhaupt die höchste tragische Erscheinung unter allen Feldherren der Welt. Nur wie die allerhöchsten Geister, so ward Hannibal schließlich von seinem eigenen Vaterlande geächtet, verfolgt und vollkommen verleugnet.

Hannibal, geboren 247 v. Chr., fand, wie bekannt, — vor den ihn mit Todeshasse verfolgenden Römern — eine letzte Zuflucht beim Könige Prusias von Bithynien, seit etwa 189 v. Chr. — Auch diesem hatte der Meister der Feldherrnkunst die vortrefflichsten Dienste geleistet und so des Königs Vertrauen und Freundschaft errungen. Allein der immer noch lebende Hannibal ließ die Römer nicht zur Ruhe kommen. Noch aus sehr entlegener Ferne schien Hannibals Feuergeist ihnen Angst und Schrecken einzuflößen, wie ehemals in Italia der Schreckensruf: „Hannibal ad portas." —

Die Seele des neuerwachten Hannibal-Hasses ward der ehrgeizige Consul Titus Quintius Flamininus, der mit vielen anderen Römern im Jahre 183 als Gesandter an den bithynischen Hof geschickt ward. — Nach der Erzählung bei Cornelius Nepos, dem man in Ansehung seines Römerthums das Lob nicht vorenthalten darf, daß er den großen Carthager mit gerechter, objectiver Bewunderung würdigte, — verlangte die Gesandtschaft ungeschminkt, daß der König ihnen den römischen Erzfeind ausliefern solle (Hannibal, Cap. 12). Prusias mochte das Gastrecht nicht radical verletzen und sagte: Sie sollten das doch nicht von ihm verlangen, da es ja gegen das Recht der Gastfreundschaft wäre, — aber sie selbst sollten ihn ergreifen, wenn sie könnten (ipsi, si possent, comprehenderent); den Ort seines Aufenthaltes würden sie wohl leicht auffinden. — So ward also mit des Königs indirecter Erlaubniß Hannibals Castell von den Römern umzingelt und der große Mann seinem tragischen Ende in die Arme geführt.

Nach Plutarchos habe es den römischen Consul verdrossen, daß er den Hannibal noch lebend am bithynischen Hofe erblickte, und Prusias konnte durch viele Bitten und Beschwörungen Nichts bei Titus Flamininus zu Gunsten seines Schützlings Hannibal ausrichten. (Plutarch: Leben des T. Quintus Flamininus, Cap. 20.)

Ein altes Orakel hatte längst von Hannibals Tode gesprochen, der ihn auf Libyssas Boden ereilen sollte*). Hannibal habe darunter Lybien oder Afrika verstanden, wo er das Ziel seines Daseins zu finden vermeinte. Aber auch Bithynien besaß ein sandiges Dorf unweit des Meeres mit Namen Libyssa, wo sich damals gerade Hannibal aufhielt.

Auch jetzt noch, wo Hannibal Gewißheit besaß, daß man seinen Tod

*) „Λίβυσσα κρύψει βῶλος Ἀννίβου δέμας" (Das Erdreich Libyssa wird Hannibals Körper bergen).

wollte, versuchte er erst, sich durch die Flucht zu retten; allein er fand die geheimen Gänge seines Castells überall mit königlichen Wachen besetzt. Da beschloß er, seinem Leben selbst ein Ende zu machen, um seinen Erzfeinden nicht lebend in die Hände zu fallen.

Selbst die Art seines Todes wird mannigfach erzählt. Die Einen wollen, daß Hannibal auf ausdrückliche Anordnung von einem Sclaven mit Hilfe seines Feldherrnmantels erwürgt worden sei. Andere berichten, er habe sich — wie Themistokles und Midas — durch Ochsenblut getödtet. Nach Livius, den Plutarchos als Gewährsmann anführt, nahm Hannibal das Gift, das er immer bei sich führte*), und sprach dabei die bezeichnenden Worte: „So wollen wir doch endlich einmal den ungeheuren Kummer der Römer beseitigen, welche es nun einmal für langwierig und schwer ansehen, den Tod eines gehaßten Greises ruhig abzuwarten. Aber wahrlich wird Titus hier weder einen beneidenswerthen, noch einen der Vorfahren würdigen Sieg davontragen, welche einst dem Pyrrhus, ihrem Feinde und Sieger den ihm zugedachten Gifttrank entdeckten, indem sie ihm denselben übermittelten**)." (Plutarchos, T. Quint. Flamininus, Cap. 20.)

So starb Hannibal im 64. Lebensjahre (183 v. Chr.).

* * *

In vollem Sinne tragische Persönlichkeiten sind die hochherzigen Gracchischen Brüder, die als Opfer ihrer schwärmerischen Begeisterung für die Aufbesserung des Volkswohlstandes fielen.

Von Tiberius Sempronius Gracchus, dem älteren Bruder, welcher in einem von den rücksichtslosen Optimaten angezettelten blutigen Aufstande erschlagen ward (132 v. Chr.), ist kein eigentliches letztes Wort verzeichnet. Das Ende dieses agrarischen Reformators ist auch dadurch von trauriger Merkwürdigkeit, daß der dahin zielende Aufstand der erste gewesen ist, der

*) So berichtet auch C. Nepos (a. a. O): „memor pristinarum virtutum venenum, quod semper secum habere consuerat, sumpsit."

**) „'Αναπαύσωμεν ἤδη ποτὲ τὴν πολλὴν φροντίδα 'Ρωμαίων, οἳ μακρὸν ἡγήσαντο καὶ βαρὺ μισουμένου γέροντος ἀναμεῖναι θάνατον. Οὐ μὴν οὐδὲ Τίτος ἀξιοζήλωτον ἀποίσεται νίκην οὐδὲ τῶν προγόνων ἀξίαν, οἳ Πύρρῳ πολεμοῦντι καὶ κρατοῦντι τὴν μέλλουσαν ὑποπέμψαντες κατεμήνυσαν φαρμακείαν." (ed. Sintenis). — Livius trägt es also vor: „Liberemus diuturna cura populum Romanum, quando mortem senis exspectare longum censent. nec magnam nec memorabilem ex inermi proditoque Flamininus victoriam feret. mores quidem populi Romani quantum mutaverint vel hic dies argumento erit. horum patres Pyrrho regi, hosti armato exercitum in Italia habenti, ut a veneno caveret praedixerunt; hi legatum consularem, qui auctor esset Prusiae per scelus occidendi hospitis, miserunt. (Livius, ed. M. Hertz 1862, Lib. XXXIX, Cap. 51.) — Nach Livius leerte Hannibal den Giftbecher unter Verwünschungen des Prusias und seines Reiches und rief die Gottheiten des Gastrechtes als Zeugen für die vom Könige verletzte Treue an.

in Rom seit der Beseitigung des Königthumes durch Blut und Mord unter Bürgern ausgefochten wurde. (Vgl. Plutarchos: Tib. Gracchus, Cap. 20.)

Aber der Geist des Tiberius wirkte in dem seines Bruders Gajus Sempronius Gracchus fort. Entsetzt über den tragischen Tod seines Bruders vor dem Capitole verhielt sich Gajus anfangs so zurückhaltend wie möglich, wich sogar ängstlich jedem öffentlichen Amte aus. — Da habe — wie Cicero erzählt — ein Traumbild umstimmend auf seine Gesinnung eingewirkt.

Sein Bruder Tiberius erschien ihm im Traume und ließ sich also vernehmen: „Warum zögerst Du, o Gajus? Da ist kein Entrinnen vorhanden, vielmehr ist uns Beiden ein Leben und ein Tod im politischen Kampfe für das Volk verhängt." (Plutarchos: Gajus Gracchus, Cap. 1.)

Und so geschah es. Auch Gajus ward als triumvir agris dividundis bald in die wilden agrarischen Kämpfe verflochten. Im Jahre 121 v. Chr. ereilte auch diesen Sohn der ehrwürdigen Cornelia, nachdem er mehrere bedeutsame Gesetze zu Gunsten der von den Optimaten unterdrückten Staatsbürger durchgebracht hatte, das Verhängniß unter dem Consulate seines heftigsten Feindes Opimius.

Kaum wollte seine Gattin ihn an jenem Unglückstage von sich lassen, ihn, der sich anschickte, unbewaffnet, in der bloßen Toga, nur mit einem kleinen Dolche an der Seite, den verderbenbringenden Ausgang zu unternehmen. „Du giebst Dich den Mördern des Tiberius selbst in die Hand," sagte sie ihm unter Anderem; sie würde wohl noch einen Fluß oder das Meer als Hilfeflehende angehen müssen, damit diese ihr endlich verkündeten, daß sein Körper wohl geborgen sei: „denn wie kann man nach des Tiberius Ermordung noch auf Gesetze oder auf Götter bauen." (A. a. O. Cap. 15.)

Bald sollte sich Licinias Ahnung schrecklich erfüllen. Schnell kam es — nach des Consul Opimius Willen — zu einem furchtbaren Gemetzel. Gajus, den Niemand fechtend gesehen, begab sich aus Aerger und Unwillen in den Tempel der Diana, wo er sich schon selbst tödten wollte. Doch seine treuesten Freunde Pompejus und Licinnius entwanden ihm den Dolch und trieben ihn zur Flucht an.

Da soll er niedergekniet sein, die Hände nach den Göttern ausgestreckt und über die Römer den Fluch ausgesprochen haben: „Das Volk der Römer möge ob solcher Undankbarkeit und Verrätherei nimmermehr aufhören in Knechtschaft zu sein*)." (A. a. O. Cap. 16.) Denn der opfermuthige Mann mußte wahrnehmen, wie die Meisten gewissenlos gleich zur Gegenpartei übergingen, als man dem Volke durch öffentliches Edict Sicherheit gewährleistet hatte.

Nach rührender Selbstopferung der oben genannten Freunde und des treu ergebenden Sklaven Philokrates fand Gajus den Tod durch die ihn

*) „τὸν 'Ρωμαίων δῆμον ἀντὶ τῆς ἀχαριστίας ἐκείνης καὶ προδοσίας μηδέποτε παύσασθαι δουλεύοντα." (Ed. Imm. Bekker, IV. Band, 1856.)

wild verfolgende Meute in Menschengestalt. Der höchste Hohn in all' diesen Greueln lag wohl darin, daß der selbstische wuthschnaubende Opimius, der nach dem Tode seiner Opfer noch deren Angehörige verfolgte, der Concordia einen Tempel erbauen ließ. Aber des Nachts setzte man unter die Inschrift des Tempels diese Worte: „Des Wahnwitzes Werk schafft einen Tempel der Eintracht*)." (G. Gracchus, Cap. 17.)

Freilich kam es nachher auch hier wie in all' solchen Fällen. Den Opimius, der neuer Verbrechen überführt ward, traf tiefste Verachtung; den Gracchen aber ließ das bethörte Volk zu spät Statuen errichten und schuf jene Mordplätze zu Heiligthümern um, an denen die Erstlinge aller Jahresfrüchte geopfert wurden, und zu denen wie zu Göttertempeln gewallfahrtet wurde. Ueber alles Maß bewunderungswürdig ertrug der Helden Mutter Cornelia so herzzerreißendes Unglück. Und von den geweihten Oertern, an denen man ihre Söhne ermordet hatte, sagte sie: „Die Todten besitzen nun die ihrer würdigen Grabmäler." (Plutarchos, a. a. O. Cap. 19). —

Weniger durch Worte als durch mimische Geberdensprache bewies Gajus Marius, der Besieger der Cimbern und Teutonen, vor dem Hinscheiden, was den Brennpunkt seines Lebens bildete. Marius, zu Cereatä bei Arpinum 157 v. Chr. geboren, ward, über 70 Jahre alt, im Jahre 86 zum siebenten Male Consul. Die schrecklichen Greuelthaten und Anstrengungen in diesem Bürgerkriege zwischen Marianern und Sullanern hatten auch die physische Kraft eines Marius so unterwühlt, daß er bereits am 18. Tage seines siebenten Consulates**) der Todeskrankheit unterlag. Die stets lebendige Furcht vor seinem glücklichen Todfeinde Sulla schien die Katastrophe beschleunigt zu haben.

In seinen angstvollen Träumen kam es dem greisen Marius immer vor, als rufe ihm Jemand das Schreckenswort zu:

„Schrecklich die Ruhestatt — selbst des fortgezogenen Löwen"***). (Plutarchos, Marius, Cap. 45.) — Die nur sieben Tage währende Krankheit artete schließlich in eine Art Wahnsinn aus. Hierin offenbarte sich, wie Einige erzählen, sein Ehrgeiz (Philotimie) in absolutester Weise.

Marius, im Wahne, als commandire er im Mithridatischen Kriege, führte unter heftigem Kriegsgeschrei und vielen Siegesrufen, wie er es so in den Kämpfen gewohnt war, allerlei Geberden und Bewegungen seines Körpers aus. „So heftig und so unstillbar war" — wie Plutarchos diese Mittheilung beschließt — „das Verlangen nach jenen Kriegsthaten, welches Herrschbegierde und Eifersucht in ihm erzeugt hatten." (Marius, Cap. 45.) —

Sicher ekelerregend scheint der Ausgang des Dictators Lucius Cornelius Sulla gewesen zu sein, der sich selbst den Beinamen Felix

---

*) „ἔργον ἀπονοίας ναὸν ὁμονοίας ποιεῖ." —

**) Nach Plutarchos: am siebzehnten Tage (Leben des Marius, Cap. 46).

***) Hexameter: „Δειναὶ γὰρ κοῖται καὶ ἀποιχομένοιο λέοντος."

beigelegt hatte. Noch in seiner letzten Lebenszeit fröhnte Sulla einer zügellos ausschweifenden Lebensweise, wodurch er die anfangs unbedeutende Darmkrankheit zu unheilbarer Ausartung brachte.

Die gegenwärtige medicinische Forschung erkennt trotz mannigfachster historischer Beglaubigung eine wirkliche Phthiriasis-Krankheit (= Läusesucht φθειρίασις) nicht an. Jedenfalls ist Sulla, etwa 60 Jahre alt, bösartigen Geschwüren erlegen. Erstaunenswürdig bleibt um so mehr Sullas Geisteskraft, die ihn noch zwei Tage vor seinem Tode an seinen Denkwürdigkeiten schreiben und noch einen Tag vorher den Staatsgeschäften obliegen ließ, obwohl er seine Dictatur bereits niedergelegt hatte.

Wie Plutarchos sich ausdrückt (Sulla, Cap. 37), sah Sulla sein Ende nicht nur voraus, sondern er „schrieb auch gewissermaßen über dasselbe". — Zwei Tage vor seinem Tode schloß er das 22. Buch seiner Denkwürdigkeiten, worin es heißt: „Die Chaldäer hätten ihm gesagt, daß er nach einem edlen Leben in der Blüthe seiner glücklichen Erfolge (ἐν ἀκμῇ τῶν εὐτυχημάτων) heimgehen müsse."

Bis an sein Lebensende wollte also Sulla als Wesen seiner Existenz das Glück angesehen wissen — eine Denkungsweise, die man als Gemisch von Bescheidenheit und Aberglauben ansehen könnte.

Dieses Glück blieb dem Sulla Felix auch noch beim Leichenbegängnisse getreu: indem ein heftiger Wind noch ermöglichte, daß seine Gebeine gesammelt werden konnten. „Auf solche Weise" — bemerkt Plutarch — „scheint ihm sein Glück noch so lange gelächelt zu haben, daß es den Leichnam bestatten half" (a. a. O. Cap. 38).

Vielleicht darf man aber als Sullas letztes charakteristisches Wort die Inschrift ansehen, die an seinem Denkmale auf dem Marsfelde (Campus Martius) zu lesen stand. Diese Inschrift, die Sulla selbst schriftlich hinterlassen haben soll, hat folgenden Kerngedanken: „Weder habe ihn je ein Freund im Wohlthun, noch irgend einer seiner Feinde im Uebelthun überboten*)."

IX.

Nach der Erzählung mancher antiken Autoren scheint der größeste Sohn Roms, Gajus Julius Cäsar, seiner Ermordung ebenso ruhig, stillschweigend in's Auge gesehen zu haben, wie sein etwas älterer Zeitgenosse Marcus Tullius Cicero.

Der berühmte Arpinate Cicero (geb. 106 v. Chr.) starb bekanntlich unter dem zweiten Triumvirate — Antonius, Octavius, Lepidus — im Jahre 43 v. Chr. Auf seinem Landgute bei Tusculum hatte Cicero die Kunde von seiner Proscription erhalten, zugleich mit seinem Bruder

*) (ὡς) οὔτε τῶν φίλων τις αὐτὸν εὖ ποιῶν οὔτε τῶν ἐχθρῶν κακῶς ὑπερβάλετο. (editio: Sintenis.)

Quintus. Man beschloß, sich nach Astyra, einem an der See gelegenen Landgute des großen Redners und Philosophen zu begeben, um von da nach Makedonien zum Brutus zu segeln. (Plutarch: Cicero, Cap. 47.)

Die bekümmerten Brüder unternahmen die gefahrdrohende Reise in Sänften, wobei sich Quintus immer noch gefaßter, muthiger erwies. — Als sich die Brüder getrennt hatten — Quintus ward bald danach von seinen eigenen Sklaven verrathen, — gelangte Cicero nach Astyra und von da zu Schiffe nach Circäum. Dann ließ er sich von seinen Sklaven zu Wasser nach Cajeta (Gaeta) bringen, wo er ebenfalls ein Landgut besaß.

Wie Cicero gerade wieder von den Sklaven in einer Sänfte nach dem Meere zu getragen ward, ereilten ihn seine Mörder, mit dem Hauptmanne Herennius an der Spitze, nachdem ein höchst undankbarer Schüler Ciceros, Namens Philologus, die Spuren seines Meisters und Wohlthäters verrathen hatte. Cicero befahl nun, die Sänfte niederzusetzen, stützte seine Hand gewohnheitsmäßig an sein Kinn, blickte, mit Schmutz und Haaren bedeckt, das Gesicht sorgenverzehrt, die Mörder unverwandt an, so daß die Meisten sich verhüllten, als Herennius ihn tödtete (a. a. O., Cap. 48).

Den Kopf, den Cicero aus der Sänfte herausgehalten hatte, hieb ihm sein Mörder Herennius auf des Antonius Befehl ebenso ab, wie „die Hände, mit denen er die philippischen Reden geschrieben hatte." (τὰς χεῖρας, αἷς τοὺς Φιλιππικοὺς ἔγραψεν.) —

Mannigfach, wie schon erwähnt, wird des großen Cäsar Ende erzählt († 44 v. Chr.) — Nachdem ihm in der verhängnißvollen Senatssitzung an den Iden des März Metellus (Tillios) die Toga mit beiden Händen vom Halse gerissen hatte, brachte Casca dem Dictator die erste nicht bedeutende Wunde am Nacken bei. Cäsar ergriff den Dolch und hielt den Mörder fest, wobei er in lateinischer Sprache ausrief: „Verworfenster Casca, was thust Du?" — Casca aber auf Griechisch: „Bruder, komm' zu Hilfe!" (Plutarchos: Cäsar, Cap. 66.) — Und nun fielen alle Verschwörer über ihr Opfer her, das sich „unter den Händen Aller wie ein durchbohrtes reißendes Thier zusammendrückte".

Da jeder Verschworene das Seinige zum Morde des Cäsar beitragen sollte, versetzte ihm zuletzt auch Brutus einen Stoß in die Schamgegend (εἰς τὸν βουβῶνα.) — Von dem allbekannten letzten Worte des fallenden Cäsar: „Auch Du, Brutus," (Et tu, Brute), oder „Auch Du, mein Sohn Brutus" — vermeldet Plutarchos Nichts, jedoch andere Autoren, wie Dio Cassius, Suetonius*).

Aber Plutarch theilt noch mit, daß nach anderen Berichten Cäsar

*) Gaius Suetonius Tranquillus in seiner Vita des G. Julius Cäsar erwähnt dieses Umstandes nur als einer Tradition (Cap. 82). Positiv erzählt derselbe dort, daß Cäsar mit 23 Wunden durchbohrt ward, wobei er nur beim ersten Stoß einen Seufzer ohne Worte von sich gab (uno modo ad primum ictum gemitu sine voce

sich eine Zeit lang gegen die Verschworenen vertheidigt habe, daß er „unter lautem Geschrei den Körper bald auf diese, bald auf jene Seite geworfen" habe, als er aber auch seinen geliebten Brutus mit gezücktem Dolche auf sich eindringen sah, habe er die Toga über den Kopf gezogen und sich willig hingegeben. — Am Fußgestell der Bildsäule des Pompejus verblutete Gajus Julius Cäsar an den dreiundzwanzig empfangenen Wunden, — sechsundfünfzig Jahre alt. —

Von Marcus Porcius Cato Uticensis, dem Urenkel des zum Typus gewordenen Cato Censorius, sind uns mancherlei Worte aufbehalten, welche dieser edle, sittenstrenge Mann kurz vor seiner Selbstentleibung äußerte. Dieser Cato (geb. 96, gest. 46 v. Chr.) erwies sich auch darin als Anhänger der stoischen Philosophie, daß er sich die Anschauung der Stoa vom freiwilligen Tode ganz zu eigen machte.

Als glühender Republikaner mußte er schmerzvoll einsehen, daß nach dem für die Pompejaner unheilvollen Ausgange der Schlacht bei Thapsos (46 v. Chr.) die Sache der Republik verloren sei, allein er mochte sich nicht der Gnade seines Gegners Cäsar überlassen und faßte den Entschluß, seinem Leben selbst ein Ende zu machen.

In Utika befanden sich die letzten treuen Schaaren um Cato. Lucius Cäsar wollte seinen großen Verwandten für diese Schaaren wie für Cato selbst um Gnade bitten. Doch dieser verbat sich das entschieden für seine Person, indem er sagte: „Wenn ich mir durch Cäsars Gnade mein Leben erhalten wollte, brauchte ich nur selbst zu ihm hinzugehen. Allein ich will dem Tyrannen dafür, daß er das Gesetz mit Füßen tritt, nicht noch zu Danke verpflichtet sein. Denn gesetzwidrig handelt er, da er solchen das Leben als Herrscher schenken will, über die es ihm nimmermehr zu herrschen zukommt. Wie Du jedoch die Dreihundert (d. i. sein Rath) losbitten sollst, das laß uns, wenn es Dir beliebt, gemeinsam erwägen." (Plutarch: Cato der Jüngere, Cap. 66.)

Noch am Abend dieses Tages kam es in seinem Heim während der Mahlzeit in Gesellschaft all seiner Freunde und der Häupter von Utika, auch zu ernsten philosophischen Gesprächen, namentlich über die Lehrmeinung der Stoiker, daß der Tugendhafte allein frei, die Lasterhaften aber allesammt Sklaven seien. — Männiglich erkannte da, daß Cato fest entschlossen sei, selbst Hand an sich zu legen.

Wie allen Stoikern, so ging auch dem Cato dieser eine Weisheitsgedanke nicht auf, daß der Edle, Gute auch in den schlimmsten Wechselfällen des Lebens noch reichlich Gelegenheit finden kann, seine Liebe zur Menschheit zu bethätigen, also auch unter härtesten seelischen Leiden für das

edito). Dann fügt Suetonius hinzu: „Gleichwohl haben Manche überliefert, daß er, als M. Brutus auf ihn eindrang, gesagt haben soll καὶ σύ, τέκνον? Auch Du, mein Kind?" (M. Bruto irruenti dixisse.) —

Menschenwohl fortzuwirken. Ein großes Maß von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit tritt uns aus all derartigen stoischen Anwandlungen entgegen. Und auch der sonst so edle Cato ist davon nicht loszusprechen.

Nachdem derselbe noch alle nöthigen Anordnungen zur Sicherung seiner Angehörigen und Freunde getroffen hatte, zog er sich zurück und vertiefte sich in die Lectüre von Platons Phaidon, „über die Unsterblichkeit der Seele". — Mit einem Male bemerkte er, daß man seinen Degen heimlich bei Seite geschafft hatte; mit immer größerer Heftigkeit drang er darauf, daß ihm sein Degen zurückgebracht werde, im heftigsten Zorne gab er dabei einem Diener derbe Faustschläge in's Gesicht und machte seine eigene Hand dadurch blutig.

Aber bei alledem hatte er nicht die Energie, die volle Wahrheit zu sagen, mußte sich vielmehr noch zur List bequemen, um sein vermeintlich reines Ziel zu erreichen. — Als sein Sohn hereinstürzte, ihm um den Hals fiel und ihn beschwor, am Leben zu bleiben, schleuderte er ihm die grimmigen Worte entgegen: „Wann und wo wäre ich denn unvermerkt des Wahnsinns überführt worden? Denn Niemand belehrt mich, noch wendet er mich von den Dingen ab, in denen ich mir übel berathen vorkomme; andererseits werde ich behindert, meinen Entschlüssen nachzugeben — und werde entwaffnet. Warum, o Wackerer, fesselst Du nicht gar Deinen Vater und drehst ihm die Hände rückwärts fest, damit mich der ankommende Cäsar unfähig zur Abwehr finde? — Denn gegen mich selbst bedarf ich keines Schwertes, da es ja sehr wohl möglich ist, zu sterben, wenn man nur eine kurze Zeit hindurch den Athem zurückhält oder einmal mit dem Kopfe gegen die Wand stößt" (a. a. O. Cap. 68.) — Weinend verließ darauf Catos Sohn das Zimmer, alle Anderen bis auf die zwei philosophischen Freunde Demetrios und Apollonides folgten, mit denen Cato noch Weiteres über den Selbstmord in sanfterer Weise besprach.

Schließlich entließ er diese mit den ihren Verdacht einschläfernden Worten: „Uebrigens werde ich mich in irgend einer Art noch mit Euch berathen, wenn ich die Gründe in Erwägung ziehe, deren Ihr Euch bei Eurem Philosophiren selbst bedient. Begebt Euch also getrost hinweg und veranlaßt meinen Sohn, nicht Etwas von seinem Vater zu erzwingen, wovon er ihn nicht überzeugen kann!"

Darauf brachte ihm, nachdem sich auch Demetrios und Apollonides weinend entfernt hatten, ein kleiner Knabe seinen Degen. Nachdem Cato des Degens Tüchtigkeit sorgfältig geprüft hatte, rief er fröhlich aus: „Jetzt bin ich mein" (νῦν ἐμός εἰμι). Er soll dann die platonische Schrift noch zweimal durchgelesen und sich dann zur Ruhe begeben haben (a. a. O. Cap. 70).

Nach Mitternacht wachte er auf, rief zwei Freigelassene, darunter den Arzt Kleanthes, von dem er sich noch seine angeschwollene Hand verbinden ließ, und gab noch allerhand Befehle in politischen Dingen, so daß diese zuversichtlich glaubten, ihr Herr habe wieder Liebe zum Leben gewonnen.

Als Cato, den ein Edelsinn gegen die Freunde bis zum letzten Hauche beseelte, vernommen hatte, daß Alle sicher abgefahren wären, auch im Hafen Alles ruhig und still wäre — schon sangen die Vögel — da ließ er die Thür verschließen und legte sich auf's Bett, als wollte er noch den Rest der Nacht verschlafen. Kaum aber war der treue Freigelassene Butas hinausgegangen, als Cato den Degen zog und sich denselben unter der Brust in den Leib stieß.

Doch der Unglückliche starb nicht gleich, fiel vielmehr in seiner Todesangst aus dem Bette, wodurch er einen danebenstehenden kleinen geometrischen Tisch*) umwarf. Der herbeistürzende Sohn und die Anderen fanden ihn in seinem Blute liegen; er lebte noch und sah sich um. Schon war der Arzt bemüht, die unverletzt gebliebenen Eingeweide in Ordnung zu bringen und die Wunde zu vernähen, als der Sterbenwollende zur Besinnung kam. Cato stieß den Arzt von sich, zerriß die Eingeweide mit eigenen Händen, machte so die Wunde auf's Neue klaffend und starb so dahin (a. a. O. Cap. 70).

Als der gegen Utika anrückende Cäsar die Nachricht von Catos Tode empfing, soll er ausgerufen haben: „O Cato! ich gönne Dir den Tod nicht, gönntest Du mir doch auch nicht Deine eigene Lebenserhaltung**)“ (ebendas. Cap. 72). Es begreift sich darnach leicht, daß Cäsar dem Sohne dieses Mannes nicht das geringste Leid anthat. —

X.

Der Schwiegersohn und zugleich Stiefneffe des Cato Uticensis war Marcus Junius Brutus, geb. 85 v. Chr., der Edelste, Uneigennützigste unter den Verschworenen gegen Cäsars Leben. Auch das Ende dieses Mannes belehrt uns, daß er über Selbsttödtungen denselben Anschauungen huldigte, wie fast alle philosophisch gebildeten Römer.

Kurz vor dem verhängnißvollen Ausgange der Schlacht bei Philippi in Makedonien (42 v. Chr.) hatte Brutus eine Vision. Dem in seinem Zelte des Nachts in tiefe Gedanken versunkenen Manne ward eine ebenso furchtbare als riesenhafte Gestalt sichtbar, die schweigend neben ihm stand. Brutus setzte sich und fragte: „Wer bist Du denn? Entstammst Du Menschen oder Göttern? Welch ein Begehren treibt Dich zu uns?“

Leise erklang darauf die Antwort der unheimlichen Gestalt. „Dein böser Geist, o Brutus; aber bei Philippi sollst Du mich sehen***).“ Der

---

*) Einen sogenannten Abakion (ἀβάκιον), Diminutiv von ἄβαξ (abacus) = Tisch oder Tafel zum Rechnen mit Steinchen und zum Zeichnen mathematischer Figuren.

**) „ὦ Κάτων, φθονῶ σοι τοῦ θανάτου· καὶ γὰρ ἐμοὶ σὺ τῆς σαυτοῦ σωτηρίας ἐφθόνησας.“ — (Ed. Imm. Bekker, IV. Band 1856).

***) „Ὁ σός, ὦ Βροῦτε, δαίμων κακός· ὄψει δέ με περὶ Φιλίππους.“ (Plutarchos: Brutus, Cap. 36.)

Epikuräer Cassius wußte diese Dinge aus Brutus' tiefer angelegtem Gemüthe fortzuscherzen: aber des Brutus Schuldbewußtsein erzeugte eben aus sich diese Vision.

Kurz vor der Schlacht erörterten beide Feldherren auf Cassius' Anregung die Frage über Flucht und Tod. Brutus setzte dabei auseinander: „Als ich jung war, o Cassius, und ohne Lebenserfahrung, ließ ich — ich weiß kaum wie — in der Philosophie ein bedeutsames Moment unbeachtet. Ich tadelte den Cato, weil er sich selbst tödtete: da ich es vor den Göttern für unzuläßig und unmännlich hielt, sich der Gottheit zu entziehen und das Schicksal (τὸ συμπῖπτον) nicht furchtlos anzunehmen, sondern demselben zu entfliehen. Jetzt aber bin ich unter solchen Wechselfällen ein Anderer geworden. Und wenn Gott die gegenwärtige Lage nicht angenehm entschieden haben wird, so fällt es mir nicht ein, wieder andere Hoffnungen und Richtungen zu erproben, sondern ich werde, mein Schicksal preisend, sterben. Habe ich doch, da ich mich an den Iden des Martius dem Vaterlande weihte, durch dasselbe ein anderes freies und ruhmvolles Dasein geführt." (Plut. Brutus, Cap. 40.)

Brutus' Geist, der sich hierin offenbar auf bester Fährte befand, war jetzt bereits ein wenig in Verwirrung gerathen. Aber Cassius war über solche Kundgebungen hoch erfreut: unter Umarmungen sagte er zu seinem Genossen: „Mit solchen Gesinnungen laßt uns gegen die Feinde losziehen: denn wir werden entweder siegen, oder vor den Siegenden keine Furcht hegen." —

Nachdem Cassius zuerst von Antonius geschlagen worden war, bewahrte er noch Lebenslust und schickte, unkundig über das Geschick der anderen Armee, seinen Freund Titinius auf Kundschaft aus. Ein Irrwahn ließ Cassius annehmen, daß dieser den Feinden in die Hände gefallen sei. Er brach in die Worte aus: „Aus Lebenslust ertrugen wir es noch, zu sehen, wie ein theurer Mann von den Feinden dahingerafft ward" (a. a. O. Cap. 43). Dann habe ihm sein Freigelassener Pindarus versprochener Maßen das Haupt vom Rumpfe schlagen müssen. Da aber Pindarus nach Cassius' Tode von Niemand mehr gesehen ward, vermutheten Manche nicht ganz ohne Grund, daß er seinen Feldherrn ohne dessen Befehl umgebracht habe. —

In der Nacht vor der zweiten entscheidenden Schlacht, die Brutus gegen Antonius und Octavianus unternahm und die so übel enden sollte, soll ihm jener böse Geist abermals in derselben entsetzlichen Gestalt erschienen sein, aber ohne Etwas zu sagen (a. a. O. Cap. 48).

Merkwürdigerweise wollte Brutus — nachdem Alles verloren schien — sich nicht selbst den Tod geben, sondern suchte einen seiner letzten Getreuesten zu diesem vermeintlichen Liebesdienste zu bewegen. Zunächst lehnten es Alle ab. Da nun Einer äußerte, man dürfe nicht länger hier bleiben, man müßte fliehen, stand Brutus auf und sagte: „Freilich muß man

jetzt fliehen, aber nicht vermittelst der Füße, sondern vermittelst der Hände*)" (a. a. O. Cap. 52).

Brutus nahm dann zärtlich von seinen Freunden Abschied, versicherte, wie unendlich entzückt er sei, „daß ihn keiner seiner Freunde getäuscht habe"; er schätze sich glücklicher als die Sieger, da er einen Ruhm der Tugend hinterlasse, den die Sieger weder mit ihren Waffen noch mit ihren Reichthümern hinterlassen würden; sie seien Ungerechte, Bösewichter, die gutdenkende Männer zu Grunde gerichtet und sich eine ihnen nicht zukommende Herrschaft angemaßt hätten.

Der Ausgang dieses letzten großen Republikaners wird auch noch verschiedenartig berichtet. Die Meisten scheinen anzunehmen, daß nach Entlassung fast aller Freunde Straton ihm zur Seite stand, als er selbst den Degen umgekehrt in die Erde pflanzte und sich dann hineinstürzte. — Andere behaupten, nicht Brutus selbst, sondern Straton habe auf sein anhaltendes Bitten das Schwert in die Erde gepflanzt; dann habe sich Brutus daran die Brust durchbohrt und sei so eines schnellen Todes gestorben. Diesen Straton aber stellte späterhin Messala, ein Freund des Brutus, dem siegreichen Octavianus mit den wehmüthigen Worten vor: „Dies, o Cäsar, ist der Mann, der meinem Brutus den letzten Liebesdienst erwiesen hat" (a. a. O. Cap. 53).

Es ist sattsam bekannt, daß auch die treue Gattin des Verblichenen, des Cato Tochter Porcia, denselben philosophischen Anschauungen huldigend, sich selbst durch Verschlingen feuriger Kohlen getödtet hat.

* * *

Der Rächer Cäsars, Marcus Antonius, geb. ca. 83 v. Chr., bewies noch durch die Art seines Sterbens, daß er sich ganz unter dem Joche der Frauenliebe befand. Die Liebe zur schönen Kleopatra brachte seinen Feldherrnruhm zu schnödem Falle. († 30 v. Chr.)

Bekanntlich machte Antonius auch nach der verlorenen Schlacht bei Actium noch mancherlei Versuche, sich mit seinem Besieger Octavianus Cäsar (Augustus) auszusöhnen. Da dies nicht gelang, ließ er den Octavianus zum Zweikampfe herausfordern, worauf ihm geantwortet wird: „Viele Todeswege ständen dem Antonius offen**)." (Plutarchos: M. Antonius, Cap. 75.) Da rafft er sich noch einmal zum Kampfe auf, um bald inne zu werden, daß er von Kleopatra selbst verrathen sei. Diese Erzheuchlerin und Erzstreberin schickte sogar Leute mit der Lügenbotschaft zu Antonius, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Antonius glaubte dieser Mär und ließ die bezeichnenden Worte vernehmen: „Was zauderst Du

*) „Πάνυ μὲν οὖν φευκτέον, ἀλλ' οὐ διὰ τῶν ποδῶν, ἀλλὰ διὰ τῶν χειρῶν." —
**) „πολλὰς ὁδοὺς Ἀντωνίῳ παρεῖναι θανάτου" (Editio Imm. Bekker, IV. Band).

noch, Antonius? Den einzigen noch übriggebliebenen Vorwand zur Daseinsfristung (τοῦ φιλοψυχεῖν πρόφασιν) hat Dir das Schicksal geraubt." (A. a. O., Cap. 76.)

Nun öffnete er seinen Harnisch und rüstete sich mit diesen Worten zum Selbstmorde: „O Kleopatra, mich schmerzt es nicht, Deiner zu entbehren, denn ich werde bald zu einem gleichen Schicksal gelangen*), aber, da ich entdecke, daß ich, ein so großer Imperator (αὐτοκράτωρ), einem Weibe an Seelenkraft (Eupsychie) nachstehe: — (das ertrage ich übel)". Dann wandte er sich an seinen treuen Sklaven Eros, der es ihm gelobt hatte, ihn, den Herrn zu tödten, sobald es die Umstände erheischten. Jetzt sei der Augenblick erschienen.

Eros that auch so, als wollte er seinem Herrn den Willen thun; allein er tödtete sich mit dem gezückten Schwerte selbst. Vor dem zu seinen Füßen Hinsinkenden rief Antonius aus: „Wohl, mein Eros, da Du es selbst nicht vermochtest, lehrst Du mich doch, was sich zu thun ziemt**)." Und damit stieß er sich den Degen in den Leib, ohne jedoch tödtlich getroffen zu sein. Vergebens bat er die Umstehenden, ihn ganz zu tödten.

Während Antonius schrie und sich angstvoll auf dem Ruhebette herumwälzte, kam Kleopatras Geheimschreiber Diomedes an, um ihn zu ihr in's Grabmal zu bringen, wo sie sich verborgen hält. Ohne Groll, ohne Vorwürfe erreichte der hinsterbende Antonius — an Seilen von Kleopatras Kammerfrauen zum Fenster hinaufgezogen — das Gemach des Weibes, welchem er allen Ruhm und alle Ehre hingeopfert hatte. — Unter Kleopatras Zärtlichkeiten, wobei sie ihn bald ihren Herrn, bald Gemahl, bald Imperator nannte, verschied Antonius, nachdem er sich noch am Weine wohlgethan und seiner Göttin nützliche Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte. — Sein letzter Trost war, daß er, der die größeste Macht besessen hatte, jetzt auf keine schimpfliche Art als Römer von einem Römer überwunden worden sei. (A. a. O. Cap. 77.) —

Mit vielen der zuletzt hier vorgeführten Männer, mit Marius, Sulla, Brutus, Cassius, Antonius, Octavianus, besonders aber mit Cicero stand

*) „αὐτίκα γὰρ εἰς ταὐτὸν ἀφίξομαι" (Antonius, Cap. 76; Plutarchos ed. Bekker IV. Band). — Dieser Satz scheint den Uebersetzern arge Kopfschmerzen verursacht zu haben: so hat auch die früher erwähnte, sonst vortreffliche Uebersetzung von Kaltwasser-Güthling hier (Cap. 77!?): „Denn ich werde bald wieder zu Dir kommen." Ganz verkehrt, unsinnig. Das wäre ein Unsterblichkeitsgedanke, von dem Antonius Nichts verräth; vielmehr wird er bald ein Gleiches erfahren (τὸ αὐτόν oder τὸ αὐτό, in crasi = ταὐτόν oder ταὐτό Beides attisch), d. h. er würde ebenfalls sterben, wie Kleopatra nach ihrer Lügenmär gestorben sei. — Auch der darauffolgende Schluß: „ἀλλ' ὅτι γυναικὸς ὁ τηλικοῦτος αὐτοκράτωρ εὐψυχίᾳ πεφώραμαι λειπόμενος" — ist gemeinhin falsch übersetzt worden. Vergl. meine Uebersetzung hier oben im Texte.

**) „εὖγε, ὦ Ἔρως, ὅτι μὴ δυνηθεὶς αὐτὸς ἐμὲ ποιεῖν ὃ δεῖ διδάσκεις." (Plut. Antonius, Cap. 76.)

der gelehrte, einflußreiche römische Ritter Titus Pomponius Atticus in enger Verbindung.

Pomponius, geb. 109 v. Chr., erhielt bekanntlich von den dankbaren Athenern selbst den Beinamen Atticus. Dem Hellenenthume blieb er bis an's Ende seines Lebens der eifrigste Förderer. Um seiner vielen Geistes- und Herzensvorzüge willen wird er ebenso von Cicero, wie von Nepos verherrlicht.

Obwohl Anhänger der Epikuräischen Philosophie, gelangte auch er dahin, am Abend seines Lebens freiwillig abzugehen.

In einem wenig von Krankheiten heimgesuchten Leben ereilte ihn — nach Nepos*) — im 77sten Jahre seines Lebens ein Unterleibsleiden, von Nepos als Tenesmus (Stuhlzwang = τεινεσμός) bezeichnet. Als Schmerzen und Intensität der Krankheit immer mehr zunahmen, faßte er den festen Entschluß, den Hungertod zu erleiden. — Dies sollte aber seinen Nächsten in klarer Willensmeinung kund gegeben werden. — So entbot er seinen Schwiegersohn Agrippa, dann Cornelius Balta und Sextus Peducäus vor sein Krankenbett. — Dieser that also seinen letzten Willen kund: „Da ich Euch zu Zeugen habe, eine wie große Sorgfalt und Peinlichkeit ich all' diese Zeit zur Behütung meiner Gesundheit angewendet habe: ist es unnöthig, das noch mit weiteren Worten zu erwähnen. Da ich mich nun an Euch, wie ich hoffe, genugsam gerechtfertigt habe, daß ich Nichts unterlassen habe, was zu meiner Heilung dienen konnte, bleibt nur übrig, daß ich mir selbst helfe**). Ich habe nicht gewollt, daß Ihr darüber in Unkenntniß bleibet. Denn bei mir ist es fest beschlossen, daß die Krankheit aufhöre, an Wachsthum zu gewinnen. So wie ich nämlich in diesen Tagen irgend welche Speise zu mir nahm, habe ich mein Leben in einer Weise verlängert, daß ich meine Schmerzen ohne Aussicht auf Rettung vermehrt habe. Darum bitte ich Euch vor Allem, daß Ihr meinen Entschluß billigt, oder doch wenigstens, daß Ihr nicht durch angebliches Abmahnen ihn zu verhindern suchet***)."

Diese Rede hielt er mit großer Standhaftigkeit in Stimme und Ausdruck. Die Worte des weinenden Agrippa vermochten Nichts an seinem Entschlusse zu ändern. —Als er sich nun bereits zwei Tage aller Speisen

*) Leben des T. Pomponius Atticus, Cap. 21. Als sein Todesjahr wird demnach 32 v. Chr. angegeben.

**) Quibus quoniam, ut spero, satisfeci, me nihil reliqui fecisse, quod ad sanandum me pertineret, reliquum est, ut egomet mihi consulam." (Corn. Nepos, Atticus, Cap. 21.

***) „Nam mihi stat augere morbum desinere. Namque his diebus quidquid cibi sumpsi, ita produxi vitam, et auxerim dolores sine spe salutis. Quare a vobis peto, primum, ut consilium probetis meum, deinde, ne frustra dehortando impedire conemini." (Ibid.)

enthalten hatte, ließ das Fieber nach, — die Krankheit schien abnehmen zu wollen. Dennoch führte Atticus seinen Vorsatz durch. — Am fünften Tage seines freiwilligen Fastens — Ende März (pridie calendas Apriles) starb unser philosophischer Freund der Künste und Wissenschaften und Geschichtsschreiber. Nach jener mehrfach genannten Biographie ward Atticus in einer kleinen Sänfte (lecticula), wie er es selbst vorgeschrieben hatte, ohne jeglichen Leichenpomp zu Grabe getragen. Aber das Volk geleitete die Leiche in großer Menge. —

Mit dem ersten römischen Kaiser soll diese Anthologie aus der antiken Welt beschlossen werden. — Gajus Julius Cäsar Octavianus Augustus befand sich als 76jähriger Greis auf einer Reise nach Neapolis, als ihn auf der Rückkehr zu Nola in Campanien seine Todeskrankheit befiel (14 n. Chr.). — An seinem Sterbetage (19. Augustus) erforschte er von seiner Umgebung zu wiederholten Malen, ob draußen schon um ihn Verwirrung (tumultus) herrschte. Darauf begehrte er einen Spiegel und befahl, daß ihm das Haar geordnet und die eingefallenen Kinnbacken zurechtgestutzt wurden (malas labentes corrigi).

Nun wurden die Freunde hereingelassen, um vom sterbenden Augustus die Frage zu vernehmen: „Ob es ihnen wohl schiene, daß er die Farce des Lebens treffend durchgeführt habe"*); dazu fügte er noch die griechische Clausel: „Wenn Alles gut steht, klatschet dem Spiele Beifall, und Ihr Alle lasset ihn mit Freuden wiederhallen**).

Darauf wurden sie Alle entlassen. Wie er sich nun eben bei den aus der Hauptstadt Angekommenen nach der kranken Tochter des Drusus erkundigte, verschied er plötzlich an seiner Gattin Livia Munde (in osculis Liviae) mit diesen Worten: „Livia, lebe unserer Ehe eingedenk, und lebe wohl***)."

Augustus fand so den leichten Tod, den er sich immer gewünscht hatte, — die von ihm sogenannte Euthanasie (εὐθανασία). — Diese beiden letzten Aussprüche sind gewiß vortrefflich geeignet, den ganzen Augustus im Guten wie im Bösen zu beleuchten.

*) Gaius Suetonius Tranquillus: Octavianus Augustus, Cap. 99: „Ecquid iis videretur mimum vitae commode transegisse." (Illustravit Detl. C. G. Baumgarten-Crusius, Lipsiae 1820, I. Band).

**) „Εἰ δὲ πᾶν ἔχει καλῶς, τῷ παιγνίῳ
Δότε κρότον, καὶ πάντες ὑμεῖς μετὰ χαρᾶς κτυπήσατε." (Suetonius, a. a. O.). — Man denke auch an das schauspielerische Schluß-Wort: „Plaudite amici, comoedia finita est."

***) „Livia, nostri coniugii memor vive, ac vale" (Suetonius, a. a. O.). —

Wie kann dem Duellunwesen abgeholfen werden?

Von

A. Croabbon.

— Moulins (Frankreich). —

Motto: „δόρυ μείλινον".
(Apollod. III, 5.)

Für den Augenblick verschont der Krieg — Gott sei Dank — die civilisirten Völker Europas. Dagegen hat das Duell vielleicht nie mit größerer Heftigkeit gewüthet als gerade heut zu Tage — in Spanien, Italien, Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Um von dem letzteren Lande nur zu sprechen, vergeht ja thatsächlich kaum eine Woche, ohne daß die deutsche Presse nicht etwa blos einen einzelnen, sondern mehrere Zweikämpfe aufzuweisen hätte. Von allen Seiten tauchen energische Proteste auf, leidenschaftliche Angriffe, bitterherbe Kritiken gegen den sogenannten „Duell-Unfug". Die Frage reicht über das Gebiet der politischen Blätter hinaus, hochernste Zeitschriften öffnen ihr bereitwillig ihre Spalten, und vor Kurzem ist dieselbe wieder einmal vor den Reichstag gebracht worden.

Es wird wohl Niemand leugnen, daß das Duell ein Uebel sei. „Ja, aber ein nothwendiges Uebel," setzen dessen Anhänger hinzu, denen Graf von Roon das Wort gesprochen hat. Nothwendig? Ueber diesen Punkt wollen wir nicht streiten; es würde uns zu weit führen. Halten wir blos daran fest, daß das Duell ein Uebel ist — und zwar ein größeres, als es diejenigen gemeiniglich glauben, die, bona fide, von dessen Nothwendigkeit überzeugt sind; doch treten wir unserem Gegenstande näher und betrachten wir die gegenwärtige Lage der Dinge.

Abgesehen von den geradezu treulosen Zweikämpfen, die, eben deswegen, nur vor die Gerichte gehören, streift, sozusagen, eine ziemlich große Anzahl das Strafgesetzbuch. Und wie viele giebt es nun, welche, wenn sie

auch nicht jenen unritterlichen Charakter bekunden, der ein Duell zur einfachen Schlägerei oder zum gemeinen Hinterhalt macht, nichtsdestoweniger den Grundsätzen der wahren Ehre gänzlich fremd sind? Man kann sagen, ohne zu fürchten zu brauchen, daß der gewissenhafte Statistiker uns Lügen strafen möchte, daß gegenwärtig neun Zehntel der Affairen, die er einträgt, keinen anderen Zweck haben als den, dem Schurken, dem Unverschämten oder dem Wahnsinnigen zum Emporkommen zu verhelfen. Warum ist dem aber so? Weil im Allgemeinen die Zeugen resp. Secundanten der Person, die das Recht auf ihrer Seite hat, bei den Zeugen des Gegners auf einen von vornherein gefaßten Entschluß stoßen, die Wahrheit zu entstellen; es stoßen die Zeugen auf einen unbezwingbaren Widerwillen, bis auf den wahren Ursprung der Mißhelligkeit zurückzugehen, zu untersuchen, ob der Anlaß zum Duell eine genügende Wichtigkeit bietet, dann weiter zu untersuchen, welches der Beleidiger, welches der Beleidigte ist, welches der Umfang der entsprechenden Privilegien sein soll u. s. w. Was ereignet sich in solchem Falle? Gewöhnlich ein himmelschreiendes Unrecht. Die Zeugen erklären ihren Auftrag für beendigt, melden es ihrem Auftraggeber und ziehen sich zurück. Entmuthigt, verzichtet Letzterer fast immer auf sein Recht. Manchmal sucht er sich neue Repräsentanten. Diese aber, von vornherein überzeugt, daß ihr Bestreben nicht erfolgreicher sein wird, als das ihrer Vorgänger, verfechten seine Sache nur kühl, unterwerfen sich den Anforderungen der Gegenpartei und bewähren auf diese Weise den Spruch des Herrn Paulo Fambri, des Verfassers der „Jurisprudenza del Duello“, eines Werkes, auf welches sich derjenige öfters berufen muß, der sich mit dem „Point d'Honneur“ abgiebt: „Bei einer solchen Lage der Dinge, die so ziemlich die allgemeine Lage ist, wird ja der Ehrencodex zur bequemsten Offensiv- und Defensiv-Waffe für die Ehrlosen.“

Angesichts dieser, vielleicht etwas eingehend von uns gekennzeichneten, jedenfalls aber wirklichen und unbestreitbaren Sachlage, darf man wohl sagen, daß das Uebel vielmehr vom Mißbrauch, als vom Wesen und Princip des Duells herrührt. Der mißbräuchliche Gebrauch des Duells, dies ist der wahre Feind der modernen Gesellschaft. Ein praktisches Mittel, geeignet, besagten Mißbrauch zu zügeln, — das ist es, was, unserer Ansicht nach, gesucht werden muß, das ist es übrigens, was alle aufgeklärten Gegner des Duells bisher gesucht haben und immer noch suchen. Es wäre nämlich eine etwas kindische Anschauung, wenn man glaubte, es genügte, die unmittelbare und vollständige Abschaffung des Zweikampfes so ganz einfach ex cathedra zu verordnen, damit derselbe gleich zu existiren aufhöre.

Aber wo wird man das wirksame Mittel gegen das mißbräuchliche Duelliren hernehmen? Die Einen forderten es von der reinen Moral oder der Religion. Die Anderen von den Gesetzen; Andere von dem Dreibunde der Moral, der Religion und der Gesetze. Die Einen haben drakonische Gesetze eingeführt, Andere mit den modernen Ideen und Ge-

fühlen besser übereinstimmende Gesetze; die Einen haben daraus ein specielles Delict gemacht, während es die Andern eher als ein gemeinrechtliches Delict ansahen. Weder das Beil, noch die Haft, noch die Geldbuße haben das erwartete Resultat ergeben, da man sich ja gegenwärtig in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in den romanischen Ländern mehr denn je duellirt. Wir haben hier nicht genug Platz, um jene Ohnmacht der gesetzlichen, moralischen und religiösen Sanctionen zu erörtern; wir wollen dieselben blos constatiren.

Wem wird man nun, fragen wir abermals, das nöthige Mittel abzufordern haben? Unsere Antwort lautet: dem Ehrgefühl, dem „Point d'honneur" selbst. Das Ehrgefühl nämlich schlägt die Wunde, an der die moderne Gesellschaft leidet; das Ehrgefühl wird die Wunden auch heilen, ähnlich der berühmten eschenen Lanze, die der Centaur Chiron dem Achilles geschenkt δόρυ μείλινον. Anders gesagt, das Ehrgefühl, die sogenannte Ritterlichkeit, erzeugt und verbreitet das Duell. Laßt uns also vorerst diese Begriffe läutern, und vertrauen wir ihnen dann die Sorge an, den Zweikampf zu beschränken und ihn, wo es nur immer möglich sein wird, zu verhindern.

Vor Allem muß erheischt werden, daß das Ehrgefühl einen Codex veröffentliche, der den Grundsatz aufstellen würde: es wird ein Duell nur dann stattfinden können, wenn demselben eine tief eingehende Behandlung der Sache und ihrer mehr oder minder bekannten Einzelheiten, nebst einer genauen Bilanz der Verantwortlichkeiten vorangegangen ist, wenn es sich um schwere, auf friedlichem Wege nicht beizulegende, klar begründete Beleidigungen handelt, wenn die Gründe der wahren Ehre nicht widersprechen, wenn die betreffenden Personen bzw. Gegner sich einer unbestrittenen, physischen und moralischen Fähigkeit erfreuen. Dieser Codex würde alle Vortheile auf die Seite des Beleidigten bringen. Endlich müßte dieser Codex allen civilisirten Nationen gemeinschaftlich sein, da die Culturvölker sich doch immer mehr einander nähern, in immer regeren Verkehr treten, sobald gemeinnützige, internationale, allgemeinmenschliche Interessen auf dem Spiele stehen.

Außer dem Codex müßte man auch noch ein Jurisdictionssystem begründen. An die Stelle der Zeugen, d. h. in der Eile und auf's Geradewohl gewählter Leute, die gewöhnlich das anzuwendende Gesetz schlecht kennen, immer mehr oder minder parteiisch und immer mehr oder weniger geneigt sind, die Sache ihres Auftraggebers als die ihrige zu betrachten, — würden auf diese Art andere Personen treten, welche die Erfahrung, die Einsicht, das Ansehen und die Unparteilichkeit besäßen, woran es Ersteren fast immer fehlt. Aber die Art und Weise, wie diese Substitution vorgenommen werden müßte, ist eben das Schwierige. Die Einen verlangen den Beistand des gewöhnlichen Gesetzes: nach ihrem System wird das Ehrengericht zu einem Bestandtheil des gerichtlichen Mechanismus, gerade wie das gemeine Geschworenengericht, die Criminaljury. Sämmtliche Ehrenhändel sollen vor das Ehrengericht getragen werden; dasselbe hat das Recht, die gütliche Vermittelung,

und in außerordentlichen, daher höchst seltenen Fällen, das Duell zu verordnen. Das eigentliche Gesetz bestraft dann nur diejenigen Duelle, die ohne Wissen und vorherige Betheiligung des Ehrengerichtes oder auch trotz dessen Verbot stattfinden würden; die übrigen bleiben unbestraft. Doch sind bis auf den heutigen Tag die seitens des ritterlichen Rechtes dem gewöhnlichen Rechte gegenüber gemachten Annäherungsversuche unerwidert geblieben, und man darf wohl annehmen, daß das Strafgesetzbuch und das ritterliche Gesetzbuch nicht so bald viribus unitis vorgehen werden. Lassen wir also dieses erste System und gehen wir zu einem anderen über, das sich um das gewöhnliche Gesetz nicht kümmert, handelt und wirkt, wie wenn dieses nicht existirte, und lediglich der Legislation des Ehrgefühls die Reform der jetzigen ritterlichen Jurisdiction abfordert, einer Jurisdiction, die man mit Recht als schlecht und als die Hauptquelle des Mißbrauches in Duellsachen betrachten darf.

Das zweite System bewahrt den Zeugen den Charakter der Magistratspersonen, aber nur der Magistratspersonen zweiten Grades. Ueber dieselben stellt es die Schiedsrichter, Ehren-Geschworenen, die zu Magistratspersonen ersten Grades werden und in letzter Instanz urtheilen. Es gesteht den Parteien das Recht zu, von den Entscheidungen der Zeugen immer an diese Jurisdiction zu appelliren. Kurz, es macht den Schiedsspruch obligatorisch auf Verlangen einer der Parteien. Der Vortheil fällt in die Augen. Es liegt nämlich auf der Hand, daß, wenn der Schurke oder der Tollkopf sich dem Urtheil der Schiedsrichter entziehen können, sie es nicht unterlassen werden, denn im Bewußtsein ihres Verschuldens werden sie deren Controle befürchten: Was wird alsdann der anderen Partei übrig bleiben? Nichts als eine Rechtsverweigerung, und zwar eine unwiderrufliche Rechtsverweigerung.

Dank dem obligatorischen Schiedsspruch, ändert sich die Sache vollständig. Angesichts des von den gegnerischen Zeugen offenbarten, vorgefaßten Planes, die Affaire zu unterdrücken, wird die beeinträchtigte Partei die Zusammenberufung eines Ehrengerichtes verlangen und den Gegner ersuchen, seinerseits die gleiche Anzahl von Mitgliedern zu bestimmen, wie er selbst. Sollte Letzterer das verweigern so bleibt er disqualificirt und in contumaciam der Gerichtsbarkeit der gewählten Mitglieder unterworfen: denn es wäre allzu bequem, wenn ein Angeklagter, um den Urtheilssprüchen zu entgehen, blos seine Richter zu verwerfen brauchte. Vorher „bilateral", wird das Ehrengericht nun „unilateral" und bleibt competent, um die Ehrensachen zu richten — (auch wenn es nur von einer Partei ernannt wurde) — eben wegen der Weigerung der Gegenpartei. Wir fügen dem hinzu: wenn eine dritte Person im Voraus erwählt worden ist und den Schiedsrichtern beigesellt wird, um nöthigenfalls eine Majorität zu ergeben, wenn der Gegenstand des schiedsrichterlicher Verfahrens genau bestimmt ist — dann bildet dieses System unserer Ansicht nach den bedeutendsten und praktischsten Schritt, den man je gegen die Abschaffung des Duells gethan haben dürfte.

Indessen haben sich aber bedeutende und gerechte Kritiker gegen das bilaterale und sogenannte „Gelegenheits-Ehrengericht" erklärt. Zuerst ist die Einwendung gemacht worden, daß die gegen die Zeugen vorgebrachten Gründe sich auch, mit einigen Unterschieden, auf die Ehren-Jury beziehen dürften. Parteiisch sind die Zeugen; warum wären es die Geschworenen nicht auch? Wer ernennt nämlich die Jury? Beide Parteien. Es wird sich demnächst eine Versammlung von 6, 8, 10 Personen ergeben, die doch nichts anderes sein werden als verkappte Zeugen. Inwiefern wird aus der größeren Anzahl auch eine geringere Parteilichkeit erfolgen? Ferner ist gegen die Wirksamkeit des Ehrengerichtes geltend gemacht worden, daß es dem ehrlichen Manne doch immer schwer sei, für seine eigene Rechnung den Theil der Mitglieder, der ihm zugehört, rasch zusammenzubringen, während der Raufbold hingegen sehr leicht ebenso viele Leute seiner Art finden könne, als er will, die ihm ihre schamlose Mitwirkung zur Verfügung stellen werden. Gesetzt endlich, der ehrliche Mann mache seinerseits seine Geschworenen ausfindig, so wird er doch meistens nur ängstliche Leute bekommen, geneigt, jedweder Unannehmlichkeit aus dem Wege zu gehen, während ihnen gegenüber freche, übermüthige Leute auftreten werden, deren rücksichtslose Dreistigkeit erstere einschüchtern wird. Weit entfernt, dem ehrlichen Mann zum Vortheil zu gereichen, wären also die Gelegenheits-Ehrengerichte für ihn vielmehr eine wirkliche Gefahr und ein Grund zur Inferiorität — und das um so mehr, als wir das, was man ihnen vorzuwerfen berechtigt ist, nicht erschöpfend dargestellt haben.

Um diesen Uebelständen vorzubeugen, hat man in Italien permanente Ehrengerichtshöfe eingerichtet, deren Geschichte, Regeln, Wirken und schließlichen Mißerfolg zu studiren interessant sein dürfte. Es sei hier nur der florentinische erwähnt, der, mehrere Jahre hindurch, dank der Anregung des Verfassers des „Codice cavalleresco italiano", Herrn Cav. J. Gelli, gewirkt hat.

Besagte Gerichtshöfe steuerten nun zwar den vorhin angegebenen Uebelständen, sowie auch anderen; doch ließen sie einen größeren fortbestehen. Die Berufung vor dieselben konnte nämlich nicht obligatorisch sein, ausgenommen für die Mitglieder des Gerichtshofes selbst. Die Partei, gegen welche man appellirte, konnte deren Jurisdiction anerkennen, aber nur freiwillig, da denselben jedwede gesetzliche Existenz fehlte. Dagegen konnte diese Partei den permanenten Ehrengerichtshof geradezu verwerfen, beispielsweise aus Verdachtsgründen, und ein bilaterales Ehrengericht verlangen. Was war ihr in diesem Falle zu entgegnen? Diese Partei ließ sich dadurch keine Rechtsverweigerung zu schulden kommen. Erst wenn die Weigerung einer Partei, ein bilaterales Ehrengericht zu ernennen, die Einrichtung eines unilateralen Ehrengerichtes bewog, gewannen die permanenten Ehrengerichtshöfe wiederum eine unbestreitbare Gewalt. Der permanente Ehrengerichtshof von Florenz ist mehrmals dazu berufen worden, sich in

ähnlichen Fällen auszusprechen, namentlich bei der Affaire Masiello-San Malato vor einigen Jahren.

Die Unmöglichkeit, die Ehrengerichtshöfe obligatorisch zu machen, veranlaßt uns, das System des bilateralen „Gelegenheits-Ehrengerichtes", ungeachtet seiner Mängel, vorzuziehen. Denn was doch vor Allem von Wichtigkeit ist, das ist die mittelst der Obligation allmählich durchzubringende Sitte und Gepflogenheit, sich auf andere Schiedsrichter zu berufen, als die gewöhnlichen Zeugen. Nach und nach wird das, was sonst ein bloßer Appellationsweg gewesen, sich zum gewöhnlichen Wege des Proceßverfahrens gestalten. Nach und nach wird sich die Gewohnheit einbürgern, die Streitigkeiten schon ab ovo dem Urtheile einer gewissen Anzahl von Schiedsrichtern zu unterwerfen, deren Entscheidung absolut maßgebend wird. Die Zeugen hören dann auf, Richter zu sein, um zu bloßen Assistenten zu werden, wofern das Ehrengericht nicht auch selbst das Assistenten-Amt übernehmen sollte.

Wie wird es nun das bilaterale Ehrengericht dazu bringen, sich der Mängel zu entledigen, die man ihm vorwirft? Unsere Antwort lautet: durch das Fortschreiten des Associationswesens. Wir brauchen unsere Leser nicht erst zu lehren, daß der unaufhörlich wachsende Hang zur verschiedenartigsten Association und zur allseitigen Solidarisirung zur Hauptcharakteristik unserer Zeit gehört. Ueberall tauchen Syndikate, Vereine, Clubs und sonstige Gesellschaften auf, in Folge des Einflusses eines allgemein herrschenden Begriffes die Verbindung der einzelnen Willen und individuellen Anstrengungen zum Schutz und Schirm der gemeinschaftlichen Interessen.

So mögen denn sämmtliche gesetzlich anerkannte Verbindungen von nun an in ihre Satzungen einen speciellen Paragraphen einreihen, der den etwaigen, unter ihren Mitgliedern vorkommenden Ehrenstreitigkeiten und gewöhnlich zum Duell führenden Differenzen entgegensieht und im Voraus auf die Bildung eines diesbezüglichen Ehrengerichtes Bedacht nimmt. Dies ist unser Wunsch. Falls nun zwischen Mitgliedern verschiedener Verbindungen Streitigkeiten aufkämen, würde sich die Sache folgendermaßen verhalten. Jedwede Verbindung, es sei nun eine ärztliche, juristische, studentische, sportive, industrielle, kaufmännische u. s. w. wird für ihre eigene Rechnung und getrennt die Angelegenheit desjenigen unter ihren Mitgliedern prüfen, den das Factum persönlich angeht. Sie wird auf diese Weise, in Uebereinstimmung mit der Verbindung, der die Gegenpartei angehört, die Bestandtheile eines bilateralen Ehrengerichtes liefern, für dessen unzweifelhafte Rechtschaffenheit, Gewissenhaftigkeit und specielle Fachkenntniß sicherlich Gewähr geleistet werden darf. Dieses Ehrengericht wird dieselben Wirkungen erzeugen wie ein permanenter Ehrengerichtshof. Wird es ja doch aus der Vereinigung zweier gleicher Bruchstücke von Ehrengerichten bestehen, deren jedes, wenn auch nicht eigentlich und wirklich permanent, so doch annähernd permanent ist, d. h. im Voraus constituirt, einer allgemeinen Reglementirung unterworfen, Inhaber eines

besondern Archivs, kurz vollständig organisirt ist und bereit also, im ersten Nothfall sein Amt zu verrichten.

Ist es nun nothwendig, den Beweis zu führen, daß dergleichen Ehrengerichte, auf dem sogenannten Corpsgeist und der Gemeinnützigkeit fußend, nur sehr wenige Duellfälle würden fort bestehen lassen? Umgeben mit so weisen Vorsichtsmaßregeln, würde das Duell, wir sind davon fest überzeugt, zur Seltenheit, zur Ausnahme gehören. Wäre dem anders, so dürfte man den mannigfachen Vortheil des Princips der Association vom sittlichen und socialen Standpunkte aus als ein leeres Wortgepränge bezeichnen. Nun steht aber als allgemein bekannte und anerkannte Thatsache fest, daß jedesmal, wenn man die Pflege gewisser individueller Interessen einer Collectivität anvertraut, dies eine äußerst nützliche und fruchtbare Maßregel ist, sowohl vom Standpunkte der einzelnen Individuen, als auch von dem des Standes, der Nation, der Menschheit aus, zu denen dieselben gehören.

Wir haben es im Vorhergehenden versucht, das Problem der Verminderung des Duells, ja der gänzlichen Tilgung des Duells vermittels allmählicher Verringerung desselben, zu lösen, indem wir uns auf die Sitten beriefen. Die Sitten nämlich sind es, die wir ersuchen, jene Wunde der modernen Gesellschaft allmählich zu heilen, jenes tief eingewurzelte Uebel zu tilgen, das eben die Sitten uns, als ein Ueberbleibsel aus vergangenen Zeiten, mit sich gebracht haben und das sie bis auf den heutigen Tag nicht nur bewahrt, sondern sogar vermehrt haben. Wollen wir aber damit sagen, daß das Einschreiten der Regierungsgewalten, der Einfluß des eigentlichen Gesetzes, durchaus und hartnäckig verschmäht und abgelehnt werden soll? Keineswegs. Die Gesetze erwiesen sich bisher und erweisen sich noch immer als ohnmächtig dem Duelle gegenüber, ungeachtet des scheinbaren Sieges, den sie in England über dasselbe davongetragen haben, ein Sieg, den die Gesetze übrigens nicht ganz allein davontrugen und den sie zweifelsohne auch nicht in andern Ländern, bei andern Völkern zu erringen im Stande wären. Das ist es, was wir constatirt haben. Aber nachdem wir den geneigten Leser daran erinnert haben, tragen wir kein Bedenken, offen zu gestehn, daß die Gesetze in der Zukunft einmal zu nicht zu verachtenden Mithelfern der Sitten werden können. Die Fortschritte der Civilisation bringen es sicherlich einmal mit sich, daß das Gesetz mit den Sitten so zu sagen Hand in Hand gehen wird. Sitten und Gesetz werden sich gemeinsam und um die Wette bestreben, und letzteres wird infolge mehrfacher Erweiterungen und Neuerungen, auf die wir nicht näher eingehen können, zu seinem Theil zur allmählichen Ausrottung des Zweikampfes beitragen. Indessen ist es, wir wiederholen es, Sache der Sitten, den Kampf gegen das Duell zu beginnen. Uebrigens bereiten die Sitten dem Gesetze den günstigen Boden, auf den es dann ungefährdet bauen kann. Das Gesetz bedarf ihrer als einer nothwendigen Unterlage. „Quid leges sine moribus?“ hat schon das Alterthum gefragt.

Aus dem Leben im Harem.

Von

Kerimée Hanoum.

Macboulé, die Erzählerin.

Wochen, Monde waren in's Land gezogen, ich hatte Leila Hanoum nicht wiedergesehen. Sie war krank gewesen und dann zur Erholung bei Verwandten in ihrem geliebten Broussa. Endlich, endlich saß ich wieder an meinem alten Platz, ihr zu Füßen, auf dem stillen Friedhofe Eyoubs.

Sie sah noch zarter aus als sonst und war ganz in Weiß gekleidet, denn es war heiß und schwül.

Mit dem Rücken an die hohe, alte Cypresse gelehnt, die den Grabhügel ihres Vaters beschirmte, die Hände lässig über die Kniee gefaltet, leise ihre Tisbe (Rosenkranz zum Beten, Perlenschnur) durch die feinen Finger ziehend, saß sie da, den Schleier zurückgeschlagen, und begann:

„Ich versprach Dir schon lange Macboulés Geschichte.

Sie ist lang, und ich weiß nicht, ob ich sie heute werde enden können; ich will sie Dir getreu erzählen. Großmutter erzählte sie mir so oft, bis ich sie auswendig konnte."

Sie winkte mich näher zu sich heran und begann nun wie folgt:

„Es war vor vielen, vielen Jahren. Ich glaube zur Zeit Ertogruls, da meine große Vorfahre Macboulé lebte.

Schon früh war sie von den Eltern und den Ulema's (Priestern) dazu ausersehen, einst Erzählerin zu werden.

Es war dies ein alter Brauch. Eine Erzählerin hatte die Pflicht, dem Sultan die Wahrheit über Sachen vorzutragen, die sonst nicht an sein Ohr gelangten und die im großen Reich geschahen.

Sie mußte ihm Alles wahrheitsgetreu beantworten, wenn er sie fragte.

Sie mußte eintreten für diejenigen, die glaubten, unter einem ungerechten Urtheil zu leiden.

Sie war das Bindemittel zwischen dem Sultan und dem Volk; durch sie allein kam der Herrscher oft erst hinter die Wahrheit und erfuhr den wahren Sachverhalt.

Eine Lüge, die ihr nachgewiesen ward, gleichviel, ob sie belogen ward von denen, die ihre Vertheidigung in Anspruch genommen hatten und ihr heuchlerisch falsche Thatsachen vorgespiegelt, — büßte sie mit dem Tode.

Dadurch ergab sich von selbst, daß sie die Sache von allen Seiten erst beleuchtete und prüfte, ihre Helfershelfer überall in's Land sandte, um unparteiische Meinungen und Urtheile zu sammeln, ehe sie dem Ohre des Großherrn eine Sache vortrug.

Bürgte sie doch mit ihrem Leben für die Wahrheit!

Sie mußte frühzeitig lernen, in edlem Selbstvergessen sich opfern für Andere; nur so war sie würdig vorbereitet für den hohen Beruf.

Menschenfurcht durfte sie nicht kennen.

Es giebt Männer, die sich tollkühn in Gefahr stürzen. Ebenso Frauen. Eure emancipirten Frauen ..." bei diesen Worten zuckte es verächtlich um Leilas Mund, aber sie fuhr fort: „wagen dieselben, gegen Höhere ein armseliges kleines Wort der Vertheidigung über ihre Lippen zu bringen? Selbst wenn es ihre Ueberzeugung wäre, daß sie nützen oder eine Lüge aufdecken könnten?!

Die bessere Ueberzeugung wird oft zurückgehalten, weil die Menschen im Allgemeinen nicht wagen, gegen eine herrschende Meinung zu sprechen, nicht wagen, zu vertheidigen, wo das allgemeine Urtheil dagegen ist.

Egoistisch will man sich nicht schaden und einzelnen Persönlichkeiten nicht mißfallen.

Sieh! hier fehlt der moralische Muth, und den mußte vor Allem eine Erzählerin haben. Sie durfte nicht schweigen gegen ihr besseres Wissen.

Man wird unwahr, auch im gewöhnlichen Leben, schweigt man, anstatt zu vertheidigen, weil im Schweigen eine stille Zustimmung liegt.

Unvermerkt schleicht sich dann das größte Gift, die Unwahrheit, in den Geist der Menschen, und sie geben aus Furcht ihren Ansichten äußerlich eine andere Färbung — sprechen gegen ihre Ueberzeugung. Sieh, das gebiert die Lüge.

Wie oft hat das tadelnd meine Großmutter berührt — sie war eine edle Seele —: Wenn wir unseren Nächsten nicht in Schutz nehmen nach bestem Wissen, sind wir unwahr und vergessen, daß der große Prophet und Allah einst Rechenschaft fordern werden für diese, sowie für die kleinste Lüge.

Allah und der Prophet sind die ewigen Richter, die ihre Gesetze mit Flammenschrift an den Himmel geschrieben. Aber diese fürchten die

Menschen nicht, nicht den allmächtigen Allah, der sie jeden Augenblick zu einer Hand voll Staub zermalmen kann — sie fürchten den Zorn der Menschen, des Herrschers auf Erden mehr! —

Das macht sie erzittern.

Fürchten doch die Meisten nur, was sie sehen und was sie wahrnehmen können. Darum vergessen sie die Allgegenwart Allahs.

Du siehst, Djanym (zu deutsch: meine Seele), das Amt einer Erzählerin war ein sehr schweres, dafür aber ein hoher, schöner Beruf — denn ihre Aufgabe war, die Erlöserin zu sein aus manch' bitterer Noth, aus manch' schwerem Unrecht. Belohnung, weltliche Belohnung durfte ihr nie geboten werden, wäre das doch ihr die größte Beleidigung gewesen, sowie eine Herabwürdigung der Auffassung des hohen Amtes, zu dem Allah und das Volk sie ausersehen.

Unsere Macboulé," fuhr Leila stolz fort, und ihre Augen leuchteten dabei in vollstem Glanze, „unsere Macboulé hatte alle Vorbedingungen, die verlangt wurden für eine Erzählerin.

Sie war schön, das schönste Mädchen in Broussa und weit herum!

Sie war groß und schlank, hatte schöne Hände und Füße mit rosigen Fersen — denn Du weißt, vor den Sultan durfte sie nur barfuß treten. Deshalb wurde schon damals, wie auch jetzt noch, auf schöne, kleine, weiße wohlgepflegte Füße viel Werth gelegt.

Sie hatte ein edles, tiefes Organ, das zum Herzen sprach, und vor allen Dingen hatte sie — und das ist die Vollendung menschlicher Größe — Herz und Geist vereint so groß als möglich entwickelt, so reich als möglich entfaltet, so klar als möglich ausgebildet für die hohe Aufgabe, die sie auf Erden erfüllen sollte.

Ihr durfte nie Liebesglück blühen.

Nie durfte sie einem Manne angehören, ihr Herz, ihr ganzes Herz durfte nur der einen großen Aufgabe ihres Lebens gewidmet sein.

Selbst der Großherr, der Sultan, durfte sie nie besitzen; das war ganz ausgeschlossen; hätten doch sonst wohl," fuhr Leila spöttisch fort, „alle schönen Sklavinnen Erzählerin werden wollen, hätten auf diesen Preis gerechnet und dafür gearbeitet!

Eine Erzählerin mußte selbstlos handeln, es sein, bleiben nach jeder Richtung hin.

So," fuhr Leila fort, „jetzt weißt Du die Vorbedingungen. Und nun zu unserer Macboulé!

Eines Tages saß Macboulé oben am Wege, der von Broussa auf der Höhe nach Tschekierie-Keu (Heuschreckendorf) führt, als unten auf der Landstraße im Thal eine kleine Karawane, gefolgt von einer Menge Volks, vorüber zog.

Esel, Maulthiere, Kameele schienen die ganze Habseligkeit der Familie zu tragen, die auswanderte mit ihren Zelten, ihrem Eigenthum.

Voran schritt gebeugten Hauptes die hohe Gestalt eines Mannes, der von hoher Abkunft sein mußte, denn Alles begrüßte ihn schweigend und ehrerbietig. Ihm folgte ein zartes, schönes Weib, deren liebliches Gesicht Wehmuth und tiefe Trauer ausdrückte, und über deren Züge nur ein Schein von Lächeln huschte, wenn sie auf die neun Knaben, ihre Kinder, sah, die wie die Orgelpfeifen in Abstufungen ihr folgten.

Eifrig sprachen die Leute, die mitgingen, und immer mehr kamen dazu, heftig gesticulirend und dann dem Zuge folgend.

Plötzlich blieb Einer stehen, bedeckte die Augen mit der Hand und sah scharf hinauf zu Macboulé.

,Beim Himmel!' rief er dann, ,das ist Macboulé, die Erzählerin!'

,Kismet, Ibraim!' rief er dann dem hohen Manne zu, ,der mußt Du Deine Geschichte erzählen, dann wird Dir Gerechtigkeit werden.'

,Ja, ja! das mußt Du!' tönte es wie aus einem Munde, und bereits fing man an mit Zeichen und Rufen Macboulé zu verständigen, daß sie sich in's Thal begeben sollte.

Da gab es kein Weigern. Wenn des Volkes Stimme rief, mußte Macboulé gehorchen.

An ihr war es dann, zu prüfen, ob das, was man ihr vorgetragen, möglich war, dem Sultan zu erzählen, ob Chancen für einen günstigen Ausgang vorhanden seien.

So stieg denn die schöne Macboulé langsam des Weges herunter.

Unten angekommen, ward sie wie eine Heilige begrüßt.

Alles rief und schrie durch einander: ,Du mußt Ibraims Geschichte hören!'

,Du mußt zum Padischah und sie erzählen!'

Macboulé hob ihre beiden Arme in die Höhe und machte ein Zeichen in der Luft, was bedeutete: ,Schweigt!'

Sofort war Alles still. Dann trat Macboulé auf eine Erhöhung und rief:

,Ihr habt mich gerufen. Sprecht! Was wollt Ihr von mir?'

,Du sollst Ibraims, des großen Kurden-Häuptlings, Geschichte hören! Man hat ihm großes Leid gethan!'

,Neid und Mißgunst haben wieder einen braven Mann gestürzt!'

,Der Häuptling war hier, um seinem Padischah die Wahrheit zu enthüllen; aber die Großen des Reichs haben ihn nicht vorgelassen!'

,Aus Furcht, daß die Wahrheit zu Ohren des Herrschers dränge, hat man ihm eine Stelle gegeben, weit, weit fort, hinten in Asien, damit er nie, nie wiederkehre, entfernt und vergessen sei für ewig!'

,Das schreit nach Rache! Macboulé, hilf! hilf! damit die Bösen, die ihm das gethan, nicht auch uns und unsere Familie verderben!'

Ein verächtliches Lächeln zog über die schönen Züge Macboulés, und sie sprach:

‚Euer Mitgefühl ist nicht rein! Ihr sprecht mehr für Euch, Ihr fürchtet für Euch, deshalb soll dem Mann geholfen werden. Es ist nicht groß gedacht, aber menschlich!'

Wieder hob sie die Arme, und Alles schwieg von Neuem. Dann wandte sie ihr schönes Gesicht dem Kurden-Häuptling zu, der, sein Weib an sich gelehnt, auf seinen hohen Stab gestützt, voll Bewunderung auf die schöne ‚Kiß' (Jungfrau) schaute, und sagte:

‚Bist Du gewillt, mir Deine Geschichte zu erzählen, und glaubst Du, daß ich Dir helfen kann, wenn ich es vor den Thron und zu Ohren unseres allmächtigen und geliebten Herrschers bringe?'

Ibraim blickte auf sein Weib, und Beide winkten stumm und ernst Bejahung.

‚So schlage Dein Zelt auf, bringe Deine Kinder zur Ruhe, und komm dann zu mir, zu Macboulé Hanoum, oben in's Dorf. Jedes Kind zeigt Dir mein Haus. Ich werde Dich erwarten.'

Ein Neigen des schönen Hauptes. Macboulé zog den Schleier fester um ihr Gesicht und verschwand leichten, elastischen Schritts in der nächsten Biegung des Wegs.

Wie gebannt standen Alle.

‚Ein überirdisch Wesen, eine Meleck (Engel) stieg vom Himmel herab!' nahm Ibraim zuerst das Wort

Sein schönes, edles, schmerzdurchfurchtes Gesicht war verklärt und belebt von der Hoffnung, die in seinem Herzen wider seinen Willen Platz zu greifen begann, und er wandte sich an sein Weib und sagte:

‚Wenn Macboulé unser Leid versteht — und sie wird es verstehen — dann wird uns Gerechtigkeit werden. Solch hehrem Wesen kann kein Sterblicher widerstehen! Die Reinheit liegt auf ihrer Stirn, die Wahrheit aber in ihren Augen! Komm, Scheriff, laß uns thun, wie sie befohlen hat, und dann zu ihr gehen!'

Alsbald waren zwei Zelte aufgeschlagen, und ehe die Sonne sank, waren Ibraim und Scheriff auf dem Wege zu Macboulé Hanoum. —

Drei Wochen, waren in's Land gezogen. Macboulé hatte ihre Forscher ausgesandt, zu prüfen, zu hören nach allen Seiten, die Geschichte Ibraims zu beleuchten, und nun war sie bereit, vor ihren Herrn zu treten.

Sie wußte, daß sie mit dem Leben zahlen mußte, wenn ihr eine Unwahrheit, eine falsche Darstellung gemacht worden war und sie diese dem Padischah unterbreitete; sie wußte, daß sie gegen mächtige Räthe und hohe Herren in festen Stellungen zu kämpfen hatte, die die Macht in Händen hielten. Doch sie war überzeugt, durchdrungen von der Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache, die sie vertreten sollte.

Furchtlos trat sie den schweren Gang an.

Sie war Tags vorher von zwei Priestern und dem Staatsrath dem

Großherrn angesagt worden, und er hatte gegen alles Erwarten die Erzählerin sofort in sein Palais befohlen.

„Ihn lüstet nach Blut!“ sagten seine Feinde im Lande. Und die Eltern und Verwandten, die Freunde und Anhänger Macboulés zitterten für sie.

Die Sonne ging blutroth unter, und Broussa schien in Flammen getaucht vor Macboulés Augen, als sie, gefolgt von den Ulemas (Priestern), ganz in weiße Gewänder und Schleier gehüllt, auf ihrem schweren Gange am folgenden Tage in die grüne Moschee eintrat, dort zu beten.

Sie trat an die kleine grüne Säule von Marmor, die in einer Bogennische der Moschee angebracht ist, und versuchte sie zu drehen. Sie drehte sich leicht, und ein glückliches Lächeln zog über Macboulés schönes Gesicht.

Der Volksglaube sagte: Wenn vor einem großen Beginnen man versuchte, diese Säule zu drehen, und dieselbe drehte sich leicht, so sei der That, die man vollbringen wolle, das Gelingen durch Allah gewiß.

Macboulé trat hinaus und breitete die Arme gen Osten. Es war, als nehme sie Abschied, als wolle sie noch einmal die ganze schöne Gotteswelt umarmen, die in so zauberischer Pracht vor ihr lag.

Dann stieg sie in den von Ochsen gezogenen Araba (Wagen), und langsam ging's hinauf in den Kiosk des Mächtigen.

Bei jeder Biegung des Wegs schaute das schöne Gesicht Macboulés hinaus, und ihr Blick flog hinab in's Thal zu ihrem Heimatsort, den sie so liebte.

Dort harrte das Volk und Ibraim, bis sie im Kiosk verschwunden sein würde, und sie winkte und winkte mit ihrem weißen Schleier herab, so lange sie die dort unten sehen konnte.

Endlich hielt der Araba knarrend vor'm großen, vergoldeten Thor. Drei Schläge daran, dreimal in die Hände klatschen, und es öffnete sich geräuschlos.

Macboulé betrat zum ersten Male das Innere des großherrlichen Kiosks. Sie zog den Schleier fester vor's Gesicht und folgte dem Eunuchen durch die Leibgarden des allmächtigen Herrschers.

Durch lange hohe Gänge, durch endlose Säle, auf Treppen und durch unterirdische Gänge führte ihr Weg.

Plötzlich blieb der Eunuch vor einer hohen Bogenthür stehen.

Er drückte mit dem Fuß auf einen Knopf, eine kleine Thür sprang auf, und kalter, dumpfer Modergeruch wehte Macboulé entgegen; sie sah Nichts, so finster war es in der Oeffnung, und doch bedeutete sie der Eunuch, eine weiße Seidenschnur zu fassen, die in der Oeffnung hing, und auf die Eisenplatte zu treten, die sich vor die Thür geschoben hatte. Macboulé that, wie ihr geheißen ward.

Kaum hatte sie jedoch die Schnur erfaßt und war auf die Platte getreten, als die Thür zufiel und sie sausend mehrere Stockwerke hinauf fuhr.

Sie hatte die Augen geschlossen, und als plötzlich Stillstand eintrat und sie die Augen öffnete, umfluthete sie helles Licht, und sie stand mitten in einem hohen Gemach vor dem Herrscher, dem Sultan Ertogrul.

Der Padischah saß im Festgewande auf einem thronähnlichen Divan, umgeben von den Hohen seines Reichs und seinen Geistlichen.

Alles funkelte und strahlte von Edelsteinen und Gold, und Macboulé stand einen Augenblick wie geblendet da.

Sie war verschleiert, wie es das Gesetz vor Männern gebietet.

Der Sultan, dessen großes, strenges Auge durchdringend auf ihr ruhte, winkte sie näher heran.

Macboulé neigte den schlanken Hals und trat dicht vor den Herrscher.

Der Sultan fragte jetzt seine Räthe:

‚Ich habe gewünscht, die Erzählerin Macboulé Hanoum zu sehen und sie zu hören. Der Scheik ul Islam hat sie mir gemeldet. Wißt Ihr, um was es sich handelt, und wessen Sache sie vertreten will?‘

‚Nein, Effendimiz!‘ ertönte es aus Aller Munde.

‚So sprich!‘ sagte der Padischah, zu Macboulé gewandt. ‚Was willst Du?‘

Macboulé richtete sich hoch auf und schwieg.

‚Du schweigst?‘ Hast Du mein kaiserlich Wort nicht gehört?‘

‚Wohl hörte ich es,‘ begann Macboulé, ‚aber das Gesetz verbietet mir, vor all den Männern zu sprechen! Nur vor Dir und vor Allah habe ich zu reden, nur vor Dir darf ich den Schleier heben, großer Herr!‘

‚Git!‘ (Geht) rief der Großherr. ‚Sie hat Recht!‘

Langsam und schweigend verließen die Würdenträger den Saal, nur der höchste Geistliche Scheik ul Islam blieb.

Er zog den Schleier von Macboulés Gesicht, und ein Ah! des Erstaunens kam von den Lippen des Padischah, als er das wunderbar schöne Mädchen sah, deren herrliche Gestalt umwallt war von mächtigem, langem Haar, das ihr bis auf die rosigen Fersen der kleinen nackten Füße reichte.

Ein weißes Seidengewand, Entari, umschloß die Glieder Macboulés, ein Goldgürtel hielt es zusammen, und auf dem lockigen, glänzenden Haar war der Sitte gemäß ein Chotos (Käppchen) von weißer Silbergaze befestigt. Kein Schmuck, kein Stein sonst, nur eine Koranrolle in Gold hing an einer feinen Goldkette an ihrem Halse, und in der Goldrolle war ein Spruch des Korans geborgen, ein Talisman der Familie gegen den bösen Blick.

‚Bleib im Licht an der weißen Säule,‘ begann der Großherr, ‚und sprich!‘

Das Licht von tausend und abertausend Wandlichtern und Fackeln umspielte Macboulés Schönheit, als sie, an die weiße Säule gelehnt, begann:

‚Willst Du, großer Herrscher, nur herrschen, oder gerecht herrschen?‘

‚Um gerecht zu sein, berief ich Dich. Wozu die Frage? Sprich! was macht man mir zum Vorwurf?‘

‚Daß Du ungerecht und hart, schnell und ohne zu prüfen, Ibraim, den großen Kurdenhäuptling, Deinen treuen Diener gestraft und ihn geopfert hast und preisgegeben der Rache seiner Feinde, die ihn und seine Familie vernichten, seinen in Ehren geführten alten Namen schänden!‘

‚Ibraim! wieder Ibraim!‘ wiederholte düster der Sultan. ‚Er hat sich aufgelehnt gegen mich, er hat sich aufgelehnt gegen die von mir eingesetzten Machthaber, er hat Unfrieden gesät und sich überhoben in verblendeter Eitelkeit. Gerecht war meine Strafe! Ich dulde keine Macht neben mir!‘

Macboulé kreuzte die Arme über die Brust, verneigte sich und sprach:

‚Das Alles hat man Dir gesagt, hoher Herr! Aber hast Du es auf die Wahrheit geprüft? Die es Dir gesagt haben, waren selbst getäuscht von den Feinden Ibraims. Um gerecht zu herrschen, muß man beide Theile hören. Du aber hast Ibraim nie hören wollen!‘

‚Viel hätte ein Herrscher zu thun,‘ fiel der Großherr Macboulé in's Wort, ‚der Kläger und Verklagten stets selbst anhören wollte! Dazu habe ich meine Minister und Räthe!‘

‚Wenn aber Einer um Gerechtigkeit, um Erhörung bittet, wenn es sich um so große Dinge wie den Niedergang Deines Glanzes, Deiner Macht im fernen Lande handelt,‘ antwortete Macboulé furchtlos, eingedenk ihres Amtes, wenn böse Menschen Dein kaiserlich Wort mißbrauchen, so mußt Du Thür und Ohr dem Unterthanen öffnen, der zu Dir offen sprechen will. Du kannst ihn tödten lassen, wenn Du nicht zu Recht befindest, was er Dir sagt: dafür bist Du Herrscher! Aber Du mußt ihn hören.‘

‚Niemand hat mir gesagt, daß Ibraim unzufrieden, Niemand, daß er klagt und mich sprechen wolle. Weshalb dies Alles?‘ brauste der Großherr auf.

‚Hoher Herr, das ist die hohe Mauer, welche man um Dich gezogen hat. Du hörst Nichts von dem wahren Leid Deiner Unterthanen!‘ fuhr muthig unsere Macboulé fort. ‚Man sagt Dir nur, was Du wissen sollst, und deshalb trachtet man jeder Erzählerin nach dem Leben, weil sie verpflichtet ist, zu sprechen, der Wahrheit gemäß, weil der Herrscher verpflichtet ist, sie zu hören! Du kannst mich tödten lassen, findest Du nicht begründet, was ich Dir sagte; ich bürge mit meinem Leben. Deshalb glaube, daß ich nicht leichtfertig Dein Ohr belästigen werde! Ibraim ist das Opfer schnöder Mißgunst, häßlichen Neides! Dein alter Vali (Gouverneur) konnte ihn nicht schützen gegen die drei Feinde, die langsam und sicher an seinem Sturz gearbeitet. Du selbst hast den Häuptling in seinem Amt gesehen, Du selbst weißt, wie ihm Alles folgte, welche Macht, welchen Einfluß er auf seine Umgebung und seine Untergebenen besaß!

Deinem Kaimakam (ersten Rath) in jenem fernen Lande, der, wie Du weißt, kein Osmane ist, war Ibraim mit seinem Einfluß längst ein Dorn im Auge. Er haßte Ibraim und alle Muselmänner, und sein Ziel war, Ibraim, der seine unsauberen Geschäfte durchschaute, zu entfernen. Unterstützt ward er darin von seinen zwei Gehülfen, die dasselbe Ziel verfolgten. Man beschimpfte, demüthigte Deinen treuen Diener, der Dir 30 Jahre im fernsten Winkel Deines Reiches in unverbrüchlicher Treue gedient hatte, wo man konnte! Nachdem die Heuchler die Zeit gekommen glaubten, Ibraim zu stürzen, ward Dir, o Herr, Folgendes berichtet: Ibraim sei eine Macht, die zu groß werde, er, Dein treuester Diener, arbeite nicht für, sondern gegen sein Vaterland und gegen Dich, o Herrscher! Erhaltung des Friedens sei nur möglich in dem fernen Theile Deines Reiches, wenn Ibraim falle, sein Name vernichtet und unschädlich gemacht sei. Ob Du, das ganze Land darunter litten, ob auf Dein Haupt sich die Unbill der Großen wälzte, ob er Dir den schönsten Stein aus Deiner Krone bräche, die höchste Tugend, die den Herrscher groß macht und ziert, die Gerechtigkeit, war Deinem Kaimakam gleich! Ihm stand sein Vortheil, sein persönlicher Gewinn höher! Seine Vortheile litten, seine Stellung war bedroht. Ibraim hatte Dir schon längst seine unsauberen Geschäfte melden wollen, über kurz, über lang würde es geschehen sein, und so trieb den unredlichen Kaimakam seine Gewinnsucht dazu, Dich zu täuschen und der Welt Ibraim als Verräther zu schildern, damit er falle — für ewig! Ibraim hatte wenige Wochen vorher zwei feindliche Stämme, die in Dein Land gefallen waren, unterjocht. Anstatt ihn dafür zu beloben, erhielt der Häuptling ohne Dein Wissen, Herr, die Rüge: daß er stets Streit suche und anstatt Dein Eigenthum zu schützen, Dein Land, o Herr, gefährde! Auch Dir hatte man den Sieg Ibraims verschwiegen, ihn Dir dagegen als streitsüchtigen Verräther geschildert und Dich um den Befehl gebeten, Ibraim zu zwingen, Frieden mit den wilden Stämmen zu halten, die Dein Land gleichfalls bedrohten! Man wußte, daß Ibraim solchem Befehle unmöglich sich fügen könne, und daß Verbannung die gerechte Strafe vom Padischah für ein Auflehnen gegen Deinen heiligen Willen sein werde. Als man von Dir, o Herr, den Befehl erbat, sträubte sich Dein Gerechtigkeitssinn, ihn zu geben, Du wolltest Beweise. Man brachte sie Dir! Ein ganzes Lügengewebe ward ersonnen, Dich zu täuschen.

Man verlangte daher Nichts weiter, als Deine Unterschrift für den Befehl: Ibraim solle sich unter seine Feinde stellen, unter die Feinde, die er beim Einfall in Dein Land so ruhmreich geschlagen. Man hatte sie Dir als treue Unterthanen geschildert, mit denen nur Ibraim Streit gesucht! Man belohnte diese aufrührerischen Stämme, man verlas vor den Wilden, den Ibraim demüthigenden Befehl, und die Folge war, wie vorausgesehen, daß Ibraim ob dieses unerhörten Handelns gegen ihn sich auf-

bäumte. Nicht gegen Dich, edler Herr, merke es wohl; jedoch gegen die Räthe und deren nichtswürdige Absichten! Den Befehl seines angestammten Herrschers aber ehrte und achtete er. Man hatte gehofft, Ibraim werde sich auflehnen gegen Deinen Befehl. Darin aber hatte sich der Kaimakam getäuscht. „„Dem Befehl meines Padischahs beuge ich mich ohne Murren!““ rief er. „„Ich kenne meine Pflichten als Unterthan! Aber Euch Hallunken schwöre ich, daß der Padischah die Wahrheit erfahren und Euer schmachvolles Handeln gebrandmarkt werden soll!““ Das war die Antwort des Häuptlings für alle ihm angethane Schmach! Ein Hohngelächter wurde ihm als Antwort. Dir, o Padischah, meldete man einfach nochmals: Ibraim sei aufständig geworden und müsse, um des Reiches Frieden und Wohlfahrt zu fördern, um ein Beispiel zu statuiren, unbedingt verbannt werden, entfernt von jenem schwachen Tributsherrn, den er vollständig beherrsche! Erhabener Herr, Du, mein Sultan, glaubtest Deinen Räthen und befahlst die Verbannung Deines treuesten Dieners, der Dir nur Ehre gemacht im fernen Winkel Deines großen Reiches, es geschützt hatte vor Zerfall und Unbill!‘

Tiefes Schweigen war Macboulés Worten gefolgt.

Der Großherr hatte zürnend Macboulé angeschaut,“ fuhr Leila fort, „er konnte und mochte an solche ihn unglaublich dünkende Handlung seines Kaimakam nicht glauben!

Auch Macboulé verharrte schweigend, den Eindruck prüfend, den ihre Worte auf den Herrscher gemacht. Erst als dieser sie anherrschte: ‚Weiter! weiter! und bedenke, bei meinem großherrlichen Zorn, wohl jedes Wort, das Deinem Munde entflieht!‘ begann sie wieder wie folgt:

‚Dein Befehl war in den Händen des verbrecherischen Kaimakams, er hat redlich Mißbrauch mit Deinem Wort getrieben, diesen Befehl gedeutet und ausgenützt, wie nimmer Dein hoher Sinn es gewollt. Ob auch ein Schrei der Entrüstung durch's Land ging, ob auch der Tributsherr Ibraim zu schützen suchte, es war Alles vergebens. Deinem Vali ward bedeutet, daß Dein großherrlicher Zorn ihn treffen würde, wenn er Dir Nachricht gebe oder das Geringste thäte für Ibraim, über dem Deine volle Ungnade walte. Ob auch Ibraim auf alle Weise versuchte, die Wahrheit zu Dir gelangen zu lassen, — seine Feinde waren mächtiger und schlauer, — er drang nicht durch.‘

Mit erhobener Stimme rief dann Macboulé:

‚Dein treuer Unterthan ward als Verräther fortgejagt, Ehren und Ehrenzeichen wurden ihm genommen, sein Schwert zerbrochen; gebrandmarkt vor fremdem und eigenem Volk, zum Verbrecher gestempelt sollte er dastehn! Der Kaimakam ließ officiell auf Deinen Befehl so handeln, hoher Herr! Zu sicher war er, daß Du die Wahrheit nie erfahren würdest. Der Verräther, der sich gegen Dich aufgelehnt, wie sollte er zu Dir dringen? Du würdest ihn nie anhören, nie also die Wahrheit Dein Ohr erreichen.

Ibraim in der Verbannung war ein Gefallener, ein Todter! Auch die Welt, die große, erbärmliche Welt, die ebenso schnell ihre Ideale stürzt und von ihrer Höhe in den Staub hinabschleudert, wie sie sie auf das Machtwort eines Höheren erhebt, würde den gefallenen Häuptling verbannen, und somit hatte der Kaimakam sein Ziel erreicht. Wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen, verließen Ibraim den Geächteten, den zum Verbrecher Gestempelten fast Alle! Verachtung vom geringsten Diener an traf ihn. Demüthigungen und Hohn Deiner Räthe hatten freies Spiel; Gewinn und Habsucht hatten gesiegt! Zur Gerechtigkeit sei's verkündet, daß Deinem Vali, Deinem Tributsherrn das Herz blutete, denn er schätzte, achtete und liebte Ibraim. Dennoch wagte er nicht, dem Kaimakam zuwider zu handeln. Hatte man ihm doch verlesen, daß Dein Zorn, Deine Ungnade den träfe, der des Verräthers Partei nehme!' —

Der Großherr stieß mit dem Schwert auf den Boden der Halle, daß es klirrte, und dumpf sprach er:

‚Wie konnte man wagen, so mein Wort zu mißbrauchen? Niemals habe ich einen Befehl in diesem Sinne erlassen! Wohl sollte Ibraim gestraft werden, denn ich dulde keine Sprache, wie Ibraim sie geführt gegen den Kaimakam, — das war mein Befehl, das war mein Wille! — Ich bin die Macht, der Staat, der Herrscher und wiederhole: Auf Erden giebt es keinen Willen, außer meinem! Aber wo ich strafe, will ich nicht kleinliche Verfolgung, nicht Lüge und Gemeinheit!' —

Voll Erregung war der Großherr, Zornesröthe auf der Stirn, zu meiner in edler Selbstverleugnung für das Recht eines gefährdeten Unterthanen kämpfenden Urahne getreten.

Doch jene," fuhr Leila Hanoum bewegt und mit fliegendem Athem fort, „jene sprach:

‚Mein hoher Herr! Du kennst jetzt die Schuldigen! Ich habe nur noch zu berichten, daß ein Schrei der Entrüstung durch Asiens Land geht. Laut und immer lauter beklagt man das Geschick des stolzen Häuptlings; alle Stämme, alle fremden Stämme sind für ihn. Man glaubte bis jetzt, Du ahntest nicht den Mißbrauch, den man mit Deinem großherrlichen Befehle trieb; aber als der Häuptling abgewiesen ward, und Du seine Klagen nicht hören wolltest, fing man wieder, und diesmal auch die Großen des Reiches, an zu murren. Höre, o höre auf die Stimme des Volkes! Höre Ibraim! Denke daran, welche Schmach man über den Dir so treuen Diener verhängte, der dreißig Jahre für Dich gearbeitet hat, für Dich, für die Ehre unseres Vaterlandes! Weißt Du, was es heißt, hoher Herr, herausgerissen aus allen Verhältnissen, mit einer starken Familie, beschimpft, des ehrlichen Namens beraubt, ein entwurzelter Baum, preisgegeben dem Sturm, so hinausgetrieben zu werden von liebgewordener Stätte, aus liebgewordener Umgebung? Ehrlos, beschimpft und unschuldig? Empört Dich das nicht, hoher Herr? Rührt Dich nicht, daß der so unschuldig verfolgte Häuptling

nie auch nur einen Augenblick den Glauben an Deine Gerechtigkeit verloren, daß er hoch sein müdes Haupt trug, beim Abgange die Seinen tröstend und den Stämmen zurufend: er hoffe auf Dich, auf Deine Gerechtigkeit; er werde sprechen, sie sollten Nichts fürchten; er werde kämpfen, für die Wahrheit, die Ehre und für sie; mit Stolz rufe er, er sei Dein Unterthan und Deines Schutzes sicher, des Schutzes des gerechten Herrschers! Dieser Glaube an Dich führte ihn hierher', fuhr Macboulé unbeirrt um des Großherrn flammende Blicke fort. ‚Doch vergebens klopfte er an alle Thüren! Deine Räthe hatten gut gearbeitet. Niemand hier wollte rühren an Vergangenem. „„Schweigen! schweigen!"" hieß es in allen Tonarten — nur schweigen! Drei Tage, nachdem er versucht, sich Deinem Throne zu nahen, um Gerechtigkeit flehend, traf ihn die Ausweisung, der Befehl, sich der Expedition im fernen Westen anzuschließen. — Fort, nur fort aus Deinem Gesichtskreis! Verbannt sollte er sein, damit nie der Wahrheit schneidig Wort Dein Ohr träfe.' —

‚Ich denke, die Edlen und Gerechten waren auf seiner Seite,' murrte der Großherr, an seiner Unterlippe nagend, daß sie blutete. ‚Warum sprach Keiner für ihn?'

‚Weil Du Keinen hören wolltest,' rief Macboulé furchtlos.

‚Du selbst hast diese Mauer um Dich errichtet, Du selbst machst sie unübersteigbar! Selbst das Murren der Gerechten verhallt ungehört von Dir. O, mein erhabener Herr! Höre meine Klage, höre die Klage Deines Volkes, prüfe selbst! Zwölf gerechte Männer haben mit mir geprüft, sie sind nöthig, wie Du weißt, um mir wiederum das Recht zu geben, eine Sache Dir vortragen zu dürfen. Prüfe den Sachverhalt, edler Herrscher! Findest Du, Hort der Gerechten, daß ich Dir eine, auch nur eine Lüge gesagt, so falle mein schuldig Haupt, damit dieser Mund nie wieder eine Lüge spreche! Allah ist groß! Allah hört mich! Allah ist Dein und mein Richter. Prüfe, erwäge!'

Sie war zu beneiden, meine schöne Urahne, so sprechen zu dürfen," rief Leila Hanoum. Ihr Athem flog, ihre ganze Gestalt bebte, so ergriff sie die Erzählung, doch sie fuhr sogleich fort:

„Der Großherr schwieg. Düster sah er vor sich hin. Unheimlich Schweigen rings umher im großen Saale. Das Geschick eines ganzen Stammes lag in seiner Hand.

Macboulés Augen waren gen Himmel gerichtet, ihre feinen schwellenden Lippen bewegten sich in stillem Gebet. Demüthig harrte sie jetzt der Antwort des Herrschers.

Da tönten feierlich diese Worte durch den weiten Saal und hallten wider in Macboulés Ohren wie ferne Musik:

‚Ich werde prüfen! Ich selbst! Doch Eins wisse! Ich wiederhole es Dir: Es giebt nur einen Willen in meinem Reich, und das ist der meine! Wer dawiderhandelt, fällt!'

‚So willst Du als Unterthanen nur Maschinen, nicht selbstständig denkende, aus Ueberzeugung handelnde und für ihre und Deine Ueberzeugung eintretende Geschöpfe? Der Schöpfer allein aber ohne seine Geschöpfe kann nicht regieren! Einig müssen sie mit Dir gehen! Einigkeit macht stark! Vertrauen müssen sie haben! Vertrauen aber läßt sich ebensowenig befehlen, wie Liebe und Achtung Deiner Unterthanen sich erkaufen, erzwingen läßt! Es ist eines Jeden eigenstes Eigenthum, das sie Dir freiwillig geben, und als eine freie Gabe hat es nur Werth! Wenn aber ein Herrscher das Vertrauen, die Liebe und Achtung, das Beste und Edelste seines Volkes besitzt, so besitzt er Macht und Kraft, er besitzt die schönsten Steine in seiner Krone, und solche Krone wird in alle Zeit einen Glorienschein um sein Haupt weben! Unvergänglich, ewig!‘

‚Du findest schöne Worte, Macboulé!‘ rief der Großherr mit rauher, tiefer Stimme. ‚Aber sage mir, wo ist der Sterbliche, der es Allen recht machen kann? Trotz des besten Willens und edelsten Wollens?‘

‚Suche gerecht zu sein und herrsche mit Wohlwollen! Denke groß! Nur wer groß denkt, wird Anderen ein milder Richter sein! Groß, o Herr, mußt Du denken, um über dem Leben zu stehen, — groß denken, um zu helfen und wohlzuthun, um die Kleinen zu tragen, die Kleinheit zu begreifen! Vergiß nie, daß der Siege göttlichster das Vergeben ist! Strafe den Schuldigen, aber dulde nicht, daß man ihn quält, kränkt in seiner Ehre, ihn verletzt, Dein kaiserlich Wort schändet und mißbraucht! Es muß heilig sein, hochgehalten werden, wie Deine Person, o Herrscher, geheiligt ist!‘

‚Wo ist Ibraim jetzt, und was verlangt er?‘

‚Herr, er ist in jenes Land gezogen, in das Du ihn gewiesen. Er verlangt Nichts mehr für sich. Er fleht nur, daß Du prüfen mögest und seine Landsleute, die Muselmänner, schützen gegen den rachsüchtigen Kaimakam, der ihn gestürzt, der Dir so falsch berichtet! Dein Kaimakam ist der Unterdrücker jeglichen Rechtes, er sorgt für sich, er ist kein Muselmann und haßt und verfolgt Alles, was Osmane heißt! Der Häuptling Ibraim bittet um Gerechtigkeit für die Anderen, um gnädiges Wohlwollen für seine neun Knaben! Diese Knaben sind voll Haß erfüllt gegen die Schänder der Ehre ihres Vaters, voll gerechten Hasses gegen Diejenigen, die dies Leid über die geliebten Eltern gebracht! Sie haben nur ein Lebensziel jetzt in Herz und Kopf und werden dasselbe stets vor Augen haben, da es mit ihnen groß wachsen wird, — es heißt: Rache! Ihr ganzes ferneres Leben wird dieser Rache geweiht sein! Verhindere es, o Herr! Die neun Knaben werden einst neun große Kurdenstämme bilden, sie werden die neun Häuptlinge dieser Stämme sein, verhindere, o Herrscher, daß sie, anstatt Dir und Deinem edlen Hause zu dienen, einst nur ihrer Rache dienen!‘

Der Großherr runzelte die Stirn.

‚Git!‘ (d. h.: Geht jetzt!) sagte er streng. ‚Du bleibst im Kiosk!

Laß Dich hinabgeleiten zu den Frauen! Wenn der Mond neu am Himmel steht, wird Dir Antwort werden!'

Macboulé hob bei dieser Antwort das gesenkte Haupt, ihre Augen suchten den Ausgang, dem Befehl ihres Großherrn zu folgen.

Der Herrscher aber, dessen Augen jetzt voll Bewunderung und Wohlwollen ihren Blicken gefolgt waren, schritt näher auf sie zu, nahm sie bei der Hand und sagte:

‚Ich will nicht, daß Du gehst, wie Du kamst! Hier tritt ein!'

Er hob einen schweren Vorhang, klatschte dreimal in die Hände.

Macboulé erhob dankend ihre schönen, schwermüthigen Augen zu ihm, und ihr Blick tauchte in den seinen eine Secunde nur, — ein Beben ging durch ihre zarten Glieder. Fürchtete sie sich vor dem leidenschaftlichen verzehrenden Blick, der auf ihr ruhte?

‚Sorgt für die Hanoum!' befahl der Großherr den auf sein Klatschen herbeigeeilten Eunuchen und Sklavinnen.

Macboulé ward umringt und mit Neugier von den sie beobachtenden Frauen in die Haremsgemächer geführt.

Dann war Alles still. Der Großherr aber stand schweigend, wie gebannt im hohen Saal. Milde und Hoheit blickte aus den vorher so düstern Augen, während den Mund ein glückliches Lächeln umspielte."

Leila schloß einen Moment die leuchtenden Augen und deckte die feinen Finger darüber, wie wenn ihr das Licht der hellen Sonne wehthäte, dann fuhr sie unverzüglich fort:

„Vier Wochen waren in's Land gezogen, der neue Mond stand klar am tiefblauen Himmel Broussas, als Macboulé eines Abends zum Großherrn beschieden ward.

Die Frauen, die sie bis auf einzelne, deren Seele Neid erfüllte, liebten, ließen es sich nicht nehmen, sie mit herrlichen Gewändern und Steinen zu schmücken.

Macboulé sah überirdisch schön aus, als sie inmitten der Sklavinnen, die sie mit Gesang und Tanz hinübergeleiteten, hoheitsvoll und doch so lieblich und demüthig anzuschauen, daherschritt.

An der Thür, die durch einen golddurchwirkten Vorhang verhüllt war, verließen sie sie. Derselbe hob sich, wie von unsichtbaren Händen gehalten, und Macboulé trat diesmal zagend in den Saal. Das helle Mondlicht nur durchfluthete ihn magisch.

Der Großherr saß auf demselben Platz, wie vor vier Wochen, da sie das erste Mal vor ihm gestanden, — als Anklägerin und Vertheidigerin zugleich.

Er erhob sich beim Eintritt Macboulés — eine große Ehre und ein Zeichen von Hochachtung — trat auf sie zu und nahm ihre beiden Hände in die seinen.

Seine Augen suchten die ihrigen, die nicht aufzuschauen wagten; die

schweren Wimpern über die leuchtenden Augensterne gesenkt, versuchte sie seinen Blick zu meiden.

Doch der Liebesstrahl, der aus den seinen brach und leise auf ihr ruhte, mußte wohl magnetisch wirken.

Macboulé seufzte tief, schlug die wunderbaren Augen zu ihm auf, und voll unendlicher Liebe und Hingabe senkte sich ihr Blick in den seinen.

‚Ich danke Dir, Macboulé!‘ sagte der Großherr ernst. ‚Ich habe geprüft und zu Recht befunden, was Dein Mund mir gesagt.‘ Dann ließ er schnell ihre Hände frei. Ein langgezogenes ‚Guell!‘ (Komm!) ertönte, und im Nu füllte sich der Saal mit Hunderten von Fackeln, mit den Großwürdenträgern des Reichs, in deren Mitte ein Pascha ein verdecktes Gefäß trug.

Zu beiden Seiten des Herrschers stellten sich die Mächtigen und Großen des Reiches auf. Dann öffnete sich gegenüber eine Thür, und bleich und elend schritt herein der Häuptling Ibraim, an der Hand seinen ältesten Knaben, gefolgt von den acht anderen.

Einige Schritte vor'm Großherrn blieb er stehen.

Der Großherr winkte, der Pascha trat vor. Leiser Gesang ertönte vom Nebensaal:

‚Der Kalif ist gerecht, gerecht und mächtig!‘

Ein Wink, — der Pascha zog die Decke von der silbernen Schale, die er trug; — und ein Schrei des Entsetzens rang sich von Macboulés Lippen. Auf der Schüssel lagen die Häupter der — drei Feinde Ibraims.

Ihre verglasten Augen starrten sie an blutunterlaufen, furchtbar anzuschauen.

Der Großherr trat vor, dicht zu Macboulé, und rief mit drohender Stimme, mit seinem Säbel auf die abgeschlagenen Köpfe zeigend:

‚Hier meine Antwort!‘ Dann winkte er Ibraim und seinem Knaben.

‚Du bleibst fortan bei mir, bis ich Dich zurücksende, dorthin, wo Du warst, zum ferneren Wirken für mich und mein Reich! Dein Weib, Deine Familie werden reichlich bedacht werden! Ich ernenne Dich zum Tributsherrn in jenem Lande. Dir geschah wider meinen Willen großes Unrecht, mein großherrlicher Schutz ist Dir fernerhin gewiß!‘

Ibraim verneigte sich tief. Worte fand er nicht. Die reiche Sprache war zu arm, für tief empfundene Gefühle giebt es keine Worte.

Wieder winkte der Großherr. Der Pascha hob die Schüssel mit den entstellten Häuptern empor, der Großherr berührte das Haupt des ersten Raths, und der Oberpriester sprach feierlich:

‚So stirbt, wer kein Patriot, kein treuer Unterthan ist, wer kaiserlich Wort mißbraucht! So straft weltliche Gerechtigkeit den Anstifter und seine Gehilfen. Hinweg mit ihnen! Zeigt sie dem Volk! Verflucht sei ihr Andenken in alle Zeit!‘

Leise fiel, und dann lauter, der Chor ein:

‚Der Kalif ist mächtig, gerecht und mächtig, heilig sein Spruch:
Allah ist groß!
Allah ist groß!‘

Langsam entfernten sich die Großen des Reichs — und ihr Gefolge.

Ibraims Augen suchten Macboulé. Wollte er ihr nur danken mit seinem Blick?

Doch Macboulé stand in tiefes Sinnen verloren; die schönen Augen, durch Thränen verschleiert, schauten durch das hohe Bogenfenster in die Weite. Sie schien der Erde entrückt. Sie merkte nicht, was um sie vorging, sie sah nicht, daß die Fackeln schwanden und nur das milde Licht des Mondes von der erleuchteten Kuppel auf sie fiel, — sie sah nicht den Großherrn ihr nahen, bis er dicht vor ihr stand, seinen Arm um ihren schlanken Leib legte und, Worte der heißesten Liebe flüsternd, sie an sich ziehen wollte.

Da erst schien sie zu erwachen, zu begreifen, zurückzukehren auf die Erde.

Von seinen Lippen schlichen Klänge
In ihres Herzen Tiefen sich.
Es war, als ob ein Engel sänge
Das hehre Wort: ‚Ich liebe Dich!‘

‚Nicht das! o nicht das!‘ rief sie in Angst. Fast wild stieß sie den Großherrn zurück und entwand sich seinen Armen. Abwehrend hob sie die Hände, und klagend rief sie:

‚Weh mir! o weh mir, die ich nur der göttlichen Liebe gehören darf! Weh mir, daß Du mir von irdischer Liebe sprichst! Weh mir! Allah wird mich verstoßen, denn unwerth werde ich der hohen, heiligen Aufgabe. die Dein Volk mir anvertraut!‘

‚Der Scheikh ul Islam, der oberste Priester, kann und wird Dich Deines Schwures entbinden!‘ fuhr liebevoll der Großherr fort. ‚Macboulé, ich habe gekämpft, ernst gekämpft! Du kannst nicht mehr das Feuer, die Liebe, die in meinem Herzen als heilige Flamme glüht, löschen! Nicht die Sinne allein hast Du durch Deine Schönheit berückt! Nein! ich liebe, ich achte Dich, wie ich nie zuvor ein Weib zu lieben vermochte! Dein Geist, Dein lieblich keusches Wesen zieht mich unwiderstehlich zu Dir! Macboulé! der Großherr, der nur gewohnt, zu befehlen, fleht um Liebe, um ein wenig Liebe für sich, zu Dir! Du bist ihm nöthig, Du bist seinem Volke nöthig, Du wirst ihn gut und sanft und willig machen, begeistern zu edlen, hohen Thaten! Hier, Macboulé, liegt fortan Deine Aufgabe! So will's Allah, der Dich mir zugeführt! Antworte, Macboulé: liebst Du mich? und willst Du mir gehören?‘

Der Großherr war in tiefster Erregung vor ihr niedergesunken; er warb wie ein gewöhnlicher Sterblicher um die Liebe jenes Weibes, das er liebte, liebte mit allen Fasern seines großen, edlen Herzens!

Jetzt hieß es stark sein für unsere Macboulé!

Liebevoll hob sie den Großherrn auf, voll unendlicher Liebe tauchte ihr Blick in den seinen und drang bis in's Innerste seiner Seele; den starken Mann wonnig erbeben machend.

In ihre beiden kleinen, weichen Hände nahm sie seine Hand und sprach:

„Herr! geliebter hoher Herr, höre mich!

Laß aus dem sündigen Begehren nicht ein Verbrechen werden! Laß ab von mir, o Großherr! Prüfe nicht meine Stärke über Gebühr, muthe einem Weibe, dem schwachen Weibe in mir nicht Unendliches zu. Und nie wird ein Weib den Mann ihrer Seele heißer lieben als Macboulé Dich! Eine Wahl giebt es für mich nicht: unsere Wege müssen sich scheiden für ewig! So will's Allah! so fordert es das Gesetz von mir! Hab' Erbarmen mit dem schwachen Herzen, das Dich so namenlos liebt, das aber Dein Glück, Deinen Frieden höher hält als Deinen Besitz. Du sollst ein großer Herrscher sein und bleiben, Du darfst nicht um irdischer Liebe willen das alte Gesetz Deiner Väter willkürlich umstoßen! Auch Du darfst Allahs Gebot nicht ungestraft verletzen! Mit der Erfüllung Deines Wunsches würde ich Dich klein machen anstatt groß vor Dir selbst, vor Deinem Volke, würde Deinem Herzen den Frieden und die Stärke rauben! Hab' Erbarmen, o Herr, mit Dir und Deiner Macboulé!"

Verzehrende Leidenschaft loderte in den Augen des Großherrn. Er liebte, liebte mit der ganzen Kraft seines großen Herzens Macboulé mit dem reinen, treuen, wahren Herzen, jeder Herzschlag gehörte ihr.

Er wollte, er konnte nicht von ihr lassen! Der Widerstand reizte seine ganze Kraft. Abwehrend erhob er seine Hand und sprach:

„So wisse denn, Macboulé, daß es für mich keine Wahl mehr giebt! Du bist mir Alles! Staat, Gesetz, Glaube, Macht und Zukunft liegt in Deiner Hand! Du kannst mich groß machen, mich über mich selbst erheben, Du bist Allah, zu dem — — — — —"

„Frevle nicht!" schrie Macboulé auf. „O! geliebter hoher Herr, frevle nicht! Allah wird Dir zeigen, daß er der Schöpfer, ich nur sein Geschöpf bin! Geh! laß mich beten geh'n! Laß mich beten geh'n in die heilige Grüne Moschee! Ehe der Morgen graut, werde ich bei Dir sein, und ehe die Sonne aufgeht über Dein Land, wirst Du Macboulés Antwort haben! Du schweigst? Ich gebe Dir mein Wort! Glaubst Du, daß Macboulé ihr Wort hält?"

„Ich glaube! Denn ich liebe Dich unendlich, und die Liebe glaubt Alles, hofft Alles!"

Macboulé, die in die Kniee gesunken war, erhob sich und schritt der Thür zu.

„Gehst Du so von mir, Macboulé?" rief der Großherr und breitete die Arme aus.

Das war zu viel für das Weib, dessen Herz dem schönen, liebe-glühenden Manne gehörte, fast unbewußt gehörte.

Mit einem leisen Schrei wäre sie umgesunken, hätte der Großherr nicht hinzueilend sie in seine Arme genommen.

Mit dem Moment aber kam auch ihre Stärke wieder, kaum eine Secunde hatte ihr schönes Haupt an dem Herzen des geliebten Mannes geruht, zum ersten und letzten Male, als Macboulé hastig die Hand ergriff, die auf ihrem Haupte lag, einen heißen Kuß darauf drückte und verschwunden war, ehe der Großherr sie zu halten vermochte.

Der Vorhang fiel hernieder, der Fürst war allein. —

Macboulé aber lief, wie von unsichtbarer Macht getrieben, fort und fort durch die Gänge und Säle, hinaus zum Palast, durch die Leibgarden, die sie halten wollten, fort zum Thor. Sich in den Schleier hüllend, befahl sie, zu öffnen; sie müsse zum Gebet für den Padischah in die Geschil Djamy, war ihre kurze Weisung.

Ehrerbietig und willig öffnete man ihr.

‚Mit Tagesanbruch bin ich zurück!‘ rief sie. ‚Oeffnet, wenn ich Ertogrul rufe!‘

Und mit Tagesanbruch, als die Sonne roth glühend im Osten sich hob, stieg ein bleiches Weib, in tiefe Schleier gehüllt, von der Grünen Moschee, wo sie die Nacht im Gebet zugebracht, hinauf in den Palast des Großherrn, der ihrer wartete mit der Ungeduld der Liebe, die sein ganzes Sein erfüllte.

Die Leibgarden aber schienen auf ihren Befehl zu warten, denn die Thore und Thüren, alle öffneten sich vor ihr geräuschlos leise.

Majestätisch, hoch erhobenen Hauptes schritt Macboulé vorwärts, bis sie vor dem Großherrn stand.

Hell fluthete die Sonne herein, als Macboulé eintrat; ging doch die Sonne mit ihr, durch sie, vor ihrem Herrscher auf. Hell umfloß sie die erhabene Gestalt des marmorbleichen Weibes, das in dem Bogen der Thür stand.

Dem Munde des Großherrn entrang sich ein so angstvoller Ton, als er ihren Namen rief, daß unsere Macboulé erbebte, bis in's Herz ihres Herzens.

‚Macboulé!‘ rief der Großherr nochmals angstvoll, sie zum Divan führend. ‚Was ist geschehen?‘

Sie lehnte sich an die weiße Säule, den einen Arm um dieselbe geschlungen, wie sie zuerst vor ihm gestanden, dann sagte sie:

‚Mein hoher Herr, ich erfüllte einfach meine Pflicht, und die Erfüllung der Pflicht darf nie über unsere Kräfte gehen! Wie der Soldat in Treue für Dich und Dein Land in dem Glauben auf dem Schlachtfelde stirbt, daß sich ihm das Paradies öffnet für Tapferkeit und treue Hingebung, wie er für Dich freudig in den Tod geht, so laß auch mich für Dich, für Dein und mein Volk hingehen, sterben auf dem Felde der Ehre, sterben würdig

auf dem Platz, auf den Allah mich berufen. In Ausübung und Erfüllung ihrer Pflicht laß Macboulé scheiden!' —

‚Macboulé!' rief der Großherr außer sich. ‚Bekenne, was hast Du gethan? Ich sehe die Schatten des Todes über Dir! Macboulé, verlaß mich nicht!'

Und der Großherr verbarg sein bärtig männlich Antlitz in seinen Händen, wie wenn er das bleiche, überirdisch schöne Weib nicht mehr anzusehen vermöge.

Angstvoll ruhte sein Auge auf ihr, als sie sprach:

‚Mein hoher Herr! ich that Nichts, als jenen Trank trinken, den ich nehmen mußte, wollte ich rein und unbefleckt, würdig Dir und mir, zu Allah zurückkehren. Du weißt, daß dieser Trank, in der heiligen Moschee genommen, nicht tödtet, wenn Allah es nicht will. Nicht freventlich und schwach, zu feige, um weiter zu kämpfen, nimmt Macboulé sich das Leben! Das darf sie nicht, das darf nur Allah! Darum wirkt dieser Trank heute tödtlich, und ich fühl's an dem matten Schlagen meines Herzens, daß mir nicht mehr lange Zeit auf Erden bleibt. — So weißt Du und Alle, daß Allah es so wollte, daß Allah mich rief, daß Allah, der mich Dir und Deinem Volke gegeben hat, auch allein das Recht hat, mich wieder zu sich zu nehmen und ein Leben zu enden, das ihm gehörte! So zeigt Allah Dir, daß weder Du noch ich, noch der Scheikh ul Islam ein Gelöbniß lösen können, das Er eingesetzt! Mit der heißesten, innigsten Liebe im Herzen für Dich, für Dein Volk, muß ich Dir dennoch entsagen um Deiner Ruhe, Deines Friedens halber! Rein, wie ich zu Dir kam, als reine Jungfrau, die er Dir gesandt, würdig der hohen Aufgabe, die mir ward, kehre ich zu Allah zurück! Gönnst Du mir das nicht, mein geliebter hoher Herr?'

Bebend, stöhnend vor Schmerz stand der große Padischah Ertogrul vor Macboulé.

Die Einfachheit, die Selbstlosigkeit dieses Herzens, das nicht an sich denkend, ihn noch tröstete, zerriß ihm das Innere, ihm zeigend, was er verlor.

Er war keines Wortes mächtig, in heißer Angst hing er an ihren Zügen, sah er die Schatten des Todes sich mehr und mehr senken über das so geliebte Wesen vor ihm. Macboulé athmete langsam und schwer; dann fuhr sie fort:

‚Leb' wohl, geliebter hoher Herr! Fern von Dir und dieser Erde werde ich doch stets um Dich sein. Lebend hätte ich Dir kein Glück geben können!

Wenn der erste Rausch der Seligkeit verflogen, hätte mir ewig jenes tiefe Weh im Herzen gebrannt, daß Du durch mich unwürdig geworden, Deines Volkes Hüter zu sein. Du sollst groß bleiben! Von mir wird und soll die Weltgeschichte nicht sprechen, aber Dein Ruhm, Deine Größe wird Dich über Dich selbst erheben, Dich überleben, fortleben in alle Zeit! So liebt

Euch Macboulé, das arme einfache Mädchen aus dem Volk, das ist ihr Vermächtniß an Euch, an den so heiß geliebten und begehrten Mann!'

Dann fuhr sie mühsam fort:

,Das Bewußtsein bleibt Euch eigen, daß ein treu ergebenes Herz mit Euch zieht, wohin Ihr geht, daß ich treu war bis in den Tod. Euer wildes Wünschen wird still und stiller werden, Ihr werdet lernen, die Kniee zu beugen vor dem allmächtigen Willen Allahs, Friede wird sein in Euch und um Euch! — — — Lebt wohl! — — — Der Schmerz allein führt uns aufwärts — — —

Ewiges nur kann schaffen, — — — der Großes, Ewiges in sich — — — trägt!'

Macboulé schwankte. Große Thränen in den Augen, trug der starke Mann Macboulé auf den Divan.

,Ruft die Frauen! ruft die Hakims!' flüsterte Macboulé angstvoll. Schnell! Ich darf nicht so — nicht allein mit Euch — von Euch gehen!'

Der Großherr that, wie ihm geboten. Der Saal war im Augenblick voll Frauen, die Aerzte, die Hakims des Palastes stürzten herein.

Die Frauen weinten laut und jammerten beim Anblick der sterbenden Macboulé.

Mit überirdischer Kraft richtete sie sich auf und hob die Arme.

Alles schwieg.

Mit ihrer klaren Stimme und engelhaft verklärten Zügen sprach sie:

,Lebt wohl, Ihr Alle! Alle! Seid treu bis in den Tod Eurem Großherrn! Eurer Pflicht! Mich ruft Allah! Ich scheide von Euch, aus meinem mir vertrauten Amt, würdig! Würdig Euch, Eures Vertrauens, kehre ich zurück zu Allah!

Vergeßt Macboulé nicht! — —

Liebt und pflegt Euren Großherrn — — —'

Ein tiefer Seufzer, der schöne Kopf sank zur Seite; mit dem letzten Wort der Liebe auf den Lippen für ihn war sie geschieden.

Die helle Sonne küßte das bleiche, liebe Gesicht und zitterte zum letzten Male in blitzenden Strahlen über den schwarzen Haaren Macboulés, die sie wie ein dunkler Mantel umflossen. Tiefes Schweigen herrschte vor der Majestät dieses Todes.

Der Großherr, selbst bleich wie der Tod, neigte sich gen Osten und betete leise — — — —

Im Herzen seines Herzens aber fühlte er, daß das eine Wort „todt" eine Welt von Schmerzen für ihn barg.

Dann sprach er:

Macboulé ist heilig, man weihe ihren Körper, und man lege sie in ein geweihtes Grab! Sie soll ruhen unter dem Schatten der hohen Cypresse,

die im Garten vor ihrem Hause steht! So will ich es! Betet und thut, wie ich Euch befohlen! — Ruft meinen Sohn!“ befahl er weiter, keinen Blick von der schönen Todten lassend, wie gebannt von Schmerz.

Der kleine Prinz, ein Knabe von sechs Jahren, trat an der Hand seiner Mutter, einer schönen Frau, ein.

Der Großherr führte das zitternde Kind zur Leiche Macboulés und sagte:

„Das ist Macboulé, die Erzählerin! Sie starb in treuester Erfüllung ihrer Pflicht, für mich, für Dich, für Euch Alle, für Land und Volk! Sie ist heilig, jetzt und immerdar. Der Krone würdig sein, ist mehr als Kronen tragen. Ihr Leben war Liebe, ihre That allein beweist ihrer Liebe Kraft! Betrauern wir die Todte, indem wir ihr nacheifern und nach ihrem Beispiel, ihrem Wunsche leben! Küsse den Saum ihres Kleides und geh’! Laß’ Dir und Deinen Geschwistern oft von Macboulé erzählen! So ehren wir ihr Andenken!“

Noch ein langer, langer Blick auf das geliebte Antlitz, dann legte der Großherr, zum Zeichen, daß er ihr Kraft, Macht und Ehre schulde und gebe, seinen mit reichen Steinen geschmückten Säbel über sie, — zum Schutz und Schirm für die Todte.

Er ward ihr mit in’s Grab gelegt.“

Leila schwieg.

Schwere Thränen hingen an ihren Wimpern. Ich selbst war so ergriffen, daß auch ich kein Wort hervorbrachte.

Langsam stand sie auf, sah mich lange an und sagte:

„Kalt ruhet nun im Grabe
Das Herz, das heiß geglüht,
Und drüber grünt das Unkraut,
Daß kaum das Grab man sieht!“

„Wenn Du nach Broussa kommst, suche ihr Grab. Du findest es mit heiliger Lampe, die für die heilig gesprochene Macboulé glüht, vor ihrem Hause unter der hohen alten Cypresse, die in ihren Wipfeln ewig ihr Grablied singt. — Jahrtausende, Jahrtausende! Auf ihrem Stein steht nichts als ‚Macboulé‘. Jeder, vom ältesten Mann bis zum jüngsten Kinde aber weiß, wer Macboulé war und ist.“ — —

„Wir haben keine Weltgeschichte,“ fuhr Leila fort, „wir haben Nichts dergleichen, was durch Schrift und Bücher auf unsere Jugend wirkt, wir haben nur unsere Großmütter im Harem, unsere Erzählungen und Beispiele, und wir haben, Du siehst, auch tapfere Soldaten, tapfere Kämpfer wie Ihr! Unsere Macboulé war ein einfaches Mädchen aus dem Volk, einfach im Harem erzogen und groß geworden, ohne Eure Bildung. Habt Ihr auch solche Frauengröße bei Euch? Ihr, die Ihr nur nach der Außenwelt, nach Glanz und Ruhm schaut!“

„Leila!“ rief ich erstaunt über die Wandlung, die mit ihr vorgegangen war.

„Es ist so,“ fuhr sie fort. „Du bist vielleicht anders, und deshalb haben wir Dich auch lieb; Du zeigst Dich uns wenigstens anders. Aber wenn zu meiner Schwägerin Harems-Besuch kommt von Euch, heißt's da nicht immer, um den Besuch zu heben: ‚Sie stehen dem Hofe nahe, der Landesfürst, die Fürstin sind sehr gnädig gegen sie?‘

Sind sie deshalb als Menschen besser in unseren Augen?“ und wieder war der verächtliche Zug um Leilas Mund da. „Sieh, das verstehen wir nicht; für uns Frauen ist Rang, Stellung, Außenwelt nicht da; aber große Thaten wohl, die können wir verstehen und auch vollbringen. Wir verstehen aber nicht, weshalb ein Mensch, eine Frau, bei Euch im Werthe steigt, weil der Herrscher, die Herrscherin sie auszeichnen! Wenn der Herrscher es thut, da er den Charakter, die Person selbst hoch schätzt und achtet und nur deshalb sie hochhält, damit Andere sie auch hochhalten sollen — das verstände ich! Aber ein Herrscher weiß bei Euch auch meistens nur das, was seine Umgebung ihm sagt! Hat der Betreffende Freunde, geht es ihm gut, hat er Feinde, geht's ihm — wie Ibraim, dem Häuptling.“

„Leila! Leila! Du bist wieder hart und nicht die Leila von vorher!“

Sie zuckte zusammen.

„Ja!“ rief sie, „ich bin hart — bin es geworden! Aber ich spreche die Wahrheit, die aber will Niemand hören, auch Du nicht! Und doch ist es so in Eurer Außenwelt! Steigt Jemand in hoher Gunst, dann frißt der Neid an ihm, bohrt und bohrt so lange, bis er fällt. Allein der Neid bei Euch würde nie eine Erzählerin wie unsere Macboulé dulden. O, ich möchte nie, nie hinaus in Eure Welt! Ohne den Frieden unseres Harems könnte ich nicht sein!“

„Es giebt bei uns Sachen, die Du nicht verstehst, Leila, wie ich mir bei Euch Manches nicht erklären kann,“ antwortete ich.

„Du hast Recht,“ sagte Leila gedankenvoll, „vergieb!“ Und sie schlang ihre Arme um mich und küßte mich.

„Grüble nicht! — Die Klarheit ist der Mysterien Tod! — Ihr müßt kämpfen, wir müssen kämpfen! — Ihr irrt, wir irren! — Ohne Kampf kein Sieg, ohne Leid kein Frieden.“ —

Sie stand auf und sagte einfach: „Komm!“

Es war ganz dunkel geworden, als wir langsam und schweigend nach Eyoub hinunterstiegen in's Thal.

Leid — Freude — Glanz — Armuth — Ehrgeiz — Genügsamkeit, Alles das bargen dunkle geheimnißvolle Grüfte um uns herum.

Ueber uns der strahlend verglühende Abendhimmel, neben mir duftende Blumen, welche liebende Hände auf die Grabhügel theurer Entschlafener zu bleibender Erinnerung gepflanzt, ringsumher aber der Vögel melodischer Abendgesang, der wie ein Auferstehungslied der scheidenden Natur den

Todten und Lebenden von einem Wiedersehen, von einem neuen Lebens frühling zu sprechen schien.

Ernst und stille war unser Abschied.

Leila hielt meine beiden Hände und blickte mich lange und zärtlic mit ihren wunderbaren Augen an.

„Leb' wohl!“ flüsterte sie dann. „Allah sei mit Dir!“

Ein Ahnen ging durch meine Seele, daß ich sie lange, lange nicht sehen würde. Mein Ahnen ward zur Gewißheit, als ich eine Woche später erfuhr, daß Leila Hanoum gen Mekka gepilgert sei. Wann sie wiederkehre? — Niemand wußte es — und als ich sie wiedersah? — davon ein andermal. —

Dalberg am Hofe Napoleons I.

Von

Hans Wagner.

— Wittenberg. —

Die Geschichte des Rheinbundes beschäftigt in neuerer Zeit wiederum die gelehrten Kreise. Es dürfte daher auch dem gebildeten Publicum von Interesse sein, einen Einblick in jene jammervollen Zustände, welche die Gründung des Rheinbundes mit sich brachten, zu thun und sich die Selbsterniedrigung deutscher Fürsten vor dem Usurpator zu Gemüthe zu führen*). Der Vergleich mit der Jetztzeit dürfte die Freude an der schwer erkämpften Einigkeit, an Kaiser und Reich, auch für die Patrioten, noch erhöhen.

Es war eine schwere Zeit, welche über die blühenden Gaue unseres Vaterlandes unheilvoll hereinbrach, als in den Kriegsstürmen des 1. Decennium dieses Jahrhunderts vor der Allmacht des großen Corsen das 1000jährige heilige römische Reich deutscher Nation zusammenbrach. Die Geschichte der Jahre 1806—1808 enthält viel Trübes, in den Wirrsalen kriegerischer Verwickelungen und trügerischer Diplomatenkunst wurden selbst energische, von glühender Liebe zum Vaterlande beseelte deutsche Männer an der guten Sache irre und folgten jenem gleißenden Meteor, der am blutrothen Weltenhimmel erschien — Napoleon. Desto erfreulicher ist es, die vom Zeitgeist wenig angekränkelten Anschauungen über die französisch-rheinbündlerischen Verhandlungen aus den Berichten eines Mannes zu entnehmen, welcher, an der Spitze der Regierung des Rheinbundes stehend, all' die Demüthigungen am Pariser Hofe durchlebte, welche der Vertretung der confédération du Rhin in so reichem Maße zu Theil wurden. Wir meinen den Staatsminister des Fürst-Primas, den Freiherrn von Eberstein. Aus seinen, in der Mainzer Bibliothek ruhenden Denkschriften ist das Folgende entnommen. Er beschreibt in ihnen unter Anderem auch den Aufenthalt einer Gesandtschaft in Paris, welche die Aufgabe hatte, das Fundamental-Institut des neugeschaffenen Rheinstaates mit Napoleon I. zu vereinbaren. —

Nachdem Napoleon den Feldzug gegen Preußen beendet, den Tilsiter Frieden unter-

*) Wer sich für die nähere Geschichte des Rheinbundes interessirt, verweisen wir auf das Programm des Mainzer Real-Gymnasiums von Ostern 1890. Es enthält einen wissenschaftlichen Aufsatz: „Zur Verfassungsgeschichte des Rheinbundes" von Karl Beck.

zeichnet und somit die letzte Macht in Deutschland besiegt hatte, kehrte er im Juli des Jahres 1807 nach Paris zurück. Auf dieser Reise blieb er in Frankfurt am Main als Gast des Fürst-Primas. Dieser erinnerte bei passender Gelegenheit den Kaiser an die Erledigung der schwebenden deutschen Angelegenheiten, in specie an die des Rheinbundes, und wurde daraufhin aufgefordert, in Paris die Sache persönlich mit ihm zu verhandeln. Der Fürst-Primas, dem für seine Person sehr viel an der Aufstellung eines Fundamental-Statuts lag, nahm die Einladung mit Freuden an. Zu dem kam, daß das neugeschaffene Großherzogthum Frankfurt nichts weniger als arrondirt und consolidirt war, welcher Umstand den Primas bewog, auch in dieser Beziehung energische Schritte zu thun. Er reiste daher schon am 1. August mit dem Minister Freiherrn Karl von Eberstein und dem geistlichen Rathe Kolbrin nach der Welthauptstadt ab, wo er bereits am 10. desselben Monats ankam. Die genannten Herren waren der festen Ueberzeugung, daß ihre Angelegenheit im Verhältniß zu deren Wichtigkeit und Ausdehnung nur kurzer Zeit zur Erledigung bedürfen würde. Sie glaubten das um so eher annehmen zu können, als sie mit Napoleon direct in Verkehr treten durften und man dessen Aufforderung, zu ihm zu kommen, als eine große Gnade anerkannte. Zudem hatte Eberstein bereits umfassende Vorarbeiten zu den festzulegenden Verträgen mit vielem Fleiße und mit Geschick ausgearbeitet. Auch ein Entwurf zu dem Statute war fertig gestellt und von dem geistlichen Rathe ein Concordat mit dem Papste Pius VII. aufgesetzt, auf welches Napoleon besonderes Gewicht zu legen schien. Mithin waren die Sachen spruchreif und harrten nur noch der Ratification. Diese Erwartungen sollten grausam getäuscht werden, acht lange Monate wurde die Gesandtschaft unter nichtigen Vorwänden hingehalten, um alsdann unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren zu müssen. Am 14. August empfing Napoleon den Fürst-Primas zum ersten Male. Der Corse war ganz Wohlwollen und versprach, die ihm unterbreiteten Statuten eifrig zu prüfen. „Allerdings wird das längere Zeit dauern," sagte der Kaiser, „aber ich hoffe, Sie werden sich die Stunden hier nicht lang werden lassen; ich werde Alles aufbieten, Sie zu unterhalten und Ihnen eine angenehme Existenz in Paris zu schaffen." Napoleon hielt Wort. Je weniger die Attachés und der französische Minister der äußeren Angelegenheiten mit den Frankfurter Herren in geschäftliche Berührung traten, desto mehr sorgte der kaiserliche Hof für Zerstreuung. Bälle, Concerte und Wettrennen, glänzende Diners und Paraden wechselten in buntester Aufeinanderfolge, und leider vergaß auch der Primas auf längere Zeit den eigentlichen Zweck seines kostspieligen Pariser Aufenthaltes und ging somit in die Falle, welche ihm der Kaiser gestellt hatte. Der neue Großherzog von Frankfurt verlor seine Zeit, trotz seines vorgerückten Alters, in zärtlichen Plaudereien mit der sehr anziehenden Prinzeß Caroline von Berg und suchte in offenkundiger Eitelkeit durch seinen Dilettantismus in allen Künsten zu glänzen. So wurde Eberstein durch die Interesselosigkeit seines Herrn an einem entschlossenen Vorgehen gehindert, Woche um Woche verstrich, ohne daß auch nur ein einziger Paragraph discutirt worden wäre. Dafür war Napoleon gegen die deutschen Herren stets von der ausgesuchtesten Höflichkeit, er behauptete, glücklich zu sein, seine Mußestunden in der Gesellschaft so angenehmer Leute verbringen zu dürfen, und lud sie schließlich ein, mit nach Rambouillet zu kommen, wohin das Hoflager verlegt wurde — von den Verhandlungen sprach er auch nicht eine Silbe! Das Leben auf dem Lande war angenehm, brachte aber keinen Umschwung in die traurige Lage der diplomatischen Angelegenheiten. Eines Abends jedoch fügte es der Zufall, daß der Kaiser mit dem Fürst-Primas allein durch den wundervollen Park schritt und sich bei dem Fürsten erkundigte, wie es ihm in Frankreich gefiele. Dieser antwortete ihm, daß er glücklich sei, in Rambouillet zu weilen, und fuhr dann fort: „Wer aber sehnte sich nicht nach Hause zurück! Wie Ew. Majestät wissen, hält mich hier noch die Sorge um den Rheinbund fest, dessen hoher Protector Ew. Majestät sind! Ich wage an das Fundamentalstatut demuthvollst zu erinnern!" Die Miene des Kaisers verfinsterte sich, und er antwortete ungehalten: „je ne puis plus faire, que j'ai fait, ça n'est pas aujourd'hui le temps, je n'ai ni mon

conseil, ni mes cartes avec moi, attendez que je suis à Fontainebleau!“ Infolge dieser Antwort hatte der Primas das Vertrauen auf das Gelingen seiner Sache verloren, ja er glaubte, bereits in Ungnade gefallen zu sein, — er sprach hinfort in Gegenwart Napoleons kein Wort mehr von Politik, um den, nach seiner Meinung Erzürnten, nicht noch mehr zu reizen. Unverkennbar behandelte der Kaiser den deutschen Fürsten mit einer gewissen Kälte, deren Ursprung nicht allein in einer persönlichen Antipathie, sondern in politischen Conjecturen lag, er wollte weitere Zugeständnisse Dalberg wie den anderen bündlerischen Fürsten gegenüber um jeden Preis verhindern.

Am 22. September ging Napoleon, der Hof und die diplomatische Welt nach Fontainebleau. Der berüchtigte Talleyrand, Fürst von Benevent, weilte dort ebenfalls und zeigte sich geneigt, seinen Gebieter an das schon lange unbeachtete Anliegen des Primas zu erinnern.

Allein da man das Ansuchen nicht mit einem werthvollen Geschenk an Talleyrand begleitete, von welch' Letzterem Eberstein glaubt, daß er sich durch solche Geschenke 12 Millionen erworben hätte, — so blieb die Sache beim Alten. Edler Zorn ergriff den Fürst-Primas ob solcher rücksichtslosen Behandlung, so daß er sich entschloß, in öffentlicher Audienz den Kaiser um endliche Erledigung seiner Eingaben zu bitten. Als der Primas den Muth hierzu fand, ließ ihn Napoleon sofort hart an und gab seinem Unwillen unzweideutigen Ausdruck. So tief war damals der Klang des deutschen Namens gesunken, und dermaßen überhebend hatten die ewigen Schmeicheleien deutscher Fürsten auf den Franzosenkaiser eingewirkt, daß er es wagte, den Fürst-Primas wie eine seiner Creaturen zu behandeln und seinem Verbündeten wie einem Feinde das vae victis höhnend entgegenzuhalten. Um nicht Alles auf das Spiel zu setzen, wartete die rheinbündlerische Gesandtschaft geduldig auf die Bescheidung. Der October war beinahe verstrichen, und immer hatte der Kaiser unter Versprechungen und Winkelzügen die Deutschen hingehalten. Napoleon wollte deutlich zeigen, daß er der Herr von Europa sei und daß ein Jeder — ob Fürst, ob Diener — seines Winkes und Befehles gewärtig sein müsse. Kurzer Hand ließ er Eberstein zu sich befehlen, um ihm mitzutheilen, daß er nach Italien gehen müsse, die Gesandtschaft solle die Güte besitzen, in Paris seine Rückkunft abzuwarten, er habe hierzu das Hôtel Prinz Eugen in Stand setzen und reserviren lassen. Keine Vorstellung half, man mußte wiederum warten, zunächst bis zum Januar 1808, in welchem Napoleon unerwartet nach Versailles zurückkehrte. Die Leiden Ebersteins und die Aufregung des Primas während dieser Wartezeit zu schildern, fehlt es hier an Raum. Mitleidig speisten die kaiserlichen Minister die Herren mit leeren Phrasen ab, während die Hofcavaliere sie lächelnd über die Schultern ansahen; zudem wirkte die Uneinigkeit der verbündeten Cabinete von Bayern, Württemberg und Baden lähmend — kurz, es war ein trauriges Bild deutscher Unterwürfigkeit, Halbheit und Unthätigkeit. Was aber verdienten jene Männer anderes, als Spielbälle in den Händen des Eroberers zu sein? — Da immer noch nicht die Verhandlungen anfingen, mußte das alte flotte Leben weitergeführt werden. Bei einer Jagd machte der Fürst-Primas den letzten Versuch, vom Kaiser eine definitive Antwort zu erhalten. „Ah," sagte satirisch lächelnd Napoleon, „vous devez-vous ennuyer . . . mais je le ferai encore dans le carneval et en carême vous pourrez retourner chez vous." Schließlich bemerkte er noch, daß ein Erzbischof zur Osterzeit in seinem Sprengel gewiß unentbehrlich wäre. Der Fürst-Primas faßte diesen Befehl, des langen vergeblichen Wartens müde, so scharf als möglich auf und verließ schon wenige Tage später mit seinen Ministern Paris.

Als Charakterisirung des Pariser diplomatischen Aufenthaltes sagt Eberstein am Schlusse seines interessanten Berichtes: „Es hat mir fast das Herz brechen mögen, als ich sah, wie dieser Mann ohne Herz mit uns umsprang gleich Schelmen und gewöhnlichen Creaturen, und daß selbst die größten Anstrengungen, welche wir in der besten Absicht unternahmen, um die Lage des Vaterlandes zu bessern, ohne jeden Erfolg blieben. Jenen

Talleyrand, mit der süßlichen, gewandten Zunge, hasse ich wie die Sünde, den Cardinal Fesch ebenso, da er behilflich war, die Scheidung der Kaiserin zu beschleunigen, zudem machte er selbst ihr den Hof und machte hinter ihrem Rücken den Ausspruch: ‚Je porte l'impératrice dans mon coeur, mais le bien de l'empire m'ordonne de conseiller le divorce.' Ob es wohl zu wünschen ist, daß Bonaparte gestürzt werde? Wer will hierauf antworten! aber ich weiß, so lange er regiert, liegen wir in Ketten, und wie lange wird es noch dauern, bis — wie die kalische Proclamation es verheißt, ein lebenskräftiger, in Einheit gehaltener Bund entsteht?" — Wenn heute der edle Ebersteiner auferstünde und das deutsche Reich eichenumrauscht und einig in stolzer Pracht sähe, er würde sagen: Ich habe nicht umsonst gelitten!

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrirte Ausgabe. I. Das Alterthum. Mit 359 Abbildungen im Text und vier Farbendrucken. II. Das Mittelalter. Mit 363 Abbildungen im Text und drei Farbendrucken. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.

Vor zwanzig Jahren war „der Lübke" die einzige Quelle, aus welcher für die Kunstgeschichte begeisterte Laien schöpfen konnten, verschiedener dünner Rinnsale, die durch weibliche Hand davon abgeleitet waren, ungeachtet. Mit der fortschreitenden Vertiefung und Festigung der Kunstwissenschaft wurde der Warnungsruf der Fachgelehrten gegen das geschickte, aber leicht gezimmerte und hohle Machwerk Lübkes immer stärker und erschütterte seine Auto-

Sitzende Griechin. Museum Tortonia in Rom.
Aus: Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte.
Leipzig, E. A. Seemann.

rität auch in Laienkreisen. Da erschienen die Seemann'schen kunsthistorischen Bilderbogen", zunächst Nichts weiter als der Versuch, die im Besitze der Verlagshandlung be-

Inneres von S. Paolo vor den Mauern von Rom.
Aus: Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte.
Leipzig, E. A. Seemann.

findlichen Clichés kunstgeschichtlicher Illustrationen zu einem handlichen Tafelwerk zusammenzustellen. Die Vereinigung dieser meist recht guten Abbildungen öffnete dem Publicum zunächst die Augen darüber, wie elend das Illustrationsmaterial bei Lübke und in anderen

Theil der Domthür zu Hildesheim.
Aus: Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte.
Leipzig: E. A. Seemann.

populären Werken war, und wirkte insofern bahnbrechend. Den kolossalen Erfolg der „Bilderbogen“ begründete aber eigentlich das beigegebene „Textbuch“, ein dünner Octavband, von einem ungenannten Verfasser meisterhaft geschrieben. Es gehörte für die Eingeweihten nicht viel dazu, um zu erkennen, daß der Kunsthistoriker, der hier auf knappem Raum ein Bild der gesammten Kunstentwicklung bis zum Beginn der Neuzeit so sicher und anschaulich entwarf, kein Anderer sein konnte als Anton Springer, den es gelüstete, die Resultate einer vierzigjährigen Lehrthätigkeit einmal auf das Knappeste und für Jedermann Verständlichste zusammenzufassen. Ein Grundriß der Kunstgeschichte, der hauptsächlich aus Abbildungen und Erläuterungen dazu bestand, entsprach überdies ganz dem verschiedentlich ausgesprochenen Wunsche des Gelehrten. Das „Textbuch“ und die „Bilder-

Helios mit den Sonnenrossen. Relief aus Neu-Ilion.
Aus: Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte.
Leipzig, E. A. Seemann.

bogen“ sind dann miteinander allmählich gewachsen. In der zweiten Auflage nannte sich Springer als Verfasser des ersteren. In der dritten hatten die Bilderbogen durch „Ergänzungstafeln“ eine Vermehrung auf das Doppelte erfahren, und das Textbuch präsentirte sich in stark vermehrtem Umfange als Grundzüge der Kunstgeschichte“. Das Nebeneinander des starken Textbandes und der Tafeln sammt den Ergänzungstafeln erwies sich beim Gebrauch als unhandlich, und so hat denn die Verlagshandlung gut daran gethan, die jetzt erscheinende vierte Auflage in der Weise gänzlich umzugestalten, daß Bilderbogen und Textbuch ineinander gearbeitet, die Abbildungen dem Text als Illustrationen eingefügt und so ein einheitliches „Handbuch der Kunstgeschichte“ geschaffen wurde,

welchen Titel die neue Ausgabe denn auch erhalten hat. Von ihr liegen jetzt der erste und zweite Theil, Alterthum und Mittelalter umfassend, vor, von dem Sohne des

Statue der heil. Elisabeth in der Elisabethkirche
zu Marburg.
Aus: Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte.
Leipzig, E. A. Seemann.

verstorbenen Verfassers, Jan Springer, herausgegeben; den ersten Theil hat, wie bereits bei der dritten Auflage, Professor Adolf Michaelis einer Durchsicht unterzogen. Er sowohl

wie der Herausgeber, haben natürlich den Text Anton Springers im Wesentlichen unverändert gelassen und nur hier und da kleine Ergänzungen oder Berichtigungen hinzugefügt. Trotzdem erscheint das Buch wie in neuer, verjüngter Gestalt. Mit Rücksicht auf die Illustrationen ist das Format auf ein stattliches Hochoctav vergrößert worden, auch hat man deutsche Druckschrift an Stelle der lateinischen gewählt, wohl weil die erstere sich den hineingesetzten Illustrationen besser anschmiegt. Die Zahl der Abbildungen übertrifft in beiden Bänden um ein Beträchtliches die der Druckseiten, im Ganzen 7 farbige Tafeln sind eingefügt. Viele ungenügende ältere Abbildungen sind durch bessere neue ersetzt worden, sodaß wenige übrig bleiben, die nicht allen billigen Ansprüchen genügen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Springers Werk durch alle diese Veränderungen eine wesentlich erhöhte Brauchbarkeit und äußeres Ansehen erhalten hat, ohne an seinem inneren Werthe das Geringste einzubüßen. So wird es noch auf lange Zeit hinaus die Aufgabe erfüllen können, ein mit wissenschaftlichem Ernst geschriebenes, für jeden Gebildeten lesbares Handbuch der Kunstgeschichte zu sein. M. S.

Bibliographische Notizen.

Bischof D. Reinkens und der deutsche Altkatholicismus. Von D. Willibald Beyschlag. Berlin, Hermann Walther.

Der durch seine litterarischen Arbeiten bekannte Professor der Theologie an der Universität Halle widmet aus Veranlassung des Todes des altkatholischen Bischofs Reinkens, diesem und der altkatholischen Bewegung warme Anerkennung und ergänzt damit seine vor etwa einem Jahrzehnt in drei Auflagen erschienene Schrift: „Der Altkatholicismus, eine Denk- und Schutzschrift an das evangelische Deutschland", Halle, Strien. — Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner des Altkatholicismus und hebt „die ungemeine Bedeutung dieser jungen Kirchenbildung für unser deutsches Vaterland hervor, die doch Allen, die für die innere Lage desselben offene Augen haben, einleuchten sollte". Die kleine Schrift ist sehr lesenswerth. K.

Im französischen Lager. Die Vertheidigung Frankreichs durch die Volksheere im Kriege 1870—71 von Dr. Ferd. Troska. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. —

Die 25jährige Erinnerungsfeier der großen kriegerischen Ereignisse des Jahres 1870—71 hat eine Menge Schriften gezeitigt, um die Thaten jener großen Zeit auch weiteren Kreisen vorzuführen resp. wieder in Erinnerung zu bringen. Hauptsächlich beschäftigen sich diese Werke aber nur mit den Vorgängen im deutschen Heere, manche sogar im Speciellen mit der Thätigkeit einzelner Truppentheile. An einer auch für das große Publicum berechneten, dabei umfassenden Darstellung der großartigen Anstrengungen, welche auf französischer Seite und zwar nach dem Sturz des Kaiserthums gemacht worden sind, fehlte es aber bis jetzt. Gerade diese Lücke auszufüllen und so das volle Verständniß für den großen Krieg 1870—71 zu fördern, hat sich der Verfasser, der bereits auf geschichtlichem Gebiet schriftstellerisch thätig gewesen ist, zur Aufgabe gestellt und diese vortrefflich gelöst. Auf Grund gewissenhafter Benutzung zahlreicher deutscher und namentlich französischer Quellen, die auch im Speciellen genannt werden, führt der Verfasser den Leser in die Berathungszimmer zu Paris, Tours und Bordeaux und beleuchtet in klarer Darstellung die Leistungen der französischen Machthaber und Generale jener Zeit, von denen Gambetta, Freycinet, Trochu, Aurelle, Chanzy und Bourbaki im Vordergrunde stehen. Das Buch bildet somit eine werthvolle Ergänzung zu den bis jetzt über den Herbst- und Winterfeldzug des Krieges 1870—71 erschienenen deutschen Schriften. Nach einer allgemein orientirenden Einleitung bespricht der Verfasser in einzelnen Capiteln die Episoden des Feldzuges von der Einschließung von Paris bis zum Abschluß der Capitulation und des Waffenstillstandes. Ein am Schluß beigefügtes Ort- und Namensregister erleichtert den Gebrauch des Buches. Sehr zutreffend hebt der Verfasser hervor, wie der Reichthum des Landes und der Patriotismus der Franzosen, bei rückhaltloser Ausnutzung durch thatkräftige Männer, die sich ohne Weiteres selbst an die Spitze stellten, es ermöglicht haben, daß nach der beispiellosen militärischen Katastrophe des 2. Kaiserreiches

Frankreich durch neugebildete Volksheere 5 Monate lang gegen den sieggewohnten, ebenfalls von höchster, nationaler Begeisterung erfüllten deutschen Gegner hat vertheidigt werden können." Muß man auch solche Leistungen in der Schaffung großer Heeresmassen anerkennen, so hat sich doch gezeigt, wie dies auch der Verfasser an den verschiedenen Stellen nachweist,— und das ist, wie wir hinzusetzen, die Lehre, die aus diesem Theile des Feldzuges gezogen werden muß, — daß solche in der Hast gebildete Volksheere gegen einen, in eifriger Friedensarbeit geschulten Gegner nicht Stich halten können. „Das deutsche Heer hat sich organisatorisch, taktisch und strategisch, auch wo es an Zahl bedeutend schwächer auftrat, schließlich immer weitaus überlegen gezeigt." — Das Buch ist nur einfach ausgestattet, hat aber desto werthvolleren Inhalt und sei hiermit warm empfohlen. K.

Die Weltverbesserer und andere Geschichten. Von J. V. Widmann. Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.

In einem kurzen Geleitwort zu der größten Novelle „Die Weltverbesserer" der überaus ansprechenden Sammlung bemerkt der Verfasser, daß den geschilderten Begebenheiten historische Daten zu Grunde liegen und daß die Hauptpersonen der Handlung zwei junge Dichter sind, die später Berühmtheit erlangt haben, doch wünscht er: „wenn er (der Leser) auch bemerkt, daß er nicht einem bloßen Spiel verdankt, was ihm, wie wir hoffen, einige Unterhaltung gewährt, so möchten wir ihn doch bitten, nicht zu sehr an den litterarischen Ruf und die sonstige urkundlich beweisbare Wirklichkeit der englischen Dichter zu denken, die ihm hier vorgestellt werden, sondern die Ereignisse, die wir ihm erzählen, so aufzunehmen, als ob sie von ihm oder seinen Freunden und Bekannten wären erlebt worden. Kein Mieder ist ja so fest geschnürt — auch das der Muse der historischen Novelle nicht — daß die Hand der Liebe es nicht aufnesteln dürfte, um darin zu entdecken „Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein" und andere nette Sachen." —

Nun, wir haben viele „nette Sachen" an der Erzählung und den Begebenheiten, die in derselben berichtet werden, entdecken können, die, obgleich sie vor mehr als hundert Jahren sich ereignet haben, unserem menschlichen Empfinden so nahe stehen, als wären die handelnden Personen unsere Zeitgenossen; allerdings was der Verfasser an Eigenem hinzugethan hat, ist so erfüllt von einem köstlichen, an Boz gemahnenden Humor, dabei von solch inniger Gemüthstiefe und schlichter Naturwahrheit, daß wir seinen Ausführungen mit wahrem Behagen gefolgt sind. — Modern im Sinne gewisser Schulbegriffe ist die Schreibweise Widmanns ebensowenig wie der Inhalt der „Weltverbesserer, aber sie ist uns ein überzeugender Beweis, daß ein formgewandter Erzähler und feinsinniger Beobachter auch ohne den complicirten Apparat moderner Schreibweise sein Publicum fesseln, unterhalten und — was am werthvollsten ist — ergreifen kann. mz.

Ein Lieutenant a. D. Roman von Arthur Zapp. Dresden, E. Pierson.

Wenn es dem Verfasser darum zu thun war, ein Bild zu entwerfen, welche Unterschiede in den socialen Anschauungen der alten und neuen Welt herrschen, so hat er mit den geschilderten Begebenheiten Niemandem etwas Neues gesagt. Daß ein Offizier, der auf dem glatten Parquet seiner Garnisonstadt Schiffbruch gelitten hat und vernünftig genug ist, statt zum Revolver zu greifen, jenseits des großen Wassers ein neues Leben anzufangen, dort hart arbeiten und mit allen überkommenen Vorurtheilen gründlich aufräumen muß, ist eine allbekannte Thatsache; — entbehrt somit das Süjet des Romans das Interesse, neue Geschichtspunkte zu entwickeln, so müssen wir immerhin anerkennen, daß dasselbe geeignet ist, zu unterhalten und Spannung hervorzurufen. Mit etwas Leichtgläubigkeit muß der Leser sich allerdings ausrüsten, um dem Verfasser auf den Wegen folgen zu können, welche er dem Gange der Handlung anweist, — daß zwei Todfeinde, deren Geschicke sich im alten Vaterlande verhängnißvoll gekreuzt haben, drüben in Amerika immer wieder aufeinanderstoßen, um schließlich zu Versöhnung und naher Verwandtschaft zu gelangen, gehört zu jener Art von Zufälligkeiten, denen man meistens nur in Romanen begegnet. mz.

Von Ihr und mir. Von Philipp Spandow. Mit einer musikalischen Beigabe von Professor Richard Schmidt. G. Kantorowicz, Berlin W.

So viel wir wissen, erscheint der Autor das erste Mal in der litterarischen Arena. Daß es ein „junger" Autor ist, erkennt man leicht; ebenso aber auch, daß es ein talentirter ist. Sein Erstlingswerk (wie wir glauben) verräth zwar noch überall den Novizen und

bringt einige psychologische Ungeheuerlichkeiten (so seufzt z. B. die Heldin, ein höchst verehrungswürdiges Mädchen, ihrer ersten, unglücklichen Liebe gedenkend, „mit bitterem Lächeln": „Freilich, so glücklich wie die Mädchen der Straße bin ich nie geworden"), aber daneben finden wir doch schon eine Anzahl reifer Gedanken und die Merkzeichen einer geistigen Versatilität, die als eine Vorbedingung zum Schriftstellerthum zu betrachten ist. Der junge Dichter vertritt den Standpunkt, daß die Stimmung, die der Dichter im Leser erwecken will, sich durch Worte niemals vollkommen ausdrücken läßt und diese deswegen durch die Macht der Töne ergänzt werden müssen. Daß über diesen Standpunkt sich streiten läßt, ist zweifellos; um Töne zu verstehen, muß man zunächst musikalisch sein, eine Eigenschaft, die nicht erworben, sondern nur ausgebildet werden kann, weil sie angeboren ist. Jedenfalls versucht der Autor dort, wo ihm „für das letzte Austönen eines Empfindungszustandes der sprachliche Ausdruck versagte, die leisen Wellen seelischer Bewegungen in musikalischen Accorden" — durch einen Anderen erklingen zu lassen. Wir können an dieser Stelle das Facit eines solchen Experimentes nicht ziehen; vielleicht finden Andere das Büchlein durch das ihm beigegebene Notenblatt interessanter und werthvoller geworden, wir sind dieser Ansicht, eine Würdigung der Composition vorbehalten, nicht. A. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Amicus Veritatis, Jesus von Nazareth nach neutestamentlichen Quellen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Heilbronn, in Commission bei Max Kielmann.

Bartels, Adolf, Aus tiefster Seele. Eine Blüthenlese deutscher Lyrik. Mit dreissig Dichterbildnissen von Erdmann Wagner. Lahr, M. Schauenburg.

Biographische Blätter. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Band II. Heft 2. Berlin, Ernst Hoffmann & Co.

Brandes, Georg, Ludwig Börne und Heinrich Heine. Zwei litterarische Charakterbilder. Uebersetzt von A. v. d. Linden. Leipzig, H. Barsdorf.

— Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz. Drei litterarische Charakterbilder aus der Zeit des „jungen Deutschland". Uebersetzt von A. v. d. Linden. Leipzig, H. Barsdorf.

Bruck, Felix, Friedrich, Neu-Deutschland u. seine Pioniere. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Breslau, Wilhelm Koebner (M. & H. Marcus).

Bulling, Carl, Die deutsche Frau und das bürgerliche Gesetzbuch. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Coppée, François, Fünf Novellen. Deutsch v. M. Pannwitz. Illustr. von H. Albrecht. (Sammlung Franckh, Band 2.) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Dayot, Armand, Napoleon I. in Bild u. Wort. Uebertragen von O. Marschall v. Bieberstein. 10.—13. Lieferung. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Delman, Gustav, Der Verbrecher. Ein psychologisches Problem. Neue Ausgabe. Leipzig und Wien, M. Breitenstein.

Die Waffen nieder. Monatschrift zur Förderung der Friedensbewegung. V. Jahrgang Nr. 1 u. 2. Herausgegeben von Baronin Bertha v. Suttner. Dresden und Wien, E. Pierson's Verlag.

Drachmann, Holger, Tausend und eine Nacht. Drama in fünf Aufzügen. Im Auftrag des Verfassers besorgte deutsche Bühnen-Bearbeitung von Heinrich Zschalig. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Feldmann, Carl, Blüthen und Früchte. Gedichte. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Fischer, J. G., Mit achtzig Jahren. Lieder und Epigramme. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Garin, Paul, Dulcamara. Harmlose und unmassgebliche Gedanken über Gott und die Welt, Religion und Philosophie, Kunst und Wissenschaft, Gesellschaft und Politik und vieles Andere. Regensburg, W. Wunderling.

Geisteshelden. Herausgegeben von Anton Bettelheim. 21. Band. I. A. Scartazzini: Dante. Berlin, Ernst Hoffmann & Co.

Der Gesellschafter. Litterarische Monatsschrift. 2. Jahrgang. Nr. 5.

Gilly, Alfred, Fesseln. Roman. Zwei Bände. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Gottschalk, Paul, Gehetztes Wild. Roman. Berlin, Richard Taendler.

Goetze, Carl, Die Sonne ist bewohnt. Ein Einblick in die Zustände im Universum. Berlin, Carl Götze.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, herausgegeben von W. Rein. Liefer. 17. 18. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Hansen, Adolphus, Breviarium Juridicum, das ist zu deutsch Juristen-Brevier. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Hartleben, A., Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. IV. Jahrgang 1896. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

— Kleines Statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. III. Jahrgang 1896. Nach den neuesten Angaben bearbeitet von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

Hermann, Theo, Lieder der Liebe. Dresden, Oscar Damm.

Hellgren, Olof, Aus den Memoiren eines Laubfrosches. Glarus und Leipzig. Schweizer Verlagsanstalt (B. Vogel).

Herzl, Theodor, Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage. Leipzig und Wien, M. Breitenstein.

Heyse, Paul, Einer von Hunderten. Hochzeit auf Capri. Zwei Novellen. Illustr. v. Fritz Bergen. Zweite Auflage. (Sammlung Franckh, Band 4.) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Kempner-Hochstädt, Max, Medea. Modernes Schauspiel in vier Acten. Mit dem Portrait des Verfassers. Berlin und Leipzig, T. Trautwein'sche Buchhandlung.

Kirchbach, Wolfgang, Eginhardt und Emma. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Knackfuss, H., Künstler-Monographien. 10. Bd. Murillo. Mit 59 Abbildungen von Gemälden und Zeichnungen. 11. Band: Knaus. Mit 57 Abbildungen von Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.

— Allgemeine Kunstgeschichte. In Verbindung mit Andern. Mit zahlreichen Abbildungen. 1. Abtheilung, 1. Band, Lieferung 1—8. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Kritik, Die, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schneidt. III. Jahrgang. No. 73—77. Berlin, Kritik-Verlag.

Kunad, Paul, Neue Dichtungen. Vierte Sammlung. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Lienert, Weinrad, 's Mirli. Frauenfeld, J. Huber.

Maupassant, Guy de, Auf der Reise und andere Geschichten. Deutsch von M. Pannwitz. Illustration von Fritz Bergen. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Meinecke, Gustav, Aus dem Lande der Suaheli. Theil I. Reisebriefe und Zuckeruntersuchungen am Pangani. Vegetationsbilder von Dr. Otto Warburg. Mit 40 Illustrationen und einer Karte im Text. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag (G. Meinecke).

Meissner, J. Fr., Gedankensammlung. Lexikon pädagogischer, klassischer und philosophischer Citate und Sentenzen. Heft 3—6. Mettmann und Leipzig, Adolf Frickenhaus.

Merwart, Karl, Reckenspässe. Eine heitere Märe. Mit Benützung einer altfranzösischen Sage. Leipzig, Litterarische Anstalt August Schulze.

Meyers Conversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10 000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Elfter Band. Langenbeck bis Mauri. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Möller, Dr. Marx, Studien zum „Don Carlos". Nebst einem Anhang: Das Hamburger Theatermanuscript. (Erster Druck.) Greifswald, Julius Abel.

Müller-Guttenbrunn, Der suspend. Theaterdirector. Rede, gehalten am 24. Febr. 1896. Zweite Aufl. Leipzig, Georg Heinrich Meyer.

Musen, Die, Monatshefte für Production und Kritik. Herausgegeben von Wilhelm Arent. Viertes Heft. Berlin, C. F. Conrads Buchhandlung (O. Reuter).

Musset, Alfred de, Wahre Liebe. Deutsch von M. Pannwitz. Illustr. von Myrbach. (Sammlung Franckh, Band 1.) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Neera, Einsame Seele. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Lothar Schmidt. Zweites Tausend. Berlin, Schuster u. Loeffler.

Nicolai, K. E., Schuldig. Roman. Zwei Bände. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Passarge, L., Aus fünfzig Jahren. Gedichte. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Picot, Georges, Der Kampf wider den Umsturz. Aus dem Französischen übertragen von Eduard Goldbeck. Berlin, Fussingers Buchhandlung.

Przybyszewski, Stanislaw, Im Malstrom. Roman. Berlin, Verein für Deutsches Schriftthum.

Rauscher, Ernst, Die Erzählung des Werksherrn. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson.

Reichenbach, Moritz von (Valeska Gräfin Bethusy-Huc), Ein reiches Mädchen. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Rittberg, Hedwig Gräfin, Erinnerungen aus drei Jahrzehnten meines Berufslebens. Nebst Selbstbiographie der Verfasserin. Berlin, Hugo Spamer.

Rückerts, Friedrich, Werke. 2.—6. Lieferung. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Ruland, Wilhelm, Riviera-Skizzen. Glarus u. Leipzig, Schweizer Verlags-Anstalt (B. Vogel).

Schweizerische Rundschau. 6. Jahrgang 1896. Nr. 1. Januar. Zürich, Albert Müller.

Salburg, E., Ein Frühlings-Märchen. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von Wilhelm Meyer-Markau. VIII. Band, Heft 9. Teus, J., Die gemeinsame Elementarschule. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung.

Sartorius, Benvenuto, (M. Willkomm-Schneider). Schattenbilder aus dem Reiche des Sonnenscheins. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag.

Schaukal, Richard, Verse. (1892—1896.) Brünn, Rudolf M. Rohrer.

Schillers Werke Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Vierter und achter Band. Leipzig und Wien., Bibliographisches Institut.

Schottelius, Carl, Sigmar. Dramatisches Gedicht in drei Theilen. Dresden, Hof-Verlag R. von Grumbkow.

Stern, Maurice Reinhold von, Dagmar Lesseps und andere Gedichte. Mit dem Bilde des Verfassers. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Telmann, Konrad, Unter römischem Himmel. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Tetzlaff, A., Die Shakespeare-Bacon-Frage. In ihrer historischen Entwicklung bis zum heutigen Stande populär-wissenschaftlich dargestellt. Herausgegeben vom studentischen Shakespeare-Verein zu Halle a. S. Halle, a. S. Fr. Starke.

Thalich, Wilhelm Eine Reise in den Orient Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Török, Prof. Árpád v., (Thewrewk), Ein preisgekröntes Unicum. Kritisch beleuchtet. Budapest, „Patria", Buchdruckerei Actien-Gesellschaft.

Walcker, Dr. Karl, Die Frage der allgemeinen Bildung und der Zeitungsreform. Leipzig, Hermann Haacke.

Werni, Child, Goethes Faust — ein politisches Gedicht? Litterarisch-historischer Versuch. Brandenburg a. H., P. Haeckert.

Wichert, Ernst, Die Schwestern. Eine litauische Geschichte. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Widmann, J. V. 'Bin, der Schwärmer. Idyll. Mit Zeichnungen von Fritz Widmann. Frauenfeld, J. Huber.

Zimmermann, Max, Bosheit oder Unkenntniss? Eine Entgegnung auf die beiden Flugschriften des ehemaligen bayrischen Premier-Lieutenants Rud. Krafft „Glänzendes Elend" und „Kasernen-Elend". Berlin, Fussingers Buchhandlung.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Mullenbucher

Band 77. — Heft 231.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.
Juni 1896.

20.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Juni 1896.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Oswald Ottendorfer.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXVII (April bis Juni 1896), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXVI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230

zum Preise von *M.* 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXXVII. (April bis Juni 1896)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXVII. Band. — Juni 1896. — Heft 231.

(Mit einem Portrait in Radirung: Oswald Ottendorfer.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Leonie.

Erzählung.

Von

Theodor Puschmann.

— Wien. —

Wissen Sie schon, daß uns Ihre schöne Schwiegertochter Leonie demnächst auf längere Zeit besuchen wird? Mein Gatte und ich freuen uns sehr, daß unser einsames Haus dadurch wieder einmal belebt werden wird."

„Ich sollte Ihnen für diese liebenswürdige Einladung Dank sagen; aber es fällt mir schwer. Eine dunkle Ahnung drohenden Unheils schnürt mir das Herz zu."

„Sie lieben Ihre Schwiegertochter nicht und beurtheilen ihre kleinen Fehler zu hart. Andere Menschen sind entzückt von ihrer anmuthigen Erscheinung, ihrer liebenswürdigen Heiterkeit und ihren gesellschaftlichen Talenten."

„Vielleicht bin ich ungerecht gegen sie? Vielleicht bin ich die Einzige, die sie völlig durchschaut? Ich hatte dazu mehr Gelegenheit, als die übrigen Menschen. Ich habe sie in der Todesstunde ihres Mannes, meines unvergeßlichen Sohnes, gesehen."

„Warum wecken Sie diese trüben Erinnerungen?"

„Lassen Sie mich davon sprechen! Der Gedanke an meinen Sohn erfüllt mich stets. Ich wurde, wie Ihnen bekannt ist, Wittwe, als er noch ein Kind war. Ich gab ihm eine vortreffliche Erziehung, und die Zeugnisse seiner Lehrer machten mich stolz und prophezeiten ihm eine glänzende Zukunft. Und er hat die Erwartungen, die man damals von ihm hegte, bald erfüllt. Schon im Alter von 25 Jahren erfuhr er die

Auszeichnung, daß ihm die Regierung auf Antrag des Sachverständigen die Leitung der Restaurirungs-Arbeiten am alten Schlosse zu Hertenried übertrug, jenem merkwürdigen Baue des 14. Jahrhunderts, der noch vor Kurzem eine Ruine war und jetzt die Bewunderung aller Fremden erregt. Damit begründete mein Sohn seinen Ruf als Architekt. Er erhielt dann mehrere große Aufträge, baute Villen und Stadthäuser und entwarf Pläne zu neuen Unternehmungen. Rastlos thätig, am Tage mit der Besichtigung seiner Bauten, Abends bis in die tiefe Nacht mit Zeichnungen und Entwürfen beschäftigt, fand er kaum jemals Zeit zu seiner Erholung. Wie selten war es ihm vergönnt, den Vergnügungen der Jugend nachzugehen! Wie glücklich war er, wenn er mit mir über seine Arbeiten sprechen konnte! Welche Bescheidenheit zeigte er, wenn von seinen Leistungen die Rede war! Und wie strahlten seine Augen, wenn er mir mittheilen konnte, daß ihm die Lösung einer schwierigen künstlerischen Frage gelungen war! Damals gehörte er mir, mir ganz allein. — Da lernte er Leonie kennen, und schon nach wenigen Tagen erklärte er mir, daß er sie heirathen wolle. Er war 30 Jahre alt, in angesehener Lebensstellung und durfte wohl daran denken, eine Familie zu gründen. Leonie war Amerikanerin von Geburt und lebte mit ihrer Mutter, einer kränklichen Dame, seit zehn Jahren in unserer Stadt. Ihr Vater soll in Brooklyn ein kaufmännisches Geschäft betrieben haben und dort gestorben sein. Leonie zählte 18 Jahre und war mit Schönheit und anderen Vorzügen reich ausgestattet. Ich war nicht erstaunt, daß mein Sohn von ihr gefesselt worden war; denn ich theilte seinen Geschmack und hätte als Mann mich ebenfalls in sie verliebt. Die Hochzeit fand statt, und nach einem Jahre wurde Leonie Mutter eines lieblichen Knaben, unseres Emil; das eheliche Glück meines Sohnes schien vollkommen. Wenn ich mit ihm darüber sprach, so pries er die herrlichen Eigenschaften seines geliebten Weibes mit begeisterten Worten. Aber allmählich wurde er ernster. Er schwieg, wenn ich von Leonie redete, und sein Gesicht wurde bleicher und faltenreicher. Er habe geschäftliche Sorgen, hieß es, sobald ich Bemerkungen über sein verändertes Aussehen machte. Ich wurde dadurch nicht getäuscht; denn das Auge der Mutter sieht scharf. Ich erkannte, daß zwischen meinem Sohne und Leonie nicht mehr Alles so war, wie ehedem. Er vergrub sich in seinen Arbeiten und suchte sich durch unermüdliche Thätigkeit zu betäuben. Wenn ich ihn voll Besorgniß um seine Gesundheit mit Bitten bestürmte, mir doch anzuvertrauen, welcher Kummer ihn bedrücke, so schwieg er. ‚Laß das,‘ erwiderte er dann, ‚ich fühle mich wohl, habe ich nicht ein liebes Kind, ein schönes Weib und Dich, meine gute Mutter?‘ — Leonie wurde eine gefeierte Modedame; sie trug kostbare Toiletten und fehlte bei keiner Festlichkeit. Obwohl sie außer einer ziemlich bescheidenen Ausstattung keine wesentliche Mitgift von ihrer Mutter erhalten hatte, stellte sie doch die höchsten Ansprüche an das Leben und umgab sich mit einem Luxus, für

den selbst die reichen Einnahmen meines Sohnes nicht immer auszureichen schienen."

„Die Gesellschaften in dem Hause Ihres Sohnes bildeten einen Anziehungspunkt für alle künstlerischen und wissenschaftlichen Kreise. Selbst die hohe Aristokratie verkehrte dort gern, vor Allem der schöne Prinz Eduard."

„Ach! Sie haben von den Gerüchten gehört, die darüber im Umlauf waren?"

„Es liegt mir vollständig fern, zu glauben, daß die Beziehungen zwischen dem Prinzen und Leonie andere als die achtungsvoller Freundschaft waren. Ich begreife es, daß der Prinz mit Vergnügen ein Haus besuchte, in welchem ein ungezwungener geistiger Verkehr herrschte, und mit einer schönen Frau plauderte, die ihm den Blick in eine Welt eröffnete, welche von derjenigen sehr verschieden war, in der er zu leben gewohnt war."

„Und Leonie fühlte sich durch die Auszeichnungen, die ihr der Prinz erwies, geschmeichelt und erweckte dadurch leider manchmal den Eindruck, als ob ihr Herz dafür dankbar sei."

„Leonie ist zuweilen unvorsichtig mit ihren Aeußerungen und ihrem Benehmen; sie ist noch ein halbes Kind."

„Sie hat sich dadurch schon mehrere Male in eine unangenehme Lage gebracht. Wie peinlich war es für uns, als sie sich vom Maler Saul überreden ließ, auf dem Costümfeste der Künstler ein Kleid zu tragen, das dieser für sie gezeichnet hatte, ein Kleid, welches die Schönheit ihres Körpers fast gänzlich enthüllte!"

„Wir haben uns darüber gewundert, Frau Baronin, daß Ihr Sohn sie nicht davon abgehalten hatte."

„Er wußte Nichts davon; denn sie wollte ihn damit überraschen. Auch hätte er sie nicht daran gehindert; denn er vermochte nicht, ihr einen Wunsch zu versagen."

„Liebte sie ihren Mann denn nicht? Hätte sie ihm eine Bitte unerfüllt gelassen?"

„Das weiß ich nicht. Konnte sie sich ja nicht einmal entschließen, während der letzten Krankheit ihres Gatten den Gesellschaften fern zu bleiben! Mein Sohn bekam infolge der Anstrengungen seines Berufes eine Gehirnhaut-Entzündung, an der er schon nach vier Tagen starb. Mir hat man von seiner Erkrankung erst in der Nacht seines Todes Nachricht gegeben. Als ich zu ihm eilte, hatte er bereits das Bewußtsein verloren und erkannte mich nicht mehr. Neben seinem Bette kniete Leonie im tief ausgeschnittenen Salon-Kleide, das sie in der Abendgesellschaft beim Grafen Arosa getragen hatte, aus welcher sie erst kurz vorher zurückgekehrt war. Sie hatte die Pflege ihres kranken Gatten einer alten einfältigen Magd überlassen und brachte es über sich, mit fremden Leuten zu scherzen und zu lachen, während er im Todeskampfe lag. In jenem Augenblicke, als ich das genußsüchtige Weib neben ihrem sterbenden Gatten sah, stieg der

entsetzliche Zweifel mir auf, ob sie nur unbesonnen oder ob sie herzlos ist. Seit jener Zeit ist sie mir fremd geworden. Es war ihre Pflicht als Gattin, am Krankenlager meines Sohnes auszuharren. Sie hat diese heilige Pflicht verletzt. Wie gerne hätte ich sie erfüllt, wenn man mich früher hinzugerufen hätte!"

„Durch den Tod Ihres Sohnes wurde Leonie wohl tief erschüttert?"

„Sie schluchzte und weinte und fiel aus einer Ohnmacht in die andere; aber mir erschienen diese excentrischen Aeußerungen eines Schmerzes, an dessen Aufrichtigkeit ich nicht mehr glaubte, widerlich."

„Hinterließ Ihr Sohn seiner Wittwe ein bedeutendes Vermögen?"

„Leider so gut wie Nichts. Der verschwenderische Haushalt, den Leonie geführt hatte, und ihre Putzsucht hatten die großen Summen, die mein Sohn verdiente, verzehrt. Er rechnete auf ein langes Leben, welches ihm Zeit zum beständigen und vermehrten Erwerb lassen werde, und versäumte es darüber sogar, durch Betheiligung an einer Versicherungs-Gesellschaft seiner Familie ein Capital zu schaffen. Aus diesem Grunde hielt ich mich für verpflichtet, ihr die Hälfte meiner Einnahmen zu überweisen, welche sie seit dem Tode meines Sohnes bezieht. Diese Summe genügt für ihren standesgemäßen Lebensunterhalt, sowie für die Erziehung ihres Kindes; aber sie beträgt kaum den vierten Theil dessen, was sie bisher auszugeben gewohnt war. Leonie ist daher genöthigt, jetzt auf manchen Wunsch Verzicht zu leisten, dessen Erfüllung sie früher als selbstverständlich betrachtete."

„Sie hat in der Pflege und Erziehung des kleinen Emil eine Aufgabe, die sie dem nichtigen Treiben des Gesellschaftslebens entziehen wird."

„Wolle Gott, daß sie darin ihre Befriedigung findet! Zu meinem Bedauern werde ich abgehalten, ihr dabei so thatkräftig beizustehen, als ich möchte; denn Leonie geht mir seit dem Tode meines Sohnes aus dem Wege und meidet mich soviel als möglich. Es ist, als ob sie das Bewußtsein des Unrechts bedrücke, dessen sie sich gegen meinen Sohn schuldig gemacht hat."

„Ich werde trachten, Frau Baronin, daß Sie und Leonie einander wieder näher treten. Vergessen und vergeben ist ja unser Aller Pflicht. Das menschliche Leben ist zu kurz, als daß wir lange Zeit unversöhnlich bleiben dürfen. Sie sind mit Leonie verbunden durch die Erinnerungen an einen Todten, den Sie Beide geliebt haben, und durch die Hoffnungen auf die Zukunft eines jungen Lebens, das Ihnen Beiden als Vermächtniß hinterlassen worden ist."

„Sie sind also durch meine Mittheilungen nicht abgeschreckt worden, Leonie in Ihrem Hause aufzunehmen?"

„O nein! Ich halte sie trotzdem für ein herziges, liebenswerthes Wesen, das bei manchen kleinen Fehlern einen edlen Kern besitzt, und will versuchen, die häßliche Meinung, die Sie von ihr hegen, zu verscheuchen!"

Die Baronin Selbern, Leonies Schwiegermutter, war eine Dame von vornehmer Haltung, auf deren Gesichtszügen die Erfahrungen des Lebens eine starre, fast mitleidslose Strenge niedergeschrieben hatten. Sie hatte die Sechzig bereits weit überschritten; aber ihr volles, dunkles Haar, welches nur wenige Silberfäden zeigte, ließ sie jünger erscheinen.

Ihre Freundin, mit welcher sie das Gespräch über Leonie geführt hatte, war die Gattin des Professors Rather, des berühmten Geschichtsforschers, welcher an der ersten Universität des Landes eine Lehrkanzel versah und durch seine Beziehungen zum Hofe, die er als ehemaliger Lehrer des Kronprinzen gewonnen hatte, auch in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung einnahm. Sie hatte einige Tage in Mönchberg, ihrer Vaterstadt, zugebracht und war im Begriff, wieder nach Berlin, ihrem jetzigen Wohnort, zurückzukehren, als ihr die Baronin diese Eröffnungen über Leonie machte.

II.

Professor Rather besaß ein kleines elegantes Haus in einer stillen Vorstadt der Residenz, welches, von einem wohlgepflegten Garten umgeben, dem Gelehrten die erwünschte Ruhe für seine Studien gewährte. Das Schlößchen, wie es in der Nachbarschaft genannt wurde, war von einem französischen Emigranten im Empire-Stil erbaut worden und seit wenigen Jahren im Besitz des Professors, der es mit seiner Gattin allein bewohnte.

Er war eine kräftige, schöne Männergestalt von 45 Jahren, aus deren tiefblauen Augen ein reiches Gemüthsleben sprach, während die trotzigen buschigen Augenbrauen und die eckigen scharfgeschnittenen Linien seiner Backenknochen ihm den Ausdruck der rücksichtslosen Energie verliehen. Ein aschblonder Vollbart umrahmte sein Gesicht und verdeckte einen widerwärtigen Zug, der zuweilen um seine Mundwinkel spielte und bald Spott, bald Verachtung zu bedeuten schien.

Rather stammte von armen Bauern ab und hatte seine Studien unter vielen Entbehrungen vollendet. Fleiß, Talent und Ehrgeiz brachten ihn rasch empor. Mehrere historische Arbeiten, welche er veröffentlichte, während er die bescheidene Stellung eines Lehrers am Gymnasium in Mönchberg bekleidete, lenkten die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf ihn und bewirkten, daß die Regierung ihm zu seiner weiteren Ausbildung ein Stipendium verlieh, welches er zu einer Studienreise nach Italien und Griechenland benutzte.

Damals lernte er in Rom seine spätere Frau kennen, die mit ihrem Vater die dortigen Museen besuchte. Rather diente ihnen dabei als kundiger und willkommener Führer und begleitete sie auf ihren Ausflügen in die Umgegend.

Obwohl er in derselben Stadt lebte, wie Kaufmann Feller und seine Tochter, so hatte er doch früher keinen persönlichen Verkehr mit ihnen ge-

habt; aber nach ihrer Rückkehr nach Mönchberg wurde er ein gern gesehener Gast in ihrem Hause.

Feller gehörte zu den reichsten Leuten der Stadt und übte großen Einfluß auf seine Mitbürger aus. Seine Tochter Marie hatte bereits mehrere Heirathsanträge, die ihr von Männern in angesehenen Lebensstellungen gemacht worden waren, abgelehnt und schien es vorzuziehen, unvermählt zu bleiben. Sie fühlte sich nicht wohl in der gesellschaftlichen Schicht, in der sie aufgewachsen war, und widmete ihre Zeit hauptsächlich der Malerei. Die Natur hatte ihr dafür eine beachtenswerthe Begabung verliehen, welche durch den Unterricht eines tüchtigen Lehrers soweit entwickelt worden war, daß sie ihre Freunde von Zeit zu Zeit mit kleinen allerliebsten Aquarell-Bildern von ihrer Hand erfreuen konnte.

In Rather fand sie eine Seele, die, wenn auch nicht die gleichen, so doch ähnliche Interessen verfolgte, wie sie selbst. Als sie ihm ihr Jawort gab, war die ganze Stadt überrascht, denn man hatte nicht erwartet, daß sich Fräulein Marie Feller, um welche sich noch kurz vorher ein Graf von altem Adel, der als Rittmeister bei den Kürassieren stand, vergeblich beworben hatte, mit einem einfachen Gymnasiallehrer begnügen würde. Auch ihr Vater hatte sich einen Schwiegersohn in einer höheren Stellung gewünscht und gab nur mit geringer Freude seine Einwilligung zur Heirath.

Die finanzielle Lage, in welche Rather dadurch gelangte, ermöglichte es ihm, sich gänzlich den wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Auf Wunsch seiner Frau habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität Jena, von wo er nach wenigen Jahren als ordentlicher Professor nach Berlin berufen wurde.

Seine Gattin stand ungefähr im gleichen Alter, wie er, machte aber den Eindruck, als ob sie älter wäre. Schwere Krankheiten, die sie in den ersten Jahren ihrer Ehe zu überstehen hatte, der plötzliche Tod ihres Vaters, der vor ihren Augen von einem Eisenbahnzuge überfahren wurde, ein langwieriger Erbschaftsproceß gegen ihre Brüder, in welchem sie ihre Rechte vertheidigen mußte, und manche andere Erlebnisse hatten ihre Gestalt vor der Zeit gebeugt und ihr Gemüth verdüstert.

Sie begann, sich von den Menschen zurückzuziehen, und suchte die Einsamkeit, in der sie ihren Gedanken nachhängen konnte. Aengstlich vermied sie es, neue Bekanntschaften zu machen, und jedes fremde Gesicht bereitete ihr Verlegenheiten.

Das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt war ihr eine Qual; denn sie vermißte dort die Herzlichkeit, die man ihr in ihrem Heimatsorte entgegenbrachte, wo man sie seit ihrer Jugend kannte und ihre Familie schätzte. Da sie ein verschlossenes und schwer zugängliches Wesen hatte, so wurde jede Dame, die sich ihr nähern wollte, zurückgeschreckt. So kam es, daß sie keine Freundin gewann und in ihrem Wohnsitz fremd blieb, wie am Tage ihrer Ankunft.

Anfangs hatte sie mit ihrem Gatten Gesellschaften besucht; später aber blieb sie denselben fern unter dem Vorwande, daß sie leidend sei. Der Professor war durch seine amtliche Stellung verpflichtet, sich hier und dort zu zeigen, und folgte den Einladungen, die er nicht umgehen konnte. Allmählich gewöhnte man sich daran, ihn überall allein zu sehen, und fast hätte man vergessen, daß er überhaupt verheirathet war, wenn er nicht zuweilen mit seiner Frau im Theater erschienen wäre.

Diese Verhältnisse, welche von ihr herbeigewünscht worden waren, hatten Unzuträglichkeiten im Gefolge, die ihr bald peinlich wurden. Sie bemühte sich, ihnen zu entgehen, indem sie jeder Begegnung mit früheren Bekannten auswich; aber die Unmöglichkeit, dies beständig durchführen zu können, veranlaßte sie schließlich, einen großen Theil des Jahres fern von der Hauptstadt zu verbringen.

Sie überließ die Leitung ihres Hauswesens, für das sie niemals ein tiefgehendes Interesse gezeigt hatte, einer alten Haushälterin und begab sich auf Reisen. Den Sommer verlebte sie in Tirol oder in der Schweiz, den Winter fast immer in Italien. Am liebsten aber verweilte sie in Mönchberg, wo sie zahlreiche Freundinnen aus früherer Zeit um sich versammelte und wieder heiter und lebensfreudig war wie ehemals.

Sie war seit sechzehn Jahren mit Rather vermählt; aber ihre Ehe war kinderlos geblieben. Der Himmel hatte ihnen den schönsten Segen versagt, welcher der Verbindung zwischen Mann und Frau einen äußeren Ausdruck giebt. Wenn sie dies zuweilen schmerzlich beklagten, so suchten sie sich durch den Gedanken zu trösten, daß Niemandem auf der Erde ein vollkommenes Glück beschieden ist.

Rathers Ehe war in das Stadium einer wohlwollenden Freundschaft getreten. Die beiden Ehegatten gingen nicht für einander und auch nicht mit einander, sondern nur noch neben einander durch's Leben. Sie kannten ihre gegenseitigen Fehler und beurtheilten sie schonend und voll Theilnahme.

Nach Außen athmete ihr Verhältniß eine ungetrübte Zufriedenheit. Niemand hatte jemals ein Wort des Streites zwischen ihnen vernommen. Jeder pries ihre Ehe als ein Beispiel, daß Gatten sich gegenseitig jede mögliche Freiheit zugestehen und doch im herzlichsten Einvernehmen mit einander leben können.

Professor Rather war kein Stubengelehrter. Er hatte sich zu viel in der Welt bewegt, als daß er vergessen konnte, daß die Bestrebungen und Leistungen anderer Menschen den gleichen Anspruch auf Beachtung hatten, wie seine eigenen; aber er war eitel und ehrgeizig und suchte sich und seine Verdienste überall zur Geltung zu bringen. Dabei vergaß er manchmal, wie viel er dem Vermögen seiner Frau verdankte, welches ihn von der Sorge um's tägliche Brot befreit und ihm den Anfang seiner Carriere erleichtert hatte.

Männer seiner Art, welche sich aus der Hefe des Volks losgelöst und zu einer gewissen Höhe emporgearbeitet haben, sind leicht geneigt, dies lediglich der eigenen Tüchtigkeit zuzuschreiben und die Bedeutung der günstigen Verhältnisse, welche sie dabei unterstützten, zu unterschätzen. Das Publicum bestärkt sie in dieser irrigen Meinung, weil es die geheimen Hilfsmittel und verborgenen Triebfedern, welche jene Glücklichen anwendeten, nicht sieht und nur ihre Schöpfungen in's Auge faßt. Aber wie Viele leisten dasselbe und bleiben gleichwohl unbeachtet, weil niemals ein Sonnenstrahl des Glückes auf sie fällt? —

Rather liebte es nicht, wenn man ihn an seinen verstorbenen Schwiegervater erinnerte, da er darin eine unzarte Anspielung auf die finanzielle Beihilfe witterte, die ihm dieser einst gewährt hatte. Gleichwohl verschmähte er es nicht, von den Annehmlichkeiten und dem Luxus Gebrauch zu machen, welchen das beträchtliche Vermögen gestattete, das jener seiner Tochter hinterlassen hatte. Allerdings war der Gehalt, den er vom Staate bezog, mit den Collegien-Geldern und Prüfungs-Taxen und einigen anderen Nebeneinnahmen mehr als genügend zur Führung eines großen Hauswesens, aber er wäre nicht im Stande gewesen, damit ein Palais, wie er es besaß, zu kaufen, behaglich einzurichten und mit auserlesenen Kunstschätzen anzufüllen, Dienerschaft zu halten und kostspielige Reisen zu unternehmen, wie er es in den Ferien zu thun gewohnt war.

Seine Frau pflegte ihm dies vorzuhalten, wenn sie bei übler Laune war, und erzeugte dadurch in ihm eine Erbitterung, die sich bei anderen Gelegenheiten Luft machte und den ehelichen Frieden beständig bedrohte.

Rather verkehrte nicht so sehr mit seinen Collegen, als mit Personen, die seinem Beruf fernstanden. Er behauptete, daß ihn dies vor der Einseitigkeit schütze, an welcher die meisten Gelehrten leiden.

Die beständige Abwesenheit seiner Frau veranlaßte ihn, Abends oft auszugehen und Gesellschaften und Gasthäuser zu besuchen. Er fand hier einen Kreis von Schriftstellern und Künstlern, vorzugsweise Schauspielern, denen er sich anschloß. Man besprach dort die Tagesereignisse, kritisirte die litterarischen und künstlerischen Erscheinungen und colportirte den pikanten Klatsch. Zuweilen erschienen auch Damen in der Gesellschaft, welche ihre Gatten nach dem Besuch des Theaters dorthin begleiteten, junge, schöne geistvolle Frauen oder Künstlerinnen, die sich hier nach einer anstrengenden Rolle ausruhten. Sie trugen wesentlich zur Belebung der Unterhaltung bei und erhöhten den Reiz, den diese Zusammenkünfte durch ihre geniale Ungezwungenheit ausübten.

Rathers Collegen zollten seinen wissenschaftlichen Verdiensten ebenso große Anerkennung wie der Gewandtheit und Eleganz seiner Umgangsformen. Durch sein conciliantes Wesen verstand er es, die Gegensätze zu versöhnen und die studirende Jugend in Ordnung zu halten. Man hatte ihm bereits

mehrere Male akademische Ehrenämter übertragen, die er mit Würde und zum Besten der Hochschule versehen hatte.

Vom großen Publicum kannten ihn nur Wenige persönlich; denn er hatte es verschmäht, eine politische Thätigkeit auszuüben, und er hielt sich auch von geselligen Vereinen fern. Man hörte und las seinen Namen zuweilen in den Zeitungen, wo er stets mit gebührender Achtung genannt wurde.

III.

Leonie wurde von Frau Professor Rather, die für Alles, was von Mönchberg kam, eine unbegrenzte Vorliebe äußerte, mit aufrichtigem Wohlwollen aufgenommen. Es wurden ihr zwei Zimmer des Erdgeschosses, die durch eine Thüre mit dem Garten verbunden waren, eingeräumt. Ein photographisches Brustbild ihres verstorbenen Gatten und einige Ansichten von Mönchberg und seiner Umgebung, die noch kurz vor ihrer Ankunft an den Wänden angebracht waren, sollten sie an die Heimat erinnern. Aber Frau Rather wartete vergeblich, daß ihr diese rührende Aufmerksamkeit ein Wort des Dankes abringen werde.

Leonie hatte dafür kaum einen Blick. „Wie habe ich mich darnach gesehnt, diesen traurigen, öden Ort für einige Zeit verlassen zu können!" rief sie aus, indem sie auf eines der Bilder hinwies. Dabei jauchzte sie auf vor lauter Freude und schlug die Hände gegen einander wie ein kleines Kind, dem man ein erbetenes Geschenk überreicht hat.

„In Mönchberg will man mich zur indischen Wittwe machen," fuhr sie fort. „Man verlangt, daß ich mich lebendig begraben lasse. Ich soll den ganzen Tag zu Hause bleiben und den Tod meines Mannes beweinen. Seit Monaten habe ich kein Theater, kein Concert, keine Gesellschaft besucht, kaum noch mit Jemandem gesprochen, außer in schluchzenden Klagetönen."

„Die Sitte des sogenannten Trauerjahres verlangt diese strenge Abschließung, mein Kind! Man muß sich derartigen Gebräuchen fügen."

„Aber ich kann es nicht. Ich gehe daran zu Grunde. Ich verlange, daß ich zuweilen heiter sein und lachen darf; sonst verzichte ich lieber auf's Leben. Wird das Elend des Daseins durch unsere Trauer vermindert? — Wird der Todte durch unsere Thränen wieder in's Leben zurückgerufen? — Keineswegs; dagegen werden wir, die ihn überlebt haben, noch unglücklicher. Ich bin auch überzeugt, daß mein verstorbener Mann die beständigen Aeußerungen des Schmerzes, mit denen man im Grunde genommen doch nur alle Welt langweilt, gar nicht wünschen würde; denn er sagte mir stets: ‚Leonie! Du darfst nicht traurig sein. Du bist nur schön, wenn Du lachst.'" —

Sie sagte dies in einem Tone entzückendster Naivetät und schien keine Ahnung davon zu haben, daß man ihren Worten eine ungünstige Deutung

unterlegen könne. Es that ihr wohl, diese Gedanken, die sie zu Hause nicht auszusprechen wagte, hier zu äußern.

„Bei uns sollen Sie von dieser rigorosen Form der Wittwen-Trauer dispensirt werden," erwiderte ihre mütterliche Freundin, „besonders aus dem sehr wichtigen Grunde, damit Ihre Schönheit nicht beeinträchtigt wird," setzte sie scherzend hinzu.

Leonies hochgewachsene, schlanke, ebenmäßig gebaute Gestalt, auf welcher ein Haupt ruhte, wie es Phidias der Pallas Athene gegeben hätte, war das verkörperte Ideal aller Künstler. Ihre zarten und dabei doch vollen Formen, der marmorbleiche Ton ihrer Haut, auf der sich die durchscheinenden Adern abzeichneten, die regelmäßigen Linien ihres Antlitzes, die zierlichen Grübchen ihrer Wangen, ihre purpurrothen, vollen, sinnlichen Lippen, welche zwei Reihen elfenbeinweißer Zähne blicken ließen, ihre mandelförmig geschnittenen blauen Augen, die von sammetweichen dunkelen Wimpern überschattet wurden, ihr volles schwarzes Haar, welches das Haupt bedeckte, sich auf der Stirne in kecken Locken kräuselte und rückwärts in einem griechischen Knoten endete, riefen allgemeine Bewunderung hervor. Die berühmtesten Maler bewarben sich um die Gunst, sie malen zu dürfen, und ihr Bild prangte in verschiedenen Kunst-Ausstellungen.

Dabei besaß sie eine königliche Haltung und eine natürliche Anmuth der Bewegungen, wie sie niemals erlernt werden kann. Wenn sie mit stolz erhobenem Haupte einherschritt oder es zum Gruße neigte oder die Hand zum Kuß darbot, so geschah es immer mit einer würdevollen Hoheit, als ob ihre Wiege in einem Fürstenschlosse gestanden hätte. Wenn sie dann sprach, so wußte sie mit ihren Augen, Mienen und Worten eine Liebenswürdigkeit zu entfalten, die ihr alle Herzen gewann.

Sie hatte es nicht nöthig, zu Toilettenkünsten ihre Zuflucht zu nehmen. Alles, was sie trug, kleidete sie vortrefflich, und die dunkle Farbe ihrer Wittwentracht schien wie mit Absicht gewählt zu sein, weil sie einen raffinirten Gegensatz zum duftigen Weiß ihres Teints bildete.

Professor Rather war überrascht von ihrer äußeren Erscheinung. Er hatte Leonie allerdings schon früher gesehen und in Mönchberg einige Male mit ihr gesprochen; aber sie hatte damals keinen Eindruck auf ihn hinterlassen.

„Wie seltsam ist es," bemerkte er, nachdem die ersten Begrüßungsförmlichkeiten vorüber waren, „daß Sie mir heute ganz anders erscheinen wie bei früheren Gelegenheiten? Haben Sie sich derartig verändert? Oder hat sich mein Schönheitssinn mehr entwickelt?"

„Die Umstände, unter denen wir Jemandem begegnen, beeinflussen unsere Sinne in einem höheren Grade, als wir gewöhnlich annehmen. Vielleicht befand ich mich damals in einer Umgebung, die Ihnen nicht angenehm war? — Heute bin ich in Ihrem Hause als Ihr lieber Gast. Da betrachten Sie mich natürlich mit Wohlwollen."

Rather hatte befürchtet, daß ihm Leonies Besuch manche Unbequemlichkeiten bereiten und seine Gewohnheiten stören werde. Daran dachte er jetzt nicht mehr, sondern er fühlte den lebhaften Wunsch, so oft und so lange als möglich mit ihr zusammen zu sein. Sie sprachen über gemeinsame Bekannte in Mönchberg, über die reichen Kunstschätze dieser Stadt und die verschiedenen Kunstrichtungen, welche sich dort in neuester Zeit geltend machten.

Mit treffenden Worten charakterisirte Leonie die wesentlichen Merkmale derselben und ihre Tendenzen und schilderte die Bedeutung ihrer hervorragenden Vertreter. Sie fällte scharfe, aber richtige Urtheile über die einzelnen Erscheinungen im Kunstleben; denn sie besaß ein feines Verständniß für diese Dinge, eine gute Beobachtungsgabe und große Klugheit.

Rather erbat sich die Erlaubniß, mit ihr die Kunst-Museen Berlins besuchen zu dürfen. Er hatte dabei auf's Neue Gelegenheit, ihre Kenntnisse, ihr Wissen und ihren Verstand zu bewundern.

„Ich habe schon viele schöne Damen kennen gelernt,“ erklärte er ihr, „aber niemals eine Frau, die gleichzeitig so schön und so gescheit war wie Sie, reizende Baronin.“

„Sie machen mich eitel und stolz mit solchen Lobsprüchen, gestrenger Herr Professor. Das ist kein richtiges pädagogisches Princip. — Ich freue mich, daß ich nicht zu Ihren Schülern gehöre.“

„Ich glaube, daß dann die Schülerin bald den Meister zu ihren Füßen sehen würde.“

Leonie maß ihn mit einem erstaunten, halb spöttischen Blick und rief dann aus: „Daß man mit Euch Männern niemals reden kann, ohne daß es zu faden Schmeicheleien kommt! — Von Ihnen hatte ich das nicht erwartet!“

Abends wurde die Oper besucht. Leonie zog die Blicke Aller auf sich, und die Damen und Herren musterten sie durch ihre Operngläser. Rather hielt sich im Hintergrunde der Loge und konnte daher nur von Wenigen gesehen werden. Seine Frau war den Meisten nahezu ebenso fremd wie Leonie, und es war daher schwer möglich, über die Person der schönen Unbekannten Erkundigungen einzuziehen.

Als sie während des Zwischenactes mit Rather im Foyer des Theaters umherwandelte, drängten sich seine Bekannten dazu, ihr vorgestellt zu werden. Darunter befand sich auch Bankier Stanislas, ein ältlicher Junggeselle, der seine Zeit zwischen der Börse und dem Ballet theilte. Er galt als ebenso wohlhabend als gutmüthig und war stets bereit, seinen Freunden und Freundinnen, deren er eine unzählige Menge hatte, gefällig zu sein. Man sagte ihm nach, daß sein Herz von weiblichen Wesen leicht erobert werden könne, seine Leidenschaft aber nur immer kurze Zeit dauere.

Leonie machte auf ihn einen sichtlichen Eindruck. Er gerieth durch ihren Anblick in solche Verlegenheit, daß er nicht einmal die Redensarten, die er für derartige Gelegenheiten vorbereitet hatte, anzubringen vermochte.

Leonie führte das Wort und erläuterte die Vorzüge und Mängel der musikalischen Aufführung. Man gab die Wagner'sche Oper Lohengrin, von der sie jede Note kannte.

„Sie erlauben, daß ich Sie morgen besuche," raunte Stanislas beim Abschiede dem Professor zu.

„Wird dieses Sie mit einem großen oder kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben?" erwiderte ihm dieser lachend. „Doch in jedem Falle sind Sie uns herzlich willkommen."

Stanislas erschien am anderen Tage beim Professor und machte den Damen seine Aufwartung. Leonie bezauberte ihn durch ihre Anmuth und ihren Geist vollständig. Er erzählte ihr von dem Volksleben und den Vergnügungen Berlins und erbot sich, sie damit bekannt zu machen.

Nachmittags war Wettrennen. Da der Professor durch seinen Beruf an dem Besuch desselben verhindert war, so begleitete Stanislas die Damen dorthin. Er holte sie in seiner eleganten, mit Gummirädern versehenen Equipage ab und besorgte ihnen eine Loge, von der aus sie Alles gut sehen konnten.

„Werden Frau Baronin auch das Glück versuchen?" wandte er sich an Leonie. „Ich wette auf Astor. Wenn Sie gestatten, engagire ich Sie auch damit?"

Ehe sie ihn noch daran hindern konnte, war er davon geeilt und hatte für sie gesetzt. Sie war überrascht, als er ihr am Schluß des Rennens eine beträchtliche Summe übergab, die sie angeblich gewonnen hatte.

„Ich danke Ihnen herzlich dafür; aber ich darf das Geld eigentlich nicht annehmen. Nicht ich, sondern Sie haben es gewonnen. — Haben Sie immer solches Glück im Spiel? Ich möchte dann sehr gern unter Ihrer Leitung an der Börse speculiren."

„Ich würde es als ein unfaßbares Glück betrachten, wenn Frau Baronin als Theilnehmerin in meine Firma eintreten wollen."

„Dazu fehlt mir das Wesentliche, nämlich das erforderliche Geld," antwortete Leonie.

„Frau Baronin gebieten über einen Reichthum von Schönheit und Geist. Das ist mehr werth als Gold und Banknoten."

„Läßt sich aber nicht in Ziffern umrechnen, und das ist ja die Hauptsache für Euch Geldmenschen."

„Frau Baronin würden mich nicht so beurtheilen, wenn ich die Ehre hätte, von Ihnen länger gekannt zu sein. — Ich arbeite zwar mit dem Gelde, aber ich liebe es nicht und suche es auf jede Art wieder los zu werden."

Stanislas wiederholte seine Besuche in Rathers Hause. Er übersandte den Damen prachtvolle Blumenbouquets und erwies ihnen alle möglichen Aufmerksamkeiten. Das ungewöhnliche Interesse, welches ihm Leonie einflößte, wuchs mit jedem Tage.

Auf einem gemeinsamen Ausfluge fand er Gelegenheit, ihr seine Gefühle zu gestehen und ihr einen Heirathsantrag zu machen.

„Wir kennen uns gegenseitig noch zu wenig, als daß ich Ihnen darauf eine bestimmte Antwort geben kann," erwiderte sie ihm.

„Aber Frau Baronin weisen mich nicht ohne Weiteres zurück? Sie lassen mich hoffen? — O wie glücklich macht mich das!" —

„Sie sind mir keineswegs unangenehm. Ich halte Sie für einen echten Cavalier und glaube, daß Sie eine Frau glücklich machen werden. Aber lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung! — Und auch Sie brauchen sie. Warten wir bis zum Ende des Trauerjahres!" —

„Tausend Dank, Leonie," rief Stanislas aus und drückte einen Kuß auf ihre Hand. „Und nun gewähren Sie mir noch eine Bitte! Geben Sie mir Ihr Bild als süßes Pfand an diese unvergeßliche Stunde!"

„Sie werden es erhalten, und ich erwarte dafür das Ihrige."

Als Leonie Abends im traulichen Zusammensein mit Rather und seiner Frau von den Erlebnissen des Tages plauderte, brachte sie das Gespräch auf Stanislas und seine Bewerbung.

„Können Sie sich denn entschließen, diesen Mann zu heirathen," fragte sie Rather. „Er ist mindestens 50 Jahre alt und hat stark gelebt, wie sein schon etwas schadhaftes Aeußere zeigt." —

„Ich möchte wissen, ob er wirklich so reich ist, als er sich den Anschein giebt. Bei diesen Bankiers kann man sich darin manchmal arg täuschen."

„Sie denken praktisch, Leonie. Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut."

„Ich bin kein unerfahrenes Mädchen, war schon verheirathet und habe bereits einmal die unangenehme Erfahrung gemacht, in meinen Erwartungen betrogen zu werden. Wenn ich wieder eine Ehe eingehe, so will ich vorher über die finanzielle Lage meines künftigen Gatten vollständig im Klaren sein und wissen, ob er im Stande ist, meine Ansprüche zu befriedigen."

„Wollen Sie Ihr Herz gar nicht zu Rathe ziehen? — Verlangen Sie nicht Liebe von Ihrem Manne? — Und müssen Sie ihn nicht wieder lieben?"

„Reden Sie ernsthaft, Professor? — Vernünftige Leute, wie wir, sollten über solche Albernheiten erhaben sein!"

„Stanislas ist ein Lebemann. Er hält sich Maitressen, und ich fürchte, daß Ihnen dies später manchen Kummer bereiten wird."

„Im Gegentheil, ich würde darüber lachen. Es könnte mir ja nur lieb sein, wenn er mich nicht belästigt und seine eigenen Wege wandelt."

„Also lieben Sie Stanislas nicht?"

Leonie lachte hell auf. „Wie drollig sind Sie mit Ihren ewigen Fragen, ob ich ihn liebe!" sagte sie. „Sie sollten ein Colleg über die Liebe für kleine Backfische lesen!"

„Haben Sie Ihren verstorbenen Gatten geliebt?" fragte Rather weiter.

„Wenn ich nun wahrheitsgetreu antworten soll, so muß ich auch dies verneinen. Ich habe Seldern geheirathet, weil man mir mittheilte, daß er eine gute Partie sei.“

„Haben Sie ihm dies jemals gesagt?“

„Sie werden langweilig, Professor, ich antworte nicht mehr.“

VI.

Leonie trug beim Frühstück, das man im Gartensalon einnahm, eine entzückende weiße Morgentoilette. Aus den an der Seite aufgeschlitzten Aermeln schauten ihre vollen weißen Arme hervor. Rather vermochte seine Augen nicht von ihr wegzuwenden. Er war mit ihr allein, da seine Frau sich unwohl fühlte und deshalb länger zu Bett blieb.

„Sie blicken mich heute ganz verliebt an, Professor. — Was ist Ihnen? — Woran denken Sie?“

„Ich versetze mich im Geiste an die Stelle des Glücklichen, dem es einst vergönnt sein wird, diese Arme zu küssen.“

„Wenn Ihnen das Vergnügen macht, so thun Sie es doch!“ antwortete sie.

Rather bedeckte ihre Arme und Hände mit zahllosen Küssen und hörte damit erst auf, als das Stubenmädchen die Meldung brachte, daß die Frau Professorin bald erscheinen werde.

„Welches Feuer besitzen Sie, lieber Rather,“ sagte Leonie, nachdem sich das Mädchen wieder entfernt hatte. „Ihre Küsse brennen mir ganz heiß auf den Armen. Schauen Sie nach! Ich glaube, daß sie geröthet worden sind.“

Rather folgte ihrer Aufforderung und begann auf's Neue, sie zu liebkosen. Er küßte ihren wundervollen Nacken, ihre Wangen und Lippen und schloß sie in seine Arme.

Sie entwand sich denselben und sagte: „Höre auf! denke an Deine Frau! Beherrsche Dich! Sie darf Nichts merken!“

Wenige Minuten später trat Frau Rather in's Zimmer. Leonie eilte ihr entgegen und küßte sie. „Wie blaß Sie heute ausschauen, mein theures Mamachen! haben Sie schlecht geruht? Darf ich Ihnen heute Abend eines von den ausgezeichneten Schlafpulvern geben, die ich für die Reise mitgenommen habe?“

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, mein gutes Kind! Ich vermeide es gern, mir auf künstliche Weise Schlaf zu verschaffen. Das Nervensystem leidet darunter. — Wir wollen heute Abend in's Theater gehen und nachher Bier trinken. Das wird mich ermüden.“

„Sorgen Sie nur für Ihre Gesundheit! Sie sind das Ihnen und uns schuldig.“

„Ach, wie fühle ich mich wohl bei Euch!“ sagte Leonie, als der Professor, welchen die Pflicht in die Universität rief, sich von den Damen verabschiedet hatte. „Ihr behandelt mich wie Euer Kind. Niemals in meinem Leben fand ich solche aufrichtige Herzlichkeit. Mir ist, als wäre ich bei Euch zu Hause.“

„Sie verdienen unsere Liebe und beglücken uns durch Ihre Anwesenheit.“

„Würden Sie mir eine große Bitte erfüllen, meine süße Mama?“ sagte Leonie, indem sie sich zu den Füßen der Frau Rather niederließ. „Nennen Sie mich Du! Ich werde dann träumen, daß es meine verewigte Mutter ist, die durch Sie zu mir spricht.“

„Von Herzen gern, liebe Leonie,“ erwiderte Frau Rather und umarmte sie. „Gebrauche auch mir gegenüber das vertrauliche Du!“

„Du bist ein Engel von Güte, meine herzige Mama. — Jetzt habe ich wieder eine Mama,“ rief Leonie aus und tanzte vor Freude im Zimmer herum.

Frau Rather lachte, als sie ihren Jubel sah, und sagte: „Bleibe nur immer so gut und kindlich, wie jetzt. Dann müssen Dich alle Menschen gern haben.“

„Glaubst Du, daß der Herr Professor auch so denkt? Er ist so ernst und streng, daß ich mich fast vor ihm fürchte.“

„Er ist mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt und zuweilen mit seinen Gedanken fern von Gesprächen, die geführt werden. — Uebrigens kann er auch recht lustig sein und freut sich über ein schönes Gesicht, wie das Deine.“

„Bisher hat er mir das noch nicht gezeigt. Ich habe manchmal die Empfindung, als ob ich ihm lästig sei.“

„War er unfreundlich gegen Dich? Er ist zuweilen etwas schroff in seinem Benehmen, aber er meint es gut. Ich will übrigens mit ihm sprechen, damit er Dir gegenüber galanter wird.“

„O bitte, Mama, thue das nicht!“

Der Professor war den ganzen Tag über beschäftigt. Er erschien nur auf kurze Zeit beim Mittagsmahl und begab sich dann wieder zur Universität, wo er Prüfungen abhalten mußte. Noch niemals war er in so heiterer Stimmung gewesen wie an diesem Tage. Die Examinanden fanden in ihm einen nachsichtigen Beurtheiler ihrer Leistungen und erhielten ohne Ausnahme gute Zeugnisse.

Es war verabredet worden, daß er mit den Damen im Theater zusammentreffe. Man spielte dort Ibsens tragische Dichtung: Rosmersholm, in welcher eine schlaue Intrigantin den Frieden einer Ehe vernichtet, die Frau zum Selbstmord treibt, den Mann unterjocht, aber als sie ihr Ziel erreicht hat, nicht den Muth findet, die Frucht ihres Sieges zu genießen, und mit ihrem Geliebten den Tod sucht.

„Glaubst Du, Mama, daß solche Dinge im Leben vorkommen?“ wandte sich Leonie an Frau Rather.

„Ich weiß es nicht, ob es Menschen giebt, die so schlecht sind, wie die Heldin dieses Stückes,“ erwiderte sie.

„Die Verworfenheit ihres Charakters wird erklärt durch ihre abenteuerliche harte Vergangenheit und durch die Niederträchtigkeit der Menschen, mit denen sie im Verkehr war, und gemildert und gesühnt durch das Erwachen einer wahren selbstlosen Leidenschaft, die ihr gebietet, auf den geliebten Mann zu verzichten, um ihn vor der Verachtung zu bewahren, welche er durch die Verbindung mit ihr auf sich laden würde,“ docirte der Professor.

„Mir machen sämmtliche Personen den Eindruck geistiger Unreife oder krankhafter Entartung. Der Pastor Rosmer ist ein erbärmlicher Schwächling ohne eigenen Willen. Das ist kein Mann, den eine vernünftige Frau achten und lieben kann. Seine Frau war ohne Zweifel wahnsinnig, als sie sich das Leben nahm, und die Rebekka West, die intrigante Person, ist entweder sehr einfältig oder durch ihren Aufenthalt in Rosmersholm ebenfalls verrückt geworden, wenn sich die Schlußkatastrophe des Stückes vollzieht,“ erklärte Leonie. „Der Dichter hat die Studien dazu in einem Asyl für Nervöse, wie man jetzt die Irrenanstalten nennt, gemacht. Ich finde die ganze Geschichte abgeschmackt.“

Am anderen Tage folgte man der Einladung zu einem Diner bei einer befreundeten Familie; nur Frau Rather blieb zurück, da sie ihre Abneigung gegen große Gesellschaften nicht überwinden konnte. Stanislas war auch da und führte Leonie zu Tisch. Rather saß ihnen gegenüber.

Scherze und launige Reden würzten das Mahl und brachten eine heitere Stimmung hervor. Leonie bildete wie immer den Mittelpunkt, und Alle waren von ihr entzückt.

„Frau Baronin müssen in Berlin bleiben,“ sagte einer der Anwesenden. „Sie würden in kurzer Zeit die Königin unserer Gesellschaft sein.“

„Berlin wird dadurch ein Juwel gewinnen, wie es keine Stadt der Welt besitzt,“ flüsterte ihr Stanislas zu.

„Vorläufig handelt es sich nur darum, ob ich meinen jetzigen Aufenthalt noch um einige Tage verlängern darf,“ erwiderte Leonie, „und das hängt von meinem strengen Herrn Pflegevater ab.“

„Ich werde von den mir durch diese öffentliche Erklärung übertragenen Rechten Gebrauch machen,“ sagte Rather, „und verbiete meiner Tochter die Abreise.“

„Die Gesellschaft votirt Ihnen hiermit ihren Dank,“ hörte man mehrere Stimmen rufen.

Stanislas erhob sein Glas und brachte einen Toast auf das Wohl des Professors aus, der ihm noch niemals so verehrungswürdig erschienen sei, wie in seiner neuen Würde.

Als das Diner beendet war, führte Rather Leonie nach Hause. Unterwegs machte er ihr den Vorschlag einer Spazierfahrt in den Thiergarten, um frische Luft zu schöpfen. Er sehnte sich darnach, mit ihr allein zu sein und ungestört sprechen zu dürfen.

„Wissen Sie, Leonie, daß mir der Gedanke an Ihre Abreise entsetzlich ist? Es ist mir zu Muth, als ob ich aus dem Himmel vertrieben werden soll. Mein Haus wird verödet und traurig sein, wenn Sie nicht mehr hier sind. Ich werde Sie überall vermissen."

„Sie haben es früher ertragen und werden sich wieder daran gewöhnen, lieber Freund."

„Bevor ich Sie kennen lernte, wußte ich nicht, welche Fülle von Menschenglück es auf der Erde giebt."

„Das Glück wird erhöht, wenn es nicht zur alltäglichen Gewohnheit herabsinkt. Menschen, die immer zusammenleben, werden einander bald überdrüssig."

„Ich werde niemals aufhören, Sie zu lieben und anzubeten."

„Es wird mir die theuerste Erinnerung an meinen hiesigen Aufenthalt sein, in Ihnen einen wahren und aufrichtigen Freund gewonnen zu haben."

„Mehr als das. Ich bin Ihr Sklave, der Ihnen dankbar ist für jeden Blick aus Ihren Augen, für jedes Wort aus Ihrem Munde. Leonie! Sie füllen mein ganzes Innere aus. Ich habe für nichts Anderes Interesse und denke nur immer an Sie."

„Und Ihre Frau, der Sie Treue geschworen haben? — Und die Wissenschaft, die von Ihnen noch Vieles erwartet?" —

„Was ist das Alles gegen Dich, Du göttliches Weib? Was bedeutet mein ganzes vergangenes Leben gegen dasjenige, welches ich vor mir sehe?" —

„Wozu soll dies führen? Was soll daraus werden?" —

„Ich weiß es selbst nicht; aber das weiß ich, daß das Leben für mich keinen Werth hat, wenn ich Dich nicht zuweilen sehen und in Deiner Nähe weilen darf." —

„Dann müssen Sie mich halt wieder zum Besuch einladen oder zu mir nach Mönchberg kommen," sagte Leonie mit halbversteckten Spott.

Frau Rather lag auf der Ottomane und las in einem neuen französischen Romane, als ihr Gatte und Leonie zurückkehrten.

„Ihr habt lange Zeit auf Euch warten lassen. Hat das Diner bis jetzt gedauert?" fragte sie die Ankommenden.

„O nein, Mama," sagte Leonie und küßte ihr die Hand. „Ich hatte in Folge der Hitze im Speisesaale und vielleicht auch des genossenen Weines Kopfschmerzen bekommen und bat deshalb den Herrn Professor, mit mir eine Spazierfahrt in den Thiergarten zu machen."

„Um diese Zeit? Da war es ja schon finster und menschenleer." —

„Ich habe mich nicht gefürchtet, liebe Mama," sagte Leonie mit unschuldsvoller Miene.

„Frau Rather sah ihren Mann lächelnd an und sprach: „Ist sie nicht ein allerliebstes Kind?“ —

Die Tage vergingen in fröhlicher Ungezwungenheit. Einladungen folgten sich. Man besuchte Gesellschaften, Theater, Concerte und andere Unterhaltungen. Endlich mußte Leonie an ihre Heimreise denken, da sie sich nach ihrem Kinde sehnte und von der Sorge gequält wurde, daß ihre Schwiegermutter sie tadeln werde, wenn sie noch länger abwesend blieb.

„Ich werde niemals vergessen, wie gut Ihr gegen mich seid,“ sagte sie, als man am letzten Abend traulich zusammensaß und der rasch verflossenen Stunden gedachte. „Ich wünschte, ich könnte immer hier bleiben. Ich würde alle meine Gedanken, Pläne und Hoffnungen Dir, meiner herzensguten Mama, mittheilen und Deine Rathschläge und Wünsche in allen Dingen befolgen,“ wandte sie sich an Frau Rather.

„Und für mich haben Sie kein Wort der Anerkennung?“ warf der Professor ein.

„Gewiß. Ich gebe Ihnen das Zeugniß, daß Sie der gewissenhafteste Pflegevater waren, den ich mir wünschen konnte,“ scherzte Leonie.

„Warum soll dieses Verhältniß nicht fortdauern? — Ich wäre stolz auf eine solche Tochter und werde die übernommenen Pflichten treu erfüllen. — Aber dann beanspruche ich ebenfalls das Vorrecht der vertraulichen Ansprache, wie es meine Frau besitzt,“ meinte Rather.

„Wenn Mama das erlaubt,“ antwortete Leonie mit einem fragenden Blick, — „von Herzen gern.“ —

Rather umarmte sie und küßte ihre Stirne.

„Ich begrüße Dich also als meine Tochter,“ sagte er.

„Mein braves Väterchen! Wirst Du auch immer artig und nicht streng mit mir sein?“ erwiderte sie und streichelte ihm dabei schelmisch den Bart.

Am folgenden Tage verließ Leonie Berlin. Das Eisenbahncoupé, in welches sie einstieg, wurde durch den reichen Blumenflor, den man ihr mitgab, in einen Blumengarten verwandelt. Ihre Freunde und Bekannten winkten ihr freundliche Abschiedsgrüße zu, bis der Zug den Blicken entschwand.

V.

Leonie sandte sofort nach ihrer Ankunft in Mönchberg ein langes Dankschreiben an Rather und seine Frau ab. Zwischen ihnen entwickelte sich bald eine rege Correspondenz, die von allen Seiten mit Eifer geführt wurde. Frau Rathers Briefe an Leonie athmeten eine aufrichtige mütterliche Zärtlichkeit, während ihr Mann einen Ton anschlug, der die Mitte zwischen der Leidenschaft des Liebhabers und dem Wohlwollen des Vaters einhielt. Leonies Antworten waren klug durchdacht und abgemessen und

sagten Jedem der Beiden das, was sie hören wollten, ohne die Briefschreiberin nach irgend welcher Richtung zu binden oder bloßzustellen.

Rathers Liebe zu Leonie wurde dadurch mehr und mehr angefacht. Er konnte die Sehnsucht, sie wiederzusehen, kaum noch bezwingen. Da wollte es ein Zufall, daß er genöthigt wurde, nach Mönchberg zu reisen; er wurde von seiner Regierung beauftragt, sie bei den Conferenzen über die Reform des Geschichtsunterrichts, welche dort stattfanden, zu vertreten.

Noch niemals war ihm eine Eisenbahnfahrt so lang erschienen, wie die bis Mönchberg. Er ärgerte sich über jede Station, in welcher angehalten wurde, und konnte kaum den Augenblick erwarten, in dem er Leonie wiedersehen werde. Er malte sich den Willkommen von ihr in berückenden Farben aus — und lächelte über sich selbst, weil er schwärmte, wie ein junger Student.

Endlich war Mönchberg erreicht. Kaum nahm er sich die Zeit, um sich in dem Gasthofe, in dem er abstieg, von den Strapazen der Reise zu erholen. Die Ungeduld trieb ihn noch in später Abendstunde zu Leonie.

Sie hatte ihn erwartet und empfing ihn mit ausgebreiteten Armen. Er schloß sie an sein Herz und wollte nicht aufhören, sie an sich zu pressen und zu küssen. „Wie der Hirsch lechzt nach der Quelle, so dürstete meine Seele nach Dir, Leonie," sagte er mit den Worten des Hohen Liedes.

„Ich freue mich sehr, daß Du mich nicht vergessen, daß Du mich noch gern hast," erwiderte sie und sah ihm mit ihren großen Augen voll und innig in's Antlitz.

„Wie magst Du das denken? — Ich habe von Dir geträumt bei Tage und bei Nacht."

„Ihr habt in Berlin viel schönere Damen als ich."

„Giebt es ein Weib, das neben Dir genannt werden kann? Kann ein Bild, wie das Deine, jemals verwischt werden in der Erinnerung? Wer Dich gesehen hat, der ist kalt und unempfänglich für die Reize anderer Frauen. Man betet zu Dir allein, Du Göttin, und treibt keinen Götzendienst."

Leonie führte Rather in's Schlafzimmer ihres Kindes. Der kleine Emil, ein allerliebster Knabe von fünf Jahren, mit schwarzen Locken, die ihm in die Stirne fielen, schlummerte in seinem Bett. Ein liebliches Lächeln verklärte sein Angesicht. Vielleicht besuchte ihn sein verstorbener Vater im Traum und spielte mit ihm, wie ehedem? —

„Gefällt er Dir?" fragte Leonie den Professor.

„Ist er nicht Dein Kind? Muß ich ihn nicht lieben, weil ich Dich liebe?" entgegnete er.

„Man sagt allgemein, daß er nicht meinem Manne, sondern mir gleicht."

„Auch ich finde diese Aehnlichkeit heraus. Das wird ihm eine gute Empfehlung für die Zukunft sein."

Sie verließen mit leisen Schritten das Zimmer, um den Schlafenden nicht zu erwecken. Dann unterhielten sie sich noch eine Weile; sie sprachen

von dem, was sie seit ihrer Trennung erlebt hatten, von den Personen, welche Leonie in Berlin kennen gelernt hatte, von Stanislas, dessen Briefe Anfangs glühend gewesen und allmählich kühler geworden waren, von Frau Rather und ihren Eigenthümlichkeiten und den Feindseligkeiten, welche Leonie angeblich von ihrer Schwiegermutter erdulden mußte. —

Rather verbrachte jede Stunde, welche ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, bei Leonie. Er betrachtete sie mit Entzücken, wenn sie als pflichttreue Mutter für die kleinen Bedürfnisse ihres Lieblings Sorge trug, ihm bei Tisch das Fleisch vorschnitt und lehrte, wie er Messer und Gabel gebrauchen solle, wenn sie ihm Märchen und Sagen erzählte, eine schadhafte Stelle seiner Beinkleider ausbesserte oder Strümpfe stopfte oder ihm half, mit den Steinen des Baukastens Schlösser und Festungen zu errichten.

Emil hatte von seiner Mutter die körperlichen Vorzüge, von seinem Vater das Gemüth und den Geist geerbt. Er gab zuweilen überraschende Proben seines Verstandes und zeigte einen Lerneifer, wie er bei Kindern seines Alters selten ist. Leonie erklärte, daß sie kaum im Stande sei, alle Fragen, die er an sie richte, zu beantworten.

Rather gewann die Zuneigung des Knaben durch kleine Geschenke, die er ihm mitbrachte, vor Allem aber dadurch, daß er sich viel mit ihm beschäftigte und an seinen kindlichen Spielen theilnahm. Er ließ ihn auf seinen Knieen wiegen und auf seinen Schultern reiten und sprang in den Zimmern herum, wie ein junges Füllen.

„Was würden Deine Studenten sagen, wenn sie ihren ernsten Professor mit solcher Jugendlichkeit umhertollen sehen würden?" scherzte Leonie.

„O, Mama! Das Reiten ist wunderschön. Der Professor soll immer bei uns bleiben! Ich will alle Tage auf ihm reiten," rief Emil von oben herab.

„Ich glaube nicht, daß er dieses verlockende Engagement annehmen wird," lachte Leonie.

„Mama! Du mußt auch einmal reiten," fuhr Emil fort. „Ich bitte Dich," wandte er sich an den Professor, „laß meine Mama auf Dir reiten!"

„Emil ist gewohnt, mir von allen Süßigkeiten, die er erhält, zu reichen; daher dieses Anerbieten," erläuterte Leonie seine Worte. „Doch in diesem Falle muß ich wirklich darauf verzichten, mein guter Junge! Du magst Dein Vergnügen allein genießen." —

Rather und Leonie unterhielten sich köstlich bei den Ausbrüchen ungeheuchelter Freude, welche Emil äußerte. Er verlangte stets neue Ueberraschungen, eine beständige Abwechselung in dem Vergnügungsprogramm, welches der Professor für ihn ersinnen mußte.

„Emil ist sehr anspruchsvoll," sagte Leonie. „Das ist ein Charakterzug, den er von mir hat. — Setze ihn auf die Erde, wenn er Dir lästig wird!"

„Laß ihn nur! Es macht mir Spaß, mit ihm wieder Kind zu sein. Wie viele Jahrzehnte sind vergangen, seitdem ich das war! — Ich selbst hatte, wie Du weißt, niemals das Glück, ein Kind zu besitzen. Welche Glückseligkeit muß es sein, Vater eines solchen unschuldigen Wesens zu sein! — Möchtest Du wieder einen Papa haben, lieber Emil?" fragte er diesen.

„O ja! Aber nur Dich; denn Dich habe ich lieb, und Du bist gut. Dann wollen wir auch miteinander Räuber und Soldat spielen," antwortete der Knabe und schlang seine Arme um den Hals des Professors.

„Das Kind bringt mich durch seine Bekenntnisse in Verlegenheit," meinte Leonie und erröthete.

„Aus ihm spricht das Schicksal," erwiderte Rather mit nachdenkender Miene.

Leonies Haushalt war einfach und bescheiden; sie führte eine Tafel, wie in dem Hause eines kleinen Bürgers. Dagegen hatte sie eine prachtvolle Wohnung von elf Zimmern in einem palastähnlichen Gebäude inne, und ihre Toiletten und Schmuckgegenstände füllten eine große Anzahl von Schränken aus.

„Man nennt mich eine Verschwenderin," sagte sie, als sie eines Abends mit Rather am Kamin saß. „Kann man anspruchsloser leben als ich? Ich verbrauche für mein Hauswesen nicht soviel, wie die Wittwe eines kleinen Beamten. Ich halte ein einziges Dienstmädchen, welches die Küche besorgt und die Wohnung reinigt; die Functionen des Stubenmädchens und Kindermädchens versehe ich selbst. Meine reichen Toiletten, meine Kleider und Brillanten stammen aus der Zeit, da mein Mann noch lebte; denn seit dessen Tode habe ich nur das, was unumgänglich nothwendig war, gekauft. Meine Wohnung ist allerdings für meine Bedürfnisse zu groß, und ich benutze nur einen Theil der Zimmer; aber ich bezahle dafür einen sehr geringen Miethzins, da mein verstorbener Mann, als er das Haus erbaute, in dem ich wohne, diese Ermäßigung für sich und seine Familie ausbedungen hat."

„Die Leute beurtheilen Dich nach dem blendenden Glanz, den Du nach außen entfaltest. Würden sie Dein Walten als Mutter und Hausfrau kennen, so würden sie gerechter gegen Dich sein," entgegnete Rather.

„Man hält mich für eine Modedame, deren ganzes Sein und Wesen in dem hohlen Flitterstaat des gesellschaftlichen Treibens aufgeht. Und wie oft fühle ich mich durch diese Welt des Scheines, in der Jeder den Andern belügt und betrügt, angewidert und angeekelt! Ich würde gern darauf verzichten, wenn ich ein Heim fände, welches mir Ruhe und Zufriedenheit bietet."

„Du darfst nicht zur Hausmagd herabsinken. Du bist zur Königin geboren. Wer wie Du das Ideal der Schönheit darstellt, ist verpflichtet, die Mitmenschen durch seinen Anblick zu erfreuen und zu erheben."

„Würdest Du auch so sprechen, wenn Du mein Gatte wärest?“ fragte Leonie scherzend.

„Vielleicht; denn ich dürfte nicht verlangen, daß Du die Huldigungen, an welche Du gewöhnt bist, entbehrst, und ich würde stolz sein, wenn Du gefeiert wirst, wie Du es verdienst,“ erwiderte Rather.

„Würdest Du nicht eifersüchtig werden, wenn andere Männer mich umschwärmen und mir Schmeicheleien sagen?“ fragte Leonie weiter.

„Wer eifersüchtig ist, traut der Geliebten eine niedrige Handlungsweise zu. Die Eifersucht ist eine schwere Beleidigung des geliebten Wesens, weil sie den Verdacht enthält, daß dasselbe untreu und falsch sei.“

„Man behauptet aber, daß nur derjenige wirklich liebt, der eifersüchtig wird.“

„Die wahre, aufrichtige Liebe stützt sich auf Achtung und Vertrauen. Wo diese vorhanden sind, da ist die Eifersucht unmöglich.“

„Du entwickelst eine große und edle Auffassung, wie sie bei Euch Männern selten ist.“

„Ich bin kein stürmischer Jüngling, der ohne Ueberlegung handelt, sondern ein gereifter Mann, der ein langes Leben hinter sich hat und die Menschen kennt.“

„Ich spreche am liebsten mit Männern Deines Alters; von ihnen kann man Etwas lernen. Die albernen Redensarten der jungen Herren verachte und verabscheue ich,“ meinte Leonie.

„Aber eine innige Zuneigung wirst Du doch niemals zu einem Manne fassen, der um zwanzig Jahre älter ist als Du?“ warf der Professor ein.

„Weshalb nicht? Hältst Du mich für so oberflächlich und einfältig, daß ich mich durch die äußere Erscheinung des Mannes in meiner Wahl bestimmen lasse? Nach meiner Ansicht verdient der Mann erst, wenn er das vierzigste Lebensjahr überschritten hat, beachtet zu werden.“

„Erscheint in Deinen Augen die Frische der Jugend nicht reizvoller als ein Antlitz, auf dem sich bereits die Falten des Alters zeigen?“

„Ich will keinen faden Gecken, sondern einen Mann, an dem ich mit Achtung und Bewunderung emporschauen kann. Ich verlange, daß er mir an Geist und Verstand überlegen ist, damit er mir ein Führer durch das Leben wird.“

„Könntest Du Dich entschließen, meine Gattin zu werden?“ fragte Rather plötzlich, nachdem er eine Weile in tiefes Sinnen versunken gewesen war.

„Aber, lieber Freund! Was fällt Dir ein? Hast Du denn vollständig vergessen, daß Du bereits verheirathet bist?“ rief Leonie im Tone scheinbarer Verwunderung.

„Ich weiß sehr wohl, aber es muß einen Ausweg geben. Hier winkt mir ein ungeahntes Glück. Und ich sollte nicht darnach trachten, es zu erringen? Leonie! Ich muß Dich haben, Dich mein nennen — und ich werde Dich mir erkämpfen.“

Rather war heftig erregt, als er dies sprach, und seine Stimme zitterte. Leonie faßte seine Hand und sagte: „Beruhige Dich, mein lieber Freund! Du bist von dem günstigen Eindruck, den ich, ohne es zu wollen, auf Dich gemacht habe, in diesem Augenblicke benommen. Gönne Dir Zeit, um Alles durchzudenken, was Du thun willst! Handle nicht voreilig! Sprich mit Niemandem über Dein Vorhaben! Schweige gegen Jedermann, vor Allem Deiner Frau gegenüber, damit sie kein Mißtrauen schöpft!"

Sie entzog sich rasch seinen Umarmungen und verabschiedete ihn. Als er am folgenden Tage wieder anfing, von seinen Absichten zu reden, brach sie das Gespräch kurz ab und bot ihm keine Gelegenheit, später nochmals darauf zurückzukommen.

Bald nachher war er genöthigt, Mönchberg zu verlassen, da die ihm übertragene Mission beendet war. Er kehrte nach Berlin zurück, ohne von Leonie eine bestimmte Antwort auf seinen Antrag erhalten zu haben.

VI.

Nach einigen Tagen erhielt Frau Rather von Leonie folgendes Schreiben:

„Liebe Mama!

Herzlichen Dank für die freundlichen Grüße, welche mir Dein Mann überbracht hat. Leider wurde er während seines hiesigen Aufenthalts durch die Berathungen mit seinen Collegen derartig in Anspruch genommen, daß er mich nur selten besuchen konnte. Ich habe mich dann nach Kräften bemüht, ihn zu zerstreuen, glaube aber kaum, daß es mir gelungen ist. Was vermag auch eine einfache, unwissende Frau, wie ich, einem gelehrten Herrn, wie der Professor, zu bieten?

Besonderes Vergnügen hat es ihm bereitet, mit meinem Kinde zu spielen. Emil erinnert sich stündlich daran und ist dem Herrn Professor sehr dankbar dafür.

Indem ich hoffe, daß auch Du bald einmal wieder nach Mönchberg kommen wirst, bitte ich Dich, mich lieb zu behalten und zuweilen zu denken an Deine Dich grenzenlos verehrende Leonie."

Um dieselbe Zeit schrieb der Professor an Leonie:

„Angebetete Leonie!

Wieviel habe ich Dir zu sagen, und doch könnte ich Alles in die wenigen Worte zusammenfassen: Ich liebe Dich.

Ich möchte es laut in die Welt schreien, damit es Jedermann weiß, welches überschwängliche Glück mir zu Theil geworden ist. Welche Veränderung ist mit mir vorgegangen? Was hast Du aus mir gemacht? Ich bin ein anderer Mensch geworden. Ich erkenne mich selbst nicht

mehr. Es ist mir, als sei ich in einem Traume befangen oder von einem Zauber gebannt.

Die Zauberin bist Du, Du unbegreifliches Wesen! Vergeblich frage ich mich, was es ist, das Dir diese unheimliche Macht über mich giebt. Ist es die unvergleichliche Schönheit Deiner äußeren Erscheinung? Sind es die klassischen Formen Deines herrlichen Körpers, welche der Platonischen Welt der Ideale entnommen zu sein scheinen? Oder Deine großen fragenden Augensterne, aus denen ein geheimnißvolles Feuer hervorleuchtet? Oder sind es Dein Geist, Dein Witz, Deine Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, Deine Talente und Kenntnisse, die ich an Dir bewundere? Ich glaube, daß dies Alles zusammenwirkt, um Dich mir als das begehrenswertheste Weib erscheinen zu lassen, das auf dieser Welt lebt.

Meine wissenschaftlichen Arbeiten schreiten nicht fort; denn ich habe kein Interesse mehr daran. Mich beseelt nur ein Gedanke: der Gedanke an Dich. Du hast meine Zukunft in der Hand. Du vermagst mir Leben oder Tod zu geben.

Verzeihe mir das offene Bekenntniß meiner Gefühle und habe Mitleid mit Deinem armen Freunde!"

Aehnliche Briefe empfing Leonie vom Professor in großer Anzahl. Sie behandelten fast stets denselben Gegenstand, nämlich die glühende Leidenschaft, die er für sie gefaßt hatte, und enthielten Liebesbetheuerungen und Schwüre ewiger Treue.

Leonie nahm dieselben an und las sie mit jener befriedigenden Genugthuung, welche das Gelingen eines wohldurchdachten Planes verschafft. Sie antwortete mit einer vorsichtigen Zurückhaltung. Sie erklärte, daß ihr die Empfindungen Rathers Freude bereiteten, und ließ ahnen, daß sie im Grunde ihres Herzens seine Liebe erwidere, aber durch die bestehenden Verhältnisse genöthigt werde, ihre Gefühle zu unterdrücken. Dadurch erreichte sie, daß der Professor in dem Vorhaben, sich von seinen ehelichen Fesseln zu befreien, bestärkt wurde, während sie ihrerseits keine Verpflichtungen ihm gegenüber übernahm und sich die Möglichkeit, ihn abzuweisen, wahrte. Außerdem konnten ihre Briefe, wenn sie zufällig in die Hände seiner Frau geriethen, als Beweise einer edelmüthigen Opferwilligkeit geltend gemacht werden.

Mit Frau Rather correspondirte sie während dieser Zeit ebenfalls fleißig. Sie theilte ihr die Neuigkeiten von Mönchberg mit und erzählte von ihren Erlebnissen. Frau Rather war ihr dafür dankbar und rühmte die natürliche Offenheit ihres Charakters.

So vergingen die Wintermonate, und der März kam heran. Leonie hatte längere Zeit an einem heftigen Bronchialkatarrh gelitten, und der Arzt verordnete ihr eine Reise nach dem Süden. Frau Rather war zu

ihr geeilt, um bei ihrer Pflege behilflich zu sein; sie wohnte bei Leonie und verweilte daher fast den ganzen Tag in ihrer Nähe. Durch den beständigen Verkehr wuchs ihre Zuneigung, da Leonie bestrebt war, sich stets in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen, und Alles vermied, was einen Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit erwecken konnte.

Da der Professor und seine Gattin für die Osterferien einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Italien planten, so wurde Leonie eingeladen, sich ihnen anzuschließen, um im sonnigen Süden die Spuren der überstandenen Krankheit zu tilgen.

Die beiden Damen reisten über Wien, wo sie mit dem Professor zusammentrafen, nach Triest. Dort wurde einer der überseeischen Dampfer des österreichischen Lloyd bestiegen und die Fahrt nach Corfu angetreten.

Das Wetter war prachtvoll, die Luft klar und rein, und eine milde Frühlingssonne verbreitete eine angenehme Wärme und gestattete den Aufenthalt auf dem Verdeck. Das Meer war spiegelglatt, das Schiff groß, geräumig, vortrefflich gebaut, bequem eingerichtet und mit allem Comfort versehen und ging leicht und rasch seinem Ziele zu.

Die Zahl der Mitreisenden war gering, da um diese Jahreszeit nur wenige Personen nach dem Orient gehen. Die kleine Gesellschaft der Passagiere der ersten Kajüte lernte sich rasch kennen; sie bestand aus zwei jungen Archäologen, welche nach Athen fuhren, um dort Studien zu machen, einem in Alexandria lebenden deutschen Kaufmann, der seine Heimat besucht hatte und wieder nach Egypten zurückkehrte, einem reichen Russen, welcher an der Schwindsucht zu leiden glaubte und deshalb seit Jahren fast immer auf der See war, einem griechischen Arzt, der in Wien seine medicinischen Studien vollendet hatte, und mehreren Geschäftsleuten aus Triest, die sich von den Uebrigen fern hielten. Dazu gesellten sich bei Tisch die beiden Kapitäne und der Arzt des Schiffes, welche auf die Fragen der Reisenden bereitwillig Auskunft gaben.

Frau Rather und Leonie waren die einzigen Damen an Bord, und die Letztere erregte auch hier durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit die Bewunderung Aller. Sie trug auf dem Clavier des Salons einzelne Bruchstücke aus heiteren Operetten vor, die sie im Gedächtniß hatte, sang schottische Volkslieder, die durch den weichen Schmelz ihrer Stimme eine große Wirkung hervorbrachten, jodelte, lachte, pfiff, tanzte und riß Alle zur ausgelassenen Lustigkeit hin. Die Schiffs-Offiziere erklärten, daß sie noch niemals eine so heitere Gesellschaft von Passagieren auf dem Schiffe gehabt hätten, als auf dieser Fahrt, und bedauerten, daß Leonie dasselbe schon in Corfu verließ.

Die Insel Corfu ist ein kleines Paradies auf Erden. Der Boden besitzt eine überquellende Fruchtbarkeit, und die Landschaft gleicht im Frühling einem blühenden Garten. Breite, zerklüftete Oelbäume in wunderlichen

Formen, Orangen-Haine mit ihren goldfarbigen Früchten, Weingehänge, Agaven und Cacteen bieten dem Auge ein wechselvolles Bild.

Bewaldete Anhöhen und Berge umsäumen das Eiland und fallen an einzelnen Stellen in schroffen, wildromantischen Felsenpartien zum Meere ab. Der Insel gegenüber breitet sich die Küste Albaniens mit ihren weiten Jagdtriften und schneebedeckten Bergen aus, während gegen Süden die Inseln Paxos und Antipaxos den Horizont begrenzen.

Der Professor hatte in dem am Schloßplatze gelegenen großen Hotel Zimmer bestellt. Man machte täglich Ausflüge zu Fuß und zu Wagen, durchstreifte die Insel nach allen Richtungen, besuchte die berühmten Aussichtspunkte, vor Allem das Feenschloß von Gasturi, wo die ewig jugendliche Kaiserin von Oesterreich in stiller Einsamkeit ihren früh verstorbenen Sohn beweint, die Anhöhe von Pelleka, die Myrten und Orangen von Benizza, den im Meere liegenden Felsen von Pontikonisi, den man für das versteinerte Schiff des Odysseus hält, mit seinem kleinen Kloster, wo schmutzige griechische Mönche einen süß schmeckenden Wein verschenken, und die Klippen von Paläokastrizza.

Die Tage des Aufenthaltes in Corfu verflogen rasch. Nur ungern entschloß man sich zur Weiterreise. Leider war das Schiff, ein kleiner italienischer Dampfer, welcher bis Brindisi benutzt wurde, überfüllt und enthielt keine Separat-Cabinen. Da Frau Rather und Leonie nicht Lust hatten, den allgemeinen Schlafraum für Damen zu benutzen, so zog man es vor, auf dem Deck zu bleiben, umsomehr, als die Nacht ziemlich mild war. Leonie lehnte sich an den Professor an, der sie mit seinen Armen umschlungen hielt. Sie schlief allmählich ein und ruhte an seiner Brust. Frau Rather hatte sich abseits davon in der Nähe der Maschine einen Sitz gewählt.

Bald nach Mitternacht traf man in Brindisi ein, von wo die Reise mit der Eisenbahn nach Tarent fortgesetzt wurde.

Dieser „lachende Erdenwinkel", wie ihn der römische Dichter Horaz nennt, ist wie geschaffen zur behaglichen Ruhe und zum Genuß. Der entzückende Golf mit seinem Reichthum an wohlschmeckenden Fischen, seinen Schalthieren und Austern, die an Güte den englischen gleichen, die vollsaftigen Gemüse und Früchte, welche die Gegend zeitigt, versorgen die Tafel mit seltenen Leckerbissen. Die Spaziergänge am Meere entlang und durch die Stadt, der Besuch der Kirchen und das Volksleben, welches zum Theil einen griechischen Charakter trägt, bietet ebenso viel Unterhaltung wie Belehrung.

Man fuhr dann nach Salerno, wo einst die älteste medicinische Schule Europas blühte, besuchte die Tempelruinen von Pästum, die wie Zeugen einer sagenhaften Vorzeit in die lebensvolle Gegenwart hineinreichen, und nahm endlich einen längeren Aufenthalt in Amalfi.

Wem geht das Herz nicht auf, wenn er diesen lieblichen Fleck Erde

erblickt, wo die Natur alle ihre Reize entfaltet? — Leute, welche die ganze Welt gesehen und die schönsten Punkte derselben kennen gelernt haben, bekennen rückhaltlos, daß Amalfi nirgends seines Gleichen hat.

Es war Vollmond, als unsere Reisenden dort ankamen. Die Abende waren lauwarm, wie die Julinächte im Norden. Der Professor und Leonie benutzten sie zu Spaziergängen und Bootfahrten, an denen Frau Rather nicht theilnehmen konnte, da sie in Folge einer Verletzung am Fuße, die sie sich in Pästum zugezogen hatte, das Zimmer hüten mußte.

„Welcher Frieden liegt über der See!“ sagte Leonie, als sie wieder einmal allein im Nachen über die im Mondlicht glitzernde Wasserfläche dahinglitten. „Wie wohl wäre mir, wenn ich dort unten in der Tiefe läge!“ —

„So jung und schön — und Todesgedanken?“ erwiderte der Professor und sah sie fragend an.

„Ich sehne mich zuweilen recht sehr nach Ruhe. Ich möchte schlummern — immer, ewig, erlöst von bösen Gedanken, erhaben über Leidenschaften, will ich träumen. O könnte ich doch Manches vergessen aus meinem Leben, dessen Erinnerung ich nicht zu bannen vermag!“

„Leonie! Du sprichst, als ob Du eine Schuld auf Dich geladen hättest. Du engelreines Wesen bist ja die beste, edelste, tugendhafteste Frau, die es giebt!“

„Ich habe allerdings niemals ein Verbrechen begangen, für welches ich in den Augen der Menschen hätte bestraft werden können. Aber ich habe viel gefrevelt; denn ich war eitel, kokett, falsch und herzlos und habe denen, die mich liebten, weh gethan.“

„Kein Mensch ist frei von kleinen Schwächen. Wollte Gott, es gäbe keine größere Sünderin, als Du bist!“

„Du denkst über mich besser, als ich es verdiene, mein Freund! — Mich erfüllt ein maßloser Egoismus. Ich will glänzen, strahlen, bewundert werden, die erste Rolle spielen in der Gesellschaft. Diesem Phantom jage ich nach, ihm opfere ich Alles. — Ach, mein Theurer!“ fuhr sie nach einer langen Pause fort, „mir bangt vor meiner, vor unserer Zukunft! Welche Kämpfe stehen uns bevor! — Wäre es nicht besser für uns Alle, wenn wir heute ein Ende machen? Im Tode werden wir vereint sein, da uns das Leben scheidet.“

„Und Dein Kind?“ erinnerte sie der Professor.

„Es ist wahr. Ich muß leben — für Emil. So werde ich denn meinen Weg weiter wandern, wie es das Geschick will. Vergiß, was ich gesprochen habe, und verlaß mich nicht.“

„Habe Geduld, Vertrauen und Muth, Leonie! dann werden wir unser Ziel erreichen!“ —

Rather vermied es, mit seiner Frau allein zu sein; er wich ihr scheu aus, weil er fürchtete, daß sie in seiner Seele lese. Manchmal schien es,

als ob er ihr Alles gestehen wolle, um von ihr die freiwillige Zustimmung zur Lösung ihres ehelichen Bundes zu erflehen; aber dann fehlte ihm wieder der Muth dazu.

„Meinst Du nicht," sagte er eines Tages zu Leonie, „daß es am besten ist, wenn ich meiner Frau offen und ehrlich bekenne, daß ich Dich liebe?" —

„Damit wäre Alles verdorben und unser Zusammenleben zerstört. Unsere Reise fände ein plötzliches Ende; denn Jeder von uns Dreien müßte allein und nach einer anderen Richtung abgehen. — Und wie würden die Leute über mich herfallen! Jeder würde sagen, daß ich Dich Deiner Frau weggekapert hätte. Eine Vereinigung zwischen uns wäre damit, wenigstens für längere Zeit, unmöglich gemacht." —

Sie verließen bald darauf Amalfi und begaben sich nach Sorrent und von dort nach der Insel Capri. Auch hier waren Leonie und Rather auf ihren Spaziergängen fast immer allein, da seine Frau ihren kranken Fuß noch schonen wollte und deshalb im Gasthofe zurückblieb.

Daran schloß sich ein mehrtägiger Aufenthalt in Neapel, der zur Besichtigung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten und zu Ausflügen in die schöne Umgebung verwendet wurde. Man besuchte die aus dem Schutt der Jahrtausende wieder ausgegrabenen Römerstädte Herculanum und Pompeji, machte eine Wagenfahrt nach dem Observatorium, welches auf dem Sattel des Vesuv errichtet worden ist, und von dort zu der Drahtseilbahn und ließ sich von ihr auf den Gipfel dieses Berges tragen, um den feuerspeienden Krater in unmittelbarer Nähe zu betrachten. Auch die entzückenden Spazierfahrten nach dem Posilip und San Martino, sowie nach dem Kloster Camaldoli, von wo man eine großartige Rundsicht genießt, wurden nicht vergessen.

Abends wurden die Vorstellungen in San Carlo oder einem der kleinen Volkstheater besucht, auf den Straßen herumgewandert, oder der Einladung einer befreundeten Familie, welche der Professor von früher kannte, Folge geleistet. Leonie war von Neapel des Lobes voll, wie Jeder, welcher diese an Genüssen reiche Stadt zum ersten Male sieht.

VII.

Eines Tages saß man im Café Toledo, als Frau Rather ihren Mann auf einen jungen Herrn an einem der nächsten Tische aufmerksam machte, welcher unverwandt zu Leonie herüberstarrte.

„Ist das nicht der Marchese Rizo?" fragte sie mit einem leisen Tone der Unsicherheit.

In diesem Augenblick bemerkte derselbe, daß er beobachtet wurde, und wandte sich verlegen ab. Er befand sich in Begleitung einer auffallend

gekleideten, stark geschminkten Dame, welche sich durch alle Mittel der Kunst ein jugendliches Aussehen zu verschaffen bemüht war.

Nach einer Weile, in der er einen Entschluß gefaßt hatte, erhob er sich und kam zum Professor und seiner Gattin, um sie als alte Bekannte zu begrüßen. Dann bat er darum, Leonie vorgestellt zu werden, und wechselte mit ihr einige Worte über ihre Reisepläne und die Vergnügungen von Neapel.

Nach wenigen Minuten kehrte er zu seiner Dame zurück, mit der er bald nachher das Local verließ.

„Wer ist diese Dame?" fragte Frau Rather den bedienenden Kellner.

„Es ist die Prima Ballerina von unserem Ballet, die Tänzerin Serena, und ihr Begleiter ist ein reicher Graf aus Rom, welcher ihr Brillanten schenkt und von Jedermann ausgelacht wird," antwortete er.

„Woher kennt Ihr den Marchese?" wandte sich Leonie an Frau Rather.

„Seine Mutter ist meine Jugendfreundin. Wir wurden in demselben Pensionat erzogen. Ihr Vater war der verstorbene Graf Welzheim, der ehemalige Minister-Präsident. Sie verheirathete sich mit dem Marchese Rizo, dem Vater des jungen Herrn, den Du soeben gesehen hast, als derselbe der Gesandtschaft bei uns zugetheilt war. — Ihre Ehe war leider nicht glücklich. Sie wurde geschieden, zwar nicht gerichtlich; aber die beiden Gatten leben seit nahezu zwanzig Jahren getrennt. — Er hat eine glänzende Carriere gemacht und nimmt jetzt eine hervorragende Stellung im Ministerium in Rom ein; aber sein wüstes Leben, seine Verschwendung und Maitressen-Wirthschaft bilden das Stadtgespräch und bereiten seiner verlassenen Frau vielen Kummer. Sie hat sich auf ein Gut in der Nähe von Mönchberg zurückgezogen, wo sie bei Verwandten ein bescheidenes Dasein führt. Ihr Sohn hat seine Erziehung in Deutschland erhalten und befindet sich erst seit einigen Jahren bei seinem Vater. Hoffentlich nimmt er sich nicht ihn zum Vorbild!"

„Das scheint allerdings der Fall zu sein, wenn man nach der Gesellschaft, in der er sich bewegt, urtheilen darf," meinte der Professor.

„Er ist jung und schön. Der Jugend ist etwas Leichtsinn erlaubt," entschuldigte ihn Leonie.

„Er ist kaum 24 Jahre alt und geht bereits gebeugt mit vornübergeneigtem Oberkörper, wie ein Greis," sagte Rather. — „Was hat er denn eigentlich gelernt? Welchen Beruf hat er gewählt?" wandte er sich dann an seine Frau.

Sie sah ihn verwundert an und erwiderte mit scharfem Spott: „Du sprichst von ihm, wie von dem Sohne eines Bauern. — Er ist Cavalier und wird einst das große Vermögen seines Vaters erben. Vielleicht verschafft ihm derselbe durch seinen Einfluß die Stelle eines königlichen Kammerherrn oder einen Gesandten-Posten an einem kleinen Hofe!"

Am folgenden Tage machte der Marchese Rizo den Reisenden in dem Hotel, in dem sie abgestiegen waren, einen Besuch. Sie waren gerade im Begriff, einen Ausflug nach Bajä zu unternehmen. Er wurde daher aufgefordert, mitzufahren, und erhielt seinen Platz im Wagen Leonie gegenüber.

Der Weg führt immer am Meere entlang und gewährt entzückende Blicke auf den Golf von Neapel und seine Umgebung, auf Capri und die weiter draußen liegenden Inseln Ischia und Procida. Aber weder der Marchese noch Leonie schienen dafür Augen zu haben; sie vertieften sich in ein Gespräch über die Schönheit der italienischen Frauen, und der Erstere fand dabei Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß er darüber bereits reiche Erfahrungen gesammelt habe.

Man besichtigte unterwegs Pozzuoli und seinen ausgebrannten Krater und fuhr dann weiter nach Bajä, zur Zeit der Römer der berühmteste Badeort der Welt, jetzt ein elendes, schmutziges Fischerdorf.

Grell aufgeputzte, häßliche Mädchen, deren Jugendblüthe längst verschwunden war, tanzten vor den Fremden Tarantella, und eine neapolitanische Musikbande spielte bekannte Volksweisen. Auf Veranlassung des Marchese ging sie später zu Tänzen über, und die anwesenden Gäste betrachteten dies als eine Aufforderung, sich im Kreise zu drehen.

Leonie und der Marchese nahmen ebenfalls daran Theil; er hatte sie fest an sich gepreßt, und sein Mund berührte fast ihr Gesicht. Ihre Wangen glühten vor Freude und Aufregung. Aus der Art, wie der Marchese seine Tänzerin hielt und sich bewegte, konnte man bald erkennen, daß er eingehende Studien auf den Bällen der Pariser Demimonde gemacht hatte.

Der Professor ärgerte sich über sein Benehmen und drängte zum Aufbruch.

Auf der Rückfahrt setzten Leonie und der Marchese ihre lebhafte Unterhaltung fort. Sie war sehr ausgelassen, neckte ihn mit seinen Eroberungen bei den Damen, deren er sich rühmte, und fragte ihn, ob er dieselben der Ungezwungenheit verdanke, mit welcher er tanze. Der Marchese richtete verzehrende Blicke auf sie und musterte ihre Gestalt mit einer frechen Lüsternheit, die dem Professor auffiel.

Beim Abschiede küßte er den Damen die Hand und sprach die Hoffnung aus, daß es ihm vergönnt sein möge, noch öfter in ihrer Gesellschaft zu verweilen. Als er hörte, daß für den folgenden Tag die Abreise nach Sicilien festgesetzt sei, erklärte er, daß er seit langer Zeit beabsichtige, dieses Land zu besuchen, und gern bereit sei, mit ihnen zu reisen; aber der Professor lehnte seine Begleitung mit höflicher Entschiedenheit ab.

„Nun denn! Auf Wiedersehen in Rom!“ rief er ihnen zu, als sie sich am andern Tage einschifften, und warf Leonie dabei einen vielsagenden Blick zu.

„Ich wünsche, daß Ihr diesem Menschen aus dem Wege geht,“ bemerkte der Professor, nachdem sich der Marchese entfernt hatte.

Sie fuhren nach Messina, betrachteten diese Stadt, die hauptsächlich den Handelsinteressen dient, und ihre Sehenswürdigkeiten, und reisten dann weiter nach Taormina.

Hoch auf einem fast bis zum Meere vorgeschobenen Bergrücken gelegen, zu welchem eine kunstvoll angelegte, in zahlreichen Windungen verlaufende Straße führt, im Anblick des schneebedeckten Aetna, der nur wenige Meilen entfernt ist, und der langgestreckten Küsten Calabriens und Siciliens, bildet dieser Ort mit den alterthümlichen Façaden seiner Häuser, den Ueberresten gothischer und romanischer Architektur, dem wunderlichen Winkelwerk seiner Gäßchen und Höfe und seinen Citronen- und Orangengärten ein beliebtes Standquartier für Maler.

Unsere Reisenden fanden hier eine kleine Gesellschaft von Künstlern und Litteraten, mit denen sie bald bekannt wurden. Der Präsident derselben war ein deutscher Landschaftsmaler, der sich in Taormina ein Heim gegründet hatte. Seine Bilder besaßen zwar keinen bedeutenden künstlerischen Werth; aber sie wurden von den durchreisenden Engländern zu hohen Preisen gekauft. Er genoß in Folge dessen ein großes Ansehen bei den Einheimischen, während die Fremden in ihm einen gefälligen Führer und Vermittler sahen.

Er war unverheirathet, bereits in vorgerücktem Alter und galt als wohlhabend. Sein Aeußeres war nichts weniger als angenehm; er litt an einem chronischen Augenkatarrh und wurde dadurch veranlaßt, häufig das Taschentuch zu gebrauchen; zudem ließ die schlaffe Musculatur seines Gesichts den Speichel beständig aus dem Munde rinnen. Auch hatte er die widerliche Gewohnheit, zu schnupfen, die ihm angeblich von seinem Arzt empfohlen worden war.

Leonie wurde von ihm sehr ausgezeichnet, und er erbot sich, ihr die schönsten Aussichtspunkte zu zeigen. Man besuchte das antike griechische Theater, welches ebenso durch die Großartigkeit seiner Ruinen, wie durch seine Lage auf einer Anhöhe, von der aus der Blick das Meer und das Land in weitem Umkreise beherrscht, einen majestätischen Eindruck macht.

Leonie betrat die ehemalige Bühne und trug auf Bitten der Gesellschaft einige deutsche und italienische Lieder vor. Der bestrickende Wohllaut ihrer Stimme fand allgemeine Anerkennung, und die unnachahmbare Akustik des Theaters brachte jeden Ton derselben in allen Theilen des weiten Zuhörerraumes zur vollen Geltung.

Am Abend wurde den Fremden ein Ständchen gebracht, welches von den Sängern des Ortes veranstaltet wurde. Die Letzteren wurden nachher eingeladen, an einer Bowle, die ein in diesen Dingen erfahrener Jüngling vom Rhein gebraut hatte, theilzunehmen.

Der Wein erwärmte die Gemüther und stimmte lustig. Der alte deutsche Maler machte Leonie den Hof und gab sich alle erdenkliche Mühe,

ihr zu gefallen. Sie lachte dazu und nahm seine Scherze mit liebenswürdigem Humor auf.

„Schöne Dame! Ich biete Ihnen mein Tusculum als Wohnsitz an, wenn Sie sich entschließen, für immer hier zu bleiben," flüsterte er ihr zu.

„Ich nehme es an unter der Bedingung, daß ich es allein — ganz allein — bewohnen darf," erwiderte sie.

„Ein kleines Plätzchen für mich werden Sie mir doch gönnen in meinem Hause — und in Ihrem Herzen?" flirtete er weiter.

Sie schlug ihm mit ihrem Fächer auf den Mund und sah ihn schelmisch an.

Am anderen Vormittag war der Professor beschäftigt, Briefe zu schreiben, als der Maler erschien, um Leonie zu einem Spaziergange abzuholen. Da Frau Rather das Bedürfniß nach Ruhe vorschützte, so wanderten die Beiden allein fort.

Der Maler führte Leonie in seine Wohnung, um ihr seine Studien und eine Auswahl von Photographien, die er gesammelt hatte, zu zeigen. Jedes Stück, das ihren Beifall fand, machte er ihr zum Geschenk. So kehrte sie denn, mit Schätzen reich beladen, zu ihren Reisegefährten zurück.

„Der alte Mann ist total verliebt in mich. Wunderst Du Dich nicht über einen solchen Narren?" sagte sie lachend zum Professor.

„Nicht so sehr, als über Dich, daß Du die faden Schmeicheleien dieses ekelhaften Menschen erträgst und von ihm Geschenke annimmst," antwortete er.

„Seine Worte verfliegen in der Luft; aber seine Bilder werden mir eine köstliche Erinnerung an den hiesigen Aufenthalt sein," bemerkte sie hierauf.

Von Taormina ging die Reise weiter an den Bädern der heiligen Venus zu Acireale vorüber nach Catania und dann nach Syrakus, wo die spärlichen Ueberreste des Alterthums betrachtet und die Quelle der Arethusa, das sogenannte Ohr des Dionysius, des „Tyrannen", besucht wurde. Hierauf folgten Abstecher zu den Ruinen von Girgenti und nach Selinunt, und dann hielt man längere Rast in Palermo.

Die Damen wünschten, sich von den Strapazen der vorangegangenen Touren zu erholen, und der Professor erklärte, daß er die Notizen, welche er gemacht hatte, sichten und prüfen müsse. Man beschränkte sich daher auf einige Ausflüge in die Umgegend, besuchte Monreale und das Kapuzinerkloster und wanderte in den Straßen und Kirchen Palermos umher.

Unter den Briefen, welche für Leonie eintrafen, befand sich auch einer, welcher den Poststempel von Rom trug. Da sie bemerkte, daß ihre Reisegefährten darüber verwundert waren, so erklärte sie mit scheinbarer Unbefangenheit, daß das Schreiben vom Marchese Rizo sei.

„Wie kann dieser Mensch die Keckheit haben, Dir zu schreiben," rief der Professor entrüstet aus.

„Er hat mich um die Erlaubniß dazu gebeten, und ich hatte keinen Grund, sie zu verweigern," antwortete sie kurz.

„Ich halte es für unpassend, wenn eine junge, schöne Dame mit jedem Herrn, dessen flüchtige Bekanntschaft sie auf der Reise macht, einen Briefwechsel beginnt," erwiderte der Professor.

Er war mißgestimmt und wandte sich ab. Bald darauf verließ er das Hotel und machte einen mehrstündigen Spaziergang.

Als er zurückkehrte, fand er Leonie allein zu Hause, da seine Frau ausgegangen war, um einige Bilder in einer dortigen Privatgalerie zu betrachten. Sie kam ihm freundlich entgegen und fragte in bescheidenem Tone:

„Zürnst Du mir noch, mein lieber Freund?"

Dabei setzte sie sich auf seinen Schooß und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Du mußt Geduld haben mit Deinem ungezogenen, eigensinnigen Kinde! Verzeihe mir, wenn ich Dich betrübt habe! Ich will von nun an recht artig und folgsam sein," fuhr sie fort und küßte ihn die Stirne und den Mund. „Wenn Du es wünschest, werde ich den einfältigen Brief des Marchese gar nicht beantworten."

„Ich bitte Dich darum — um Deinetwillen."

Damit war die Versöhnung zwischen ihnen wieder hergestellt.

Am folgenden Tage verließen sie Palermo und fuhren mit einem italienischen Dampfschiffe über Cagliari nach Livorno. Es war ein altes schlechtes Fahrzeug, welches seine letzte Reise machte und darnach außer Betrieb gestellt werden sollte. Da es fast gar keine Ladung hatte, so war es den Schwankungen des Meeres widerstandslos überlassen.

Die See war sehr bewegt, und gegen Abend erhob sich ein heftiger Sturm. Die Wogen bauten sich zu Bergen auf, zwischen denen das Schiff zu verschwinden schien. Es stampfte und rollte und ächzte und stöhnte, und jeden Augenblick erwartete man, daß es zerbersten werde.

Das Wasser spritzte über Bord und bespülte das Hinterdeck. Im Speisesalon klirrten Teller und Gläser, und in den Kajüten wurden die Waschschüsseln auf den Boden geworfen und zerbrachen.

Frau Rather, welche schon seit längerer Zeit an einem Magenübel litt, wurde von der Seekrankheit so schwer ergriffen, daß sie sich dem Tode nahe glaubte. Sie bat ihren Mann, bei ihr zu bleiben und ihr beizustehn; aber er wurde durch die Sorge um Leonie in Anspruch genommen.

Diese weinte und jammerte und machte dem Professor Vorwürfe, daß er sich nicht besser über die Qualität des Schiffes unterrichtet habe; dann umschlang sie ihn wieder mit ihren Armen und erdrückte ihn mit Küssen. Sie erklärte, daß sie ihn aus ihrer Cabine nicht fortlasse; denn sie fürchte sich, allein zu bleiben, und wolle mit ihm vereint sterben.

Gegen Morgen ließ das Unwetter nach, und als man in Cagliari ankam, hatte die Sonne die Wolken zertheilt. Die Reisenden gingen an's Land und durchwanderten die Stadt, die mit ihren steil ansteigenden, für

Fuhrwerk fast unwegsamen Straßen und Gassen an den Abhang eines Berges angelehnt ist, auf dessen Höhe eine Promenade verläuft, welche eine großartige Rundsicht gewährt über die gebirgige Formation der Insel Sardinien, über die Bucht von Cagliari und weit in's Meer hinaus.

Die Fahrt nach Livorno war ein wenig ruhiger, als während der vorhergegangenen Nacht. Alle frohlockten, als Livorno in Sicht kam. Die Reisenden erholten sich rasch von den Nachwehen der überstandenen Seekrankheit und begaben sich über Pisa, wo man einen Tag rastete, nach Florenz.

Hier trennte sich der Professor von den Damen und reiste allein nach Berlin zurück, da die Ferien zu Ende waren und er seine Vorlesungen wieder eröffnen mußte.

„Denke an mich und thue, was Du planst; aber laß mich außer Spiel und nenne meinen Namen nicht!“ raunte ihm Leonie zu, als er sie beim Abschiede umarmte. „Ich werde bei Deiner Frau bleiben, damit weder sie noch die übrigen Menschen in mir die Ursache Eurer bevorstehenden Scheidung sehen. Ich erhalte dadurch zugleich Gelegenheit, ihr Verhalten gegen die Vorschläge, die Du ihr machen wirst, kennen zu lernen und zu beeinflussen.“ —

VIII.

Frau Rather und Leonie lebten im besten Einvernehmen. Jedermann hielt sie für Mutter und Tochter. Sie schwelgten in den unerschöpflichen Kunstschätzen des Palazzo Pitti und der Uffizien, unternahmen Spazierfahrten nach den Cascinen, nach San Miniato und Fiesole, promenirten auf der prachtvollen Viale dei Colli und besuchten den Dom und die übrigen sehenswerthen Kirchen von Florenz.

„Ich habe soviel von dem schönen Italien gesehen,“ sagte Leonie. „Nur Rom, die Krone des Ganzen, kenne ich nicht. Wie bedauere ich das!“ wiederholte sie bei verschiedenen Gelegenheiten.

„Dein Wunsch soll erfüllt werden, mein Kind! Wir reisen morgen nach Rom. Es wäre eine Sünde gegen den guten Geschmack, wenn wir von hier aus die ewige Stadt nicht besuchen würden.“

„Herzlichen Dank, liebe Mama! Darf ich den Marchese von unserer Ankunft benachrichtigen? Er wird sich darüber sehr freuen — und uns in Rom herumführen,“ setzte sie zögernd hinzu.

„Wie Du willst!“ antwortete Frau Rather. „Doch thue es lieber nicht!“ setzte sie nach einer Weile hinzu. „Mein Mann könnte es erfahren, und er will nicht, daß wir mit dem Marchese verkehren.“

„Was hat er denn gegen ihn? — Rizo ist ein vornehmer, artiger Herr.“

„Auch ich finde ihn liebenswürdig; nur ist er etwas frei in seinem Benehmen — gegen Damen.“

„Ach was! Wir sind keine Kinder und brauchen die Lehren des Herrn Professors nicht!“ erklärte Leonie entschlossen. „Wir können umgehen, mit wem wir wollen. — Uebrigens wird Dein Mann gar Nichts davon erfahren. Ist es denn nothwendig, daß wir ihm von unserm Aufenthalt in Rom erzählen? Am besten ist es, wenn wir darüber schweigen.“

Die Damen trafen in Rom ein und wurden am Bahnhofe vom Marchese empfangen, der durch eine Depesche von Leonie von ihrer Ankunft verständigt worden war. Er brachte sie in einen Gasthof, besorgte ihnen gute Zimmer und wurde ihr steter Begleiter vom frühen Morgen bis zum späten Abend

Sie besuchten die Vaticanischen Museen, die Peterskirche, das Capitol, das Forum Romanum und die römischen Kaiserpaläste und machten Ausflüge in die Campagna und nach Frascati. Da Frau Rather diese Orte schon früher gesehen hatte, so ersparte sie sich manchen Weg, der für sie ermüdend war, und ließ Leonie mit dem Marchese allein wandern. Die Letzteren waren erfreut, wenn sich ihnen Gelegenheit bot, sich ungestört sprechen zu können, und trachteten, sie so oft als möglich herbeizuführen.

Sie wurden allmählich vertrauter und verkehrten mit einander, als ob sie sich seit Jahren kännten. Er sagte ihr Schmeichelnamen und pries ihre körperlichen Reize; sie lachte und scherzte mit ihm und fragte ihn, ob er schon viele Damen geküßt habe, und ob ihnen dabei sein keck nach aufwärts gedrehter Schnurrbart nicht weh thue. Der Marchese antwortete darauf, indem er ihre Taille umfaßte und einen Kuß auf ihren Mund preßte. Sie gab sich den Anschein, als ob sie darüber empört sei, und machte ihm Vorwürfe; aber sie verzieh ihm bald und sprach nach wenigen Minuten wieder ebenso freundlich mit ihm wie vorher. Der Marchese wurde dadurch ermuthigt, seinen Versuch bei nächster Gelegenheit zu wiederholen.

Er wurde von Tag zu Tag zudringlicher gegen Leonie, und sie unterließ es, ihn mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Als sie mit ihm im alten Park der Villa Aldobrandini zu Frascati wandelte, unternahm er, da Frau Rather im Schlosse zurückgeblieben war, einen stürmischen Angriff auf ihr Herz.

„Ich liebe Sie mit der ganzen Gluth der Jugend und mit dem heißen Blut meiner Nation, Leonie!“ rief er aus und sank vor ihr auf die Kniee. „Ich muß Sie vollständig besitzen, oder ich kann nicht leben.“

„Stehen Sie auf, Marchese! Man darf uns nicht in dieser Situation sehen!“ erwiderte sie. Nachdem er sich erhoben hatte, fuhr sie fort: „Eine Heirath zwischen uns ist unmöglich. Sie haben keine Stellung, kein Amt, kein Einkommen, keine Selbstständigkeit. Sie sind gänzlich abhängig von Ihrem Vater, leben von dem, was er Ihnen freiwillig giebt. Weder er, noch Ihre Mutter werden ihre Zustimmung zu unserer Verehelichung geben. Welchen Zweck hat also Ihr Antrag?“

„Haben Sie Mitleid mit mir! Erbarmen Sie sich meiner!“ flehte er sie an. „Seien Sie nicht hart und grausam! Stoßen Sie mir nicht den Dolch in die Brust!“

„Ich verstehe Sie nicht. Was wollen Sie von mir?“ erwiderte sie kalt und beschleunigte ihre Schritte, um zu ihrer mütterlichen Freundin zurückzukehren.

Sie erzählte ihr die Scene mit dem Marchese, nachdem sich derselbe entfernt hatte.

„Ich habe dies vorausgesehen,“ sagte Frau Rather, „denn Du hast ihm zu viele Freiheiten gestattet. Wenn eine Dame mit einem Herrn kokettirt, muß sie den Muth und die Kraft haben, demselben ein Halt zuzurufen, wenn er die Grenzen des Erlaubten überschreitet. — Uebrigens erledigt sich die Angelegenheit des Marchese sehr einfach, indem wir morgen schon Rom verlassen.“

„Schon morgen?“ warf Leonie schüchtern ein.

„Ja,“ erwiderte Frau Rather fest und bestimmt.

Als der Marchese am folgenden Tage die Damen im Hotel aufsuchte, wurde ihm mitgetheilt, daß sie im Begriff seien, nach Venedig abzureisen. Er bat Frau Rather um eine vertrauliche Unterredung, die sie ihm sofort bewilligte. Sie erwartete, daß er ihr seine Neigung zu Leonie bekennen und sie um Förderung seiner Heirathspläne ersuchen werde. Statt dessen sagte er ihr:

„Gnädige Frau! Ich hatte das Glück, Sie und die Frau Baronin in Rom begleiten zu dürfen. Das war mir eine große Ehre und ein unvergeßliches Vergnügen, wofür ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank ausspreche. — Sie hatten ferner die Güte, mich täglich zum Diner und zum Dejeuner einzuladen. Damit haben Sie mir eine Beschämung bereitet, da ich als Herr eigentlich die Verpflichtung hatte, die Damen als meine Gäste zu betrachten. Aber Sie kennen meine finanziellen Verhältnisse und wissen, daß ich noch kein selbstständiges Einkommen besitze; damit bin ich hinreichend entschuldigt. — Ich spreche zu Ihnen, wie zu meiner Mutter; denn Sie sind deren Freundin und somit auch meine mütterliche Freundin.“

„Vertrauen Sie mir, Marchese! Ich werde Ihnen in der Angelegenheit, um die es sich handelt, meinen Rath ertheilen, wie es in Ihrem Interesse liegt — und im Sinne Ihrer guten Mutter.“

„So darf ich reden? — Ich befinde mich in einer peinlichen Lage. Ich hatte in letzter Zeit große Ausgaben, mußte Ehrenschulden decken, — und habe im Augenblick nur wenige Franken bei mir. Ich muß aber sofort Geld haben. Es fehlt mir die Zeit, um meinen Vater oder einen meiner Freunde aufzusuchen. Gnädige Frau! Wollen Sie mir aus dieser Verlegenheit helfen?“

„Welche Summe verlangen Sie?“ fragte Frau Rather im kühlen Tone. „Noch Eins!“ setzte sie hinzu. „Da Sie das Geld sofort nöthig

haben, so scheint es, daß Sie hier im Hotel davon Gebrauch machen wollen?"

„Ich will es Ihnen offen bekennen. Ich habe mich entschlossen, mit Ihnen nach Venedig zu reisen, und will die Summe zu diesem Zweck verwenden."

„Ich bin gern bereit, Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen," erwiderte Frau Rather und überreichte ihm dabei eine der Goldrollen, die sie in einem dortigen Bankhause eingewechselt hatte, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie diesen Plan aufgeben und uns nicht begleiten."

„Aber die Damen bedürfen des männlichen Schutzes auf der Reise," wagte der Marchese einzuwenden.

„Gegen Banditen schützen uns die Behörden dieses Landes, und gegen Unverschämte — wir uns selbst," antwortete Frau Rather und erhob sich, um ihm anzudeuten, daß sie dieser Unterhaltung ein Ende machen wolle.

Der Marchese verabschiedete sich von ihr und Leonie, vergaß aber, die empfangene Goldrolle zurückzugeben.

Die Damen kannten Venedig bereits und hatten die dortigen Gemäldesammlungen bei einer früheren Anwesenheit besucht. Sie verzichteten daher dieses Mal auf die Betrachtung von Bildern, zumal sie durch den Aufenthalt in Florenz und Rom mit Kunstgenüssen übersättigt worden waren.

Sie ergaben sich der wohlthuenden Ruhe, zu welcher Venedig einladet, ließen sich auf der Gondel durch den Canale grande und die Lagunen wiegen, bewunderten den Dom von S. Marco und den Dogenpalast und machten mit dem Segelboot Ausflüge nach dem Lido und den übrigen Inseln. Dort prangten die Bäume und Sträucher im grünen Frühlingsschmuck, und die Blüthen und Blumen verbreiteten einen berauschenden Duft.

Man war in der Mitte des Mai. Die Hitze des Tages wurde durch erfrischende Ostwinde gemildert, und die Abende waren köstlich. Auf dem Marcusplatze entwickelte sich ein interessantes Volksleben. Die Bevölkerung strömte dort zusammen, um der Militärmusik zu lauschen und in einem der elegant ausgestatteten Kaffeehäuser ein Granito oder Gelato zu schlürfen.

Vom Professor hatte man seit mehreren Tagen keine Nachricht. Er hatte seine Ankunft in Berlin telegraphisch angezeigt und einige Briefe an Leonie gerichtet, in denen er sie seiner unwandelbaren Liebe versicherte. Sie waren ihr von Florenz aus nachgeschickt worden; doch sie hatte in Rom keine Zeit gefunden, darauf zu antworten.

Da erhielt seine Frau folgendes Schreiben von ihm:

Liebe Marie!

Niemals in meinem Leben ist es mir schwerer geworden, die Feder zu führen als in diesem Augenblick; denn ich bin in die Nothwendigkeit versetzt, Dir einen Schmerz zu bereiten, der Dich tief verwunden wird.

Verhältnisse, deren ausführliche Darstellung mir heute aus verschiedenen Gründen unmöglich ist, zwingen mich, die Trennung unserer Ehe herbeizuführen. Frage nicht nach den Ursachen! Ich kann und darf Dir nichts Näheres mittheilen.

Unser Zusammenleben hat schon seit vielen Jahren nicht mehr den Charakter eines ehelichen Bündnisses, sondern nur noch den einer rücksichtsvollen Freundschaft. Den Gatten in mir hast Du somit längst verloren, bevor unsere Ehe gelöst wird; ein treuer, aufrichtiger Freund will ich Dir auch nach derselben bleiben, wenn Du mich dessen für würdig hältst.

Du verlierst auch durch die Trennung unserer Ehe Nichts, sondern gewinnst im Gegentheit die vollständige Freiheit und Selbstständigkeit Deiner Bewegungen. Du wirst der Dir lästigen Verpflichtung, zuweilen bei mir in Berlin zu wohnen, überhoben und erhältst das Recht, zu reisen und zu leben, wo und wie Du willst.

Weise meinen Vorschlag nicht zurück; denn Du würdest mich damit namenlos unglücklich machen. — Ueberlege Alles mit Ruhe und Vernunft und beauftrage einen hiesigen Advocaten mit der Vertretung Deiner Angelegenheiten! — Ein formeller Grund für die Ehescheidung ist leicht gefunden, wenn wir Beide übereinstimmend erklären, daß wir eine unüberwindliche Abneigung gegen einander gefaßt haben.

Thue, was uns Beiden frommt, und verzeihe mir!

In pflichtschuldiger Ergebenheit

Julius Rather.

Frau Rather war wie betäubt, als sie diesen Brief las. „Träume ich oder wache ich?“ fragte sie Leonie und überreichte ihr das Schreiben. „Schaue nach, ob es wirklich hier geschrieben steht, daß er sich von mir trennen will!“

„Es ist so,“ bestätigte diese.

„Aber weshalb?“

„Er schweigt darüber.“

„Seit nahezu 17 Jahren sind wir verheirathet. Wir haben uns an einander gewöhnt. Wir haben Leiden und Freuden zusammen getragen. Wir waren mit einander jung und sind allmählich alt geworden. Ich sah seinen wissenschaftlichen Ruhm entstehen und wachsen — und war stolz darauf, weil ich auch einen Theil davon in Anspruch nehmen durfte. Er handelt sehr undankbar gegen mich.“

Sie seufzte tief auf. „Hätte ich jemals ahnen können, daß er die Opfer, die ich ihm gebracht habe, einst in solcher Weise lohnen würde? — Was würde mein verstorbener Vater sagen, wenn er dies erlebt hätte? — Wie wird die Welt darüber urtheilen? — Ich vermag den Gedanken

nicht zu fassen, daß ich nicht mehr seine Gattin sein, daß Alles zwischen uns ein Ende haben soll."

Sie brach in Thränen aus. Leonie suchte sie zu beruhigen. „Ertrage es würdig, und sei stark!" mahnte sie.

„Es ist Nichts geschehen, was diesen plötzlichen Entschluß erklärte oder rechtfertigte," fuhr Frau Rather fort. „Sollte er ein Liebesverhältniß angeknüpft haben und die Absicht hegen, sich wieder zu vermählen?"

„Vielleicht," sagte Leonie. „Als ich bei Euch zum Besuch war, wurde mir erzählt, daß Dein Mann sehr befreundet sei mit der Schauspielerin Freda Holm und sie täglich besuche."

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß sich Frau Rather zu einem Entschluß aufraffen konnte. Sie sprach mit Leonie über die Angelegenheit, welche ihr rieth, sich in's Unvermeidliche zu fügen; aber sie schwankte und hoffte, daß die Trennung verhütet werden könne.

„Warum zögerst Du mit Deiner Einwilligung?" fragte Leonie. „Dein Stolz muß Dich auffordern, Dich nicht an einen Mann zu klammern, welcher das Band, das ihn an Dich fesselt, lösen will."

„Wohl wahr!" antwortete Frau Rather. „Aber die Erinnerungen eines langen Lebens lassen sich nicht an einem Tage auslöschen. Ich habe diesen Mann geliebt — und soll jetzt zusehen, wie eine Andere den Platz an seiner Seite einnimmt, der bisher mir gehörte! — Nein! Ich kann es nicht. — Ich will zu ihm reisen und den Versuch machen, die Katastrophe zu verhüten."

Leonie zuckte höhnisch die Achseln. Nach einigen Tagen verließen die beiden Damen Venedig und fuhren nach Mönchberg, wo Leonie zurückblieb. Frau Rather setzte von dort aus die Reise allein fort und begab sich nach Berlin.

IX.

Der Professor war überrascht, als seine Gattin in seiner Wohnung erschien. Sie hatten eine lange Unterredung, in welcher sie ihn mit bewegten Worten bat, von seinem Vorhaben abzustehen. Aber er blieb fest in seinem Entschlusse und erklärte ihr, daß sie das Unmögliche verlange; denn er müsse eine Pflicht erfüllen, der er sich nicht entziehen könne.

„Und hast Du vergessen, was Du mir einst geschworen hast?" fragte sie ihn.

„Du magst mich verurtheilen und verdammen," erwiderte er. „Ich sehe ein, daß ich ein Unrecht gegen Dich begehe; aber ich kann nicht anders. Ich würde lieber den Tod suchen, als das bisherige Leben weiterführen. Wenn Du mich der Wissenschaft erhalten willst, so habe Erbarmen und gieb mir meine Freiheit zurück!"

„Ist es wahr, daß Du Dich mit einer Anderen verheirathen willst?"

„Ich kann Dir darauf keine Antwort geben; denn es ist nicht mein Geheimniß allein."

Frau Rather mußte erkennen, daß alle ihre Bemühungen, ihren Gatten umzustimmen, vergeblich waren. Mit schwerem Herzen gab sie endlich ihre Zustimmung zur Ehescheidung. Nachdem sie einen Advocaten mit den erforderlichen Vollmachten ausgestattet hatte, ihre Rechte zu wahren, reiste sie nach der Schweiz ab, um dort den Verlauf der Angelegenheit abzuwarten.

Da keine Kinder aus ihrer Ehe entsprossen waren und die Ordnung der finanziellen Verhältnisse keine Schwierigkeiten machte, so wurden die üblichen Formalitäten bald erledigt und schon nach wenigen Wochen vom Gericht die Trennung der Ehe auf ein Jahr ausgesprochen, welche nach dem Gesetz der endgiltigen Scheidung vorausgeht.

Leonie wurde vom Professor von allen Schritten verständigt, die er in dieser Sache unternahm. Sie erhielt auch sofort Nachricht, als die Entscheidung der Behörde erfolgte, und sandte ihm ihren Glückwunsch, während sie in einem Briefe an Frau Rather ihr Bedauern äußerte, daß es zu keiner Versöhnung zwischen dieser und ihrem Gatten gekommen sei.

In der Oeffentlichkeit wurde die Ehescheidung des Professors Rather nicht besprochen, da die Zeitungen auf dessen Wunsch darüber schwiegen. Seine Bekannten, die davon erfuhren, sagten, daß sie dies längst vorausgesehen hätten; denn seine Frau habe es nicht verstanden, ihm eine traute Häuslichkeit zu bereiten. In den gesellschaftlichen Kreisen Berlins wurde die Letztere nicht vermißt, da sie sich denselben längst entzogen hatte.

Der Schluß des Semesters stand bevor, und der Professor verließ bald darauf die Stadt. Er begab sich in's Seebad Norderney, wo Leonie mit ihrem Kinde bereits seit zwei Wochen verweilte. Er zeigte ihr seine Ankunft an, und sie empfing ihn mit inniger Wärme und Herzlichkeit.

Sie hatte in dem Hause, in welchem sie selbst wohnte, zwei Zimmer neben den ihrigen für ihn gemiethet. Als er sich darin heimisch machte, fiel ihm eine Schachtel mit Cigaretten in die Hände, welche der frühere Bewohner zurückgelassen hatte.

„Die hat der Marchese vergessen," sagte das Stubenmädchen, als er ihr die Cigaretten übergab.

„Wie hieß der Herr?" fragte der Professor.

„Marchese Rizo, glaube ich," antwortete sie. „Er ist heute Morgen mit dem Schiff abgereist. Er war nur drei Tage hier."

Als der Professor Leonie sah, fragte er sie:

„Du hast Besuch gehabt? Marchese Rizo war hier."

„Nicht meinetwegen. Er hat das Wettrennen in Hannover besucht, wie er mir erzählte, und nachher einen Ausflug hierher gemacht, weil er diesen berühmten Badeort noch nicht gesehen hatte. Es war ein Zufall, daß wir uns hier begegnet sind."

„Und war es auch ein Zufall, daß er neben Dir wohnte?

„Das wußte ich gar nicht. Ich kümmere mich auf Reisen niemals darum, wer neben mir wohnt. Es steht Jedem frei, in demselben Hotel abzusteigen, wo ich wohne, und Zimmer zu miethen, welche er will."

„Correspondirst Du mit dem Marchese?"

„Wir haben einige Briefe gewechselt — über ganz gleichgiltige Dinge."

„Und macht Dir dies Vergnügen?"

„Es bringt einige Abwechselung in die Monotonie des Lebens."

„Hast Du ihm mitgetheilt, daß Du hier bist?"

„Das konnte er in jeder Badezeitung lesen, wo die Liste der hiesigen Kurgäste veröffentlicht wird. Dein Verdacht ist kränkend, und ich bitte Dich, dieses Gespräch zu beenden."

Sie schmollte, und er hatte Mühe, sie zu besänftigen. Er mußte sich eingestehen, daß seine Verdachtsgründe geringe Beweiskraft hatten und durch die Erklärung der Thatsachen, welche Leonie gab, den Boden verloren.

Ihre Sicherheit und Unbefangenheit brachte ihm die Ueberzeugung bei, daß er ihr Unrecht gethan habe. Er suchte, dasselbe wieder gut zu machen, indem er sie um Verzeihung bat und ihr erklärte, daß sein Vertrauen zu ihr unerschütterlich sei.

Er war nicht nach Norderney gekommen, um Leonie zu betrüben und sich zu ärgern; er wollte glücklich machen und glücklich sein. Wie hatte er sich nach dem Augenblick gesehnt, da er, von den bisherigen Fesseln erlöst, im Besitz der wiedergewonnenen Freiheit, ihr gegenübertreten und mit ihr in ungezwungener Weise verkehren konnte!

Es begann ein neues Leben für ihn. Er sah sich als Gatte einer jungen, schönen Frau und Vater eines lieblichen Knaben. Eine heitere Zufriedenheit, wie er sie niemals vorher empfunden hatte, erfüllte sein Herz. Wie wohl fühlte er sich, wenn er, der gewohnt war, in seinem einsamen Studirzimmer den Morgenkaffee, den ihm eine alte mürrische Dienerin brachte, hastig hinunter zu schlürfen, mit Leonie und ihrem Kinde beim gemeinsamen Frühstück saß. Mit vollendeter Anmuth erfüllte sie die Pflichten der Hausfrau, während der kleine Emil auf seinen Beinen herumkletterte und allerlei kindliche Fragen an ihn stellte.

Dann kam die Unterrichtsstunde, welche Leonie demselben täglich in den Künsten des Lesens und Schreibens ertheilte. Der Professor nahm daran Theil und rauchte dazu seine Morgen-Cigarre, während er die neuen Zeitungen einer flüchtigen Durchsicht unterzog.

Hierauf ging man an den Strand, um zu baden. Emil war stolz darauf, daß ihn der Professor mit sich in das Herrenbad nahm. Dort durfte er lustig umherspringen und wurde nicht genöthigt, sich still zu verhalten, wie im Damenbade, das er mit seiner Mutter bisher besucht hatte. Er ging mit seinem väterlichen Freunde in das tiefe Wasser hinein, machte

unter dessen Anleitung die ersten Schwimmversuche und übte sich, die heranrollenden Wellen mit dem Rücken abzufangen.

Die Nachmittage verbrachte man am Strande, wo Emil im Sande spielte und kunstvolle Wasserleitungen anlegte oder Festungen baute. Zuweilen wurde eine Wagenfahrt in's Land hinein oder eine Bootfahrt mit dem Segelschiff unternommen oder ein Spaziergang am Strande entlang gemacht.

Von der übrigen Badegesellschaft hielten sich der Professor und Leonie fern. Sie fürchteten, Bekannte anzutreffen und dadurch in peinliche Erörterungen verwickelt zu werden.

Rather hatte das Bedürfniß, mit seiner Familie, wie er sich ausdrückte, allein zu sein. Er kannte kein größeres Vergnügen, als mit Leonie und Emil zu plaudern. Täglich entdeckte er neue Vorzüge an seiner Angebeteten, und ihre lichtumflossene Gestalt erhob sich mehr und mehr über alle Frauen, die er jemals gekannt hatte.

Sie sprachen von der nächsten Zukunft und von den Verhältnissen, wie sie sich ihnen gestalten sollten.

„Binnen Jahresfrist wirst Du endlich meine Gattin sein," sagte Rather. „Wird es Dir schwer fallen, Mönchberg zu verlassen und zu mir nach Berlin zu übersiedeln?"

„O keineswegs! Ich freue mich darauf," antwortete Leonie.

„Gefällt Dir das kleine Haus, welches ich jetzt bewohne?"

„Es ist leider sehr entlegen von dem Mittelpunkte der Stadt, von der Oper und den guten Theatern. Auch würden wir Schwierigkeiten haben, dort große Gesellschaften zu geben, weil viele Leute den weiten Weg scheuen," entgegnete sie.

„Ich habe schon daran gedacht, es zu verkaufen, und bereits Unterhandlungen mit einem Käufer angeknüpft. Ich werde dazu hauptsächlich dadurch bewogen, weil die Instandhaltung des Hauses und Gartens enorme Kosten verursacht. Ich muß mich jetzt etwas einschränken."

„Weshalb?" fragte Leonie betroffen.

„Weil meine Einnahmen geringer geworden sind. Die Revenuen des bedeutenden Vermögens meiner Frau, welche bis jetzt zum Theil für den gemeinsamen Haushalt verwendet worden sind, stehen seit unserer Trennung ihr wieder allein zur Verfügung."

„Durftest Du nicht auf einen Theil derselben Anspruch erheben? Besteht denn nicht Gütergemeinschaft zwischen den Ehegatten?" —

„Es widerstrebte mir, ein solches Verlangen zu stellen. Auch hätte es wahrscheinlich zu einem langwierigen Proceß mit genauer Rechnungslegung der beiderseitigen Einnahmen und Ausgaben geführt, dessen Endergebniß keine Partei befriedigt hätte. Jedenfalls wäre dadurch unsere Ehescheidung um mehrere Monate verschoben worden, was ich vermeiden wollte."

„Und hast Du soviel, daß wir anständig leben können?“

„Beruhige Dich, mein Kind! Es wird Dir an Nichts fehlen. — Wir werden eine elegante Wohnung in der Mitte der Stadt nehmen.“

„Unter den Linden. Nicht wahr?“ unterbrach ihn Leonie. „Man sieht dort die Soldaten zur Wachtparade ziehen, die großen militärischen Schauspiele, den Hof.“

„Unter den Linden sind die Wohnungen so theuer, daß wir darauf verzichten müssen, wenn wir uns nicht in anderen Dingen Entbehrungen auferlegen wollen. Wir werden in einer der Nebenstraßen, die zu den Linden führen, unsern Wohnsitz aufschlagen. Von dort aus ist es nicht weit zur Universität, zur Bibliothek, zur Oper und zum Schauspielhause. Ich kann dann meine Equipage abschaffen, die jährlich sehr viel Geld kostet.“

„Wie! Du wolltest?“ fuhr Leonie erschreckt auf. „Womit fahren wir spazieren? — In der Großstadt ist eine Equipage unentbehrlich, um Besuche abzustatten und Besorgungen zu machen.“

„Für diese Fälle werden wir einen Wagen miethen.“ —

„Doch darf derselbe keine Nummer haben, damit die Leute glauben, daß er unser Eigenthum ist.“

„Warum willst Du einen solchen Schein erwecken? — Glaubst Du, daß wir dadurch in der Werthschätzung der Menschen steigen?“

„Jeder wird beurtheilt nach dem, was er scheint, nicht nach dem, was er ist.“

„Für den Kaufmann, welcher gewagte Speculationen unternimmt, mag es von Vortheil sein, wenn ihn das Publicum für reich hält, weil dadurch sein Credit erhöht wird. Aber welchen Werth hat das für uns?“

„Speculanten sind wir Alle, der Diplomat ebenso wie der Kaufmann, der Gelehrte, wie der Künstler. Jeder will gewinnen und beutet zu diesem Zweck den Unverstand und die Leichtgläubigkeit seiner Mitmenschen aus. Der Eine trachtet nach Ruhm und Ehren, Titeln und Würden, der Andere nach Geld und Reichthümern. — Für die Rolle, die Du in der Wissenschaft spielst, ist es vielleicht gleichgiltig, ob Du als wohlhabend giltst; aber für unsere Stellung in der Gesellschaft ist dies von großer Bedeutung.“

„Sollen wir uns bei Allem, was wir thun, durch die Rücksicht auf fremde Menschen beeinflussen lassen?“

„Wer zu der guten Gesellschaft gehört und mit ihr lebt, muß sich nach ihr richten. — Ich will, daß bei uns Alles verkehrt, was Berlin an Celebritäten besitzt. Die Größen der Kunst und Wissenschaft, einflußreiche Staatsmänner und Militärs und die Spitzen der Finanzwelt sollen unsere Gäste sein, und die schönsten Frauen und Mädchen werden mir helfen, sie zu unterhalten und ihnen den Aufenthalt in unserm Hause angenehm und verlockend zu machen.“

„Werden unsere Geldmittel zur Ausführung dieser Pläne hinreichen? — Luxuriöse Diners und Soupers für große Gesellschaften können ein Vermögen verschlingen, zumal wenn die Gäste verwöhnt sind und hohe Ansprüche machen."

„Das ist nicht so schlimm, wie Du glaubst. Du sorgst für feine Weine und Cigarren — und darin bist Du ja ein Kenner," setzte sie schelmisch hinzu — „und ich garantire für das Uebrige."

„Und werden die Unbequemlichkeiten und Unkosten, welche uns das gesellschaftliche Leben verursacht, aufgewogen durch die Vortheile und Annehmlichkeiten, die es bringt?"

„Ohne Zweifel, mein Lieber! Du wirst erst dadurch zur vollen Geltung kommen. Man wird Deine Bedeutung erkennen. — Warum solltest Du mit Deinem Wissen, Deiner Begabung und Deinem Rednertalent nicht berufen sein, Minister zu werden? Wie schön muß das sein, wenn man Excellenz angesprochen wird?"

„Genug!" sagte der Professor und wehrte lächelnd ab.

Sie erörterten diese Fragen bei verschiedenen Gelegenheiten und einigten sich über die Einzelheiten ihrer häuslichen Einrichtung und ihres künftigen Zusammenlebens.

Leonie war jetzt manchmal nachdenklich. Sie überlegte, ob sie es nicht später bereuen werde, wenn sie sich mit Rather vermähle; denn sie befürchtete, daß sie nach außen nicht jenen Glanz entfalten könne, wie sie wünschte. Der Gedanke, daß sie abermals in beengende Verhältnisse gerathen, wie in ihrer ersten Ehe, und genöthigt sein werde, auf manchen Wunsch zu verzichten, erregte ihr Unbehagen. Jetzt war es noch Zeit, die Beziehungen zu Rather zu lösen. —

Das Bild des Marchese tauchte vor ihrer Seele auf. Er war der einzige Sohn eines reichen und vornehmen Mannes. Sein Vater würde ihm, wenn er auch Anfangs die Heirath mit ihr mißbilligte, doch später verzeihen, und dann hatte sie sofort die angesehene Stellung in der Gesellschaft erreicht, welche sie sich an Rathers Seite erst mühsam erkämpfen sollte.

Da warf sie einen Blick auf ihr Kind und erinnerte sich, mit welcher Liebe es an Rather hing, und wie dieser es wieder liebte. „Er wird Dir ein guter Vater sein und Dich zu einem tüchtigen Manne erziehen. Um Deinetwillen werde ich das Opfer bringen und seine Frau werden," sagte sie leise und beugte sich über den schlafenden Knaben.

Die Zeit, welche sie für ihren Aufenthalt in Norderney festgesetzt hatte, war zu Ende. Zur Nachkur wollte sie einige Wochen im bayerischen Oberlande verweilen.

Den Professor riefen dringende Geschäfte auf einige Tage nach Berlin. Nach Erledigung derselben beabsichtigte er, ebenfalls nach Süddeutschland zu reisen, um sich Leonie anzuschließen. Es wurde verabredet, daß sie sich in Nürnberg treffen sollten.

X.

Rather beeilte sich mit der Abwickelung seiner Angelegenheiten, um Leonie so bald als möglich wiederzusehen. Es war ihm gelungen, damit einen Tag früher fertig zu werden, als er gehofft hatte. Er kam am späten Abend in der alten Reichsstadt Nürnberg an und ließ sofort bei Leonie anfragen, ob er sie besuchen dürfe. Aber der Kellner des Gasthofes kam mit der Meldung zurück, daß sich die Frau Baronin entschuldigen lasse, da sie sich unwohl fühle; dabei zuckte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund.

„Wenn sie krank ist, so ist es meine Pflicht, sofort zu ihr zu eilen. Vielleicht bedarf sie meiner Hilfe?" sagte sich Rather und begab sich zu ihrer Wohnung.

Die Thüre zum ersten Zimmer war nur angelehnt. Er trat ein und fand Emil, der mit stürmischem Jubelgeschrei auf ihn zueilte und ihn begrüßte. Da öffnete sich das andere Zimmer, und Leonie erschien. Sie war in sichtlicher Verlegenheit. Ihre Wangen waren von einer tiefen Röthe übergossen. Niemals hatte sie schöner und begehrenswerther ausgesehen.

Rather schaute sie mit Entzücken an und wollte sie in seine Arme schließen, als ein lautes Geräusch aus dem Zimmer ertönte, welches Leonie soeben verlassen hatte.

„Wie? Du hast Besuch?" fragte er erstaunt.

„Der Marchese ist darin," verrieth der kleine Emil in kindlicher Schwatzhaftigkeit.

Der Professor schritt hastig zur Thüre des Nebenzimmers und öffnete dieselbe. Er erblickte den Marchese Rizo, welcher auf dem Sopha saß und die Rückkehr Leonies mit Ungeduld erwartete.

Die Letztere hatte unterdessen ihre Fassung wiedergewonnen und sagte im gleichgiltigen Conversationstone:

„Der Marchese hatte die Güte, mir ein vorzügliches Mittel gegen die fürchterlichen Zahnschmerzen, von denen ich heute den ganzen Tag geplagt worden bin, zu überbringen."

„Dieses Medicament scheint allerdings wunderbar zu wirken; denn es hat, wie ich sehe, augenblicklich geholfen," bemerkte Rather höhnisch zu Leonie. — „Doch wozu die Komödie?" fuhr er fort. „Du hast den Beweis geliefert, daß Du mich nicht liebst, daß Du mich belügst und betrügst." —

„Ich habe nicht Lust, mich beschimpfen zu lassen," erwiderte Leonie, und indem sie sich an den Marchese wandte, sagte sie: „Schützen Sie mich vor den pöbelhaften Beleidigungen dieses Herrn!"

„Wie können Sie die Dreistigkeit haben?" schrie der Marchese den Professor an.

„Schweigen Sie, Sie zudringlicher Bursche!" antwortete ihm Rather und kehrte ihm den Rücken, um das Zimmer zu verlassen.

In diesem Augenblicke sprang ihm der Marchese nach und fiel ihn von rückwärts an, wie ein wüthender Hund. Er versetzte ihm einen Schlag in den Nacken. Der Professor wandte sich rasch um, faßte ihn bei den Ohren und schüttelte sie tüchtig. Rather war dem entnervten Jüngling an Kräften überlegen und verabreichte ihm mit seinem Spazierstock die wohlverdienten Schläge.

Als er Leonies Zimmer verließ, sah er auf dem Flur vor demselben mehrere Bedienstete des Hotels stehen, welche der Lärm, den die Schlägerei verursachte, herbeigelockt hatte. Sie betrachteten ihn neugierig und ergingen sich in Vermuthungen über die Ereignisse, welche sich hinter den geschlossenen Thüren abgespielt hatten.

Am anderen Morgen wurde dem Professor ein Brief des Marchese übergeben, welcher folgenden Wortlaut hatte:

„Mein Herr!

Sie haben eine Dame beleidigt, welche ich anbete und verehre. Sie haben ferner die Keckheit gehabt, mich mündlich und thätlich zu insultiren. Sie verdienen dafür, von meinem Bedienten durchgeprügelt zu werden. Ich will mich aber entschließen, — obwohl ich mir dies als Cavalier einem armseligen Schulmeister gegenüber, wie Sie sind, ersparen könnte — Sie zum Duell herauszufordern, und ich glaube, daß ich Ihnen damit eine Ehre erweise, wofür Sie mir Dank schuldig sind. Aber ein anderes Mal unterlassen Sie dies, Sie Einfaltspinsel; sonst geht es Ihnen schlimmer. Dies ist ein guter Rath, den Ihnen ertheilt

der Marchese Rizo."

Der Professor antwortete auf dieses nach Form und Inhalt knabenhafte Schriftstück:

„Mein Herr!

Ich weiß nicht, mit welchem Recht Sie sich zum Vertreter der Frau Baronin Seldern erklären, da Sie, soviel mir bekannt ist, mit derselben weder verlobt, noch verheirathet, noch irgendwie verwandt sind, und es auch unterlassen, mir mitzutheilen, ob Sie von ihr zu diesem Vorgehen ermächtigt worden sind.

Für den beleidigenden Ausdruck, welchen ich in der Erregung des Augenblicks gegen Sie gebraucht habe, haben Sie bereits Rache genommen, allerdings nicht in der Weise eines Cavaliers, sondern wie ein gewöhnlicher Hausknecht. Meine Entgegnung war schlagend und mußte Sie unsanft berühren; aber das lag in der Natur der Sache.

Daß Sie Ihre Herausforderung mit Schmähungen begleiten, zeigt, daß Sie den Ton, der in solchen Fällen üblich ist, nicht kennen. Ich

überlasse Ihnen übrigens, mich „Einfaltspinsel" zu schimpfen, wann und wo es Ihnen beliebt; denn mein Name ist in der Wissenschaft der ganzen Welt geachtet, und meine Werke wurden in verschiedene fremde Sprachen übersetzt.

Wenn man Sie aber fragt, was Sie bisher geleistet haben, was werden Sie darauf antworten? — Sie haben Nichts gelernt, womit Sie Ihren Mitmenschen einen Nutzen verschaffen können. Sie sind Nichts und besitzen nur eine maßlose Arroganz, zu welcher Ihnen das Adelsprädicat, das Ihnen als unverdientes Geschenk in die Wiege gelegt worden ist, nicht die geringste Berechtigung giebt.

Jedermann wird sagen, daß Ihr Leben dem meinigen nicht gleichwerthig ist; und daß ich, abgesehen von den übrigen schon erwähnten Thatsachen, auch aus diesem Grunde das Recht hätte, Ihnen die gewünschte Genugthuung zu verweigern. Wenn ich dennoch Ihre Forderung annehme, so geschieht es, weil sich in mir der ehemalige Corpsstudent regt, der es mir nicht gestattet, dieselbe abzulehnen. Da ich mir aber wegen dieser Angelegenheit die Ruhe meiner Ferien, die mir nach den anstrengenden Arbeiten meiner Berufsthätigkeit ein Bedürfniß ist, nicht verderben will, so verlange ich einen Aufschub für die Erledigung der Sache. Ich werde Ihnen später Zeit und Ort bestimmen, damit sich unsere Zeugen über die weiteren Formalitäten verständigen.

Prof. Dr. Rather."

Während er dies schrieb, erhielt er von Leonie ein Billet, in welchem sie die Ereignisse des vorhergegangenen Abends beklagte, ihre Unbesonnenheit und Nervosität beschuldigte und ihn um eine Unterredung ersuchte, bevor er von ihr scheide.

Er sandte ihr Abschriften des Briefes, den ihm der Marchese geschickt hatte, sowie seiner Antwort und ließ ihr mittheilen, daß er ihr vor seiner Abreise noch einen Besuch abstatten werde.

Sie empfing ihn mit thränenden Augen und bat ihn um Verzeihung für die Beschimpfungen, zu denen sie Anlaß gegeben habe.

„Du bist mein bester, mein einziger Freund," sagte sie mit schluchzender Stimme. „Ich hätte dies beherzigen und Deine Wünsche und Rathschläge mehr befolgen sollen, als ich es gethan habe. Aber ich schwöre Dir, daß ich unschuldig bin, wenn auch die Umstände gegen mich sprechen. Ich habe niemals ein intimes Verhältniß mit dem Marchese gehabt. Unsere Beziehungen waren nur freundschaftlicher Art. Er plaudert angenehm und weiß heitere Geschichten zu erzählen; aber im Grunde ist er doch Nichts weiter als ein eitler, hohler Mensch! Wie könnte ich ihn Dir vorziehen?"

„Und doch nahmst Du gestern seinen Besuch an, während Du mich abgewiesen hast. — Doch es steht mir nicht zu, Dir Vorwürfe zu machen; denn die Hauptschuld trage ich selbst. Ich war so eitel, zu glauben, daß

Du, eine mit allen Vorzügen der Jugend und Schönheit ausgestattete Dame, mich, den an Jahren vorgerückten Mann, liebst. Diesen Fehler muß ich büßen," setzte er ernst hinzu.

„Wie soll ich Deine Vergebung erlangen?"

„Laß uns scheiden in Frieden, mein Kind!" erwiderte Rather. „Wir wollen uns nur der schönen Stunden erinnern, die wir zusammen verlebt, nicht des häßlichen Abschlusses, den sie gestern erhalten haben."

„Also ist Alles zwischen uns aus? Du sagst Dich von mir los?" —

„Von einer ehelichen Verbindung zwischen uns kann nicht mehr die Rede sein; denn ich werde niemals eine Frau heirathen, die mich nicht liebt, sondern sich mir opfert. — Um dies Dir zu sagen, dazu bin ich hierher gekommen. Außerdem konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, Dein Kind noch einmal zu sehen und an mein Herz zu drücken, bevor ich Euch verlasse."

Leonie holte ihren Knaben aus dem Nebenzimmer herbei und führte ihn zu Rather. Derselbe küßte Emil und sagte:

„Ich muß verreisen, mein guter Junge! Es wird vielleicht lange Zeit dauern, bis wir uns wiedersehen. Bleibe brav, wie bisher, lerne fleißig und mache Deiner Mutter Freude! Wenn Du größer bist, wirst Du mir manchmal einen Brief schreiben, damit ich erfahre, wie es Dir ergeht."

Er drückte Leonie stumm die Hand und entfernte sich.

Als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, warf er sich in einen Lehnsessel und ließ den Thränen, die er mühsam zurückgehalten hatte, freien Lauf. Sein ganzer Körper erbebte und wurde wie von Krämpfen hin und her geworfen. Ein unbeschreiblicher Schmerz durchwühlte sein Inneres und erfüllte ihn mit einer trostlosen Oede und Traurigkeit.

Zerstört waren die Hoffnungen einer Zukunft voll Freude und Wonne, zerronnen der Traum eines neuen Lebensglücks an der Seite eines abgöttisch geliebten Weibes. Er kam sich vor, wie der Jüngling im Märchen, der dem Phantom eines wunderbar schönen Mädchens nachjagt, welches ihm als das Glück erscheint und in dem Augenblick, da er es ergreifen will, in Nebel zerfließt.

Er hatte in dem Gedanken geschwelgt, daß er bald eine Frau und ein Kind haben werde, denen er den Schatz von Liebe, welcher sich in seinem Herzen angesammelt hatte, widmen könne. Und nun hatte er Beide verloren, noch ehe er sie eigentlich ganz gewonnen hatte. Jetzt war er wieder allein — ganz allein.

Welches Vertrauen hatte er zu Leonie gehabt, und wie war er getäuscht worden! Das war der schwerste Schlag, der ihn je im Leben getroffen. Er wußte nicht, ob er nicht unter der Wucht desselben zusammenbrechen, ob er sich davon jemals wieder erholen werde. Es war ihm, als ob er sterben müsse, und er sehnte den Tod als eine Erleichterung, als eine Wohlthat herbei. Was konnte ihm das Leben noch bieten?

Die Verzweiflung übermannte ihn, und er dachte daran, seinem Dasein ein Ende zu machen. Er wollte dies auf eine Weise herbeiführen, daß sein Tod nicht als Selbstmord erschien, sondern als Folge eines Unglücks gedeutet werden konnte. Aber dann fragte er sich, ob er ein Recht dazu habe, solange er fähig zur Arbeit sei und der Welt nützen könne. Er dachte an verschiedene wissenschaftliche Aufgaben, die der Lösung harrten, und beschloß, sich aufzuraffen und die Erinnerung an das Geschehene durch die Arbeit zu betäuben.

Als er sich erhob, um sich für die Abreise zu rüsten, da lag es ihm wie Blei in den Gliedern. Er vermochte kaum sich aufrecht zu halten und fühlte sich unendlich müde und matt. Er war an einem Tage um zehn Jahre älter geworden. Welche Jugendkraft durchströmte noch gestern seine Adern, — und heute kam er sich vor wie ein kranker, gebrochener Greis, der sich mühsam zu seinem Sitz schleppt.

Er begab sich zum Bahnhof, ohne daß er wußte, wohin er reisen solle. Er wollte nur fort, — weit fort von der Stätte, die sein Unglück und seine Schmach gesehen hatte.

XI.

Der Professor kehrte nach Berlin zurück, weil er in seinem Hause die Abgeschiedenheit von den Menschen zu finden hoffte, die er suchte. Seine Bibliothek, seine Manuscripte und Notizen boten ihm reichen Stoff zu Studien und ermöglichten ihm, sich sofort in die Arbeit zu stürzen. Die Thätigkeit erschien ihm als das einzige Heilmittel, welches ihn das Elend des Daseins vergessen machen konnte.

Leonie hatte nach seiner Abreise eine lange Unterredung mit dem Marchese.

„Sie haben mich gestern in unverantwortlicher Weise bloßgestellt," erklärte sie ihm. „Konnten Sie Ihr leidenschaftliches Ungestüm nicht beherrschen? Der Professor ist durch Ihr unvorsichtiges Benehmen zu der Vermuthung gedrängt worden, daß ich mit Ihnen ein Liebesverhältniß unterhalte. Er hat mir deutlich zu erkennen gegeben, daß er mich verachtet, und ist im Zorn von mir geschieden. Ich habe an ihm einen väterlichen Freund verloren, dem ich zu vielem Dank verpflichtet bin. Er hatte die Absicht, mein Kind zu adoptiren und für meine Zukunft zu sorgen. Jetzt stehe ich allein da. Niemand nimmt sich meiner an."

„O doch! Ich werde Sie nicht verlassen."

„Bald werden alle Leute denken, wie der Professor," fuhr sie fort. Dabei vergoß sie Thränen. „Mein Ruf ist befleckt. Was haben Sie gethan? Wie können Sie das jemals wieder gutmachen?"

„Ich liebe Sie. Ich bete Sie an," antwortete der Marchese und sank vor ihr auf die Kniee.

„Und womit wollen Sie sich und Ihre Frau ernähren, wenn Ihnen Ihr Vater die Mittel zum Lebensunterhalt verweigert?“ fragte Leonie und maß ihn mit schneidender Kälte.

„Mein Vater hat mich sehr gern. Er hat mir erst vor Kurzem 25000 Franken gegeben, um Spielschulden zu bezahlen. Er wird seine Einwilligung zu unserer Heirath geben, wenn er Sie kennen lernt. Ich werde auch meine Mutter bitten, daß sie mich so lange unterstützt, bis er versöhnt ist. Auch von meinem Onkel darf ich Hilfe erwarten.“

„Wir sollen also vom Bettel leben, bis Ihr Herr Vater sich erweichen läßt, mich in Gnaden anzunehmen? O nein, mein Bester!“ setzte sie verächtlich hinzu. „Soweit werde ich mich niemals herabwürdigen.“

„Die Verhältnisse werden sich bald klären,“ warf der Marchese schüchtern ein.

„Dann warten Sie, bis dies geschehen ist! Reisen Sie jetzt zu Ihrer Mutter und versuchen Sie, dieselbe für Ihren Plan zu gewinnen! Wenn sie uns auch keine finanzielle Unterstützung gewähren kann, so wird sie uns doch wenigstens einen moralischen Rückhalt bieten.“

Leonie kehrte mit ihrem Kinde nach Mönchberg zurück.

Der Marchese begleitete sie dorthin und begab sich dann auf das Schloß, welches seine Mutter bewohnte. Er legte ihr eine ausführliche Beichte ab über Alles, was sich in den letzten Tagen ereignet hatte. Er gestand ihr, daß er Leonie liebe und ehelichen wolle, und erzählte ihr sein Zusammentreffen mit dem Professor und die unangenehmen Folgen, die es hatte.

Seine Mutter war eine kluge, welterfahrene Dame, welche die Menschen und ihre Leidenschaften kannte. Sie war in früheren Jahren mit Rather zuweilen in Gesellschaften zusammengetroffen und hatte auch in seinem Hause verkehrt, als er mit seiner Frau noch in Mönchberg lebte.

Aus jener Zeit bewahrte sie ihm ein freundschaftliches Wohlwollen, das durch die Achtung, welche sie seiner Bedeutung als Gelehrter zollte, noch gesteigert wurde. Es war ihr daher sehr peinlich und unangenehm, daß sich ihr Sohn zu groben Ausschreitungen gegen den Professor hatte hinreißen lassen.

Als der Marchese ihr mittheilte, daß die Ehe Rathers getrennt worden sei, brachte sie dieses Ereigniß mit Leonie in Verbindung. Mit echt weiblicher Combinationsgabe errieth sie in ihr die Ursache desselben und folgerte, daß Rather mit der Absicht umgegangen sei, sie zu heirathen, als seine Eifersucht durch ihren Sohn erregt wurde.

Sie empfand gegen Leonie ein natürliches Mißtrauen, wie ja die Frauen stets eine Voreingenommenheit gegen ihr eigenes Geschlecht besitzen, wenn es sich um Herzensangelegenheiten handelt. Dieses Gefühl wurde noch genährt durch die ungünstigen Nachrichten, die ihr über den Charakter und das bisherige Leben Leonies hinterbracht wurden.

„Du spielst keine beneidenswerthe Rolle," sagte sie zu ihrem Sohne, „wenn Du diese Dame zu Deiner Gemahlin erhebst. Ich halte es für zweifellos, daß sie mit dem Professor ein intimes Verhältniß hatte, welches erst dadurch ein Ende fand, daß er ihre Liebeständeleien mit Dir entdeckte."

„Du thust ihr Unrecht," erwiderte der Marchese. „Sie ist rein und unschuldig. Wenn Du sie kennen würdest, wärest Du davon überzeugt."

„Und doch hat sie Dich sofort in ihre Netze gezogen, mit Dir einen Briefwechsel begonnen, sich von Dir küssen lassen und mit Dir geheime Zusammenkünfte gehabt."

„Das thut jede Frau, wenn sie liebt."

„Du glaubst, daß sie Dich liebt? Bilde Dir doch das nicht ein, mein Sohn! Du warst weder der Erste, noch wirst Du der Letzte sein, der diesen Erfolg bei ihr errang. Sie ist eines jener koketten Wesen, die mit jedem Manne, der ihnen auf ihrem Lebenswege begegnet, Beziehungen anknüpfen und dieselben fortsetzen, solange es ihnen gefällt. Es mag Laune, der Wunsch, sich zu unterhalten, Eitelkeit oder Berechnung sein; aber Liebe ist es nicht. Wenn Du dieses Wort dafür gebrauchst, so weißt Du nicht, was es bedeutet. Frauen dieser Art gehen in Selbstsucht und Oberflächlichkeit auf. Sie sind keiner tiefen, ernsten Neigung zu einem Manne fähig und bleiben ungerührt, wenn ihnen eine solche entgegengetragen wird. Sie pressen ein Herz, das für sie schlägt, aus und werfen es nachher gleichgiltig bei Seite."

„Leonie gehört nicht dazu. Sie ist herzensgut."

„Lehre mich nicht diese Sirenen kennen! Sie haben mir meine Jugend verbittert und den Frieden meiner Ehe zerstört. Sie haben unschuldsvolle Kinderaugen; aber aus deren Tiefe sprüht ein unheimliches Feuer, welches nicht erwärmt, sondern verzehrt. Wehe dem Manne, der sich von ihnen berücken läßt!"

„Deine unglücklichen Lebenserfahrungen haben Dich verbittert."

„Es wäre ein großes Unglück für Dich und uns, wenn Du Dich mit dieser Dame vermählen würdest. Oder könntest Du es vertragen, daß Deine Frau mit andern Männern vertrauliche Beziehungen und Liebesverhältnisse unterhält und Dich dadurch zum allgemeinen Gespött macht? Ich glaube, Du würdest ihrem Liebhaber oder Dir den Schädel zerschmettern; denn Du bist nicht eine von jenen weichen Naturen, die den Gram in sich verschlucken und langsam daran zu Grunde gehen. Ich werde gegen diese Heirath protestiren und meinen ganzen Einfluß aufwenden, um sie zu verhindern. Ich will mich zu diesem Zweck auch mit Deinem Vater in Verbindung setzen. Vielleicht gelingt es unsern vereinten Bemühungen, Dich von diesem Schritt abzuhalten?"

Der Marchese vermochte sich den beständigen Warnungen und Bitten seiner Mutter nicht zu verschließen. Die Zweifel an der Aufrichtigkeit und der sittlichen Reinheit Leonies, die er im Stillen zuweilen gehegt

hatte, gewannen, da er ihrem persönlichen Einfluß entzogen war, an Stärke und erschienen ihm zuletzt berechtigt. Er schrieb an Leonie seltener und kürzer, und endlich beschloß er, dem Zureden seiner Mutter zu folgen und den Verkehr mit ihr gänzlich abzubrechen.

Das Duell zwischen dem Professor und dem Marchese fand der getroffenen Verabredung gemäß auf Schweizer Boden statt. Die Mutter des Letzteren hatte vergebliche Versuche gemacht, es zu verhüten; aber Keiner von Beiden mochte sich zu einer entschuldigenden Erklärung herbeilassen, die den Andern befriedigte.

Sie traten einander als Gegner mit der Waffe gegenüber, ohne daß sie einander im Herzen grollten. Sie sollten sich wegen einer Frau bekämpfen, die sie einst als das Ideal der Weiblichkeit verehrt hatten und jetzt weder achteten noch liebten.

Der Professor hatte den ersten Schuß abgegeben. Er hielt den Lauf der Pistole in die Luft und drückte los; er wollte nicht seinen Gegner treffen. Es wäre ihm als ein schweres Verbrechen erschienen, wenn er der Mutter den einzigen Sohn getödtet hätte.

Der Marchese folgte seinem Beispiele und schoß ebenfalls in's Leere. Nachdem sich dieser Vorgang noch zweimal wiederholt hatte, reichten sich die Gegner zum Zeichen der Versöhnung die Hände. Die Zeugen erklärten, daß den Gesetzen der Ehre Genüge geleistet worden sei. Damit war der zu einer leeren Form herabgesunkene Zweikampf beendet, an dem das Vorurtheil gebildeter Männer mit tyrannischer Unbeugsamkeit festhält.

Der Marchese begab sich von dort nach Rom und unternahm bald darauf eine Reise nach Afrika, wo er in den italienischen Colonien eine amtliche Stellung antrat, die ihm auf Betreiben seines Vaters übertragen worden war.

Leonie war nach einem kurzen Aufenthalt in Mönchberg mit ihrem Kinde in die Schweiz gereist und befand sich in Clarens am Genfer See, wohin sich Frau Rather seit einiger Zeit zurückgezogen hatte. Sie stand mit derselben auch nach deren Ehescheidung in Briefwechsel und wußte daher stets, wo sie weilte.

Sie erklärte bei ihrer Ankunft, daß sie eine unwiderstehliche Sehnsucht, Frau Rather wiederzusehen, empfunden habe.

„Wer Dich kennt, liebe Mama, muß Dir aufrichtige Theilnahme widmen," sagte sie ihr. „Das Benehmen Deines Mannes gegen Dich ist hart und verdammungswerth. Was kann ihn wohl dazu veranlaßt haben?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Frau Rather.

„Ich habe mich über ihn sehr zu beklagen. Er verfolgt mich mit Liebesbriefen und Anträgen, ist mir sogar in's Seebad nachgereist und hat in demselben Hause Wohnung genommen, in welchem ich abgestiegen war. Er hat mich dadurch in eine widerliche Situation gebracht; denn ich konnte ihn doch nicht so scharf abweisen, als ich es eigentlich thun wollte, da

unsere freundschaftlichen Beziehungen mir Rücksichten auferlegten, und ich befürchten mußte, daß er mir Undankbarkeit vorwirft."

„Wie? Er hat sich Dir genähert? — Hat er Dir einen Heiraths-antrag gemacht?"

„Ja, aber ich habe ihn rundweg abgelehnt."

„Da hast Du unklug gehandelt, mein Kind! — Du bist die Einzige, der ich den Platz in seinem Herzen gönne, welchen ich einst eingenommen habe. Du würdest ihn mit Deiner Schönheit und Deinen herrlichen geistigen Eigenschaften beglücken, zu großen Ideen anregen, seinen Ehrgeiz anfeuern und ihn weiter führen zu den lichten Höhen des Ruhmes. Wenn seine Wahl auf Dich fällt, so versöhnt mich dies mit meinem Schicksal; denn ich weiß dann doch wenigstens, daß ich nicht einer Unwürdigen geopfert worden bin."

„Ich mag mein Glück nicht aufbauen auf den Trümmern eines anderen. Ich werde mich niemals entschließen, die Frau eines Mannes zu werden, der ein so edles, gutes Wesen, wie Du bist, verrathen und verstoßen hat."

„Liebst Du meinen Mann?" forschte Frau Rather weiter.

„Wenn ich diese Frage auch bejahen würde — was hätte es für einen Zweck? — Ich würde dieser Neigung stets entsagen — um Deinet-willen."

„Du gutes, herziges Kind," rief Frau Rather aus und schloß sie voll inniger Rührung in ihre Arme.

Die Damen lebten in ungetrübter Freundschaft. Sie lasen, musicirten und malten zusammen und machten gemeinsame Spaziergänge und Fahrten auf dem See und in die Berge, welche sich über Montreux und Clarens erheben. Das anhaltend schöne Herbstwetter forderte zu Ausflügen auf, und die Gegend bot täglich neue Zielpunkte, welche das Auge entzückten,

Frau Rather gewöhnte sich an den Umgang mit Leonie und meinte, daß sie denselben gar nicht mehr entbehren könne. Sie bat sie, immer bei ihr zu bleiben und mit ihr zusammen zu reisen und zu leben.

„Wir sind Beide verwittwet und vereinsamt," sagte sie ihr. „Wir wollen uns an einander anschließen und gleichsam eine Familie bilden — Du, ich und Dein Emil. Ich habe dann zwei Kinder, für die ich sorgen darf."

Frau Rather war gutmüthig, besaß aber geringe Selbstständigkeit. Stets bestrebt, die Wünsche Anderer zu errathen und zu erfüllen, kam sie allmählich dahin, daß sie sich von ihrer Umgebung leiten und beherrschen ließ. Auch Leonie erlangte bald einen maßgebenden Einfluß auf sie und wußte denselben in geschickter Weise zu ihrem Nutzen zu verwerthen.

Den kommenden Winter wollte Frau Rather in Egypten verbringen. Sie lud Leonie ein, sie dorthin zu begleiten und ihr Gesellschaft zu leisten. Dieselbe erklärte sich bereit dazu, da sie dieses merkwürdige Land nicht

kannte und sich von dem dortigen Aufenthalt interessante Erlebnisse versprach. Den kleinen Emil beschloß man, mitzunehmen; denn Leonie wollte sich nicht von ihm für mehrere Monate trennen und ihn fremden Leuten anvertrauen.

XII.

Während die beiden Damen diese Reisepläne und die dazu nothwendigen Vorbereitungen erörterten, erschien eines Tages der Professor in Clarens. Er hatte sich nach seinem unblutigen Duell mit dem Marchese in einem wenig besuchten, hochgelegenen Luft-Kurort des Berner Oberlandes aufgehalten, wo er die Ereignisse der letzten Wochen in aller Ruhe durchdenken und seine jetzige Lage erwägen konnte.

Seine Gedanken schweiften zurück in die Zeit, da er um seine Frau freite; er erinnerte sich, wie sie trotz des Widerspruchs ihrer Familie treu an ihm festhielt, und wie selig er war, als er sie heimführte. Dann zog das Bild seiner Ehe an ihm vorüber; er dachte daran, wie seine Gattin ihm allmählich entfrembet worden war, und mußte sich eingestehen, daß er dies vielleicht hätte verhindern können, wenn er sie zur rechten Zeit gestützt und Schwierigkeiten beseitigt hätte, welche ihr unüberwindlich dünkten.

„Aber ist es dazu jetzt wirklich zu spät?“ fragte er sich. „Sollte es nicht möglich sein, die Verhältnisse zu ändern, welche ihr unerträglich sind, und Zustände herbeizuführen wie in den ersten Jahren unserer Ehe?“ —

Er faßte den Entschluß, sie aufzusuchen und sich mit ihr über Alles auszusprechen, was zwischen ihnen vorgefallen war. Durch eine telegraphische Anfrage bei ihrem Advocaten erfuhr er, daß sie sich in Clarens befand, und reiste ihr nach.

Mit Absicht wählte Rather ein anderes Hotel zum Absteigequartier als seine Frau, um ihre Unabhängigkeit nicht zu beeinträchtigen. Er zeigte ihr brieflich seine Ankunft an und bat sie in dringender Weise um eine Unterredung.

Statt ihrer Antwort kam Leonie zu ihm. Rather war nicht wenig betroffen, als er sie erblickte. Er starrte sie an wie einen bösen Geist und brach in die Worte aus:

„Was thust Du hier? Was willst Du von mir?“

„Deine Frau hat mich gesandt,“ antwortete sie ihm, „um Dir mitzutheilen, daß sie Dich heute Abend erwartet.“

„Wie! Du bist bei meiner Frau?“ fragte er weiter und konnte sich vor Erstaunen kaum fassen.

„Seit wenigen Wochen. Sie findet in meiner Unterhaltung einen Trost in ihrer Vereinsamung, und ich benutzte diese Gelegenheit, um sie mild gegen Dich zu stimmen und Euere Versöhnung anzubahnen. Es ist das Beste, was Ihr thun könnt.“

„Du hast Recht, und ich bin Dir dankbar für Deine Bemühungen. Ich bin zu diesem Zweck hierher gekommen und werde versuchen, die Verzeihung meiner Frau zu erlangen.“

„Wirst Du ihr von unseren Beziehungen erzählen? Wirst Du ihr meine Briefe zeigen, die ich Dir geschrieben habe? Doch nein! Du bist ein Ehrenmann, Du wirst mich schonen. Wenn Du mich jemals geliebt hast, so erweise mir die Gnade und schweige über das, was ich gethan habe; denn ich könnte sonst Deiner Frau niemals wieder vor die Augen treten.“

Der Professor versprach ihr dies, und Leonie kehrte zu Frau Rather zurück.

Zur festgesetzten Stunde erfolgte die Aussprache zwischen den beiden Ehegatten. Rather schilderte seiner Frau seinen seelischen Zustand und bat sie, ihm zu vergeben.

„Ich habe schwer gefehlt gegen Dich,“ erklärte er ihr, „aber ich bereue es tief. Ich war wie vom Wahnsinn befangen und weder meiner Sinne noch meiner Vernunft mächtig, als ich mich von Dir lossagte. Ein böser Zauber vergiftete mein Gemüth und machte mich hart und herzlos. Aber ich bin jetzt aus diesem Traume erwacht; ich sehe wieder klar und erkenne mein Unrecht. Verzeihe mir und kehre zu mir zurück! Wir wollen wieder zusammen leben, wie ehemals, und der milde Sonnenschein unserer Herbsttage soll uns entschädigen für die wilden Stürme der vorangegangenen Zeit!“

Frau Rather fühlte Mitleid, als sie ihren Gatten in dieser bedrängten Lage vor sich sah. Die Zuneigung zu ihm, die niemals in ihr erstorben war, erwachte, und Erinnerungen an gemeinsam verlebte, glückliche Stunden lebten wieder auf.

Sie reichte ihm die Hand zur Versöhnung, und er drückte einen Kuß darauf. Der Friede zwischen ihnen war geschlossen, und es begann für sie eine neue Lebensperiode.

Leonie reiste am folgenden Tage ab, indem sie eine Erkrankung ihrer Schwiegermutter zum Vorwande nahm, um ihre Rückkehr nach Mönchberg zu begründen.

Der Professor und seine Frau blieben noch zwei Wochen am Genfer See; dann fuhren sie zusammen nach Berlin zurück, hielten sich dort aber nur so lange auf, als die Vorkehrungen zu der Reise nach Egypten, die sie gemeinsam antraten, es nothwendig machten. Rather erbat und erhielt einen mehrmonatlichen Urlaub für historische Untersuchungen, die er in dem alten Pharaonen-Lande anzustellen beabsichtigte.

Als seine Gattin den Wunsch aussprach, daß Leonie sie dorthin begleiten möge, erhob er dagegen entschiedenen Widerspruch. Aus einzelnen Aeußerungen, die er fallen ließ, konnte sie entnehmen, daß er von ihr Gefahren für ihren soeben wiederhergestellten ehelichen Frieden befürchtete.

Sie verstand, daß die Erschütterungen desselben mit Leonie im Zusammenhange standen, und errieth das Uebrige.

Die beiden Ehegatten verlebten den ganzen Winter in Egypten. Sie bestiegen die Pyramiden, fuhren auf einem der Cook'schen Dampfer den Nil hinauf und besuchten die Tempel von Dendera und Luxor und die alte Gräberstadt Memphis. Erst im darauffolgenden Frühling kehrten sie nach Deutschland zurück.

Auf Zureden seiner Frau faßte Rather den Entschluß, seine Professur niederzulegen und seinen Wohnsitz in Berlin aufzugeben. Er überreichte dem Unterrichts-Minister das Gesuch, ihn seiner lehramtlichen Verpflichtungen zu entbinden, erhielt aber von ihm ein Schreiben, in welchem er im Interesse der Hochschule aufgefordert wurde, sie noch weiter zu erfüllen. Da er seine Bitte erneuerte, so wurde ihm unter schmeichelhafter Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Wissenschaft und den Unterricht der Abschied gewährt und ihm sein voller Gehalt als Pension bewilligt. Der Minister wahrte ihm das Recht, auch ferner Vorlesungen an der Universität zu halten, behielt sich seine Wiederverwendung im Staatsdienste vor und übertrug ihm die Leitung der historischen und archäologischen Arbeiten der jungen Gelehrten, welche von der Regierung nach Italien geschickt wurden.

Rather verkaufte sein Haus in Berlin und siedelte nach Florenz über, wo er eine in einem Park gelegene Villa miethete und mit seinen Möbeln, Bildern und Kunstgegenständen ausstattete. Hier versammelte sich an einem bestimmten Abende der Woche eine auserlesene Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, welche in dem gastfreien Hause des Professors willkommene Gelegenheit fanden zum freundschaftlichen Verkehr und zum Austausch ihrer Ideen. Fremde und Einheimische betrachteten es als eine Auszeichnung, an diesem Ort Zutritt zu erhalten. Wenn man wissen wollte, welche Personen von Bedeutung Florenz in seinen Mauern beherbergte, so konnte man dies an den dortigen Empfangstagen sehen.

Es mochte ungefähr ein Jahr verflossen sein, seitdem Rather und seine Frau in Florenz ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, als eines Tages Leonie mit ihrem Kinde bei ihnen erschien.

Sie hatte sich auffallend verändert. Ihr Gesicht war bleich und blutleer, und den Lippen fehlte die frische Röthe, die sie früher geziert hatte. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren glanzlos und von breiten, dunklen Rändern umgeben. Sie hatte ihre stolze Haltung verloren und schien sich nur mit Mühe aufrecht zu halten.

Sie erzählte, daß sie im vorhergegangenen Winter von der Influenza ergriffen worden war und nachher an einer Lungen- und Brustfell-Entzündung erkrankte, während welcher sich ein Exsudat bildete, das seit Monaten an ihren Kräften zehrte. Ein beständiger Husten, der ihr den nächtlichen Schlaf raubte, quälte sie, und sie fühlte sich außerordentlich

matt und abgeschlagen. Die Aerzte hatten ihr einen längeren Aufenthalt im Süden empfohlen, von dem sie die ersehnte Genesung erwartete.

Der Professor und seine Frau nahmen sie mit der Herzlichkeit, die einst zwischen ihnen bestanden hatte, bei sich auf. Sie trachteten, ihr alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verschaffen, welche die Kranke bedurfte; aber das Leiden machte rasche Fortschritte.

Leonie konnte das Haus nicht mehr verlassen; sie verbrachte ihre Tage im Bett oder auf einer Ottomane liegend. Der Husten und Auswurf vermehrten sich, die Schwäche nahm zu; es traten reichliche Schweiße des Nachts und heftige Durchfälle auf, und Niemand außer der Kranken zweifelte daran, daß ihr Ende bevorstehe.

„Ich habe Euch Vieles abzubitten," sagte sie wenige Tage vor ihrem Tode, als Rather und seine Frau an ihrem Bett saßen. „Ihr seid immer gut und wahr zu mir gewesen; ich aber war gegen Euch falsch, heuchlerisch und schlecht. — Was soll ich zu meiner Entschuldigung sagen? — Da muß ich weit zurückgreifen — auf meine Kindheit, auf meine Erziehung.

Meinen Vater habe ich kaum gekannt; er starb, als ich im frühesten Lebensalter stand. Meine Mutter war verbittert durch große finanzielle Verluste, beständig krank und hatte nicht Lust, sich mit mir zu beschäftigen. Sie überließ mich dem Umgange mit unseren Dienstboten, die mich umschmeichelten. Als ich emporwuchs und meine reichen Geistesanlagen sich entwickelten, wurde mir gesagt, daß ich klug und schön sei und die höchsten Ansprüche an das Leben stellen dürfe. Ich träumte, daß ein Fürst oder ein Millionär sich um meine Hand bewerben werde. — Da eröffnete mir meine Mutter, daß sie ihr Vermögen durch unglückliche Speculationen verloren und die kümmerlichen Ueberreste desselben aufgezehrt habe. Sie ermahnte mich, sobald als möglich zu heirathen, damit ich vor dem Elend oder der Schande bewahrt bleibe. Ich befolgte ihren Rath und wählte einen Mann, von dessen Geldmitteln und Einnahmen ich die Befriedigung meiner Wünsche erwarten durfte. — Er starb, und ich stand unversorgt und hilflos in der Welt. Ich beschloß, die wiedererlangte Freiheit theuer zu verkaufen und nur dann ein Ehebündniß einzugehen, wenn es mir die sichere Aussicht gewährte, daß ich die hervorragende Rolle in der Gesellschaft spielen konnte, zu der ich mich berechtigt und berufen glaubte. Um dieses Ziel zu erreichen, scheute ich vor keinem Mittel zurück. Ich entwarf Pläne, führte Intriguen durch und handelte schlecht gegen Alle, die mir im Wege standen. — Gut und liebevoll gegen die Mitmenschen zu sein, ist leicht für diejenigen, welchen das Glück lächelt. Wer aber, wie ich, gezwungen wird, um's Dasein zu kämpfen, der darf nicht ängstlich zurückweichen, wenn er mit seinen Armen den Nachbar berührt und ihm wehe thut. Hatte ich nicht ebensoviel Recht auf einen bevorzugten Platz im Leben, als Andere, denen ein günstiges Geschick denselben eingeräumt hat? — Warum sollte ich nicht trachten, mich an deren Stelle zu setzen, wenn sich die Gelegenheit

dazu darbot? — Meine Jugend war liebeleer, und ich habe niemals das süße Gefühl genossen, von einer Mutter mit dem Herzen erwärmt zu werden. Die zarten Empfindungen des Gemüths wurden in meiner Kindheit nicht gepflegt und verdorrten, und die Keime dazu, welche im späteren Leben gelegt wurden, erstickten unter dem Wust eines oberflächlichen Gesellschaftstreibens. So bin ich das geworden, was ich bin. — Erst nach schwerem Ringen, erst während meines langen Krankenlagers gelangte ich zu der Erkenntniß, daß die Wege, auf welchen ich bisher gewandelt bin, sündhaft waren. Wenn mir die Natur die Gesundheit zurückgiebt, dann werde ich gut und edel sein und nach jenen Zielen streben, welche die wahren Güter des Lebens verheißen. — Ihr aber, meine besten Freunde, die ich jemals gehabt habe, vergeßt das Vergangene und verzeiht!"

Ihr Lebenslicht flackerte nur noch schwach und erlosch allmählich. Unter einer alten Cypresse wurde ihr ein Grab gegraben, und ihr Leichenstein erhielt die von ihr selbst gewählte Inschrift: „Hier schläft Leonie. Sie wurde geliebt von Denen, welchen sie Böses that."

Der kleine Emil blieb in dem Hause des Professors und wurde von ihm später als Sohn adoptirt. Er machte den Pflege-Eltern durch seine Begabung und seine Lernbegierde große Freude und entschädigte sie für den Kummer, den ihnen einst seine Mutter bereitet hatte.

Oswald Ottendorfer und seine deutsch-amerikanische Zeitungs-Schöpfung.

Von

Udo Brachvogel.

— New York. —

Das Deutschthum der Vereinigten Staaten ehrt in Oswald Ottendorfer einen seiner vornehmsten Vertreter, und als solcher wird er hüben und drüben allgemein anerkannt. Wie er als Philanthrop sich den Segen von Tausenden in unserm Adoptiv-Vaterlande wie in seinem Geburtsland verdient hat, so hat er auch seinen Mitarbeitern an der „New Yorker Staatszeitung" gegenüber nie das rein menschliche Interesse und Wohlwollen verleugnet und ein musterhaftes Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer herzustellen gewußt.

„Wir alle fühlen, daß der Tag, an dem er von der Schöpfung seines Lebens, der ‚New Yorker Staatszeitung', scheiden müßte, einen unersetzlichen Verlust bezeichnen, und daß speciell wir in ihm gleichzeitig den gütigsten Beschützer und eine Quelle geistiger und moralischer Anregung verlieren würden. Möge jener Tag noch recht ferne bleiben, und die Kraft des Geistes und Charakters, die sich Herr Ottendorfer bewahrt hat, noch lange ungeschmälert seine Leitung der ‚Staatszeitung' kennzeichnen!"

Mit diesen Worten schloß die offenbar aus der Feder seines langjährigen redactionellen Vertrauensmannes, Paul Loeser, stammende und am 29. Februar dieses Jahres Oswald Ottendorfer, dem Herausgeber und Haupteigenthümer der „New Yorker Staatszeitung" überreichte Geburtstags-Adresse seiner Redactions- und Geschäfts-Angehörigen. Der neunundzwanzigste Februar — ein siebzigster Geburtstag — und der Schöpfer und Leiter einer der größten bestehenden Zeitungen! Ein ungewöhnlicher Tag — eine keineswegs gewöhnliche Feier — und ein

wahrlich nicht gewöhnlicher Mann! Und doch hat gerade diese schöne Dreiheit, und gerade bei dieser schönen Gelegenheit, sich's gefallen lassen müssen, auf's Rücksichtsloseste zerstört zu werden. Der 29. oder überhaupt nur der letzte Februar, der bislang als Geburtstag Oswald Ottendorfers galt, ist aus Veranlassung eben dieses siebzigsten Geburtstags nicht blos seiner bisherigen Würde entkleidet worden, sondern es ist dies auch noch durch so treue Freunde und dankbare Verehrer des Jubilars geschehen, daß von einem Auflehnen gegen das Factum selbst gar keine Rede sein kann. Oswald Ottendorfer ist nämlich 1826 in Zwittau, Mähren, geboren, und als jüngst die im Laufe der Jahre von ihrem treuen, ausgewanderten Sohn mit einer ganzen Reihe vornehmster philanthropischer Schenkungen und Gründungen bedachte Stadt die siebzigste Wiederkehr seines Geburtsjahres dazu zu benutzen beschloß, durch Uebersendung einer würdigen Jubeladresse auf's Neue ihren Dank auszusprechen, wurde in den bei dieser Gelegenheit nachgeschlagenen Kirchenbüchern die unumstößliche Entdeckung gemacht: daß weder der 29.*), noch der 28. Februar, sondern der zwölfte Tag dieses Monats der wahre und wahrhafte Geburtstag ihres illustren Mitbürgers gewesen, eine Thatsache, auf welche die Herausgeber von Conversations-Lexiken und biographischen Nachschlagebüchern hiermit pflichtschuldigst aufmerksam gemacht seien; eine Thatsache aber auch, welche zugleich ein bezeichnendes Streiflicht auf das ganze Wesen des Mannes selbst wirft, der in der Neuen Welt wohl seinen Geburtstag vergessen konnte, aber seines Geburtslandes und seiner Geburtsstadt so wenig vergaß, daß heutigen Tages seine Stiftungen in der Letzteren eine kleine Stadt für sich ausmachen; und eine Thatsache endlich, welche vor allen Dingen den Wunsch nahe legen muß, daß dem verdienten und unentbehrlichen Mann noch eine hinreichende Anzahl dieser neuen Geburtstage beschieden sei, um sich mit vollkommenem Behagen in diese veränderte Ordnung der Dinge hineinleben zu können.

Als Schöpfer der „N. Y. Staatszeitung" wird Oswald Ottendorfer, und diese selbst als die Schöpfung seines Lebens in der oben angezogenen Adresse seiner Mitarbeiter bezeichnet. Beide Bezeichnungen sind um so zutreffender, als sie nicht nur aus der Feder eines Mannes stammen, der selbst ein Menschenleben lang diesem Ottendorfer'schen Lebenswerk treu und thätig nahe gestanden, sondern weil sie einfach Thatsachen aussprechen, die das gesammte Deutschthum New Yorks und mit ihm das der Vereinigten

*) Die Sache dürfte sich übrigens daraus erklären, daß in Oesterreich bekanntlich keine Geburtstage, dafür aber Namenstage gefeiert werden. Als Schutzpatrons-Tag für die Träger des Namens Oswald nun bezeichnet der katholische Kalender den letzten Februar, also in den Schaltjahren den 29., der in dem vorliegenden Fall denn auch jedes vierte Jahr zum Substitut des in Vergessenheit gerathenen wirklichen geburtstäglichen Februar-Tages, des 12., wurde, obgleich das Ottendorfer'schen Geburtsjahr 1826 — selbst gar kein Schaltjahr war.

Staaten überhaupt längst kennt und anerkennt. Gegründet wurde freilich dieses zur Zeit als größte deutsche Zeitung Amerikas und, mit einigen an den Fingern einer Hand herzuzählenden cis- und transatlantischen Ausnahmen, überhaupt als princeps inter pares unter den großen Organen der Weltpresse dastehende New Yorker Blatt schon früher, schon im Jahre 1834. Indessen fiel das noch in eine Zeit, da die deutsche Bevölkerung der Vereinigten Staaten, trotz einer bereits erfolgten ersten politischen Einwanderung, vorerst ohne jeden wirklichen Einfluß, zugleich aber doch schon zahlreich genug war, um in New York, Philadelphia, Cincinnati und St. Louis einer und der anderen Zeitung in der Sprache des Mutterlandes eine Existenzmöglichkeit zu bieten. Einer oder der andern Zeitung, einem oder dem andern Blättchen, wäre auch genug gesagt. Einige derselben datirten denn auch in ihrer ganzen Primitivität und rührenden Dürftigkeit noch vor die ersten Anfänge der „N. Y. Staatszeitung" zurück, — ja in Pennsylvanien, dessen deutsche Sitten- und Sprach-Inseln freilich eine ganz fremdartige Stellung im deutschen Amerika und seiner Geschichte einnehmen, gar bis in's vorige Jahrhundert hinein.

Die wirkliche Bedeutung, das geistige Eigenleben, das Selbstschöpferische des Deutschthums auf dem Boden der Neuen Welt kam erst mit jener Einwanderung, welche das Sturmlenz-Jahr 1848 und seine Nachwehen über den Ocean trieben und wehten. Es war eine wahrhaft weltbürgerlich angehauchte mächtige Fluthwelle von Talent, Bildung, Begeisterung, geistiger und politischer Emancipation, und vor Allem von überschäumender Jugendkraft im Verein mit allem dem, was man unter deutschem Gemüth versteht und fast noch öfter mißversteht, was hier plötzlich nach Amerika hinüberschlug, in ein neues Land, in eine neue Lebensluft und in ein neues Leben selber. Es konnte gar nicht anders sein, als daß das eine große Befruchtung gab; daß es ganz neue Bildungen und Erscheinungen zeitigte; daß, allen Schwierigkeiten zum Trotz, durch welche sich diese Ausgewanderten. die meist zugleich Verbannte waren, durchzukämpfen hatten, sie schließlich dort, wo sie den Boden durch eine frühere deutsche Immigration nur irgend wie gelockert fanden, sie diesem ihren Stempel, und zwar gleich meist in der sichtbarsten Weise, aufdrückten. Nach den ersten Kämpfen um's tägliche Brod — und diese waren nicht nur meist recht bitterer und harter, sondern vielfach auch recht seltsamer, ja grotesker Art — betheiligten sie sich auf's Eifrigste an Allem, was um sie her vorging. Und das nicht nur im Kreise ihrer deutschen Stammes- und Sprachgenossen, sondern innerhalb ihrer neuen Gemeinwesen selbst, in der großen und allgemeinen Oeffentlichkeit überhaupt. So gingen sie in die Politik, und als der Ausbruch des großen Kampfes zwischen Norden und Süden im Jahre 1861 neue Freiheitsfanfaren in ihre Ohren schmetterte, in den Krieg. So haben sie deutscher Geselligkeit und Kunst eine geachtete, und der deutschen Musik gar eine dominirende Stellung auf dem Boden der neuen Welt erobert. Und so

haben sie vor allen Dingen eine deutsche Zeitungspresse in Amerika geschaffen, für die sie nur die bescheidensten Anfänge vorfanden, die sie aber zu ungeahntem Umfang und Einfluß emporführten und in einer Weise mit ihrem Geist und Talent erfüllten, daß sie noch heute, nach vier Jahrzehnten, als ihr eigenstes Werk dasteht.

In dieser Gruppe von deutsch-amerikanischen Zeitungsgründern und Zeitungsschöpfern nun steht Oswald Ottendorfer in allervorderster Reihe. Oesterreicher von Geburt und neben Hans Kudlich, dem jetzt noch unvergessenen Bauernbefreier, der bedeutendste Achtundvierziger, welcher nach dem Fehlschlag der verschiedenen Wiener Erhebungen nach Amerika getrieben wurde, landete er nach einer ganzen, wie wir gleich sehen werden, nicht blos auf Oesterreich beschränkten Freiheitskämpfer-Odyssee im Frühjahr 1850 im Hafen von New York. Er zählte 24 Jahre — das Durchschnittsalter der damaligen, bereits zur Würde von Verbannten und Freiheitsmärtyrern aufgestiegenen Himmelsstürmer und Welterlöser. In Zwittau — und zwar sehr zum späteren Glück der kleinen mährischen Stadt — als Sohn eines Tuchfabrikanten geboren, widmete er sich nach absolvirter Gymnasiallaufbahn erst in Prag, dann in Wien philosophischen, nationalökonomischen und juristischen Studien. Der Sturmfrühling von 1848 riß auch ihn aus den Hörsälen und vom Arbeitstisch in den ersten Revolutionsstrudel, welcher in den Märztagen die Hauptstadt der Habsburgischen Monarchie mit Straßenkämpfen und sonstigen revolutionären Leidenschafts-Eruptionen aller Art überfluthete. In der diesem ersten Ausbruch folgenden Ruhepause schloß er sich einer Freischaar an, die an dem Kampfe um die Abschüttlung der dänischen Herrschaft in Schleswig-Holstein kämpfte, um dann schon im Oktober wieder in Wien, in dem verzweifelten Ringen gegen die Windischgrätz'sche Reaction, auf's Neue auf den Barricaden zu stehen und nach Einnahme der Stadt nur durch eine besonders glückliche Fügung dem Pulver- und Bleifatum zu entgehen, das so viele der tollkühnen Studenten-Legionäre jener wilden Tage traf. Durch mehrere Tage von einem, ihm völlig unbekannten Antiquar, bei dem er Zuflucht gesucht, versteckt gehalten, gelang es ihm, bei Nacht und Nebel über die Linien der Stadt und gleich danach auch über die Grenzen des Landes zu entkommen, — nach Sachsen.

Aber selbst diese zwiefachen Wiener Revolutions-Fehlschläge konnten ihn nicht verhindern, schon ein halbes Jahr danach an dem großen Dresdener Maiaufstand von 1849 theilzunehmen. Dieses Mal war es zur Abwechslung das preußische Militär, vor dem er zu fliehen hatte. Er entkam ihm auch glücklich, aber nur — um direct nach Baden zu eilen, wo dem, nun einmal durch keine üblen Erfahrungen einzuschüchternden Freiheits- und Revolutions-Idealisten im dortigen Aufstand ein neues Thätigkeitsfeld winkte. Dieses Mal war es aber nicht die niederwerfende Hand einer militärischen Uebermacht, sondern die noch niederwerfendere einer schweren Typhuserkrankung, welche ihm die Lorbeeren eines vierten

revolutionären Jugend-Fiascos vorenthielt, die er in diesem Falle auch mit Friedrich Hecker, Lorenz Brentano, und vor allen Dingen mit Karl Schurz zu theilen gehabt haben würde, mit dessen Namen der seinige Jahre danach in Amerika vereint so oft genannt werden sollte. Bei seiner Wiederherstellung vom Typhus sollte er denn auch endlich, wohl oder übel, von seinen deutschen Revolutionsträumen hergestellt sein. Das sehr abkühlende „katzenjämmerliche" Erwachen, welches jetzt allgemein dem flammenden Rausch von 1848 und 1849 folgte, verschonte ihn ebenso wenig, wie dieser es gethan hatte. Er ging nach Heidelberg, wo er für einige Zeit seine Universitäts-Studien vervollständigte und eine glückliche Ausrast-Idylle verlebte, und von da im Beginn des nächsten Jahres unbelästigt, oder richtiger unbemerkt nach Wien zurück. Wenigstens sollte er hier sofort in Erfahrung bringen, daß er sich von seiner Theilnahme an den Barricadenkämpfen des October 1848 noch auf der umfangreichen Liste der jeden Augenblick einer schonungslosesten Processirung Ausgesetzten befand, — eine Entdeckung, die ihn begreiflicher Weise zur sofortigen, dies Mal dritten Räumung der für ihn so wenig geheuren Hauptstadt bewog. Auf nicht ganz directem Wege entkam er glücklich nach Bremen und von da nach der neuen Welt, deren Boden er im Frühjahr 1850 in New York betrat, wo auch ihm zuerst die Beschwerden und Widerwärtigkeiten, ja vielleicht selbst Entbehrungen nicht erspart bleiben sollten, welche daselbst für den Beginn der meisten dieser jugendlichen Achtundvierziger harrten, die trotz ihrer Jugend bereits mit einem Stück Geschichte hinter sich, sonst aber meist mit recht leeren Händen hier landeten.

Für Oswald Ottendorfer sollten diese Einwanderers- und Flüchtlings-Tristien nicht gar lange dauern. Schon nach einem Jahr führte ihn ein doppelter Glücksstern in die damals noch so bescheidenen Räumlichkeiten der „N. Y. Staatszeitung". Ein doppelter Glücksstern, — der seinige und dieses Blattes! Von Jakob Uhl unter Beihilfe seiner von Natur aus ebenso klugen, wie thatkräftigen Frau, von der wir noch weiter unten zu sprechen die Ehre haben werden, herausgegeben, fing dasselbe damals eben an, seine ersten Schritte aus der publicistischen Kinderstube des, im regulären Parteiklepperstil jener Tage geschriebenen und auch dem entsprechend geschäftlich geführten Local-Blättchens herauszuthun. Es konnte daher um so weniger fehlen, daß sich hier just für einen Ankömmling dieser Art das richtige Feld erschloß, als derselbe neben seiner akademischen Bildung und litterarischen Veranlagung sich auch mit einem Scharfblick über die praktischen Anforderungen des Zeitungsgeschäfts ausgerüstet erweisen sollte, von dem er im Sturm und Drang seiner Studentenlegionärs-, Freischärlers- und Flüchtlings-Zeiten sich wohl selbst am wenigsten hatte träumen lassen. Es war denn auch das Geschäfts-Comptoir des Blattes, in dem er seine neue Laufbahn begann. Was die politische — demokratische — Richtung des Blattes anlangte, so war sie ihm sowohl in Uebereinstimmung mit

der großen Majorität des New Yorker Deutschthums, wie auch persönlich sympathisch. Je weniger daher sein Einfluß, der nach dem bald darauf erfolgten Tode Jakob Uhls schnell in Geschäft und Redaction gleich maßgebend wurde, an den Grundlagen der politischen Tendenz des Blattes änderte, um so mehr machte er sich bald in Ton, wie in allem dem, was zum äußern Auftreten einer täglich erscheinenden und zugleich täglich an Bedeutung wachsenden Zeitung gehörte, bemerkbar. Und dies gleich so sehr, daß das, was seinen heutigen Mitarbeitern in der oben mitgetheilten Adresse vorschwebte, wenn sie die „N. Y. Staatszeitung" als Otto Ottendorfers Lebens-Schöpfung bezeichnen, thatsächlich schon damals, also vor einem, nach dem gewöhnlichen Redemaß, anderthalb Menschenalter umfassenden Zeitraum begann!

Im Jahre 1859 traten durch Verheirathung Ottendorfers mit der Wittwe Jakob Uhls zu dem dominirenden Geschäftsband, welches ihn mit dem Blatt bereits verknüpfte, jenes noch festere Familienband, das es ihm erst recht ermöglichte, dem durch seine Mitarbeit bereits auf den Weg an die Spitze der ganzen deutschamerikanischen Presse geführten Blatt diesen Platz nun vollends zu erobern und für alle Zeiten zu sichern. Von dem ersten Augenblick, da er auch mit den Rechten eines Miteigenthümers die Zügel des Unternehmens in allen seinen Abtheilungen ergriff, nahm dieses auch auf der ganzen Linie andere Dimensionen an. Durch Eintritt in den, seinen Mitgliedern den größten telegraphischen Neuigkeiten-Dienst gewährleistenden Verband der „Associirten Presse" wurde die „Staatszeitung" zunächst die erste deutsche Zeitung in Amerika, welche ihren Lesern dieses Privileg, sich selbst aber die damit verbundenen großen Kosten und noch größeren Einkünfte leistete. Durch Vergrößerung des Redactions-Stabes*) sowie Gewinnung von Correspondenten und Mitarbeitern im Lande selbst und in der alten Welt trug sie nicht nur dem factischen Bedürfniß der

*) Es hat unter diesen Umständen nicht fehlen können, daß die Redaction der „Staatszeitung" im Lauf der Zeit der Sammelplatz von so ziemlich Allem geworden ist, was in der deutschamerikanischen Journalistenwelt, vornehmlich der des Ostens, einen Namen gehabt. Paul Loesers, der dem Blatt jetzt seit 37 Jahren angehört und weit über die Hälfte dieser Zeit an der Spitze der Ottendorfer'schen Mitarbeiter-Schaar steht, geschah bereits Erwähnung. Aber es hat derselben auch nicht an Zugehörigen gefehlt, die sich mit ihrer Feder über dieses Redactionswirken hinaus erfolgreich beschäftigt haben. So namentlich der excentrische, aber litterarisch hochbegabte, vor zehn Jahren gestorbene G. Rittig und der behaglicher veranlagte C. Stürenburg, deren Feuilletons und Lebensbilder aus dem New Yorker und deutschamerikanischen Leben auch in Buchform erschienen sind — „New Yorker Federzeichnungen" von G. Rittig und „Aus der Miethskaserne" und „Alte Bekannte" von C. Stürenburg — und hüben wie drüben verdiente Beachtung gefunden haben. In Deutschland selbst aber gehören heutigen Tages so ziemlich alle Träger bedeutender Namen, vor allen Dingen auf dem Gebiet der Romanlitteratur, zu den Beiträgern der „New Yorker Staatszeitung", und es hat sich im Lauf der Zeit zwischen mehr als Einem derselben und Oswald Ottendorfer, weit über diese Geschäftsverbindung hinaus gehend, ein herzliches Band persönlicher Freundschaft und Werthschätzung geknüpft.

Leser, sondern auch der vom Ehrenstandpunkt dictirten idealeren Forderung einer mehr originalen Tageslitteratur Rechnung, — und zwar zu einer Zeit Rechnung, da mit ihrer Ausnahme und etwa noch der des Lexow'schen „Belletristischen Journals", die deutschamerikanischen Blätter neben dem Leitartikel-Schreiber und dem Local-Berichterstatter nur noch die Scheere als dritte und nicht selten hauptsächlichste Herstellungs-Macht anerkannten. Und endlich verstand das neue Regime durch Einführung aller technischen und manuellen Fortschritte, welche die englische Presse New Yorks kennzeichneten, dem deutschen Blatt auch äußerlich ein Gepräge zu verleihen, das ihm nicht nur unter den gleichsprachigen Organen den gebührenden ersten Platz sichern half, sondern in der amerikanischen Presse überhaupt eine gekannte und anerkannte Stellung gab.

Wie aber diese Stellung des Blattes wieder auf den Mann an seiner Spitze und auf seinen persönlichen Einfluß als politischer Hauptrepräsentant des New Yorker Deutschthums zurückwirken mußte, das wird auch der mit amerikanischen Verhältnissen ganz und gar nicht Vertraute sich ungefähr vorstellen können, wenn er erfährt: daß die von der „Staatszeitung" mehr oder minder unmittelbar beeinflußte Quote der New Yorker Wählerschaft etwa ein Viertel, wenn nicht mehr, der bei größeren Wahlkämpfen im Felde stehenden Massen überhaupt zählt. Das ist eine Macht in sich. Ganz besonders aber so in den Augen der amerikanischen Politiker und politischen Macher, welche mit den deutschen Stimmen zu rechnen genöthigt sind und wenn auch gewöhnlich gerade nicht vor Respect vor ihren deutschen Mitbürgern ersterben, doch zu Wahlzeiten von einer um so heilsameren, ja gelegentlich geradezu heillosen Furcht erfüllt sind. Und da muß denn dem politischen und journalistischen Führer des New Yorker Deutschthums vor allen Dingen ein doppeltes Zugeständniß gemacht werden. Zunächst dasjenige: daß er seinen an sich weitgreifenden, in den Augen der Amerikaner noch ganz besonders großen Einfluß nie zur Erlangung von Würden und Aemtern*) oder zur sonstigen Befriedigung von Strebereien

*) Ein wirkliches Amt, das Wort im landläufig politischen Sinn gebraucht, hat Oswald Ottendorfer während seiner langen Laufbahn als Mann der Oeffentlichkeit nie bekleidet. Wohl hat er während der vielen stadtpolitischen Wahl- und Reformkämpfe, bei denen seine Zeitung im Vordertreffen stand, auch oft sich selbst der Nothwendigkeit fügen und mit seiner Person hervortreten müssen. Und einmal, in den 60er Jahren, brachte ihn diese Nothwendigkeit selbst in den New Yorker Stadtrath, während sie es ihm ein ander Mal, 1874, gar auferlegte, seinen Namen bei der absolut aussichtslosen, aber als Demonstration gegen die, von den beiden Hauptparteien begangenen, Mißgriffe äußerst werthvollen Aufstellung eines dritten, unabhängigen Wahlzettels (Candidatenliste) für eine Bürgermeisterscandidatur herzugeben, wobei ihm immerhin ein unerwartet großes persönliches Vertrauensvotum von über 30000 Stimmen zufiel. Verschiedenen Ehrenämtern indessen hat er sich im Lauf der Jahre doch nicht entziehen können. So war er 1868 und 1884 einer der Präsidentschaftswahlmänner des Staats New York; 1876 war er ein Mitglied der von der demokratischen Partei des Landes eingesetzten Commission,

und Ambitionen für seine Person oder selbst nur ihm unmittelbar Nahestehende ausgebeutet hat. Sodann das andere: daß, wenn im Lauf der von ihm und seiner Zeitung ausgefochtenen, zahllosen, vielgestaltigen und oft von den daran Betheiligten selber kaum zu übersehenden Kämpfe auch einer und der andere Fehl- oder Uebergriff mit untergelaufen, dieselben doch stets mit reinen Händen gemacht worden sind. Wenn irgend ein publicistischer Bekämpfer öffentlicher Corruption das Recht und den Antrieb dazu aus der Integrität der eigenen Absichten und der Correctheit seines Privatcharakters geschöpft hat, so ist dies der Herausgeber der „N. Y. Staatszeitung“ gewesen — auch dann gewesen, wenn sich in gelegentlichen Sonderfragen die Haltung seines Blattes mit einer oder der anderen, durchaus nicht der Beachtung unwerthen Quote des New Yorker Deutschthums in vorübergehenden Widerspruch zu setzen hatte. Und daß das nicht immer ein leichtes Stück gewesen, werden selbst die Gegner der „Staatszeitung“ einräumen, welche die Geschichte der municipal-politischen und Reformkämpfe der amerikanischen Metropole und des Antheils der Deutschen daran während des letzten Vierteljahrhunderts zu verfolgen im Stande waren. Auch werden gerade sie gleich noch das Weitere einräumen müssen: daß in allen rein deutsche Interessen auf amerikanischem Boden betreffenden Ent- und Verwickelungen die Ottendorfer'sche Zeitung sich zunächst immer — um ein Wort Paul Loesers zu gebrauchen, — als „Product der deutschen Einwanderung“ und dementsprechend als ihre Dienerin gefühlt hat. Und wenn sich gerade von diesem Standpunkt aus dann und wann äußerste Consequenzen ergeben haben, welche neben der Zustimmung der

---

welche zur Untersuchung der angeblich in Louisiana bei dem Hayes-Tilden-Präsidentschaftskampf vorgekommenen Stimmenzählungsfälschung nach New Orleans geschickt wurde; und durch eine Reihe von Jahren endlich war er Mitglied des „Board of Regents of the University of the State of New York“, einer aus Männern von anerkannter Bildung und Stellung zusammengesetzten höheren Behörde, welche die oberste Aufsicht über das Unterrichtswesen im Staate New York führt.

Um so schmeichelhafter für ihn persönlich und zugleich förderlicher für die großen Interessen, deren Wahrung ganz besonders auf seinen Schultern liegt, war das hohe Ansehen, in dem er als Freund und Vertrauensmann bei den beiden hervorragendsten Größen stand, welche die demokratische Partei seit dem Bürgerkrieg besessen: bei Samuel Tilden, der 1876 Präsidentschaftscandidat der Partei war, aber in der Wahl, nicht ohne große nachträgliche Streitigkeiten und nur mit der knappsten Minorität, dem Republikaner Hayes unterlag, und bei dem gegenwärtigen Präsidenten Grover Cleveland. Namentlich seitens des Letzteren erfreut er sich einer so großen persönlichen Werthschätzung, daß es nach dem ersten siegreichen Präsidentschaftskampf desselben, im Jahre 1884, die Eingeweihten kaum überraschte, als derselbe dem Herausgeber der „New Yorker Staatszeitung“ ein, allerdings informelles, Anerbieten eines Cabinetspostens eintrug. Seinem Grundsatz getreu, trat er jedoch nach gewonnenem Kampf mit seiner Person sofort hinter die Linien zurück. Dafür war die Besetzung der Gesandtschaft beim Quirinal mit dem seiner Stellung in der Gesellschaft und seiner Qualificationen als Jurist, Philosoph und klassischer Gelehrter halber für diese Stelle besonders geeigneten Richter G. B. Stallo von Cincinnati und die damit dem ganzen amerikanischen Deutschthum erwiesene Anerkennung sein Werk.

Vielen auch eine Beanstandung der Wenigen, aber in ihrer Minorität keineswegs zu Uebersehenden, nach sich gezogen, ja wohl gar, wie erst im vorigen Herbst, selbst zu einer Entfremdung solcher Männer, wie Oswald Ottendorf und Karl Schurz, nachdem sie nur erst in dem großen 1894er New Yorker Reformkampf Schulter an Schulter so Großes geleistet, führen konnte, so ist das gewiß zu bedauern und wird auch sicherlich von Niemand mehr bedauert, als den Betreffenden selbst. Aber es muß eben als das hingenommen werden, was es ist: als eine jener Evolutionen im Hexen- und Ueberraschungskessel amerikanischer Politik, welche sich selbst nicht mehr zu controliren vermögen. Zum Glück pflegen aber auch gerade sie schon immer wieder den Keim künftiger Remedur in sich selbst zu tragen. Und so mag denn auch schon morgen in dem ewigen Auf und Nieder, der „ewigen Mißmelodie" der New Yorker Stadtpolitik ein neuer Kampf aufspringen, der auch diese beiden Männer wieder im gemeinsamen Fahrwasser und gleichzeitig an der Spitze des hiesigen Deutschthums sieht. Dasselbe kann gerade der getreuen Eckartstimme dieser Beiden noch lange, lange nicht entrathen!

Im Frühjahr 1884 wurde Oswald Ottendorfer von dem schwersten Schlage seines sonst erfolgreichen Lebens auf dem Boden der neuen Welt getroffen. Er verlor seine Frau. Selten hat der Tod einem Gatten-Verhältniß ein Ende bereitet, welches zugleich in so hohem Grade das von zwei Mitarbeitern, Gehilfen und Gleichstrebenden war, wie dieses. Und da die Bedeutung dieser Frau, sowohl durch die Betheiligung an dem geschäftlichen Aufbau der größten deutsch-amerikanischen Zeitung, wie namentlich durch ihre umfassende, in verschiedenen großartigen Stiftungen gipfelnde philanthropische Thätigkeit weit über den gewöhnlichen Wirkungskreis selbst hervorragender Frauen hinaus, der Oeffentlichkeit angehörte, so kann man wohl sagen: daß der Schlag, der im April 1884 das Haus Ottendorfer traf, auch das gesammte New Yorker Deutschthum mit ereilte. Es ist schwer, zu sagen, wie weit die praktische Betheiligung des Gatten an dem wohlthätigen Wirken und der es krönenden Gründung mehrerer großartiger Anstalten, — der „Isabellen-Heimat" für deutsche Greise und Greisinnen, der großen Frauen-Abtheilung des Deutschen New Yorker Hospitals in eigenem Bau und der deutschen Verbandsanstalt im Herzen des als „Klein Deutschland" bekannten Theils der Stadt, — der Frau Ottendorfer eigentlich gegangen ist. Jedenfalls gingen die Bestrebungen des Paares gerade auf diesem Gebiet auf's Innigste Hand in Hand, wie es unter Anderem die Thatsache augenfällig lehrt, daß die von Oswald Ottendorfer für das obengenannte „Klein Deutschland" in eigenem Gebäude gegründete und reich dotirte Freibibliothek sich dicht neben der von seiner Gattin ebendaselbst errichteten Poliklinik befindet. Da die Wohlthätigkeit der Frau Anna Ottendorfer mit ihrem wachsenden Reichthum auch über die Grenzen New Yorks hinauswuchs, war es nur billig, daß sie auch außerhalb ihres nächsten

Wirkungskreises die ihr gebührende Anerkennung fand. Vor allen Dingen war es die deutsche Kaiserin Augusta, welche für die deutsch-amerikanische Philanthropin eine besondere Werthschätzung besaß und auch noch kurz vor dem Tode derselben durch Uebersendung einer besonders für sie angefertigten Ordensdecoration nebst einem herzlichen Handschreiben Ausdruck gab. Der Empfang und die Annahme des schönen und bedeutungsvollen Schmuckstücks der selbst in ihren Wohlthätigkeitsbestrebungen so unermüdlichen Monarchin hat der sonst ganz und gar demokratisch veranlagten und allem äußerlichen Prunkwesen durchaus abholden Frau die größte persönliche Genugthuung und eine der letzten Freuden ihres Lebens bereitet, während ihr Gatte, auf die ihm gewordene Mittheilung, daß ihm aus ähnlicher Veranlassung eine ähnliche Auszeichnung von österreichischer Seite bevorstehe, als amerikanischer Bürger mit dem Ersuchen zu antworten hatte, daß die derselben zu gebende Form nicht über die eines officiellen Anerkennungsschreibens hinausgehen möchte.

Diese „ähnliche" Veranlassung wurde für den ehemaligen Landesherrn Oswald Ottendorfers durch die monumentalen Stiftungen geboten, die derselbe, wie schon eingangs erwähnt, im Laufe der Jahre seiner mährischen Heimatsstadt Zwittau zugewendet hat. Sie bestehen in einem Altenheim, einem Armen- und Waisenhaus, einem Hospital, einer Freibibliothek und einem monumentalen Brunnen, die man nicht nur in Rücksicht darauf, daß sie in einer verhältnißmäßig kleinen Landstadt ihren Platz gefunden, als geradezu fürstlich bezeichnen darf, sondern die diesen Namen irgendwo verdienen würden. In New York selbst hat sich die werkthätige Philanthropie Ottendorfers, die mit unfehlbarer Generosität jedem deutschen Unternehmen, jeder deutschen Sammlung und jedem deutschen Bedürfniß still und unter der Hand zu gute kommt, neben der bereits erwähnten Freibibliothek namentlich in dem großartigen Ausbau der von seiner Frau zum Andenken einer jugendlich verstorbenen Lieblingstochter gegründeten und benannten Isabellen-Heimat bethätigt. Er hat das ursprünglich in Astoria bei New York gelegene Heim nach dem oberen Theil der Stadt verlegt, ihm dort großartige Baulichkeiten zur Verfügung gestellt und auch sonst die, ihm das Gedächtniß von Frau und Tochter gleichzeitig verkörpernde Stiftung so pietätvoll und dabei so freigebig weiter gefördert, daß sie heute als unbestrittene Musteranstalt dieser Art dasteht.

Es erübrigt noch, hier als historisches die „New Yorker Staatszeitung" betreffendes Datum die Thatsache nachzuholen: daß Oswald Ottendorfer, durch ein, ihn zu regelmäßigen Besuchen europäischer Heilquellen nöthigendes Nervenleiden veranlaßt, bereits im Jahre 1880 in der geschäftlichen Verfassung der „Staatszeitung" eine wichtige Aenderung hat eintreten lassen. Er verwandelte damals das Ganze in eine meist aus Mitgliedern seiner Familie zusammengesetzte und unter seiner Präsidentschaft und unmittelbaren Leitung stehende Actien-Gesellschaft. In diese hat er seitdem auch

behufs Uebernahme der äußeren Geschäftsführung mit einem Actien-Antheil Hermann Redder aufgenommen, welcher bis dahin mit ebensoviel Geschick wie Erfolg der geschäftlichen Leitung eines verbreiteten Wochenblattes vorgestanden. Auch das palastartige, in grauem Granit aufgeführte Zeitungsheim, welches Ottendorfer schon im Beginn der 70er Jahre für sein Blatt hergestellt hatte, ging seinerzeit in den Besitz der betreffenden Actien-Gesellschaft über. Auf der als „Tryon Row" bekannten stumpfen Ecke in der unmittelbaren Nähe der City Hall und zur Linken der Auffahrt zur Brooklyner Hängebrücke gelegen, schließt es gegen Norden die sich hier zusammendrängende, unter dem Namen „Newspaper Row" weltbekannte Ansammlung von New Yorker Zeitungs-Palästen ab, von denen einige, wie die thurmartigen Himmelsstürmer der „World", der „Tribune" und der „Times", der in gleich stattlichen und edlen Maßen gehaltenen Ottendorfer'schen Bauschöpfung im Höhenpunkt wohl über den Kopf gewachsen sind, in dem der wirklichen architektonischen Schönheit durchgehends weit nachstehen.

Begonnen wurden diese Aufzeichnungen über das Leben, das Schaffen und die Erfolge Oswald Ottendorfers auf dem Boden der Neuen Welt mit ein paar Sätzen aus dem Schluß der ihm von seinen redactionellen Mitarbeitern zum siebzigsten Geburtstag überreichten Adresse. Schließen möge sie jetzt ein Satz aus dem Anfang dieses nämlichen Schriftstücks, der um so geeigneter dazu ist, als er einen auf den vorstehenden Seiten nur flüchtig gestreiften Punkt berührt, der nicht ohne ausdrückliche Beleuchtung hätte bleiben sollen und ihn gleich so berührt, daß diese Beleuchtung thatsächlich in wenigen Worten geboten wird. Dieselben lauten:

„Niemand ist besser als wir, die Mitarbeiter Oswald Ottendorfers, im Stande, die noble Auffassung von der Mission der Presse zu würdigen, durch welche seine Leitung der ‚Staatszeitung' sich auszeichnet und welche ihr ein Ansehen und einen Einfluß verschafft hat, wie sie kaum irgend ein anderes Blatt genießt. Er hat daran festgehalten, daß ein deutsches Blatt nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch Pflege deutscher Cultur seinen Platz in der Landespresse behaupten müsse, und er hat sich insbesondere einem bösen zeitgenössischen Zuge dieser Letzteren, dem Haschen nach Augenblickserfolgen mit Opferung einer gesunden journalistischen Ethik, mit allen Kräften entgegengestemmt."

Es sind namentlich die letzten dieser Zeilen, auf die hier zum Schluß noch mit besonderem Nachdruck hingewiesen sei. Gerade bei ihnen ist „Citiren" gleichbedeutend mit „unbedingtem Unterschreiben".

Ein Urbild zu Goethes „Wahlverwandtschaften".

Von

Eugen Wolff.

— Kiel. —

Friedrich Creuzer und Caroline von Günderode. Mittheilung über deren Verhältniß — lautet der Titel eines vor wenigen Monaten in der Universitätsbuchhandlung von Karl Groos zu Heidelberg erschienenen Heftes von achtzehn Seiten. Der Verleger Karl Groos, ein Neffe des 1844 in Marburg verstorbenen Professor Leonhard Creuzer, ist zugleich der Herausgeber: Leonhard war aber nicht nur der Vetter Friedrich Creuzers, sondern dieser nannte ihn nach eigenem Geständniß*) „in der Sprache des Herzens Bruder". Im strengsten Sinne ist es nichts Neues, was die von Groos vorgelegten Blätter bieten: mit einem kurzen Vorwort bringt er einen Artikel zum Wiederabdruck, welchen Senator Schulin zu Frankfurt a. M. im „Frankfurter Conversationsblatt" von 1862, Nr. 164—166 im Auftrage der Familie Leonhard Creuzers veröffentlichte. Dieser Artikel war bestimmt, dem auf das Hörensagen von Heinrich Voß zurückgehenden Mythus entgegenzutreten, als sei Friedrich Creuzer von seiner Frau in schwerer Krankheit treu verpflegt worden und habe dann aus Dankbarkeit den Plan einer Vereinigung mit der von ihm leidenschaftlich geliebten Caroline von Günderode aufgegeben. Der wahre Sachverhalt, der auch in den neueren Schriften über die Günderode nicht zur Geltung kommt und deshalb einer Auffrischung be-

*) Friedrich Creuzer: Aus dem Leben eines alten Professors, S. 16.

durfte, wird dahin zusammengefaßt: „Seine Frau hatte sich entschlossen, ihn freizugeben. Nun wurde die neue Einrichtung besprochen. Die Dankbarkeit erlaubte nicht, daß seine Frau karg behandelt würde. Vorerst sollte ein Theil seines Gehaltes ihr gesichert werden. Vermögen fand sich auf keiner Seite. Creuzer kam zu der Einsicht, daß er seiner „Poesie“, so nannte er die Günderode, kein ihr würdiges Loos bereiten könne. Nach großem Seelenkampfe ließ er seine Freunde rufen und erklärte feierlich, daß er entsage.“ Allerdings berichtet einer von Friedrich Creuzers Heidelberger Vertrauten, der Kirchenrath F. H. C. Schwarz, in einem gleichen Orts abgedruckten Brief an Leonhard Creuzer: „Sein Körper war schon lange so geschwächt, die fatale Geschichte setzte ihm immer mehr zu, und besonders nun nach seiner letzten Reise nach Frankfurt war wieder alle errungene Ruhe dahin. Nun machte er vorigen Sonntag mit Kayser eine Reise nach Mannheim, er kam krank wieder, las dennoch zwei Tage Collegien, bis er vorgestern nicht mehr konnte, in eine gänzliche Erschöpfung und Schlafsucht verfiel, nun aber heftiges Fieber und Schlaflosigkeit hat .. Diesen Morgen ließ er mich rufen, noch ehe ich kam, und dann that er mir die rührendste Erklärung . . . Er entsagte feierlich seinen bisherigen Verhältnissen, und Daub mußte es übernehmen, dieses alsobald der Günderode zu schreiben.“ — Es bleibe unter diesen Umständen dahingestellt, ob die Erkrankung eine Folge des schweren Entschlusses zur Entsagung war oder ob umgekehrt dieser doch ein wenig durch die körperliche Erschöpfung beschleunigt wurde: genug, daß von Neuem die Aufmerksamkeit darauf gelenkt ist, wie auch hier äußere Umstände sehr wesentlich zu einer seelischen Wandlung mitgewirkt haben.

Erst in diesem Zusammenhang versteht man eine Briefäußerung der Frau Susanna von Heyden, geb. von Mettingh, gegenüber dem Bruder der Günderode*). An Susanna als vertrauteste Freundin der unglücklichen Geliebten Creuzers hatte Daub dessen verhängnißvollen Entschluß gemeldet. Ein Hinweis, daß schon rein äußerlich für eine Ehe mit Caroline die ausreichende materielle Grundlage fehle, scheint die Freundin zu Gegenvorstellungen ermuthigt zu haben, in der Carolinen zweifellos genehmen Absicht, wenigstens eine Fortdauer des geistigen Verkehrs und des Seelenaustausches der Liebenden zu ermöglichen. Wenn es wahr ist, daß Creuzer von der Wirkung seiner Absage nicht unterrichtet sein wollte, mochte sich sein Beauftragter ohne Weiteres für berechtigt ansehen, diese aufrecht zu erhalten und jede Veranlassung zu neuem Schwanken von dem schwer erkrankten Freunde zu entfernen. Susanna schreibt nämlich: „Beifolgende zwei Briefe von Daub an mich werden Ihnen die Lage der Dinge sagen,

---

*) Veröffentlicht in Ersch und Grubers Allgemeiner Encyclopädie, I. Section, 17. Theil (1878), S. 216, in dem Artikel „Caroline von Günderode“ (von Schwartz), dem Gründlichsten, was über sie geschrieben ist.

wie sie noch vor Kurzem war, ehe ein fürchterliches Mißlingen jeder Vorsicht das Unglück Linens herbeiführte. Aus dem zweiten Briefe von Daub werden Sie sehen, daß ich Alles anwandte, diesen Kummer von Linen abzuwenden. Ich schrieb, da alle Vorstellungen unnütz waren, beifolgenden Brief an Lotte Servier . . . nebst beifolgendem Brief an Linen, um durch diese Linen vorzubereiten . . ." — Die unmittelbare Folge war bekanntlich der Selbstmord der Caroline von Günderode. —

Indessen mehr als die Präcisirung, welche die Ursachen des Bruches durch die Schulin-Groos'sche Veröffentlichung erfahren, interessiren eine Reihe von eingestreuten Briefen Friedrich Creuzers selbst, die nunmehr weiteren Kreisen einen tiefen Blick in die Natur seines Liebesbundes mit der Günderode gestatten. Die hieraus gewinnbaren Aufschlüsse sind um so werthvoller, als der handschriftliche Nachlaß des Mannes zur Zeit noch unzugänglich ist. Aus den Händen des unlängst verstorbenen Fräulein Auguste Grebe, eines Mitglieds der Creuzer'schen Familie, gelangten die Papiere nach der Heidelberger Universitätsbibliothek, doch ist ihre Benutzung vorläufig noch nicht zulässig.

Schon die wenigen, an erwähnter Stelle gedruckten Briefausschnitte zeigen die Liebe des berühmten Philologen zu der unglücklichen Dichterin von so eigenartiger Leidenschaft, daß es der Mühe verlohnt, der Natur des Verhältnisses näherzutreten. Der seit fünf Jahren an eine erheblich ältere Frau gefesselte Liebende gesteht da einem Freunde (Savigny) unter anderem: „Ich habe theuer gebüßt eine Sünde gegen die Natur — die in ihren Folgen ein eisernes Schicksal geworden . . . Ohne Maß lieben — Hoffen ohne Maß — Verzagen ohne Maß ist der Ton meines Lebens innerlich betrachtet . . . So viel siehst Du doch daraus, daß ich in der Seligkeit unglücklich bin. Wer den Himmel gesehen, ohne darin zu wohnen immerdar — ist der nicht unglücklich? Jetzt weiß ich's, daß nur eine vor fünf Jahren gehegte Verblendung Hinderniß meines Himmels ist. Ach wäre doch Sophie (seine Frau) recht groß . . ." Und an die Geliebte selbst: „Ist es recht — oder ist es grausam, daß eine Frau, die ihre Geschichte naturgemäß durchlebt hat in Liebe mit einem ersten Manne von gleichem Alter, in Kindern (erster Ehe), die sie auf den Händen tragen, in Enkeln, denen sie entgegensieht, daß diese begehrt und nicht davon abläßt, ein junger Mann solle den Sinn seines Lebens darin finden, den späten Herbst, den nahenden Winter als ihre Wintersonne noch ein wenig warm und hell zu machen? Es ist recht! Letzterer konnte ja das voraus wissen. Ja, es ist recht. Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier — aber Menschenopfer unerhört. Stille, meine Seele, stille; es ist recht." In gleichem Sinne beleuchtet folgende Stelle die Situation: „Du siehst," schreibt Friedrich Creuzer an Savigny, „daß hier zwei Personen aufgeopfert werden, weil sie eine dritte nicht aufopfern können. — Wenn Du nun einmal der Sophie schriebst, wahr, warm und nachdrücklich. Wenn

Du das kinderlose (will sagen: nicht mehr zeugungsfähige) 47 gegenüberstellst dem sehnenden 34, ohne jedoch der G[ünderode] zu gedenken — das rath ich — wenigstens nicht lobend. — Doch nein, laß es. Es ist so besser. Verbrenn' das Alles; ich hab' unverständig geschrieben. — Wenn nur sie nicht an Sehnsucht erkrankte — was liegt denn an mir! — Aber für ihr Leben fürcht' ich." — Schließlich noch ein Erguß, der uns eine Fülle der Leidenschaft vergegenwärtigt, wie wir sie ohne eigenes Zuschauen an dem gereiften Professor der Philologie kaum voraussetzen würden: „Es ist ganz stille um mich her . . . Und wie gerne bin ich allein — allein in dem Gedanken an die Eine — in ihren Büchern blätternd — unter ihren Bildern wandelnd. Seliges Alleinsein in solcher Gesellschaft! und doch wieder trauriges Allein! Nicht kann ich Ihre Augen sehen, nicht Ihre Stimme hören. O Quell des tiefsten Sehnens, wann wirst Du Befriedigung geben? So wogt es in mir auf und ab, so wechselt tausendmal im Tage Wonne und Schmerz, Schmerz und Wonne, Sehnen und Hoffen, Trauern und Frohlocken."

Sind das Alles nicht Klänge, die uns wie aus der Welt von Goethes „Wahlverwandtschaften" anmuthen? Ist nicht auch die äußere Situation die gleiche oder doch nahe verwandt? Der Conflict der „Wahlverwandtschaften" beruht in dem unwiderstehlichen Zug des Herzens, der einen jugendfrischen Mann aus den Banden einer Frau von mittleren Jahren in die Arme eines erblühenden Mädchens treibt. Trotzdem im Roman die Gattin nicht wesentlich älter an Jahren eingeführt wird, sieht Charlotte selbst das Verhältniß mit voller Klarheit so geartet: „Du drangst auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein: denn da wir ungefähr von denselben Jahren sind, so bin ich als Frau wohl älter geworden, Du nicht als Mann." Was Charlotte gefürchtet, erkennt Eduard zu spät, als das Verhängniß bereits hereingebrochen. In ähnlichen Wendungen wie Creuzer klagt er nun einem Freunde: „Wir haben eine Thorheit begangen, die ich nur allzuwohl einsehe. Wer in einem gewissen Alter frühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisiren will, betrügt sich immer: denn jedes Jahrzehnt des Menschen hat sein eigenes Glück, seine eigenen Hoffnungen und Aussichten. Wehe dem Menschen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt wird! Wir haben eine Thorheit begangen; soll sie denn für's ganze Leben sein?"

Auch Frau Creuzer hatte zunächst Nichts gegen den Verkehr ihres Mannes mit der bei Daub auf Besuch weilenden Caroline von Günderode einzuwenden. Als sie indeß den leidenschaftlichen Charakter entdeckte, den diese Beziehungen bald annahmen, vertheidigte sie — wie die Charlotte des Goethe'schen Romans — mit Entschiedenheit und Umsicht ihre Rechte. Bei der Gattin des Liebenden steht in beiden Fällen die Entscheidung: soll die Ehe zu Gunsten eines neuen Bundes gelöst werden? gelöst werden,

weil das Herz aus der alten Verbindung in eine neue, ihm anziehender, ihm unentrinnbar erscheinende, ihm wahlverwandte hinüberstrebt?

Der Optimismus der Liebenden, namentlich des Mannes, hofft hier wie dort ohne Weiteres auf eine großmüthige Entsagung der Ehefrau, die sie keineswegs durch Heuchelei zu täuschen beabsichtigen: „Eine entschiedene Unfähigkeit zum Verstellen und noch mehr eine in die Seele der Sophie hineingedachte Größe (die sie nicht hat) diese waren der Same von dem Allen." Aehnlich äußert Goethe über Ottilie: „Eduard hatte diese von Charlottens Neigung zum Hauptmann überzeugt, sie überzeugt, daß Charlotte selbst eine Scheidung wünsche, die er nun auf eine anständige Weise zu bewirken denke. Ottilie . . . auf dem Wege zu dem erwünschtesten Glück, lebt nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, findet sie sich in einem Himmel auf Erden." Wie Creuzer nach einem schon citirten Geständniß, kennt Eduard kein Maß in all seinen Empfindungen: „Eduards Neigung war aber grenzenlos. Wie er sich Ottilien zuzueignen begehrte, so kannte er auch kein Maß des Hingebens, Schenkens, Versprechens."

Caroline dachte zeitweilig an Verzicht auf ein Ehebündniß; sie schrieb an Creuzers Frau: „daß kein Plan existire, der irgend eine längst geknüpfte Verbindung zu zerreißen trachte," — sie wollte sich also mit einem Geistesbund begnügen. Das war im Frühjahr 1805. Inzwischen entstanden doch — nach Schulins Information — „die wunderlichsten Pläne, eine Verbindung zu Stande zu bringen". Obgleich im Leben wie in der Dichtung das Mädchen nach getäuschter Hoffnung in den Tod geht, erscheint sie beidemal in den Zukunftsplänen als der passivere Theil. Man erinnert sich an die lebhafte Art, in der Eduard Projecte für seine wie Charlottens Zukunft entwirft (II. Theil, 12. und 13. Capitel), und daneben der Warnung Ottiliens: „Bedenke, was wir Beide Charlotten schuldig sind. Sie muß unser Schicksal entscheiden, laß uns ihr nicht vorgreifen. Ich bin die Deine, wenn sie es vergönnt; wo nicht, so muß ich Dir entsagen."

Carolinens beschwichtigender Brief an Creuzers Frau war — nach Bericht des unglücklichen Ehemanns — „dennoch kaum im Stande gewesen, die Furcht wegen der Existenz eines Planes, wie der gedachte, nur in etwas zum Schweigen zu bringen." Lange zeigte sie sich denn auch allen neuen Vereinigungsplänen der Liebenden unzugänglich. Sie scheint nach Allem, was wir wissen, ähnlich wie die Charlotte der „Wahlverwandtschaften" argumentirt zu haben, welche ihrem Mann entgegenhielt: „Kann Ottilie glücklich sein, wenn sie uns entzweit!" Und: „Kannst Du mir zumuthen, daß ich auf mein wohlerworbenes Glück, auf die schönsten Rechte, auf Dich so geradehin Verzicht leisten soll?"

Es folgt zunächst eine gesellschaftliche Trennung der Ehegatten. Wie weit dieselbe im Roman zugespitzt wird, ist bekannt. Ueber das Creuzersche Paar meldet Heinrich Voß 1806 an Schillers Wittwe, auf Grund

von Erkundigungen, im Praesens historicum: „Seit seiner Bekanntschaft mit Tian (Pseudonym der Günderode) ist das Glück dieser Ehe völlig gestört, Mann und Frau leben sehr gespannt mit einander und erscheinen nie zusammen in Gesellschaften." Im Frühjahr 1805 hoffte Creuzer freilich, sein Ehezwist werde noch nicht nach außen aufgefallen sein, deutet aber schon auf vorübergehende Stürme hin.

Als jeder Widerstand sich unfähig erwies, den organischen weiteren Verlauf der Liebesleidenschaft aufzuhalten, willigen die Ehefrauen in die Scheidung, beide Mal unter physischen Einflüssen. Schulin erzählt: „Creuzers Körper wurde leidend. Ein Bluthusten ließ das Schlimmste befürchten. Seine Frau hatte sich entschlossen, ihn frei zu geben." Der Tod des Kindes bestimmt Charlotten: „Ich willige in die Scheidung. Ich hätte mich früher dazu entschließen sollen; durch mein Zaudern, mein Widerstreben habe ich das Kind getödtet." Eduard „traut nicht; er ist so krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abwechselnd verlassen".

„Nun wurde die neue Einrichtung besprochen," fährt Schulin fort. „Die Dankbarkeit erlaubte nicht, daß seine Frau karg behandelt wurde. Vorerst sollte ein Theil seines Gehaltes ihr zugesichert werden." Wer denkt nicht der Verhandlungen zwischen Eduard und dem Major über die materielle Neugestaltung der Verhältnisse? So fern es uns liegen muß, pedantisch auf Schritt und Tritt eine Analogie zu wittern, können wir uns doch dem bestimmten Eindruck nicht entziehen, daß dem schwächlichen Creuzer mit dem gleichen Kunstgriff begegnet wurde, den Goethe seinen Major anwenden läßt: „Er bediente sich nun gegen seinen Freund einer klugen Wendung, indem er nachzugeben schien und nur die Form, den Geschäftsgang zur Sprache brachte, durch welchen man diese Trennung, diese Verbindungen erreichen sollte. Da trat denn so manches Unerfreuliche, Beschwerliche, Unschickliche hervor, daß sich Eduard in die schlimmste Laune versetzt fühlte." Auf ähnliche Weise scheint man auch Creuzer seinen Plan ausgeredet zu haben — denn warum sollen wir vor einer prosaischen Wendung zurückschrecken, da es doch die Art und Weise zu bezeichnen gilt, auf welche man ihn von seiner „Poesie" zur Prosa des Lebens zu bekehren suchte?

Ein auffallender Nebenumstand mag nicht unerwähnt bleiben. Lucianens Verlobung fällt bekanntlich in die Zeit der Spannung zwischen den Ehegatten. „Diese Familienangelegenheit war es," schreibt Goethe, „welche Charlotten bisher sehr viel zu thun gab, der sie ihre ganze Ueberlegung, ihre Correspondenz widmete, insofern diese nicht darauf gerichtet war, von Eduard nähere Nachricht zu erhalten." Damit vergleiche man Schulins Bericht: „Frau Creuzer, neben der ihr als Mutter obliegenden Sorge für Etablirung ihres Sohnes und Verheirathung ihrer Tochter erster Ehe, ihrem Manne aufrichtig ergeben, schien erfreut durch dessen Glück und Zufriedenheit. Man zog den Schluß, da sie immer bereit war, den Mann zu beglücken, sie würde leicht in eine Scheidung willigen und sich entschädigt

fühlen durch das Glück ihrer Kinder und die große Dankbarkeit ihres Freundes. Doch es fand sich anders; sie wollte ihn nicht losgeben. »Verlassen will sie mich, aber wie man in den Tod geht — Menschenopfer fordere ich nicht.»" — Der hier angedeutete Gesichtspunkt war wohl auch für Goethe maßgebend; die Verlobung von Charlottens Tochter hebt den Abstand zwischen den Ehegatten auf's Schrofffste hervor: neben dem in Leidenschaft und Jugendfeuer um eine blühende Jungfrau werbenden Mann steht als gesetzlich ihm verbundene Ehefrau — eine angehende Großmutter. Wir hörten schon Creuzer selbst von den Enkeln sprechen, denen seine Frau entgegensieht.

Nicht unwesentliche Züge stimmen schließlich in dem Ausgang beider Liebestragödien überein. Beide Mal — wenn schon nicht mit gleicher Entschiedenheit — sind die jungfräulichen Störerinnen des ehelichen Friedens zur Entsagung bereit, ohne Kraft, die endgiltigen Folgen derselben zu tragen. Caroline wie Ottilie enden durch Selbstmord. Verschieden wendet sich die Stellung des Liebenden: während Creuzer durch seine Absage die Günderode in den Tod treibt, folgt Eduard der Geliebten, der er weder im Leben noch im Sterben zu entsagen vermochte. Immerhin klingen Creuzers Geständnisse mehrfach geradezu ottilienhaft. „Ich bin aus meiner Bahn geschritten, und ich soll nicht wieder hinein. Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden," — so klagt das rührende Kind der Goethe'schen Phantasie in ihrem letzten Brief an die Freunde. „Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst," äußert Creuzer in dem so aufschlußreichen Brief an Savigny, „wenn ich sage, daß, wenn gewisse Schritte gethan sind im Leben, alle übrigen Handlungen nun ganz aufhören, frei zu sein. Sie sind Werke des Schicksals. So ist es mit mir in jeder Hinsicht." Schulin vermerkt weiterhin als Beobachtung von Creuzers Frau, „daß seine Gefühle eine Richtung genommen, aus welcher sie sich nicht wieder in die frühere Bahn finden konnten." Der Unglückliche gesteht selbst ein ander Mal: „In jedem Betracht wird mein Leben immer dunkler und dunkler. Ich gehe einen unbekannten Pfad; wohin er sich verlieren wird, weiß ich nicht."

Was ist durch solche Uebereinstimmungen bewiesen? Folgt ohne Weiteres, daß in Friedrich Creuzers Liebesverhältniß mit Caroline von Günderode das Urbild von Goethes „Wahlverwandtschaften" zu sehen ist? Nicht etwa die mannigfachen Abweichungen, welche jene Analogien durchkreuzen, warnen vor einem derartigen Schluß: denn ein echter Dichter bildet sein Modell nicht sklavisch nach, er läßt sich von diesem nur anregen und nimmt das Beste immer aus sich selbst. Was uns indeß zur Annahme einer Beziehung zwischen jenem Eheconflict und der Fabel des Romans bisher noch fehlt, sind vor Allem äußere Anzeichen einer Theilnahme Goethes an dem tragischen Geschick der Günderode.

An solchen Anzeichen fehlt es nun allerdings bei näherem Zusehen keineswegs. Durch einen Brief der Sophie von La Roche an Wieland gelangte die Nachricht vom Selbstmord des unglücklichen Mädchens nach Weimar. Die Herzogin Anna Amalia spricht alsbald gegen Knebel von dieser „traurigen Nachricht, welche uns alle hier sehr bestürzt hat . . . Der Idealismus hat schon manche Opfer dem Charon zugebracht." In der Folge sehen wir Goethe bemüht, die näheren Umstände zu erforschen. Er schreibt an Frau Frommann: seine Mutter wage er gar nicht über die Günderode und deren Tod zu befragen, weil Frau Rath kurz sagen würde, es sei eine Verrücktheit! Dennoch ist er genöthigt, die Mutter zu bemühen. In „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (I. Theil, S. 53 f.) steht angeblich unterm 21. September 1808 eine bemerkenswerthe Aufforderung der Frau Rath an Bettina: „Ich hab' Dir gesagt, Du sollst die Geschichte von der Günderode aufschreiben, und schick' sie nach Weimar, mein Sohn will es gern haben, der hebt sie auf, dann drückt sie Dich nicht mehr. — Der Mensch wird begraben in geweihter Erd', so soll man auch große und seltene Begebenheiten begraben in einen schönen Sarg der Erinnerung, an den ein Jeder hintreten kann und dessen Andenken feiern. Das hat der Wolfgang gesagt, wie er den Werther geschrieben hat; thu' es ihm zu Lieb' und schreib's auf." Bettina entsprach diesem Wunsche durch einen ausführlichen Aufsatz über ihren freundschaftlichen Umgang mit der Günderode und über deren Charakter (ebenda S. 75—110). Ueber die Lebensumstände und namentlich die Liebesgeschichte ihrer Freundin wußte Bettina aber nur Dürftiges zu melden, da Caroline dem indiscreten, excentrischen Mädchen ein Geheimniß aus ihren Herzensqualen gemacht hatte. Ob Goethe, der inzwischen 1807 zweimal in Weimar Bettinas Besuch empfangen hatte, beabsichtigen mochte, geeignetenfalls ähnlichen Gebrauch von ihrem Aufsatz zu machen, wie im „Werther" mit J. Chr. Kestners Bericht über K. W. Jerusalem? Die Worte der Mutter legen eine solche Vermuthung nahe. Vereitelt wäre eine derartige Absicht schon durch das erwähnte Versagen von Bettinas Aufzeichnungen in der entscheidenden Liebesbeziehung; aber der Bericht ist anscheinend gar nicht in Goethes Hände gelangt, da Frau Aja schon am 13. September starb*.) Immerhin hatte der Dichter wohl schon im vorhergehenden Jahre mündlich mancherlei von der mittheilsamen Bettina über ihre unglückliche Freundin erfahren;

*) Im Begriff, das Manuscript in Druck zu geben (Nov. 1895), erhalte ich Kuno Fischers Schrift: „Goethes Sonettenkranz" (Heidelberg 1896). Darin S. 19 (abgedruckt aus der Allgemeinen Zeitung, Beilage, 1870, Nr. 350) folgende lakonische Notiz: „Merkwürdig genug, daß auch in Rücksicht auf die äußere Veranlassung zwischen Werthers Leiden und den Wahlverwandtschaften eine gewisse Aehnlichkeit stattfindet: dort geht unmittelbar vorher der Selbstmord des jungen Jerusalem, dessen nähere Umstände sich Goethe durch Kestner ausführlich berichten ließ; hier der Selbstmord der Caroline von Günderode, worüber auf den Wunsch Goethes Bettina niederschrieb, was sie erlebt hatte und wußte."

und bereits 1806, kurz nach dem traurigen Ereigniß, kehrte Heinrich Voß der Jüngere, einer der getreuesten unseres Goethe, von jenem Besuch in Heidelberg nach Weimar zurück, der ihm — wie wir erfuhren — Veranlassung zu seinem Bericht über die Ursachen der Katastrophe an Schillers Wittwe gab. Augenfällig nach dem Modell zu arbeiten, konnte Goethe aber kaum beabsichtigen, nachdem er so peinliche Erfahrungen mit der im „Werther" begangenen Indiscretion gemacht hatte.

Die Chronologie stellt sich folgendermaßen: 26. Juli 1806 Selbstmord der Günderode — alsbald Nachricht davon an Wieland — dann Rückkehr des jungen Voß aus Heidelberg — April und November 1807 Bettina in Weimar — 1807 Plan der „Wahlverwandtschaften" — 19. Juli 1808 hofft Goethe, in Karlsbad von der Arbeit an dem Werk stark angezogen zu werden — etwa gleichzeitig seine Bitte an Frau Rath, Bettina zu einem ausführlichen Aufsatz über die Günderode zu veranlassen — April bis Juni 1809 energische Arbeit — 3. October 1809 Vollendung des Romans.

Ziehen wir Goethes Selbstgeständnisse über die Voraussetzungen der „Wahlverwandtschaften" herbei. Nach Riemers Bericht gestand Goethe, allein in diesem Werk nach einer Idee gearbeitet zu haben: das Arrangement des Stoffes nach dem damaligen chemischen Begriff der Wahlverwandtschaften gelangt hierdurch zur Bezeichnung. Eine Ablehnung von lebendigen Stoffquellen kann damit nicht ausgesprochen sein, denn schon in den Tag- und Jahresheften betont der Dichter: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet." Man hat deshalb auf eine Neigung Goethes für Minna Herzlieb als Keim der „Wahlverwandtschaften" verwiesen. Die Mitwirkung dieses Erlebnisses bleibe unbestritten: aber selbst in dem unzutreffenden Fall, daß die Romangestalt der Ottilie ganz und ausschließlich aus Minchens Wesen geflossen wäre, bliebe immer noch der eigentliche Kern der Handlung: der Eheconflict, ohne lebendige Voraussetzung, — es sei denn, daß Jemand im Ernst annehmen möchte, Goethe habe seine Beziehungen zu der ihm eben angetrauten Christiane unmittelbar in der Ehe Eduards mit Charlotte spiegeln wollen. Und wie schattenhaft wäre eine solche Grundlage! Nicht einer der näheren Umstände ist analog, während die Creuzer'sche Ehe ungezwungen so viele wesentliche Motive an die Hand giebt. Nach weiteren Lebensquellen als dem Ottilien-Modell zu forschen, nöthigt uns aber des Dichters ferneres Geständniß: dieser Roman enthalte keinen Strich, der nicht erlebt sei! Und wenn Goethe hinzusetzt: aber keinen Strich so, wie er erlebt sei! so trifft diese Wendung auf's Glücklichste das Verhältniß zwischen der Creuzer-Günderode'schen Liebestragödie und den „Wahlverwandtschaften".

Zwei Bedenken wollen wir nicht unterdrücken. Zunächst fällt die Kühle auf, mit welcher Goethe später einmal der Todesstätte von Caroline Günderode gedenkt. Am 6. September 1814 betritt er den ominösen

Ort gelegentlich eines längeren Besuches im Brentano'schen Landhause bei Winkel. „Man zeigte mir," so lautet die Aufzeichnung, „am Rheine zwischen einem Weidicht den Ort, wo Fräulein von Günderode sich entleibte. Die Erzählung dieser Katastrophe an Ort und Stelle, von Personen, welche in der Nähe gewesen und theilgenommen, gab das unangenehme Gefühl, was ein tragisches Local jederzeit erregt. Wie man Eger nicht betreten kann, ohne daß die Geister Wallensteins und seiner Gefährten uns umschweben. Von diesen tragischen Gefühlen wurden wir befreit, indem wir uns nach den Gewerben des Lebens erkundigten." Sehen wir aber näher zu! Die Aeußerung führt tief innerlich in Goethes Wesen und Entwicklung. Allmählich war seine milde Seele, diese anima candidissima, zu einer Scheu vor dem Tragischen gekommen, zu der offen ausgesprochenen Befürchtung, die Gestaltung einer neuen Tragödie würde ihn tödten. Dieser nun regelmäßigen Pein an tragischen Sujets giebt Goethe also Ausdruck. Dabei verräth der Bericht gerade das Interesse des Dichters an der Katastrophe auf's Neue. Nochmals läßt er sie sich an Ort und Stelle schildern und wird von tragischen Gefühlen bedrängt, von denen er sich erst gewaltsam befreien muß. Zum Mindesten kann man diesen Epilog nicht gegen die Annahme einer poetischen Benutzung des Günderode-Stoffes geltend machen.

Nun war freilich der Creuzer'sche Eheconflict nicht ganz singulär. Schulin bemerkt in Betrachtung desselben: „Aehnliche Verhältnisse sah man überall; es lag im Geist der Zeit, dieser gemüthliche Austausch zwischen Männern und Frauen ohne Rücksicht auf die bestehenden Verbindungen, in welchen sie lebten." Andererseits bezeugt dies Charlottes ärgerlicher Ausruf beim Erwähnen von Scheidungen: „Kommt das traurige Wort, das man leider in der Welt jetzt so oft hört, auch in der Naturlehre vor?" Auch an die Tischgespräche bei Anwesenheit des Grafen und der Baronin ist zu denken. Dadurch wird dem Roman eine allgemeine Bedeutung als Culturbild, als Denkmal der Zeit, gesichert. Aber er trägt zu viel individuelle Züge, um nur aus dem Allgemeinen herausgewachsen zu sein. Auch widerspräche diese Annahme völlig der bekannten Goethe'schen Arbeitsweise, die selbst allgemeine Erfahrungen durch Einzelbeobachtungen zu bestätigen, zu vertiefen und zu erweitern strebt.

Außerdem ist es nicht nur ein gut Stück des Stoffes, sondern auch manch nicht unwesentlicher Theil der Charakterzeichnung, der im Kreise der Günderode eine Art von Entsprechung findet, wie er sie in Minna Herzliebs Bereich vergebens suchte. Dieser Letzteren entstammt neben dem wichtigsten Moment, der Neigung des Dichters, namentlich das pflanzenhafte Naturwesen Ottiliens: es werden wenigstens die Abneigung Minchens gegen strengere Verstandesarbeit, ihr träumerischer Zug und ihre hingebungsvolle Bescheidenheit hervorgehoben — Elemente, welche der Dichter zu einem berückenden Naturdämonismus ausgestaltet hat. Daher wohl der

bescheidene Diensteifer Ottiliens, ihr bis zur Selbstentäußerung gehendes Anpassungsvermögen, ihre Verstocktheit gegen allen unorganisch an sie herangebrachten Lernstoff. Doch selbst diesen Voraussetzungen der Ottilien-Gestalt fehlt in Minchens liebenswürdigem, aber Alles eher als bedeutendem Charakter jene dämonische Bannkraft und geistige Bedeutsamkeit, die im Roman dieses weibliche Wesen weit über alle preisgekrönten Producte erziehlicher Abrichtung emporhebt. Freilich treten ergänzend ein paar äußere Züge hinzu: Minna weilt als Pflegetochter im Frommann'schen Hause, und ferner hat sie Goethe früher gekannt, aber nicht ausreichend beachtet, bis sie ihm, zu vollem jungfräulichen Reiz erblüht, entgegentritt — ähnlich wie im Roman. Dafür sind von Minchen mancherlei Züge berichtet, die der Ottilie widerstreiten. Im Gegensatz zu der ernsten, tragischen Heldin des Romans wird an jenem Gegenstand von Goethes Neigung ein hervorstechender Mutterwitz und harmloser Humor betont, dem entsprechend auch in ihrer Physiognomie ein freundlicher Zug um den Mund gerühmt. Ihr entstammen wohl die großen dunklen Augen Ottiliens; aber eine regelmäßige schöne Gesichtsbildung wird ihr abgesprochen. Ferner war Minna schreibfaul, so daß neben den inneren auch die äußeren Voraussetzungen für das oft eingreifende Tagebuch fehlen. Insbesondere ist aber eine Gegenliebe der Frommann'schen Pflegetochter für Goethe zu vermissen; im Gegentheil hat sie sich bald verlobt, freilich nur vorübergehend, und erst später reichte sie einem ungeliebten Manne die Hand. Was indeß bei alledem den Ausschlag giebt, wissen wir aus jüngst von Gaedertz veröffentlichten Briefen: Minchen hatte schon als Mädchen von noch nicht vierzehn Jahren die Liebe eines adligen Studenten verstohlen erwidert, von dem sich auch in der Folge ihre Erinnerung nicht trennte. Höchstens hätte sie demnach in der Treue für diesen, nicht aber in ihrer Empfindung für Goethe, während neuer Heirathspläne, die von ihren Angehörigen unterstützt wurden, eine Vorlage für Ottiliens Situation bei den von Charlotte begünstigten Huldigungen und Anträgen abgeben können.

Bevor wir fragen, welche Ergänzungen das Ottilienbild etwa aus dem Wesen der Günderode gezogen hat, müssen wir uns entsinnen, daß Goethe hier nicht nach eigener Anschauung, sondern nur nach dem Hörensagen zeichnen konnte. Namentlich Erzählungen Bettinens mögen manche Eindrücke in des Dichters Phantasie zurückgelassen haben. Desto besser kannte Goethe Bettina selbst, die sich aller Orten als vertrauteste Freundin der Günderode gab. Schon aus diesem Grunde lag es nahe, daß dem Dichter das Bild der Günderode mit dem Wesen Bettinens hie und da in einander floß. Aber mehr: der Tod der Günderode war es gerade, der die verlassene Bettina zu engerem Anschluß an Goethes Mutter trieb; alsbald beginnt sie dem Dichter selbst ihre leidenschaftliche Verehrung kundzugeben. Wenn wir nun wissen, daß Goethes Werke immer ein organischer, nothwendiger Niederschlag seiner Erlebnisse sind, so werden wir von vornherein mit der Mög-

lichkeit rechnen müssen, in der Ottilie, soweit sie nicht durch Minna Herzlieb gegeben war, neben Zügen der Günderode einige Elemente zu finden, die auf Bettina Brentano hindeuten.

Um mit einem hervorstechenden äußeren Zuge zu beginnen: auffallend ist das Kopfweh, von welchem Ottilie oft geplagt wird. Das Gleiche wird in gleich auffälliger Betonung von der Günderode berichtet. In Briefen klagt sie viel darüber, so in zwei bei Ersch und Gruber von Schwartz veröffentlichten vom 26. Juli 1799 und 22. Januar 1800: „Die meiste Zeit, seit Sie hier waren, habe ich mit Kopfweh hingebracht" — und: „Besonders war ich sehr mit der heftigsten und unerträglichsten Art des Kopfwehs gequält; Sie wissen schon aus vorigen Zeilen, daß mir dies gleich allen Frohsinn raubt." Aehnlich später an Bettina („Die Günderode" II., S. 196): „Auch hab' ich die Zeit schrecklich viel Kopfweh gehabt." Minna Herzlieb war von Jugend auf gesund; sie starb im 77. Lebensjahr, freilich in ihrer letzten Zeit gemüthsleidend.

Merkwürdig ist, daß zu Carolinens Jugendfreunden ein eifriger Verfechter des thierischen Magnetismus und der magnetischen Kuren, Dr. med. Karl Wolfart, gehörte. Man wird, ohne eine bestimmte Beziehung behaupten zu können, an den Magnetiseur erinnert, der (im 11. Capitel des zweiten Theils) Ottilie von ihrem Kopfweh heilen will.

Ottilie wird als eine Art magnetische Natur gezeichnet: man denke an ihren traumwandlerischen Zustand nach dem Tode ihrer Mutter, wie nach dem von Charlottens Kind; man lese auch die gegen Schluß des Romans fallende Darstellung der Liebenden: „Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magnetische Anziehungskraft gegen einander aus" 2c. Dergleichen erinnert an Bettina: es wird also darauf zurückzukommen sein.

Carolinens Gestalt paßt im Ganzen recht gut zu dem Ottilienbild. Franz Sauter schildert sie in einem bei Ersch und Gruber reproducirten Bericht als eine zarte Lichtgestalt, freundlich wie die scheidende Sonne . . . „Sie sprach sanft, still und bewegt, lächelte wie ein Kind." Bettina nennt sie in dem für Goethe bestimmten Aufsatz (S. 77) „sanft und weich in allen Zügen . . . Sie ging nicht, sie wandelte, wenn man verstehen will, was ich damit auszusprechen meine; — ihr Kleid war ein Gewand, was sie in schmeichelnden Falten umgab, das kam von ihren weichen Bewegungen her; — ihr Wuchs war hoch, ihre Gestalt war zu fließend, als daß man es mit dem Wort s c h l a n k ausdrücken könnte; sie war schüchtern-freundlich und viel zu willenlos, als daß sie in der Gesellschaft sich bemerkbar gemacht hätte. Einmal . . . machte Jemand die Bemerkung, sie sähe aus wie eine Scheingestalt unter den anderen Damen, als ob sie ein Geist sei, der eben in die Luft zerfließen werde." Es klingt wie eine Zeichnung der abscheidenden Ottilie. Lange, schöne Augenwimpern hat die Romanheldin sowohl mit Minchen, wie mit Caroline gemein.

Als kindliches Gemüth bezeichnet Schulin die Günderode. In einem

Brief an Bettina (II, 272) schreibt sie unter ähnlichen Selbstschilderungen: „Wenn Du mit des Himmels Sternen Dich beredest und sie kühn zur Antwort zwingest, so würde ich eher ihrem leisen Schein nachgeben müssen, wie das Kind der schlummerbewegenden Wiege nachgeben muß."

Goethisch und ottilienhaft muthen überhaupt nicht wenige Geständnisse von Caroline Günderode an: „Das sei unsre Sorge," schreibt sie Bettinen (I, 45), „daß jede Lebensregung eigenthümliches, organisches Leben werde." Ferner (II, 134 f.): „Das Wichtige an der Poesie ist, was an der Rede es auch ist, nämlich die wahrhaftige unmittelbare Empfindung, die wirklich in der Seele vorgeht." Vor Allem auch (II, 276): „Dieses scheint mir die vornehmste Schule des Lebens, darauf zu achten, daß Nichts in uns jene Grundsätze, durch die unser Inneres geweiht ist, verleugne; weder im Geist noch im Wesen."

War die Günderode doch in vielen wesentlichen Zügen ein Gebilde Goethe'schen Geistes. Schon ihre poetischen Erzeugnisse verrathen den Einfluß von Goethes philosophischen Dichtungen. Die Unglückliche lebt und stirbt in der poetischen Naturreligion specifisch Goethe'scher Färbung. Bis zu directen Anklängen geht diese Einwirkung; so gesteht im Gespräch mit den Erdgeistern der Wanderer:

„Nicht jenes Licht, das auf der Erde gastet
Und trügerisch dem Forscher nur entflieht,
Nein, jenes Ursein, das hier unten rastet,
Und rein nur in der Lebensquelle glüht.
Die unvermischten Schätze wollt' ich heben,
Die nicht der Schein der Oberwelt berührt,
Die Urkraft, die, der Perle gleich, vom Leben
Des Daseins Meer in seinen Tiefen führt.
Das Leben in dem Schoß des Lebens schauen,
Wie es sich kindlich an die Mutter schmiegt,
In ihrer Werkstatt die Natur erschauen,
Seh'n, wie die Schöpfung ihr am Busen liegt."

Noch zum Schluß also ein bekanntes Beispiel Goethe'scher Naturbeseelung übernommen. Charakteristisch ist auch die Grabschrift, die sich Caroline, in freier Wiedergabe einer Herder'schen Uebersetzung aus dem Indischen, wählte:

„Erde, Du meine Mutter, und Du, mein Ernährer, der Lufthauch,
Heiliges Feuer, mir Freund, und Du, o Bruder, der Bergstrom,
Und mein Vater, der Aether, ich sage Euch Allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank; mit Euch hab' ich hienieden gelebt;
Und ich gehe zur anderen Welt, Euch gerne verlassend;
Lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!"

Ursprünglich lebte die Günderode — nach Franz Sauters Bericht — „nur in Traumgefühlen," später suchte indeß der Erkenntnißtrieb Ausgleich

mit dem überwuchernden Gefühl. An Studien ragt sie jedenfalls über Ottilie bedeutend hinaus.

Ein ernster, tragischer Hauch, der Minchen Herzlieb gänzlich fehlt, schwebt von jeher über der Günderode. In dem Frankfurter Stift, dem sie übergeben war, fühlte sie sich nicht glücklich; auch sonst sah sie sich mannigfach beengt. Ihre erste Liebe, zu Savigny, war unerwidert geblieben. Zu ihrem Kopfschmerz kamen schwere Augenleiden, und die Section ihrer Leiche ergab, daß sie an einer Milzkrankheit gelitten. Wird ihre oft ausgesprochene Sehnsucht nach dem Tode nicht begreiflich? Ueberdies stand sie unter dem Einfluß Ossians und Hölderlins. Selbst auf litterarischem Gebiet blieben dem unglücklichen Mädchen Enttäuschungen nicht erspart. Eine befreundete Persönlichkeit (deren Brief in der Jenaer Litteraturzeitung vom 13. Juni 1807 abgedruckt ist) schrieb der Dichterin über ihr großes Mahomed-Drama, auf das sie wohl Gewicht legen durfte, unter anderen abweisenden Wendungen: „Ich gebe Ihren Mohamed für jedes, auch das kleinste Stückchen Ihrer ‚Gedichte und Phantasien'." Aehnlich wie für den Selbstmord K. W. Jerusalems möchte ich nach alledem in der Katastrophe des Liebeslebens nicht die einzige, sondern nur die letzte Ursache zum freiwilligen Abscheiden sehen: durch Creuzers gänzliche Absage war das letzte Band mit dem Leben zerschnitten und jede Brücke abgebrochen. Goethe durfte isoliren und sich an der Unmöglichkeit seiner Heldin, ohne den Geliebten zu leben, sowie an der Störung des inneren Gleichgewichtes als Veranlassung zu Ottiliens Lebensüberdruß genügen lassen. Daß er den plötzlichen, entschlossenen Selbstmord der Günderode in ein langsames Dahinsterben mildert, entsprang wohl besonders auch seiner schon besprochenen Scheu vor wuchtigen tragischen Katastrophen. —

Daß Goethes Bekanntschaft mit Bettina nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung der „Wahlverwandtschaften" geblieben, wurde bereits früh angenommen. Der Dichter selbst spielt brieflich gegen das phantastische Kind darauf an, daß ein Architekt Wohlgefallen an ihr gefunden, sowie daß sie Gichtbrüchige und Lahme warten müsse. Andererseits erkannte man bald mit Recht an Bettinens tollem, wirbelhaftem Wesen Anregungen zur Gestalt der Luciane, sodaß Bettina also — nach unserer Heranziehung der Günderode — neben deren stiller, schlichter Gestalt wie Luciane neben Ottilie stehen würde. Es liegt auf der Hand, daß damit nur die negative Seite Bettinens zum Ausdruck kam. Ganz abgesehen davon, daß es Goethe nahelag, sie daneben vielfach für ihre ihm unbekannte Freundin Caroline von Günderode zu substituiren, wandte sie ihm selbst eine positive Seite zu, von welcher sich mancherlei Beziehungen zu einer magnetischen Liebe ergaben, wie sie der Roman darbieten sollte.

Stellen wir ein äußeres Zeugniß voran. Bettina hielt sich bekanntlich lange für das Modell zur Suleika des „Westöstlichen Divan". Ihre Annahme stützte sich namentlich auf eine Aeußerung, welche Goethe 1810

in Teplitz an sie richtete: „Ich habe mich mit Dir geflüchtet, wo uns Keiner ahnt und Keiner finden wird; es ist aber Deine Heimat." Bettina gesteht sogar: „Damals verstand ich ihn nicht, daß er damit den Divan meine, der sich als Kreis dreht, in dem die Lieb als Centrum stille steht." Diese beiden Auslassungen kennen wir erst seit 1880 durch C. Wendeler, der sie im Anhang zum „Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit J. und W. Grimm" mittheilt. Da inzwischen Marianne von Willemer als Vorbild für die Suleika bekannt geworden war, und auch schon der Zeit nach Goethes Andeutung nicht auf den „Divan" paßt, so hätte seitdem die Frage aufgeworfen werden sollen: Wohin hat sich denn nun Goethe mit Bettina geflüchtet? welches ist der Ort, wo ihre Beziehungen Keiner ahnt und Keiner finden wird, der aber Bettinens Heimat ist?

Die einzige greifbare Hindeutung liegt in der letzteren Wendung. Welches andere Werk, das Goethe seit der persönlichen Beziehung zu Bettina, 1807—1810, geschaffen, konnte er als Bettinens Heimat bezeichnen, wenn nicht die Welt und das Lebenselement der „Wahlverwandtschaften"? Magnetische Liebe hier wie dort. Die Liebe ist Inbegriff des Lebens. Ganz in Goethe lebt das leidenschaftliche Mädchen, seinem Wesen sucht sie sich anzupassen; anschmiegend und dienend ist ihr Verhältniß zu dem Angebeteten. Leidenschaft, krampfhafte Leidenschaft ist ihr Element. Der geniale naturdämonische Zug der Goethe'schen Dichtung ist in ihr — wie kaum in einem Zweiten des Nachwuchses — Fleisch geworden; jeder Eingriff in die Natur scheint ihr Verbrechen.

Bettina hat den Muth, nach den Gesetzen ihrer eigenen Natur zu leben. Der Günderode schreibt sie (II, 155): „Ein Inneres sagt mir: wie Du den Sternen zusagst, so sage der inneren Stimme auch zu, der nicht umsonst ein so dringender Laut eingeboren, die fühlbar macht das Unversöhnliche einer fremden Handlung mit diesem heiteren Umgang der Natur. Nie könnt ich Etwas thun, wo nicht mein eigner Geist Ja dazu sagte."

„Beweislos denken ist frei denken!" Dieser Satz gelangt in dem Briefwechsel Bettinas mit der Günderode (II, 33) zu innigster Ausführung. Eins der bezeichnendsten Aperçus der Bettina lautet (ebenda I, 388): „Der ganze Mensch muß in sich einverstanden sein, nämlich Herz und Kopf und Hand und Mund."

Ottilien verwandt erscheint Bettina auch in der Abneigung gegen formale Bildung. „Heute Nachmittag", schreibt sie der Günderode (I, 289 f.), „brachte der Büri der Großmama ein Buch für mich — Schillers Aesthetik — ich sollt's lesen, meinen Geist zu bilden; ich war ganz erschrocken, wie er mir's in die Hand gab, als könnt's mir schaden, ich schleudert's von mir — meinen Geist bilden! — ich hab keinen Geist, — ich will keinen eignen Geist; — am Ende könnt ich den heiligen Geist nicht mehr verstehen, — wer kann mich bilden außer ihm. — Was ist

alle Politik gegen den Silberblick der Natur!" Ein anderer Ausbruch der intuitiven Natur dieses Mädchens (II, 105 f.): „Wissen ist Handwerker sein, aber Wissendsein ist Wachsthum der Seele, Leben des Geistes mit ihr in der Natur; Leben ist aber Liebe." So lernt Bettina auch nicht viel besser als Ottilie das Mechanische.

Das Tagebuch der Ottilie mit seinen sinnreichen Aphorismen entspricht schließlich am wenigsten dem Wesen Minchens, am besten dem Bettinas. Mit besonderer Vorliebe philosophirt oder doch reflectirt diese auf schwindelnder Thurmspitze, um alsbald ihre Gedanken aufzuzeichnen. Und wenn Goethe als rothen Faden jenes Tagebuches im Roman einen Zug von Anhänglichkeit und Neigung bezeichnet, so ist damit das Centrum von Bettinas Geistesschwingungen auf's Glücklichste gewonnen. Auch die Reflexion über die Leidenschaften deutet darin auf gleiche Quelle. Der Dichter empfand, daß manch Tagebuchblatt über den Geist seiner Ottilie hinauswuchs: er bemerkt deshalb, sie scheine sich manches Fremde angeeignet zu haben, mit dem sich ihre Seele in Einklang fühlte. Kaum ein Moment weist so schlagend wie dies auf Bettina. Und wie sie sich gerade Goethes Geist zu eigen machte, so spricht auch der Dichter selbst vielfach unverkennbar aus Ottiliens Tagebuch. —

Was bei alledem den Charakter des Eduard betrifft, so hat Goethe seine Identität mit demselben entschieden abgelehnt: er könne es Niemand verdenken, wenn er diese Figur nicht leiden mag, — er möge ihn selber nicht leiden! Wieder eine Goethe'sche Männerfigur, die sich keinen Wunsch versagen kann, während Entsagung in zunehmendem Maße das Lebensmotto des gereiften Goethe geworden war.

Auf Creuzer passen — wie wir Eingangs sahen — manche Züge, doch hat der Dichter zur Individualisirung wohl auch andere Modelle herangezogen. Was hier noch Erwähnung verdient, ist die Geistesverwandtschaft dieses Gelehrten mit Goethe. Bildeten sich doch Beide unter Herders Einfluß! Auch gerade an Goethes Dichtung hat sich Creuzers Seele genährt. Intuition und Naturdämonismus ist das Wesen von Creuzers epochemachender Symbolik. Schon 1806 hatte er den zweiten Band der von ihm und Daub herausgegebenen „Studien" an Goethe übersandt. Kein Wunder, daß beide Männer auch später in gelegentlichen Ideenaustausch traten, besonders als Goethe 1815 auf west-östlichen Pfaden in Heidelberg weilte.

Ein Gespräch im Anschluß an Creuzers Abhandlung „Idee und Probe alter Symbolik" veranlaßt Goethe zur Uebersendung eines Baumblattes mit einem (in den „Divan" aufgenommenen) Gedicht, das uns in mehr als einer Hinsicht beziehungsreich erscheinen darf:

„Dieses Baums Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Giebt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist er ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt,
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?

Solche Frage zu erwidern
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlst Du nicht an meinen Liedern,
Daß ich Eins und doppelt bin?" —

Im Ganzen darf man deshalb sagen, daß, wenn Goethe die Günderode, Bettina und Creuzer als Modelle für seine „Wahlverwandtschaften" benutzte, er nur zurücknahm, was ihm gehörte: sie Alle hatten „seines Geistes einen Hauch verspürt." Darum fand der Dichter auch, so hoch er an Geistes- und Charaktergröße über ihnen stand, sympathetisches Verständniß für ihres Herzens Pein.

Entwickelung der obersten Staatsbehörden in Preußen, insbesondere des „Cabinets".

Von

v. Metzen.

— Boppard a. Rh. —

Noch im 16. Jahrhundert erfolgte die gesammte Regierung der kurbrandenburgischen Länder thatsächlich im „Cabinete", d. h. bei der außerordentlichen Einfachheit der Verhältnisse waren die Kurfürsten in der Lage, die Geschäfte im Großen und Ganzen selbst unter Mitwirkung weniger Personen ihrer Umgebung zu erledigen. Es genügte den Kurfürsten, einige vertraute Räthe, theils aus der Ritterschaft, theils aus der Klasse der Rechtsgelehrten zur Verfügung zu haben, die unter ihrer Aufsicht und nach ihren Anordnungen die ihnen übertragenen Arbeiten besorgten. Der wichtigste darunter war der Kanzler. Er leitete nicht allein als Vorsteher des 1516 von Joachim I. gestifteten Hof- und Kammergerichts die ganze Rechtspflege, sondern hatte auch auf alle übrigen Angelegenheiten einen sehr großen Einfluß. Nicht leicht wurde über eine Sache von Wichtigkeit ohne sein Zuthun entschieden, und alle Ausfertigungen gingen nothwendig durch seine Hände, weil die Kanzlei ihm unterstand, und er das Siegel aufbewahrte. Die übrigen Räthe des Kurfürsten hatten keineswegs bestimmte, ihnen zugewiesene Obliegenheiten. Die meisten waren sogar ausdrücklich als „Räthe von Haus aus" bestellt, d. h. sie konnten auf ihren Gütern oder wo sie sonst wollten, ihren häuslichen Beschäftigungen leben und hatten sich nur einzustellen, wenn der Kurfürst sie entbieten ließ, um entweder bei besonders wichtigen Vorkommnissen im einzelnen Falle ihren Rath zu hören, oder sie zu auswärtigen Sendungen zu gebrauchen. So wurden 1585 Ernst Sparre und 1592 Roche Trok zu „Geheimen Räthen von

Haus aus" bestellt unter der Bedingung, „daß sie auf Erfordern erscheinen und zu den Sachen, davon der Kurfürst mit ihnen reden würde, ihre Bedenken geben und sich auch zu Schickungen gebrauchen lassen sollten".

Erst Kurfürst Joachim Friedrich empfand in Folge der umfangreicher und verwickelter gewordenen Geschäfte das Bedürfniß, sich eine ausgiebigere Unterstützung bei der Staatsleitung zur Seite zu stellen, und errichtete deshalb durch die „Geheime-Staats-Ordnung" vom 13. 12. 1604 als oberste Staatsbehörde den „Geheimen Rath", dem er alle Zweige der Landesverwaltung mit Ausnahme der Religions-, Justiz-, Lehn- und Landtags-Sachen übertrug. Namentlich aber sollte das neue Collegium: „Vnser Cammergutt in achtt haben, Alß dadurch wir nicht allein nach vnsern Wirden und dignitet vnsere Unterhaltung, Sondern auch die Vorlage zu anderen vnseren angelegenen sachenn, Alß nervum rerum gerendarum nehmen müßenn". Der Geheime Rath kam wöchentlich zweimal zusammen, und zwar auf der Rathsstube im kurfürstlichen Schlosse „in unserem Hause zu Cölln". „Damit Alles in guter Ordnung verhandelt werde", trug der Kanzler die zu entscheidenden Gegenstände vor. Konnte man sich zu keinem einstimmigen Schluß vereinigen, so wurden die verschiedenen Meinungen dem Kurfürsten unterbreitet, der also regelmäßig den Sitzungen des Geheimen Rathes nicht persönlich beiwohnte. Bemerkenswerth ist die große Zahl der Bürgerlichen, die bei der ersten Einrichtung des Geheimen Rathes Sitz und Stimme in ihm erhielten, nämlich unter 9 Mitgliedern 5. Die Besoldungen waren nicht hoch. Der Kanzler von Löben z. B. am Anfange des 17. Jahrhunderts erhielt: „des Jahrs 400 Rthlr., 3 Wispel Roggen, 3 Wispel Gerste und auf 4 Guzsch-Pferde Futter, auch gewöhnliche Hofkleidung für ihn, 2 Schreiber und einen Guzscher, und wann er uns außerhalb unseres Hofs folgt, für ihn und seine bei sich habenden Diener und Gesinde freie Kost". Mit der Bezahlung haperte es bei den schlechten Zeiten öfters sehr. Kurfürst Johann rügte: „daß die Geheimen Räthe selten bei der Hand wären, daß sie keine ordentliche Stunde ihrer Zusammenkunft hielten und darüber oft viel Zeit zum Nachtheile der Geschäfte verlören". Hingegen verordnete er: „die Geheimen Räthe sollten künftig bei Sommerszeiten des Morgens um 7 Uhr, in Wintertagen aber um 8 Uhr eigentlich und gewiß und noch dazu täglich beisammen sein und nach Gelegenheit der Sachen auch den Nachmittag zu Hilfe nehmen". Es durften keine Schriftstücke mit nach Hause genommen werden, denn es wurde zugleich befohlen: „die Acten in der Rathsstube zu behalten, damit ein jeglicher Rath wisse, was eingekommen sei, und daher sein Bedenken und Rathschlag um so viel besser und mit Vorbedacht ablegen könne".

Nachdem noch Johann Sigismund 1613 eine verbesserte Geheime Raths-Ordnung erlassen hatte, erhielt Letzterer durch den großen Kurfürsten vermittelst der Instruction vom 4. 12. 1651 eine festere Gestalt. Danach waren alle Regierungsgeschäfte nunmehr in 19 Departements zu bearbeiten.

Jedem einzelnen Rathe wurde ein festbegrenzter Dienstzweig übertragen. Der Kurfürst behielt sich vor, alle einlaufenden Schriftstücke selbst zu eröffnen und jedem Rathe seine Sachen zuzuschreiben, worüber dem Herrscher alsdann zuvörderst Vortrag zu halten war, ehe die Verhandlung im Plenum des Collegiums statthatte. Das Ergebniß der Berathung war dem Kurfürsten, wenn er nicht persönlich zugegen gewesen war, mitzutheilen, worauf er seine Entschließung aussprach. Kurfürst Friedrich Wilhelm machte also gewissermaßen den Versuch, den Geheimen Rath als sein Cabinet zu gebrauchen und wieder die ganze Staatsverwaltung im Wege der Cabinetsregierung zu führen, aber diese Absicht führte zu großen Unzuträglichkeiten. Der Umfang der Geschäfte war für eine solche, in's Einzelne gehende Thätigkeit des Regenten zu bedeutend geworden. Der Fürst ging später dazu über, die wichtigsten Angelegenheiten, namentlich die politischen Sachen, dem Geheimen Rathe als solchem zu entziehen und lediglich in seinem Cabinete abzumachen, wozu er jedes Mal diejenigen Geheimen Räthe berief, die er für die betreffenden Geschäfte gerade für besonders geeignet hielt. Um die schleunige Vollziehung seiner Cabinetsbeschlüsse zu sichern, befahl er, daß stets einige Secretäre zur Hand sein mußten. Der Hofmarschall hatte deshalb täglich zu jeder Mahlzeit Essen für 3 Personen nebst Brot, Wein und Bier nach der Kanzlei zu schicken, damit den Beamten jeder Vorwand genommen würde, sich zu entfernen. Rührend ist der Abschied, den der große Kurfürst am Ende seines thatenreichen Lebens in feierlicher Sitzung des Geheimen Raths-Collegiums nahm. Am 27. 4. 1688 entriß er sich dem Krankenbette, worauf ihn die Wassersucht geworfen hatte, ließ sich ankleiden und zur Sitzung der Geheimen Räthe bringen. Es war erst 7 Uhr Morgens und noch keiner der Herren zugegen. Er schickte deshalb wiederholt, um sie zusammen zu bringen. Als die Mitglieder vollzählig waren, erklärte Friedrich Wilhelm, er fühle, daß er jetzt zum letzten Male in ihrer Mitte erscheine, und wolle ihnen für die treuen, ihm geleisteten Dienste danken. Der Feldmarschall von Romberg erwiderte im Namen des Collegiums, und die einzelnen Räthe wiederholten mit Thränen in den Augen die Versicherung ihrer Ergebenheit. Auf Befehl des Kurfürsten wurden alsdann die laufenden Sachen vorgetragen, denen er so ruhig zuhörte, und die er so unbefangen beurtheilte, wie in den Tagen seiner ungetrübten Gesundheit. Zwei Tage darauf starb er. Die Besoldungen der Geheimen Räthe waren namentlich in der ersten Regierungszeit Kurfürst Friedrich Wilhelms noch recht mangelhaft. Einem Grafen von Sparr waren vordem 1200 Rthlr. nebst dem Unterhalte für 6 Pferde und Diener zugesichert gewesen. Der Kurfürst schrieb ihm aber: „Die unumgängliche Nothwendigkeit erfordert, daß wir unsere Ausgaben hin und wieder beschneiden und unseren zerfallenen Kammerstaat wieder herstellen mögen, sodaß unsere Räthe und Diener aus allerunterthänigster Treue von ihrem Gehalt etwas fallen lassen; diesem nach haben wir auch Euch in Gnaden

anzeigen wollen, daß wir Euch hierfüro eines vor Allem jährlich nur 600 Rthlr. werden entrichten lassen können. Wenn wir aber in unseren Hoflager, wird uns nicht entgegen, sondern vielmehr angenehm sein, daß Ihr alsdann für Eure Person unsere Tafel mitgenießet."

Im Laufe der Zeit hatte das Bedürfniß der fortschreitenden staatlichen Entwickelung Anlaß zur Schaffung einer ziemlich bunten Mannigfaltigkeit von neben und übereinander stehenden Verwaltungsbehörden geboten, wodurch der Geschäftskreis des Geheimen Rathes eine immer weiter gehende Einschränkung erlitt. Namentlich wurde er durch die Einrichtungen sonstiger, oberer Verwaltungsbehörden allmählich von der Beschäftigung mit den administrativen Einzelheiten, die ihm früher obgelegen hatten, entlastet, sodaß für ihn nur noch die allgemeineren Angelegenheiten übrig blieben. König Friedrich Wilhelms I., des Reformators der preußischen Staatsverwaltung, großes Verdienst ist die Vereinfachung des von ihm vorgefundenen complicirten büreaukratischen Apparates. Er vereinigte unter Anderem 1723 das „General-Kriegs-Commissariat" und das „General-Finanz-Directorium" zu dem „General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Directorium". Letzteres zerfiel in 5 Special-Departements, deren Präsidium er sich selbst vorbehielt, und deren Vice-Vorsitzende in dem Notifications-Patente vom 24. 6. 1723 als „Minister" bezeichnet werden, welcher Titel vorher nur vereinzelt unter Friedrich I. sich findet. Die 5 Vice-Vorsitzenden des General-Directoriums waren zugleich Mitglieder des Geheimen Rathes. König Friedrich Wilhelm I. bildete sodann 1728 aus seinen näheren Vertrauten das „Cabinetsministerium", in dem hauptsächlich die auswärtigen, die Standeserhöhungs- und die Königlichen Haus-Angelegenheiten bearbeitet wurden. Auch unter dem preußischen Königthum noch wurde dem Geheimen Rath bei Abwesenheit des Monarchen die Regierung übertragen. So schrieb ihm König Friedrich Wilhelm I., als er 1715 gegen die Schweden zu Felde zog: „Dieweilen ich ein Mensch, und kann sterben oder todtgeschossen werden, so befehle sie alle miteinander vor Fritz zu sorgen, da ihnen Gott vor belohnen wird; und ich gebe ihnen allen, von meiner Frau an, mein Fluch, daß Gott möge sie, sowohl zeitlich, als ewig strafen, sofern sie mir nach meinem Tode nicht nach Potsdam in der aldasigen Schloßkirche in ein Gewölbe begraben. Sie sollen kein Festin machen, bei Leib und Leben keine Ceremonie und Festin, als daß sie sollen die Regimenter in der Nähe das Gewehr nehmen und schießen lassen." Der Geheime Rath oder Geheime Staatsrath, wie er später genannt wurde, wuchs sich unter den Königen immer mehr zu dem heutigen Staatsministerium aus. Er bestand schließlich nur noch aus den Ministern. Sein letzter gesetzmäßiger Wirkungskreis ist nicht genau festzustellen, da die für ihn gegen Ende seines Bestehens geltende Instruction nicht veröffentlicht ist. Er verfügte im Namen des Königs anscheinend in solchen Sachen, die nicht ein einzelnes Ministerial-Departement, sondern mehrere, oder alle zugleich betrafen.

Das Königliche Cabinet bestand inzwischen fort, und es ergingen daraus alle Regierungsacte der Monarchen. Dasselbe war zusammengesetzt: aus einem oder mehreren Geheimen Cabinetsräthen, welche die nicht militärischen Angelegenheiten vortrugen und nach der allerhöchsten Entscheidung die Erlasse ausfertigen ließen, sowie aus einem oder mehreren General-Adjutanten, die den Vortrag und die Ausfertigung der Militärsachen bewirkten. Unter Friedrich dem Großen war kein Spielraum für einen weitgreifenden Einfluß der Geheimen Cabinetsräthe. Da sich aber schon unter Friedrich Wilhelm II. das Verhältniß herausbildete, daß die Minister meistens nicht mehr zum persönlichen Vortrage beim Könige gelangten, sondern nur schriftlich berichteten, so gewannen die Geheimen Cabinetsräthe eine maßgebende Stellung, indem sie in der Lage waren, beim Vortrage der ministeriellen Anträge abweichende Meinungen geltend zu machen. Dies war um so nachtheiliger, als jene Beamten doch nicht mit dem ganzen Umfange der Staatsverwaltung genauer vertraut waren, weil sie ferner für das, was sie vorschlugen, keine Verantwortung übernahmen und endlich an der Ausführung nicht betheiligt waren. Die wohlerwogensten Absichten der Minister wurden im Cabinete durchkreuzt, was auf die ganze Verwaltung lähmend wirkte. Bekannt ist die unheilvolle Macht, die der Geheime Cabinetsrath Lombard unter Friedrich Wilhelm II. ausübte. Auch die Einwirkung des Geheimen Cabinetsrathes Beyme in der ersten Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. war eine sehr verhängnißvolle. Als Stein Ende 1804 zum ersten Male Minister wurde, hatte — abgesehen vom Cabinete — nur der Vorsitzende des Ministeriums, General Graf Schulenburg-Kehnert unmittelbaren Vortrag bei Seiner Majestät. Cabinetsrath Beyme war thatsächlich Ober-Minister. Nach Unterzeichnung des schimpflichen Vertrags vom 15. 2. 1806, wodurch Preußen sich verpflichtete, England seine Häfen zu verschließen, und aus der Hand Napoleons Hannover entgegennahm, sah Stein sich veranlaßt, im April 1806 der Königin eine Denkschrift zu übergeben, worin er: „die fehlerhafte Organisation des Cabinets und die Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Conferenz" nachwies. Dadurch, daß Friedrich Wilhelm III. seinen Cabinetsrath nicht fallen lassen wollte, ward die erste, sehr ungnädige Entlassung Steins herbeigeführt. Der schweigsamere Hardenberg, dem der König nach Steins Sturze schließlich das Ministerium übergeben hatte, vertrug sich leidlich mit Beyme. Als aber der Zusammenbruch der preußischen Monarchie durch den von Kalkreuth mit grenzenlosem Leichtsinn abgeschlossenen Tilsiter Frieden besiegelt war, zu dessen Vorbedingung Napoleon die Beseitigung Hardenbergs gemacht hatte, und nun die letzte Hoffnung aller Patrioten auf Stein beruhte, eilte dieser zwar, das Vergangene großmüthig vergessend, dem Könige nach Memel zu Hilfe, indessen forderte er als conditio sine qua non für seinen Wiedereintritt in die Geschäfte die Entfernung Beymes von der Person des Monarchen. Beyme wurde dann auch zum Präsidenten des Kammergerichts in Berlin ernannt.

Damals bildete also das Cabinet eine politische Frage ersten Ranges in Preußen.

Eine völlige Umwandlung erlitt sodann der Organismus der preußischen Staatsbehörden durch die Stein-Hardenberg'schen Reformen, namentlich durch das Publicandum vom 16. 12. 1808 und durch die Verordnung über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden vom 27. 10. 1810. Der Geheime Staatsrath und das General-Directorium wurden dadurch beseitigt, und an ihre Stelle trat das Staatsministerium. Der durch die Verordnung vom 20. 3. 1817 in's Leben gerufene Staatsrath, eine nur berathende Körperschaft, hat mit dem alten Geheimen Staatsrathe, der die höchste verwaltende Behörde im Lande war, Nichts gemein. Durch die erwähnte Verordnung vom 27. 10. 1810 erhielt auch das Königliche Cabinet eine neue Form, wobei der inzwischen zum Staatskanzler ernannte Freiherr von Hardenberg in richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit dieser Institution nicht unterließ, völlig die Hand darauf zu legen, indem er sich selbst zum Chef des Cabinets machte, sich die Kenntniß aller Ein- und Ausgänge, die Befugniß zum Vortrage aller Angelegenheiten, die er selbst vortragen wollte, und zur Beiwohnung sämmtlicher Vorträge des Geheimen Cabinetsrathes sicherte. Die übrigen Minister trugen gewöhnlich nur in der wöchentlich einmal stattfindenden gemeinsamen Conferenz in Gegenwart des Staatskanzlers vor. Diese Maßnahmen erlitten eine wesentliche Aenderung dadurch, daß nach dem Tode Hardenbergs 1822 das Amt des Staatskanzlers nicht wieder besetzt wurde. Seitdem ist die Einrichtung des Königlichen Cabinets wieder die oben angegebene, wie sie vor Hardenberg bestand.

Seit dem Tode Hardenbergs pflegten ein oder mehrere Cabinetsminister ernannt zu werden, und die anderen Minister berichteten regelmäßig nur schriftlich. Die Entscheidung des Königs erfolgte alsdann auf den mündlichen Vortrag eines Cabinetsministers, wenn nicht Seine Majestät den Departements-Chef besonders befahl. Eine sehr bedeutende Veränderung erfuhren diese Verhältnisse und namentlich auch die Stellung des Cabinets in Folge der Ereignisse von 1848 mit dem Erlasse der Verfassung, indem nunmehr jede Regierungshandlung des Königs der Gegenzeichnung eines Ministers, und zwar naturgemäß regelmäßig des Ressort-Ministers bedarf, weshalb jetzt alle Minister das Recht des persönlichen Vortrags beim Könige besitzen. Inzwischen ist die Thätigkeit des Civil-Cabinets ostensibel auf die Erledigung der „Gnadensachen", insbesondere der Gnadengesuche im Bereiche der Strafrechtspflege, und einige wenig erhebliche Verwaltungsobliegenheiten beschränkt.

Heinrich von Kleist und die Romantik.

Von

Helene Zimpel.

— Breslau. —

I.

Daß Sturm und Drang und Romantik im Grunde ein und dieselbe Bewegung sind, hat die historische Forschung längst klar gelegt: ein und dieselbe Strömung, entspringen sie derselben Quelle, dem allmächtigen Freiheitsdrange, der rücksichtslos dahinstürmenden Gefühlsüberschwänglichkeit, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich allerwärts der Gemüther bemächtigt hatte. Und wie Ströme Färbung und Gefälle ändern, so nimmt auch diese mächtige geistige Bewegung allmählich einen anderen Charakter an: aus Sturm und Drang ist Romantik geworden. Denn der unwiderstehliche Freiheitsdrang, die nur sich selbst als Autorität erkennende Allmacht des Gefühls spiegeln sich nicht nur anders in jeder Dichterindividualität an und für sich, sie tragen insbesondere ein anderes Gepräge bei dem Dichter, der am Anfang der Bewegung steht, bei dem, der sie von Anfang bis zu Ende durchlebt hat, bei ihm endlich, dem Nachgeborenen, dem nur der Uferschlag noch der scheidenden Welle an's Ohr dringt, während sein Auge bereits neue Horizonte umfaßt.

So ist die Romantik in der That nur eine andere, feiner und reicher gestimmte Schattirung von Sturm und Drang: sie ist der Herbst, der einst ein Frühling war, der Herbst auch, der einen neuen Frühling verkündet.

Jean Jacques Rousseau, dieser Genfer alter französischer Abstammung, der doch weit mehr freier calvinistischer Schweizer als Franzose war, so sehr, daß man versucht wäre ihn für einen Deutschen zu halten, um so

mehr, als er, der gewaltige Inaugurator der Sturm- und Drangperiode, einen beinahe beispiellosen Einfluß auf das deutsche Geistesleben ausgeübt hat, ist zugleich als Mensch ganz, als Künstler und Schriftsteller im Keime wenigstens Romantiker: Gefühl ist dem Sturm- und Drangmenschen Alles wie dem Romantiker, und zwar persönliches Gefühl. Daher Rousseaus persönliches Verhältniß zur Musik, ihr, der persönlichsten und deshalb romantischsten aller Künste; daher sein individuelles Anschauen, Auffassen und Gestalten der Natur, der Liebe, der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Staatsgemeinschaft, der Religion.

Aber während Rousseau nur im Keime Romantiker ist, als Schriftsteller und Künstler wenigstens, kommt bei Goethe die Romantik zum vollen Ausdruck; denn von Sturm und Drang geht's zur Klassizität, von der Klassizität wiederum zurück zu Sturm und Drang oder vielmehr — in logischer Weiterentwicklung — vorwärts zur Romantik: vom Götz, vom Werther zur Iphigenie; von der Iphigenie über Tasso zum Meister, zu den Wahlverwandtschaften, zum Faust: aus den im Borne der Klassizität geklärten und gekühlten Sturm- und Dranggefühlen war dem Dichter die blaue Blume der Romantik erblüht, die blaue Blume, der er im Leben von Jugend an nachgegangen war, um ihr allezeit eine heiße und heimliche Liebe zu bewahren.

Gegen den Wilhelm Meister, diesen merkwürdigen Roman gegen alle Romantik, der doch so voller Romantik steckt, polemisirte zwar — trotz der beiden Schlegel — die romantische Schule als „einen gegen die Poesie gerichteten Candide," als „ein Evangelium der Oekonomie", den Faust aber „priesen die jungen Poeten als die Vollendung der romantischen Kunst, sie fühlten sich bestärkt und ermuthigt in ihrem eigenen Thun, da nun auch der Fürst der klassischen Dichtung in die Nebelwelt der Romantik sich verlor und die Hexen um den Blocksberg tanzen ließ".

Und mit Recht feierten die Romantiker Goethe als den vornehmsten unter ihnen: er hat an romantischer Poesie mehr geleistet als die ganze Schule. Die Schule hat zarte und sinnige, geistreiche und interessante, ja ergreifende Dichtungen hervorgebracht; sie hat die außerordentlichsten Verdienste auf allen Gebieten des geistigen Lebens zu verzeichnen: aber die Schöpferkraft fehlt, es fehlt das künstlerische Können. „Die dichterische Kraft der Romantiker blieb weit hinter ihren großen Absichten zurück . . Ihre Führer waren mehr feingebildete Kenner als schöpferische Dichter."

Und so kommt es, daß, wenn man den Begriff romantische Poesie im allgemeinen Sinne nimmt, die romantische Dichterschule, an die zunächst und gewöhnlich der Begriff der Romantik gebunden wird, merkwürdigerweise in den Hintergrund wird treten müssen.

In einem ähnlichen Werthverhältniß zur romantischen Schule wie Goethe steht eine andere gewaltige Dichtergestalt, der deutsche Shakespeare, Heinrich von Kleist.

Von den Vertretern der romantischen Schule zwar scheint Kleist theilweise gar nicht gekannt und beachtet gewesen zu sein, oder, wenn und so weit er von ihnen gekannt und beachtet war, wurde doch seine Kunst keineswegs gewürdigt, weder in ihrer allgemeinen Bedeutung, noch auch in ihrem Zusammenhang mit der romantischen Schule und in ihrer Bedeutung für die Romantik überhaupt. Tieck nur „urtheilte besser von ihm", auch hat er sich durch die erste Ausgabe der hinterlassenen Schriften Kleists, sowie durch die erste Gesammtausgabe Kleist'scher Dichtungen ein unvergängliches Verdienst um die deutsche Litteratur erworben, ein Verdienst, dessen Glanz noch strahlen wird, wenn der einst so helle Stern Tieck'scher Dichtergröße längst in Nacht versunken ist.

Hat also die romantische Schule im Allgemeinen von Kleist nicht mehr gewußt als die Zeitgenossen überhaupt, so haben doch die großen Litteraturhistoriker bald mehr, bald weniger den Dichter im Zusammenhang mit dieser Bewegung aufgefaßt und betrachtet.

So Gervinus, Vilmar, Scherer und Julian Schmidt, der Kleist allerdings zugleich in einen gewissen Gegensatz zu den übrigen Romantikern stellt.

Auch Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" zählt Kleist der romantischen Dichtung zu.

Für Wilbrandt, den ersten großen Kleistbiographen, ist der Dichter nicht nur ein Romantiker, sondern „der vornehmste" unter den deutschen Romantikern, und Brahm, der preisgekrönte Kleistbiograph, behandelt in dem fünften Buche seines Werkes den Dichter als „Patriot und Romantiker" im Käthchen, dem Kohlhaas, der Hermannsschlacht und dem Homburg: die Schroffensteiner, den Guiskard, den Amphitryon und die Penthesilea bespricht Brahm hingegen vorher und ohne sie mit der „Annäherung des Dichters an den romantischen Gesichtskreis" in Verbindung zu setzen, wie er überhaupt — gleich Julian Schmidt — den Dichter neben der romantischen Schule „auf eigenen Bahnen wandeln läßt".

So haben alle die großen Litterarhistoriker wie die Kleistbiographen den Dichter mehr oder weniger unter dem Gesichtspunkt der Romantik betrachtet: die Aufgabe, ihn in seiner vollen Bedeutung für diese Richtung der Poesie zu würdigen, mußte indessen in erster Linie den Geschichtsschreibern der romantischen Schule zufallen.

Diese Erwartung aber stellt sich durch die Thatsachen als ein Irrthum heraus.

Hettners Schriftchen „Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhang mit Goethe und Schiller" will nun allerdings „keine Geschichte der romantischen Schule, sondern nur eine Vorarbeit zu dieser Geschichte", nur „eine allgemeine Charakteristik derselben" sein. „Daher beschränkt" sich auch Hettner „auf einige allgemeine bloß andeutende Umrisse" da, wo er den bestimmenden Einfluß behandelt, welchen „die romantische

Doctrin" auf „die litterarischen Bestrebungen der ganzen Folgezeit ausgeübt hat". Zu diesen „letzten Ausläufern der romantischen Schule" zählt Hettner auch den „phantastisch genialen Heinrich von Kleist", der ihm „der einzige, wahrhaft echte Dichter unter ihnen" ist. Und doch hat der feinsinnige Aesthetiker keineswegs eine sympathische, tiefgehende Fühlung für das Genie Kleists gehabt; denn einen Dichter würdigen, heißt ihn verstehen, nicht ihn preisen. Verstanden aber hat Hettner die Kleist'sche Kunst nicht: „vermißt er doch" an „diesen Nachahmern" der Romantik „Energie der Composition und Charakteristik", „kann doch — nach seinem Urtheil — diese schillernde Traumpoesie nirgends das echt Dramatische und darum theatralisch Wirkungsreiche erreichen". Ein „Dilettant" also, wie die andern alle, ist Kleist für Hettner, nicht weniger, nicht mehr, und „der echte Dichter" unter den Romantikern sinkt ihm in seiner Eigenschaft als „mystisch-fatalistischer" Dichter mit Goethe verglichen zum „halben" herab. Und auch wo es sich um eine specielle Richtung innerhalb der romantischen Schule handelt, um die Erweckung des deutschen Mittelalters nämlich, kommen für Hettner nur die Freiheitslieder Schenkendorfs und die Uhland'schen Balladen in Betracht. Keine Kleist'schen Vaterlandslieder, kein Kohlhaas, kein Käthchen, keine Hermannsschlacht! Und nicht ihr Dichter, nicht er, der Dichter des Homburg, ist ihm der historische Dichter der romantischen Schule, sondern Tieck!

Und dennoch: Niemand ist Kleist gerechter geworden als gerade Hettner. Eine tragische Art Gerechtigkeit zwar: aus Kleists Größe allein, nicht aus Hettners Verständniß für ihn, den einsamen Dichter, aus seinem Verständniß vielmehr für die künftigen Ziele deutschen Dichtens ist sie geboren. Aber diese unbewußte, diese ungewollte Gerechtigkeit bedeutet mehr als der heiße Wille heiliger Begeisterung.

Denn wo liegt die Erfüllung all dessen, was Hettner in dem Werk der romantischen Dichterschule sucht, vergeblich sucht, all dessen, was er nun von der Zukunft deutscher Poesie erhofft? In dem Einen eben, über den er hinwegsieht.

Doch ist ja auch nicht Hettner, Haym vielmehr ist der große, der maßgebende Historiker der romantischen Schule. Es war aber nicht Hayms Absicht, „die Entwicklung des deutschen Geistes" über „die Krisis der Romantik hinaus zu verfolgen".

Da nun Kleist hinter dieser Krisis steht, indem er „der zweiten romantischen Dichtergeneration" angehört, konnte er in diesem Werke Hayms nicht zur Darstellung kommen. Jedoch ist er für Haym neben Arnim „der Vorragendste" in dieser zweiten romantischen Dichtergeneration.

Der Vorragendste! Aber um wie viel ein Berggipfel über seine Nachbarn hervorragt, ist aus der Entfernung leichter erkennbar als aus der Nähe: langsam steigt mit der wachsenden Entfernung empor, was in

unmittelbarer Nähe übersehen wurde, und als einsame Größe wird verstanden, was einst barock erscheinen konnte.

Und die Größe wächst mit der Entfernung: erst wachsende Entfernung konnte den richtigeren Augenpunkt für die Betrachtung Heinrich von Kleists geben.

Und wird vor 45 Jahren Kleist von Hettner vollständig verkannt, oder mehr, vollständig übersehen, und ist er vor 25 Jahren für Haym der Vorragendste der zweiten romantischen Dichtergeneration, so muß er heute als der Vorragendste der deutschen Romantik überhaupt erscheinen — neben Goethe.

Hier einmal nicht Goethe und Schiller, sondern für die Nachwelt nebeneinander sie, die der Mitwelt kaum je als zusammengehörig erschienen: Goethe und Kleist!

Goethe'sche und Kleist'sche Romantik!

Die eine mehr gelehrt, philosophisch und kosmopolitisch; die andere mehr realistisch, historisch und national; die eine längst köstlichstes Bildungselement der deutschen Volksseele, die andere ein langsamer, aber desto sichrerer Pfadfinder für die fernere Entwicklung der deutschen Poesie. „Als der Fürst der klassischen Dichtung in die Nebelwelt der Romantik sich verlor", fügte sich auf seinem Haupte zu zwei Kronen die dritte, deren Glanz nicht nur die Mitwelt, sondern auch die kommenden Jahrzehnte beherrschend überstrahlte; indem der Autodidakt der deutschen Dichtung — er, der nur ein Deutscher und ein Dichter, nicht aber zugleich auch ein Grieche und ein Philosoph war — durch den Nebelschleier, den die Romantik verführerisch irrlichterirend auch ihm um's Haupt geworfen hatte, ihren klar und stet leuchtenden Kern erkannte, zeigte er seinem Volke eine neue Krone, wieder zu erringen im Reiche der Dichtkunst: die Krone romantischer Poesie.

Goethe'sche und Kleist'sche Romantik!

Was ist aber Romantik überhaupt?

Wie ein Aushängeschild macht ihr äußeres Wesen die Romantik auch dem gröbsten Sinne kenntlich: besteht es doch in der Darstellung von allerlei außergewöhnlichen Vorkommnissen des Menschenlebens wie dem Hinübergreifen der übersinnlichen in die sinnliche Welt; werden doch dabei ein fernes Land, eine ferne Zeit, ferne Sitten gern als Hintergrund benützt. Ergründet werden muß hingegen ihres inneren Wesens geheimer Schönheitszauber, der „in der Göttersprache" uns „die Welt erklärt*)".

„In der äußersten Geistigkeit, in dem Ineinanderfließen des Phantasie- und des Gedankenlebens" sucht Haym das Wesen der Romantik, eine Wesensbestimmung, welche in ihrer Großartigkeit zwar alle Culturerscheinungen der sogenannten romantischen Epoche in sich schließt, sich mit dem Charakter der romantischen Kunst jedoch keineswegs deckt.

*) Heinrich von Kleist. Die Familie Schroffenstein III. 1.

Nach Hettner liegt „das Geheimniß" der deutschen romantischen Poesie im „Subjectivismus", welcher sich in „elfenduftigen Märchendichtungen" oder in „religiösem Neukatholicismus" kundgiebt. „In der französischen Litteratur erhebt sich" hingegen — nach Hettner — „die sogenannte romantische Richtung". „Was ist sie, diese französische Romantik? Was Anderes, als der Krieg gegen den Zwang des alten, steifen, französischen Classicismus, das entschiedene Geltendmachen von Natur und Wirklichkeit in Form und Inhalt?" Und auf gleiche Höhe mit den Vertretern der romantischen Poesie in Frankreich stellt Hettner in England Walter Scott, Lord Byron und Shelley, in Italien Manzoni, in Rußland Puschkin. Stehen sie doch Alle „auf wirklichem Boden".

Eine ähnliche litterarische Epoche, eine „realistische", „wahrhaft geschichtliche" und „echt nationale" sehnt nun Hettner für Deutschland herbei. Anfänge dieser neuen Richtung findet er in Tiecks Novellen, Vorläufer in Heine und besonders dem jungen Deutschland.

So trennt Hettner drei Elemente: den Subjectivismus der deutschen romantischen Schule, den Kampf der Natur gegen die starren Fesseln hergebrachter Convenienz als Charakterzug der französischen Romantik wie der gleichzeitigen internationalen Bewegungen und endlich eine realistisch-historisch-nationale Richtung als wünschenswerthes Ziel für die fernere Entwicklung der deutschen Poesie. Und doch sind diese drei Elemente innig miteinander verwachsen: wie die Frucht den Keim, so schließt der erste Begriff den dritten und zweiten in sich. Denn auch das Nationalgefühl ist eine, wenn auch nicht nothwendige Form des Subjectivismus: ein beschränkterer, indem das Individuum sein Gefühl hingiebt an etwas Anderes, Größeres, zugleich aber auch ein erhöhter, gesteigerter Subjectivismus, insofern er empfunden wird von einer größeren Gemeinschaft, die sich als ein Individuum fühlt und als ein höheres Individuum im Vergleich zu dem Einzelnen betrachtet werden kann.

Und ebenso ist der Drang nach Naturwahrheit Subjectivismus und zwar eine nothwendige Entwicklungsform desselben, obgleich auf den ersten Blick keine schärferen Gegensätze gedacht werden können als Subjectivismus des Individuums und Objectivismus der Natur. Gewiß, „der Einzelne, das Subject, hat Recht"; aber „die ihm gegenüberstehende Welt, das Object", ist ihm nicht „schlechthin unterthan", ist nicht sein willfähriges Spielwerk": indem die Fesseln der Convenienz fallen, ist der Schleier hinweggezogen, welcher zwischen dem Künstler und seinem Object schwebte, der Schleier, welcher nicht nur sein Sehen, seinen Subjectivismus hinderte, sondern auch den Charakter des Objects in seiner Unantastbarkeit, in seinem Subjectivismus nicht zur Geltung kommen ließ; fortan besteht eine geheime Wechselwirkung zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf, die Geister, welche er rief, wird er nicht mehr los, und unter dem Pygmalionskuß der Romantik ist die Natur erwacht zu eigenem Leben, zur Wahrheit.

So ist in der That der Charakter der Romantik, ihres Wesen innerer Kern der Subjectivismus im Sinne Hettners: nur der Einzelne, das Subject hat Recht. Aber damit es Recht habe, muß auch das Object, die Natur, die Wahrheit zu ihrem Recht kommen: legt sich der Subjectivismus keine Zügel an, läßt er sich gehen im wilden Treiben des eigenen Ich, dann entstehen Dichtungen wie Brentanos „Gustav Wasa", verworren und wesenlos; hat er hingegen seine künstlerisch unerläßliche Ergänzung in der Naturwahrheit gefunden, so darf sich die Phantasie, sie, die flüchtige Quintessenz alles Subjectivismus, auch den höchsten Flug gestatten: Euphorion und Homunculus sind Kunstschöpfungen, ganz Phantasie und doch ganz Leben.

Ist also neben dem Subjectivismus die Naturwahrheit der Romantik unerläßlich, so ist das zweite Moment, welches den Subjectivismus in sich schließt, das nationale, der jedesmaligen Intuition des Künstlers überlassen; aber — welchen Stoff er auch biete, einen Euphorion, einen Homunculus oder einen Faust — immer muß er ihn zu umschließen wissen mit dem glitzernden Gewande „mondbeglänzter Zaubernacht"; denn als die dritte conditio sine qua non ergiebt sich dieses äußere Moment für die Romantik.

Wenn nun, nach den gefundenen Wesensbestimmungen, ein Dichter Romantiker ist, so ist es Kleist, und zwar nicht nur während einer Phase seines Schaffens, am Anfang etwa oder Ende desselben, sondern — ganz wenige seiner Schöpfungen abgerechnet — die volle Zeit seiner Arbeit hindurch. Der zerbrochene Krug freilich, eines seiner ersten und eines seiner Meisterwerke, reiht sich nicht dem Kranze seiner romantischen Dichtungen ein, und auch seine lyrischen Erzeugnisse kommen hier wenig in Betracht: dem zerbrochenen Kruge fehlt ganz, den übrigens wenig zahlreichen lyrischen Dichtungen Kleists fast ganz das äußere Moment der Romantik, wie es in den lyrischen Dichtungen Brentanos, Novalis', Tiecks und Eichendorffs so charakteristisch zum Ausdruck kommt.

Hingegen gehören Kleists epische Dichtungen sämmtlich in's Reich der Romantik: immer ist neben den beiden ersten Momenten das unerläßliche Außergewöhnliche vorhanden, das sich in einzelnen Fällen zum Wunderbaren, zum Hinübergreifen der übersinnlichen in die sinnliche Welt steigert.

Und Kleists Dramen bilden, wenn man den zerbrochenen Krug — wie schon gesagt — bei Seite läßt, ein schimmerndes Geschmeide, auf kühnem Ritt hervorgeholt aus dem alten, romantischen Land, und wenn Rousseau als Pathe der französischen Romantik kein dramatisches Genie aus der Taufe gehoben hat, so ist er doch auch der Taufpathe der deutschen Romantik, so ist er doch auch der Taufpathe Heinrich von Kleists.

In allen, hier in Betracht kommenden Kleist'schen Dramen, den Schroffensteinern wie dem Amphitryon, dem Käthchen wie dem Homburg, der Hermannsschlacht wie der Penthesilea und dem Guiscardfragment, ist das herrschende, das bestimmende Moment der Subjectivismus; darüber sind die Litterar-

historiker einig, und Brahm namentlich hat es mit überzeugender Schärfe nachgewiesen. Die Schroffensteiner sind in des Dichters Seele entstanden, geworden und gewachsen vor und während der ersten Schweizer Reise, sie verkörpern seine damaligen Stimmungen und Anschauungen, wie der Amphitryon der Ausdruck der pantheistischen und christlichen Einflüsse ist, wie sie sich in Kleists Seele namentlich zur Zeit seines Dresdener Aufenthaltes geltend machten. Im Käthchen spiegelt sich die ganze Seligkeit von Kleists Liebesverhältniß zu Julie Kunze, alle Enttäuschung auch und alle Bitterniß, welche dasselbe in der Folge mit sich brachte; im Homburg bringt der Dichter den Conflict zur Darstellung, der einst in ihm gährte und tobte: den Conflict zwischen dem Offizier und dem Menschen, in der Hermannsschlacht seine glühende, vaterländische Ueberzeugung, und in der Penthesilea hat er sich, dem Künstler, das ergreifendste Denkmal gesetzt. Denn die Penthesilea schildert Kleists Ringen mit seinem künstlerischen Ideal, wie es sich im Horizont seines Denkens und Schaffens im Guiscard personificirte; und dieses Ringen mußte zwar nicht an und für sich, wohl aber, wie Kleist nun einmal war, wegen seiner Unterschätzung des eignen Könnens gegenüber seinen vorgefaßten himmelhohen Idealen mit einem vollständigen Zusammenbruch enden.

Daß bei einem Dichter wie Kleist, der die Verkörperung des Subjectivismus ist, auch die Naturwahrheit, der Subjectivismus des Objects, energischen Ausdruck findet, ist bei der Kraft und Empfänglichkeit seiner ganzen Individualität von vornherein zu erwarten, und die wunderbare Lebendigkeit namentlich seiner dramatischen Schöpfungen beweist es. Als eine besondere Seite der Kleist'schen Naturwahrheit erscheint die auf's Aeußerste getriebene Herausarbeitung des Charakteristischen, ähnlich wie bei Shakespeare und Molière, und im Hinblick auf den zerbrochenen Krug, die Schroffensteiner, das Käthchen, den Homburg, die Hermannsschlacht, die Penthesilea und den Amphitryon könnte man geradezu von Charakterdramen sprechen.

Auch der Dichter ist sich des anfänglich nur instinctiv in ihm liegenden Programms dieses seines Schaffens allmählich bewußt geworden, und wie stets, führte auch hier der Weg zur Erkenntniß über Dornen: die Kritik nämlich, welche im Allgemeinen dem eigensten Wesen des Dichters verständnißlos und abfällig gegenüberstand, brachte Kleist über sich selbst zur Klarheit. In einem Briefe an Heinrich von Collin nämlich, datirt vom 8. December 1808, äußert sich Kleist mit Bezug auf das Käthchen und die Penthesilea folgendermaßen: „Wer das Käthchen liebt, dem kann die Penthesilea nicht ganz unbegreiflich sein, sie gehören ja wie das + und — der Algebra zusammen und sind ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Beziehungen gedacht."

In der That, Käthchen und Penthesilea ein und derselbe Charakter, ein und dasselbe Wesen: das Weib nämlich in seiner ganzen Ursprünglichkeit, in seinem ganzen, großen, grenzenlosen Liebesverlangen; aber dieses

Wesen, dieses Weib unter entgegengesetzten Beziehungen gedacht: Käthchen in der rein natürlichen Beziehung zu dem geliebten Manne, daher in absoluter Unterwürfigkeit seinem Willen gegenüber; Penthesilea hingegen in ebenbürtiger Gegnerschaft dem geliebten Manne gegenüber, welche erst zur Liebe, dann aber zur Tod bringenden Rache wird, als Penthesilea diese ihre Liebe verachtet, verrathen glaubt. So kommt in jedem der beiden von Kleist selbst angezogenen Fälle der Charakter in der That zur Entfaltung seiner äußersten Consequenz.

Wenn somit die nothwendigen inneren Wesenselemente der Romantik, der Subjectivismus und die damit im engsten Zusammenhang stehende Naturwahrheit bei Kleist in hohem Grade nachweisbar sind, so fehlt auch die nicht nothwendige Erweiterung oder Erhöhung des Subjectivismus zum Nationalen nicht: von den Novellen giebt der Kohlhaas, von den Dramen der Homburg und die Hermannsschlacht lebendiges Zeugniß von des Dichters nationalem Empfinden, das auch in seinen lyrischen Dichtungen bald zart und weich, bald stürmisch und wild sich ausspricht.

Zu alledem schwebt über den Kleist'schen Dichtungen auch der Duft der äußeren Romantik: nicht blos in den Novellen, sondern auch in den Dramen bilden ein wichtiges Ingredienz Ritterherrlichkeit, Märchenzauber und die Wunder einer anderen Welt.

Und wie der Inhalt, so die Sprache: romantisch durch ihre originelle Ursprünglichkeit, romantisch auch durch eine übersinnliche Zartheit.

II.

Dem oben definirten Wesen der Romantik zufolge sind in den entsprechenden Kunstwerken Form und Inhalt zu trennen, es sind äußere und innere romantische Elemente zu unterscheiden, und der Gipfelpunkt romantischer Kunst wäre erreicht da, wo beide Momente einander decken, d. h. wo eine völlige Harmonie herrscht zwischen der Handlung und den dieselbe zur Ausführung bringenden Charakteren einerseits und dem Milieu und den Situationen, innerhalb deren sich die Handlung vollzieht, sowie der Sprache, in welcher Beides dargestellt wird, andererseits.

Bei Kleist stehen die äußeren romantischen Elemente zum Theil in innerem Zusammenhang mit dem romantischen Stoff seiner Dichtungen, ihrem Wesen, ob sie nun in der Ueberlieferung des Stoffes gegeben sind oder der Phantasie des Dichters entspringen oder auf verwandten fremden Einfluß zurückzuführen sind, den christlich mystischen Adam Müllers nämlich, wie er eine gewisse Richtung innerhalb der romantischen Zeitströmung charakterisirt, oder den naturwissenschaftlich mystischen, der sich innerhalb der romantischen Zeitströmung neben dem ersten geltend macht und durch Gotthilf Heinrich von Schubert auf Kleist wirkt.

In diesem ersten Falle — wenn der Geist sich den Körper baut, der Stoff sich die Form schafft — darf der Dichter mit Bezug auf die äußere Romantik seines Werkes auch kühn über die Grenze menschlicher Erfahrung und des durch tausendjährige Ueberlieferung zur Erfahrung erhobenen Glaubens hinausgehen; denn wer will sagen, wie weit etwa eine Wurzel die ihr entstrebenden Zweige zum Himmel treiben darf? So kennt Kleist bei der Gewalt und dem Außerordentlichen der ihn beherrschenden Stoffe — von seinen großen romantischen Dichtungen ist hier in erster Linie die Rede — keine äußere Schranke, um das ihm vorschwebende künstlerische Ziel zu erreichen, wie in der Penthesilea und im Amphitryon, während er in den Schroffensteinern, wie kühn er daselbst auch das Schicksal spielen läßt, ganz dem Stoffe der Dichtung gemäß, immerhin im Rahmen des erfahrungsmäßig Möglichen bleibt. Auch stehen die drei Dramen nicht nur auf der Höhe Kleist'scher romantischer Kunst, sondern auf der Höhe romantischer Kunst überhaupt.

Nicht immer aber ist Kleist so glücklich gewesen, und auch unlogisch und unästhetisch steht das äußere Beiwerk seiner großen romantischen Dichtungen ihrem Inhalt gegenüber, wie es auch dadurch, daß es unmotivirter Weise über die Grenze des erfahrungsmäßig Wunderbaren hinausgeht, den Werth der in Betracht kommenden Dichtungen so empfindlich schädigt, daß, was beinahe ein Meisterwerk wäre, nun doch keines ist.

Der erste Fall liegt vor in der Hermannsschlacht und im Homburg, der zweite im Kohlhaas, in der Mitte steht das Käthchen.

Alles, was die Romantik als Romantik charakterisirt, bietet die Hermannsschlacht. Aus des Dichters innerstem Leben ist sie geboren, und dieses innerste, qualvolle Leben, es ist zugleich der tiefste Schmerzensschrei der Nation, die wilde, bis in den Tod getroffene Vaterlandsliebe, der unersättliche Napoleonshaß, wie sie zur Zeit die Seele Deutschlands in den heftigsten Schlägen erzittern machten, die Seele des Sängers aber auch, der nicht abseits stand, erhaben über dem Kampf in olympische Wolken eingehüllt, des Sängers vielmehr, der mit dem Vaterlande litt und lebte wie kein Anderer.

Und diese für den Dichter und sein Volk zur Zeit modernste aller Empfindungen hat derselbe zu verquicken verstanden mit dem Zauber altgermanischer Vergangenheit, und packender als bei Freytag und großartiger als im Ekkehard steht sie uns hier gegenüber, so großartig und so packend zugleich, wie Jordan sie gegeben und Wagner sie gestaltet, nur ungleich mehr künstlerisch abgerundet als bei Jordan und — trotz der außerordentlichen Kunstschöpfungen Wagners, des Dichtercomponisten — empfangen aus dem unmittelbaren Lebensbedürfniß der Nation. Heinrich von Kleist war es verwehrt, die Leier zum Ruhme seines Vaterlandes zu schlagen, und so schlug er andere Töne an. Aber das Herz des Volkes erschloß sich ihnen, die ihm doch auf's Innigste verwandt waren, nicht, und unverstanden

scheinen sie noch heute: die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches ist gefeiert worden, und Kleists hat Niemand gedacht.

Giebt's denn für die Deutschen keine Hermannsschlacht, keinen Homburg, keine Kleist'schen Vaterlandslieder? Man kann eben groß werden, und doch nicht populär: Originalität verdirbt zuweilen Alles, und nie wird ein Kleist ein Körner sein können.

Originell in seiner großartigen poetisch-romantischen Realistik ist das ganze Stück, die ganze Hermannsschlacht, die jugendfrische Gestalt Hermanns allem Anderen voran: wild ist er und treu und gut, aber listig ist er dennoch, denn man kann blonde Haare haben und blaue Augen und dennoch falsch sein wie ein Punier. Und neben Hermann sein Gegenbild, Quintilius Varus, der überlegene, feinsinnige Römer, der seinem Volk ein hochherziges und auch noch ein ironisches Wort des Abschieds weiht. Denn — hart zwischen Nichts und Nichts, zwei Schritt vom Grabe — so bewegt sich alles Leben. Das hat Quintilius Varus nächtlicherweile und auf einsamer Haide von der cheruskischen Alraune gelernt.

Hart zwischen Nichts und Nichts, zwei Schritt vom Grabe — das ist auch das Schicksal der Liebe. Freilich nicht der ehelichen Liebe zwischen dem schönen, schwachen Thuschen und ihrem überlegenen Gemahl: offenbart sie ihm doch das perpetuum mobile ihres Herzens auf's Treueste, und weiß er doch, was er aus ihrem Verhältniß zu Ventidius zu machen hat, das er genau so gedacht und so gewollt hat, wie es geworden. Denn man kann sich blonde Haarlocken abschneiden lassen und Lieder dazu singen von Shakespearescher romantischer Schönheit — der Knabe, welcher den Mondenschein in dem Becken eines Teiches sah und mit der Hand hineinfaßte, um den Schimmer einzustecken, der mußte es doch erleben, daß sich des Wassers Rand trübte und daß vor ihm das glänz'ge Mondesbild verschwand. So hatte Thusnelda ihm vorgesungen, und so ging's dem Ventidius: statt in die Arme der Geliebten, in den cheruskischen Bärenzwinger! Hier hat Kleist, den Autodidakten, sein künstlerischer Instinct, der ihm sonst so treu war, im Stich gelassen, hier zeigt er sich als ungebildeter Künstler. Und doch sieht diese Bärenzwingerscene der Hermannsschlacht der Vernichtungsscene in der Penthesilea zum Verwechseln ähnlich, aber nur auf den ersten Blick — dort weltentrückte und weltentrückende Poesie, hier schreiendste Prosa: wer so fein empfindet wie eine Thusnelda, so unter jeder Gedankensünde leidet und sie noch dazu dem Gatten offenbart, der sperrt den Gegenstand seiner Rache, zumal wenn er es so wenig verdient hat, nicht in den Bärenzwinger. Verletzendste Prosa ist geworden, was hinreißendste Romantik sein konnte, und so unvergleichlich die politische Rache Hermanns das herrliche Stück krönt, Thusneldas persönliche Rache wirkt wie ein böses Fragezeichen.

Ein unlogischer Schluß oder ein unlogischer Anfang — das Eine wie das Andere schädigt den Werth eines Kunstwerkes schwer; aber im

Prinzen von Homburg verletzt dennoch der unlogische Ausgangspunkt der Handlung nicht so wie die Gräuelscene der Hermannsschlacht, die doch keineswegs dieselbe Bedeutung für die Handlung hat, und zwar weil im Homburg das Uebel tief verborgen liegt, gleichsam unter der Erde, auf's Engste verwachsen mit der Wurzel des Stückes. Ja, wenn der Prinz von Homburg ein Lustspiel wäre oder eine Tragikomödie! Doch der tiefste Conflict, der das Gewissen des Menschen zerreißen kann, wird — nach der Absicht des Dichters wenigstens — im Homburg zur Darstellung gebracht. Mit diesem Conflict steht aber der dazu in engste Beziehung gesetzte äußere romantische Vorgang nicht in organischem Zusammenhang. Eine romantische Situation wie in dem sonst so derb realistischen Zerbrochenen Kruge ist der Ausgangspunkt des Stückes; diese romantische Situation rundet durch ihre Wiederkehr und — abermals wie im Zerbrochenen Kruge — durch die Verwirklichung ihres ursprünglich nur traumhaften Inhalts den Schluß des Dramas nach außenhin künstlerisch ab; aber der glückliche und kühne Griff des Zerbrochenen Kruges wird im Homburg zum Mißgriff. Das erklärt sich durch das schiefe Verhältniß zwischen dem Gehalt der jedesmaligen einleitenden Situation und der Handlung des betreffenden Stückes. Denn während der aus der Tiefe des menschlichen Gewissens geschöpfte Traum Richter Adams ebensowohl ein ernstes Drama einleiten konnte, wie er dem Lustspiel ein hochbedeutsames sittliches Relief giebt, und es erst dadurch zu der Höhe eines Meisterwerkes erhebt, verhält sich die Sache im Homburg durchaus anders: aus dem nachtwandelnden Zustande des Prinzen, so romantisch er an und für sich wirkt, und dem Scherze, welchen sich der Kurfürst in dieser Situation mit ihm erlaubt hat, durfte die Handlung des Stückes nicht resultiren; nur was der bewußte Wille entschied und zur Ausführung brachte, kann zum tragischen Conflict führen. So ist auch hier die Romantik dem Stück zur Klippe geworden: in zu verführerischem Gewande hat sie den Dichter an sich gelockt, so daß Gefühl ihm Alles wurde. Aber tiefstes, ursprüngliches Gefühl, Romantik also auch, ist es, was Kleist als Inhalt in die Form gegossen: wer könnte in der Person des Prinzen den Dichter verkennen, wie er als Jüngling einen der bittern Kämpfe seines Lebens durchlitt, da er Soldat werden sollte und doch Nichts werden konnte als ein Mensch, ein denkender und ein dichtender Mensch zumal? — wie er dann als gereifter Mann den Werth der militärischen Disciplin dennoch anerkennen gelernt, wie er begriffen hat, daß es ein Heiligthum giebt, welches sich Vaterland nennt, und daß der höchste Sieg der ist, welchen man sich selbst abringt? Und dabei so menschlich wahr gezeichnet ist dieser romantische Charakter auf dem Wege zu der höchsten Erkenntniß: Schauder erfaßt und bleiche Todesfurcht ihn, den sieghaften Helden, beim Anblick des Grabes, das sein Gebein empfangen soll: Homburg ein anderer Hamlet, ein anderer Egmont. Und der Kurfürst weiß ihn zu würdigen, denn er versteht ihn, den raschen Jüngling, er, der Herrscher in Wahrheit

von Gottes Gnaden, der nur eine Furcht noch kennt, die Furcht vor dem Unrecht der eignen Seele, er, der wahrhaft Sittliche, der nicht durch Worte, durch die Macht seiner großen Seele allein die Jugend mit sich fortreißt auf die höchsten Bahnen, welche die Menschheit zu wandeln vermag. Den Homburg führt er zur Erkenntniß, aber indem er lehrt, lernt er, von Hohenzollern, von Kottwitz vor allen Dingen, und er vergiebt dem, der die Lehrjahre durchgemacht, um gleichwerthig neben ihm zu stehen. Und gleichwerthig neben Homburg, dem Manne, steht Natalie, die Frau, ein romantischer, aus dem vollen Menschenleben geschöpfter Charakter, wie sie alle: auch in der Seele des Mannes schlummern Schwächen, und in der Seele der Frau liegt eine Stärke, welche die Gefahr befreit aus glückumfangenem Traumleben. Und so ertönen Musik und Kanonendonner zu der beiden Liebenden Ehre wie zum Ruhme und zur Größe Brandenburgs, denn auch im Homburg wie in der Hermannsschlacht schmilzt Kleists persönliches Gefühl mit dem seines Volkes in Eins zusammen. Also auch hier Romantik, und dazu die Sprache: derb realistisch, frisch und kraftvoll auf der einen Seite, gleich einem alten deutschen Holzschnitt, von unnachahmlich originell zarter Poesie auf der anderen:

Doch weil's Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist,
Der sich mir naht, willkürlich, eigenmächtig,
So will ich mich auf märk'sche Weise fassen:
Von den drei Locken, die man silberglänzig
Auf seinem Schädel sieht, fass' ich die eine,
Und führ' ihn still mit seinen zwölf Schwadronen
Nach Arnstein in sein Hauptquartier zurück." — — —

So faßt sich in der That der Kurfürst, als er von Kottwitzens revolutionärem Vorgehen zu Gunsten Homburgs gehört.

Dazu Hans von Kottwitzens herrliches Wort auf dem Schlachtfeld bei Fehrbellin:

„Ein schöner Tag, so wahr ich Leben athme!
Ein Tag, von Gott, dem hohen Herrn der Welt,
Gemacht zu süßerm Ding', als sich zu schlagen!
Die Sonne schimmert röthlich durch die Wolken,
Und die Gefühle flattern mit der Lerche
Zum heitern Duft des Himmels jubelnd auf!"

Und die Stelle, in welcher Homburg Natalien seine Liebe gesteht — um seine Brust soll sie ihre Zweige schlingen, um sie, die schon seit Jahren einsam blühend nach ihrer Glocken holdem Duft sich sehnt.

Im Bann des Somnambulismus handelt nicht nur der Prinz von Homburg, sondern auch das Käthchen von Heilbronn und in gewissem Sinne sogar Graf Wetter von Strahl, nur daß im Homburg die Folgen des Nachtwandelns immerhin, so zusammenhanglos sie auch der Handlung des Stückes gegenüberstehen, an und für sich vollständig begreiflich sind,

während im Käthchen, wenigstens was die Handlungsweise der Heldin selbst anbelangt, die äußere Romantik weit über die Grenze menschlicher Erfahrung hinausgeht und dadurch ein stark unkünstlerisches Element in sich trägt. Aber im Käthchen mußte in der That der Dichter zu einem außergewöhnlichen Mittel greifen, um den Charakter der Heldin in seiner ganzen einzigen romantischen Hingebung voll entfalten zu können, ohne ihm damit doch auch zugleich den Stempel „hündischer Dienstfertigkeit"*) aufzudrücken.

So bedarf es keineswegs einer Kraftanstrengung, um im Käthchen von Heilbronn über die unmögliche Voraussetzung der Handlung hinwegzukommen, und das um so weniger, als sich dieselbe in einem Rahmen vollzieht, wie er glücklicher kaum gefunden werden konnte, nämlich in dem romantischen Rahmen eines Ritterschauspiels: vor uns liegt die ferne Zeit des deutschen Mittelalters mit ihren Rittern und Burgen, ihren Fehden und Vehmgerichten, eine Welt der Wunder und des Wunderglaubens, innerhalb deren sich das Hauptwunder wie etwas Natürliches vollzieht. Wo blondgelockte Cherubim Errettung bringen aus heißer Feuersnoth, ganz wie ein Tempelherr zu Zeiten Saladins, da können der Wunder mehr geschehen: ist doch die Jakobsleiter angelegt, die von der Erde zu dem Himmel führt, an der die Englein auf- und niedersteigen.

Und dennoch steht auch das Käthchen von Heilbronn nicht da als ein Dichtwerk ohne Tadel; denn in doppelter und zwar entgegengesetzter Beziehung hat Kleist sich hier versehen: die Figur der Kunigunde hat er aus dem Poetisch-Realistischen in's Prosaisch-Realistische, den Charakter Käthchens hingegen in's Hyperromantische verzeichnet, und so unangenehm der erste Verstoß wirkt, der zweite ist ungleich peinlicher. Nach Kleists Meinung freilich sollte gewiß der Schluß des Stückes die Liebe Käthchens zu dem Grafen krönen, in diesem Ritterschauspiel aber hat man das Höchste an weiblicher Hingebung bereits erlebt, und der Graf von Strahl hat sich diese Hingebung oft in recht eigenartiger Weise gefallen lassen, so daß das Verhältniß des Paares — kurz, nein unmittelbar vor der Hochzeit — wie ein häßliches Zerrbild erscheint. Und so, einem widerwärtigen Zerrbilde gleich, wirkt die Figur der Kunigunde, und nicht nur am Schluß: man kann häßlich sein und Toilettenkünste brauchen — Alles wahr und menschlich; eines Künstlers Hand aber soll eines Künstlers Hand bleiben, denn sonst entfliehen die Grazien. Und mit sich führen sie auf ihrer Flucht die holde poetische Sprache, und was zurückbleibt, das gleicht einem Häuflein dürren, abgefallenen Holzes neben frühlingsgrünem, sprossendem Gezweig.

Die Hermannsschlacht, der Homburg, das Käthchen — sie alle sind dem nationalen Boden und dem deutschen Gemüthsleben entsprungen, und

*) Vgl. Kleist, Käthchen von Heilbronn III. 13.

gleich ihnen der Kohlhaas. Nur daß hier die Gewalt deutschen Geisteslebens noch hinzutritt; denn mitten in der Reformationszeit stehen wir. Eine romantische Zeit in ihrem äußeren und ihrem inneren Getriebe wie eine, auch in ihrem inneren; denn die Gemüther und Geister thun sich auf in aller Frische und Ursprünglichkeit wie Blumen vor der Märzensonne. So kann selbst ein Kohlhaas sich der sittlichen Erkenntniß, die Martin Luther auch für ihn errungen, nicht entziehen: auch er, der Gewaltige, giebt sich dem Einfluß des Gewaltigeren hin, und Etwas wie Weichheit zieht ein in die um der Gerechtigkeit willen starr gewordene Seele. Und daß diese Seele dennoch im Moment der demüthigsten Hingabe an den Anderen ihre volle Unabhängigkeit wahrt, daß sie auch da noch das aristokratische Recht ihrer eigenen Natur hochhält als etwas Unveräußerliches, wie daß der Kohlhaas trotz Luthers Wort, trotz des Evangeliums stirbt mit einem Act der Rache, er, dem Resignation zum Fallstrick geworden — das erhöht nur die wilde Romantik dieses Charakters, den ungebrochene, eiserne Consequenz trotz seiner tiefen Zerrissenheit zu einem harmonischen macht. Harmonisch verliefe die ganze Erzählung, wenn das an und für sich höchst wirkungsvolle Auftreten der alten Zigeunerin nicht dennoch künstlerisch befremden und verletzen müßte; der Roßhändler bemerkt nämlich eine sonderbare Aehnlichkeit zwischen der Zigeunerin und seinem verstorbenen Weibe Lisbeth; „denn nicht nur, daß die Züge ihres Gesichts, ihre Hände, auch in ihrem knöchernen Bau noch schön, und besonders der Gebrauch, den sie davon im Reden machte, ihn auf's Lebhafteste an sie erinnerten: auch ein Mal, womit seiner Frauen Hals bezeichnet war, bemerkte er an dem ihrigen." Somit kann kaum ein Zweifel sein, daß der Dichter die Alte nicht nur als eine Zigeunerin, sondern als Lisbeths Geist angesehen haben will, was in noch unzweideutigerer Weise aus der Unterschrift des Zettels erhellt, der Kohlhaas auf dem Todeswege zugestellt wird. Nicht als ob der Dichter nicht Lisbeth nach ihrem Tode als Schutzengel gleichsam über Kohlhaasens Elend hätte können schweben lassen; aber nur in ihrem Gatten allein, nicht, wie es der Fall zu sein scheint, auch in gleichgiltigen dritten Personen durfte durch die Erscheinung von Lisbeths Geist ein ungeheurer, unauslöschlicher Eindruck hervorgebracht werden, und nicht im Glanz des Tages durfte diese Lisbeth sich zeigen, sondern allein zur Stunde, wo die Geister erstehen vor dem erregten Gemüth des Menschen. Sollte aber, wie es ja auch in der Absicht des Dichters hätte liegen können, die Zigeunerin die Mittelsperson bilden zwischen der unsichtbaren und der sichtbaren Welt, etwa wie Kundry Parsifal gegenübertritt als Botin des Grals, dann mußte die Aehnlichkeit mit Lisbeth wegfallen, weil diese Aehnlichkeit — durch die übertriebenen und ungewohnten Anforderungen, welche sie an unsere Phantasie stellt — die Illusion zerstört, statt sie zu wecken und lebendig zu erhalten.

Auch die übrigen größeren Erzählungen Kleists: Der Findling, Das

Erdbeben von Chili, Die Verlobung in St. Domingo,. Die Marquise von O. und Der Zweikampf, sind romantische Dichtungen: sie alle behandeln abenteuerliche und originelle Stoffe, welche geschöpft sind aus der ursprünglichen Tiefe der durch keinen Bildungszwang beeinflußten, der völlig ungebrochenen Menschenseele: trägt doch selbst der durchaus unter dem Bann christlichen Aberglaubens stehende „Zweikampf" in der eminent Kleistischen Fassung des Schlußworts dies ausgesprochene Gepräge.

Und der Rahmen, in den diese Stoffe gefaßt sind, entspricht denselben durchaus: ein fernes Land oder ferne Zeiten, so daß sich die Phantasie selbst das Außerordentlichste, was geschieht, wie etwas Selbstverständliches gefallen läßt. Und doch wiederum: wie der Inhalt dieser Erzählungen sich stets auf dem Niveau des hochgespannten und dennoch wirklichen Lebens hält, so bildet ihren Schauplatz auch stets die wirkliche Welt und keine mehr oder weniger imaginäre. Romantische Schöpfungen also sind diese Erzählungen im Sinne der Schroffensteiner; romantische Schöpfungen jedoch wie die Penthesilea, wie der Amphitryon sind sie nicht.

Dem Kohlhaas dem Stoffe nach am nächsten steht Der Findling: glühende Rache, bis in das Jenseits hineinragen wollende Rache ist der Gegenstand dieser Erzählung. Und vollzogen wird die Rache an ihm, der mit höllischem Undank der Liebe des Mannes gelohnt hat, welcher ihn an sein aufopferungsbedürftiges Herz nahm, nachdem er den eigenen, einzigen Sohn um seinetwillen verloren hatte.

Auch im Erdbeben von Chili handelt es sich um das überquellende Liebesgefühl eines edlen Mannes für ein fremdes Kind; aber ihm wird Dank: wenn er später den Pflegesohn mit dem Verlorenen vergleicht, und wie er Beide erworben hat, so ist es ihm fast, als müßte er sich freuen.

Nicht die selbstlose, geistige Liebe zu dem fremden Kinde bildet den Inhalt der übrigen drei Erzählungen, sondern die natürliche Liebe, und zwar die Liebe von Mann und Weib.

In der Marquise von O. bildet ein merkwürdiger Fall natürlicher, sexueller Liebe den Gegenstand: die Marquise wird Mutter, ohne zu wissen, wie und durch wen. Aber in dem wahrhaft königlichen Gefühl ihrer Unschuld hebt sich diese Frau — wie an ihrer eigenen Hand — aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie hinabgestürzt hat, empor, und ihr starker Verstand giebt sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen. Und so wird zur Siegerin sie, welche dazu bestimmt zu sein schien, der wuchtigen Hand des Schicksals zu erliegen.

Der Einfluß aber des bewußten natürlichen Verhältnisses zwischen Mann und Frau auf die Frau zeigt sich in der Verlobung in St. Domingo: eine junge Mestize rettet durch die erfindungsreichste Liebeslist das Leben eines französischen Offiziers: sie hat ihm angehört, und nun ist ihre Seele erwacht — wie bei Fouqués Undine — durch ihn und für ihn; denn Beides,

Leib und Seele, giebt sie im Tode hin für ihn, durch den sie den Werth des Daseins ermessen, der sie Lieben gelehrt, wo Hassen geboten war.

Im Zweikampf hingegen tritt das freie sittliche Element der Liebe zu dem natürlichen: ein Ritter erlebt die Rechtfertigung seines unter den erschwerendsten Umständen aufrecht erhaltenen Glaubens an die Geliebte, für die er vor Gott und der ganzen Welt eingetreten war; denn es ist Gottes Wille, daß ihre Unschuld endlich an's Tageslicht kommt.

Keineswegs gleichwerthig mit diesen Dichtungen sind die beiden kleinen in's volle Reich der Wunder gehörenden Erzählungen: Das Bettelweib von Locarno und Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik — die erste eine Spuk- und Gespenstergeschichte, die zweite eine Legende, nach Kleists eigener Bezeichnung; diese hatte der Dichter der kleinen Cäcilie Müller zum Taufangebinde gewidmet; somit hat er den Geist, der ihn bei ihrer Abfassung umschwebte, selbst bezeichnet.

Es ist der christlich-mystische Geist im Sinne Adam Müllers, wie er bei Kleist in glänzendster Weise zum Ausdruck kommt in der Neugestaltung, welche er dem Rohstoff von Molières Amphitryon gegeben hat. Hier, innerhalb der christlichen Welt, erreicht naturgemäß die Kleist'sche Romantik ihren Höhepunkt, dem die Schroffensteiner und Penthesilea auf anderem Wege zustreben. Die Schroffensteiner bewegen sich in demselben romantischen Rahmen deutschen Mittelalters, und zwar ebenso im Lande deutscher Sage und Poesie — in Schwaben, wie das Käthchen von Heilbronn: ritterliche Grafen und vornehme Schloßfrauen sind die Hauptträger der Handlung, getreue Vasallen und urwüchsige Gestalten aus dem Volke stehen neben ihnen. Aber keine hochzeitliche Stimmung wie in dem Käthchen, keine Stimmung freudiger Erwartung liegt über der Dichtung; im Gegentheil, schon durch die erste Scene wird die Stimmung in grausiger Weise beeinflußt: am Sarge des kleinen Peter wird auf Rossitz nicht nur ein Traueract abgehalten, Rache, Rache wird zu gleicher Zeit geschworen dem verwandten Hause, dem Hause Sylvesters, Grafen Schroffenstein auf Warwand; denn auf dem Grafen Sylvester ruht der Verdacht dieses Kindesmords. Und dieser Scene entspricht die erste Scene auf Schloß Warwand: auch hier ist der Erbe gefallen, der einzige, auch er ein jugendlicher Knabe, und in Warwand hat sich der Verdacht des Mordes wiederum auf das verwandte Haus in Rossitz gelenkt. Beide Annahmen beruhen auf Irrthum; denn die schwarze Sucht der Seele, das Mißtrauen ist es, für dessen krankes Auge Alles, auch das schuldlos Reine, die Tracht der Hölle anzieht, das mit verderbenschwangerem Fittich über dem Stücke schwebt. Und an Charakteren, die von packender Lebenswahrheit strotzen, an Charakteren, die zu dem Vollendetsten gehören, was die dramatische Kunst überhaupt, nicht nur die romantische dramatische Kunst, hervorgebracht hat, ist die furchtbare, vernichtende Leidenschaft zum Ausdruck gebracht, am unvergleichlichsten in der hinreißenden Figur des einzig Handelnden in dem Stück,

des wilden Rupert. Und das Gift wirkt zwar allmählicher, aber ebenso sicher in dem Gemüthe der Frau: der Schein giebt eben Allen Recht, bis zuletzt, allem Schein zum Trotz, diejenigen Recht behalten, welche, ruhig und überlegen abwartend, zunächst unbegreiflichen Thatsachen gegenüberstehen. Aber ein ungeheures Opfer muß gebracht werden, damit die Brücke aufgerichtet werde von Haß zu Haß, damit das Gespenst, welches so viele genarrt hat, entlarvt werde: Leidenschaft hat die beiden letzten Sprößlinge der zwei feindlichen Häuser für einander erfaßt; aber wie Romeo und Julia verbindet sie die Liebe erst im Tode. Und schauerlich, wie das Stück anhebt, klingt sein Schlußaccord: noch einmal muß die Jugend fort von dieser Erde, wo es ihr doch so wohl war, wo sie dazu im Arm der Liebe ein neues Leben beginnen wollte.

Graus über Graus, Schrecken über Schrecken! Die Kritik hat daran, und wohl auch mit einem gewissen Recht, erheblichen Anstoß genommen; und doch auch Wunder über Wunder! Nicht nur in der wuchtigen Gewalt der Charaktere, auch in der unvergleichlich bezaubernden Anmuth derselben: zeigt nicht diese Agnes Schroffenstein, dieses fünfzehnjährige Schloßfräulein, ein Profil, so zart und doch so ursprünglich deutsch, wie Schwind es für ein deutsches Märchen gemalt haben könnte? Dazu geht von dieser reinen Mädchengestalt und ihrem Verhältniß zu dem Geliebten ein unvergleichlich symbolischer Glanz aus: es ist, als sei Agnes Ottokar nicht nur die Geliebte, sie ist ihm — wie dem Stücke zugleich — die Schönheit, die Kunst, das Ideal*).

In der Penthesilea thut sich die griechische Sagenwelt auf mit all ihren Wundern: der Siegfried des Griechenthums und seine Brünnhilde erscheinen in trotziger Kraft und Herrlichkeit, und die Walküren der alten Welt, die Amazonen, umrauschen sie mit ihren Heldenthaten. Doch in der Mitte der Schlachtenbilder der lieblichste Ausblick: der Tempel von Themiskyra mit seinen Rosenfesten und Penthesilea, wie sie jenes einzig wunderbare Fest noch herbeisehnt, während sie den grimmen Leun doch schon gebändigt zu ihren Füßen liegen sieht, während sie ihn mit Rosenketten fesselt und während sie den Jüngling streichelt, nicht mit Händen, sondern mit den Gefühlen ihrer Brust: sie sind wie Hände, und sie streicheln ihn. Und dann das grausige Ende, wie die Liebende den Geliebten vernichtet; denn was sie ihm zugeflüstert, das hat er nicht verstanden, und nur mit der Musik der Rede hat es sein Ohr getroffen, so scheint es Penthesilea. So muß sie sich verrathen glauben von Achill, und nun läßt Seele nicht nur von Seele, sondern der Leib zerstört den Leib.

. . . . „Küsse, Bisse,
Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt,
Kann schon das Eine für das Andre greifen.“

*) Vgl. Familie Schroffenstein, III, 1.

Sie hat recht von Herzen geliebt, und weil sie das that, bringt sie die grausame körperliche Noth über den Geliebten. Aber indem sie es thut, indem sie glaubt, es thun zu müssen in ihrer völligen Fassungslosigkeit, wird sie selbst erfaßt von noch höherer Noth, von der höchsten Noth: ihr Geist umnachtet sich. Denn während die abgestorbene Eiche im Sturme steht, stürzt derselbe Sturm die gesunde schmetternd nieder: er kann in ihre Krone greifen. Sein Rosenfest — die blutigen Rosen auf seiner Brust, und das ihre? Sie, die ganz aus der unverfälschten Fülle ihrer wilden, reichen Seele gelebt hat, sie hat des Lebens seligste und seine schmerzlichste Erfahrung gemacht: sie sagt vom Gesetz der Amazonen sich los, um diesem Jüngling in den Tod zu folgen, und Reue verzehrt sie, und sie stirbt an dem Ueberreichthum des Gefühls. Und dem Leser umflort sich das Auge, denn nach Grethchens Kerker hat ihn noch einmal der Menschheit ganzer Jammer angefaßt.

Er ist romantisch, dieser Tod am Gefühl, dieser Tod in seiner großartigen Einzigkeit; romantisch ist das Außerordentliche der Strafe, welche Penthesilea über Achill verhängt, wie Penthesileas ganzer Charakter; romantisch ist das ganze wunderbare Milieu, das aus der Wirklichkeit, aus der schneidendsten Wirklichkeit auf kühner Brücke hinüberführt in das Reich vergangener goldener Wunderwelt; romantisch ist die hinreißende Sprache: diese Naturlaute und diese bei Kleist nur hier und im Amphitryon vorhandene Melodik!

Auch im Amphitryon schillert die Romantik der griechischen Sagenwelt, aber zu Alkmene und ihrem Gatten tritt Zeus, der Menschen und der Götter Vater. Damit eröffnen sich die kühnsten Höhen der Romantik, und dennoch findet der Dichter — unerbittlich realistisch, wie er als Romantiker ist, — von diesen Höhen wieder auf die Erde zurück. Denn wie das alltäglichste aller Liebesverhältnisse, so endet dieses hochgespannte zwischen dem Gott und einer Erdenbewohnerin: eine süße Realität bleibt, wo das Glück auf ewig entflohen ist, und so haben hier in Wahrheit Himmel und Erde, Ideal und Wirklichkeit sich vereinigt — und der Gottmensch ist die Frucht dieser Vereinigung. Und wenn Penthesilea einer Blüthe gleicht, welche abfällt, ohne Frucht getragen zu haben, so ist Alkmene die Frau, die Mutter, und nicht das wild flackernde Feuer der Leidenschaft durchzuckt das Stück, es wird verklärt von der sittlichen Hoheit ehelicher Liebe.

Penthesilea und Alkmene: die Venus Milo und Murillos Immaculata, freilich Beide in's Romantisch-Realistische übersetzt, denn Penthesilea ist nicht wie die Venus Milo: liebreizend und doch nicht liebebegehrend, sondern sie sehnt sich nach Liebe: nicht die Idee, welche der gebildete Grieche in hoher Auffassung vom Weibe gewinnen könnte, verkörpert sie, sie ist nicht klassisch, nur Weib ist sie, nur Natur, nur Romantik.

Und auch die Alkmene Kleists ist nicht Murillos Immaculata; kein Bild ist sie, sondern ein Charakter, und zwar ein romantischer: auch ihr

ist das Charakteristische romantisch gearteter Seelen eigen, denn auch ihr Gefühl verwirrt sich in seinem überquellenden Reichthum, und erst grelle Disharmonie stellt in diesem Geschöpf, das doch dem göttlichen Gedanken so urgemäß ist, die Harmonie wieder her. Was die Maler der Tradition der christlichen Kirche und den Grenzen ihrer Kunst gemäß in's Unnatürliche versetzten, rückt der Dichter, der romantische Dichter, der Erde nahe, so nahe, daß es mit einem Fuße die Erde berührt. Der Gedanke bleibt derselbe: Erhebung der Frau aus der Knechtschaft, in welche die Natur sie gestürzt hat, durch die Erhöhung, welche die Logik der Natur ihr dafür bestimmt, durch Mutterschaft. Aber über Irdisches hinaus strebt diese Idee in ihrer romantischen Consequenz: um die Frau voll zu entschädigen, geschieht ein Wunder, hier wie dort. Doch welch ein Unterschied zwischen dem Wunder der christlichen Tradition und dem Wunder von Kleists Alkmene! Denn das Verhältniß zwischen Alkmene und Jupiter ist durchaus realistisch greifbar: heimlich hat er sie auf den Nacken geküßt, als sie spann und er sich in's Zimmer eingeschlichen hatte, beim Gürten war er ihr hilfreich, und weder er noch sie beschäftigten sich viel mit dem Ortolan, der vor ihnen stand, als das Abendessen aufgetragen war. Und doch ist diese Wirklichkeit nicht nur verklärt von der Poesie, in welche zwei vornehm gestimmte Seelen ein Liebesverhältniß erheben, sie bildet sogar nur den Hintergrund für das hochfliegendste, romantischste aller Liebesverhältnisse: auch der Olymp ist öde ohne Liebe, und damit Alkmene ihm, der so viel Freude zwischen Erde und Himmel endlos ausschüttet, in einem einzigen Lächeln seine ganze Forderung an die Schöpfung auszahle, hat der höchste Gott dem irdischen Weibe sich genaht. Das ist das Wunder: nicht die Gattin hat dem Gatten angehört, sondern das Weib der Natur, dem All, damit es in ihr sich erneuere. So eint sich die Romantik des Pantheismus der Romantik des Christenthums: Amphitryon „wird ein Sohn geboren werden, deß Namen Herkules". Mit diesen Worten der evangelischen Verkündigung hat Kleist die Annäherung an den Gesichtskreis der christlichen Kirche selbst in unzweideutiger Weise ausgedrückt. Christenthum und Pantheismus, beide haben eine Auffassung gemeinsam: nur wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen, und indem eine Harmonie in Alkmenes Seele Einzug hält, welche sie vor der Hingabe an Jupiter in irdischer Befangenheit kaum ahnen konnte, hat sie dennoch ihre Seele verloren: sie ist entflohen zu ihm, der über Wolken ist.

Wie wilde Phantasiesprünge nehmen sich neben dieser hochfliegenden Poesie, welche Molière und Plautus weit hinter sich läßt, die humoristischen Scenen des Dramas aus, welche Molière direct entlehnt sind. Doch Kleist ist bei Shakespeare in die Lehre gegangen, bei einem größeren Meister noch, bei der Natur. Und wie die Natur, schrickt der romantische, der Naturdichter vor keinem Gegensatz zurück.

Alkmene hat Zeus lassen müssen, wie der Mensch sein Ideal, sein

angebetetes, lassen muß — so Kleist seinen Guiscard. Denn der Guiscard war Kleists Ideal, die ersehnte Erfüllung seines Dichtertraumes. Nicht absolute Romantik, die Verschmelzung der Antike mit der Romantik, wie sie hochgespannter Dichterphantasie wohl vorzuschweben vermag, sollte der Guiscard verkörpern: Helena Eins mit Faust. Und dieses Götterbild, das Kleist sich aufgerichtet in unvergleichlichem Streben, das hat er selbst zertrümmert: nur noch ein Götzenbild erschien es ihm. Doch der Torso ist erhalten: zehn Scenen, zehn merkwürdige Scenen! Denn in äschyleisch gehaltenem Stile braust die Romantik der Natur hindurch in ungeheurem, unhaltbarem Ungestüm.

Woher dieser Wind weht, das sieht man wohl, aber wohin er treiben will, wer dürfte sich vermessen, es mit Gewißheit zu sagen?

Mit Beulen der Pest erscheint Guiscard — auch das hat Kleist, der so viel gewagt hat, gewagt, und wieder hat er, wie in der Penthesilea, die Noth des Leibes neben die Noth der Seele gestellt: die Pest neben Schuld und Ehrgeiz, neben riesenhaftes Ringen gegen das vernichtende Ende. —

Kleist hat eine Geschichte seiner Seele geschrieben; sie ist verloren gegangen — wohl ihm, daß er ein Dichter ist! Denn wo wäre die Geschichte der Seele eines Menschen ursprünglicher und zugleich demüthiger niedergelegt als in den Werken eines Dichters? Und selbst im Stile noch verräth sich diese Seele, im Stile, dem unmittelbarsten und feinsten Uebergang von der Innen- zur Außenwelt. Der Kleist'sche Stil! In heftigen Schlägen pulsirt er wie die Natur in ihren großen Regungen und Schöpfungen, und wie sie reißt er mit sich fort: auch er trägt unverkennbar den Stempel der Romantik.

Und so ist der Mensch, so ist der ganze Mensch: wahrhaftig und impulsiv, wie jede große und ungezügelte Künstlernatur, und so bewegt sich sein Leben. Daher ist in diesem Leben Nichts beständig als die Unbeständigkeit: er, der es gelebt hat, hat es gesagt. Unaufhörlich wechselt Kleist seinen Aufenthaltsort, unaufhörlich geht er auf Reisen, und tiefsinnig grübelnd sucht er nach einem Beruf, und glaubt er einen gefunden zu haben, so tauscht er ihn auch schon wieder gegen einen neuen ein. Leidenschaftlich und in mannhafter keuscher Aufrichtigkeit verlangt er nach einer Braut, nach einem Weibe, und doch läßt er die erste Jugendliebe, wie die späteren Neigungen seines Lebens, resultatlos im Sande verlaufen. In so abenteuerlichen Gegensätzen bewegt sich dies romantischste aller Dichterleben, rücksichtslos gegen Andere, unbarmherzig rücksichtslos gegen sich selbst. Denn was es vorwärts, unaufhaltsam vorwärts treibt, das ist der ideale, sich selbst vernichtende Egoismus des Künstlers, der keine Ruhe kennt und keine Rast, dem Nichts genügt, weil er in Allem das Höchste verlangt, das Ideal, sein Ideal.

So findet Kleist keine Stätte, an welcher er dauernd weilen möchte, ihm genügt kein Beruf, seine Seele stiehlt keine Braut, und nicht er wird

den Augenblick verweilen heißen, nicht er wird der Sonne gebieten, stille zu stehn. Wie der Falter umkreist er die Flamme, und wie der Falter giebt er ihr sein Leben. Und dennoch war es kein leerer Wahn: als der 34jährige sein Leben beschließt, da hat er gefunden, was er gesucht: ein großes Werk liegt hinter ihm, so vollständig, als hätte die Natur selbst ihr abschließendes Siegel darauf gedrückt, und auch die Braut ist ihm geworden — eine Braut, so heiß, so excentrisch, so über die eiserne Hand des Schicksals hinausstrebend wie er: wer das Glück hat, der führt die Braut heim, und wär's auch erst im Tode, und wär's auch nur zum Tode. Ihr Grab ist ihm lieber als die Betten aller Kaiserinnen der Welt, und in diesem Grabe hat der in der unerhörten Exaltation seiner Dichterseele ruhelose Romantiker gefunden, was seinem Leben fehlte: in Ruhe darf er schlafen, denn auch sein Tod mit ihr war der grenzenloseste Idealismus —, kein Schatten, kein Fleck: so Etwas duldet die realistische, preußische Offiziersehre nicht, und „Belle race ne ment pas". So ist Kleist neben Goethe der größte deutsche Romantiker, auch im sittlichen Sinne: sein Leben wie sein Charakter sind zwar durch und durch romantisch, aber sie sind rein.

„Belle race ne ment pas." Man sage dagegen, was man wolle: in der Wahrhaftigkeit der Gefühle, der Wahrhaftigkeit eines Menschenlebens und eines Dichterwerkes liegt das Ueberzeugende und darum Hinreißende. Und wenn das Werk auch so eigenartig wäre, daß hundert Jahre vergehen müßten, damit es Würdigung findet, die Würdigung kommt doch, sie kommt wie Alles, was von der Natur der Dinge consequent geboten war. Und Heinrich von Kleist steigt täglich in der Liebe der Nation, unserer Nation; man vergleiche Mauthners Kritik über die Aufführung des Zerbrochenen Kruges im Deutschen Theater zu Berlin*) und die neuerdings erschienenen Schriften von Hermann Conrad und Minde-Pout**). Und auch das Ausland wird ihm gerecht und gerechter, und nachdem es sich seit 1869 immer wieder mit Kleist beschäftigt hat — in Schweden August Stjernstedt als Erster, in England Francis Lloyd und William Newton, in Frankreich Saint-René Taillandier, Xavier Marmier, Catulle Mendès und de Loustalot — hat neuerdings ein Franzose, Raymond Bonafous, es unternommen, das Leben und das Werk Heinrichs von Kleist im Zusammenhange darzustellen***).

Es ist ein schönes und durchaus selbstständiges Buch; dazu ist Bonafous der Erste, die deutschen Litteraturhistoriker mit eingerechnet, welcher Kleist

*) S. Berliner Tageblatt. Abend-Ausgabe. Mittwoch, 5. Februar 1896.

**) Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Von Professor Dr. Hermann Conrad. Berlin, Hermann Walther. 1896. — Minde-Pouet: Heinrich von Kleist, seine Sprache und sein Stil. Weimar, Felber. 1896.

***) Henri de Kleist. Sa Vie et ses Oeuvres. Par Raymond Bonafous. Paris Librairie Hachette 1894.

betrachtet, indem er ihn, der in nicht zu ferner Zeit erkannt sein wird als das, was er ist, — der größte deutsche Dramatiker — vergleicht mit den ersten Dramatikern der Weltlitteratur. Mehr von dem Franzosen zu verlangen, es wäre unbillig, ja, es wäre undenkbar; denn nur wir Deutsche vermögen zu ermessen, welche Bedeutung Heinrich von Kleist für unsere Litteratur hat und haben wird: den Zauberring der Romantik bietet er der deutschen Zukunftspoesie, durchstrahlt vom Glanz der blauen Blume, und der Himmel thut sich auf mit seinen Wundern, und auf der Erde erscheinen vergangene Geschlechter, und allen voran unser Volk, das deutsche Volk, aber nicht nur, wie es war, sondern wie es ist, und wie es sein wird. Denn nicht „Goethe-Schillersche Dichtung zu überstrahlen“ — wie Hettner im Jahre 1850 in gluthvoller nationaler Begeisterung ausruft — kann das Ziel der neuen Kunstepoche sein, die schon mit mächtiger Hand an unsere Herzen klopft — wohl aber die Vollendung des in der Zeit der Nibelungen, des Parsifal und der Lieder Walthers begonnenen nationalen Werkes durch Erweckung einer großen, wahrhaft deutschen dramatischen Kunst.

In einem Briefe an Heinrich von Collin vom 14. Februar 1808 äußert sich Kleist folgendermaßen:

„In der Kunst kommt es überall auf die Form an, und Alles, was eine Gestalt hat, ist meine Sache.“

Also: nicht der Stoff an und für sich thut's, wohl aber die Behandlung desselben; die Kleist'sche Aesthetik ist ebenso kurz als inhaltsreich. Gehet hin und thuet desgleichen, könnte man sagen, aber freilich, Höhen erblicken und Höhen erklimmen, ist zweierlei: das Eine vermag wohl der Aesthetiker, das Andere nur der Künstler.

Doch auch ihnen, die selbst durch die bescheidenste Weiterarbeit die großen Arbeiten eines Wilbrandt, eines Brahm ehren möchten, auch ihnen, die gegen Wind und Wetter kämpfen, weil sie Poesie für eine heilige Angelegenheit ihres Volkes halten, wurde zum Troste verkündet, was die Engel singen, die Faustens Seele emportragen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“

Charon.

Von

Franz Held.

— Weggis (Schweiz). —

Schwarzer Pilot, wer bist Du?
(Grabbe, Hannibal.)

Schwarzer Pilot, wer bist du, der schweigsam
In das nächtige Boot mich lädt?
Will mich zermalmen des Tods unbeugsam
Kettenklirrende Majestät?
Ruderst du hin zu den dunkeln Schlünden,
Wo kein Seufzer, kein Hauch zu finden?
Oder giebst du die Bahn mir offen,
Neu zu werden, zu wirken, zu hoffen?

An der Barke triefendem Rand
Kauerst du starr, die Augen geschlossen.
Sicher doch herrscht ob der Fluth deine Hand,
Fest, wie Helios' Faust ob den Rossen.
Ach, das Segel, das keuchend schwillt,
Ist mit Todesseufzern gefüllt!
Bald auch werden die meinen verwehen,
Seine düst're Wölbung zu blähen.

Unter der Wasser gurgelndem Schweigen
Wälzen sich zuckend verendende Schlangen.
Brausende Cedernwälder beugen
Ihre Kronen mit knirschendem Bangen.
Stöhnender Wipfel, sag' an, was dich quält?
Ahnst du wohl schon, daß du blitzgeschält
Morgen starrst ohn' Blätter und Ast,
Nackt, wie der Barke einsamer Mast?

Berge, ihr Riesen, mit Füßen von Eisen,
Ihr mit den Stirnen, den trutziglichen,
Ihr auch hängt an des Fährmanns leisen,
Fast unmerklichen Ruderstrichen.
Will's der Pilot, so werden die Wellen,
Die, von euch umkerkert, zerschellen,
Ueber der Felsen gewaltigem Fall
Euer Sarg von grünem Krystall.

Halbgeborene Berggestalten,
Die ihr den See meiner Seele umtrotzt,
Hängt auch ihr an des Fährmanns Walten,
Ihr, in denen mein Herzblut strotzt?
Muß die Fluth, der ihr stark entstiegen,
Euch zum dämmernden Sarg sich fügen?
Müßt ihr mit meines Odems Verhauchen
Unerstanden in's Dunkel tauchen?

Nein! Ich kann das Entsetzen nicht fassen!
Euch, die das Schweigen der Nacht gebar,
Soll ich am Rande des Schweigens lassen,
Und ihr verweht in der Schatten Schaar?
Nicht der winzigste Sonnenstaub
Wird dem Piloten zum ewigen Raub —
Und des Geistes kreißendes Ringen
Sollt' er auf immer darniederzwingen?

Ueber'm Portale rauscht es. Aus Dämpfen
Springt ein sonnendurstiger Bach.
Siehe! Schon werden im Nebelkämpfen
Ahnende Bahnen des Lichtes wach!
Wo noch eben Cypressen-Verzweifeln,
Blinkt's von schimmerndem Hoffnungsträufeln.
Schwarzer Pilot, du bringst das Leben!
Gütiger Führer, ich beug' mich ergeben.

Waldweben.

Von

Lothar Schmidt.

— Breslau. —

I.

Aufwärts vom Thale des Kurorts Landeck im Glatzer Gebirge schlängelt sich zwischen Nadelwaldungen ein schmaler Weg hinauf nach dem mehrere hundert Fuß hohen Aussichtspunkte, welcher der Karpenstein heißt. Das wissen alle Badegäste von Landeck, und ihnen allen ist auch bekannt, daß man, wenn man's will, rechts und links abirren kann von diesem Pfade unter den Schatten von Kiefern, Fichten und Tannen, die hier so dicht stehen, daß sich, nur mit Mühe und nicht ohne die Gefahr, von den stummen Kindern des Bergwaldes arg zerzaust und zerkratzt zu werden, ein Mensch zwischen sie hineinwagen darf.

Einen aber focht das nicht an in seiner munteren Jugendfrische und kecken Lebenslust. Er pflegte sogar ein lustig Lied zu pfeifen, wenn er alltäglich in der Morgenfrühe, Palette und Malkasten in der Rechten haltend und mit der Linken gegen solche Feindseligkeiten das vom Schlapphut bedeckte Lockenhaupt vertheidigend, sich hindurchstahl nach dem einsamen Orte, wo er Pleinair-Studien machte in der Natur.

Das Ziel seiner Wanderungen war eine Lichtung, welche vor einigen Jahrzehnten dort durch Ausroden einer stattlichen Anzahl Bäume entstand. Gott weiß, warum man gerade so mitten im Walde das Holz gefällt hatte. Vielleicht zu Waidmannszwecken. Denn da, wo einstmals schlanke Tannen die Kronen zum Himmel streckten, befand sich jetzt im Umfange von vielen Quadratmetern eine Wiese, auf der die flinken Rehe weideten und in deren hellem Quell sie ihren Durst stillten. Einen herrlichen Anblick gewährte dieser Ort: Ringsum der dunkle, melancholische Wald um jenes Meer

von Licht, das aus dem um diese Jahreszeit fast immer blauen Himmel niederfluthete auf die grüne Matte, welche in seltsam mannigfaltigen Reflexen erglänzte.

Kein menschlicher Laut verirrte sich herauf aus dem belebten Thale. Friedliche Stille, tiefes Schweigen herrschte hier, unterbrochen nur von der Wipfel geheimnißvollem Rauschen und dem murmelnden Quell, der zu Thal plätscherte.

Hier pflegte, auf einem Holzstumpf sitzend, der Maler Farbenskizzen zu machen, bald von dem Schlagschatten, der langgestreckt auf die Wiese fiel, bald von bemoosten Baumriesen, über die flirrend und glitzernd ein Sonnenstrahl hinweghuschte, bald auch, wenn ihm das Glück günstig war, von einem Rudel Rehe, die in schüchterner Entfernung die Köpfe zusammensteckten und mit unschuldsvollen Augen furchtsam zu ihm herüberblickten.

Und so war er eines Morgens wieder in friedliche Arbeit vertieft. Da, auf einmal hob er verwundert den Kopf und lauschte. Ungewohntes Knistern und Krachen vernahm er hinter sich im Walde. Er wandte sich. Immer näher kam das Geräusch wie von trockenen Zweigen, die zertreten wurden. Und jetzt drang ein Rascheln an sein Ohr, und deutlich hörte er leichtfüßige Schritte. Bald darauf schimmert etwas Weißes durch die Zweige. Ein Mädchen in lichtem Sommergewande bleibt stutzend am Rande des Waldes stehen.

Geblendet von der plötzlichen Helligkeit, hielt sie die Rechte schützend über die langen schwarzen Wimpern, indem sie erschreckt aus der Linken den Saum des Kleides niedergleiten ließ, welches sie des lästigen Geästes halber hochaufgeschürzt gehalten hatte. Purpurröthe flammte jäh in ihrem Gesichte auf und ergoß sich tief hinab über den wohlgebildeten Hals und über die Brust, welche in herzförmigem Ausschnitt die bauschige Musselinblouse freiließ.

Obwohl nicht gerade zaghafter Natur, konnte doch der Künstler im Augenblick keine Worte finden vor Ueberraschung. Wie sie nun aber verlegen sich zum Gehen wandte, da sprang er eiligst auf, näherte sich ihr und sagte vorwurfsvoll:

„Sie fliehen doch hoffentlich nicht meinetwegen dieses herrliche Stück Natur, Fräulein?"

Und während er ihr behilflich war, die dichten schwarzen Flechten loszulösen, die sich im Gesträuch verfangen hatten, schmeichelte er:

„O, bitte, bleiben Sie ein wenig!"

Rathlos zögerte sie.

„Schaue ich denn aus wie ein Strolch, wie ein Wegelagerer, daß Sie sich vor mir fürchten?" — meinte er, mit einer erklärenden Geste auf seine braune Sammetjoppe weisend.

Forschend schweifte ein Blick aus ihren naiven Kinderaugen an seiner

Gestalt entlang, und mit einem anmuthigen Lächeln schüttelte sie verneinend das Haupt.

„Dann also bitte ich die holde Waldfee, daß sie weiter kommen möge.“

Sie folgte ihm, immer noch unschlüssig und wiederum auch neugierig, zu sehen, was er da hinter dem mächtigen Sonnenschirm auf der Malpappe hingepinselt hätte.

„Ach, wie allerliebst!“ — rief sie mit ungekünsteltem Staunen, als sie auf der Skizze die Wiese erblickte, worauf sie stand, und die dunkle Waldwand, welche sie umgab. Ganz im Hintergrunde war, mit nur flüchtigen Strichen hingeworfen, ein Reh zu sehen, das sein Junges zur Tränke führte.

„Mutter und Kind haben mir leider nur fünf Minuten Modell gestanden .... schade!“

In diesem Momente kam über die Wiese in tollen Sätzen dahergejagt ein kleines, weiß und schwarz geflecktes Thier, ein prachtvoller Foxterrier, der nun, bei ihnen angelangt, an dem Mädchen freudig emporsprang und mit der dunkelrothen Zunge die schneeweiße Haut der in Bewunderung gefälteten Hände zu liebkosen suchte.

„Pfui, Fox! wirst Du gleich artig sein!“ schalt sie. Doch Fox ließ sich nicht stören, sondern geberdete sich ganz närrisch.

„Ei! ist das Ihr Hund? Ein hübsches Thier!“

„Ja freilich! und der ist eigentlich schuld daran, daß ich mich hierher verlaufen habe. Ich bin auf dem Wege nach dem Karpenstein, da bekommt Fox auf einmal den Rappel; er will partout nicht höher, soviel ich auch bitte, rufe, schimpfe und pfeife. Er springt in den Wald und schnuppert mit der Nase am Boden herum wie besessen und läuft immer weiter und weiter. Ich hinterdrein, um ihn einzufangen, aus Furcht, er könnte sich verirren. Das würde mir nämlich schrecklich leid gethan haben; denn Sie glauben garnicht, wie gern ich ihn mag und wieviel Geld er gekostet hat... Auf einmal beginnt der Wald sich zu lichten; es wird immer heller, immer heller, und plötzlich stehe ich hier und ....“

„Und Sie sahen zu Ihrem Entsetzen im wildfremden Wald einen wildfremden Mann. Deshalb wollten Sie eiligst die Flucht ergreifen und den lieben theuren Fox seinem Schicksal überlassen, nicht wahr? Wie grausam!“

„Ich war so heftig erschrocken.“

„Ja, ja; ich hab's gemerkt.“

Er lachte lustig, ohne einen Blick von dem reizenden Geschöpfe zu verwenden, welches kaum dem Backfischalter entwachsen sein mochte und das ihn soeben durch sein kindlich harmloses Geplauder erfreut hatte.

Fox hatte inzwischen von seiner Herrin abgelassen, um desto eifriger die Hose des Unbekannten zu beschnüffeln. Und nachdem er dieses Geschäft

besorgt hatte, begann er, die Glanzwichse von den Stiefeln des Malers abzulecken.

„Will er wohl!"

Sie stampfte mit dem kleinen Fuße, der in einem gelben Niederschuh steckte, unwillig auf den Rasen auf. „Er denkt, ich will mit ihm spielen, der Schlingel . . . Hierher kommst Du . . . hierher! Na, wird's bald? . . . Na wart'!"

„Wau — wau — wau — wau!"

Fox zog es vor, das Paar in gemessener Entfernung zu umkreisen.

„O, lassen Sie ihn doch, Fräulein; er verdient keine Strafe, sondern im Gegentheil Belohnung, wenn ich mir erlauben darf, in die Erziehung Ihres Lieblings ein Wort mit dreinzureden . . . Wem anders als ihm verdanke ich Ihre Gegenwart? Freilich, ein sehr egoistisches Interesse hat ihn vermuthlich hierher geführt. Seine Spürnase hat das Wasser entdeckt, das in einer Erdrinne thalwärts fließt, und da er trotz aller Bemühungen mit dem Maule nicht dazu konnte, so suchte und fand er instinctiv den Quell. Nun hat er den lechzenden Durst gestillt. Sehen Sie nur, wie er sich jetzt ausgelassen tummelt, unbekümmert um Ihre drohend zusammengezogenen Brauen . . . . Ein drolliger Kerl! . . ich . . . . wissen Sie was, Fräulein, ich hätt' eine famose Idee . . . ."

„So?"

„Ja! ich werd' Ihnen Ihren Fox malen: wollen Sie?"

Sie klatschte vergnügt in die Hände.

„Dann schenk' ich das Bild der Mama zum Geburtstag! . . . aber . . . ."

Nachdenklich wurde plötzlich ihr eben noch heiteres Gesicht; ihre Stirn legte sich in Falten, und sinnenden Ernstes berührte sie mit dem Zeigefinger den Mund, während an der schwellenden Oberlippe die weißen Zähne nagten.

„Nun, Sie haben sich doch nicht etwa eines Anderen besonnen . . . im Handumdrehen?"

„Ach nein, aber . . . aber . . . ."

Sie blickte verschämt zu Boden:

„Das ist wohl sehr . . . theuer, so ein Bild?"

„I bewahre! Für Sie kostet das Nichts; ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen Foxens Conterfei als Andenken zu verehren."

Sie schüttelte den Kopf:

„Das geht nicht! Nein, das kann ich nicht annehmen."

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß mir ein großer Gefallen damit geschieht, das selten schöne Thier malen zu dürfen! Ich nehme hernach eine Copie davon. Die behalte ich, und Sie bekommen das Bild. Wollen Sie?"

„Und dauert's lange, das Malen?"

„Drei bis vier Sitzungen . . das heißt . . . na, sagen wir fünf bis sechs Sitzungen werden schon nöthig sein."

„Hier?"

„Am besten hier, zumal da Ihre Frau Mama doch Nichts erfahren soll."

„Dann müßt' ich also mit Fox wiederkommen?"

„Ja freilich!"

„Hm . . . aber so allein mit Ihnen im Walde! Das paßt sich doch eigentlich nicht . . ."

„Paßt sich nicht? Aber, Du mein Gott, weshalb denn nicht? . . . . Im Uebrigen — Fox ist ja dabei."

Sie lachte.

„Topp also! abgemacht!" rief er und reichte ihr die Hand, in die sie schließlich mit allerliebst koketter Verlegenheit einschlug.

„So, jetzt muß ich aber hinauf auf den Karpenstein, wo mich Mama und Papa gewiß schon ängstlich erwarten werden."

Der Maler hielt ihre Rechte noch einen Augenblick in der seinigen gefangen:

„Seit wann sind Sie denn eigentlich hier?"

„Seit gestern."

„Drum eben bin ich Ihnen noch nicht begegnet. Und Sie wohnen?"

„In der Villa Sphynx."

„Tausend, da wohn' ich ja auch!"

„Ach was! . . . wirklich?"

„Natürlich! . . . die Thurmstube auf der Nordseite, mit den drei Fenstern, das ist mein Atelier."

„Herrjeh, ist das aber ein merkwürdiger Zufall! . . . da sind wir ja Nachbarn! . . . Hier, Fox, komm . . . Na, auf Wiedersehen."

Und leichtfüßig verschwand sie zwischen den Bäumen. —

Er aber stand und blickte ihr noch eine ganze Weile nach, obwohl ihr Kleid längst nicht mehr zwischen den Bäumen schimmerte und längst nicht mehr das Laub raschelte und das Reisig knisterte von ihren Schritten.

II.

„Aber heut werden Sie doch ganz bestimmt mit dem Bilde fertig, nicht?"

Er saß und malte und zuckte geheimnißvoll mit den Schultern, während ein vielsagendes und doch nichts bedeutendes Augurenlächeln seinen Mund umspielte. Von der Nothwendigkeit wenigstens noch einer Sitzung, um das Dutzend voll zu machen, hätte er sie gern überzeugt. Wär's nach ihm gegangen, so hätte er überhaupt ewig an dem Bilde gemalt, ewig der Stimmung des köstlichen Waldidylls sich hingegeben. Ein unbeschreiblicher Zauber lag in dem weltentrückten Alleinsein mit ihr, ungetrübtes, ungestörtes, unaussprechliches Glück. Ahnungsvoll lernte er da die Sprache der Natur verstehen, deuten, was der Quell rieselte, was der Käfer summte und was die Gräser leise flüsterten, wenn sie sich beugten und hoben, dem welligen Lufthauch gehorsam.

„Mama ist nämlich schon mißtrauisch geworden und hat mich gefragt, wohin ich denn alle Morgen allein ginge und warum ich die ganze Zeit auch nicht ein einziges Mal zum Kurconcert gekommen wäre."

Bei diesen Worten, welche sie in einem Tone sprach, der halb schelmisch klang und halb schmollend, streichelte sie mit der flachen Hand Fox in ihrem Schooße das seidenweiche Fell.

„Ja, ja!" fuhr sie fort, „wenn Sie mich in Einem fort anschauen und nicht den Fox, dann wird's heut halt wieder kein Ende werden."

„Da Sie durchaus darauf bestehen, Fräulein Hedwig," erwiderte er scheinbar gekränkt, „so werde ich das Bild heut beenden."

Sie blickte sinnend mit gesenkten Wimpern in ihren Schooß nieder. Nun war er gewiß wieder beleidigt, weil sie zur Eile drängte. Konnte sie denn dafür, daß die Mama so komisch war?

Der Maler vertiefte sich jetzt eifrig in seine Arbeit. Geflissentlich sah er nicht mehr von der Leinwand auf, nicht mal auf Fox.

Eine Weile versuchte sie solche Vernachlässigung mit Gleichmuth zu ertragen. Dann aber, damit er ihr ja nicht anmerke, wie ihr der Schmerz das Herz drückte und die Kehle zusammenschnürte, stand sie auf von der Wiese, näherte sich ihm und betrachtete, von hinten über seine Schulter sehend, die Leinwand:

„Ach, das ist ja schon so gut wie fertig!" — rief sie möglichst unbefangen.

Keine Antwort.

Er schien doch wohl schrecklich böse zu sein. Was hatte sie ihm denn eigentlich gethan? Oder sollte er etwa nicht bemerkt haben, daß sie hinter ihm stand? Unmöglich! er müßte denn plötzlich taub geworden sein.

Sie neigte sich tiefer zu ihm hinab. Ihr Athem streifte beinahe seine Wange, ihr Leib berührte den seinigen fast.

„Wenn . . . wenn Sie durchaus noch eine Sitzung für nothwendig halten . . ."

Ihre Stimme zitterte wie von verhaltenem Weinen.

Nun war es vorbei mit seiner Verstellungskunst. Leuchtenden Blickes sah er zu ihr auf in die großen, vorwurfsvollen, feuchten Augen. Palette und Pinsel fielen zu Boden, und leidenschaftlich, sie mit beiden Armen umschlingend, preßte er sie an sich.

Hedwig barg den Kopf an seiner Schulter und schluchzte.

Doch er richtete ihr das Haupt hoch, und an seinen heißen Lippen trockneten bald die Thränen des Mädchens. Ein glückseliges Lächeln verklärte ihr Antlitz, während sein Mund an dem ihrigen hing in nimmersattem Verlangen.

Leise von Wipfel zu Wipfel kündeten die Bäume das Geheimniß durch den Wald.

Fox stand da in philosophischer Ruhe und betrachtete des Paares

seltsames Gebahren. Doch bald lenkte ein Fink seine Aufmerksamkeit ab, der am Rande des Wassers sich niedergelassen hatte. Im Augenblick war er hinter ihm her und jagte den gefiederten Sänger hoch in die Lüfte, ihm laut nachbellend. Plötzlich aber schwieg er, spitzte die Ohren und raste dann über die Wiese hinweg mitten in den Wald.

III.

Fox, den Wildfang, hatte sein feines Gehör nicht getäuscht. Er folgte dem Laute, den sein Ohr vernommen, die empfindliche Spürnase immer zu Boden geneigt. Und richtig, auf dem Waldwege, der nach dem Karpensteine führte, fand er die Mama. Die corpulente Dame war ganz erschöpft vom Steigen, vom Suchen und vom Rufen. Aechzend und stöhnend, der Verräther immer voran, wand sie sich durch das Geäst, das Gestrüpp hindurch, ahnungsvoll, schwerbekümmert in ihrem beängstigten Mutterherzen.

Unheilverkündend, ganz anders als damals bei des Mädchens Erscheinen, knackten die Zweige, knisterte das Reisig unter dumpf hallenden Schritten, die sich dem Paare stampfend näherten. Erschrocken fuhren Beide auseinander, die stieren Blicke auf den dunklen Tann gerichtet.

„Um Gottes willen, die Ma . . . ma!"

„Jawohl . . die Mama, Du . . . Du, Du schlimmes, böses Kind Du!" rief, kaum der Sprache mächtig, die Angekommene, zornroth im Gesicht, dem Mädchen zu.

Das erblaßte und legte zitternd die Hand auf den hoch klopfenden Busen.

Finster runzelte der Maler die Stirn und biß sich die Lippen wund.

Wedelnd sprang Fox zwischen den einzelnen Personen der Gruppe hin und her, vergeblich Beifall und Anerkennung suchend für die Begegnung, welche das Werk seines genialen Hundeverstandes gewesen war.

„Auf der Stelle kommst Du mit nach Hause! Das Weitere wird sich finden."

„Mama . . . ach, ich hab' ja nur . . . sieh, den Fox wollt' ich blos malen lassen . . . für Dich zum Geburtstag . . . als Ueberraschung, Mama . . . ."

„Eine nette Ueberraschung!"

Und die feuchte Leinwand, welche die Tochter der Mutter bittend entgegenhielt, schleuderte diese mit kräftigem Schlage weit fort in's weiche Gras.

„Mit Verlaub, gnädige Frau; Fräulein Tochter sagt durchaus die lautere Wahr . . ."

„Schweigen Sie, mein Herr . . . oh, es ist schändlich von Ihnen . . . ."

„Gnädige Frau, ich versichere Ihnen . . . ."

Sie hörte seine Versicherung nicht mehr. Brüsk packte sie das schluchzende Mädchen am Arm und zog es mit sich fort. Fox, der Lump, trabte gewissenlos hinterdrein.

Die Bäume des Waldes aber schüttelten mißbilligend die erhobenen Häupter, als der Maler, nachdem er seine Utensilien zusammengepackt hatte, von oben bis unten durch die verachtete Leinwand einen Riß mit dem Taschenmesser machte.

IV.

Nacht hat sich über das Thal gebreitet. Die Bewohner, die Kurgäste sind zur Ruhe gegangen, wohl seit zwei vollen Stunden. Kein menschliches Regen in der schmalen, langgestreckten Mulde, durch welche reißend und zischend ein Gebirgsbach tost, die Biele geheißen. Von einem Berge stürzt sich die Biele herab, der noch weit höher ist, als in der Ferne dort jene schwarze Wand, über welche soeben die silberne Sichel des Mondes spitz emportaucht. Leiser Wind, kaum bemerkbar, streift durch's Thal; aber die Myriaden von Nadeln, die er sanft auf den Bäumen der Berge bewegt, vereinigen ihre Stimmen, daß es mächtig durch die Lüfte wogt, wie Meeresbrausen.

Etwas abseits von den Sommerhäusern des Kurorts und auch ein wenig höher als diese, leuchtet hinter Laub und Stämmen hervor in frisch getünchter Weiße die Villa Sphynx. Zwei Thürme flankiren sie keck. Sie gewähren einen prächtigen Blick auf's Thal. Aus dem mittleren Fenster des einen lehnt sich der Maler. Seine Augen schweifen weit ab nach dem fernen Horizont, welcher die Bergrücken in gewaltigem Bogen umspannt. Seine Gedanken aber weilen bei dem gestörten Glück seiner Liebe und bei der, die unter demselben Dache mit ihm gewiß jetzt der glühenden Küsse des heutigen Morgens gedenkt. Oder ob bereits erquickender Schlaf sich ihrer Jugend erbarmt hat und mit schönen Gaukelbildern sie darüber hinwegtäuscht, daß jäh die kurze Seligkeit ein rasches Ende nahm? Wer weiß? Aber wär's auch so, er würde ihr den Schlummer nicht neiden, den er vergeblich auf seinem Lager zu finden hoffte. — Warum er eigentlich nur so weich gestimmt war und so ernst? Es würde ja morgen wieder ein Tag sein, und er wollte schon Mittel und Wege finden, ihr wieder zu begegnen in trauter Heimlichkeit. Und wenn nicht morgen, dann übermorgen.

Horch, da öffnet sich sacht unter ihm ein Fenster, und langsam wird ein Mädchenkopf sichtbar. Sie ist's — Hedwig, seine Hedwig!

Vom Bette, dem sie schluchzend ihr Weh anvertraut hatte, war sie aufgesprungen, der wohligen Luft das erhitzte Antlitz preiszugeben. Sie schliefen ja nebenan fest, die Eltern. Kein Späher würde sie beobachten, wenn sie ihr stilles Leid der schweigsamen Nacht klagte.

Klopfenden Herzens schaut er hinab. Sie stützt das Haupt sinnend in die Hände, wobei die weiten Aermel des Nachtkleides bis zu den Ellen-

bogen niedergleiten. Herrliche Arme! — Hals und Nacken umfluthet weich und mollig das reiche, schwarze Haar. Leise ruft er ihr zu:

„Pst, pst!"

Sie hört ihn nicht, ganz in sich versunken.

Und nun:

„Hede, Hede!" flüstert er.

Vergebens.

Da wendet er sich zurück in's Zimmer. Nach einer Weile kehrt er wieder mit Bindfaden und Papier. Auf dieses wirft er mit einem Stückchen Zeichenkohle die flüchtigen Worte:

„Grüß Gott, geliebter Schatz!"

Jetzt befestigt er das Blatt an der Schnur und läßt es hinab.

Sie erschrickt heftig, als von dem Papier ihre Wange gestreift wird. Nun aber blickt sie empor und begreift im Nu: eine Sendbotschaft der Liebe. Sie entfaltet den Zettel, liest, und dankbar, aber wehmüthig lächelt sie hinauf. Dann verschwindet auch sie einen Augenblick, um die Antwort zu schreiben, die auf dieselbe Weise zu ihm gelangt.

Er traut seinen Augen kaum; ihm schwindelt:

„Lebewohl, Theurer, lebewohl; morgen reisen wir ab!"

Geraume Zeit verstreicht, bis daß eine neue Post aus dem Thurmfenster niedergleitet:

„Laß uns Abschied nehmen! Ich erwarte Dich unten an der Biele auf der Steinbank."

Sie schüttelt verneinend das Haupt. Er aber hat den Bescheid nicht abgewartet, denn eben huscht unten am Hause ein dunkler Schatten vorüber, der bezeichneten Stelle zu.

In wilder Verzweiflung wirft sich das Mädchen auf die Kissen und weint bitterlich. Nein, es ist unmöglich, ihm hinauszufolgen in die Nacht. Wenn sie Jemand sähe — welche Schande! Oder wenn gar die Mutter es merkte, die Mutter oder der Vater, von denen sie heute den ganzen Tag die heftigsten Vorwürfe hatte ertragen müssen! Was hatte sie denn eigentlich verbrochen, daß die Eltern gar so schrecklich zürnten? Du großer Gott, das war ja über sie gekommen mit plötzlicher Allgewalt, daß sie ihn lieben und küssen mußte! Sie würde ihn nie wiedersehen, nimmer seine schmeichelnde Stimme hören, nimmer in's funkelnde Auge ihm schauen. Aus ist Alles! — Alles, Alles aus! . . Er wartet unten. Umsonst; sie kann, sie darf ihm nicht zu Willen sein! . . . Aber morgen wird der Wagen über die Landstraße rollen, der sie zur Bahn führt. Und die Bahn wird in wenigen Stunden sie um hundert Meilen von dem Geliebten trennen, auf immer! O, das Herz will ihr zerspringen, wenn sie daran denkt: „Auf immer!"

Ach, nur ein einziges Mal noch möchte sie berauscht ruhen an seiner Brust. Entsetzen flößt ihr der kommende Tag ein. Und dann würde sie

bereuen — ja, sie wußte es im Voraus — bitter bereuen würde sie es, daß sie keinen Abschied von ihm genommen.

Wie, wenn sie sich doch hinausstahl in das stumme Thal? Sah's doch Niemand als der Mond da oben hinter den Wolken, und der würde kein Verräther sein, nicht einmal wider seinen Willen, wie das dumme Thier, der Fox! Es war ja ein Abschied auf immer!

Eilig knüpft sie das Nachtgewand zu, und barhäuptig, in leichten Pantoffeln flieht sie die Treppe hinunter durch die geöffnete, nur leise angelehnte Hausthür.

Fliegenden Athems eilt sie ihm entgegen. Ihr Kleid flattert im Winde.

Nun schlingen sich zwei weiche, warme Mädchenarme um den Hals des Wartenden, und ungestüme Küsse bedecken ihm Mund und Augen. Keines Wortes ist er mächtig; nur aufzujauchzen vermag er in unarticulirten Jubellauten. Kräftig preßt er sie an sich wie mit eisernen Klammern.

So sitzen sie eng aneinandergeschmiegt, achtlos der rinnenden Stunden und nehmen schmerzlichen Abschied, immer von Neuem, wohl schon das tausendste Mal.

Im Osten graut der Tag. Ein letzter Kuß, ein letztes inniges Umschlingen. Dann eilt sie heim, rückwärts blickend, feuchten Auges. Als sie in der Thür verschwunden ist, drückt er die fiebernde Stirn gegen die kalte Steinbank.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht 1879—1895. Von Rudolph Slatin Pascha, Oberst im ägypt. Generalstab, früher Gouverneur und Commandant von Darfur. — Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der Verfasser dieses hochinteressanten, umfangreichen Werkes (gegen 600 S.) hatte bereits im Jahre 1874 eine Reise nach dem Sudan unternommen. Den Plan, nach Darfur zu gehen, mußte er jedoch damals wegen allgemeiner Unsicherheit der Verkehrswege aufgeben und vorzeitig nach Chartum zurückkehren. Dort war er mit Emin Pascha (damals Dr. Emin) zusammengetroffen und hatte mit diesem gemeinsam an den Gouverneur der Aequatorial-Provinz Gordon Pascha, der seinen damaligen Sitz in Lado hatte, das Gesuch gerichtet, ihnen den Besuch seiner Gebiete zu gestatten. Während Emin sich auf die danach erfolgte Einladung Gordons nach dem Süden begab, mußte der Verfasser besonderer Verhältnisse wegen nach Europa zurückreisen. Emin wurde bekanntlich später in der Aequatorial-Provinz Gordons Nachfolger. Bei der Absicht des Verfassers, wieder nach dem Sudan zu gehen, kam ihm im Juli 1878 Gordons Aufforderung sehr erwünscht, unter ihm in ägyptische Dienste zu treten. Damals stand der Verfasser als Reservelieutenant im österreichischen Infanterie-Regiment Kronprinz Rudolf (Nr. 19) an der bosnischen Grenze und mußte zunächst den Feldzug in Bosnien abwarten, worauf er sofort Urlaub und die Erlaubniß erhielt, sich nach dem Sudan zu begeben. Am 21. December 1878 reiste er von Triest ab. Von Gordon wurde er bei seinem Eintreffen in Chartum, Mitte Januar 1879, auf's Freundlichste empfangen und zunächst zum Finanzinspector ernannt, welcher Ernennung bald die zum Mudir (Gouverneur) von Dara (Süd- und West-Darfur) nachfolgte. Von diesem Zeitpunkt ab beginnen des Verfassers hochinteressante Schilderungen, zunächst über Darfur und dessen Vorgeschichte, sowie über die Einnahme Darfurs 1874. In einem besonderen Capitel bespricht der Verfasser die Regierung von Darfur, zu dessen Mudir Amum (Ober-Gouverneur) mit dem Titel Bey er im Jahre 1880 vom Chedive Mohamed Tewfik ernannt worden war. Es folgen Schilderungen über Feindseligkeiten von Araberstämmen, sowie der Zug nach dem Lande der Bedejat, die merkwürdiger Weise, obgleich ringsum von Mohamedanern umgeben, ihre heidnischen Gebräuche, so z. B. die Anbetung der Heglibäume, beibehalten haben.

Ein weiteres hochwichtiges Capitel bringt die Schilderung des Aufstandes des Mahdi, von dem man anfangs nicht ahnte, zu welcher Bedeutung er anwachsen würde. Mohamed Achmed, der spätere Mahdi (falsche Mahdi) war in Dongola geboren und gehörte einer armen, beinahe unbekannten Familie an, deren Mitglieder aber behaupteten, vom Propheten abzustammen. Bezüglich der Art und Weise, wie der Mahdi die revolutionäre Bewegung

hervorrief, durch die er zum Herrscher des Sudan sich erhob, muß auf den Text verwiesen werden. Jedenfalls benutzte er die allgemeine Mißstimmung unter den Stammes-Elementen, um den religiösen Factor in den Vordergrund zu schieben; war er erst als religiöses Oberhaupt, vom Propheten gesandt, anerkannt, dann hoffte er, an der Spitze seiner fanati-

Die Kubba in Omderman.
Aus: Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan. Leipzig, F. A. Brockhaus.

sirten Glaubensgenossen mit den ihm verhaßten Fremdlingen, Türken, Aegyptern und Europäern schon fertig zu werden. Mit der Proclamirung des Glaubenskrieges und mit der Verkündung, nur nach dem Willen des Propheten zu handeln, begann sein siegreiches Vorgehen. Die ägyptische Regierung ergriff zwar Gegenmaßregeln, ließ auch im Jahre 1882 Chartum befestigen, indeß der Mahdi verstand es, die überall auflodernden

Flammen der Empörung zu einer verheerenden Feuersbrunst anzufachen. Ermuthigt durch die Siege seiner Anhänger und durch das Zuströmen von Tausenden von Fanatikern, Sklavenjägern, existenzlosen und entlassenen Sklaven wuchs seine Macht zusehends. Den-

Hungersnoth im Omderman.
Aus: Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan. Leipzig, F. A. Brockhaus.

jenigen, die seine Befehle befolgten, versprach er im Namen des Propheten die himmlischen Freuden; die Unfolgsamen bedrohte er mit Strafe und Schande auf Erden und Verdammniß im Jenseits. Nach Außen hin erschien er demüthig in Blick und Haltung;

doch im Innern seines Hauses hatte er längst begonnen, sich dem Wohlleben und allerhand Ausschweifungen hinzugeben. —

An die Belagerung und den Fall vom el Obeïd schlossen sich die Kämpfe in Darfur

Der Chalifa nach dem Fall von Kassala.
Aus: Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan. Leipzig, F. A. Brockhaus.

an. Weitere Capitel enthalten die Schilderungen der Hinrichtung Seid Paschas und seiner Genossen, der Expedition Hicks Paschas und seines Todes, sowie des Falles von Darfur, wodurch der Verfasser genöthigt wurde, die Reste der ihm anvertrauten Streitmacht dem Feinde auszuliefern. Auch die Provinz Bahr el Ghazal hatte durch Lupton

Bey übergeben werden müssen. Nun wurde der Verfasser vor den Mahdi citirt, der ihm gnädigst verzieh und ihn verpflichtete, ihm von nun an treu und ergeben zu sein. Den Mahdi schildert er als groß und breitschultrig, von lichtbrauner Farbe und massiven

Tod Hicks Paschas.

Aus: Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Körperformen, großem Kopf und leuchtenden, schwarzen Augen, das Gesicht von dunklem Bart umrahmt, Nase und Mund gut geformt und beide Wangen durch drei Einschnitte tätowirt. Er hatte die Gewohnheit, immer zu lächeln und sein weißes Gebiß zu zeigen.

Da man dem Verfasser doch mißtraute, wurde er nach kurzer Zeit gefangen gehalten und schließlich bei schwerer Kerkerhaft in Eisen gelegt; so gefesselt mußte er acht Monate zubringen. In der Zwischenzeit ereignete sich der Fall von Chartum mit den gräßlichsten Niedermetzelungen und Grausamkeiten, wobei auch Gordon fiel, dessen Haupt man dem Verfasser in cynischer Weise überbrachte. Endlich erfolgte seine Freilassung aus dem Kerker und seine Einstellung in die Leibwache des Chalifa Abdullahis, der nach dem im Monat Juni 1885 erfolgten Tode des Mahdi dessen Nachfolger wurde und der getreulich den Spuren seines Vorgängers folgte, von dem er ausdrücklich noch kurz vor dem Tode als der Nachfolger bezeichnet worden war.

Der Verfasser schildert Abdullahi als einen heuchlerischen, selbstsüchtigen und höchst grausamen Despoten, von dem jetzt noch der Sudan tyrannisirt wird. Dem verstorbenen Mahdi wurde in Omderman ein imposantes Grabdenkmal gesetzt. Die weiteren Capitel nehmen die Schilderung der Regierung Abdullahis, der Vorgänge in den verschiedenen Theilen des Sudan, der Hungersnoth in Omderman, der Züge nach Abessinien und nach der Aequatorial-Provinz in Anspruch, wo man sicherlich Emin Pascha festgenommen hätte, wenn er nicht inzwischen (1889) durch Stanley aus seiner schwierigen Lage nach Sansibar geführt worden wäre. Von der unmenschlichen Grausamkeit Abdullahis giebt z. B. die Hinrichtung von 67 Batahin-Arabern Zeugniß, die sich geweigert hatten, seinen Befehlen Folge zu leisten. Ein Drittel dieser Unglücklichen wurde geköpft, ein Drittel gehängt, und dem Rest wurde die rechte Hand und der linke Fuß abgeschnitten. Und unter diesem Scheusal in Menschengestalt mußte der Verfasser 11 Jahre zubringen, bis endlich die Erlösungsstunde schlug. Die Vorbereitung zur Flucht, sowie diese selbst, die nur unter den schwierigsten Verhältnissen ausgeführt werden konnte, sind in spannender Weise in den letzten zwei Capiteln geschildert. Am 16. März 1895 langte er gerettet in Assuan an. —

In einem Schlußwort giebt der Verfasser ein zusammenhängendes Bild über die gegenwärtige Lage im Sudan, im Reiche Abdullahis, das er während seiner 16jährigen Anwesenheit gründlich kennen gelernt hat. Nach seiner Ansicht wäre es Thorheit, zu glauben, daß sich dieses unglückliche Land durch eigene Kraft und durch eine innere Revolution wieder selbst aufrichten werde. Die Hilfe muß von außen kommen. Vielleicht, daß sich Aegypten dazu ermannt, das hierzu auch am meisten berufen erscheint.

Der Verfasser hat das vorzüglich ausgestattete Werk, das hierdurch warm empfohlen sei, dem Kaiser von Oesterreich gewidmet. Der Preis des Buches, das ein Portrait in Heliogravure, 19 Abbildungen, eine Karte und einen Plan, sowie am Schluß ein Register enthält, ist ein verhältnißmäßig sehr niedriger (geh. 9 Mk.), auch ist die Verlagshandlung entschlossen, eine Ausgabe in 18 Lieferungen à 50 Pfg. zu veranstalten. K.

„Aus Heinrich Heines Ahnensaal." Von Professor Dr. David Kaufmann. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Professor Kaufmann besitzt als Historiograph alter jüdischer Familien längst begründeten Ruf, und seine letzte uns vorliegende Veröffentlichung trägt einen Titel, der ihr das Interesse in weiten Kreisen sichert; ein Interesse, das durch die litteraturgeschichtliche Bedeutsamkeit der Arbeit auch voll berechtigt ist. Der gelehrte Autor vertritt einen geschichtlichen Standpunkt, den wir wenigstens in nuce andeuten möchten: „Wie sehr wir uns auch sträuben, es macht der Geist vom allgemeinen Naturgesetze keine Ausnahme: Tiefe und mächtige Wirkungen weisen stets auf eine lange vorbereitende Kette bedeutungsvoller Ursachen zurück, und so werden wir uns zu der Ueberzeugung bequemen müssen, daß nur auf den Stufen von Zeit und Geschlechtern emporgestiegen sein kann, was in allem Großen, Wahren, Guten oder Schönen auf ferne Zeit zu kommen und hinauszuwirken bestimmt ist. Nur auf den Schichten von Geschlechtern tritt, langsam heraufreifend, dasjenige in die Erscheinung, was zu geschichtlicher Größe berufen ist." So kommt er zu dem Schlusse: „Erblichkeit und Entwicklung sind die zwei Principien, welche die Naturwissenschaft unserer Tage auf den Schild gehoben hat; es ist Zeit auch für die Litteraturgeschichte, soweit die Quellen reichen, damit Ernst zu machen." — Auf unsere Meinungsäußerung, ob diese Anschauungen einer, gewissermaßen historischen, Entwickelung des Genies sich allgemeine Geltung erwerben wird, müssen wir an dieser Stelle verzichten. Der Autor selbst legt auch nicht seiner diesmaligen Arbeit Hauptwerth hierauf; er erklärt, sich zu begnügen, wenn man diese Ansichten auch nur in Bezug auf Heinrich Heine gelten läßt, weil zu dessen besserer Erkenntniß es zweifelsohne beiträgt, den Boden genau zu zeigen, aus dem der Dichter mit der ganzen Eigenart und dem unerschöpflichen Reichthum seines Genies erwachsen ist. Und besonders Zweierlei zu beweisen ist dem Professor Kaufmann wichtigste Ueberzeugungssache: Er will Heinrich Heine darthun als echten rechten jüdischen Dichter! Das innerste Weben und Leben der jüdischen Volksseele, in seinen Liedern ist es zu krystallnem Ausdruck gekommen. Und weil dies wahr ist, weil tiefer und gewaltiger Keiner die Empfindungen des jüdischen Volksherzens heraufbeschworen, als der Spötter Heinrich Heine, weil schmerzlicher nie von einer Lippe das ewige Weh Israels getönt, als von der seinen, deswegen steht es auch fest, daß seine innerste Zugehörigkeit, Blut, Geburt und Abstammung hierdurch zum Ausdruck gelangen. „Die vollendete Freiheit, mit der dieser kühne und scheinbar unabhängige Geist über allen Voraussetzungen der Geburt und der Lebensverhältnisse schwebt, kann über seine tiefinnerliche, ererbte und in der Familie wurzelnde Zugehörigkeit zum Judenthum ebensowenig hinwegtäuschen, als an seinem Deutschthume ein Zweifel zulässig ist." Voll berechtigt folgert Professor Kaufmann hieraus auf eine grenzenlose Hingabe, auf eine nie erschöpfte Liebe und nie erschütterte Treue zum Judenthume von Heinrich Heines Ahnen und gelangt zu dem weiteren Schluß: „Dadurch ist aber auch Heinrich Heine ein Rechtstitel der deutschen Judenheit auf ihre Zugehörigkeit zu Deutschland geworden; denn hat er, des Geistes seiner Väter Kind, von diesen ererbt, was ihn zum hinreißenden Barden des Judenthums gemacht, so lagen bestimmt in jenen auch schon solche Keime, die wir in der anderseitigen Begabung Heinrich Heines, in seinem vollendeten Anpassungsvermögen zum Deutschthum, sich zu duftigen Blüthen entfalten sahen! —

Professor Kaufmann läßt in seinem durch sorgsamste Gründlichkeit und lebendigste Darstellung sich auszeichnenden Werke seine Forschungen nur dem Ursprunge der Mutter Heinrich Heines gelten, den er neun Geschlechter zurück zu verfolgen im Stande ist. Welche Summe von Arbeit und Kenntnissen erforderlich, um eine Familiengeschichte zu entwerfen, die sich nicht in Burgen und auf den Schlachtfeldern, sondern im Kampfe für den heilig gehaltenen Glauben und die heiß ersehnten Menschenrechte aus dem terroristisch im Dunkeln gehaltenen Ghetto heraus, ihre Merkzeichen gesetzt, wird nur begreifen können, wer jemals in den Archiven immer nur einzelne Sätze aus den Fascikeln herauszusuchen und sie in lückenlosen Zusammenhang zu bringen sich zur Aufgabe gestellt. Professor Kaufmann hat diese Aufgabe bestmöglich gelöst; mit dem Material, das er zusammengetragen, wird sich fortan Jeder zu beschäftigen haben, der Heinrich Heines Singen und Sagen in seinen letzten Gründen verstehen will.

Daß auch all' Denjenigen, die sich für jüdische Familien-Geschichten, deren Verlauf ja immer drastische Cultur-Reflexe darbietet, interessiren, das Kaufmann'sche Buch mit seinem „Anhang" reiche Befriedigung gewähren wird, wollen wir noch außerdem anerkennend hervorheben.

A. W.

Bibliographische Notizen.

Staats-, Hof- und Communal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Eisenach, im Selbstverlag.

Ein wenig spät und von Vielen wohl schon mit Ungeduld erwartet, tritt diesmal das Staatshandbuch den neuen Jahrgang an, den elften seines Bestehens. Doch der Wunsch, die Ergebnisse der letzten Volkszählung mit aufnehmen zu dürfen, die Säumigkeit so mancher würdigen Stadtoberhäupter mag mit Schuld an dieser Verspätung tragen. Ein Wort des Lobes gegenüber den Lexikons und Handbüchern Kürschners noch auszusprechen, erscheint heute fast überflüssig. Sie haben sich Alle im Fluge Bahn gebrochen. Jedes neue Werk war ein neuer Treffer, ein Werk, das thatsächlich die abgestandene Phrase, „eine fühlbare Lücke auszufüllen", aufhob. Man kann sich kaum etwas Praktischeres als diese Kalender und Handbücher denken. Fülle des Materials, leichte Uebersicht, bequeme Handhabe, musterhafte Gruppirung des Stoffes, Alles auf engsten Raum zusammengedrängt: das sind Vorzüge, welche diese Werke auszeichnen.

Auch das vorliegende Staatshandbuch bleibt keine Antwort, keinen Namen, keine Zahl schuldig. Der Hofmann findet Alles darin, was besonders sein Interesse fesselt, der Beamte, der Militär, der Volksvertreter, Bürgermeister und wer sonst im Verkehr mit Staat und Behörden steht. Das Deutsche Reich in seinen einzelnen Verwaltungen, Kriegsmacht, Eisenbahnen, Post und Telegraphie, das Unterrichtswesen, Handel und Wandel, Nichts in diesem gewaltigen Betriebe ist vergessen worden. Trotz der Devise: „Das ganze Deutschland soll es sein!" hat sich der Herausgeber doch veranlaßt gesehen, auch die außerdeutschen Staaten jetzt in eine kurze Behandlung mit hineinzuziehen.

Eine Summe von Arbeit, Geduld, Spürsinn und Gewissenhaftigkeit liegt in diesem Werke aufgestapelt, dessen Anschaffung nur auf das Wärmste empfohlen werden kann. A. Tr.

Eine Idylle unter Napoleon I. Der Roman des Prinzen Eugen. Von Albert Pulitzer. Mit 3 Heliogravüren. Wien, Leipzig, Wilhelm Braumüller.

An der Hand eines ausgiebigen Quellenmaterials, im Speciellen der vor etwa 40 Jahren von du Casse veröffentlichten Correspondenzen des Prinzen Eugen, entwirft der Verfasser ein Bild von dem Lebensgange dieses tapferen Heerführers, des Stiefsohnes Napoleons I. Im Vordergrund steht für den Verfasser aber die Schilderung des innigen Verhältnisses und der überaus glücklichen Ehe zwischen dem Prinzen und seiner vortrefflichen Gemahlin, der Prinzessin Auguste von Baiern. Der Verfasser betrachtet es als eine würdige Aufgabe, über diese anmuthige und romantische Seite aus dem Leben des Prinzen volles Licht zu verbreiten, und hofft damit ein Werk zu schaffen, das Vielen Vergnügen bereiten dürfte. Als geeignetes Material benutzt er hierzu die Briefe des Prinzen Eugen an seine Gemahlin, die allerdings in hohem Maße das Interesse des Lesers erregen. Der Verfasser hat es aber auch verstanden, zum näheren Verständniß und zur nothwendigen Vervollständigung des Ganzen, gleichsam als Rahmen für die erwähnten Briefe, eine kurze Schilderung der wichtigsten politischen und kriegsgeschichtlichen Ereignisse jener Zeit zu entwerfen und hierbei auch Napoleon I. speciell hervortreten zu lassen. Einzelne Episoden, wie der Feldzug von 1809 und der Feldzug gegen Rußland 1812, sind ausführlicher behandelt. — Man ersieht aus diesen Schilderungen, daß die Beziehungen zwischen Napoleon und Eugen die besten waren und daß der Letztere bis zu Napoleons Tode demselben treu ergeben geblieben ist. Im letzten Capitel wird daher gegen die von Marmont und dem General Danthouard gegen den Prinzen Eugen ausgestreuten Verdächtigungen Front gemacht und die Gehässigkeit und Falschheit dieser Beschuldigungen nachgewiesen. Das gut ausgestattete Buch bietet von Anfang bis zu Ende eine sehr interessante Lectüre. K.

Aus gährender Zeit. Eine Studie aus dem Leben von Franz von Nemmersdorf. Stuttgart, Dr. Forster & Co.

Franz von Nemmersdorf — wir behalten das Pseudonym discret bei, obwohl es schon längst durchsichtig geworden, — ist als tapferer und wohlgerüsteter Kämpfer für eine bessere kommende Zeit, in der auch den Frauen die ihnen gebührende rechtliche und gesellschaftliche Stellung voll und ganz eingeräumt sein muß, längst bekannt. Er hält der Gegenwart einen Spiegel vor, muthig, ohne darauf zu achten, daß er auch blutige Wunden und Häßliches und Niedriges zeigt — immer im Dienste der Wahrheit! Alle Achtung vor dem Streben des genannten Streiters und alle Achtung auch vor der geistigen Kraft, mit der er ficht! Ueberall stoßen wir auf selbstständiges Denken und zumeist auch auf logische Schlußfolgerungen. Freilich, weil Franz von Nemmersdorf sehr viel will, wird sich wider ihn auch Vieles anführen lassen, das aber kann leider hier nur behauptet und nicht unter Beweis gestellt werden. Jedenfalls rathen wir all Denjenigen, die sich für „Modernes Leben", „Modernes Lieben", „Modernes Denken" (so analysirt der Autor den Titel seiner Schrift) in den tiefinneren Gründen interessiren, die Lectüre des Büchleins. Wir haben reiche Anregung daraus geschöpft; nicht nur, weil wir Vielem zustimmen, sondern weil wir häufig auch durch den Widerspruch uns eigener Anschauungen klarer werden konnten. Eines jedoch dürfen wir uns nicht versagen, dem Autor auch an dieser Stelle schon einzuwenden, weil es nach unserem Dafürhalten einen principiellen Irrthum in sich schließt. Franz von Nemmersdorf meint, daß er von Sallusts Rath sich leiten ließ und über schwierige und ernsthafte Dinge gesprochen hat: „ohne Mitleid, ohne Zorn, Liebe und Haß." Dem widerspricht aber der ganze Charakter seiner Schrift, die eine Streitschrift ist, und ein Streit wird ohne Zorn und Eifer nicht geführt. Beides ist dem Autor auch keineswegs fern geblieben. So nennt er z. B. „die neumodische Ethik", das ist die moderne ethische Bewegung, eine „wahrhaft kindische Mißgeburt der großen Idee" einer höchsten Einheit! Ob der alte Sallust da nicht dennoch einen kleinen Zorn-Anfall diagnosticirt hätte? A. W.

Bosheit oder Unkenntniß? Von Rendant Max Zimmermann, Feldwebel und Zahlmeister-Aspirant a. D. Berlin, Fußinger.

Die vorliegende Schrift ist eine Entgegnung auf die beiden Flugschriften des ehemaligen Bayerischen Premier-Lieutenants Rudolf Krafft: „Glänzendes Elend" und „Kasernen-Elend", gegen welche bereits Lieutenant a. D. Goldbeck ein Wort der Abwehr in zwei bezüglichen Schriften gerichtet hat. Daß jetzt gerade ein früherer Feldwebel, der am Offizierstande und am Heere ein persönliches Interesse nicht hat, sich vom Standpunkt des Untergebenen des Offiziers aus gegen die maßlosen Angriffe von Krafft wendet, dürfte von besonderem Interesse sein. Da die beiden Krafft'schen Schriften in vielen tausend Exemplaren erschienen sind, so mögen auch die Gegenschriften, und namentlich die vorliegende von Zimmermann, zur Gewinnung eines eigenen Urtheils über den Krafft'schen Standpunkt, nach dem Grundsatz „audiatur et altera pars," weite Verbreitung finden. K.

Lilienzauber. Von Maria Janitschek. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Maria Janitschek besitzt ein starkes Talent und männliche Gestaltungskraft, nur verliert sie sich manchmal in mystische Nebel und entrückt dadurch unserem Verständniß; wo der ihr anhaftende Zug zum Uebersinnlichen den Boden nicht unter den Füßen verliert, wie in „Königin Judith", gelangt die kraftvolle Eigenart ihres Erzählertalents zu voller Geltung, — sie ist eben eine Individualität mit charakteristischen Zügen, die immer interessirt, wenn auch nicht allemal erwärmt. mz.

Dosta von Drontheim. Eine wundersame Geschichte von Paul Maria Lacroma. Dresden, E. Pierson.

Unter dem Schriftstellernamen Paul Maria Lacroma verbirgt sich die Reichsedle Marie von Egger-Schmitzhausen, die, wie uns eine der Erzählung vorangeschickte biographische Skizze belehrt, geborene Italienerin ist und ihre Kindheit in Italien verlebt hat; — von den fünf Sprachen, welche sie spricht, hat sie sich die deutsche vollständig autodidaktisch und erst seit ihrem vierzehnten Jahre angeeignet; ihren schriftstellerischen Erzeugnissen ist jedoch durchaus nicht anzumerken, daß sie Ausländerin ist, der Stil ist elegant, und die sprachliche Gewandtheit tritt besonders in den Naturschilderungen hervor, mit denen sie die Oertlichkeit und das Leben in Abazzia beschreibt. Die eigentliche Fabel ist zwar nicht ganz frei von romanhaften Uebertreibungen, aber sie

ist spannend abgefaßt und bietet als das Product einer in deutscher Sprache producirenden Ausländerin immerhin ein noch besonderes Interesse. mz.

Gedichte von Max Ring. Berlin, Hugo Steinitz.

Max Ring, der greise Dichter, dessen Erzählungen wir so oft in athemloser Spannung, Lust oder Weh' in der Seele, gelauscht, hat in seinen Manuscripten Umschau gehalten und uns, jetzt im Frühling, einen Strauß duftiger Blüthen, seine „Gedichte“ zusammengewunden. Vom „Frühling“ und von der „Liebe“ klingt's hier in vollen Accorden wieder! Wie in den Prosaschriften von Max Ring stets in Rede und Handlung der warme Menschenfreund, der gesinnungsfeste Mann, der Denker als Dichter, der feinfühlige Humorist und der ernste Mahner zur Wirkung kommen, so gelangen in den einzelnen Abschnitten seiner uns vorliegenden Gedichtsammlung in formenschönen Liedern und Sprüchen sein Empfinden und Denken abermals zum Ausdruck. Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen zeigen uns dann den Dichter auch als gewandten Linguisten, und zum Schlusse ist ein „dramatischer Versuch“, „Scarrons Liebe“, der sehr fesselnde giltige Beweis von Max Rings gedankenreicher Versificirungs-Kunst. Alles in Allem: Der ist ein Liebling der Götter, dem es im Greisenalter vergönnt ist, noch schaffenskräftigen Geistes, mit nimmermüder Hand solche „Blüthen und Blätter“, die diese Gedichte sind, als Zeugenschaft seines dem Schönen und Wahren geweihten Lebens allen seinen Freunden und Verehrern zu bescheeren! A. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Die Antikritik. Monatsschrift für litterarische Vertheidigung. Herausgegeben von Friedrich Streissler. II. Jahrgang. Heft 1. Leipzig, Frühauf & Lischmann.

Der **Assessorenparagraph und die Reform des preussischen Richterthums.** Von einem deutschen Rechtsgelehrten. Greifswald, Julius Abel.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. No. 917—929. Halle a. S., Otto Hendel.

Bock, Annie, Dora Peters. Zwei, die sich liebten. Roman. Berlin, W. F. Fontane & Co.

Böhme, Franz Magnus, Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Bourgeois, Emil, Ludwig XIV. in Bild und Wort, mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. Lieferung 1. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Busse, Carl, Neuere Deutsche Lyrik. Ausgew. u. herausg. Mit einer litterar-historischen Einleitung. Halle, O. Hendel.

Davidis, Henriette, Küchen- und Blumengarten für Hausfrauen. 18. Auflage, durchgesehen und vermehrt von J. Hartwig. Leipzig, Julius Baedeker.

Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben. Nach persönlichen Berichten bearbeitet von Friedrich Freiherr von Dincklage-Campe, General-Lieutenant z. D. Selbsterlebnisse. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Lieferung 2—6. Berlin, Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Ehrlich, Heinrich, Modernes Musikleben. Studien. 2. Auflage. Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Epstein, Georg, Erste Wanderfahrten. Gedichte und Skizzen. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Ernst, Otto, Kartäusergeschichten. Novellen und Skizzen. Hamburg, Conrad Kloss.

Illustrirter Führer durch Dalmatien längs der Küste von Albanien bis Korfu und nach den jonischen Inseln. Mit 67 Abbildungen und 6 Karten. 3., gänzlich umgearbeitete Auflage. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. 22. Band. Kepler. Galilei. Von Siegmund Günther. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Hanslick, Eduard, Fünf Jahre Musik (1891—1895). (Der „Modernen Oper“ VII. Theil.) Kritiken. 2. Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Hess, J. und Dr. med. Mehler, Anleitung zur ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Unfällen. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Humanus, African Spir, ein Philosoph der Neuzeit. Leipzig, J. G. Kindel.

Jaden, Dr. Hans K. Freiherr von, Theodor Körner und seine Braut. Körner in Wien, Antonie Adamberger und ihre Familie. Ein Beitrag zur Körner-Litteratur und zur Geschichte des k. k. Hofburg-Theaters in Wien. Mit 16 Illustrationen. Dresden, Verlag des Universum (Alfred Hauschild).

Ibsen, Henrik, Catilina. Drama in 3 Acten. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Hugo Greinz. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Just, Ad., Jungborn, Luftkurort, Lehranstalt für naturgemässe Heil- und Lebensweise in Eckerthal im Harz. Eckerthal b. Stapelburg, Ad. Just.

Kerner, Justinus, Geschichten Besessener neuerer Zeit. Neu herausgegeben von K. L. Tübingen, Selbstverlag des Herausgebers.

Kiehne, Hermann, Fahrende Leut'. Dramatisch-lyrische Dichtung. Nordhausen, Selbstverlag des Verfassers.

Kiehne, Hermann, Deutsche Lyriker. Ein Sammelwerk mit Quellenangaben u. litterar.-kritischem Begleitwort. Diamantausgabe. Nordhausen, Selbstverlag des Herausgebers.

Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schneidt. III. Jahrgang. No. 78, 79, 80, 81, 82. Berlin, Kritik-Verlag.

Küchler, M. Carl, Geschichte der Isländischen Dichtung der Neuzeit (1800—1900). Leipzig, Hermann Haacke.

Lang, Helene, Gedankenstunde. Roman. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reissner.

Langermann, Johannes, Stein—Pestalozzi—Fichte in ihrer Beziehung zur socialen Frage der Gegenwart. Im Selbstverlag des Verfassers und in Commission bei Steinborn & Co., Barmen.

L'Arronge, Adolph, Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Laurent, Charles, F. St., Germanization and Americanization compared. Montreal, C. F. St. Laurent.

Laurentius, Dr., Krapotkins Morallehre und deren Beziehungen zu Nietzsche. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Leisner, Otto, Buchstabe und Geist. Kritische Betrachtungen über die Bedeutung der unterrichtlichen Hilfsbücher. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Lindau, Rudolf, Erzählungen eines Effendi. Berlin, F. Fontane & Co.

Lindheimer, Franz, Hagars Liebe. Schauspiel. 2. Auflage. Heidelberg, J. Hörning.

Lynx, Aissa und Anderes. Gedichte. Herausgegeben von der Litterarischen Vereinigung in Wien. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson.

Lönholm, Dr. L., Japans moderne Civilisation. Ein Beitrag zur ostasiatischen Frage. Tokyo, Selbstverlag des Verfassers. Leipzig, Rossberg'sche Hofbuchhandlung.

Marriot, E., Seine Gottheit. Roman. Berlin, Freund & Jeckel.

Mayreder-Obermayer, Rosa, Aus meiner Jugend. Drei Novellen. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson.

Meinecke, Gustav, Aus dem Kreolenlande. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag. (G. Meinecke.)

Müller, Franz, Vaterlands- und Soldatenlieder. Ein Liederstrauss für das deutsche Volk und Heer. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg.

Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Lieferung 19. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. (Professor G. Langenscheidt.)

Niemann, August, Die Erbinnen. 2 Bände. Dresden, Leipzig, E. Pierson.

Nora, A. de, Mein Herz. München, Seitz & Schauer.

Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz aus den Werken der Dichter und Denker aller Zeiten und Völker. Nach den Materien alphabetisch geordnet und herausgegeben von Carl Coutelle. 23. Auflage, bearbeitet von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, Jul. Baedeker.

Neuester und vollständiger Plan von Wien mit Angabe der neuen Bezirkseintheilung. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Rigutini, Giuseppe und Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Lieferung 8. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Rittland, Klaus, Ihr Sieg. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Rosenberg, Maximilian v., Die Kugelsucherin. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Schipper, Der Bacon-Bacillus. Zur Beleuchtung des Shakespeare-Bacon-Unsinns älteren und neuesten Datums. Wien, Wilhelm Braumüller.

Slatin Pascha, Rudolph, Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879—1895. Deutsche Originalausgabe. Mit 1 Portrait, 19 Abbildungen von Talbot Kelly, einer Karte und einem Plane. 5. Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Spir, African, Denken u. Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. 3. revidirte und stellenweise umgeänderte Auflage. I. Band. Die Norm des Denkens. Stuttgart, Paul Neff.

— Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. 3. revidirte und stellenweise umgeänderte Auflage. II. Band. Die Welt der Erfahrung. Stuttgart, Paul Neff.

— Philosophische Essays. Stuttgart, Paul Neff.

— Moralität und Religion. 3. Auflage. Recht und Unrecht. 2. Auflage. Stuttgart, Paul Neff.

Stöckel, Dr. Hermann und Eduard Walther, Die deutschen Volksfeste. Ein Beitrag zur Reform derselben. Vom Centralausschuss zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland preisgekrönte Abhandlung. München, Theodor Ackermann.

Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene ... erläuterte Ausgabe. V. und VII. ... Leipzig u. Wien, Bibliographisches Ins...

Die Waffen nieder! Monatsschrift z... derung der Friedensbewegung, herausge... von Baronin Bertha von Suttner. V. J... 1896. Nr. 3. 4. Dresden und Wien, E. Pi...

Walcker, Dr. Karl, Montesquieu als Polyhistor, Vorkämpfer der germanisch-protestantischen Cultur und als politischer Prophet. Leipzig, Rossberg'sche Hofbuchhandlung.

Wassermann, Jakob, Melusine. Ein Liebesroman. Paris, Leipzig, München, Alb. Langen.

Kleiner Wegweiser zu den Sehenswürdigkeiten von Wien. Rathgeber für Fremde und Einheimische. Mit 3 Plänen und 1 Karte. 6. verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Wendel-Schratz, Adelheid, Aus Herz und Welt. München, Seitz & Schauer.

Wertheimer, Paul, Gedichte. Leipzig, Georg Heinrich Meyer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Aord und Süd.

Sine deutsche Monatsschrift

Herausgegeben

VON

Faul lindau.

öiebenundsiebzigster Vand.

l>ul>olf t»!!,ar, t r ,! si Schlich, V5!»a!l> Oücndorfel,

Breslau

5chles!sche Ruchiluckerei, «nnst< und Verlagz-Anstal»

v, 5. schottlaendor.

Inhalt des ??. Bandes.
April. — Mai. — Juni.
1896.

Inhalt des 77, Vandes,

!Uit den ^ortraits ron-

Rudolf lothar, radirt von Johann tindner in München; Ernst schlich, radirt von Johann lindncr in München; Gswald CNtendorfer, radirt von Johann lindner in München,

^HM^W

April 1,896.

Inhalt.

hierzu ein Portrait: Rudolf Lothar.
Radirung von Johann lindner in München,

‚N»ld »nd öld" «schein! »in Anfang jede, M»n»!, !n Nefien mit je »!»»l llnnübeüagl,
-^^— Peel, pe, «vnaKal (l veN») » Mall.
All» snchhandlnnaen »nd p»st»nsta!!»n nehm»« jede»!«!! Uesiellnngen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von «Kord und Sild" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Mord und Süd" Vreslau.
Ziebenhufenerstr. ^, ^3, ^5.

Die Oenus von Milo.
Schauspiel in einem Aufzuge.
v«n
Paul Lindau.
— Meiningen. —
Meinem Freunde
Zwang Aoppel-Mfelö.
gewidmet.
In meiner frühen Jugend, bei meinem ersieu Aufenthalt in Paris, sah ich im Theater
des Odeon ein Stück, das denselben Titel fühlte, den ich für das meinige angenommen
habe: „Die Venus von Milo".
Eine Scene, die Zertrümmerung der Statue durch Praxiteles, der mit einiger
dichterischer Freiheit als der Schöpfer der herrlichen Venus angenommen war, hatte einen
besonders tiefen «Andruck auf mich gemacht, und ich mußte oft daran zurückdenken. Der
Zufall fügte es, daß ich unter dem Nenne meiner Iugenderinncrung selbst an die Be-
arbeitung des mir sympathischen Stoffes herantrat. Ich baute mir den Plan auf, wie ich
ihn mir dachte, und machte mich an die Ausführung . . .
Es reizte mich, festzustellen, nrwieweit bei meiner vollkommen selbstständigen Arbeit
die Eindrücke, die ich vor 35 Jahren als ganz junger Mensch im Theater empfangen
hatte, weitergewirkt hatten: und während ich mitten in meiner Arbeit war, schrieb ich an
einen Pariser Freund, er möge mir doch das Stück, dessen Autor ich uicht mehr tauute,
zu verschaffen suchen. Die erste Antwort, die ich erhielt, war die: ein solches Stück gebe
es überhaupt nicht, es stehe in keinem Theaterkatalog, ich müsse mich unbedingt irre».
Ich wußte das Gcgentheil, wiederholte meine Bitte, und nach einiger Zeit, als meine
eigene Arbeit schon weit vorgeschritten war, wurde das bisher vergeblich «besuchte in der
That aufgefunden.
Es war das dreiactige Schauspiel „I.a Venu» <Io Niln" von Grafen Louis d'Assas,
das im Winter 1858 eine veilMnißmäßig geringe Anzahl von Aufführungen im Odeou
erlebt hatte und seitdem von der Bühne und vom Büchermärkte vcrschwuuden war. Ter
junge französische Dichter sollte diesem Versuche leinen zweiten mehr folgen lassen; er starb
sehr bald darauf, ich glaube, Aufana. 1859.

Mit dieser französischen dramatischen Dichtung hat meine Arbeit nur den anekdotischen Untergrund gemeinsam. Wenn ich mein Schauspiel auch im weitesten Sinne des Wortes als mein geistiges Tigenthum beanspruchen darf, wenn auch nicht eine Zeile aus dem französischen Werke in das meinige übergegangen ist, — ich habe das Schauspiel von d'Assas während meiner Arbeit nicht einmal aufgeschlagen, — wenn auch das Verhältnis;, in dem mein Stuck zu dem älteren französischen steht, ein piel weniger intimes ist, als z. B. das zwischen Hacklänbers Lustspiel „Der geheime Agent" und dem Lustspiel „vn nüu-lÄFo 80U8 I.0UI3 XIV" vom älteren Alexander Dumas, oder zwischen Sardous ,1^8 pkttes <I« mmienu" und den „Memoiren des Fräulein von Nöhw", — der älteren Meister, die in Vezug auf den Vegriff des geistigen Eigcuthums unendlich freiere Anschauungen hatten als wir, nicht zu gedenken, — so erachte ich es doch als ein Gebot literarischen Anstandes und als eine Pflicht gegen den früh verstorbenen Dichter, ausdrücklich darauf hinzuweisen, baß ich dem dreiactigen Schauspiel des Grafen d'Assas die erste Anregung zu dem meinlgen verdank.

Dresden-Strehlcn, Januar 1895.

Personen.

Asiatho».
St» Ms.
Klytia.
Philemon l Freunde des Aga-
Perikleitos / thon.
Midias, Oberster der Sklaven des Hauses.
Praxiteles, ein Sklave des Agathon.
Lhloe, eine Sklavin.
Panurgos, Sklavenhändler.
Diener und Mägde im Hause des Agathon.

Das Stück spielt in Athen im lwrtm des Agathon, um 370 v. Chr.

Im Garten des Agathon.

Recht« ziemlich weit vorn <ctwl>» erhöht, die Vorhalle zu Agathon« neu« Wellstatt, Prächtiger Säulenbau. dei in den Galten hineinlagt, Der Garten ist mit alten Chpressen, Oel- und Mandelbäunien, mit Sträuchen, und Hellen von blühenden Myrthen, Noleu «, dicht bestanden. Alle» in uollstel Frühl!ng«placht. In del Mitte etwa schlängelt sich ein nicht regelmöhiger Weg vo,n voldcin Spielraum der Vühne »n bei Vorhalle vorüber dem Au«ga»gt (Hintergrund etwa Mitte» zu, Link« untel Daumen und Gesträuch ganz verstellt ein anspiuch«l»lei hölzerner Vau (mit angenommenem Qberlicht>, an dem Wein, Üiosen und wilde Schlingpflanzen b!« zum Gipfel hinaufranlen. Diese Pflanze» bilden die natürliche, falbigt und llnmuthige Um-, rahmung der breiten Thür, die wie der ganze untere Theil de« Vau«« etwa mannühoch vom wuchernden Gesträuch bedeckt wird. Auch der schmale Steg, der von, bieite» Wege zu diesem Vau fühlt, wild duich da« dichte Stllmchweil den Blicken entzogen. Werden die Flügel der breiten Thüi geöffnet, fo fleht man einen schweren, dunlelfailigen Volhong, der den Einblick in da« Innere wehrt, Heller goldiger Sonnentag, Tiefblauer Himmel, Im Hintergiundc auf felfigeu Höhen sind die Säulenbauten dei Stadt sichtbar.

Erste Scene.

In der Halle rechts auf Polstern an niedrigen Tischen Agatholl, Klytia, SlohaS, Philen,«,«. PerMeiws beim Gelage. Sllaven, von MidiaS, dem Haushofmeister, beaufsichtigt, reichen Speisen herum und füllen aus den Amphoren die prächtigen Gefäße mit Wein.

Agathon.

So lobst Dil meine neue Werkstatt, Stovas?

Die Venus von Milo. !
Skopas.
Von Herzen, Agathon! Ein Meisterwerk!
Anmlithig, würdig, heiter, feierlich!
Wie frei und stolz die schlanken Säulen ragen!
Und dieser Stein! Nichts Herrlicheres ward
Des Paros Marmorbusen je entrissen . . .
Dazu das reine Licht der rauhen Arktos,
Das hell vom (Giebel einströmt, schattenlos
Den weiten Raum durchfluthend . . . Und die Pracht
Der Stoffe, Muster, Farben, der Gerüche! . . .
Kein Zweiter in Athen darf sich berühmen
So weihevollen Heinis für Künstlerarbeit
Wie Du, »nein Agathon! Und fühlt' ich Neid,
Beim großen Zeus, ich tonnte Dich beneiden.
AgathoN (««lchmeichelt).
Doppelt erfreut das Lob aus solchem Munde.
Hab' Dank! . . .
(Sich an Phücmon wendend, dei mit sichtbarem Vehogen de» Speisen zuspricht,»
Philemon! Nun, was sagst denn Du?
Klntia.
Philemon? Der sagt nichts! Der beißt und kaut.
Agatho«
(sich an den Andern, der gerade die Schale am Munde hat, wendend).
Und Perikleitos?
Klntia.
Trinkt ilnd schlürft und schluckt.
Willst denen Du zum Wort die Zunge lösen.
So sprich' mit ihnen nur von Küch' und Keller,
Da werden sie Dir Ned' und Antwort steh«.
AgathoN (etwa« befanden).
Von Dir Mich, Klntia, hört' ich gern ein Wort! . . .
Klvtin (lächelnd,.
Die Werkstatt ist nun da, nur fehlt der Meister.
(Die beiden Schlemmer breche» in laute« Lachen au«, i» da« auch Slopa« widerwillig mit einstimmt,!
Agathon.
Du hast's erreicht! Die Kunstuerständ'gen lachen!
Muht Du denn immer Deines Witzes Spitzen
Just an mir wetzeu?

Paul lindau in Meiningen.
Klytia.
Edler Agathon!
Du bist der beste Wirth, gefällig, lustig.
Dein gastlich Haus ist prächtig. Jedermann
Lobt Deine Weine, Deiner Tafel Spenden,
In strenger Zucht hält Midias Deine Sklaven,
Dieweil Alopes traulichen Befehlen
Der flinken Mägde Schaar mit Freuden folgt.
Die Göttin in verschwenderischer Laune
Hat auf Dein Haupt ilw Füllhorn ausgeschüttet.
Du bist gesund, gefeiert, bist noch jung.
Und Du bist reich . . .
Agathon.
Reich? Ich bin bettelarm!
Kauft man mit Gold den Ruhm? Kauft man die Liebe?
Skopas ist reich! Ihn preist die Welt als Meister.
Doch uns, armsel'ge Pfuscher, kennt sie nicht.
Ilnn lächelt Klytia, mir versagt sie sich.
Skopas.
Sie lächelt? Ja ... Sie lacht uns Neide aus!
O Skopas
Klytia (lllb«n«wiirb!a).
(Zu Agathon,)
Zürne nicht! Ich mein's nicht böse!
Bleib' Du der Meister froher Lebenskunst,
Die Bildnerei — die überlaß . . .
Agathon (unwiMll),
Dem Skopas?
!2ich an Zlopll» wenden!,,)
Du weiht. Du bist mein Freund . . .
(Zu «cht!»,,
Doch Skopas, Skopas,
Skopas auf allen Gassen, immer Skopas!
Giebt's denn nur Einen Künstler in Athen?
Skopas.
Es giebt nur Eine Kunst — der Künstler viele!
Im Walde flötet, trillert, schmettert, jancknt
Die große Schaar der leichtbeschwingten Sänger,
Doch nur das Eine Lied ertönt: der Wonne,
Der ungestümen Lust am Sein ... So hauchen
(Auf de» Holzbau wellend,)

Die Venus von Milo,
Die Rosen, Myrtheu, Veilchen, der Jasmin,
Die dort an morschen Brettern üppig wnchern.
Nur Eines duftend in das Sonnenlicht:
Dankbare Freude nn der schönen Welt!
Klytia
(in de,, Anblick der blühenden Sträuche« versunlen).
Wie wunderherrlich dort die Rosen glühen!
<Z» «lnothon, mit belandelel Betonung,)
Was fängst Dil mit dem Nretterbau nnn an?
Der schlichten Wiege Deines Kiinstlerruhius?
Agathon. .
O spotte nur! Vielleicht komnit doch der Tag .
(Abblechend,)
Die Bude überwies ich einem Sklaven,
Den mir Panurg vor wen'gen Monden schaffte.
(Zlntio,«' stumme Fluge bellnNvortend,)
Ans Melos stammt er und versteht so ziemlich
Das Handwerksmäßige der Bildnerei.
Klytia
(mit Absichtlichleit wiederholend!.
Das grobe Handwerksmäßige?
AgathoN (leichthin).
Nichts weiter!
Zweite Scene.
Die Vorigen. Panurgos uon recht« vor».
Agathon.
Sieh' da, Panurg! Was führt Dich her. Du Gauner?
lPllnurg verbeugt sich mehreren!»,!,)
Just nannt' ich Deinen makellosen Namen!
Von neuem Raubzug fröhlich heimgekehrt?
Hast wieder ein Geschäft?
Panurgos.
Hochedler Herr!
Schlecht sind die Zeiten! Das Geschäft geht traurig . .
Agnthon.
Ich weiß! Die Rede schenk' ich Dir. Zur Sache!

Paul lindau in Meiningen.
Panurgos.
Zur Sache denn! Freimüthig darf ich doch?
Agathon.
Sprich nur getrost! Wir sind hier unter Freunden!
Panurgos.
Du gabst mir Auftrag, Herr, für Deine Kunst
Ein frisch erblühend Mädchen Dir zu schaffen . . .
Von einem Bildwert Aphrodites sprachst Du,
Mit den: beim großen Wettbewerb . . .
Agathon (Ungeduld!« unttibllchenb).
Schon gut!
Klytia (Achtln!, ,u Ponur«),
Sprich nur getrost! Wir sind hier unter Freunden!
Panurgos.
Du Skopas niederrennen wolltest.
AgathoU (noch ungeduldiger).
Schurke,
Zur Sache!
Panurgos.
Ich bin mitten in der Sache.
Ich Hab' gesucht, gesucht . . . und nun . . .' gefunden!
Das fleischgeword'ne Abbild Aphrodites,
Das schönste Kind, das Helios je geschaut.
Agathon.
Der Händler lobt die Waare. Deine Worte
Sind windig. Zeige, was Du hast.
Panurgos.
Ich harrte
Mr des Befehls und bringe sie zur Stelle.
<M!t tiefei Verbeugung wieder n»ch rechts vorn ob,)
Klytia (lücheInd).
Glück auf zum stillen Helfer Deiner Kunst!
Agathon.
Wie meinst Du das?
^

Die Venus von Milo.
Klytia.
Ich spreche uon Pannrg.
Fängt er nicht flligs die Liebesgöttin ein.
Mit deren Abbild Du den dunklen Kranz
Des Siegers stolz um Deine Schläfe windest?
(Lächelnd zu Skopa»,)
Du Aermster!
SkopNs (ebenfalls lächelnd,.
In! Du wirst wich trösten wüssen.
Dritte Scene.
Die V«rii»en. PanurgoS, shloe an der Hand hemnzeirend.
lChloe In schlichten, Chiton, bei sich eng an bie Glieder anschließt, Schultern, H»l« bi« znm Vrustansotze unb Stacken, sowie bie Anne frei. Da« gewellte blonbe Haar ist in bei Mitte gescheitelt, hinten zu einen! einfachen ,<en»uf geschlungen, aus den, sich einige Eträbnen löien. Die Aehnlichleit mit bei Venus von Milo ist in bei äußeren Erscheinung bei llhlo« möglichst anzustreben, sowie auch bie Aehnlichleit bei Stellung, bie ste nach Panurgs Weisungen zu Anfang bei Scene anniinmt,) ,
Panurgos.
Nur näher, vorwärts! Nicht so spröde, Mädchen!
(ühlocs Erscheinen macht auf Alle einen sichtbaren Einbruck, Slopas, Klytia unb Agatho» verlassen bie Halle unb steigen bie Stufen, bie zum Garten führen, hinab. Die beiden Freunbe, bie unausgesetzt gegessen unb getrunlen habe», erheben sich von ihrem Lager, Mibias und bie übrigen Sklaven blicrrn neugierig auf die Eintretende, Panurgos führt sie nach links und stellt sie da so hin, das! sich ihre lichte Gestalt vom dunkeln Hintergründe de« Buschwerks möglichst vortheilhast abhebt,)
Da stell Dich hin! So! Recht beguem zur Schau'.
Deu linken Fuß streck' uor ... die rechte Schulter
Ein wenig tiefer . . . So! . . . Und neige nun
Den Kopf . . .
<Aerger!ich,)
Doch nicht so tief! ... Ach diese Mädel!
Was hat Dein Blick am Boden da zu kriechen?
Schau frei und ruhig uor Dich hin . . . Wird's bald?
(Sich entschuldigend,!
Verzeiht, sie ist noch schüchtern, unbeholfen . . .
Klytia (herrisch».
Genug der Rohheit! Unmeusch, rührt Dich nicht
Der Jungfrau Jugend, Schönheit, Trauer?
Panurgos.
Wie?!
Rührt mich? Die kenn' ich besser, edle Frau! . . .
's ist Eine wie die Andre . . . zaghaft, scheu.
Am ersten Tag in Thränen aufgelöst.

f»anl lindan in Meiningen,
Doch giebt sich's bald! Glaubt mir, in weu'gen Wochen
Da tollt und scherzt auch die wie alle Andern.
(Zu Agathen,,
Hllb' ich den Mund zu voll genommen, heb?
Ist das nicht auserles'ne beste Waare?
Skovas Wi sich).
Der Schuft hat Neckt. Das Kind ist göttergleich!
Philemon.
Mir bleibt der Bissen in der Kehle stecke».
Perikleitos.
Den Wein Hab' ick verschüttet.
Agathon
lmit gesvielter Gleichgiiltigleit!,
Hm . . . nicht übel!
Pannrssos «Werl««« lächelnd).
Sie wird nicht theurer, Herr, wenn Du sie lobst.
Doch hast Du wirkliche Bedenken, sag's!
Die werd' ich los! Davor ist mir nicht bange!
Aus Freundschaft nur für einen alten Kunden ...
Agathon.
Ich weiß, uneigennützig liebst Du mich!
Doch bietet Dir am nächsten Zaun ein Fremdling
Für dieses Mädchen nur fünf Drachmen mehr.
So ist sie sein! . . . Freundschaft, gehab' Dich wohl!
Ich kenne Dich, Du Schelm! . . . Nun also geh'
Zum Hausverwalter'Philetairos, sag' ihm.
Ich sei entschlossen, diese Magd zu kaufe».
Feilscht um deu Preis und laß Dich dann bezahlen.
(Da Pamiigo« «nschlnssig bleibt und sich die Haare traut,)
Was säumst Du noch?
Pauurgos.
Mit Philetairos, Herr?
Mit dem mocht' ich nicht gern zu schaffen haben.
Das letzte Mal schon hat er arg geknickert
Und mich auf Zahlung lange warten lasse».
Es ist ei» Knauser . . .

Die venu? von Mil«.
Agathon.
Leute Deines Schlags
Versteht er eben richtig zu behandeln.
Nun trolle Dich!
Midias (»»lt«tend>.
Verzeih', Herr! Philetairos
Ist draußen auf dem Out. Doch kehrt er Heini,
Vevor die Sonne in die Fluthen tancht.
ÄgNthoN („» P»nuigo«>,
Komm' also später wieder!
PaNUrgos (immer bedenNich).
Später?
Agathon (ungehalten).
Ja!
Vis dahi» wirst Du Dich doch wohl gedulden?
Pannrgos.
Vis Sonnenuntergang?
Agathon.
Nun ja!
Pannrgos.
Wenn's sein muß!
Agathon.
Die Sache ist uun abgemacht, jetzt pack' Dich!
Pannrgos
«der sich schon nuhrmal« abgnoandt liotte und umgelehrt »oi, tritt wieder au Aaath»» heran!,
Kauf und Verkauf siud nichtig, wie Du weißt.
Verlangt es der Verkäufer oder Käufer
Am selben Tag . . .
Agathon.
Elende Krämerseele!
Panurgos.
Ich traue Deinem Philetairos nicht . . .
Der schickt das Mädchen nur vielleicht zurück.
.^

Bevor der erste Stern da droben flimmert.
Lacht mich noch aus, und ich Hab' dann das Nachsehn,
Muß dann für Kost und Unterschlupf noch zahlen . . .
Es paßt mir schlecht, ich liebe glatte Rechnung!
Agathon.
Jetzt reißt mir die Geduld, Halunke! Fort!
Pannrgos.
Ich gehe schon.
«Neil» Abgehen, für üch,)
Doch find' ich schnelleren Zahler,
So weiß ich, was ich thue.
<kich zxi «Gesellschaft verneigend,»
Lebt denn wohl.
«Necht» «b.>
Vierte Scene.
Die Vorigen ohne Panuraos.
Klntia
,d!e wählend des bände!« Ehloe, die regungsla» dasteht, mit wachsender Aufmerlsamleit betrachtet hat, für sich).
Wo Hab' ich dieses Mädcheu schou gesehen?
Dem Nad entsteigend? . . . Sonnengoldumflosseu?
Von Myrtheu und uon Rosen hold umkränzt?
Wo nur? . . . Im Traume?
«Zie tritt an Chwc heran,)
Sag' mir, liebes Mädcheu,
Wie ueuust Du Deine .Heimat?
Chloe.
Melos, Herrin.
Klntia
«fährt zusammen, lebhafter).
Dein Name?
Cbloe.
Chloe.
Klntia
«mit dem Ausdruck, daß ihre Ahnung sich bestätigt, für sich!.
Nun weiß ich genug.
(Sich an Slopll« wendend, leise,»
Willst einen Wunsch Du mir erfülle«, Skopas?
SkopNs (ebenso).
Was Du verlaugst, im Voraus ist's gewährt.

Klntia.
So such mich spater auf bei den Cnpressen.
Chloe (zu «gllthon).
Willst Du mir sagen, Herr, wohin ich nun . . .
AgNthoN (wenig freundlich),
Geselle Dich zum übrigen Gesinde,
Und mache niit Alope Dich bekannt.
Des Hauses treubewährter Schaffnerin,
Der Du gehorchen sollst in Allem . . . Geh'!
Klytia
(an die Abgehende herantretend, leile, herzlich).
Geh' ruhig, Kind! Nicht lange bleibst Du hier.
Illhloe lächelt dankbar m,l> geht dann gesenlle» Haupte« „ach rech!« ab,.
Fünfte Scene.
Die Vorigen ohne sshloc.
Skopas
(ihr nachblickend, in Newunderung),
Ein wunderbares Mädchen!
Perikleitos (schwärmend).
Diese Haltung!
PhilemoN («bens«).
Und diese Lippen! dieser Hals!
Perikleitos.
Dies Auge!
Philemon.
Wie sich die gold'nen Haare kosend schmiegen
Um diese reine Stirn.
Agathon.
Hah! Seht, Ihr Schwärmer,
Nun stimmt Ihr zu, Verächter meiner Kunst!
Ist's nöthig, daß der Künstler afterklng
Der Schöpfnng hehres Werk zu bessern trachtet?
Nachmachen soll er's, wie es vor ihm steht!
So und nicht anders! Kann er's, ist er Künstler.

Klytia.
So schaff mi Meisterwerk! Dann glaub' ich Dir. —
Was die Natur mit fester Hand ganz deutlich
In scharfen Zügen schreibt, das schreibst Du ab,
Nicht ungeschickt. Doch was die Schrift bedeutet.
Der schönen Zeichen tief uerborg'neu Sinn,
Den faßt der ahnungsvolle Künstler uur
Und offenbart ihn der beglückten Menge.
Agathon.
Laß mich mit Deinen Zeichendeutereien!
Was ich mit meineil Augen sehe, seh' ich.
Und kann ich's so gestalten, wie ich's sehe.
Gehorcht die Hand dem Ange, bin ich Künstler.
Die Kunst ist Wahrheit . . .
Skovas.
Schönheit ist die Kunst.
Ägathon.
Wahrheit ist Schönheit!
Skovas.
Oder Häßlichkeit.
Agathon.
Als Künstler schaff ich nur das, was ich sehe.
Ich, wie ich's fühle.
Skovai
Agathon.
Ja, die alte Schule!
Doch wir, nur Jungen . . .
2 topa s.
Ach! Die Jungen! Alten!
Braucht' ich deu Nnndreim nimmermehr m hören!
Dem Phidias, nnser Aller großem Meister,
Der nuu seit sechzig Iahreu im Elvsion
Ten hik'gen Streit der Schulen mild belächelt, —
Schon ihm klang gellend, kreischend in den Ohren
Das dumme Lied von Alten und von Jungen!

Was i„ der Kunst ist alt? Was jung? Gieb Antwort!
vielleicht ist Phidins alt, der ewig Junge?
Am Ende altert auch Unsterblichkeit?
Und ist nnr wahr, was nnsre Aussen sehen? —
Steig' nur hinanf, Freund, zur Atropolis,
Betracht' am Parthenon das Bild des Zeus,
Und sag' nur: ist das wahr, in Deiuem Sinne?
Das Bild hat freilich Atund und Stirn und Nase
Und Ohren just wie wir — menschliche Züge!
Uud doch ist's anders — was? Mir fehlt das Wort,
Doch fühl' ich's deutlich: nenn's das Göttliche,
Das übermenschlich Schöne, schaurig Hehre,
Nenn's, wie Dil willst! Ich nenn' es einfach: Kuust!
Und steh' ich uor des großen Gottes Bildniß,
Dann fühl' ich wohl, wie hinter diesen Brauen
Der Donner schlnmmert, wie das mächt'ge Auge
Im Zorn entflammend Feuerblitze speit.
Und wie die Fluth sich staut uud grollend schänmt.
Und die bestürzte Erde furchtsam bebt,
Wenu er des Hauptes schwere Locken schüttelt.
Das ist das Göttliche, das ist die Kunst! ^-
Versuche Du es, so auf mich zu wirke».
Bist doch ein Mensch, bist eingefleischte Wahrheit . . .
Versuch's mit Deiner Echtheit, Agnthon!
Philemon.
Wie wcir's, wenn wir uns noch ein wenig stärkten?
Perikleitos.
Der Tag ist heiß! Mir klebt die Zung' am Gaumeu.
(Die Neiden strecken sich wieder auf die Polster »nd lasse,! sich bedienen. Auch Agalhon, Klhtw und Sloft»« sind in die Halle getreten, bleiben »bei stehen,)
Skopas
luimmt vom Tisch ein Trinlgeiiiß und betrachtet e« wohlgefällig»,
Schau her . . . eiu unnusehulich schlichtes Ding —
Ein Kelch zum Trinken nnd znm Schmuck der Tafel.
Wahr ist das nicht! Nichts, nichts ist wahr daran.
Unwahr ist schon der Stoff: der stärkste Sturm
Köuut' diese zarten Ranken nimmer beugen.
Nie sah man einen Blumenstiel wie diesen
Zum Henkel kunstvoll hier geschwungenen.
Und nie ein Blatt so sänberlich zerfranst,
So witzig aufgebauscht wie diese hier . . .

Und doch! Wie reizend ist's, wie wohlgefällig!
Hier spricht der regste Sinn für Formenschönheit,
feinfühligstes Verstündniß echter Kunst . . .
Und ist es auch nicht „wahr", ist's doch ein Kunstwerk.
Agathon.
Visweilen schläft auch Skopas wie Hoiueros!
Diesmal hat Dich Dein Kennerblick getäuscht.
Das da eiu Kunstwerk? Dies armsel'ge Ding?
Skopas.
Kennst Du deu Meister, der es schuf?
Agathon <uch«l»d).
Den Meister?
Den kenn' ich allerdings! Mein Sklaue ist's,
Praxiteles aus Melos, 's ist derselbe.
Den» ich die Werkstatt drüben überwies . . .
Man hatte wir gerühmt, er sei geschickt
Und auch begabt uud eifrig in der Arbeit.
Er selbst beschwor mich, ihu in's Haus zu nehmen.
Die ferne Heimat und das ferne Lieb
— Natürlich ist er schon verliebt, der Bursche! —
Und alle Qualen wolle er ertragen.
Wenn er als Künstler dienen, schaffen könne.
Ich lächelte und nahm ihn auf. Ich gab
Ihm dies und das zu thun — langweil'gen Kram,
Der schwer des Schaffens freien Flug belastet;
Und in der That, ich war mit ihm zufrieden.
Er machte seine Sache nett und brav.
Den Saum des Chiton künstlich zn verzieren.
Die Blätter des Akanth am Haupt der Säule
Schwungvoll zu runden, eine Kleinigkeit
Wie jenen Kelch ans feuchtem Thon zu kneten, —
Das «lacht er schon, wenn man ihn tüchtig leitet.
Doch inehr erwarte nicht.
Skopas
st«« «lfäß Wieb» bttiocktend),
Mf' ihn mir her!
Ich möcht' ihn kennen lernen.
Agathon (lächelnd),
Wenn's Dir Spaß macht

<3„ Vlibill».)
Praxiteles soll sich hierher verfügen.
tWidias giebt einem Sllllven die Weisung, Dieser begiebt sich nach de,,, Holzbau, dessen lhiir ir ver-
schlossen findet, Nach mehrmaligem Poche» öffnet Prazitele«, empfängt den Befehl, schließt die Thiir »nd
folgt alsdann dcnl Stlaven nach der Halle, Etwa gleichzeitig hat sich itlytia erhoben und enlfeint sich un-
bemerkt, so daß sie Praxiteles nicht begegnet. Währenddem wird die Unterhaltung i» der Halle fortgesetzt,)
Mn wirst Du ihn ja sehn, den Wnndermann.
Ein Etwas hat er schon vom wahren Künstler . . .
Und was denn?
Skopas.
Agathon.
Die Verrücktheit! — Der Phantast
Erzählt nur guten Glaubens, freudestrahlend,
— Ich glaubt', er triebe Scherz, — er habe neulich
In meinem Gärtchen hier zur Dämmerstunde
Ausnehmend vornehmen Besuch empfangen:
In eigenster Person Frau Aphrodite.
Sie habe ihm gelächelt, ihn geweiht
Und huldvoll ihm Unsterblichkeit verheißen.
Er sagte mir dies kindisch tolle Zeug
So ernsthaft, als sei's gar nicht zu bezweifeln!
Skopas.
Und weshalb sollt' es denn ein Märchen sein?
Agathon (lachend).
Weshalb? Ah, Dn bist köstlich! ... Der Verkehr,
Der einstens zwischen Göttlichen und Menschen
Bestand, hat leider jetzt ganz aufgehört.
Wir suchen sie in Tempeln gläubig auf.
Doch mißt' ich nicht, daß sie Besuch erwidern.
Jetzt sind die Götter nicht mehr so vertraulich . . .
Skopas.
Sag' lieber: sie sind wählerisch im Umgang.
Agathon.
Eins weiß ich: mich hat nie ein Gott besucht.
Skopas.
Und dennoch war die Göttin vielleicht hier.
Sie traf Dich nicht zu Haus, der Sklav' empfing sie.

Agathon («l«il«n«n l«ch«lnb).
Vielleicht! So frag' ihn selbst. Da ist er ja!
(Währenddem Ist Praxiteles durch den «orten geschritten und Hut Kit zur Hülle auffichrenden Stufe» er-
stiegen. Er steht vor «lgathon und dessen Gäste» und verneigt sich respektvoll. Slopa» mustert ihn mit
besonderer Aufmerlsamlelt,)
Sechste Scene.
Ugath««. Elsvas. Praxiteles. Philem««. Verilleiws. Im Hiuteiarunde
Midias und die Ellsven
(Midi»» tritt lunglllm während de» Folgenden vor und nähert sich Agathon.)
AgathaN (zu Pruiitele»),
Bedank Dich für die Ehre Deines Hierseins
(Auf Stopas »eisend,)
Bei »seinem Freunde. Neige tief das Haupt.
Verehr' in diesem Mann den hohen Gönner!
(Ironisch,)
Du stehst vor unserm Knnstgenofsen Stopas.
Praxiteles
(der bisher in bescheidener Holümg dagestanden hat, fährt uus>.
Vor Stopas?
(Zweifelnd z» Agathon.)
Herr, Du treibst kein böses Spiel?
Ist's wirklich Stopas?
(Sich Stopas zuwendtnd,)
Ja, ich glaub' es nun!
Du bist's! Von Angesicht zu Angesicht
Darf ich Dich schan'n. Dich .Herrlichsten vor Allen!
Wie hat mein Herz die Stunde sich ersehnt!
So laß im Staub mich uor Dir knie'n, o Meister,
Laß Deines Kleides Saum mich brünstig küssen.
In demuthsuoller Ehrfurcht und Bewund'rung
Vor Dir, des großen Phidias reichstem Erben.
SkopNs (freundlich).
Nicht allzu überschwänglich, junger Frennd!
Auf Phidias' Namen soll kein zweiter folgen.
Praxiteles.
O doch! Ich uenne Euch getrost zusammen:
I» meinem Herzen seid Ihr Neide Nachbarn.
Mit gleicher Leidenschaft lieb' ich Euch Beide,
Wenn Ihr auch Beide grundverschieden seid.
Des Phidias Werk erschüttert mich im Tiefsten,

Das Deine, Skopas, zieht mich schmeichelnd an.
Scheu blick' ich auf zum Wolkeusammler Zeus,
Dein lauteschlagender Apoll entzückt mich.
Von Phidias lernte ich die Götter fürchten.
Du hast die Götter lieben mich gelehrt.
Agathon
lielnc» Atlgei schlecht UelbeigenK),
Hört mir den Schwätzer!
lZu «top»«,)
Ha, wie darfst Du stolz sei«.
Des Phidias froher, künstlerischer Erbe!
Ist's auch ein Sklave des Enterbten nur.
Der Dich so reich beschenkt!
Skopas.
Laß ihn gewähren!
Ich weiß schon, was mir zukommt, was den Andern.
Mißgönn' ihm nicht der Jugend süßes Vorrecht,
In Lob und Tadel ungerecht zu seiu.
Das maßvoll weise, wohlerwog'ne Urtheil,
Das aufmerksam nach alleu Seiten späht
Und dies bedenkt und das und jenes noch.
Mit Vorbehalt nur preist, behutsam rügt, —
So mag's und soll's das reife Alter fällen.
Unbändig, maßlos darf die Jugend sein.
Jugend vergeude luftig Kraft und Stoff,
Das Alter schafft vou selbst sparsam're Wirthschaft.
Dein Fülle», das die Heckeu überspringt.
Wirft Kronos doch die Schling' und fängt es ein.
Agathon.
Gepriesen sei Apoll, daß unsre Kunst
Milcht blos für junge Pferd' und Esel da ist.
Skopas.
Ich kenne keine höh're Künstlerfreude,
Als der Begeist'rnng reines, heil'ges Feuer
In jugendlichen Herzen zu entflammen.
lZu Pioxltele«,)
Tritt näher, Jüngling! ... Wo stand Deine Wiege?
Praxiteles.
Ich bin ein Kind des Felseneilands Melos.

l.8 Paul tindau in Meiningen,
Skovas. «
Unfrei, bist Du geboren?
Praxiteles (le>ie>.
Ja, ein Sklave.
Skovas.
Treibst Du schon lang' die Bildnerei?
Praxiteles.
So lange
Ich denken kann, und inuner, wenn ich durfte.
Skovas.
Hast eines Meisters Werkstatt Du besucht?
Praxiteles.
Nein, was ich kauu, muht' ich wich selber lehren.
Doch jetzt, da wich die güt'ge Gottin hier
Im Haus des Herrn den Künstler finden ließ.
Jetzt wird wan, hoff' ich, wir die Wege weifen.
Die sicher, ob auch steil, zur Hohe führen.
SkovNs (auf da« G«f<ih «eisend).
Ich fcch dies art'ge Werk von Deiner Hand.
Hast auch iu Größerm Du Dich fchon versucht?
Im Bilden menschlicher Gestalten?
lPlazitele« Ichweigt verlegen)
Mn?
Praxiteles.
Ja, das wohl auch . . .
Skovas.
Hast Du Entwürfe drüben
In Deiner Werkstatt? Darfst sie ruhig zeigeu . . .
Besorge nicht ein kränkend herbes Urtheil!
Das gute Wort beflügle frohe Dhat.
Komm', junger freund!
Praxiteles (sehr bei»»««»),
Vergieb mir, edler Herr!
Ich fühle wohl, wie gut Du's mit mir meinst,
lind Deine Gunst beglückt mich namenlos!
Bewahr' sie mir! Und laß mich bald, o Meister,

Als dankbarsten der Schüler Dich verehren.
Doch hente . . .
<Ei stockt,)
Herr . . . verlange nicht zn schauen.
Was jene Vretter dort dem Vlick entziehn . . .
<W«im.)
Ich bitte, ich beschwöre Dich . . . nicht hente!
Skopas (den Kopf lchMtelnd).
Seltsam!
<ssu Praxiteles,)
Warum nicht heut? Das Ungefüge,
Das noch Unfertige verwirrt mich nicht.
Praxiteles (f«i>.
Das würde mich nicht schrecken.
<Z»aernd,)
Aber . . .
Skopas.
Aber?
Praxiteles (geheimniß»°i).
Die Göttin nur kann Stund' uud Tag bestimmen.
Da ich das von ihr selbst geweihte Werk
Dem Blick der Sterblichen darbieten darf.
Skopas Mi sich).
Seltsam!
Agathon
(der lächelnd zugehoit hat, halblaut zu Slopa«),
Paß auf, jetzt wird er ganz verrückt.
Skopas
(auf Agathons Venieilung gar nicht achtend, zu Piaxitele«),
Die Göttin?
Praxiteles (schwärmend).
Aphrodite schwebt heran,
Sie selbst, kein Trugbild überhitzter Sinne,
Sie träufelt Valfam in mein wuudes Herz
Uud flüstert Worte göttlichster Verheißung,
Und lächelnd, staunend schant sie auf mein Vildwerk
„Verbirg's," so haucht sie, „bis ich selbst es löse
Aus seines Kerkers Nacht zu souu'ger Freiheit . . ."
Und siehe da, der Stein belebt sich, strahlt.

Als sei in ihm gebannt der Schönheit Abglanz.
Ein Wunder war's ... ich zitterte und bebte . . .
Ich sah mich schaudernd nm ... ich war allein . .
Ich sah ihr Kommen nicht und nicht ihr Schwinden.
Agathon.
So ist wohl gar dies gottgeweihte Werk
Das Vild der Aphrodite?
Praxiteles.
Ja . . . nnd nein!
Für mich ist es das Weib, das liebende.
Und das geliebte Weib . . .
(Schwärmend,)
Dil bist es, Chloe,
Die fern am Strand des meernmranschten Melos
Des Liebsten harrt, der jetzt Dein Sklave ist.
Agathon.
Das Bild der Freundin also?
Praxiteles.
Nein . . . und ja!
Nicht knechtisch formt' ich ihre Züge ab . . .
Wie meines Herzens Aug' sie vor mir sah,
So mußte sie auch meine Hand gestalten.
Magst Aphrodite, Chloe, Helena
Sie nennen — wozu sich am Namen halten? . . .
Frei bis zur Hüfte, ungezwnng'ner Haltung,
Auf schlankem Hals das kleine Köpfchen neigend.
Sich stützend auf den rechten Fuß, — im Uebrigen
Züchtig umhüllt von linnener Gewandung, —
Anmuthig, herrlich, stolz, zutraulich, streng,
Geheinl begehrend und doch keusch versagend.
So sah, so seh' ich sie, so steht sie da.
Hat sie die lose Hülle abgeworfen.
Um Kühlung suchend mm im Bad zu plätschern?
Ist sie des Meeres Fluthen erst entstiegen?
Verhüllt sie sich? — Ich weiß es selber nicht!
Was kümmert mich, ob so, ob so, ob anders!
Nach süßer Anmuth nur strebt ineine Knnst,
Nur Schönheit lechzt mein liebedürstend Herz,
Nur holde Weiblichkeit ersehnt mein Sinn —
Mit allen Sinnen fühl' ich nur — das Weib,

Geheim begehrend und doch keusch versagend . . .
So seh', so sah ich sie, so stand sie da,
Sie — Chloe, Aphrodite, Helena!
Skovas
lmit freundlichem Lächeln),
So wird man also warten müssen, bis
Die Göttin selbst das Heiligthum erschließt
Und Deiner Kunst Geheimniß offenbart . . .
cGemiithlich,)
Einstweilen, junger Freund, besuche mich
In meiner Werkstatt. Sieh Dir einmal an.
Wie unsereins nach weniger hehrem Vorbild,
Nach von der Straße aufgeles'nen Menschen
Das Gottergleiche zu gestalten trachtet.
Es mag Dich reizen, mit mir's zu versuchen . . .
Des Einen Beispiel spornt den Andern an.
Und, wechselseitig strebend, lernen Beide.
Wir kneten dann und meißeln um die Wette . . .
Dein Herr, mein Frennd, wird Dir schon Urlaub geben.
Praxiteles (feuM,
Hab' Dank, aus tiefbewegter Seele Dank!
Agathon.
Was? Gleich so hoch hinaus?! Zu Phidins' Erben?
Gleich in die Meisterschule? Sollt' der Sklave
Bei weniger berühmtem Künstler nicht
Noch Manches lernen können?
Praxiteles (»erle««‹),
Herr ... Dil weißt . . .
Agathon (herrisch).
Schon gut! ... Du bist entlassen! . . . Au die Arbeit!
(Sarlostisch,)
Zurück in's Heiligthum! Vielleicht harrt Deiner
Die Göttin . . . säume nicht!
Praxiteles
lin entschuldigendem Tone),
Herr! . . .
<«aath<>» wende! sich »b und sieht sich noch sslytiü um,)
Skovas («emiithlich).
Bis zur Schwelle

Geleit' ich Dich . . .
(Bewegung Pilllitele«',)
Nicht weiter! . . . Komm!
Agathon
(Ken Davongehenden achselzuckend nachblickend».
Der Tropf!
(Tlopa« und Praxltele« begeben sich langsam Im Gespräch durch den «arten nach dem Nietterbllu, wo Elopa» sich herzlich von Prazitele» verabschiedet. Prazitele« donlt ehrerbietig und tritt dann in die Well–statt ein. Währenddem spielt sich in der Halle da« Folgende ab,)
Agathon
(nachdem er sslytia vergeblich gesucht hllt>.
Doch wo ist Klvtia?
Philemon.
Klytia ist verschwunden.
Agathon.
Das seh' ich wohl, und darum frag' ich eben.
Philemon.
Bei wohlbesetzter Tafel frag' mich nicht
Nach Leuten, die da kommen, gehen, weiß ich's?
Ich sehe mich nicht um . . .
Perikleitos.
Ich höre nichts.
Wenn ich den Vecher an die Lippen führe.
Midias
(tritt an Agathon heran, bo»h»ft>.
Du hast ,00hl Recht: die Göttin wartet drüben . . .
Agathon (erstaunt,.
Wie meinst Du?
Midias.
3iun ... ich denke mir mein Theil.
So sprich!
Agathon (ungeduldig).
Midias (unterwillfig).
Ich möchte nicht, ich armer Sklave,
Ein einzig Wörtlein sagen, das den besten Herrn
Verstimmen könnte . . .

Agathon (noch ungebuldiger).
Wich Du reden, Schurke!
Midias.
Nun denn ... bei aller schuld'gen Ehrerbietung,
Die ich des Hauses Freunden stets erweise,
Macht' ich doch glauben. Deine Freundin Klntia,
Die allzu knapp Dir ihre Huld bemißt.
Vergeudet sie dort drüben . . .
Agathon c»»ffoh«ildi.
Bist Du toll?
Hast heimlich Du, hast Du zuviel getrunken?
Midias.
Ich bin bei Sinnen, Herr, und völlig nüchtern!
Ich hab's gesehn, gesehn mit meinen Augen . . .
Vor men'gen Tagen war's ... im Zwielicht . . .
(Stockt,)
Agathon.
Midias.
Gesehn, wie er zu Klytias Füßen lag.
Der aufgeblasne Schelm, Dein Liebling, Herr,
Der Seinesgleichen, uns, wie Pack behandelt!
Gesehn, wie Klytia gütig sich ihm neigte.
Holdselig lächelnd ihm den Scheitel küßte . . .
Agathon (oußli M,
Du rasest, Schurke!
Midills (kriechend).
Herr, ich hab's geselm!
Agathon.
Lügst Du, laß ich Dich peitschen! Sprichst Du wahr,
Soll ihm die Geißel über'u Rücken sausen.
Bis er vergessen, daß ihn Klytia küßte!
Midias.
Das wird dem übermüth'gen Fant nnr frommen!
(llntfcmt sich auf eine H»»dbewegu,ig Agathon«,)
Mn?

Agathon.
Vei allen Göttern! Ja, dann soll er's büßen!
Was ich mit heiße»! Fleh'n, gluthvolleu Bitten,
Uuwürd'gem Winseln, süßen Schmeichelworten,
Was sinnlos drohend, sinnlos auch verheißend.
Ich nie erwerben konnte: Klntias Gunst —
Ihm, ihm sollt' in den Schooß sie fallen? Ihm?
Der Sklave sollte des Gebieters spotten?
Gemach! — Wir reden noch ein Wort zusammen!
Philemon.
's wird Zeit, die Tafel endlich aufzuheben.
Ich klett're zur Akrovolis hinan.
Komm mit, Vewegung fördert die Verdauung.
Perikleitos.
Nach Mein Schmause lob' ich mir die Nuhe,
Und Arbeit zwischen Mahl und Mahl bekommt nicht.
Ich strecke mich anf's Polster!
Philemon.
O Du Schlemmer!
Perikleitos <,« »2<>ch°n>
Die Götter schützen Dich!
Agathon.
Gehabt Euch wohl!
(Agathon verabschiedet sich von de» Neiden, die die Stufe» zum «arten hinabsteigt!! und auf dem breite«» Mittelweg dem «»«gonge im Ointergrmide ,u gehe». Dort trenne,! sich die Neide», der <5i»e geht »ach «cht«, der Ändere »ach link« ob,>
Siebente Scene.
Agathe» in der Halle. Tlopaö im karten bei den Cypresftn unweit des Brctterban?.
Bald damnf tritt Klyti» ans dem «Hcbiisch hervor.
Agathon (hiniibersvlihenb).
Im Laub ein Heller Schimmer? . . . Skopns wartet?
Praxiteles ist fort? — Hah! Sollte wirklich . . .
(Plötzlich abbrechend, in ganz verändertem Tone,>
O Wahnsinn! Vlöde, eifersücht'ge Tollheit!
Klntia die Vuhle ineines Sklaven? Skopas
Der Hüter frevler Heimlichkeiten? . . . Pfui!
Ich schäme mich des schmählichen Verdachts!

Dem neiderfüllten,, giftgeschwoll'nen Lump,
Der, die Verleumdung sacht in's Ohr mir zischelnd.
Den Argwohn wecken wollte, zahl' ich's heim! . . .
Warm,)
Da naht sie! Klntia! O wie ist sie schön!
O wie verderblich schön! . . . Sie gängelt mich.
Den starken Mann, wie ein gebrechlich Kind!
Ihr Spielzeug bin ich, schlaff und willenlos!
Weshalb mußt' gerade ich, der Vielgepries'ne,
In ihrer Anmuth Netzen mich verfangen,
Elend verzappelnd wie ein dummer Gimpel?
(Nach lurzer Ileberlegung,)
Am besten ist's, ich sag' ihr Alles selbst . . .
Zwar wird sie mich verspotten und verlachen . . .
Sei's drum! Für meine Thorheit will ich büßen.
»Mntill ist letzt aufgetreten, «Ilopa« ist ihr entgegengegange», Agathon tritt au die Neide» Hera»,!
Klvtin (freundlich).
Hah, Agathon? . . . Dich kann ich jetzt nicht brauchen . . .
Dem Skopas Hab' ich etwas zu vertrau'».
Das keines Dritten Ohr erlauschen darf . . .
Als art'ger Wirth hast Dil das Feld zu räumen.
AgNtho» (Neinlaut).
Ich wollte just Gehör von Dir erbitten . . .
Klvtia (immer freundlich,.
Ein andermal! Jetzt nicht!
Agathon.
Mir liegt daran . . .
Klntia.
Mir liegt daran, daß Du uns jetzt verläßt . . .
Wenn Du's nicht vorziehst, daß wir Dich verlasse».
Skopas begleitet mich, und unterwegs . . .
Agathon.
Nein, nein! Du bist hier unbeschränkte Herrin!
Ich gehe schon . . .
(Er wendet sich zum Gehe», bleibt stehe,,,)
Doch später?
Klntia
<ih,i lustig mit der band griiüend),
Später? Gern!

Agathon
(zu Tlopa«, dem er die band drückt).
Du Glücklicher!
(Wählend er die Stufe» hinansteigt,)
So werd' ich fortgeschickt!
«ir geht langsam durch die Halle ab,>
Achte Scene.
Klytia. 3l«pas.
Skopas.
Neugierig hast Du mich gemacht! . . . Was ist's denn?
Klytia.
Du hast Praxiteles gesprochen?
Skopas.
Ja.
Klytia.
Hat er erzä
Erschienen?
hlt, wie Aphrodite ihm
Skopas.
Ja.
Klytia.
Und ahnst Du ungefähr?
Wie sollt' i
Skopas.
ch?
Klytia.
Nun, so höre! . . .
uuserm Nachbarn, gegeu
Als wir
neulich
Bei Dikon,
Uns trafen
Abend
Skopas.
Lächeltest Du sonderbar . . .
Ich fragte Dich, doch Du gabst leine Antwort.
Klytia.
Den Weg zu kürzen, war ich durch deu Garten
Des Agathon gegangen . . . Plötzlich hört' ich
Seltsame Laute . . . wie vom Schaugerüst,

Das dröhnend vom Kothurne widerhallt:
Inbrünst'ges Flehen, lautes Jammern, Schluchzeil . . .
Sacht schlich ich näher, von« Gebüsch versteckt.
Und lauschte . . . Rührend war's und herzergreifend!
Der Jüngling, den Du sahst, lag hier an: Boden,
Er glaubte sich allein — und schmerzdurchwühlt
Rief er die Götter an, beschwor die Atropos,
Des Iammerlebens Fadens zu zerschneiden.
Er sei ein elend Ding, das man verschach're;
Mau Hab' ihn aufgepackt, Hab' ihn verladen.
Hierher befördert und verkauft; man habe
Der Heimat ihn entrissen, seinen Lieben
Und seiner Liebsten: Chloe! Bei dem Namen
Schrie er laut auf und weinte bitterlich.
Und wild verzweifelnd schlug er seine Brust.
„Dich wollt' ich halten. Deine Züge bannen,"
So rief er jammernd, „doch der spröde Stein,
Den ich mit Liebesgluth erwärmen wollte.
Blieb kalt nnd starr ... Ich fühl's: ich bin ein Pfuscher! . . .
Nein, meine süße Chloe bist Du nimmer!
Ein Bildwerk bist Du nur, wie andre mehr!" — —
Mn sah ich erst, wem diese Worte galten:
In jenen: Häuschen, dessen Dhür weit offen.
Da stand, vom Zwielicht zauberhaft unileuchtet.
Ein göttlich Weib, wie ich noch keines sah! . . .
(Nicht kümmert mich, was Ihr darüber denkt,
Ihr Herren von der Kunst!) . . . Mich überlief
Ein süßer Schaner weihevoller Andacht,
Stille Beseligung, ein Wohlgefühl,
So feierlich, so fromm, so mild und lieb.
Wie es mein Herz noch nie zuvor empfunden . . .
Und Er? ... Er schmähte dieses Göttenveib
In seinem hoffnungslosen wilden Schmerze!
„O Aphrodite!" schrie er, „ist es wahr.
Bist Du der Liebe Göttin und der Schönheit,
So zeig' dem Liebetrunk'nen, Schönheitsdurst'gen,
Daß Du noch Wunder wirkst! . . . O Aphrodite!
Sei gnädig meinem Schmerze! Gieb mir Chloe,
Die heißgeliebte Freundin meiner Kindheit!
Durchhauch' deu Stein mit ihrer keuschen Anmuth!
Erhöre mich! Du liebste, schönste Göttin!"
Da trat ich still hervor . . . Das Sonnengold
Umwehte sanft des Marmors kalte Blässe . . .

Der Jüngling sah's, wie sich das Vild belebte . . .
Der Wirkung Ursach' suchend, wandt' er sich . . .
Da siel sein Mick auf mich, da sank er nieder.
Anbetend rief er: „Aphrodite Heil!"
Nicht müß'ge Laune war es, die mich lockte.
Den Wahn des Jünglings liebevoll zu schonen.
Und Aphrodite wird mir's gern vergeben.
Daß ich den holden Irrthum nicht zerstörte.
Ihm Chloes Herz und ew'gen Nuhm verhieß . . .
Dann, während in den Staub die Stirn er drückte.
Schlich ich davon — zu Dikon, unserm Nachbarn.
Skopas.
Welch seltsam Abenteuer! . . . Aber, Klntia,
Hast Du nicht viel versprochen? Nicht zu viel?
Das Herz der Chloe? Ew'gen Künstlerruhm?
Klntia.
Den Nuhm wird sich der Künstler selbst erringen.
Und aus der Göttin Hand empfang' er Chloe!
O zweifle nicht au Äphroditens Macht,
Die mich zu ihrem Werkzeug hat erkoren!
Sie löst das Wort, das ich dein Jüngling gab.
Was, einer Eingebung der Göttin folgend.
Ich ihm verhieß, sie führt es treulich aus:
Von Melos' Strand hat sie hierher geleitet
Die Jungfrau, die sein Herz so heiß begehrt.
Das furchtsam blonde Kind, das heut Panurgos
Dem Agathon zum Kauf bot — Chloe ist's!
Chloe vou Melos . . . Frage nicht! Ich weiß es . .
Ich halt' am Vild das Urbild schon erkannt.
Skopas (bt«««t).
Die Götter lieben traun Praxiteles!
Klntia (In losend« ««fangenhtlt).
Und nun kommt ineine Bitte groß llnd schwer!
Eil' zu Pannrg sogleich, noch schwebt der Handel,
Was er auch ford're, kaufe mir die Sklavin,
Schenk' sie mir dann, — nein, schenk' sie Aphroditen,
Daß sie die jungen Herzeu froh vereine.
Skopas (sn>,i»g>,
üh Du ihu sprachst, war schon Dein Wunsch erfüllt!

Klytia.
«die Augen niederschlagend).
Nie würde ich so kühn zu bitten wagen.
Wenn mir mein Herz nicht sagte, daß ich's darf.
(Leise.,
Das Glück der Veiden sei mein Arantgeschenl!
Skopas
(sie in seine Arme schließend!,
O Klytia! Klytia!
Klytia.
Heißgeliebter Freund!
Skopas.
So liebst Du mich?
Klytia.
Ich liebte Dich von je!
Skopas.
Verheißender ward nie ein Vund geschlossen:
Auf Andrer Glück baut sich das unsre ans . . .
Klytia
(sich freundlich aus dcr Umarmung lo«,nachcud, i,n Tone herzlichster Mohnnng),
Geliebter . . .
Skopas.
Nun?
Klytia (leise).
Der Sonnenwagen sinkt . . .
Skopas (lächelnd).
Dein Brautgeschenk? ... Ich eile . . .
(Or schlicht Klytia «och einmal in die Arme und eilt dann dem »»«gong zn,)
Klytia (ihm nachrufend),
Skopas!
Skopas (wendet sich, lehrt um),
Klytia?
Klytia.
Ein Stückchen WW tonnt' ich Dich wohl begleiten? . . .

Skopas
(freudig, die Hund um ihre Hüfte !eg«nd).
Ein Stückchen? Nein! Den Weg durch's ganze Leben!
Oeunte Scene.
Nie Vorige». Ag«th«n.
(Alü sich die Neide» in lustigst« Itimmung nach dem Hintergründe wende»,
erscheint Agllth»» in der Holle und ruft ihnen nach.)
Agathon.
Scheucht' ich Euch auf? Ihr flattert ja davon
Wie Tauben in der Sonne! Bleibt, ich bitt' Euch!
Skopas (lustig).
Wir kominen wieder!
Agathon.
Doch wohin des Flugs?
Klytia.
Zum böse» Vogelsteller.
Agathon.
' Wie?
Klytia.
Wir wollen
Des Käfigs Thür noch einem Taubchen öffnen!
lTie gehen heiter ab — Wtte de« Hintergrund«, Agathon blicIt ihnen lopf-
schilttelnk nach.)
Agathon.
Fort sind sie . . . Ungelöst bleibt noch das Mthsel,
Und ungestillt mein ungestüm Verlangen! . . .
Wem glauben? . . . Midias schwürt bei allen Göttern,
Das, was unmöglich ist, fei volle Wahrheit!
Mit laut erhob'ner Stimme, ohne Zagen,
Will er vor mir Praxiteles und Klytia
Deß, was er mir berichtet hat, verklagen.
Und wenn ich ihn zu Tode peitschen ließe! . . .
Ob sie in übermüth'ger Weiberlaune
Ihm gab, was sie dem Künstler, mir, versagte?
Dem Stümper für fein „gottgeweihtes" Werk
Die Schönheit ihrer edlen Züge lieh?

Undenkbar!
(3r ist sinnend hinübergegangen nach der alten Werlslatt,)
Denkbar ist bei Weibern Alles!
Ich will's erkunden . . .
<Vr klopft an die geschlossene lhiir,)
He, Praxiteles!

Zehnte Scene.

Agathon. Praxiteles.

Praxiteles cn°ch >m Hause).
Wer ruft?

Agathon (ungeduldig),
Oeffne sogleich! Ich bin's! Dein Herr!

Praxiteles
(Hot geöffnet, bleibt in der Thülspaltc stehen),
Und was befiehlt mein güt'ger Herr?

Agathon (ihm entge«eiüieteud>,
Viel' Raum!

Praxiteles (erschrocken).
Du wolltest? . . . Nein, das wirst Du nicht begehre»

Agathon.
Vist Du von Sinne»? Was? Mir weigerst Du
Den Eintritt? Mir? Pack' Dich, eleuder Sklave!

Praxiteles (führt zusammen).
Ich bin Dein Sklave, habe nichts zu weigern . . .
Doch diese Thür «erschloß die Göttin selbst.
(»»»dringlich, nicht laut.)
Die Göttin straft den Frevler, der ihr trotzt.

Agathon.
Ich rathe Dir, «nein Aürschchen, fürchte mehr
Den Zorn des Herrn, als ich den Zorn der Götter!
(Er schielt unwirsch Praritele» bei Zeile und tritt hinter den Vorhang, der sich wieder schlicht, Praritel« stürzt mit dumpfem Tchrei „ach vor»,)

Praxiteles.
lauf dm ztnieen, inbrünstig!.
Erhabne, Licktumflossne, Fluthentrauschte!
Treu Hab' ich Dein Gebot erfüllen wollen,

Ich Hab' es nicht uermocht, — ich bin ein Nichts,
Ein willenloser Sklaue! — War' ich frei,
O war' ich frei, wie fnrchtbar würd' ich rächen
Die lästerliche Unthat! . . . War' ich frei!
(lfr Hot die Augen mit der Ho»d bedeckt und bebt uc>i tfiiegu»g,>
Agathon
stritt o»« de»l Noch»,!« hervor, »och obc,i, in luohrer Vrgriffc»he!t>,
O herrlich! Herrlich! Unbegreiflich schön!
<l>r tiitt »n Proxitcle« hei»», legt ihm die Ho»d o»f die Schulter, Pwlitele«
sohlt zula>»»ten und erheb! sich, Agothon beherrscht seine Erregung u»d sogt
gutmnthig,!
Weshalb verbirgst Du, Narr, wie eine Schande
Die fleiß'ge Arbeit, die recht lobenswerth
Und stellenweise ganz gelungen ist?
Zwar ist der Kopf zu klein, der Hals zu laug.
Und viel zu kurz der Rumpf . . . doch die Bewegung
Ist gar nicht übel, ist sogar . . . empfnnde» . . .
Kurzum: es läßt sich etwas daraus macheu! . . .
(Mit »»dir,» lone,!
Nud uun, ein ernstes Wort, Prariteles!
Hat nie das Auge eines Sterblichen
Das Bildwerk dort erblickt, wie Du es sagtest?
Besinne Dich, eh' Du nur Autwort giebst.
Prariteles (dumm.
Ich brauche mich uicht zu besiuueu, Herr.
Vor Euch hat keines Menschen Auge je
Das Bildwerk dort erblickt.
Agathon.
So schwör's!
Prariteles
< seinen Unwillen beherrschend).
Ich schwüre.
Agathon.
Bei Aphroditen schwor's!
Prariteles (wie °be»>,
Bei Aphroditen!
Agathon
(nachdem er mit dem ssopf ziislimmcnd genickt Hot, »och kurzer Pouse>,
Als güt'ger Herr will ich mich Dir erweiseu.

Das Werk ist mein!
^Praxiteles fährt zusammen,)
Wie Alles, was Dil schaffst.
(Praxiteles senkt den «topf,)
Ich könnt's Dir nehmen, könnt's verschenken, könnt' es
Verkaufen, könnt's zerschlagen — es ist mein!
Doch fürchte nichts! Ich bin Dein güt'ger Herr!
(Leiser und eindringlicher,)
Und wahrst Dn das Geheimniß, schwürst Dn mir
Beim Donn'rer Zeus, des Meineids grausem Rächer,
Daß Deine Zunge niemals, nie verrathe.
Wer jenes Bildniß schuf, daß nicht Gewalt,
Nicht List Dir das Geständniß je entlocke, —
Schwürst Dn's beim Zens, dein furchtbarsten der Götter,
(Laut,)
So schenk' ich Dir die Freiheit, Sklave!
Praxiteles
(taumelt fassnnMo« zurück».
Wie?
AgNtl)0N (gimiithlich).
Mit Alle»,, was Du brauchst, statt' ich Dich aus.
Das nächste Schiff kann Dich nach Melos bringen.
Praxiteles
(noch immer wie detäubt, in großer Erregung),
Die Freiheit? Freiheit?
AgathoN (lächelnd).
Sieh', wie gut ich bin!
Praxiteles
(in helle» Jubel »««brechend).
Die Freiheit! . . . Nimm das Bild und meinen Schwur!
Jetzt erst versteh' ich Deiner Worte Sinn,
O Aphrodite! Du hältst treulich Wort!
Die Freiheit Hab' ich! Das ist Ruhm und Chloe!
AssNthoN (emst),
So schwöre denn!
Prnriteles (feierlich).
Beim großen Sohn des Krmws,
Der Meineid straft, — ich schwör's: von jenem Werke,
In das ich meines Wesens Bestes senkte:
Des Menschen Liebe und des Künstlers Ehrgeiz,

Sag' ich mich los, ich kenn' es fürder nicht;
Nie soll ein Wort, nie soll ein Blick verrathen.
Daß diese Hand es schuf! — Ich schwor's beim Zeus!
Agathon.
Hier meine Hand, die nur dem freien Mann
Der Freie reicht! Der Handschlag bricht die Kette.
Nun bist Du frei!
Praxiteles
(stürmisch bewegt, halb jubelnd, halb in Thriinen),
Ich fass' es kaum! . . . Vergieb mir.
Wenn meines Jubels erster Ausbruch nun
Wehinüthig nachhallt ... Ich verliere viel . . .
Mehr als Du glaubst . . . Die sanfte Trösterin,
Die meine Sehnsucht stillte . . . Doch es sei!
Wird auch aus Schmerz die Freiheit mir geboren,
's ist doch die Freiheit! . . . Edler, güt'ger Herr!
Du zürnst mir nicht, wenn in den heißen Dank
Für unbegreiflich herrlichen Gewinn
Die Thrä'ne um das mir Verlorne rinnt . . .
Vald, bald sollst Du mit mir zufrieden sein!
(Nr wendet sich ab, um seine Thiänen vor Agathon zu beibeigen,)
Agathon
(niacht einige schritte auf die alt« Werkstatt zu, bleibt stehen).
Was dämpft den Jubel, der sich in mir regt?
Darf man mich tadeln? Thu' ich Unrecht?
(lfnergisch,,
Nein!
(In bewegtem Tone, leidenschaftlich,)
Das Ziel, das schon in frühsten Jugendjahren
Allein erstrebenswerth mir schien, — das Ziel,
Das leuchtend, doch ungreifbar, meiner spottend.
Dem Irrwisch gleich, der ob dem Sumpfe tanzt.
Mich immer lockte, immer anch betrog, —
Nun ist's erreicht mit einem kühnen Sprunge!
Der Nuhm! Ich halt' ihn. fest! — Da sollt' ich zaudern?
Mattherzig feige Grübelei, fahr' hiu!
Ich kürze keines Andern Recht, der Sklave
Ist rechtlos, raube keines Andern Gut,
Des Sklaven Eigenthum gehört dem Herrn.
Mein sind die Früchte, die mein Acker trägt!
Mit meinein Werkzeug ward mein. Stein gemeißelt
Von. meiner Hand! Mein ist der Leib und mein

Die Seele dessen, der das Bildwerk schuf! . .
Und überdies . . . noch Vieles ist zu bessern!
Erst ich geb' ihm den letzten feinen Schliff . .
Das Werk, das ohnehin schon nur gehört.
Durch eig'ne Kunst erwerb' ich'Z mir erst recht
Mm, Meister Skopas, wollen nur uns messen.
(!5r will sich nach Mit« «enden,!

Elfte Scene.

Die Vorigen. Vhloe.

Agathon
In> Chloe, die von rechts vom mit einem Körbchen lommt!.
Was willst Du, Mädchen?

Chloe.
Vlumen soll ich pflücken
Zum Schmuck des Saals.

Agathon.
Wohlan, hier blühen Rosen.
Mährend er Ehloe an lich vorübergehen löHt und sie betrachtet, fiir sich,)
So tief hat sich das Bild mir eingeprägt.
Daß auch aus dieses Mädchens holden Zügen
Sein Widerschein mich anstrahlt . . . wundersam!
<Gr betrachtet sshloe noch einen Augenblick, sich aufraffend,!
Mich lockt's, mein Werk noch einmal zu betrachten.
<<5-r geht schnell nach linüs nnd tritt i» den Nretterbau ein,>

Zwölfte Scene.

Ghloe. Praxiteles.

Chloe
(Vlumen pflückend und im Körbchen sammelnd, summt bor sich hin!,
„Die Du thronst ans Vlumen, o schaumgelwr'ne
Dochter Zeus', listsinnende, hör' mich rufen.
Nicht in Schmach nnd bittrer Qual, o Göttin,
Laß mich erliegen."

Praxiteles
(der bei Zeit« getreten »ar, hinter die Halle, ohne iedoch den Blicke» der Zu-
schauer völlig eutrilckt zu weiden, lommt sinnend wieder nach vorn, Äl« er
da« sauvhische Lied hört, bleibt er betroffen stehen. Seine Züge verklären sich
in innigster Freude, Er iubelt ans),
Chloe!

Chloe
ltöbttich eischiull, springt aui, läßt die Vlumen füll«», wie eistant),
Ihr Götter!
Praxiteles (si« leidenschaftlich umfangend).
Heißgeliebte Freundin!
Chloe
l!,i seine» Arme», die Augen schließend, schaudernd!,
O würd' ich nie geweckt aus sel'gem Dramn!
Praxiteles (seu,).
Es ist kein Traun,! Ich bin's! Ich bin es wirklich!
Fühl' hier an meiner Brust das wanne Leben
Und meines Herzens Schlag!
Chloe (hauchend).
O! ich vergeh!
Du mein Geliebter!
Praxiteles.
Liebes, süßes Mädchen!
Chloe.
Doch welch ein Wunder? . . .
Praxiteles.
Ja, ein Wunder ist's!
Doch wundert es mich nicht. Die Göttin selbst
Hat mir's gekündet!
Chloe.
Ewig bist Du mein!
Und ewig bin ich auch die Deine!
Prnriteles.
Chloe!
Vor Dir, o Mädchen, steht ein freier Mann,
Wir kehren Hein» zum fluthbespülteu Melos . . .
Chloe.
Weh mir! So weißt Du nicht? . . .
Praxiteles.
Was soll ich wissen?

Chloe.
Daß man als Sklavin mich verkauft hat
Praxiteles (<mssch«iend,.
Chloe.
Hier dein Gebieter . . .
Wem?
Prariteles (freudig),
Agathon?
Chloe.
Du sanft es!
Prariteles.
O dann ist Alles gut! Den Göttern Dank!
Vertraue mir, wie ich ihm ganz vertraue!
Der mir die Kette sprengte, löst sie Dir.
3) zittre nicht! Wir leben und wir sterben
Nur unserm Glück, nur unsrer jungen Liebe . . .
Sieh lächelnd mir in's Auge! Küsse mich!
<Die Liebende,! umschlingen sich zärtlich,)
Dreizehnte Scene.
Die vorigen. Agathen
Agathon
<der aus dem Vorhang hervortritt, »uf's Aeusjerste überrascht, lllj er die V«,de>!
erblickt, zornig).
Heda! Hier ist kein Heim für sreche Vuhlen!
Wer unterfängt sich hier, des Hanfes Zucht
Und Sitte schamlos zu verletzen?
Prariteles.
Herr!
Mißdeute nicht den keuschen Liebesgruß!
Die Jungfrau, die hier bebend vor Dir steht,
Ist meiner Seele liebste Freundin, Chloe . . .
Du hast mich überreich beschenkt. Du wirst
Die eigne Gabe nicht verkümmern wollen:
Nicht mich m tüdten, machtest Du mich frei . . .
Und was ist Leben, Freiheit, ohne Chloe?
Freiheit ist Knechtschaft, Leben Todesqual! —

So sink' ich uor Dir nieder in den Staub,
Nmklamm're Deine Knie' und fleh' Dich an:
O gieb sie frei und laß sie mit mir ziehn!
ÄgathoN (Ueiiichtlich),
Steh' auf! Verweg'ner! Dank' es meiner Langmuth,
Daß nnr mein Lächeln Deine Frechheit straft.
Praxiteles.
Wenn Dn mich schmähst, kannst Du mich nicht begreifen
Was ich von Dir erbitte, ist,– mein Leben!
Agathon.
Steh auf! Du bist ein überspannter Narr!
Praxiteles (instand!«»).
Wie immerdar mein Busen nach ihr bangte,
Du weißt es, klagend Hab' ich's Dir vertraut.
(Leiser,,
Nun hast Du auch gesehu, wie meine Liebe,
Wie ineine Sehnsucht nach der fernen Freundin
Den kalten Stein durchglühte und belebte . . .
Agathon (Mi sich,.
Ja, ja! Ihr Bildniß ist's! . . . Hah! um so besser!
(sich an Pllliittlc« wendend, schroff undMhmsch,)
Weß unterfängst Du Dich, Du eitler Geck?
Meinst Du, ich hält' die Sklavin mir erstanden.
Um sie dem Bettler an den Hals m werfen?
Praxiteles.
Nicht ein Geschenk erbettl' ich . . . zahlen will ich.
Wie ich's vermag . . . mit meiner Kunst . . .
Agathon.
Genug,
Daß meine Großmuth Dir die Freiheit schenkte!
Praxiteles (lewstdewnW.
Geschenkt? Ich Hab' die Freiheit mir erkauft!
(Leiser,,
Du kennst den Kaufpreis!
Agathon (»iichend).
Schweig', Verwegeuer!

Beim ersten Laut des Treubruchs stirbt dies Mädchen!
Ich bin ihr Herr! Herr über Tod und Leben! . . .
Du flehst! Das Mädcheu bleibt!
(Spöttisch,!
Ich suchte längst
Für meine Kunst ein frisches Kind wie dieses.
Just diese schwellend jugendlichen Formen . . ,
Was Deine Liebessehnsucht ahnend sah.
Mit ineinen Auflen werd' ich's wirklich schauen.
Du wolltest
Praxiteles (»»ß« iw.
Aflathon (l°n).
Was ich will, soll Dich nicht kümmern.
Praxiteles.
Ich duld' es nicht! Ich duld' es nimmermehr!
Aflathon.
Mach' Dich davon! Hier hast Du nichts zu snchen!
Fort! Trolle Dich! Gehst Du nicht williss, las; ich
Mit meinen Kötern Dich vom Hofe Hetzen!
Prariteles (verzweifelt).
Laß mich zerreißen! Und zertrümm're auch
Dies hold Gebild! Besudle seine Reinheit!
Frisch auf! An's Werk! Zerstampfe, schände, tödte!
(Rasend.,
Dock dann — bei Zeus, dem Rächer flroßen Frevels! —
Will ich zertrümmernd Dein Genosse sein!
Rasend wie Du, zerschlag' auch ich, was mein!
<(Ir stürzt wie wahnsinnig in die alte Weilstatt, Mo» hört dumpfe .üaminer-
schlöge »nd dos Neuolter der auf den Boden ausschlagende» Steine,)
Ngathon
(ist wie erstarrt stehen geblieben. Plötzlich fcibrt er auf mid stürzt Prariteleü
nach, (5r hebt den Vorhang ein wenig und taumelt entsetzt zurück),
Hah! Vube! Wahnbesess'ner Bube! Grauenvoll!
Er ist von Sinnen.
((rr läuft wie wahnsinnig nach de,» Hintergründe, nach der Haste, und schreit,)
Midias! Philetairos!
Hivvomachos! Herbei! Herbei! Ihr Alle!
Fesselt den Rasenden mit stärksten Stricken!
Wahnwitzig schnöde, fürchterliche That!

Vierzehnte Scene.
Die Vorigen. Etopas. Dann MdlaS und andere Ellaven.
Schließlich «lytia.
Skopas
sder während der letzten Worte aufgetreten war, in höchste», Erstaunen über
Agathons Erlegung, ihn» Ken Weg vertretend, beruhigend).
Was ist geschehn!
Agathon («rzweifelt).
Das furchtbar Unfaßbare!
Der Sklave bat im Wahn mein Werk zertrümmert.
<Die Slladen lind inzwischen auf Agathon« Ruf heibcigestiirzt, Praxiteles.
todtendleich, erscheint vor dem Vorhang, de» Hammer in der Hand, undeweglich,
«ie erstarrt,)
Ergreift ihn! Bindet ihn! Peitscht ihn zu Tode!
<Die Llloven wollen auf Proritele« eindringe»,)
Praxiteles
(wie erwachend, sich aufrichtend, de» Hammer in der erhobenen Rechten!,
Habt Ihr für Eharons Nachen nicht das Fährgeld
Bereit, so rath' ich Euch: rührt mich nicht an!
<Me weichen zurück, »r senkt den Hammer, Fast avathifch,)
Nun ist's geschehn! Da liegt mein Glück in Trümmern!
Klytia
<die erstaunte Zeugin der letzten Vorgänge gewesen ist, z» Slopa«),
Was ist's?
Skopas c,u «gathon).
So sprich doch! Ich verstehe nicht . . .
AgathoN (verzweifelt).
Es ist nicht zn versteh»! O wüster Frevel! . . .
Mein Bildwerk, das vor aller Welt verborgen
Ich heimlich schuf, von Ehrgeiz angesporut.
Vom Feuer der Begeiferung heiß durchlodert.
Mit dem ich Dich froh in die Schranken rief
Uud kühnlich Sieg im Wettkampf mir erhoffte —
Dies Werk, — der Bube hat's ruchlos zertrümmert!
Von wilder Eifersucht gepackt, daß ich dies Mädchen,
Das er die „Freundin seiucr Seele" uemit.
Für meine Kunst mir nutzbar machen wollte.
Hat er sich rasend auf das Bild gestürzt . . .
Seht da! Noch hält die rohe Faust dcu Hammer,
Mit dem der Mörder meinen Nuhm zerschlug!!
«Zu de» Lllaoen, die scheu stehen geblieben waren)

Was zagt Ihr, Memmen? Auf! Zerrt ihn herab!
Werft ihn zn Boden! Knebelt ihn!
Klytill (hervortretend).
Halt ein!
Praxiteles
(fühlt betroffen zusammen, al« ei MM erblickt, Tie Hände «hebend, w
Verzückung),
Sie ist's! Die meerentstieg'ne Aphrodite!
(Nr schleudert Ken Hammer von sich, tritt mit gesenktem Haupt an sie heran
und kniet vor ihr nieder, wie anbetend,»
Du, Gottin, kannst allein die Fessel lösen.
Die mich umstrickt, erstickt ...
Klytia (sanft lächelnd,.
Kindlicher Wahn!
(Mn auflichtend,)
Sterblich bin ich, wie Du, Praxiteles!
Doch auch im Sterblichen wirkt Götterkraft.
Verscheucht' ich der Verzweiflung finst're Schatten,
Gab ich Dir Muth und Schaffensfreude wieder.
Verlieh mein Trost Dir Glauben an Dich selbst.
Und regte Dich mein Wort zu schöner That,
So war's die Göttin auch, die zu Dir sprach.
AgathoN (entrüstet).
Ihn tröstest Du? Den Buben? Unerhört!
(Gr stürzt nach der Werkstatt und reiszt mit einem Nuck de» Vorhang herunter,)
Schau her den Jammer gräßlicher Verstümmlung!
(Aus dunklem Hinteigrunde in der natürlichen Umrahmung der an den Pfosten
nmchcrnden Nosen und Vlnrthen ist die Venu« sichtbar geworden, in herrlichster
Beleuchtung der Abendsonne, in vollster Schönheit, so, wie wir sie kennen,
ohne Arme, am Noden zerschlagene Steinstncke, Alle stehen von dem machtigen
Schauspiele überwältigt da,)
SkopaZ
(tief ergriffe», feierlich, leise).
Ha! — Auch im Sterblichen wirkt Göttcrkraft!
Ist dieses Wunder eines Meuschen Wert?
Agathon.
O mehre nicht der Seele wilden Schmerz
Noch durch Bewund'rung! Elend nun . . . verstümmelt . . .
Skopas
(noch immer in begeisterter Anschauung»,
Verstümmelt? Nein! Verherrlicht steht sie da!
Und wie die Perle aus zerbroch'ner Schale,

Glänzt hier aus Trümmern die uolltomm'ne Schönheit! —
<Ilch an Agathon wendend, lächelnd,)
Und dies Dein Werk, mein Ngatbon? Dein Werk?
Dn Mann des nüchtern Echten, dies Dein Werk?
Klntia
liubtlnd auf Piaxitele« wellend).
Das ist der Meister!
(Auf sshloe, die in der Haltung dt« »ilüe« dasteht,!
Dies des Werkes Urbild!
(Zu Agathon,)
O, das Geheimniß war mir längst vertraut!
AgNtl)0N (Mumend),
So hat er mir gelogen! — Vlut'ge Rache!
An meiner Sklavin nehm' ich blnt'ge Nnche!
Skopas (l!>ch«ln!>,.
Nn Deiner Sklavin?
Agathon.
(will auf <5hlo« eindiingen,)
Ja, an dieser da!
Skopas (ihn zniiulhllltend),
Panurg hat eines Andern sich besonnen.
Chloe ist mein! Hier ist der gilt'ge Kaufbrief!
Agathon.
Verrath!
SkoVNs (zn Illytia),
Chloe ist »lein . . . ist Dein!
Klytia
lsshloe !n Pralitele«' Arme fühlend),
Ist Dein!
lPiantele« und sthloe sinlen danlend zu Klytia« Minen, «llyüa richtet fie auf,.
Nicht mir, nein, Aphroditen zollet Dank,
Die Eure Liebe sclMt und Deine Kunst!
lTlie Liebenden umfangen fich)
Prariteles.
O meine Chloe!
Chloe.
Einzig Du Geliebter!

Praxiteles
um Ueoeischwllüge zu Klytia),
O Göttin!
<Zu Slopa«,,
Meister!
Skopas (l«ch«lnd>,
Meister nicht, Genosse!
UgllthoN l>» wüKftf«!» Nr»!«n),
Verrathen und detrogen!
Klytill lgtMächlich).
Fasse Dich!
Wenn Skopas und Praxiteles vereint
In Kmlstlerruhm aufsteigeil zu den Sternen,
Magst Du Dich tröste» und dies Eine lernen:
Thu', was Du kannst, nicht, was Du »lochtest, Freund!
Sie steigen auf, wir bleiben unten stehn.
Uns mahnt Vernunft: Bis hierher und nicht weiter!
Freu' Dich des Daseins! Du bist reich und heiter
Und hast die beste Küche uo» Athe»!
<Dci Vorhang fällt,)

Gabriele d'Annunzio.
<3in Dichter der Vecadenz.
von
Marie tzerzfeld.
— Wien, —

!,nter allen Schriftstellern des sungen Italien hat Gabriele
,, d'Annunzio die interessanteste litterarische Physiognomie. Er be-
!lÄ>^M, sitzt nicht die plastische Phantasie Giovanni Pergas, nicht die
Fruchtbarkeit der Matilda Serno, nicht das reiche Blut und ungestüm
impulsive Wesen Ada Negris, — vielleicht überhaupt keine ganz elementar
wirtende Begabung. Er hat zur Kunst den weiten Umweg durch die
Bildung genommen; — er ist der überfeinerte Enkel, der altkluge Erbe der
großen Meister alter uud ueuer Zeit, — Aristokrat nach Abkunft und
Geschmack, — Dilettant dnrch Erziehung und Naturell, — ein geistreicher,
fast genialer Eklektiker, — Wissender und Suchender als Mensch und
als Poet.

In seinen» ersten Roman ,11 ?iaeerß" hat d'Annunzio einen
Charakter gezeichnet, der seinem eigenen gleicht und in dem schon die Grund-
züge aller seiner Nomanhelden verkapselt liegen. Andrea Sperelli stammt
aus einein edlen Geschlecht, in dem feines Knnstverstandniß und gelehrte
Kunstausübnng als Nrmich und Leidenschaft sich fortuererbte. Sein Geist
hat durch seltene nnd gründliche Etndien, ans langen Reisen eine hohe
Eultur gewonnen nnd dnrch Sehen nnd Bergleichen die Fessel der ange-
borenen Stamm- und Nace-Instincte zerbrochen, fremde Bolks- und Menschen-
art sich gleichsam seelisch angegliedert. Er vermag durch das Medium
fremder Nerven sein Gehiu zu incitiren, durch Temperamente, die in
anderen Zeitaltern, anderen Himmelsbreiten reiften, das Leben und dessen
feinste Essenz, die Kunst, zu geuießeu. Doch die geistige Gymnastik, der

er diese Vielhäufigkeit seiner Seele dankt, hat sein inneres Gefüge gelockert, sein Denken skeptisch, sein Fühlen libertiuisch, sein Urtheilen eklektisch gemacht. Er hat die Relativität der menschlichen Schätzungen gemerkt, sie als Theil und Ausfluß einer Vergänglichkeit beweint und sein Ich vor dem moderneu Weltschmerz, aus der Verzweiflung am Absoluten auf den Dilettauten-, den Zuschauerpuult gerettet. Die machtvollsten Ideen, die tiefsten Empfindungen, die erlesensten Schönheitsträume, — all die großen Momeutfictionen der Menschheit, sie behalten Werth, — weil sie sein Ich in Vibration versetzen, es denken, fühlen, träumen macheu. Uud immer neue Anreize suchen, die seltensten, zartesten, idealsten und die verruchteste«, gefährlichsten Schauer des Geistes und der Nerven, vor Allem jedoch das „non iu«i provllw", Nieempfundene suche» und mit hellsichtiger Kennerschaft ausgenießen, — kurz, ein raffinirt ästhetischer Egoismus ist der Quellpunkt seiner Weisheit. Dafür lebt er. Der Wcltlauf interessirt ihn nicht, der platte Tag verletzt seine Sensibilität, die Menschheit als Ganzes läßt ihn kalt. Warum der Zukunft opfern? Alles flieht und die Dinge sind ohne Halt uud Realität. Real ist ihm nur die Schönheit, die sein Gemüth entzündet, aus der er seine Tränme spinnt, die sich im vergänglichen Kuustwerk seines Lebens verkörpert und in den uuvergänglichen Fictionen der großen Meister aller Zeiten, die er liebt. Er versteht es, iu der Kunst das Intimste und Reinste, und dabei noch sich selbst zu genieße». Er genießt so, wie es Oskar Wilde iu deu „Intentions" formulirt; er wird an der Kunst felbst zum Küustler. In den Vildern der Primitiven, der naiv seelenvollen Maler, der phautasiereicheu Träumer in Linien uud Farben, der genialen Experimentatoren und suchenden Psychologen, — in den Gemälde» der A»gelico, Notticelli, Leonardo da Vinci so gut wie in der seltsamen, gesuchten Schönheit der englischen Kunst, in den frappirende« Werken eines Reynolds, Rossetti, Burne-Iones, Alma Tadema findet er sich selbst ausgesprochen, seine Sehnsucht uud seinen Geschmack. Der Musik — Nmueau, Boccherini, Brahms legt er seine Stimmnngen nnter, — traumdunkle Bilder uud irre Phautasieen. An der Dichtung des italienischen Trecento uud des Quattrocento, — an dieser reizvollen Kuust, in der alle Wuuder des Mittelalters uud der Antike im freien Spiel einer höfischen Eleganz zierlich und complicirt durcheinanderblühen, — am wilden Duft der Poesie und der zarten, silberhellen Emvsinduug eines Shelley und Tennyson, — an der überirdischen, ewigen Schönheit eiues Shakespeare uud eines Goethe entzündet sich ihm die eigene Kraft, zu gestalten. Denn Sperelli ist selbst ein Küustler. Er hat sich „au alleu Musteru gebildet" doch was er will, ist etwas Neues. Er will eine Lyrik, modern im I»halt, doch „eingekleidet in alle Feinheiten antik italienischer Eleganz, — eine Lyrik, tief und durchsichtig, leidenschaftlich und rein, stark und compler." Sein Geist war wesentlich formal vern»lagt. Mehr als den Gedanken schätzte er den Ausdruck. Seiue litterarischen Arbeiten waren Uebnngen,

Studien, Versuche, technische Experimente, Sache der Neugier . . ." Durch Andere erwacht in ihm der Kttnstlertrieb. Zwei Zeilen des Magnifico, ein Halbvers des Cavalcanti, eine Neimfolge des Petrarca, ja, die Erinnerung an einen eigenen glücklichen Wortfnnd genügt, um ihn« die „Dichtervene zu öffnen", ihm wohl nicht sein Thema, doch Stimmung und Grundton zu geben. Sofort sieht er, was er machen will, und mit der Vision des Inhaltes hat er auch die Form, denn er kennt die zwingenden Erfordernisse jedes Stoffes, wie er die zwingenden Eigenschaften jeder Technik kennt. Sein Kopf bleibt kühl; er sieht sich schaffen zu; er weih jede Stockung seiner Phantasie zn verwerthen, ranhe Klänge, fehlende Silben in gewollte Schönheiten umzuwandeln und rastet nicht, bis das Gedicht in sich geschlossen und in der organischen Wechselwirkung seiner Theile ein lebendiges Ganze vor ihm steht, ohne Spalt noch Fehl, mit dem unzer- störbaren Gefüge, dem Gwigkeitstlang des Vollkommenen an sich.

Dieser erperimentirende Künstler und Lebensvirtuos Sperelli ist d'Annnnzio selbst mit seinen Künstlerpassionen und Eigenheiten, d'Annunzio in den Grundzügen seines Wesens, d'Annunzio als der jnnge Weltmann, der mit der Kunst noch spielte, ehe sie über ihn zur gebieterischen .Herrin ward.

Allein die Aehnlichkeit sitzt tiefer. Wie diese kur-e Skizze angedeutet, ist das Centrale, Bestimmende in Sperelli-d'Annunzio sein Dilettantismus. Es ist das eiu Dilettantismus uicht in» Sinn Goethes und seiner Zeit, sondern im Sinne der Franzosen, — die Wandlungsfähigkeit des Geistes, die uns in Stand setzt, uns tief genug in's Herz einer fremden Denk- und Fühlwelt zu versenken, nm drin zu lebeu wie in einem anderen Ich, uns von ihr zu nähren, aus ihr heraus zu handeln und doch ihr wie der eigenen Innenwelt gegenüber plötzlich Abstand zu nehmen, vornehm kühl und ironisch, ihr Meister zu bleiben, mit ihr mir souverän zu spielen, sich zn nnterhalten, 6i1stt,ai-8i. Nicht jene Fähigkeit, sich in Andere zu verwandeln, die ein integrirender Theil jedes Kuusttalentes ist; diese bezeichnet den fruchtbaren Neichthum einer Natur, die viele andere Naturen wie der Granatapfel seine schwarzen Samen in sich schließt, — die Größe eines Geistes, der vielerlei Menschliches durchdenken, durchfühlen kann, die Göttlichkeit des Genies, die „alle Welt in sich hält umfangen" nnd die ganze Welt aus sich heraus produciren kann. Der Dilettantismus jedoch, das ist ein Element, welches von außeu nach innen dringt, ein erworbenes Talent, ein Talent der Uebergangsepochen, in denen mancherlei Civilisationen sich kreuzen, über- einanderlegen, auslöschen, — ein Talent, das eine Renaissance ankündigen kann, doch auch eine Decädenz bezeichnen. Es verspricht eine Wieder- geburt, wenn die jugeudlicheu Geister überwiegen, welche die Resultate des intimen Durchfühlens fremder Art sich naiv und restlos einverleiben und ihnen, sie unbewußt fälschend, Stil verleihen, — das einheitliche Gepräge und adelige Wappeu ihrer eigenen, höchst persönlichen Sonderart. Dann feiert die Erde einen neueu Völkerfrühling und bricht in den tauseudblumigen

Flor der großen Kunst aus. Doch in den Tagen des Niederganges, den
Tagen des objectiven Historismus, da ist jene Kraft der Einverleibung in
die Persönlichkeit dahin und der Dilettantismus ein Verfallssymptom. Es
überwiegt uuter den Gelehrten der alexandrinische Äüchermensch, der sein
Ich im Interesse der „reinen Wissenschaft" ausgelöscht hat und unter den
Gebildeten der Anempfinder, der nie eine Persönlichkeit besaß. Vor Allem
ist der Dilettantismus dann die Krankheit der geistreichen Leute, des feiueu,
skeptischen Kopfes, der sich an die Dinge nicht hingiebt, sondern nur mit
ihrem Schein spielt; der alle Techniken des Geistes, des Empfindens, Ge-
nießens sich zu eigen macht, um die künstlich leergehalteue, uach Inhalt
schmachtende Seele damit auszuzieren. Solche Menschen können auch ihren
geistigen Stil haben; allein es ist das nicht mehr der Habitus einer selbst-
herrlichen Natur, die unbewußt das Ziel- und Merkwort ihrer Zeit abgiebt,
sondern höchstens der Ausdruck jeder Stilisirung der Individualität,
die man „gebildeten Geschmack" zu nennen pflegt.

Diesen Dilettantismus hat Gabriele d'Annunzio zum gefügigen Werk-
zeug seines Geistes gemacht. Das Protßische seines Könnens dient ihm,
jede Nuance seines Gefühls auszudrücken, alle Wandlungen feiner Seele
darzustellen. Die Heftigkeit seines Naturells, der Weltdurst seiner jungen
Jahre, die wissenschaftlichen Neigungen seines Verstandes, die Leidenschaft
der Selbst- nnd Menschenzerfaserung, das griff nach dem Verismus, um
sich voll in Kunst umzusetzen. Er bedurfte der gauzeu Farbenfcala, vom
Flammroth des Zola an bis zum Ultraviolett des Varrös, des saftigsten
Naturalismus und der trockensten Seelenanatomie, der Verschmelzung des
Psychologen mit dem Physiologen, aller Mittel, welche der wissenschaftlich-
künstlerische Apparat unserer Tage ihm bietet.

Die Erfahrungen jenes heftigen Naturells, das sich auf das Leben
gestürzt hatte, wie auf seine Veute, und sich tief verwundet, enttäuscht und be-
schämt, mit leeren Händen zurückgezogen, — diese Erfahrungen führten
d'Annunzio den Nuffen in die Arme und einer Kunst, die aus dem
Gemüth wirken, intuitiv, nicht descriptiv verfahren will.

Sein Schönheitshunger treibt ihn dann wieder fort aus dem evange-
lischen Gefühlskreis und weg vou der Wirklichkeit zum Gegenpol aller
veristifchen Kuust. Er ist Neuromantiker, der Schöpfer eines Prära-
faelitismus und eines Aesthetenthums iu der Art, wie Nossetti, Teunyson,
Mary F. Robinson sich es dachten; er ist Mystiker und Symbolist im
Gleichniß Maeterlincks uud Paul Verlaines, artistischer Formanbeter im
Geist der altflorentinischen Dichter und der modernfranzüsischen Parnassiens,
— ein Poet des Traumes und der Illusion im Sinn der sogenannten
„D6cadence".

Einzelne Werke d'Annunzios sind reinen Gusses und aus einem
einzigen Stil heraus; iu audereu schwanken die Linien; doch in den letzten
ist's, als wollte er alle Tendenzen seines Wesens in eine höhere Einheit,

»
zu etwas Neue»», Ganze», das eben „das Moderne" wäre, zusammen-
schmelze».
Der ringenden Eomplerität i» der Form entspricht das Complere der
Natur, die sich da künstlerisch ausspricht. Das selbstzerfressende Element
des Skevticismus, das auslosende, anbrückelnde, lockernde des Dilettantis-
mus haben dÄnuunzios Wesen höchst multipel gemacht. Es ist, als besäße
diese Decadentenseele sich nur mehr partienweise, als wäre sie in eine
Menge von Kraftcentren zerfallen u»d so anarchistisch in ihrer inneren
Oekonomie, daß sie blos in Einer Richtung als Totalität wirken ka»», nur
i» Ei»em Punkt sich selber fiude» ka»n: im Willen zur Kunst. Und was sie
schaffen kann, spiegelt ihr Selbst. d'Annunzio schilderte bisher Menschen, die
tief in ihr Ich hi»ei»sehen und es kennen, doch nur atomisirt, als Stück
»ebe» Stück u»d Moment auf Moment. Sie haben ihr Umsichselbstwissen
auf den höchsten Punkt gebracht, doch es ist ei» unfruchtbares Wissen-,
denn der dunkle physische Kern ihres Wesens ist ihnen doch zugeschlossen, und
von diesem fühle» sie sich bestimmt. So schwanken sie zwischen den An-
sprüchen ihrer Seele, des höchst verfeinerte» Ideals von Schönheit und
Glück, uud den Geboten ihrer Natur — des von den Vätern ererbten
und dennoch sich stündlich wandelnden Leibs. Immer wieder erzählt dieser
Dichter von dem verhängnißvollen Gegeneinanderspiel der ungestümen,
nnregierbaren Forderungen von Nerven und Vlnt und der ohnmächtigen
Hellsichtigkeit eines modernen Bewußtseins, das alle Motive einer Handlung
zerlegen, doch niemals dem innersten Motor beikommen kann. So wird denn
dÄnnunzios ganzes Werk — und darin liegt seine ergreifende Schönheit
und Poesie — ein Klagelied der Seele, die aus dem Fleisch geboren, vom
Fleisch nicht loskann, — die in ihren Träumen eine Welt baut, in der
kein Gesetz ist, außer das der Schönheit; die von reinem Glück weiß und
von der Vollkommenheit, und dennoch stündlich die Qual »nd Erniedrigung,
des Leibs erdulden muß, durch den allein sie ist . . .

II.

Gabriele dÄnnmizio hat Verse uud Prosa geschrieben. Eine Reihe
seiner Bücher sind schon nnauffindbar, doch auch die vorhandenen sind
lehrreich genug nud verrathen ihren Autor. Gleich in der ältesten Novellen-
sammlung, die mir vorliegt, in „San Pantaleone" (1885) schlägt ein
schwelgerischer Naturalismus seiu prächtiges Pfauenrad. DÄnunnzio blickt
darin durch hundert Augen. Jede Geschichte hat ihren besonderen Stil; in
jeder ruft er einen anderen Kunstheiligen an. Er nimmt das Motiv von
Manpassant, die Manier von Zola, wie er es braucht, ganz unbedenklich.
Und doch steckt der junge d'Annunzio drin, der Italiener, das aparte Talent.
Eine leidenschaftliche morallose Daseinslust spricht aus diesen Zügen südlicher
Wildheit, naiv grandioser Unmenschlichkeit und derber Komik. Das Häßliche

ist malerisch, die Wirklichkeit vor Fülle strotzend; das ganze Buch strahlt in
durchsichtig glühendem Roth. Gin paar Sachen drin sind unvergeßlich; so
die Erzählung („S. Pantaleone") von den Radusaner Bauern, die aus-
ziehen, am Nachbardorf ihren Schutzpatron und einen Erschlagenen zu rächen.
Die unheimliche Flamme der gewaltsamen Abendröthe (so hübsch ist das
motivirt!), die seit ein paar Tagen ihre Gemüther erregt, ist ihnen in's
Blut gefahren. Mit der Statue ihres Heiligen an der Spitze brechen sie
in Mascalico ein, stechen und spießen, sengen und brennen und wollen zur
Krönung ihres Sieges das Bild des S. Pantaleone auf den Altar
S. Gomelvos setzen. Sie dringen in die Kirche, und unter dem wilden
Geschrei „S. Pantaleone" — „S. Gonselvo", im Widerschein der Feuers-
brunst, zwischen geschnitzten Betstühlen, in den gewölbten Kapellen, noch um-
weht von vagen Weihrauchdüften, metzeln und morden die Tollen und mischen
ihr heißes Blut und ihr Todesrücheln im sinnlosen Krieg um zwei heilige
Namen . .. Noch talentvoller als dies gluthrothe Furioso sind die „^nunli
ä'^imn," — die Geschichte einer armen Magd, die als Heilige endet. Was
sie erlebt oder besser: was ihr passirt, wird mit unpersönlichen Worten voll
schlichter Thatsnchlichkeit erzählt, wie es zu dein einfältigen Geist und
dumpfen Innenleben Annas paßt. So mochte Anna selbst ihr Dasein
empfinden; das etwa wußte sie von sich. Denn sie hat es nicht zur
Menschenkunst gebracht, die körperlichen Rückschläge eines Erlebnisses in's
Seelische umzudeuten, animalische Empfindungen durch das Wort zu ver-
edeln und durch die Plastik des Gedankens zn siriren. Darum redet Annas
Geschichte nur von Zufällen, die in ihre Gewohnheiten einbrechen und diese
ablenken, von körperlichen Zuständen und von embryonal dumpfen Regungen
des Geistes. Doch wo von Kirchlichein gehandelt wird, glüht die Sprache
auf. Denn diese arme Seele, deren Functionen noch so tief eingebettet
sind im rein Vegetativen, daß sie der stillen Thierseele sich anverwandt fühlt
und dem Menschen fremd — im Religiösen wird sie wach und tönend.
Die Religion oder besser: diese prunkvoll italienische Kirchlichkeit mit der
fascinirenden Sprache der allgemein giltigen Symbole des katholischen
Christenthums und dein vertrauten Zauber der heimischen Bräuche, die uralt
sind wie die Scholle, an der sie haften, und wie der Wechsel der Jahres-
zeiten; — die complicirte Bildlichkeit dieses Volksglaubens spricht zu Annas
mystisch schauender Seele klarer, intensiver als die Wirklichkeit und setzt
durch die Phantasie ihre geheimsten Wesensfibern in Bewegung. In erregter
Pracht erzählt d'Annunzio das Ende dieser Frau, die Hallucinationen, die
Ekstasen. Es kommt dabei ihr physiologischer Untergrund zum Vorschein;
denn der treue Chrouikschreiber spricht in gleiche!» Athem von Seelenfreuden
und von Körperleiden, von himmlischen Gesichten und von hysterischer
Lähmung. Mit dem zartesten Tact. Nur daß der Zauber eines unendlich
feinen und flüchtigen Lächelns den heiligen Ernst nmspielt, — ein Lächeln,
das vom Schalke voll ist, aber auch voll von der Wehmuth des Enttäuschten,

des Wissende». Und gerade das macht diese simple Geschichte einer simplen
Seele zu einem Kunstwerk.
Derselbe Novellenband enthält eine sorgfältig ausgeführte Skizze „Il
Oormumto" — den Vruch und Abschied eines Paars. Diese Scene bildet
den Ausgangspunkt für „Il kiacsro" (1889), deu ersten Roman, den
Gabriele d'Annnnzio veröffentlicht hat, und ist wortgetreu hineingenommen.
Der Held des Romans ist Graf Andrea Sperelli, von dein d'Annnnzio
sagt: „Der ästhetische Sinn hatte ihm den moralischen Sinn ersetzt"; für
erlaubt galt ihm, was ihm gefiel. Sein Vater hatte ihn gelehrt: „Man
muß sein eigenes Leben machen, wie man ein Kunstwerk macht." —
Vivsi« eon motoäo, nach einem selbstgefaßten Plan leben, seine Genüsse
vorbereiten und um jeden Preis die eigene Freiheit wahren, — „bis
hinein in den Rausch. Die Regel des intelligenten Menschen lautet: Imdsro,
nun dlldßli." Er lehrte ihn, das Vedauern sei die schale Nahrung des
mühigen Kopfes; man könne es meiden, wenn man die Seele mit stets
neuen Phantasie«» und Sensationen fülle. Er lehrte, die erste Bedingung
des Genusses sei die Illusion. Darum beruhe alle Kunst des Lebens
darauf, dnrch das Sophisma, durch das Wort die Wahrheit zu verduukeln.
„Das Wort ist eine tiefe Sache," lehrt er. Diese Weisheit fällt in die
Seele eines Jünglings, den die geistigen Ausschweifungen des Dilettantis-
mus frühzeitig enervirten. Sein ganzer Idealismus gilt eiuem leiden-
schaftlichen Schönheitscult, seine ganze Thatkraft dem feinsten Genuß. Er
hat gesucht uud erperimeutirt, in der Kunst uud iu der Liebe, uud weder
die Frau noch das Werk gesunde», die ihn ganz ausfüllten, seinem Dasein
Zweck uud Richtziel gäben. Iu einer Gesellschaft trifft er Elena Muti,
die uerwittwete Herzogin von Scarni, und uuterliegt der verwirrenden
Schönheit dieser Frau, dereu Züge so fest und rein gezeichnet sind, als
hübe» sie sich vo» einer syratusanischeu Medaille ab, und deren Ausdruck
so intensiv und vieldeutig, wie ihn nur „ein moderner, von der tiefen
Corruption der Kunst durchtränkter Geist so unsterblicheu Frauentypen wie
denen der Mona Lisa und der Nelly o'Ärian einflößen konnte." Andrea
nnd Elena lieben einander. Es ist ein volles Glück, weltvergessen, fessel-
los, immer »eu. Sie siud wie geschaffen für einander, voll Geschmack und
Fähigkeit für die seltensten uud erlesensten Genüsse des Geistes uud der
Sinne, für den feinsten Zauber des Gefühls und der Phantasie. Und sie
geben ihrer Liebe den herrlichsten Rahmen. Die durchseelteste Kunst der
Erde schmückt ihre Gemächer; Rom giebt ihrer Leidenschaft den großen,
reichen Hintergrund. Und Andrea — „nach einer Auflösung seiner Kräfte
durch den Mißbrauch der Analyse und durch die gesonderte Actio« aller
inneren Sphären seines Geistes," findet er in dieser Liebe die Encheit
seines Wesens wieder. Er dichtet, er radirt. Da kommt plötzlich der
Umschlag. Elena bricht mit ihm uud reist ad. Warm»? Für Andrea
bleibt es ein qualvolles Näthsel. Vielleicht steckt ein „orims ä'amoui"

dahinter. Vielleicht nur die Geldheirath, die sie „«cht. Die Freunde
sagen, Lord Humphren Heathfield habe sie vor dem Min gerettet. Andrea
befolgt das Necept seines Vaters: er vertreibt das Bedauern durch ueue
Phautasieen und Sensationen. Er vrakticirt das ,,K»d6rs uoii uadsri".
Er geht von Liebe zu Liebe mit unglaublicher Leichtigkeit, spinnt scrupel-
los Netze aus Lug und Trug. Und er verliert sich selbst in dem Sophisma.
Was seine inneren Kräfte eine Zeitlang zur Einheit band, ist weg; seine
flüssige, wandelbare Natur verändert, deformirt sich. Er wird ein Spieler,
Wetter; er hält einen Rennstall. Er hat ein Duell und wird schwer ver-
wundet. Wunderschön ist seine Reconvalescenz geschildert, die innere Ver-
jüngung und Neinigung durch die einfache Größe und Wahrheit der
Natur. Die Vergangenheit fällt von ihm ab wie die Schlangenhaut des
letzten Jahrs. Eine innere Ueberfülle bewegt ihn: was will er? leben?
bilden? unsterblich lieben? Es kommt die Kunst, und es kommt die Liebe.
Donna Maria Ferres hat ein edles Oval, eine Spur zu lang, wie es
Ghirlandajo und Votticelli lieben, und in den zarten Zügen jenen weichen
Ausdruck des Leidens und der Müdigkeit, „die den menschlichen Zauber
der Madonna auf den „?on6i" der Zeit Cosimos ausmachen." Das
Süßeste, Tiefste ihrer reinen Seele ergießt sie in die Musik; sie ist selbst
Musik. Andrea hört und liebt sie. Er wirbt um sie mit seiner eindring-
lichen, poesievollen, wohlgeübten Beredsamkeit — achtungsvoll und ziel-
bewußt. Ihr Herz ist unerfahren nnd darum schlecht verwahrt; bald fällt
es ihm zu. Sie antwortet aber, indeni sie in seinein Buch die Worte
Shelleys unterstreicht: .,?orß6t ms, tor I ean nevsr ds tdins.^ Sie
reist nach Siena ab, er kehrt heim nach Rom. In den Räumen, wo er
Elena geliebt, steigt das Bild Elenas in ihm auf. Neide Frauen sind
ihm nah, und er profanirt die reinere Flamme, indem er in seinen Träumeu
die zwiefache Liebe in Eine vhantasirt. Elena kommt nach Rom. Sie
widersteht jeder Lockung mit heißen Thränen, mit grausame»! Hohn.
Dieser Widerstand setzt Andrea in qualvolle Gluth, vergiftet seine Seele,
sengt ihm den letzten Rest von Menschlichkeit aus der Brust. Donna
Maria sieht ihn wieder — verwüstet, verstört; Mitleid ist Galeotto, und
sie wird sein. Er aber nährt bemußt und mit perverser Phantasie eine
Hallucination; — er hält iu Maria die Andere in den Armen, stillt seine
Leidenschaft für die Andere an ihr. Doch stärker als die Illusion ist der
Tantalushunger, der ihn verzehrt; im Wahnsinn seiner Qual uerräth er
sich. Maria flieht entsetzt. Das ist der Zusammenbruch, das Ende.
Rings nm Andrea gähnt der Abgrund.

Die Composition dieses Romans ist locker, das Ende überstürzt. Die
Analyse der Seelenzustände ist oft sprunghaft, daun wieder tautologisch, —
mehr reich als scharf. Dennoch geht von dem Buch ein Zauber aus,
dessen Gefährlichkeit ein paar angeklebte moralische Wendungen nicht ab-
schwächen können. Niemals hat ein Dichter intellectuelle Corruption so tief

in Schönheit eingetaucht. Das ganze Buch ist in Kunst getränkt. Alle Vergleiche, Bilder, Beschreibungen knüpfen an die erlauchteste Kunst an. Alle Gefühle sind in die Worte der subtilsten Dichter gekleidet. Hinter der phantasirten Wirklichkeit des Autors thun sich die weiten Zauberreiche der wundersamsten Kunstfictionen auf. Die Natur selbst entfaltet eine Pracht, die über dem Irdischen ist. Und in die tiefe Verführung all dieser Schönheit gehüllt, entrollt d'Annunzio das Bild einer Welt des Vergnügens, die inmitten des modernen Lrie-a-di-ao von den Schönheitresten einer großen Vergangenheit lebt, — diese vergehende Welt, die vielleicht raffinirter als die Renaissance zu genießen weiß, doch aus sich heraus nicht ebenso Großes und Bleibendes zu schaffen vermag. Eine Welt, die im Vergnügen die wahre Freudigkeit, alle ritterliche Galanterie, jeden groß-müthige» Adel der Gesinnung abgestreift hat und Nichts mehr sucht als das „non in»i prav»tc>", bis hinein in die Niedertracht sacrilegischer Per-versität ....

III.

„Andrea Sverelli, der an ästhetischen» Egoismus krankt, lernt aus der schließlichen Erschöpfung des Vergnügens, aus der Ermüdung, die es in seinen» Körper, aus der Bitterkeit, die es in seiner Seele zurückläßt, die Eitelkeit und geheime Misere des Vergnügens kennen und fühlt sich zu dem großen Heil gezogen, das die Anachoreten der modernen Gesellschaft lehren, zum vielförmigen, vibrirenden, tönenden . . . Leben und zur großen Kunst, der Wiederspieglerin der Erscheinungen und Leidenschaften dieser Welt . . Es ist der Roman vom Kampf einer monströsen ästhetisch-aphrodisischen Chimäre mit dem zuckenden (Mlpiwuw) Phantasma des Lebens in der Seele eines Mannes" — so will d'Annunzio sein Buch aufgefaßt wissen. Die innere Wandlung Sperellis liegt aber jenseits des Romans. Nicht Sperelli, d'Annunzio selbst war vou der Leere des Daseins in die Kunst geflüchtet, von der „ästhetisch-aphrodisischen Chimäre" zum Leben, von den bitteren Enttäuschungen des Vergnügens zuni „Heil der modernen Anachoreten"> zu den Russen Tolstoi, Garschin und Genossen. Denn er hatte eines Tages in sich den leidenden, sündigen Menschen entdeckt. Eine Reihe seiner rührendsten Gedichte giebt Zeugniß davon. Und als er in seiner Pein sich umsah, da merkte er, er war nicht allein. Ringsum eine leidende, sündige Menschheit. Und ging er der Leidensauelle nach und den Spüren der Sünde, so kam er über die Grenze des Individuums hinaus: die dunkle Erbschaft der Väter war es, an der die Menschheit trug, — die Erb-schwäche, das Erbleiden, die Erbsünde. Wir büßten die Fehler und Thor-heiten unserer Ahnen ab; wir litten für fremde Schuld, wie Christus für uns gelitten. Nicht sündlos waren wir, doch unschuldig, und das Leiden sprach nns frei nnd heilig. Darum nehmen wir getrost das Kreuz auf

uns, lieben, dulden wir und erlösen wir unsere Kinder von der Schuld und
dem Dasein, dlls selbst schon Schuld ist. Ans dieser Anschauung, — der-
selben, die Dostojewskis Naskolnikow gebot, vor Sonia niederzuknieen, mit
den Worten: „Nicht vor Dir, der Sünderin, — vor der leidenden Mensch-
heit sinke ich in den Stanb", — aus dieser Anschauung heraus schuf
Gabriele o'Annunzio seine Novelle „ttiuvanni Vriizoopo" 1891).
„Giovanni Eviscovo" ist die Beichte eines Mörders, eine Monodie in
der Art des Robert Browning. Jemand, vielleicht der Arzt, vielleicht der
Dichter selbst, lockt dem halbwirren Sterbenden die Geschichte seines
Lebens ab. Wie bei dem großen Engländer, hört man nur die Stimme
des Helden; die Fragen und Zwischenreden der Anderen erräth man blos.
Der Mörder ist aber kein Gewaltthatiger; ein „immer Angstvoller", Feiger
ist es, ein Dulder, ein ganz Innerlicher, Sensitiver. Die Gleichgiltigkeit
der Welt fröstelt ihn an, uud das goldene Lächeln der Sonne berührt ihn
tragisch. Immer lächelt die Sonne, wenn Menschen weinen; in die
schmerzhaftesten Erinnerungen „mischte sich stets ein bischen Sonnenschein".
Vor der Nohheit des Lebens zog sich seine Seele tief in sich selbst zurück;
sie fühlte sich von dicken Wänden umschlossen; was geschah, war ihr stets
so fern, so unwirklich! Dann dämmerte es in ihren dunklen Tiefen auf,
als wohne sie nur der Wiederholung von Geschehnissen bei, die schon längst
geschehen, als lebe sie schon einmal Erlebtes durch und müsse immer das
Gleiche noch oft erleben. Und diese tiefe Seele mit ihren geheimnißreichen
inneren Erfahningen, der schmerzhaften Innigkeit und morbiden Zartheit
ihres Fühlens, — was finge diese an inmitten der lächerlichen Gewöhnlich-
keit und brntnlen Animalität, die sie umgab? Was hatte sie im Tag zu
suchen, die in sich das Leben der Vergangenheit und der Znkunft wahr-
nahm nnd in der isolirenden Atmosphäre ihrer Besonderheit die»Tragik des
Menschseins still in sich durchlitt? . . . Dock was ihr widerfuhr, ist
Folgendes:
Giulio Wanzer schlendert einmal beim Wein irrthümlich dein Eviscovo
ein Glas an den Kovf. Er bringt den Blutüberströmten heim; er ist bei
ihm, spät und früh. Tritt er ein, so scheint er der Herr. Er öffuet
Episcopos Laden, er kämmt sich mit seinem Kamme, er liest seine Briefe,
er nimmt sich mit, was ihm gefällt. Da begann Eviscopos Sclcwerei. Er
haßt Wanzer; die rothe Narbe an der Stirn brennt ihn wie ein feiges
Schandmal, und er muß thnn, was der Andere will; er folgt ihm, „wie
ein eingeschüchtn'ter Hnnd" . . . Die Tischgesellschaft will Gineura, der
hübschen Aufwärterin, einen Mann verschaffen; Wanzer schlägt den Eviscovo
vor. „Warum nicht?" sagt Gineura mit verwirrendem Lächeln . . . Eines
Tags ist Wanzer und die Amtskasse verschwunden; da findet Eviscovo
seinen Muth. Er wirbt um Gineura nnd heirathet sie; denn er liebt
Gineura. Sie aber lacht ihn dafür ans. Nicht eine Stunde war sie gut
zu ihm; sie ist gegen Niemanden gnt, nicht einmal gegen Ciro, ihren kleinen

Sohn. Und sie ist Episcopo untreu; sie macht sein Haus zu einein
Lupnnar. Episcopo sucht Trost bei seinem Kind, Vergessenheit im Wein.
Jesus hätte über ihn all seine Thränen geweint-, denn unter allen Menschen
hat er den tiefsten Grund des Elends berührt." Da taucht Giulio Wanzer
von Neuem auf und usurpirt alle Gewalt im Haus. Einmal prügelt er
Ginevra, will sie tödten. Der zehnjährige Ciro kommt ihr zn Hilfe mit seinen
Fäusten, Zähnen, — dann windet er sich los, läuft fort, den Vater holen.
Sie eilen herbei und finden das Haus leer, Ginevra entflohen. Ciro
fiebert vor Gram und Zorn. „Was wirst Du nun thun?" fragt er den
Vater, „was wirst Dil thun?" Episcopo thut aber Nichts; er wartet...
Doch die Zeit vergeht, und es ereignet sich Nichts. Episcopo ist hinab in
die Küche gegangen, für den kranken Knaben Wasser holen. Da hört er
in der Hansthür einen Schlüssel umdrehen, dann Wanzers Schritt,
Wanzers Stimme, die Ginevra ruft... er steht da, willens- uud glieder-
lahm, dumm und ohne Entschluß . . . Plötzlich ein wilder Schrei: Ciro!
Im Nu ist Episcopo oben, sieht Wanzer und Ciro im Kampf sich
wälzen, die Hand des Feindes an der Kehle des Sohns, und plötzlich
hat er das Küchenmesser drei und viermal in den Leib Giulio Wanzers
getaucht . . .
Was d'Annunzio aus der Fignr des Episcopo machte, ist außerhalb
der Linie anderer Novellisten. Alles Leiden der Menschheit läßt er aus ihm
klagen. Einen <Ünri8tn8 vatiynz nennt er ihn selbst. Ich suche vergeblich
in der Litteratur der Germauen und Lateiner einen Typns, der ihm gleicht.
Dieser Halbnarr mit den kranken Nerven uud dem hnpertrovhirten Herzen,
dieser Trinker und Mörder mit den Empfindungen eines Heiligen, das
konnte sein Urbild nur im Duldervolk der Nüssen finden. Dort allein hat
man das Leiden wieder heilig gesprochen und dem tief Erniedrigten die
Dornenkrone Christi auf das Haupt gedrückt. Dort hat man zuerst aus
der Unfreiheit und Naturgebundenheit des Menschen eine Neligion des Er-
barmens gezogen, die den leidenden Sünder zum Märtyrer und Gegenstand
des Cultns macht. Im Geist der Dostojewski, Garschin, Tolstoi, mit denen
er sich momentan wesensverwandt fühlte, schuf d'Annunzio seinen Episcopo;
doch wenn die Conception dieser Gestalt auch nicht ganz sein ist, er gab
diesem schmerzensreichsten Sohn der Erde alle Tlnänen mit, die seine eigene
Seele geweint hat, die ganze Empfindung des eigenen, in Leiden zuckenden,
schweren Gemiiths.
Doch die Nüssen lehren nicht blos die Religion des menschlichen
Leidens; sie gaben dem Leben auch eine Regel und einen neuen Sinn durch
die Arbeit und durch die Art, wie sie die Arbeit deuten. — Auch dieser
Theil der russischen Heilslehre bat in d'Annunzios Werke tiefe Spuren
gezogen. Eine Reihe von Landleuten, die er schildert, besonders aber der
„(?68ü äßlla Olsds", wie ihn sein Brnder nennt, Federico Hermil im
Roman „I/Inuoosnw" verkörperte die Ideen Leo Tolstois.
-

Auch „I^Iniwoeuto" ist die Beichte eines Mörders. Tullio Hermil
hat den kleinen Nnimondo getödtet. Oder besser: mit Vorbedacht seinen
Tod herbeigeführt. Er will sich nicht deni Nichter stellen. Er anerkennt
für sich kein Tribunal dieser Erde. Beichten muß er jedoch, muß es ge-
stehen. Er schreibt nieder, wie es kam.
„I/Innoosut«" ist die bedeutendste Arbeit Gabriele d'Annunzios und
unter den subtilen psychologischen Romanen unserer Zeit nicht der genialste,
doch der allersubtilste. An Scharfe der Intelligenz, an Tiefe der Corruptiou
gleicht Tullio Hermil den Helden des Henri Beyle. Tullio kennt sich als
ein Wesen seltener Art und lebt gänzlich der Pflege seiner seltenen Eiu-
pfindungen und Begierden.
Seine Conception des Lebens ist eine andere als die der Menge; so
glaubt er auch von den Pflichten der Menge frei zu sein und „in der
vollen Aufrichtigkeit seiner erlesenen Natur" leben zu dürfen. Die ersten
drei Jahre seiner Ehe waren ein ununterbrochenes Liebesfest gewesen; nun
hatte die Leidenschaft für seine Frau sich erschöpft. Hingerissen von Ver-
guügungslust, dem ungestümen Wechsel seiner Launen, der ewig wachen
Neugier seines corrupten Geistes, hatte er seither Giuliana in der
grausamsten Art, ohne Rückhalt, ohne Rücksicht gekränkt und geguält. Er
hatte seine volle Freiheit zurückgewonnen und war sicher, in Giuliana stets
die ideale „Schwester" zu finden, in seinem Zimmer stets frische Rosen und
in seinem Haus die Ordnung und Eleganz des Raumes, „den eine Grazie
bewohnt". Er sagte es sich selbst: wie mußte diese Frau ihn lieben und
wie mußte sie leiden! . . . Dann kam eine Zeit, wo eine düstere Flamme
für eine Abenteurerin ihn verzehrte, für eine Frau, die ihn guälte und bis
in's innerste Mark verdarb. Eine Zeit, wo er blind war für Alles ringsum,
wo er wie von einen» bösen Traume befangen lebte. Zwischen sich und
Giuliana hatte er absichtlich eine Kluft aufgerissen. Wochenlang sprach er
kein Wort zu ihr; ihr Anblick war ihm verhaßt wie die Neue, ihre Stimme
irritirte ihn. Doch seine Leidenschaft raste sich ans. Alles schien in ihm
still geworden und todt. Da kam ein Frühling und küßte seine Seele
wieder wach. Er entdeckte fern von Rom die Welt auf's Neue, — das
angebetete Bild seiner Mutter, seinen Bruder Federico, Giuliana, seine zwei
kleineu Mädchen, die Schönheit der Natur. Und langsam hebt sich vor ihm
die Vision eines neuen, jungen Glücks, — der Traum einer inneren
Heiligung, eines Daseins im Sinne Federicos, inmitten der Natur, und
für die Menschen, ein Leben, durchsüßt von der Poesie ewiger Liebe. Und
so stark befängt ihn dieser holde Traum und die innere Gewißheit naher
Erfüllung, daß der Ueberscharfsichtige nicht sieht. Er sieht nicht die tiefe
Traurigkeit in dem weißen, allzu weißen Antlitz Giulianas, nicht die
Seelenangst in ihren schwarzen, allzu schwarzen Augen. Er mißversteht die
Sprache dieser festuerschlossenen Lippen, liest nicht in den sinnenden Zügen
die stumme, vorwurfsvolle Frage: „Was habt Ihr aus mir gemacht!" Er

wirbt um sie aufs Neue, mit schüchternen Worten, mit duftigen Frühlings-
sträußen. Mit blühendem Weißdorn und bräutlichen Apfelblütheu schmückt
er ihr Gemach. Er lockt sie mit sich nach Villalilla, wo sie die ersten
Tage ihres Glückes verbracht. Und seine ziehende Leidenschaft umstrickt
sie allmählich; vom Duft des blauen Flieders und der gelben Rosen, von
den alten Plätzen ihrer Liebe, den zwitschernden Schwalben, der lichten
Frühlingsstimmung geht eine Berauschung aus, die sie verwirrt; etwas
Unverständliches wird in ihr wach — und ein Entschluß: von Liebe und
Todeslust trunken ist sie sein . . . Aber zu spät ist er zurückgekehrt. Ein
Anderer hat ihre Verlassenheit überrumpelt. „Hua miunt» <li äydols^x»",
ruft sie, „hörst Du, Tullio, — eiu einziger Moment der Schwäche!" . . .
Er glaubt ihr, denn er weiß es: nie hat diese Frau einen Anderen geliebt
als ihn. Tullio verhindert, daß sie sich tödte. Was soll aus ihm werden?
— Und die Kinder? — Und seine Mutter, die an ihn, an Giuliana wie
an die Heiligen glaubte? Er überredet sie . . . Doch aus den Tiefen
seiner dunklen Seele taucht ein Gedanke auf und setzt sich fest. Nicht um-
sonst hat er, „der Ideolog, Analyst und Sophist einer Epoche der Decadenz",
sich darin gefallen, ein Nachkomme jenes Naimondo Hermil zu sein, der
unter Karls V. Augen bei Goletta'Wunder an Tapferkeit und Wildheit
vollbracht. Die Ueberentwickelung seiner Intelligenz, die Vielheit seiner
Seelen hatte die ererbten Anlagen nicht zerstört. „Die Hypertrophie einzelner
Gehirncentren" hinderte nur die normale Coordinirung von Gedanke und
That. Doch oft genug überrumpelten ihn, den „luciden Wächter seines
Selbst", grausame Instincte, lockten ihn verbrecherische Gelüste. Die primitive
wilde Natur seiner Väter, welche unter dem Druck der Civilisation in's
Feiggrausame, rafftnirt Gewaltthätige entartet war, trat nun plötzlich hervor.
Ihn verfolgte eine Hallucination. Er sah das Kind vor sich, das nicht sein
war, den Knaben, den Eindringling, der den Namen seines Vaters tragen,
das Erbe der Hermil usurpiren, die Liebe der ganzen Familie von Maria
und Natalie auf sich ablenken würde. Er sah Raimondo verhätschelt
werden und, eine Mahnung der verschwiegenen Schande, immer zwischen
ihm und Giuliana stehen. Er sah ihn voll Intelligenz und böser Anlagen,
— einen kleinen Feind, dessen tückische graue Augen ihn nicht losließen.
Den Vater hatte der Tod seiner Nache entzogen; so haßte er das ungeborcne
Kind. Und es kam zur Welt und war ein Knabe und hätte Giuliana
fast in's Grab gebracht; selbst gedieh es aber ausgezeichnet. Es hieß
Naimondo, wie Tnllios Vater; es wurde der Abgott der Großmama, der
Schwestern. Schon sah Tullio, wie sich Giulianas Herz den, Kleinen, dem
Innocente, öffnete. In ihm wuchs der Mordgedanke. Er fühlte sich unter
eine,» dunklen Zwang. Hatte er Aehnliches gelesen, gehört? Ihm war
das alles wie eine Erinnerung. Mit größter Umsicht wählt er Mittel
nnd Umstände. In der Weihnacktswoche, da Alles in die Vesper
geht, schickt er auch die Amine fort. Er entkleidet Naimondo und seht

den zarten, nackten Körper den eisigen Flocken aus. Das Kind erkrankt
und stirbt.
Worte schildern nicht die minutiöse Kunst, mit der diese Seelen-
geschichte bis zur Katastrophe entwickelt ist. d'Annunzio hat für Handlung
nicht viel Erfindungsgabe; er ist nicht „voll Figur", hat keinen Vorrath
an mannigfachen Charakteren; innerhalb seines kleinen subjektiven Kreises
arbeitet seine psychologische Phantasie jedoch genial. Die Anlage des
„Innocente" ist ebenso genau abgesteckt und fest umrissen, wie die Aus-
führung zart und unfehlbar sicher ist. Die ganze Existenz, wie sie sich
hier aufrollt, ist Nichts als eine höchst scharfsinnige Kopfarbeit Tullios, die
sich in ein paar Handlungen nach außen entladet. Aber das Aufein-
anderwirken von Mensch auf Mensch, das Errathen des geheimsten Grundes
und der flüchtigsten Stimmung aus dein Wetterleuchten eines dunklen
Blickes, aus einem müden "Lächeln, einer leichten Verschleierung der
Stimme, dem bläulichen Schatten einer gesenkten Wimper auf einer blassen
Wange, aus dem todten Ruhen einer schmalen weißen Hand auf dem
Schooß; — das ganze Umsehen der coniplicirten und versteckten Geberden-
sprache des modernen Weltmenschen in präcise, sehr nüancirte und flüchtige
Worte; das Festhalten der minimsten Empfindung und Wahrnehmung,
das Analysiren und Ausdeuten derselben nach ihrer physischen und psychischen
Seite hin, das blitzartige Combiniren des bewußt und unbewußt, durch
Reden und Schweigen Verrathenen: — das zeigt eine solche Kraft künst-
lerischer Vorstellung, einen solchen Reichthnm der Findnng von Details,
ein solches Wissen um das Zusammenhängende und Fragmentarische der
Menschennatur, eine so grausame Rücksichtslosigkeit und principielle Auf-
richtigkeit in der Reproduction des Lebens, daß man urtheilsgebunden sich
d'Annunzio hingiebt. Oft widerwillig, denn mit der Kühnheit hat
d'Annunzio auch die Krankheit in das Bereich seiner Schilderung gezogen.
Er schreibt in der That die Tragödien des kranken Fleisches. Das Inter-
essante seiner Frauentypen ruht immer auf der physiologischen Basis eines
verborgenen Leidens. Die Nevrosen des Mannes führt er -auf eine Ueber-
entwickelung, eine Deformation des Gehirns zurück; hinter den Nevrosen
der Frau sticht er stets das Geschlecht. Seine Frauen sind fast alle krank:
sie haben dadurch gern etwas Ekstatisches, leicht vom Tod Berührtes, den
schmerzlichen Zauber der Diuge, die vergehen. In Giuliann hat d'Annunzio
sein Frauenideal gezeichnet. Es ist eine Zärtlichkeit ohne Gleichen
über diese rührende Gestalt ausgegossen. Der Dichter wollte die in
der Sünde selbst noch Unbefleckte zeichnen. Sie verkörpert ihm die süßeste
Weiblichkeit, die innigste Poesie, eine Hingebung ohne Grenzen, die Liebes-
fähigkeit », outr»Qos. Sie stellt die feinste Essenz dessen dar, was eine
aristokratisch freie Cultur und ein spiritualisirtes Christenthum aus dem
Weibe machen konnten, lohne seinen tiefsten, geheiligten Naturgrund an-
zugreifen . . .

IV.
Der lrhterschienene Noman d'Annunzios ,,11 ^rioufo äeUll Hloi-te"
ist groß gedacht, weil umfassend in der Idee, doch innerlich zerrissen und
nicht so klar und kraftvoll durchgeführt, wie der „Innocente". Er wurde 1889
begonnen und 1894 vollendet, schließt also zwei geistige Endpunkte in der
geistigen Entwickelung des Dichters aneinander. Anfangs der neunziger
Jahre hatte er ein Ideal durchdacht, das den Annen und Erniedrigten
galt. Was er daraus Lebendiges ziehen konnte, ist im „Giovanni
Eviscovo" verkörpert. In den Adern des Federico Hermil und des
Giovanni di Ecordio fließt weißes Blut. Nun ist d'Annnnzio zu sich selbst
zurückgekehrt. Und er hat einen neuen Nothhelfer gefunden, den Schutz-
patron Jener, die am Leben verzweifeln: Friedrich Nietzsche. Im „Triumph
des Todes" spiegelt sich der Anfang dieser Wandlung.
Der Mittelpunkt des Buches ist Giorgio Aurispa, der überentwickelte und
erschöpfte 6n äo 8iöd6>Mensch, der für das Leben nicht mehr taugt. Er kann
nicht Wurzel schlagen in der Gegenwart. Er trägt alle Eigenthümlichkeiten
des Hauses Aurispa in sich; vom Vater hat er die Sinnlichkeit, vom
Oheim Demetrio die mystisch-asketischen Tendenzen. Durch seine Anlagen
bleibt er seinen Instincten gegenüber gänzlich machtlos. Die abnorme Empfind-
lichkeit seiner Nerven übermittelt ihm alle Eindrücke so scharf und stark,
daß sie schmerzhaft werden. Um so gieriger hielt sein Organismus jeden
angenehmen Zustand fest. Dazu kommt, daß durch die geringe Contracti-
bilität seiner Blutgefäße im Gehirn und die damit verbundenen Con-
gestionen jeder Gedanke, jedes Bild unmäßig lang und ausschließlich sein
Bewußtsein füllt, sich geradezu firirt und dieser Zustand manches Mal fast
die Form temporären Irrsinns annimmt. Unter dein Hochdruck dieser
Eongestiuität durchfluthen so mächtige Nervenströme seinen ganzen Organis-
mus, daß sie dein Bewußtsein die allerfeinsten, ja ganz neue Bahnen
eröffnen. Das ergiebt ein ungeheuer reiches, verwickeltes, jagendes
Gedanken- und Gefühlsleben, das in Verbindung mit dem intensivsten
Bewußtsein seines Selbst in Giorgio das Gefühl der menschlichen Isolirung
im eigenen Ich und der Vergänglichkeit jeder Sensation gualvoll verschärft.
Ewig mit sich selbst beschäftigt, ist ihm jede Arbeit unmöglich. Er kann
Nichts, als sich in Musik und Lectüre berauschen. Durch lauter innere Sarkas-
men zerstört er jeden Vorsatz. Nachdem er erst an sich gezweifelt, zweifelte
er nun an Jeglichem. Er hatte damit begonnen, an sich selbst zu leiden;
nun litt er an Allem. Jede Erregung versetzte ihn in eine Art psychischer
Lähmung, in eine totale Apathie, schlimmer als die ärgste Empfindlichkeit.
Dann beschäftigte ihn ein Gedanke, ein einziger: der Gedanke an den Tod.
Er ist sein Lieblingsgedanke, eine grause Lockung. Auch sein Oheim hat
sich selbst getödtet. Und ihm ist, als ob Demetrio Aurispa, sein wnbrer,
sein geistiger Vater, „den Erben riefe". Dann wacht er auf und flieht

vor dein Gedanke», sucht das Leben, das Glück, die starke Wirklichkeit, die ihn in ihre blühenden Arme nähme und festhielte. . . Ein Familienhader ruft ihn Hein«. Er, der Netteste, durch persönlichen Reichthum Unab- hängige, soll der Mutter uud deu Geschwistern beistehen, deren Gut der Vater verschleudert. Er hört die Ausbrüche zornigen Hasses, gereift in jahrelang verschwiegenem Kummer, und sie entkleiden die Mutter des er- habenen Glorienscheins und „lachen sie zu einer Frau gleich anderen Frauen. Er muß aus ihrem Munde Dinge erfahren, die er lieber nicht gewußt hätte, — die Schändlichkeiten des Vaters durch die Mutter. Er muß, wogegen sein Innerstes sich sträubt, mit erröthenden Wangen, der Sohn dem Vater gegenübertreten, den seine Buße erniedrigt hat, und von ihm Rechenschaft verlangen. Der Vater benutzt seine Scham und übertölpelt ihn. Als der Gesunkene aber wagt, die Mutter allzutasten, da übermannt der Zorn Giorgio; er sagt sich los von diesem Vater. Und dennoch — was kann ein Mensch für sich? Da auf ihm der Zwang des Blutes und des Schicksals lastet? Aller Zorn, aller Haß, alle Heftigkeiten schienen Georgio eitel uud ungerecht. Und das Leben war ihm eine blinde Gährung unreiner Stoffe. Vor ihm stieg das Bild des reinen, sanften Mannes auf, der ihm mehr als ein Vater gewesen und der sich selbst ge- tödtet, — vielleicht weil er das Dasein nicht nach seinen Träumen gestalten konnte. Wozu dies Leben, in dem doch Alles verletzt? Schon hat er Deinetrios Pistole in der Haiw — da merkt er, er kann noch leben, noch warte». Noch fesselt ihn mancher Faden. „Ippolita," murmelt er. . . . Vielleicht daß eine gesunde starke Liebe ihn heilt. Sein Scharfsinn weiß es: die Liebe ist „la più Frauäö tr» 1s trizw^s umans", die traurigste Traurigkeit des Lebens, iveil sie die größte menschliche Anstrengung ist, aus der Isolirung im Ich herauszutreten, mit der Person eines Anderen zu- sammenzuschmelzen: und der Versuch ist eitel. Er weiß, daß die Liebe ein Phänomen und darum vergänglich ist, ein ewig Wandelndes, 1», üxura pk88«sssi-», und will dennoch in der Liebe das Dauernde, Haltbare, — einen Rausch, der ewig bliebe und ihn ganz erfüllte. Er will mit Ippolita hinausziehen in die Einsamkeit, an's blaue Meer, und im steten Anblick der Natur still werden und pflanzenhaft. Und die Liebe berauscht ihn, doch sie heilt ihn nicht. Die Natur umstrahlt ihn, sie giebt ihm aber nicht den kühlenden Tropfen Blumenblutes. Er sieht in ihr nur sein eigenes Gesicht; denn der Mensch kann die Dinge vermenschlichen, er selbst kann nimmer dinghaft werden. . . . Giorgio will mit den einfachen Menschen seiner Nace wohnen und in sich die Fibern ueu belebe,«, durch die er mit ihr zusammenhängt, — hier die Kraftquellen suchen, die ihm zu versiegen drohen. Er sieht die Arbeit der Landleute, in Formen, die aus uralten Zeiten stammen, geheiligt dnrch die Bräuche uud Sitten todter, vergessener Religionen, umfluthet von langsamen, traurigen Melopeen/die unsterblich sind wie die Scholle und das lateinische Blut. Neben dem Idyll sieht er

aber auch Elend und Tod, — eine Mutter, die verrückt wird, weil die
Hexen ihr Kind getödtet. Mit dein kleinen Leichnam in den Annen ficht
er sie einsam durch die Nacht wandern zum Gnadenbild der Muttergottes
von Casalbordino. Schaar um Schaar zieht vorüber mit frommen Hymnen,
mit Fahnen und Insignieu, und ermuntert einander mit dem Rufe: „Viva
Nlu-i»! U»ri» svvivn,!" In Giorgio erwacht die Sehnsucht nach dem
alten Glauben; vielleicht daß auch für ihn ein Wunder geschieht. Und er
schließt sich mit Ippolita der Wallfahrt an. Die dreißig, vierzig Seiten,
auf denen d'Annunzio diese Wallfahrt beschreibt, gehören zu dem Lebendig-
sten und Entsetzlichste», das jemals geschildert wurde. Das grauenhafteste
Mittelalter steht vor Giorgio und Ippolita. Der Anblick der furchtbaren
Menschennoth erpreßt ihre letzten Thränen; die blutigen Torturen, die
diese Vüßer und Tollen sich auferlegen, treiben sie, erfüllt von Angst und
Schauder, aus der Kirche und fort und fort. Sie fliehen vor dem Uner-
träglichen, noch lange verfolgt von Nettlern und Krüppeln, die ihnen nach-
humpeln, nachrutschen, sich vor die Pferde werfen: „Erbarmen! Almosen!"...
Das Experiment ist mißglückt. Giorgio kann nicht mehr glauben. Er hat
die ererbte Neigung zur Mystik, die Liebe zu den kirchlichen Ceremonien,
zur Musik und zum Weihrauch; doch „er kniet vor einem Altar, den Gott
verlassen hat." . . . „Er hatte den Zusammenhang mit den untersten
Schichten seines Volkes gesucht" . . . Doch „sein Wesen hatte keine Wurzeln
in diesem Boden; er konnte Nichts gemeinsam haben mit dieser Menge, die
ihren definitiven Typus erreicht, in ihrem Fleisch die Moral ihrer Gewohn-
heiten incarnirt hatte" . . . „Er sah es: die menschliche Species hatte
unter den Undulationen der beweglichen oberen Schichten einen trägen
Grund." Und der ideale menschliche Typus konnte sich nur „auf den
Spitzen jener Wellen und in den höchststehenden Wesen offenbaren."
Er ist also der Menge fremd, und fremd seinem Land, und fremd
seinein Glauben und seiner Familie fremd. Und die Liebe, der er ver-
traut hatte, saugt ihm die Seele aus. Ippolita wird ihm die Versucherin,
die Feindin. Er taucht in Musik unter. Doch diese Kunst, „die mit
Christus sagen kann: ‚inein Reich ist nicht von dieser Wel?,' — sie löst
ihn noch gründlicher von der Wirklichkeit und giebt ihm einen Vorgeschmack
der seligen Lust, sich in den Fluthen des Alls zu verlieren, durch den Tod
im Unendlichen fortzuleben und an der Freude des Werdens theilzu-
nehmen. Er hatte vergeblich getrachtet, der dionysische Mensch zu sein, der
jenseits von Gut und Böse, als Herr seines Glückes und seiner Schmerzen
lebt und wie der Hellene Alles in kampffrohe Daseiiisfreude verwandelt.
„Schaffen! Schöpfer sein!" hatte Nietzsche-Zarathustra gelehrt. Doch „wo
lebte der König Viyumnitra, der in tausendjährigen, selbstauferlegten Qualen
das Gefühl seiner Kraft gewann, die ihm erlaubte, einen neueu Himmel
zu baue»? wo der Mensch, der sich vermessen durfte, den Uebermenschen
zu gebären?" Giorgio Aurispa kann sein Leiden nicht fruchtbar machen.

sein inneres Universum nicht künstlerisch, philosophisch, praktisch nach außen gestalten. Er kann nur ein Ende bereiten. Die Tristanmusik Richard Wagners hat ihn in's Mysterium des Todes eingeführt. Nun ist er zum Sterben reif. Er stürzt sich vom Felsen in's Meer und zieht Ippolita mit.
„Il Irionlo 6s!la Hlni-ts" ist ein innerlich zerrissenes Buch, der Zusammenhang ungeordnet, die Logik des Aufbaus nicht ganz klar. Die ungemein poesieuolle Schilderung des Lebens der Landleute, die breite Darstellung der Wallfahrt nach Casalbordino macht leicht den Eindruck des Zufälligen; Alles, was eine rein äußere Welt behandelt, fügt sich durch die veränderte Manier nnd den Ton jenen Hauptpartieen nicht ein, welche die Seelengeschichte Giorgios entwickeln und jedes Detail in momentaner Reagcmz auf ihn beziehen. Erst die nachträgliche Reflexion läßt errnthen, daß diese Schilderungen organisch zur Oekonomie des Romans gehören. Auch dieses Buch stellt „den Kampf einer ästhetisch-aphrodisischen Chimäre mit dem zuckenden Phantasma des Lebens in der Vrust eines Mannes" dar. Giorgio soll aus der Isoliruug seines Ich hinausstreben in die Welt nnd zu den Menschen und vor der Dummheit und Häßlichkeit zurückweichen müssen in sein Inneres nnd in sein aristokratisches Ideal. Und er soll daran zu Grunde gehen, daß er ohne die Wirklichkeit nicht leben kann und für die Wirklichkeit kein Organ hat. Denn die Schönheit, nach der er jagt, ist nur für den Schaffenden, den Künstler eine Realität, weil dieser sie mit Inhalt füllt nnd lebendig macht; für den egoistisch Genießenden ist sie ein unerreichbares, fliehendes Schattenbild, das ihn vom Dasein weglockt, ein auflösendes Element, das zum Tode reif macht.
Giorgio Aurisua scheint mir in edler Ausgestaltung der Repräsentant der modernen Decaden; — dieser Generation, die, wie Maurice Varrös bekennt, „ns vaut yn« pour eomprsuärs ßt äö8or^»,M86i-." Sie hat das innere Gleichgewicht verloren und das äußere Ziel. Sie studirt sich eifrig und hat keine Macht über sich. Sie zersetzt die Wirklichkeit und weiß kein neues Ideal. Deun der alte Aristokratismus ist dem Tod geweiht, und zur Herrenwelt Nietzsches fehlt ihr Mnth und Kraft. Sie haßt die Gegenwart und glaubt nicht an die Zukunft. Sie möchte in Schönheit leben und weiß sie sich nicht aufzubauen. Denn die Schönheit, die beglücken will, muß am Baum der Welt erblüh«, die Schönheit der Decadenz ist Traum und Rausch, oft entzückender Traum und schmerzlich wollüstiger Rausch, — aber eine krampfhafte, künstliche Illusion, hinter der die Verzweiflung lauert und die wehleidige Angst vor dein Dasein. Sie ist, wie der Aether, ein Nelebungsmittel, durch das man die Todgeweihten von Stunde zn Stunde fristet, nimmer jedoch der köstliche Nektar, der den Herakles zum Gotte macht und ihm ewige Jugend schenkt . . .

Das Hervorstechendste an dÄnnunzios Lyrik ist ihr formalistischer Zug. „Mehr als den Gedanken schätzte er den Ausdruck." (S. „II?iao6rs".) Selbst an den tiefst empfundenen Strophen fällt etwas technisch Interessantes, ein geistreicher Effect uus auf und stört. Z. B. in „I/680i-tlI2ioi!s". Ein regelmäßig gebautes Sonett.

„O Seele, was zauderst Du feig — zwischen Ekel am Leben und Fnrcht — vor dem Tode? Verloschen die Fackeln; — Nichts leuchtet Dir mehr im Abgrund, dem dunklen ... — Weshalb also zögern? Verlockt Dir — den Sinn noch ein letztes Glück? — Sieh sie an. Deine Straße: ganz nackt und voll Schweigen, — wie eingezwängt zwischen blindeil Maueru? ... Da der plötzliche Vlih nicht die Wolken zerreißet, — weshalb denn noch zögern? O zweifle nicht! — Der große Frieden, er wird Dir gewährt sein! .. . Mehr denn einmal sahst Du's im Antlitz — des kalten Leichnams auf der Vahre: — Der Tod hält uns treu, was er versprach." . .

Man glaubt, das Leben müsse hier euden wie die festabgeschlossene Form des Sonetts. Man blättert um und entdeckt vier Zeilen, wie von einer schwesterlichen Stimme, welche die einsame Seele anruft und ihr vor Augen führt, was ihr im Leben lieb und traut war:

„K I« pieonl« t'oM« in eiwl» ai r»mi
Di z>rilnllv«r»? e il oielo <x>8l Fr»näu?
15 1 laneiulli? ß I« tomd« vsuornnä«?
2 I» M2<ilU? S I» C33ll eli« tu »NI?"

Wie kunstvoll nud keusch versteckt sich die technische Erfindung bei Goethe! Er hatte die einzige Form für den einzigen Inhalt; einen lebendigen nnd doch seelenhaft leichten Leib für seine Poesie, kein kunstvolles Kleid.

DÄnnunzio lockt die Schwierigkeit. Ihn lockt das Seltene, Mchtgemeine; er will, was nicht Jedermann erreicht, die Menge nicht versteht. Denn er schreibt für die Wenigen, die Eingeweihten. Eigentlich für sich allein. Er macht nicht wie die Parnassiens ,,1'art pour I'art", sondern „l'llrt, puur 1'»i-ti8ts". Doch schreibt er auch für sich allein (was jeder echte Künstler thut), er ist nie allein mit sich. Seine intimsten Seelenergüsse sind — das ist übrigens lateinische Art — Monologe, nnd der Monolog setzt den Hörer voraus, deu Hörer, der Beifall klatscht. Für ihn diese „v«r8i, Iabui-io8i", in die d'Annunzio „wie ein florentinischer Goldschmied mit scharsinniger Geduld die Edelsteine des glühenden Wortes" fügt.

Eine andere Eigenthümlichkeit d'Annuuzios ist seine Verkleidungslust. Er nimmt, wie die alten, venetianischen Nobili, eine Maske vor, wenn er

unter die Menge geht. Er schlägt den Mantel des Polizian um, wenn er
semer Liebsten Galanterien sagt. Er ist der Troubadour, der im Buch
„l8ottsc>" durch ein Taglied die schöne Isnotta 6utw6»ui-a aus dem Schlaf
weckt. Im Stil der Zeiten König Neuss gewinnt er sie. Dann reitet
er, wie Lancelot mit Ginevra, iu den grünen Wald. Auf weißen
Zeltern reiten sie in den Märchenwald, und die Veilchen dufte», und die
Väuine neigen ihr zitterndes jnnges Laub. Und es wachen die Nymphen
auf und der große Pan, und die Grazien tanzen, wie es Votticelli sah . .
Für sie componirt er eine Frühliugscantate voll elegantester Anmuth und ver-
liebtem Spiel, und Triumphzttge, mit den Hören, die Feuerlilien tragen,
uud Zephnr, der goldene Vlumendüfte haucht, und mit ihr gehen berühmte
Liebespaare; selbst der Tod folgt ihr nach, doch jung nnd schön, mit den
Träumen und Gelüsten des dienenden Edelknaben . . .
Nicht nur den Zanberreigen der alten Sage weckt d'Annunzio auf, auch
die alteu Forme» der Dichtung. Seine Verse sind in der That „Studien,
technische Experimente", Liebhabereien. Selten dichtet er seine Gefühle
geradezu hin; sie müssen erst umphantasirt sein, durch das Medium einer
Fiction hindurchgehen, ehe sie ihm kunstreif werden. Er versteckt sich tiefer
als Goethe im Westöstlichen Diuan; er ist minder warm als Vodenstedt im
Mirza-Schaffn und bedeutender als Nückert in der „Weisheit des Vrahmanen".
Er dichtet Verse, die von Sperelli, Hermil, Aurispa stammen könnten, an
Frauen, die Maria, Elena, Ippolita sind, Situationen, die in seinen
Nomanen stehen, wenn er die Gewänder der Frührenaissance nicht vorzieht.
Seine Helden sind er, uud er ist seine Helden; sie geben den Stoff; die
Form erblüht aus „einer Neimfolge des Petrarca, einem Halbvers des
Cavalcante, zwei Zeilen des Magnifico", eine»! Nefrai» des Tennnson.
Er schreibt „Nlßßis Romano" (1887—91), in denen Nichts römisch ist
als die Oertlichkeit, Nichts antik als das Versmaß, Nichts goetheisch
als Titel und Motto. Es ist aber die tiefste und zarteste Schwer-
mut!) des modernen Gemüthes drin, die Klage der Seele, die Nichts sich
zu eigen weiß.
Tiefer und aufrichtiger uud edler als in den Sammluugen „Inter-
m«22o« (1883 uud 1894), „I/l8ott,6o, IH (Hiinsr»" (1885—88),
„Vle^ie Itomnns" (1887—91) ist d'Nnnunzios letztes Gedichtenbuch „koema
l>ni-Häi8i2(:o" (1891—92). Es sind die Verse eines Menschen drin, der
um das verlorene Paradies seiner Uuschuld trauert und sich neue künstliche
Paradiese baut, — eiueu Himmel der Sehnsucht und Träume und der
wehmuthuolleu Erinnerung, — die Verse eines Stillgewordenen, der mit
verschleierten Augen nach innen schaut. Es sind die zartesten Sensationen
drin; ieder leise Hauch der Seele ist eingefangen. Landschaften, deren
Stimmung spricht, Musik, die ihre Träume hat, gewisse Wort- und Viloer-
folgen, die ganz bestimmte Empfinduuge» suggerireu, nicht durch den ge-
meinen Sinn, sondern durch Farbe und Klang. Die Kunstgrenzen werden

verrückt, um das Flüchtigste, kam» Sagbare zu sage». U»d dennoch wird
d'Aimnnzio uie ganz dunkel. Er hat glücklicher als Rosetti und Ieau
Marens, als Mallarm6 und Maeterlinck — obschon in ihren Fußstapfen —
die Formensprache und Gefühlsweise des Mittelalters für unsere Zeit
fruchtbar inachen wolle» und den Symbolismus, in dem die Seele
der Decadenz sich verkörpert. So wuudersame Töne er auch hat, es ist
dennoch die Poesie der hoffnungslos vom Leben Gelösten. D'Annunzio
weiß es.
„Gäste waren wir einst," sagt er in „I loeti", „in Reichen der
Glorie. Eingebore» ist uns die Erinnerung daran, an die glühenden Blumen,
die gleich erreichbaren Sternen über alabasternen Särgen blühten, an
Mysterien, die wir sahen, an Liebe, die wir genossen, an Aromen, die wir
tranken, . . . Und dann starben wir ... Als wir nach Jahrhunderten
wieder erwachte», da strahlte ei» «»derer Himmel; wir hörten andere
Stimme» und audere Lieder; nur vernahmen menschliches Weinen, alles
Weinen, das die Erde in ihrem Cirkel nmspannt, die vergebliche» Seufzer
»nd das tolle Geheul und die wilde» Lästerungen. — Schweigend hörten
wir den wirre» Streit. Doch in der heimlichen Seele hatte der uralte
Traum ei»e neue Morgenröthe. Und wir lebten weiter und betrogen das
Leben, indem nur jenes Todes gedachten und von den gesehene» Mysterien
sangen und von der genossenen Liebe und den geschlürften Arome». —
Nn» ziemt uns Schweigen. Dunkel ist der Tram» vo» der Zukunft.
Neuer Tod erwartet uns. Doch an welchem jüngste» Tag, o Schicksal,
werden wir auferstehen? Wann werden die Dichter ans goldenen Saiten
gemeinsam den Hymnn-5 singe»: ‚O ihr, die das Blut bedränget, ihr
Menschenkinder, — dort auf den Gipfeln erglänzet fchon die Herrlichkeit
des neuen Tagest" . . .
Wann? '
Nicht beute, nicht morgen. Es wird eine Revolution komme», —
vielleicht eine friedliche, doch die Künste »»erden schweige». Sie wird
kommen, und sie wird mißlinge», wie Alles, was i» der Theorie »»d nicht
im'Leben umrzelt. Sie wird nicht die me»schliche Gleichheit erreichen-, denn
sie ist eine Unmöglichkeit. Die Natur kennt keine Gleichheit, nnd die Natnr
null keine Gleichheit. Es giebt keüie Gleichheit der menschlichen Anlagen;
wie sollte es eine Gleichheit der menschlichen Glücksansprüche, der mensch-
lichen Leistungen und Forderungen geben! Die Gleichheit läßt sich nicht er-
zwinge», höchste»« die Gleichförmigkeit. Das aber wäre die Ungerechtigkeit,
die Tyrannei und zwar die allcrschlimmste: die Tyrannei von nnten. Es
wäre die Rückbildung, de»» Pflichte» nnd Rechte im socialdemokrati-
sche» Staat sind auf das Maß des Durchschmttes und der Mehrheit
herabgeschrcmbt. Wie die Attalea-Palme i» Garschins schöner Allegone,
müßte die große, freie Menschemmtur sich die Wipfel abstoßen und ver-
kümmern. Allein der Versuch wird an, Versuch scheitern. Aber Eins wird

vielleicht die Revolution erreiche»: nicht das Glück für Alle, doch eine innere Gesundung des Lebens. Es wird Niemand zu verhungern uud Niemand zu betteln brauchen. Der Mensch wird sich ein menschenwürdiges Dasein schaffen, menschenwürdigere Leiden und eine neue Unschuld. Dann wird der neue Tag, das Reich des Geistes kommen. Man wird wieder Märe baueu, und das Volt wird der Schönheit opferu. Dann wird man nicht mehr von der Vergangenheit singen und sich nicht in Träume flüchten, sondern vom Leben dichten und der Gegenwart. Uud überall wird Hellas sein . . .

Wir aber, die wir Nichts von heute und morgen hoffen, wir wollen unseren Göttern dienen und der Znkunft warten.

Die letzten Worte hervorragender Geister.

von

Alfr. Lhr. NMcher.

— Neilin. —

I.

au hat seit langen, langen Zeiten den letzten Worten außer-
ordentlicher Menschen in: Geistesleben eine besondere Bedeutung
beigelegt. Man vergegenwärtige sich nur, in wie hohem Maße
sich nicht nur die Kirche, sondern auch die Kunst etwa die „sieben letzten
Worte des sterbenden Heilandes" als Mittel zur Erkenntniß und zur Be-
geisterung angeeignet hat.

Und in Wahrheit wohnt den letzteil Worten ersterbender Größen der
Menschheit ein eigenartiger Zauber inne. Man giebt sich der Anschauung
hin, als concentrire sich in solchen letzten Worten brennspiegelartig die ganze
Summe des Geisteslichtes, von dem dieses oder jenes auserlesene Erdenleben
durchzogen war. Die allgemeine Stimme zu Guusten solcher allerletzten
Aussprüche geht hier so weit, daß uicht selten selbst ganz indifferenten, leeren
Worten ein tiefer Sinn, ein unergründliches Mysterium unterlegt wird.

Jedenfalls verlohnt es sich wohl der Mühe, von diesem eben be-
zeichneten Gesichtspunkte aus einen Streifzug durch die Geschichte der großen
Geister aller Zeiten und Länder zu unternehmen. Die hiermit dargebotene
illustrirte Anthologie letzter Worte der Geistesheroen macht jedoch durchaus
keinen Anspruch, als eine irgendwie vollständige zu gelten.

Es sei gestattet, mit einigen alttestamentlichen Gestalten zu be-
ginnen.

Die letzten Worte des Moses, des Gesetzgebers der Israeliten, sind
zwar nicht in den biblischen Urkunden verzeichnet, aber jedenfalls doch seine
allerletzte Geistesoffenbarung, die in der Cnlturgeschichte den Charakter des

Typischen erlangt hat. Nach V. Mose, Capitel 34 ward dem Gesetzgeber
vor seinem Hinscheiden ein Gesicht auf dem Berge Nebo im Moabiterlande
zu Dheil. Ichovah zeigt dem Gottesmanne Moses das neue Reich, „das
ganze Land Gilead, bis gen Dan." Und dabei heißt es zuletzt (Vers 4)
„Ich will es Deinem Samen geben. Du hast es mit Deinen Augen
gesehen, aber Du sollst nicht hinübergehen." — Deuten wir uns
diesen Vorgang vernunftgemäßer um: so erfassen wir daraus die Wahr-
heit, daß der sterbende Moses wehmuthsvoll erkennen muß: die heißersehnte
Frucht seiner so lange und mühsam gepflegten Saat sei ihm nicht be-
schieden; er sieht das verheißende Ziel, allein er kann seine Segnungen nicht
selbst erleben. Darum sprechen wir bis heute typisch von strebenden,
ringenden Menschengeistern, die etwas Neues, Verheißungsvolles erschauen,
ohne zu wirklichem Geistesbesitze, ohne zu wirklicher Geistesernte zu gelangen:
sie sind wie Moses, sie sehen das herrlich gelobte Land vor ihren Geistes-
blicken, aber sie können nicht hineinkommen — ein sich ewig wiederholender
Schmerz so vieler genialer Naturen. —

Die letzten Worte Sauls, des ersten Königs der Hebräer, belehren
uns, daß dieser erste israelitische König weniger wie ein gottesglänbiger
Mensch, denn als ein antik-heidnischer Mensch starb. Als König Saul
in seinem letzten Kampfe wider die Philistäer (Philister) auf dem Gebirge
Gilboa von den Schützen schwer verwundet worden war, wandte er sich mit
diesen Worten an seinen Waffenträger (I. Samuelis, 81, 4): „Ziehe Dein
Schwert aus und erstich mich damit, daß nicht diese Unbcschnittenen kommen
und mich erstechen und treiben einen Spott aus mir." Und anders wie
im gleichartigen Ausgange Abimelechs, Gideons herrschsüchtigem Sohne, aus
den Zeiten der Richter,*) geschah hier das Ende. Der Waffenträger Sauls
fürchtet sich, seinen gesalbten Herrn zu tödten. „Da nahm Saul das
Schwert nnd siel darein." (Vgl. aber auch II. Eanmelis 1, Vers 9 bis
10). — Sauls letzte Worte erlauben einen Rückschluß auf fein ganzes
Wesen, das man nicht als gottergeben bezeichnen kann. Vom Standpunkte
der wahren Gottergebenheit, überhaupt von deinsenigen der biblisch-christ-
lichen Moral im Gegensätze zur antik-heidnischen, gilt nämlich jeder Selbst-
mord, unter welchen Umständen er auch erscheinen möge, als gottlos. Man
vergegenwärtige sich nur die beredsame Darstellung über den Selbstmord in
des Augustinus umfassenden Werke „Vom Gottesstantc" (Ds «vitate
vei libri XXII), worin unter Anderem nüt guten Gründen sogar der
Selbstmord einer Lucretia als etwas Verwerfliches vor Augen geführt wird.

Von deni mit besonderem Glorienscheine ausgezeichneten Könige David
verzeichnet die Vibel gar viele „letzte Worte". Das 23. Capitel des

*) Richter, 9,54: „Da rief 3lbi»Mclech eilend de» Knaben, der seine Waffen trug,
nnd sprach zu ihm: „Ziehe Dein Schwert aus und tobte mich, daß man nicht von mir
sage: Cm Weib hat ihn erwiiraet. Da durchstach ihn sein Knabe (Knappe), und er starb."

II. Buches Samuel wird mit den Worten eingeleitet: „Dies sind die letzten Worte Davids." Doch nach diesen sogenannten „letzten Worten" des Königs, „der versichert ist von dem Messias des Gottes Jakobs," werden noch neue Lebensthnten Davids aufgezählt. Das wirkliche Ende dieses Königs nnd seine „letzten Worte" giel't uns erst das I. Buch der Könige im 2. Eapitel. Hier sprechen aber gerade die allerletzten Worte eine sehr beredte, deutliche Sprache, — sie werfen ein grelles Licht auf einen Grundzug in König Davids Wesen, das ist die uuversühuliche Rachsucht. — Hier richtet König David seine letzte Rede an seinen Sohn und Thronfolger Salomo. Nachdem er feinem Sohne die schönsten, gottgetreuesten Reden in's Herz gepredigt, mit dem Anfange: „Ich gehe hin den Weg aller Welt; so sei getrost uud sei ein Mann", — wird er nicht müde, ihm seine Feinde als strafbedürftige Weseu driugend anzuempfehlen; so den Oberfeldherrn Ioab, den Sohn Zerujahs: „Thue nach Deiner Weisheit, daß Du «'eine grauen Haare nicht mit Frieden hinunter zur Hölle bringest." — Und weiterhin aus» den Simei, Geras Sohn, vom Hause Sauls, — weil er dem Könige David früher einmal geflucht uud ihn einen Bluthund genannt hatte; aber um späterer Gutthateu willeu hatte ihm David vollkommen vergeben. Jetzt aber muß Salomo über diesen Simei das letzte Wort des sterbenden Königs David vernehmen (2, 9): „Du aber laß ihu nicht unfchuldig fein; denn Du bist ein weiser Mann uud wirst wohl wissen, was Du ihm thun fällst, daß Du seine grauen Haare mit Vlut hinunter in die Hölle bringst"*). — So war der letzte Odemzug des Sängers und Königs David ein Cultus der Nachsucht über eiue» Mann, dem er vollkommen Verzeihung angelobt hatte. — Und Salomo ward leider ein getreuer Vollstrecker solcher Rachsuchtsbefehle. —

Sehr bedeutsam sind die letzten Worte des Feuerpropheten Elia, (Elijahu), des Thisbiten, die er an seinen auserwählten Jünger Elisa richtete. Am Jordan sollte der Meister in Gegenwart seines Jüngers von hinnen berufen werdeu. Elia fchickt sich zu seiner Himmelfahrt an. Als sie wundergleich an's jenseitige Ufer gekommen wareu, sprach Elia zu Elisa: „Vitte, was ich Dir thuu soll, ehe ich von Dir genommen werde." Elisa sprach: „Daß Dein Geist bei mir fei zwiefältig." Er fprach: „Du hast ein Hartes gebeten; doch, so Du mich sehen wirst, wenn ich von Dir genommen werde, so wird es ja sein; wo nicht, so wird es nicht sein." (II. Könige 2, 10—11). Und nachher erkannten die Berufenen, „die Prophetenkinder", daß Elisa der wahrhaftige Geisteserbe Elias war, sie überzeugteu sich, daß „der Geist Elias auf Elisa ruhte", uud zollteu ihm

*) Fast gleichlautend, wenigstens ganz sinngleich ist auch die Uebersetzuug in der unter Dr. Zunz' Rebactio» veranstalteten Uebersetzuug des Alten Testaments nach dem masoretischen Texte (12. Aufl. Franks, a. M. 188M wie folgt: „Und nun, laß ihn nicht straflos, denn Du bist ein weiser Mann, uud Du wirst wissen, was Du ihm thun sollst, daß Dn sein greises Haupt senkest mit Alut in die ftlruft."

Verehrung. — Das ist nun ein typisches Wort für jeden berufenen Nachfolger
eines Genius in der Geschichte des Geistes. Hat es ein Genie schon an
und für sich schwer in der Erdenwelt, so ein feuriges Prophetengenie doppelt
und dreifach schwer. Für einen Jeden, der sich zu einer solchen Erdenlast
berufen glaubt, dem ein Loos voller Kämpfe und Leiden bevorsteht, erklingt
für alle Zeiten das schwere Losungswort des Propheten: „Du hast ein
Hartes gebeten." So hat jeder echte Nachfolger eines Genius die gleiche
fchwere Last seines Vorgängers zu tragen. —
Bei Elisa selbst deuten die letzten Worte noch deutlich von dem,
was sein prophetisches Gemüt!, zu allermeist erfüllte: der Vernichtungs-
kampf gegen Syrien, den Erbfeind Israels. Wie ihn Israels König
Jons in seiner Todeskrankheit uerehrungsuoll besucht, veranlaßt er den
Herrscher, Bogen und Pfeile zu nehmen. Nachdem der Bogen gespannt
war, sprach Elisa: „Schieße!" und er schoß. Er aber sprach: „Ein Pfeil
des Heils von lehouah, ein Pfeil des Heils wider die Syrer (— Aram):
und Du wirst die Syrer schlagen zu Aphek, bis sie aufgerieben sind" :e.
— (II. Könige 18, 17 f.)
Wie ein rechter Erdenheld sterben soll, wie er bis zum letzten Athem-
zuge das Wesen echter Tapferkeit, dieser mit der Vaterlandsliebe aufs
innigste verflochtenen Tugend, in sich liegen und zum Ausdrucke bringen
soll: das lehrt unter den biblischen Gestalten vornehmlich Judas
Maktabäus — vor seinem endlichen Ausgange. Wie dieser Held sich
bei Laisa mit einer kleinen Schaar dem mehr als zwanzigfach zahlreicheren
syrischen Feinde Bakchides gegenüber sah, als die bleiche Furcht immer mehr
des Volks von seiner Seite riß, sprach er, in dieser Nothlage allen Muth
zusammenfassend, zu seinem spärlichen Heeresreste: „Auf, und laßt uns ver-
suchen, ob wir die Feinde angreifen und schlagen möchten!" (I. Makkabäer 9,8.)
— Doch das kaum achthundert Manu starke treu ausharrende Häuflein
hielt bier einen Kampf für unmöglich und beschwor ihren Anführer, zurück-
zuweichen, die entlaufenen Brüder wieder zu fammeln und dann auf's
Neue anzugreifen. Doch da ertönt ihnen ans Judas' Munde das rechte
Heldenwort entgegen: „Das sei ferne, daß wir fliehen sollten! Ist
unsere Zeit gekommen, so wollen wir ritterlich sterben um
unserer Brüder willen und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden
werden." (ib. 9, 10). Und da wurde eine erstaunliche Schlacht ge-
schlagen. Nachdem Judas den Heldentod gefunden hatte — „da flohen
die Uebrigen". Aus solchem Tode und solchen Heldenworten geht das
Mahnwort an alle das Vaterland schützenden Menschen: Gehet hin nnd
thuet desgleichen, — ein jeder in seiner Weise und in seiner Kraft.
Auch von manchen Ideen-Helden vermeldet dasselbe Werk der
Makkabäer, von greisen nnd jungen Männern, die um ihrer innersten
Ueberzengung willen jedes noch so peinliche Märtyrerthum auf sich nehmen.
Als in diesen Makkabäcrzeiten die Syrer auch einen „der vornehmsten
^

Schriftgelehrten", den Eleazar, zur Uebertretung des ihni heiligen Gesetzes zwingen wollten, verfing weder rohe Gewalt noch feine List bei ihm. Bei aller Marter gestand er es sich wiederholentlich, daß seinem Älter jedwede Heuchelei gewiß übel anstehen würde; sollte nicht am Ende die Jugend sagen: „Eleasar, der nun neunzig Jahre alt ist, sei auch zum Heiden geworden." (II. Makkab. 6, 24). Das wäre ihm eine ewige Schande — „Darum will ich jetzt frühlich sterben, wie es mir altem Manne wohl anstehet," „Und der Jugend ein gut Erempel hinter mir lassen, daß sie willig und getrost um des herrliche« heiligen Gesetzes willen sterben." (Vers 27—28.) Und als Eleazar immer härter gemartert ward, rief er endlich seufzend: „Der Herr, dein Wchts verborgen ist, weiß es, daß ich die Schläge und großen Schmerz, den ich an meinem Leibe trage, wohl hätte mögen umgehen, wo ich gewollt hätte; aber der Seele nach leide ich gerne um Gottes willen." (Vers 30.) — Also starb der neunzigjährige Eleazar den Märtyrertod. — So heilig ehrwürdiges Beispiel wirkte neue Wunder, wovon die Makkabäergeschichte voll ist. Das denkwürdigste Beispiel ist die tragische Begebenheit mit einer frommen Mutter, die ruhig und gottgefaßt all ihre sieben Söhne um der Religion willen nicht nur sterben sah, sondern sie selbst noch zum heiligen Märtyrertode ernmthigte. Aus den letzten Worten all dieser sieben durch die Kirche verherrlichten makkabäischen Brüder spricht typisch der beseligende Trost aller echten Märtyrer, das heißt solcher, die sich nicht aus Eitelkeit zum Märtyrerthume drängen, sondern die gottergeben dem unentrinnbaren Uebel um des Gewissens willen entgegensehen. Als der zweite der Brüder in den letzten Zügen lag, sprach er: Du verfluchter Mensch, Du nimmst mir wohl das zeitliche Leben; aber der Herr aller Welt wird uns, die wir um seines Gesetzes willen sterben, auferwecken zu einem ewigen Leben." (Lap. 7, 9.) — Besonders demuthsvoll ist des sechsten Bruders letztes Wort zu Antioches: „Du wirst mich nicht so betrügen; denn wir haben das Leiden wohl verdient, darum, daß wir uns an unserem Gott versündigt haben; und er handelt schrecklich mit uns." „Aber es wird Dir nicht so hingehen, daß Du also wider Gott tobst." (7, 18—19.) — Und ähnlich beim allerjüngsten, der schließlich noch teuflischer gemartert ward, als seine anderen sechs Brüder. Auch er legt das demüthige Bekenntnis) ab: „Wir leiden um unserer Sünde willen, das ist wahr" (7, 32), redet aber dem grausamen Könige überschwenglich hart in's Gewissen, der 5em Gerichte des allmächtigen, allsehenden Gottes nicht entgehen werde; „Du aber wirst noch selbst bekennen müssen durch große Marter und »Qual, daß er allein der rechte Gott sei." (7, 37.) Und schließlich vernehmen wir aus des Jüngsten Munde den stets fruchtbar gewordenen Gedanken, daß große Opferfreudigkeit, das mystische Thun des Opferlammes die feindseligen Geister der Welt bändigt. Also schließt dieser jüngste Makkabäer: „Aber Gottes Zorn wird

sich an nur und meinen Brüdern wenden, welcher billig über unser ganzes
Volk ergangen ist." (?, 38.) —
Die letzten Worte des sterbenden Heilandes am Kreuze sind nicht
nur weltbekannt, sondern auch reichlich durch Homilien und Kunstwerke ver-
herrlicht, zumal durch den Geist der Musik. Hier mag eine Zusammen-
stellung der sieben letzten Worte Christi genügen, wie sie sich aus der
Anordnung der vier Evangelien ergiebt:
1. „Eli, Eli, lama asabthani? das ist: mein Gott, mein Gott,
warum hast Du mich verlassen?" (Eu. MnttlM 27, 46; vgl.
Psalm 22, 2; Eu. Mnrci 15, 34.)
2. „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie
,thun." (Ev. Lucae 23, 34.)
3. „Wahrlich, ich sage Dir, heute wirst Du mit mir im
Paradiese sein." (Ev. Lucae 23, 43.)
4. „Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände." (Ev.
Lucae 23, 46; vgl. Psalm 31, 6.)
3. „Weib, siehe, das ist Dein Sohn." (Eu. Iohannis 19, 26.)
6. „Mich dürstet." (Ev. Iohannis 19, 28.)
7. „Es ist vollbracht." (Eu. Iohannis 19, 30.) —
Diese sieben letzten Heilandsworte geben in ihrer Vielseitigkeit ein
Abbild des Passionslebens jedweder Art; — sie wenden sich an jeden in
Reinheit und Heiligkeit strebenden Menschen; sie behalten mit ihrem Ab-
grunde von Trauer, Entsagung nnd Trost ihre Bedeutung nnd Weihe, so
lange es noch eine strebende nnd ringende Menschheit geben wird.
In diesem Geiste rnft der erste christliche Märtyrer, Stephanus, vor
dem Hinscheiden aus: „Herr Iesn, nimm meinen Geist ans!" und
„Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht." (Apostelgeschichte 7,
V. 58. 59) *). Und in diesem Geiste sterben alle nachfolgenden christlichen
Märtyrer, in demselbigen Geiste, den Johannes der Theologe in seiner
Offenbarung verkündet. „Wer überwindet, der wird es Alles ererben;
und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein." (21, 7.)

II.

Indem wir uns nunmehr dem Hellenenthnme Zuwenden, begegnet
uns zunächst ein welthistorisches vermeintlich letztes Wort, das uns die
allbekannten Namen eines Solon nnd Kroisos in die Erinnerung bringen.
Bekanntlich mies der athenische Weise, wie er vor dem ob seines Erden-
glückes aufgeblähten Könige der Luder stand, schließlich darauf hin, daß

*) Nach der griechischen Textausacibe von Eon st. von Tische ndoif Mvuiu
legwmsutum ttiae««, Aditia H,pHä«wio2, I^ipZiae 1878) sind es die Verse 59 und 60
dieses Capitels der Apostelgeschichte. —

Niemand vor dem Tode glücklich zu preisen sei. Wem aber die Gottheit (c, s«^cov) bis lln's Ende sein Wohlergehen bewahret, den preisen wir Mcklich (e'l)3«^2v« vo>v^^); „aber die Seligpreisung (Makarismus ^«x«p'.<ip,ü?) eines Menschen, der noch lebt und in diesem Leben allerhand Gefahren ausgesetzt ist, gilt als eine ebenso unsichere und nngiltige wie etwa der Heroldsruf und der Kranz für einen eben dem Wettkampfe obliegenden Mann*)" — heißt es in Plutarchos' Solon (Cap. 27).

Kroisos verachtete damals die sinnigen Worte des hellenische« Weisen und Gesetzgebers, so daß diesem der damals ebenfalls iu Sardes als Gast anwesende Fabeldichter Aisopos sogar die Warnung ertheilte: „O Solon, zu Königen muß man so wenig wie möglich oder nur so augenehm wie möglich sprechen," worauf Solon die sittliche Antwort gab: „Mit Nichten, entweder so w^'nig wie möglich, oder so wacker wie möglich" («XX' <!>z ^n?r« H «u«: «pln«. Cap. 28).

Späterhin — etwa 549 v. Chr. — sah auch der mächtige Lyderkönig die Nützlichkeit und Vortrefflichkeit der solonischen Worte ein. — Als er vom Perserkönige Kyros besiegt uud seiner Regierung verlustig gegangen war, — als er Gefangener war und als solcher lebeudig verbrannt werden sollte, — als er endlich auch wirklich schon im Angesichte des Kyros und des Perserheeres gefesselt auf dem dazu errichteten Scheiterhaufen stand, da rief er drei Mal mit lautester Stimme den Namen des Solon aus: Solon, Solon, Solon!**) Und dieser Schlußruf des einst so gesegneten Königs ward ihm — wie sattsam bekannt ist — zum Netter aus Todesnüthen. Und den Nuhm hatte Solo» — so schließt Plutarch seinen Bericht — durch diese eine Unterredung (ivi Xi7<>>) den einen der Könige errettet und den anderen erzogen zu haben. —

In Wahrheit entfaltete sich des Kyros Geist fo wuudersam, daß die hellenischen Geschichtsschreiber ihu als das Ideal eiues Weltherrschers verherrlichte», obenan Xenophon. Dieser hat uns in seiner Xvropnickoi«, (Cyropädie) seinen Helden auch auf dem Sterbelager vorgeführt und ihn merkwürdige letzte Worte verkünden lassen. Wie die ganze Kyropaideia weit weniger Geschichte als didaktische Poesie in Prosa darbietet, so ist es auch mit den lebten Worten des Kyros nach diesem Xenophontischen Werke.

(H«pllXX^Xll) ocl. (HIÄU8 Linteuig 1äp«ine, 1860, 5 Bde.; I, Band. — jfroisos regierte über Lydicn von 563^549 (?). —

**) Vcrgl. bei Herodotos: Geschichten I. Buch (Wo), Cap. 86, wo auch berichtet wild, das, der stark brennende Holzstoß nur durch ein Naturwunder gelöscht weiden tonnte. Kroisos hatte zu Apollo gerufen: „Wenn er ihm je ein werihes Geschenk dargebracht, so möchte er ihm beistehen und ihu ans der Noth erlösen" — „Und siehe da! bei heiterer Luft und wolkenlosem Himmel zog sich urplötzlich ein Gewölk zusammen: es stürzte ein gewaltiges Regenwetter herab. Also ward der Scheiterhaufen gelöscht." (Cap. 87). —

Dennoch leuchtet des Kyros Geist daraus hervor, so daß wir sein Sterben
an der Hand dieses Xenophon-Werkes skizziren wollen.
Kyros war etwa sieben, Jahre alt, als er starb (529 u. Chr.) Der-
selbe kommt zum siebenten Male während seiner dreißigjährigen Negierung
nach Persien. Seine Eltern sind bereits todt. Knros opfert und führt
den Chortanz der Perser an. Dn empfängt er einmal eiu wundersames
Traumgesicht, in welchen! ihm ein übermenschliches Wesen erscheint und zu
ihm sagt: „Rüste Dich, o Kyros, bald gehst Du zu den Göttern fort"*).
Der erwachte König glaubt nun zuversichtlich, daß das Ende seines Lebens
bevorstehe. Er opfert dem Zeus, dein Helios und den anderen Göttern
auf den Höhen nach Perserart nnd unter inbrünstigen Gebeten des Dankes,
die in eine Bitte um ein seinen« Lebensgange würdiges Ende cnisklingen.
Wie Kyros sein Ende immer näher fühlt, läßt er seüu beiden mit-
anwesenden Sühne Kam bnses und Lanaorares, ebenso die Freunde und
die Häupter der Perser an sein Lager kommen, wo er ihnen eine lange
Abschiedsrede voll weiser Gedanken hält.
Als eines glücklichen Menschen müßten Alle seiner gedenken. Auch mit
fortschreitendem Alter glaubte er stets wahrzunehmen, daß sich seine Kraft
entsprechend vermehrte, so daß er sich auch in seinem Greisenalter nie
schwächer als in seiner Jugend gefühlt habe**). — Der Sterbende
wirft dann einen Rückblick anf seine glorreichen Thaten, die sein Vaterland
Persieu so groß gemacht haben, wie sollte er darum nicht mit vollem Rechte
für ewige Zeit als ein Glückseliger in der Erinnerung fortleben?
Kyros trifft alsdann eingehende Bestimmungen über Thronfolge und
Negierung. Kambyses empfängt unter Anderem diese weise Herrscherlehre:
„Nicht dieses goldene Scepter ist es, das die Herrschaft aufrecht erhält,
sondern die treuen Freunde sind den Königen das wahrhafteste uud stärkste
Scepter." — Nächstenliebe, zumal Bruderliebe predigt der sterbende
Herrscher seinem Nachfolger in besonders lebhaften Farben, die Summe ist:
„Für sich selbst schafft ja, wer für den Bruder besorgt ist," (iauroü in
Einen größeren Nachdruck verleiht Kyros seinen an die Sühne ge-
richteten Ermahuungeu zur brüderliche» Eintracht durch den Hinweis auf
die Idee der Unsterblichkeit der Seele, wobei er dies hervorhebt: „Das
wahrlich scheint Ihr mir doch wohl nicht klar zu wissen, ob ich Mchts mehr

(Kyropädie), «,!, F. K. Hertlein, III^ Aufl, Berlin, 1870, Buch VIII, Cap. 7.
**) M. Tullins Cicero erwähnt in seiner Schrift: (üato iu»ior ds »siwewt«
mehrfach nach Xenophon dieser letzten Nede des Kyros: so zunächst diesen Gedanken im
9. Cllpitel wie folgt: „O^ruZ quidem »rnnl Xenonuouwill eo »ermon«, s/uem iuc>rien8
naduit, cum »dnwclnm 8eu«x «88«t, ns^lN 8S unxznnin 3on8i83s, üßusotnt «in
»U.1ÜI iiuneeilliorom t»et,»iu, c>ua,n »clnlszenntia luiszet", (I'äitin
I. Sommcrbrodt, Berlin 1877.)

sein werde, nachdem ich mein menschliches Leben beschlossen habe"*). —
Daran reihen sich weitere Gedanken über Unsterblichkeit der Seele, die
späterhin namentlich auch von Cicero als Neweisthümer vorgetragen
wurden**). Kyros beschließt seine Unsterblichkeitslehre mit diese»» Gedanken:
„Wenn der Mensch in Auflösung gercith, so wird es offenbar, daß sich alles
Einzelne zum Gleichartigen (Stammverwandten) versammelt, mit Ausnahme
der Seele; .diese allein wird weder in ihrer Anwesenheit, noch bei ihrem
Fortgehen gesehen". («ui7> 3e ^6v,j o?ire n«^')?, «Hre »mvü?» öp»r«l).
Habe der Unsterblichkeitsgedanke — so führt Kyros des Weiteren aus —
keine überzeugende Kraft, so sollen sie sich doch wenigstens aus Ehrfurcht
vor deu Göttern zu solchem Edelthun anspornen lassen. Dann wird Ehr-
furcht vor den» ganzen Menschengeschlechte empfohlen. Als eine weitere
Schule des Lebens führt der Sterbende auch die vergangene Geschichte vor
Augeu, denn das fei die beste Schule.
Kyros giebt alsdann Anweisungen über seine Bestattung: Nicht in
Gold, nicht in Silber, noch in irgend etwas Anderes sollen sie seinen
Leichnam legen, sondern nnuerzüglich der Erde übergeben. — Sobald er
sich verhüllt haben werde, solle Niemand mehr seinen Körper schauen, nicht
einmal die Söhne.
Und endlich sagt Kyros zu den Leidtragenden: „Auch dieses mein
letztes Vermnchtniß bewahret wohl im Gemüthe. Wenn Ihr den
Freunden Wohlthaten erweist, werdet Ihr auch die Feinde zu
bändigen vermögen"***).
Nachdem Kyros noch den Söhnen und allen anderen Anwesenden ein
Lebewohl gesagt, auch Allen noch die Hand gereicht hatte, verhüllte er sich
und verschied so. (ivex«XüH«r? x«i Q^rc»? ^reXeurr^ev). —
Auch über Kyros' Nachfolger, den Perserkönig Kambyses (529 bis
522), ist uns Denkwürdiges aus seinen letzten Augenblicken überliefert
worden.
Nach Herodotos' Erzählungen war Kambyses (Kabuija) nach der Er-
mordung seines Vrnders Smerdes lTanaorares), im Vegriffe, in seine
Residenz Susa zurückzukehren. Wie er sich nnn auf's Pferd schwang — fo

*) ,,«ü 7»p t°s,!?K» louiä 7? 2»'f!!i^ 32X51^» 5'.«V5U, <!,? l53iv ?II e°,'»< A:«,u,>l:,
lnnl«v 'coü üv!>piuirl'/»u ßillu i?).^i-^lu", ibidem,
**) In der bereits citilten Schrift: C»to U-^'ni <lo «ensoww. Das ganze Cavitcl 22
enthält freie, nber sinnentsprechende Uebertragunaen aus Xenovhon, welche Ciccw so ein-
leitet: ,,^pml Xsnn^ontsm »ut«m m«rieu8 Ovru« m-linr naec <lioit: Xolite «rbitrai-i,
n mibi eariZgiiui Nlii, ms, cum » vubi» <Ii3ec,83«ra nuzqnnm »»t nnllum lore" ste,
et«. — doch davon, daß seine Söhne ihn göttergleich verehren sollen, vermeldet 3-enophon
Nichts, während Cicero c>. a. O. schreibt: „iinars, 8i b»«<: iw «unt, »ie m« eulitot«,
ut lleum" et«.

erzählt Herodotos*) — siel ihm unten an der Dolchscheide der Beschlag ab; der Dolch ward bloß und fuhr in den Schenkel. Die Verwundung geschah an der gleichen Stelle, an welcher er vorher den göttlich veehrten Apis der Aegypter getroffen hatte. Das war in der syrischen 'Stadt Agbatana, wahrend Kambyses vermeinte, er mußte einer alten Weissagung zufolge zu Agbatana (Ekbatana) in Medien sterben.

Da Kambyses nun sicher wußte, daß er sterben müsse, hielt er eine letzte Ansprache an sein Gefolge, aus der mit Befriedigung zu entnehmen ist, daß des Kambyses verhärtetes Gemüth Angesichts des Todes durchaus erlöst ward, deutlich verkündete Neue über viele seiner grauenvollen Thaten lassen es erkennen, daß sich eine heilsame Umkehr in seiner Gemüthsverfassung vollzogen habe. — Kambyses klagte, daß er sich völlig in der Zukunft geirrt habe, er sei ohne Noth zum Brudermörder geworden und verliere nichtsdestoweniger das Königreich. Er habe erkannt, daß es der Menscheunatur doch nicht verliehen sei, das, was geschehen soll, abzuwenden. Aus Liebe zum Baterlande, das so durch den Tod des edlen Smerdes seines natürlichsten Bertheidigers gegen die üblen Magier beraubt sei, müsse er ihnen noch einen letzten Willen kund thnn. Allen, zumal den Edlen ans dem Geschlechte der Achaimeniden lege er es cm's Herz, es nimmermehr geschehen zu lassen, daß die Hegemonie wieder an die Meder gelange. Mit all ihren Kräften müßten sie dahin trachten, ihnen die Oberherrschaft wieder zu entreißen. „Werdet Ihr solches thun, so möge die Erde Euch Frucht tragen, — Eure Weiber und Heerden gebären, Ihr aber in alle Zeit frei sein. Werdet Ihr Euch aber die Herrschaft uicht wieder aneignen und anch nicht einmal versuchen, sie wiederzuerlangen, so flehe ich das Gegentheil für Euch von den Göttern herab und überdies noch: daß einem jeglichen der Perser solch ein Ende werde, wie es mir geworden ist"**)

Das waren des Kambyses letzte Worte, wobei er über sein elendes Loos weinte. Bald aber trat der Knochenbrand hinzn und raffte des Kyros Sohn hinweg. —

III.

Wer an Nias von Priene denkt, der hat damit gleich die Lieblingssentenz „aNuül ins», lueonm porw" in Bereitschaft. Dieser altehrwürdige Gnomiker, einer der sieben Weisen aus dem ionischen Hellas, zugleich als

*) Hcrodotos, des Halitarmssiers beschichten (lnofh? ä^Zc^), IV. Buch (Thalin) Laft. 04 f.

öl^-hv /l'^3' ln'.^i^i«2l «VAÄlü^civ 1« l'/avil» inüivl?'. Il^in/«'. ü^iv 'sevi?,^«, ««! Heiodotos, »l!. K. W. Klüger, Berlin 1855, mit erklärenden Anmerkungen; III, 65.

>^

Redner ausgezeichnet ^ er blühte etwa 570 u. Chr. — sprach sein
letztes Wort im Dienste der Rechtsprechung.
Schon recht bejahrt übernahm der Priener Bias noch die Verteidigung
eines Clienten in einer Gerichtsverhandlung. Vom Reden ermüdet, lehnte
er sein Haupt im Schooße seines Tochtersohnes. Nachdem dann noch der
gegnerische Vertheidiger sein Plaidoyer abgegeben hatte, füllten die Richter
das Urtheil zu Gunsten des von Bias vertheidigten Clienten. Und wie
nun die Gerichtssitzung aufgehoben ward, fand man den Weisen und Rechts-
vertheidiger todt in seines Enkels Schooße.
Unser Gewährsmann Diogenes Laörtius, zugleich Epigrammen-
dichter, hat denn auch in seinen Sinnsprüchen auf Bias diesen rhetorischen
Ausgang des Weisen also besungen:
Hier traun barg ich den Blas, schneeweiß vom Alter geworben,
Ten zum Hades alsbald unverzagt Heimes entführt.
Sprach ja, sprach ja zum Rechte des Freundes! bann ruht er im Arme
Seines Sprößlings fürwahr, — findet so ewigen Schlaf*).
Dieses ist als Grabschrift zu denken. — Unter den mannigfachen dem
Bias zugeschriebenen Gnomen verdient gerade unserem hastigen Zeitalter
dies Wort zur Beherzigung empfohlen zu werden: „Rede nicht hastig, denn
das kündet den Wahnsinn an" (^Tj °r«x5 ^«>.cl' ^«vi«v 's«? ip.«?«^?.'.
Diogenes Lcwrtius I, Cap. 87). —
Der Philosoph Pythagoras, der Sohn des Daktylioglyphen
Mnesarchos, geboren etwa 582 u. Chr., bewies nicht nur während seines
philosophischen Lebens seine Eigenart. Auch die Art seines Todes war
eigenartig genug. Bekanntlich lebte der Weise lange Jahre unter den
Krotoniaten. Wie es seine Gewohnheit war, sah er wieder einmal im
Hause des Milon mit seinen Genossen. Da steckte nuu einer, der nicht für
werth erachtet worden war, in die Pythagoräische Gefreundschaft aufge-
nommen zu werden, aus neiduoller Rachsucht das Versammlungshaus, die
Lesche, in Brand. Manche wollen wissen, daß die Krotoniaten selbst ein
solches Bubenstück verübt hätten, weil sie an Pythagoras die Gelüste der
Tyrannis oder deren Anfang (^p«w!3o? ^7n>>3?'.v) gewittert hätten.
Da verließ nun, wie Diogenes Lnsrtius erzählt, Pythagoras die

5) Tiügeiicsl?ai>rtiu3lfl^^llls«; iiillpicl?I°.P! ßiluv, 3c,7!4»imv<«l ä!7i»fHT7,!«il'«u>
llüv iv 'flXo?2!s!» lü3nxi^2»vi<uv) (In viti8 <lnssm»tl3 et llpnpbtbossiuati« ol»rc>nim
libilolwpborum, libri X,, eä, Hsin. Unzt. llül>n«r 1828/1831 l.ipzi»«-, I. Buch,
Cap. 85 u. Luv. 84. — Mau prüfe folgenden Grundtext der Distichen mit meiner Heber-
sctzung:
l!^ 'H?2-^v nllXi<I> 's^P«i '«'fi^vov 'Kpsi/s,;.
Tili?, 'sllsi e'.^e Zix-^v ^"?2^ ii^i':' !^ii' ä^ll«X'.v^5l>
7i«i?»z c; ü'sx»Xi3»z ft«xsüv kü»3V ünvov. —
Wörtlich würde: iK>)>lü> 7^»! v.<s°^,^ heißen: den durch graues Alter mit Schnee
bedeckten (Mann).

Brandstätte, sei aber draußen festgenommen worden. Als er sich dann
einem Felde näherte, das voll von Bohnen stand — die Pythagoräer
waren ja bekanntlich Knamisteu —, da blieb er an selbiger Stelle stehen
nnd sprach seine letzten, den asketischen Mann bezeichnenden Worte: „Besser
ist es wahrlich, festgenommen zn werden, als so mit Füßen zu
treten, — forderlicher, vernichtet zn werden, als zu schwatzen*)."
Und so ließ er sich von seinen Verfolgern hinschlachten. — Auf gleiche
Weise sollen dann auch die ineisten seiner Schüler (Jünger), deren Zahl
auf 40 angegeben wird, um's Leben gekommen sein. Nnr wenige ent-
kamen, wie Archippos, der Tareutiuer, und Lvsis. —
Aus den Zeiten des höchsten Aufschwunges griechischer Vaterlandsliebe,
aus der ewig denkwürdigen Marathon- und Salmnis-Epoche ist uns der
letzte Ausspruch eines Mannes aufbewahrt, der deutlich vor Angen führt,
welch ein hoher, aufopferungsdürstender Oeist ganz Hellas beseelte.
Herodotos erwähnt in der Darstellung der Schlacht bei Plataiai
(479 u. Chr.) eine interessante Episode über den schönen Kallikrates.
Herodots Ausdnick: er war der schönste Mann, der unter den damaligen
Hellenen zum Heere kam, erinnert an die ähnliche Stelle in Homeros'
Ilias, wo es von Nireus, des Charopos iJohne, aus Svene heißt:

Niicus, schöner wie sonst kein Mann vor Ilios Herzog,
Ninas im Danaeivolt, nach dem tadellosen AchillcuZ**).
(Voß.)

Kallikrates, uneingeschränkter noch in seiner Schönheit als der iliadische
Nitrens, saß nun kurz vor der Plawiensischen Schlacht in seiner Reihe,
während der spartanische Feldherr Pansanias opferte. Da ward er von
einem verrätherischen Pfeile in die Nippen getroffen. Die übrigen Alle
zogen himmelhoch jauchzend zur Schlacht, Kallikrates aber ward hinaus-
getragen uud starb eines schweren Todes, um so kläglicher, als er nicht
eigentlich den Tod auf dem Felde der Ehre erleiden durfte. Der sterbende
Kallikrates sprach zum Plataienser Arimnestos seine letzten wehklagenden
Worte: „Das bekümmere ihn nicht, daß er für Hellas sterbe,
wohl aber, daß er seine Hand nicht I.zur Schlacht^ gebrauchen
durfte, und daß von ihm keine seiner würdige That vollbracht
sei, von ihm, der so sehr danach gestrebt hatte, solches an den
Tag zu legen***)."

Tioaenes Laürtius, a. n. O. VIII. Auch, Caft. 39.
55) ^ipeüz ?z «liXXlim^ ö^s 5n5 "l)>liv ^Xftev
(Ilias, II, Vers «73 f. e.I, .', I', I^»s3i.)
gn2K«i," .herodotos, n. c>. O. IX. Auch (Kalliope), <5ap. 72, «cl. M. W. Krüaer.
^

Voil Kimon, dem Sohne des Helden von Marathon, überliefert uns
die Geschichte weniger ein letztes Wort als einen letzten Befehl, der
seiner großen mit Besonnenheit gepaarten Vaterlandsliebe ein Ehrenzeugniß
ausstellt. — Kimon, der Sohn des Miltiades und der thrakischen Königs-
tochter Hegesipyle, war nicht sonderlich beleumundet. Allzu großer Hang
zu den Frauen und zum Weine, wie auch Fahrlässigkeit scheinen ihm mit
Recht zum Vorwurfe gemacht worden zu sein. Trotzdem führte er große
Dinge gegen die Perser aus, so daß sein gerecht richtender Biograph
Plutarchos über ihn ausruft (Cap. 15.): „Wenn er aber trotz Fahrlässig-
keit und Zechlust viele Städte eroberte nnd so viele Siege davontrug, ist
es offenbar, daß ihn, falls er nüchtern und pflichteifrig gewesen wäre, kaum
irgend einer der vor ihm oder nach ihm gekommenen Hellenen an That-
kraft überholt hätte" (n«pHXi>e ^<: ^ä^^). —
Vor Kition auf Knpros während der Belagerung jener Stadt ward Kimon
sterbenskrank (447 u. Chr.)*), wie die Meisten annehmen, nicht in Folge
einer Wunde, die er in: Kampfe gegen die Perser erhalten haben soll. Als
er sein sicheres Ende herannahen fühlte, befahl er seiner Umgebung, flugs
abzusegeln und seinen Tod zu verheimlichen**)." (Cap. 19.) —
Dieser letzte Feldherrnbefehl des sterbenden Kimon bewirkte, daß weder die
Feinde noch die Bundesgenossen etwas von seinem Ende erfuhren. Und
die Athener konnten unter der vermeintlichen Anführung „des seit dreißig
Tagen verstorbenen" Kimon in aller Sicherheit zurückkehren, nachdem ein
Doppelsieg gegen das phönizisch-persische Heer errungen war. Dies theilt
Plntarchos als Erzählung eines gewissen Phanodemos mit:
Nach Plutarch beweisen die Denkmäler, „die noch bis jetzt Kimoneia
(Kl^cavel«) genannt werden," daß die irdischen Ueberreste des Kimon
wirklich nach Attika zurückgebracht worden waren. Aber auch die Einwohner
von Kition verehrten in Folge eines ihnen zu Theil gewordenen Orakel-
spruches, — den Kimon nicht zu vernachlässigen — <M «l>?Xeiv K^mv^;)
ein stattliches Grabmal desselben und verherrlichten ihn als ein über-
menschliches Wesen. —
Die letzten Worte des großen Perikles legen ein hohes Zeugniß für
das ab, was diesen Staatsmann durch alle Wirren des Lebens beseelte
und erhob. Auch Perikles, den seine Verehrer mit dem stolzen Beinamen
des „Olympiers" bedenken, seine Verkleinerer hingegen, znmal die spottenden
Dichter, gern den „Meerzwiebelkopf", Schinokephalos (sx"^?»^?)
nannten, weil sie sein ungewöhnlich großer, länglicher Kopf an die Meer-
zwiebel (s/lvo?) gemahnte***), — auch dieser Hort der Athener ward

*) Gemeinhin wirb das Jahr 449 als das Ende des Kimon anssegenen.
55) „T^l^ «nouXllv «^xpuH»ftiv2u; 1«, H»v«5«v «?!?<>ü;" U(l, 5>inioul3,
***) Ter Komödiendichtei Krntinos nennt ihn einmal, das homerische Nephele-
aeretcs (Neftheleaclew, ve'feX^'lp^» /^) — Wolkensammler parodierend, den „Kopf-
sammlei" - Kephalegeretes (Ke'fOlX^fii^z). Vgl. Plutarchos, Perikles, Cap. 3.

während des peloponuesischen Krieges von der Alles verheerenden Pest befallen (429 v. Chr.), nach Plutarchos zwar nicht so schnell und heftig wie die anderen, „sondern durch eine schleichende Krankheit, die sich unter bunten Wechselfällen weit in die Länge zog, ward sein Körper langsam aufgerieben und das Hochgefühl der Seele (in ^pi'^« iH« H'-»xHc) niedergebeugt". (Cap. 38.)

Sein Sterbebett nmgaben seine treuen Freunde, welche seine großen Tugenden priesen, ebenso seine Feldherrnmacht und andere Vorzüge seines Geistes. Die Freunde waren der Meinung, daß der hohe Sterbende m seiner Apathie Nichts mehr von ihrer "Unterhaltung verstünde. Doch Perikles hatte Alles genau vernommen. Mit einen: Male unterbrach er ihre Reden und drückte seine Verwunderung aus, daß sie ihn nur um solcher Dinge willen priesen, die schon aus dem Gesichtspunkte des Glückes allgemeiner Natur seien, Dinge, die schon vielen Feldherren zu Theil geworden seien, vom Schönsten und Größesten hätten sie aber Nichts vermeldet. „Denn," sagte er, „durch meine Schuld brauchte Niemand von den athenischen Staatsbürgern ein schwarzes Gewand anzuziehen*)." —

Griechen uud Römer legten aber nicht allein in Todesfällen ein schwarzes Gewand (Trauerkleid) an, sondern bei allen Ereignissen, um die sie Leid tragen mußten und wollten. Und so dürfen wir mit seinein Biographen nicht nur seine Milde nnd Sanftmuth rühmen, sondern in erster Reihe jene edle Gesinnung, „da er unter seinen schönen Thaten das für das Beste erklärte, daß er sich trotz seiner so großen Macht weder je dem Neide noch dem Zorne hingegeben habe, daß er sich auch nie gegen irgend einen seiner Feinde als unversöhnlich offenbart habe".

Erst sein Tod machte den oft so undankbaren und mankelmüthigen Atheneru die ganze Größe, die wirkliche Unersetzlichkeit ihres Verlustes klar. —

Nach dein unglücklichen Ausgange des peloponnesischen Krieges seufzten die Athener unter Spartas Hegemonie. Sie hatten nun ihre dreißig Tyrannen, unter denen allein Theramenes edle Regungen besaß, so daß er das Wesen seiner Amtsgenossen, zumal des gewaltthätigen Kritias nimmermehr ertragen konnte. Schmachvoller Untergang mar des Theramenes Loos. Des Kritias Schergen, Satyros an der Spitze, erhalten aus ihres Meisters Händen den gefangenen Theramenes zur Erecution. Darauf zieht Satyros denselben vom Schutzaltare fort. Vergebens ruft Theramenes, wie Xenophou erzählt, Götter und Menschen zu Zeugen der Frevelthat an. Noch auf der Agora, durch welche man ihn schleppte, verkündete er mit lauter Stimme, was er erdulde. Als Satyros sagte, daß er geprügelt

*) „Oülll; -f»p ?'.' l/li i<l>v nvriuv '^9-^v»l<uv fliXnv l^iiov nep^ß»).««" l ?«rikl>8, os. Liutenis,

würde, wenn er nicht schweige, antwortete Theramenes voll bitterer Ironie: „Und wenn ich schweige, werde ich dann nicht geprügelt?"

Sein Sterben selbst hat nicht nur den Geschichtsschreiber Xenophon, sondern auch Jahrhunderte später den Römer Cicero in hohe Bewunderung versetzt. Als er nämlich, zu sterben gezwungen, den Giftbecher leerte, da habe er, wie erzählt wird, die letzten Tropfen des Gifttrankes gegen die Erde geschlendert, daß es nur so klatschte I^ö Xemi^evvv «naxoiLaß'?«^«), und habe dabei hühnisch ausgerufen: „Für Kritias, den Schönen, soll dieses bestimmt sein*)." — So starb Theramenes im Jahre 403 u. Chr. Xenovhon bemerkt dazu: „Das freilich «erkenne ich nicht, daß derlei Apophthegmen zwar kaum der Rede werth seien, — jenes aber halte ich an diesem Manne für höchst bewundernswert!) («7«2iüv), da er, obwohl ihm der Tod dicht zur Seite stand, weder das Hochgefühl noch die muntere Laune aus der Seele verlor." (Ire iä ^nv^ov, ^^- ii> 7i«I7Vlü»3c? «üoXlTreiv äx iH? Hu/H?.) —

Ebenso preist Cicero in seinen Tusculnnen des Theramenes Ausgang. „Wie ergötzt mich Theramenes, wie erhabenen Geistes ist er**)" — so ruft der philosophische Redner aus — „Denn obgleich wir meinen, wenn wir es lesen, so stirbt der herrliche Mann doch nicht erbärnüich dahin." Und weiter: „Es scherzte der treffliche Mann bei seinem letzten Äthemzuge, als er schon den Tod in seinen Eingeweiden aufgenommen hatte. Und ganz richtig sagte er dem, welchem er den Giftbecher vorgetrunken hatte, den Tod voraus, der kurz nachher erfolgte. Wer würde diesen Gleichmut!) eines so erhabenen Geistes im Moment des Todes loben, wenn er den Tod für ein Uebel hielte? Es schreitet in dasselbe Gefängniß und zu demselben Giftbecher wenig Jahre nachher Sokrntes, durch eine gleiche Frevelthat seiner Richter, wie seiner Tyrannen Theramenes." —

IV.

Ewig denkwürdig und lehrreich bleibt das Sterben des weisen Sokrates, des Sophroniskos und der Phainarete Sohn (1° 399 v. Chr.). Hierbei ist weniger von einem einzelnen letzten Worte zu vermelden — obgleich die Tradition auch ein solches verzeichnet***) —, als vielmehr von einer letzten großen passiven That, welche lehrt, wie der rechte Mann auch Angesichts des Todes die Majestät der staatlichen Gesetze ehrt.

5) ,,K^I» ^Ilüi' 35IU1 1<Ü X«X<Z!." — Tenophons Hi»tm'i» 6r»e<!2 (2IVK!f!üv'o; ,I5>,X-<^!x«), II. Buch, <5ap. 3; «,!. Otto Keller. I,ii>3I»e 1890.

**) „(ju»m nu: llelectllt lbllrllineiieZ. <zu»m el»to »nimo est!" ete. Dlls berühmte kaustische Wort lautet dort bei Cicero also: „?rc>r,iu<i, in^uit, lioo puloro Oritiae." I,i8oulanÄS I. Buch, Cap. 40; ecl. Klotz, von dem auch diese Cicero-llcbersetzuua. — Kleiniakeiteu ausgenommen — herrührt. (In Ciceros philosophischen Werken, 2 Vde.)

***) Es ist das Wort: „Dem Asklcpios einen Hahn zu opfern."

Zw« Jünger des Sakrales, Xenophon und Platon, haben uns
diese Lehre in wohlthuender Breite überliefert, der Erstere in seinen
„Erinnerungen nn Sokrates" (Memorabilien ---'^oiiv^^eu^i«),
der Letztere vornehmlich in seinem nach einem anderen Jünger des Weisen
betitelten Dialoge „Kriton".
Xenophon hebt hervor (Memorabilien 4, 8), daß nach allgemeiner
Anerkennung Niemand unter den historischen Persönlichkeiten den Tod schöner
ertragen habe*). Sokrates mußte nämlich nach dem bösen Urtheilsspruche
noch dreißig Tage am Leben bleiben, weil das Todesurtheil gerade in jenem
Monate**) gefällt ward, in welchem das große Delischc Fest dem Apollon
zu Ehreu gefeiert werdeu mußte. Und in diesem Monate durfte nach dem
Gesetze Niemand hingerichtet werden, überhaupt nicht früher, bis die Fest-
gesandtschaft (Hllosil«) wieder von Delos zurückgekehrt war.
Sokrates' Trost blieb, wie er es besonders zu Hermogenes, einein
andere« seiner Jünger, aussprach, dieser: „Ich (Sokrates) weiß es gewiß,
daß man mir stets das Zeugniß geben wird, ich habe nie irgend einem
Menschen Unrecht gethcm, noch ihn jemals schlechter gemacht, wohl aber war
ich stets bestrebt, meine Schüler besser zu machen (ß-Xilnuz 8e TMlsiv
37illpll»^v «el ioü; 3^i 5!)v<5vi«? IV, 8).
Auch aus einer anderen kleinen, weniger bekannten Schrift des Xeuo-
phon, die — wie bei Platon — den Titel „Vertheidigung des
Sokrates" führt (Apologie, Xcox^«^ «ncX^l«), leuchtet das gleiche
Lob hervor. Hier bezieht sich Xenophon wieder auf den schon erwähnten
Hermogenes, der mit Sokrates innig befreundet war. Der Feldherr und
Geschichtsschreiber selbst war ja beim Ableben des Sokrates nicht in Athen,
fondern auf den: Kriegszuge mit Kyros dem Jüngeren.
Xenophon zieht dann diese Summe über seinen großen Lehrer
Sokrates: „Ich freilich, wenn ich einerseits des Mannes Weisheit,
andererseits seinen Edelsinn betrachte, kann mich weder enthalten, seiner
nicht eingedenk zu sein, noch ihn, wofern ich sein gedenke, nicht zu preise».
Und wenn irgend Jemand, der nach der Tugend strebte, jemals Jünger
eines noch heilsameren Mannes als Sokrates war: so glaube ich, daß ein
solcher Mann der Allerglückseligste genannt zu werden verdient***). —

I'/3-^3w." («ä, Raph. Kühner, Leipzig 1857).
**) Das dürfte der Monat Thnigelion (Mai-Juni) sein, wenn man ein Recht hat,
diese auf Theseus zurückzuführende Festgesandtschaft auf der Theoris Ocuis>Iz, wie das Fest-
fchiff hieß) mit den Thargelicn (G»^Xi«) in Verbindung zubringen, welche die Haupt-
feier des Apolloncultus in Athen bildeten. Ter S. Thargelion galt als Gcburtsfest der
Artemis, der?. als derjenige Apollous. Diese heilige Gesandtschaft hatte dem Apollon
auf seinem Geburtsorte Nelos Opfer darzubringen.
5*5) „Ti 3^ i>.z iü»v üpl^s,; e'fk-^ivluv (!«s3).i^cuiip<,> i'.vi Tluxp«i2!i? «uve-sivTi»,
Zlxc»-i»<: — z 34; sä. Frledi. Ang. Bornemann — «Mio mnior. I.ipZia« 182N), —

Platons „Kriton" schildert uns lebendig etwa den letzten Tag der 30tägigen Gefangenschaft des Sokrates. Dessen Freund Kriton erscheint beim Weisen früh am Morgen, um die Nachricht zu bringen, daß das Schiff*) Sunion erreicht habe, also noch heutigen Tages in Athen sein »verde, so daß der Freund am folgenden Tage sterbeil müsse. Und nun unternimmt, wie man weiß, Kriton den vergeblichen Versuch, den Freund und Meister zur Flucht zu bewegen. Kein Argument verfängt bei Sokrates. Im Guten wie im Bösen müsse jeder echte Staatsbürger die Gesetze bis an den Tod ehren; er dürfe sich um keineu Preis, um keiner Rücksicht willen dem Arme der staatlichen Gerechtsame entziehen. — In seiner maieutischen Weise bringt Sokrates seinen Jünger Kriton dahin, zuzugeben, daß man auch dann nicht Unrecht thun dürfe, wenn Einem die Gesetze Unrecht thun. (Kriton, Cap. 10.)

Sokrates. Auf keine Weise also ziemt es, Unrecht zu thun.

Kriton. Allerdings nicht!

Sokrates. Also darf auch der, dem Unrecht widerfahren ist, Unrecht mit Unrecht vergelten, wie gar Viele annehmen, da es ja keineswegs erlaubt ist, Unrecht zu thun?

Kriton. Offenbar nicht.

Im weiteren Verlaufe laßt Platon seinen Idealmenschen Sokrates folgenden auf Ethik beruhenden staatsphilosophischen Satz aussprechen: „Oder scheint es Dir wohl möglich, daß ein Staatswesen noch existiren könne und nicht von Grund aus zerstört sei, in welchem die vollzogenen Rechtsprechungen («'. -ssvü^evsl 3lxn) keinerlei Kraft besitzen, sondern von Privatpersonen ungiltig gemacht und vernichtet werden?" (Kriton, Cap. 11.) Noch eindringlicher wird die uubedingte Anerkennung der jeweiligen Gesetze im folgenden Capitel von Sokrates verkündet: „Oder bist Du so weise, daß es Dir verborgen ist, wie das Vaterland schcitzenswerther ist denn Mutter, Vater und alle anderen Vorfahren, daß es überhaupt ehrwürdiger und heiliger und in größerer Geltung**) bei Göttern wie bei Menschen stehe, welche Vernunft besitzen, — und daß man ein zürnendes Vaterland verehren, daß man sich ihm mehr unterordnen, es mehr besänftigen muß, als einen (zürnenden) Vater?"***) — — In.dieser Weise fährt Sokrates angesichts des Todes fort, die Omnipotenz der Staatsgewalt zu predigen. Jeder hat das Recht, einen Staat, dessen Gesetze ihm nicht behagen, zu verlassen; bleibt er aber darin, so ist er völlig an die Gesetze gebunden. Der Geist der Gesetze spricht: „Wer aber von euch ausharrt, indem er sieht, auf welche Weise wir das Recht handhaben und auch im Uebrigen den Staat verwalten, von dem behaupten wir allerdings, daß dieser uns

*) Das ist die Theoiia, das Theorenschiff.

**) iv <«E°vi l^xp« als adverbiale Redensart so viel wie: höher zu achten.

nn^." (Platons Kriton, Cav. XII, «ä. Alfr. Ludwig Wien 1857.)

durch solches Thuu zugestanden habe, er werde auch thun, was wir etwa anbefehlen." (Cap. 13.) —

Und so weist Vorrates des Weiteren nach, daß er sich und seinein ganzen Wesen ungetreu würde, wenn er sich durch die Flucht dem über ihn verhängten Tode entziehen wollte; er würde sich dadurch in Wahrheit lächerlich machen. Denn „jene Reden von der Gerechtigkeit und den« sonstigen Tugendwesen (n«l ^? -iX).-^ «pe^?), wohin werden sie uns geraten?" (Cap. 15.)

So geht Sokrates im trostenden Bewußtsein, als „Einer, dem Unrecht geschehen ist, zwar nicht von unseren Gesetzen, aber von unseren Menschen" (Cap. 16), den Gesetzen gehorsam und auch hierin Gottes Führung anerkennend, mit heiterer Fassung in den Tod, — ein leuchtendes Beispiel hinterlassend. —

Platons „Phaidon" führt uns nunmehr den weisen Sokrates in der allerletzten Phase seines Gefangenendaseins vor Augen, wie er sich, angeregt von seinen Jüngern, über das Wese» der Unsterblichkeit der Seele mit'diesen unterhält.

Die Personen dieses Platonischen Dialoges sind bekanntlich: Echekrates, Phaidon, Apollodoros, Sokrates, Kebes, Simmias, Kriton. Aber noch manche andere Freunde des Meisters sind Zeugen seiner letzten Erörterungen und seiner hohen Ergebung in den letzten Stunden seines Daseins — wie Kritobulos, Hermogenes, Aeschines, Antisthenes, Ktesippos, Phaidondas, Eukleides, Terpsion. Von Platon selbst erwähnt Phaidon gegen Echekrates: Platon aber, glaube ich, war krank*).

Des Sokrates zum üblen Sprichworte gewordene Gattin Xanthippe ist gerade noch anwesend, wie die Eilfmänner (»'. LvLIx«) dein Weisen die Fesseln abnehmen^und ihm vermelden, daß er heute sterben müsse. — Die eintretenden Freunde sehen Sokrates von Banden befreit dasitzen, neben ihm aber Xanthippe, die ihr Kindlein (Knäbchen) auf dem Arme hielt. — Diese beginnt auf's Neue vor den Freunden zu wehklagen und ruft ihren: Gatten zu: „O Sokrates, zum letzten Male wahrlich werden Dich jetzt die Gefährten begrüßen und Du sie" (S. 60). Da sah der Meister auf Kriton und fügte zu ihm: „O Kriton, diese soll Einer nach Hause führen." Darauf führten einige von Kritons Leuten die schreiende und sich die Brust zerschlagende Xanthippe (ß5<üa?,v i» x«l xoTno^ivv^) von jenem Schauplätze des Leidens fort. — Und nunmehr entspinnt sich die weitgehende, tiefsinnige, berühmte Erörterung des Sokrates über die Unsterblichkeit der Seele — des Sokrates, der — beiläufig bemerkt — im Gefängnisse auch noch zum Dichter geworden war.

*) „M«5U>V 3i, °'^,»I, v^htvlt". ?Inwui« I'bae<lo (<t>«Illuv), «<l, G. Stallbäum, IV. Ausg. von M. Wohlrab, Leiftzla, 1866. ?!>ß, 59 der N<t, vrin«.

>-

Aus dem Ganzen leuchtet hier der allgemeine Trostgedanke hervor, der gerade einem Sokrates seine unnachahmliche Ruhe, ja geradezu Heiterkeit in der Nähe des Todes gewährte: es ist die feste Zuversicht, daß er vor einem anderen, besseren Dasein stehe. Dies drückt er etwa mit diesen Worten seinen Jüngern aus (Cap. 8 oder S. 63/64): „Aber vor Euch als Richtern will ich nun im Ernste Rechenschaft davon ablegen, in wie- fern es mir wahrscheinlich vorkommt, daß ein Mann, der sein Leben im Ernste der Philosophie geweiht hat, getrost dem Tode in's Angesicht zu sehen habe (9"üf,p35v ^iXXwv «TnsnvelsH««), und daß er guter Hoffnung sein müsse, dort die höchsten Güter zu finden, sobald er vollendet haben wird. Wie sich nun wohl dieses so eigentlich verhalten möchte, o Simmias und Kebes, das will ich zu entrollen versuchen." Und so des Oefteren, wie etwa hiermit: „In Wahrheit also, o Simmias, die da recht philoiophiren, haben das Ende vor Augen*) (»noftv^sx^v ^X^rüxil), und ihnen ist unter den Menschen das Sterben am wenigsten furchtbar." (Cap. XII; S. 67.)

Nachdem Sokrates alle wehmuthsvollen Zuhörer gründlich von seiner Unsterblichteitslehre überzeugt hat, rüstet er sich mit folgenden Worten zum schließlichen Ende: „Ihr nun, o Simmias nnd Klebes, wie Ihr Anderen, gehet ein andermal Jeder zu irgend einer Zeit von hinnen; mich aber ruft das Geschick schon jetzt hinweg — so möchte wohl ein Tragiker ausrufen, — fast dünkt es mich nun an der Zeit, daß ich mich mit dem Bade be- schäftige s-cp«n35>>«'. np5? iö Xvü'cpov). Denn wahrlich, es scheint mir würdiger, als ein Gebadeter (Gewaschener) den Gifttrank zu leeren (>.2u- sH^evov me!v rö <f4s>>i«x5v), um nicht den Weibern die Arbeit zu überlassen, meinen Leichnam zu waschen." (Cap. I^XIII, od. S. 115). —

Darauf empfängt Kriton die letzten Aufträge des fcheidendeu Meisters. — Nach dem Bade brachte man noch seine drei Kinder, zwei kleine Knaben und einen größeren, ebenso die befreundeten Frauen zu ihn«, in deren Beisein Sokrates dem Kriton seinen letzten Willen kund giebt. Frauen und Kinder werden wieder entlassen. Dann kehrt der Meister zu seinen Jüngern zurück. Die wirkliche Sonne ist wie die Geistessonne Sokrates dem Untergange nahe.

Die allerletzten Reden und Worte des hinscheidenden Sokrates sind nach Platons Phaidon an Kriton gerichtet, abgesehen von: launigen Wortwechsel mit dem Zubereiter des Gifttrankes.

Nachdem der Diener des Gesetzes zu verstehen gegeben hatte, daß eine Libation von diesem Gifttranke nicht gut zu nehmen sei, denn es würde nur just so viel angefertigt, als zum Tobten des Verurteilten erforderlich sei, sagte Sokrates: „Ich begreife; aber zu den Göttern zu beteu dürfte.

') Dieses Plato-Zotratische Wort erinnert an des Psalmisten Worte: „Lehre uns bedenke», daß wir sterben müssen, ans baß wir klug werben." (Ps. 90,12; cf. auch Ps. 39. 5).

doch wohl gestattet sein, und das ist auch nöthig, daß die Wandenina, von
liier nach dein Jenseits eine gesegnete sei" (^v ^ein'x^ci'.v i^v ivöi'/?-
ex35?e ^-w'/H ^veüi>«l). Und darum bitte auch ick, möge es also ge-
schehen." (Cav. 66; S. 117). —
Als aber Sokrates heiter und ruhig den Giftbecher geleert hatte,
verließ die Getreuen nach und nach die Fassung, sie brachen in Thronen
und Schluchzen aus, besonders Kriton und Apollodoros. Alle waren sie
erschüttert; nur Sokrates blieb ruhig und rief ihnen noch die freundlich
tadelnden Worte zu: „Was thnt Ihr da, Ihr wunderlichen Menschen. Ich
habe doch wahrlich nicht zum Wenigsten deshalb die Frauen fortgeschickt,
damit sie sich nicht dergestalt vergehen sollten. Ich habe ja auch gehört,
daß man unter Andnchtsstille sterben müsse; also übet und be-
wahret Stillschweigen "*).
Allmählich erkaltete und erstarrte der große Sterbende. Als Sokrates
fast ganz erkaltet war, enthüllte er sich noch einmal und sprach diese seine
letzten Worte: „O Kriton, dem Astlepios sind wir einen Hahn
schuldig; erstattet ihn wohl und vernachlässigt das nimmer.**)
Kriton stimmte zu; aber seine weiteren Fragen ließ Sokrates un-
beantwortet; denn er hatte nunmehr seine unsterbliche Seele ausgehaucht.
Kriton schloß ihm Mund und Augen. —
Diese allerletzten Sokrntesworte dürfen als besonders symbolisch ange-
sehen werden. Denn wie alle von einer Krankheit Genesenden dem Astle-
pios, dem Gotte der Heilkunde, ein Dankopfer, zumeist einen Hahn dar-
brachten: so wollte Sokrates hier durch seiu Wort den Gedanken aussprechen,
daß er, der Dahinsterbende, durch den Tod die Krankheit: Leben über-
wunden habe, also als Genesener dem Asklepios einen Hahn schuldig sei. —
Ein Bild der höchsten Thatenkraft wie Dugendmackt steht der theba-
nische Kriegsheld Epameinondas da. Seine letzten Worte sind der wahr-
hafte Ausdruck dessen, was dieses Mannes Seele durchgängig erfüllte. In
der siegreichen Schlacht bei Mantineia sollte Epameinondas sein ruhmvolles
Ende finden (362 v. Chr.). — Ueber seine letzten Worte liegen mir zwei
römische Quellen vor: Eicero und Mpos.
In seinen Vüchern vom höchsten Gute und höchsten Uebel (Ds
öuidu.8 bonorum et maloruin) gedenkt Eicero ziemlich umständlich der
letzten Worte des sterbenden Epameinondas.

13?.?U':'5,V. «XX' 5j2u/i»v 13 «75« ?,nl Xllp?°p5i'5". — Diese Lehre, in Eubhemie zu sterben,
wird — wie die Anuierluna des Editors Wohllab besagt — nach Olympiodoios auf
Pnthagoias zurückaeführt. —
5*) 'ü Ks>licu'/, t'fi>>, 1«! '^^/.X^N'.Ü! <,!sliX»ll«v «Xsxisiyiv«' «XX' »?iä3»ie x«l ft-h
«^X-s,,:-^«". (p, 118), —

Als dieser die Lacedänwnier bei Mantineia besiegt hatte und, tödtlich getroffen, seinen Tod nahen sah, fragte er aufblickend, „ob sein Schild in Sicherheit sei" lMvu8iw 688st o1ipsu8>. Nachdem die Seinigen dieses weinend bejaht hatten, fragte er, ob die Feinde geworfen seien (6386nw6 tust b«8ts8). Als ihn» auch hier befriedigende Antwort zu Theil geworden war, befahl er, daß man ihm den Speer, der ihn durchbohrt hatte, herausziehe: Da strömte eitel Blut aus feiner Wunde, und in voller Freude und Siegeslust verschied er*).

Unser zweiter Gewährsmann Cornelius Nevos erzählt das in seinem Leben des Epaminondas (Cap. 9) etwas anders. Als derselbe wahrnahm, daß er eine todbringende Wunde erhalten hatte, ebenso, daß er — falls er das vom Wurfspieße im Körper haften gebliebene Eisen herauszöge — sogleich den Geist aushauchen müßte, ließ er dasselbe solange darin, bis ihm gemeldet wurde, die Vöotier hätten gesiegt. Kaum hatte er solches vernommen, als er ausrief: „Ich habe genug gelebt, denn ich sterbe uubefiegt." — Nachdem dann das Eisen herausgezogen war, gab er sogleich seinen Geist auf.**).

(Schluß folg!,,

') „Ita multo 32,UAuin» Piosu8o in laetiti» st vietori» inoltuuZ 08t." (^ie«lc> 6« ünidu8 «w,, II. Auch, Cap. 30, »x leeugnitixn« litzinli. Xlot?: (,'ioeioni8 8Llis><H ?lllti» IV, Vnl, I, I,i>i8i»« 1872. — Die Uebersetzung ist nach I. G. Troysen in der uon Klotz veranstalteten Separatausgabe der philosopliischen Schriften Ciceros, in zwei starten Bänden, Leipzig 1840.

^°) „lä P08t<iu»m »u<!ivit, 8l>t>8 ill^uit, vixi: iuviotu» «Ulm inniioi I'um l«iio oxtl»<:to eoul«8tim «X2uim<ltu8 «8b." (^, >l«pc>3. I^Äminnmi»«, Lop. 9; «c>, M. Haupt und H. Slluppe sNipperdei,^, Berlin, 1885).

Ooe, songfellow und Tennyson.
(<3in Veitrag zu dem Capitel „Plagiat und fXagiarismus".)
von
Udo Vrachvogel.
— Chicago. —

u warst ein Dichter! Kennt Ihr auch den Sinn
Des Wortes, Ihr, die lalt Ihr richtet?
Der Geist, der unter dieser Stirn gehaust,
Zerbrach die Form, — laßt ihn! er hat gedichtet!
Ter Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!
Wer als ein Leuchten durch die Welt ihu trug,
Wohl läßt sie hehr den durch die Zeiten brennen.
Doch brennt sie Male, — durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet,
Das Mal der Dichtung ist ein Kains-Stcmpcl!

Der Leser kennt diese Verse wohl. Sie finden sich in den Schluß-
strophen des Nachrufs, den der erschütternde Tod Christian Dietrich
Grabbes seinein Teutoburger Dichtgefährten und Landsmann Ferdinand
Freiligrath ans der Seele riß. Der „Fall Krabbe", wie es damals und
wohl später auch noch, die Musterhaften und Gestrengen, die in Leben
und Knust zuhöchst zu Gericht sitzen, genannt haben, — die „Grabbe-
Tragödie", wie wir es mit Freiligrath zu nennen haben, schloß 1886 mit
dem Tode des Dichters in völliger Zerrüttung seiner materiellen und
geistigen Verhältnisse. Wie bekannt, war trotz geradem verblüffender
poetischer Ansätze, welche der Verfasser der „Hundert Tage" nnd
des „Don Juan nnd Faust" in den von ihm geschriebenen Stücken
genommen, seine Laufbahn nur ein Bruchstück geblieben. Ein Bruch-

stück, das heißt selbst ein Stück, welches von seinen: Beginn und in seinem
ganzen Verlauf an allen Ecken und Enden brüchig gewesen war
und, gleich seinen eigenen dramatischen Torfen, in Mchts als einem
letzten fchrillen Mißklang, dem richtigen Schlußkrach austönen konnte
und austönte.
Mr eine Handvoll Jahre später vollendete sich auf der westlichen
Hemisphäre das Trauerspiel eines anderen Tichterlebens, welches trotz
des dazwischeurauschenden Weltmeers in mehr als einem Inge von Zwillings-
Aehnlichkeit den Detmolder Fall Grabbe wiederholte; fo fehr wieder-
holte, daß Freiligrath, wenn er die oben stehenden Vene nicht bereits
auf diesen geschrieben hätte, sie genau so auf das amerikanische Genie-
Martyrium hätte neudichten können, das am ?. October 1849, nach einem
Todes-Vorspiel ganz » In, Grabbe im Valtimorer Rinnstein, für immer im
Bnltimorer Stadt-Hospital abschloß, oder richtiger gesagt, abriß; auf das
Lebeus-Trauerspiel und das DickterMartnrinm Poes, Edgar Allan
Poes, wohl des bezeichnendsten und zugleich auch grandiosesten Typus
jenes Dichterthums, welchem der Parnaß nnr ein anderes Golgatha ist, und
dem das leuchtende Seher-Mal nur als Kains-Stempel auf der Stinie
flammt!
Nichts war diesem, 1899 geborenen Schmerzenssohn der Musen in
den kaum vier Jahrzehnten seines Lebens erspart worden. Schlimmer noch.
Nichts hatte er sich selbst zu ersparen vermocht. Von Haus aus war er
mit ein ein Talent begabt, dem sich an ursprünglicher Kraft und Sonder-
art in der amerikanischen Schriftsteller-Walhalla etwa nur das von
Mthaniel Hawthorue, Nalph Waldo Emerson und Vret Harte iu seinen
ersten welterobernden Offenbarungen gleichstellen kann. Und doch war
sein Leben bei allein beständigen großen Schaffen nichts Anderes als ein
beständiges noch größeres Kämpfen, Ringen nnd Verfehlen. Denn dickt
neben den gewaltigen Geistern, welchen die uuablässigen Geburtswehen
einer wahrhaft dämonischen Dichter-Heruorbringung ihn gegenüberstellten,
standen jene Furien, welche ihn ebenso unablässig zu zwingen schienen,
sein Leben nnd seine Lebenskraft und damit auch sein Schaffen nnd seine
Schaffenskraft rettungslos zu verzetteln. Und es ist der ganze Kummer
der Menschenwelt nnd jener der Geniewelt zugleich, der uns anfaßt, wenn
wir lesen: wie der unselige Mann, auf der vollsten Höhe einer noch nicht
abgeschlossenen Jugend, doch nur von Schiffbruch zu Schiffbruch eilt; wie
er, vom letzten Glück uerrnthen und den schlimmsten Geistern des Trunkes
verfallen, noch förmlich Trümmer um sich streut, die uns eine Art
schaudernder Vewunderuug abnöthigen; und wie er schließlich, in fremder
Stadt, auf offener Straße zusamenbrechend, auf einem Sterbelager öffent-
licher WohlMtigkeit für immer strandet, auf dein er dann von seinen
wildfremden Pflegern eben noch rechtzeitig erkannt wird, nm statt in einem
Armengrabe, auf dem Honoratioren-Friedhof neben feinem dort ruhenden
^>

Großvater, einem ehemaligen General der Ver. Staaten, beigesetzt zu
werden*).
Und damit hätte es doch wohl genug sein sollen? Doch nein, selbst
der Tod, dieser größte Versöhner, Schützer, und Ehrenretter, diesen:
Dichter- und Menschenfatum gegenüber sollte selbst er seine versöhnende
und schützende Kraft verlieren. Nicht die Freunde und Bewunderer waren
es, die über dem frischen Grabe des Dichters des „Naben", der doch
schon damals als das genialste amerikanische Einzelgedicht anerkannt war,
das erste Wort ergreifen sollten. Es gehörte dem alten „Nun und
Nimmermehr-Gekrcichz") seiner Verneiner und Feinde, deren er sich vielfach
durch seine Lebenshaltung, vornehmlich aber durch seiue, einen wesentlichen
Theil seiner ganzen litter arisch-publiciftischen Laufbahn bildende Scharfe
nnd rücksichtslose Kritiker-Thätigkeit eine Legion, und wenn dies möglich
gewesen wäre, noch mehr gemacht hatte. Der Schlimmste und, weil gewisser-
massen unter der Maske eines Berufenen, ja eines Anwalts Kommende,
auch Gefährlichste unter ihnen aber war der damalige New Uorter Aller-
welts-„Litterator" Rufus Wilmot Griswold. Eine Art amerikanischer
Julian Schmidt, an dem die Zeit seitdem längst Lassalle-Dienste gethan,
sollte ihm, dem schonungsloseste» Feinde des unglücklichen Dichters, durch
eine geradezu mörderische Irouie des Schicksals die Aufgabe zufallen, uicht
nur als Herausgeber eiuer ersten Gesammtausgabe von Poes gesammelten
Schriften zu figuriren, sondern als solcher sogar Hand auf den Nachlaß
des ihm wehrlos preisgegebenen Todteu zu legen.
Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, die auf solche Weise selbst über
den Schreck und Mitleid erregendsten Tod hinausgespounene Lebens-Tragödie
Edgar Allan Poes auch nur iu flüchtige» Zügeu und dürftigen Streiflichtern
zu zeichnen. Unter Hiuweisung auf seinen Untertitel „Ein Veitrag zum
Capitel ,Plagiat und Plagiarismus" will er sich nur mit dieser Griswold-
schen Meuchler-Attacke auf einen jeder Kampf- und Vertheioiguugs-Möglich-
keit für immer Entzogenen, — mit dieser Schändung eines kaum geschlossenen
Grabes und dem hämischsten unter deu vielen hämischen Zügen derselben
ein wenig näher beschäftigen. Ja, eines kaum geschlossenen Grabes, —
denn schon drei Tage nach jenem 7. October 1849, da das überhitzte
Dichtergehirn für immer ausgefiebert hatte, erschien die erste unter dem

*) Heute erhebt sich über diesem Tichtergrabe ein großartiges Denkmal, das, auf
öffentliche Kosten errichtet, Mitte der siebziger Jahre imter würdigen Feierlichkeiten ent-
hüllt wurde. Auch im New Jorker „Notrupoliwn Zlnzeurn uf Hrt«" befindet sich ein
stattliches Bronze« und Marmor-Monument, welches die amerikanischen Schauspieler dem
Dichter (obgleich er nie selbst die Bühne betreten, ja nicht einmal für sie geschrieben, doch
durch seine Eltern, welche Schauspieler waren, mit derselben i» Verbind«»« gestanden) Uor
einiger Zeit gestiftet habe», wie denn auch seine Büste uud Gedenktafeln für ihn an ver-
schiedenen Plätzen Aufstellung gefunden haben.

*) Huotb. tb.e Naveu: „Xßvormore!" (Sprach der Rabe: „Nimmermehr!") Ter
schaurige Refrain aus Poe's „Der Nabe."

9t) Udo Viachvogel in Chicago,
Pseudonym „Ludwig" in der New-Uorker „Iiidunn" veröffentlichte Aus-
lassung, in welcher mit dem Dichten, dem Leben und namentlich dem
Sterben Poes in grausamster Weise in's Gericht gegangen wurde. Aber
erst nachdem Griswold durch die Freunde des Todten gezwungen worden,
sich zur Verfasserschaft des Artikels zu bekennen, ließ der damals mit eben-
soviel Erfolg wie Unverschämtheit als amerikanischer und englischer Litterar-
Historiker und Litterar-Inquisitor posirende Libellist unter dem Titel
„Nsnwir ol ^os" jene ungleich ausgeführtere und ausgearbeitere Schmäh-
schrift folgen, die er auch als Einleitung zu der, unglaublicher Weise gerade
ihm überlassenen, Herausgabe von Poes Werken benutzte. Und leider muß
hier gleich von derselben gesagt werden, daß sie nicht allein in ihren Tagen
und namentlich in England eine geradezu grimmige Wirkung that, sondern
auch, aller Zurückweisung zum Trotz, die sie von so berufenen schriftstelleri-
schen Zeitgenossen Poes, wie Nathaniel P. Willis, Gev. W. Graham,
Mrs. Osgood nnd Anderen sofort erfuhr, auf längere Zeit hinaus einen
„Rabenflügel"-Schatten über das Gedächtnis; von Amerikas intensivstem und
originellstem Dichter-Genius geworfen hat.
Nichts ist in diesem „ilsmoir" dem, wie es scheint, vom schlimmsten
aller Gifte, dem Leichengift, gegen sein todtes Opfer inficirten Schmäh-
schreiber an diesem heilig gewesen. Wo er nicht unmittelbar anklagen
konnte, legte er sich wenigstens Schritt für Schritt auf's Andeuten und
Verdächtigen. Selbst an Dem, was den: Dichter auch von seinen er-
bittertsten Verkennern und Verkleinerern stets unbedenklich und unumschränkt
zugestanden worden, selbst an seiner Eigenart, selbst an dem unbedingten
Eigenthum, welches seine Dichtung, was immer sonst sie in ihren
Augen auch sein mochte, ihm in jeder Aeußerung, in jeder noch so flüchtigen
Regung war, rüttelte der unbarmherzige Kritikaster. In dem Höchsten nnd
Unangreifbarsten, das dieser Poet, wenn überhaupt Etwas, besessen, in seiner
Originalität greift er ihn an. Und nicht zufrieden mit diesem Angriff im
Allgemeinen, richtete er denselben auch gleich mit ebenso nichtswürdiger
Schadenfreude wie Ungerechtigkeit gegen eines der tiefsten, ergreifendsten,
echt Poetischsten Gedichte: gegen jenen Nachtgesang vom ‚^ll»uutsä ?»!»<:«",
dem „Gespenster-Palast", in welchem der mit dem Kains-Stempel der
Dichtung Einherwandelnde noch erschütternder vielleicht als in der gewaltigen
Monodie vom „liaven" schon 1839 vorahnend das Geschick uud die Ge-
schichte seiner eigenen von Gespenstern verfolgten Seele dargelegt hatte.
Gerade dieses ureigenste Stück Poe'scher Heruorbriugung griff der schnüffelnde
Kritiker heraus, um den in dein „Nsiuoir" erst nnr andeutungsweise auf-
tretenden Vorwurf der Uuselbstständigkeit nnd Anlehnung an mehr oder minder
berühmte Muster zu der directen hochnothpeinlichen Anklage des „Plagiats"
und des„Plagiarismus" zuzuspitzen.
Uni kurz zu sein, — Griswold beschuldigte Poe iu dürren Worten:
„Er habe die Anregung nnd die Idee zu seinem ‚Mu»wä ?ala<>e" von

Henry Wadsworth Longfellow und dessen Gedicht ,Ms LsIs»Fuoreä
^it>", „Die belagerte Stadt", empfangen; doch habe er, deswegen schon
früher zur Rede gestellt, Angesichts der gar nicht zu leugnenden Verwandt-
schaft der beiden Gedichte einfach erklärt: daß das Verhältniß allerdings
da sei, nur sei es ein umgekehrtes gewesen, und nicht er sei Longfellows,
sondern Longfellow sei sein (Poes) Schuldner gewesen!" Wie nicht anders
zu erwarten, ließen die Vertheidiger des todten Poe die Sache darauf nicht
beruhen. Sie machten vielmehr gerade aus diesem Punkt eiu besonderes
Argument gegen die absolute Unzuuerlässigkeit Griswolds, indem sie an der
Hand unwiderleglicher Beweise nachwiesen, daß Poes „Llauutsä ?a1a«s«
mehrere Wochen vor und nicht, wie Griswold hehauptet hatte, gleichzeitig
mit dem Longfellow'schen Gedicht und überdies noch dazu in zwei verschiedenen
Publicationen auf ein Mal erschienen sei. Was aber thut uun der also
in die Enge getriebene Ankläger? Durch die Thatsacheu gezwungen, seinen
bösartigen Irrthum zuzugeben, gab er ihn zu. Zugleich aber erklärte
er: daß Beide, Poe und Longfellow, — aber Poe natürlich in ungleich
höherein Grade! — bei einem Dritten, bei ihrem britischen Bruder in
Apoll, bei Alfred Tennvson und dessen bereits 1839 geschriebenem
Poem „Mio DsFsrwä Houso", „Das verlassene Haus," auf den Borg
gegangen seien.

Diese Erklärungen und Ausreden richten sich von selbst — und mit
ihnen sei hier auch der ohnehin längst vergessene Nufus Wilmot Griswold
fallen gelassen! Die litterarische Thatsache jedoch, der wir uns hier gegen-
über gestellt sehen, bleibt immerhin bestehen. Und sie ist in der That inter-
essant genug, um ein weiteres Eingehen auf sie zu rechtfertigen.

Vor allen Dingen steht ein Jeder, der in scrupulöser, um nicht zu
sagen engherziger Weise an litterarischen „Plagiarismus" glaubt uud, dein
bekannten Wort des großen uud doch wahrhaftig originalen Moliöre: „<!«
prsuäF ruou disu, un Hs Iß tronvs!" entgegen, sich gern das kleinliche
Vergnügen der Aufstöberung uud Bloßlegung von Anklängen in Idee oder
Form macht, hier thatsächlich einem „Fall", und zwar gleich einem der
merkwürdigsten, interessantesten seiner Art gegenüber; einen» richtigen
Leckerbissen für jeden litterarischen Detectiv-Gaumen, als welcher er ihm
denn auch hier zur weiteren eigenen Durchkostung, Ergründung und Ver-
dauung bereitwillig überlassen sei!

Aber auch der unbefangene, einfach genießende Leser von Poesie, der
Nichts sein will als ein dankbarer Empfänger, steht hier einen: wahren
Festgericht von Genuß und Anregung gegenüber, wie es sich selbst dein
eifrigsten Litteratur-läger und dem berufenen Litteratur-Beflisseuen nicht
jeden Tag darbietet. Und für ihn in ungleich höherein Grade als für den
Plagiaten-Gourmand ist es, daß hier die drei in Rede stehenden Gedichte
der drei ausgezeichneten Poeten englischer Zunge für sich selbst sprechen
sollen — in deutscher Zunge sprechen sollen, und wenn auch in ihr wohl

kaum zum ersten Male überhaupt, so doch sicher zum ersten Mal in dieser Übersetzung uud in dieser Zusammenstellung. Sprechen für sich selbst und zugleich für ihren Schöpfer — für einen jeden derselben, und nicht, wie einst der New-Iorker Mißkritiker und „Memoir"-Scribler und seine Nach- beter wollten, wenigstens gegen zwei derselben!

Wie billig, eröffne Poes „llauntsd?alaos" den Reigen. Das Gedicht fand sich ursprünglich in einer seiner Erzählungen, „l'b.« lllll ot tb.o 2ou«6 ^t? llslrer", eingeschaltet. Heute befindet es sich in allen Ausgaben seiner, je nur einen mäßigen Vand füllenden, Gedichte in jener Gruppe, welche „lt>6 liavsn" eröffnet, nnd in der es mit den balladenartigen Todtenklagen „l^uors" und „Ulalums" das Dämonische in der Poe'schen Dichtung mn Ergreifendsten spiegelt: jenes Dämonische, für das wir in der deutschen Litteratur, soweit die Erzählung in Betracht kommt, nur etwa in den Novellen Hoffmanns und Kleists, in der Lyrik und lyrischen Epik aber neben der Bürgerschen „Lenore" nur in den Gedichten der großen Drostc- Hülshoff ein Seitenstück finden.

Der Gespenster-Palast.

von

Edgar Allan Pur.

Wohnstatt von erles'nen Geistern,
.hob aus grünsten Thales Grund
Ein Palast, das Werk von Meistern, —
Prachtpalast — sein Kuppelnind.
Des Gedankens Krönungs-Hügel,
Nagt er auf zum Actherblau,
Niemals spannten Seraphs Flügel
Sich ob halb so schönem Bau.

Banner grüßten, lockig golden,
Bon dem Dach hin weit und breit,
(All dies spielte in der holden,
Langst entschwunb'nen Märchenzcit!)
Und sobald ein Lüftchen leise
An die Zinnen-Stime schlug,
Setzt es fort die luft'ge Reise
Als beschwingter Wohlgenich,

Wer als Wand'rer naht', der schaute,
Wie sich durch zwei Fenster klar
Zur musikbeseelten Lunte
Rhythmisch schwang der Geister Schaar

Um den Thron, auf dessen Sitze
Als „I'nrpd^ru ßeniw»«*).
Der König saß, umloht vom Blitze
Der Majestät von Kopf zu Fuß.
Und ein Nnvin- und Peilenbogen**)
Erschloß sich des Palastes Thor,
Daraus in Wogen, Wogen, Woge,:,
So glänz- wie klangvoll quoll henior
Ein Meer von Echos, deren Schwingen
Hon überird'schem Wohllaut schwer,
Und deren süße Pflicht, zu singen
Nur ihres Königs Preis und Ehr'.
Doch ach, im Nachtgewand der Sorgen
San! Unhell auf die Königsvracht,
(Und laßt uns trauern! — denn kein Morgen
Erhellt je wieder ihre Nacht!)
lind all der Glanz lichtvoller Tage,
Der ihren Hochsitz einst nmgab,
Ist heut nnr noch wie eine Sage
Von Zeiten, längst versenkt in's Grab.
Und nahen Wand'rer jetzt, so sehen
Dnrch roth erglüh'nbc Fenster sie
Nur Schemen sich phantastisch drehen
Zu mißgestimmter Melodie,
Indeß in wüstem Fluthgewine
Aus todtenbleichem Thor einher
Sich endlos wälzt ein Spukgcschwirre,
Das lacht — doch lächelt nimmermehr.

Wie dieser Poe'sche „Gespenster-Palast" in jedem Zoll, in jeder Linie die Signatur seines Meisters trägt, so ist „Die Belagerte Stadt", zu der wir uns jetzt wenden, uon der ersten bis zur letzten Verszeile ein ganzer und echter Longfellow. Das Gedicht ist in jeuer dem neuengländischen Klassiker auf seinen europäischen Streifzügeu so lieb und geläufig gewordenen romantischen Mauier gehalten, in welcher er in der Einleitung irgend ein bestimmtes Bild, Gesicht oder Ereigniß hinstellt, um sich dann mit dem Impuls und der Kunst des echten Poeten uon dem Einzelnen, wie schön er immer es auch firirt haben möge, zur Aussprache eines noch ungleich schöneren und größereu allgemeinen Gedankens, einer das ganze Menschheits-herz umfassenden Gefühlsoffenbaruug aufzuschwingen.

*) Ein im Purpur (Geborener.

**) Der hier mitten im Gedicht eintretende Wechsel vom trochäischen zum jambischen Versmaß ist genau nach dem Original, in welchem er sich in der zweiten Hälfte der dritten Strophe, wie folgt, vollzieht:

I'miul lldnut iv tlirouo, >vder«, »ittiuF
.V» 1'or^>l>^mß«n«,
In «tat« bi» sslnr/ »eil boKUiug
Ide inlsr ol td« i«»1m »26 «s«n,

Die belagerte Ttadt.

von

tzenrp WadFwurih-Tangfellllw.

Aus alter Chronik Wuuderschacht
Aufgrub ich die seltsame Mär'
Von Prag, deß Wälle um Mittenmcht
Belagert ein Gcisteiheer.

Den rauschenden Moldau-Strom cutlaug,
Im Moudlicht, blaß wie Schnee,
Reiht wie im Traume schwer und bang
Sich die große Todtcu-Armee.

Am andern Strand, wie Nebel am Meer
Das GespensteiLager steht,
Und zwischen beiden tlagenschwer
Des Stromes Woge geht.

Sonst Alles still, kein Trommellaut
Kei» „Weida" hallt im Wind:
Dunstflagg' um Flagge zum Himmel braut.
Wie Wolf i» Wolke riuut.

Doch wcuu die Glocke vom alteu Dom
Die Morgenstunde ruft,
Zerflieht das Lager, eiu Nebelstrom,
In die erschreckte Luft.

Durch'I Molbau.Thlll flieht unh uud fern
Das nufgefcheuchte Heer, —
Und bann flammt auf der Morgenstern,
Und der Nachtsput ist nicht mehr.

Ausgrub ich aus dem Wundeischacht
Der Menschenbrust die Mär',
Daß von Phantomen, schwarz wie Nacht,
Die Seele belagert war'.

(5s stehen Schatten uud Schemen iu Ncih'u,
Gigantisch dräu'ud stchn sie
Am Rand des Lebcnstroms im Schein
Irrlichternder Phantasie.

Jenseits auf niicht'gem Schlachtgefild
Das Gesvenstcr-Lager ragt,
Und zwischen Neiden zitternd schwillt
Der Lebensstrom und zagt:

Tonst Alles still im Grabes-Heer.
Kein Zuruf hallt im Wind,
Die Lcbensfluth nur othmet schwer,
Wie sie zitternd rinnt und verrinnt.
Und wenn die Glocke hoch vom Tom
Die Seele rnft zum Gebet,
Tann schaudert das Mtternacht-Phantom
Zusammen und zenveht.
Durch's Thränenthal flieht nah und fern
Des (Heister-Lagers Heer, —
Aufstrahlt der Glaub' als Morgenstern,
Und der Mchtsvnt ist nicht mehr!

Und üiui zu Tennpsons Gedicht, »'elches sich dem, mit seiner Verleumdung Poes als Longfellow-Plagiator so heillos abgefallenen Oiriswold »och eben rechtzeitig darbot, um seine Besichtigung de? Plagiarismus gegen den Verfasser des „Ununtcxl-I'alnos" — koste es, was es wolle! — aufrecht ,'u erhalte». Koste es, was es wolle, sogar eine »'eitere ucrleumderische Mtauklage eine? andern amerikanischen Poeten als Plagiator, welcher gerade bis dahin von dem nämlichen Litterar-Vüttel (^riswold stets als leuchtender ttegensak in Leben und Dichtung zu den» den ^lammenkuß der Muse nur als Kainsmal durch sein Leben schleppende» Poe hingestellt u»d gepriesen morde» war.

1Il6 De^erted trc»u5S.

Das verlassene Haus.

von

Alfred Aennusun.

Leben und Nenlcn zogen ans,
Veit' an Seite sah man sie gehen,
Läss'ge Vcwohncr, ließen si- stehen
Offne Thnrcn und sseuitcr im Haus.
Fl lies drin so schwarz wie die Nacht,
Nicht ein Schimmer im F.-nstcr wacht,
An der Thiire kein l^etling,
Tie so oft in den Angeln ging.
Schlichet Thür' und Laden im Haus —
z^dcr dnrch's Fenster müssen »vir sehn
All das Leerheit?- und Nackthnts-l^egähn'
Des dunkln verlassenen Bans.

Fort von hi.'i! Kein Frcudenlaut
Weht hier mehr, oder Hauch von lÄück;
Aus Erben war das nebaut,
Zur Erden muß es zurück.
Fort von hier! Denken nnd Leben
Wohucu hier nicht länger mehr.
In 'ner Stadt, lichtstrahlend, hehr,
Zonen sie in ein Haus soeben,
Nuveraänalich stark nnd hell, —
Wünschte, sie wären noch zur Stell'!

Und was ist es nun, das diese drei Gedichte dem uubesangenen Leser, wir sehr er auch die in ihnen vorwaltende Gemeinsamkeit der Grund- stunmung, ja des Grundgedankens selbst ,'ugestehen mag, zunächst sagend Sie sagen ihm zunächst! daß sie alle drei von echten Dichtern her- rühren. Und dann sagen sie ihm: daß es das.Ewige im Menschen selbst ist, was in allen Dreien zur Aussprache kommt — das große Drama der menschlichen Teele selbst. Und wie das allen Menschen als Eigenstes gehört — sollte es nicht auch allen Dichtern erst recht als besonderstes Eigenthum und besonderstes Heiligtbum gehören? Genuß soll es das. Und allen Griswolds uud sonstigen Littemtur-Sm'tzel« uud ^itteratur-Tchergeu zum Trotz, Demjenigen unter ihnen, dem sich dieses Teclen-Drama obno TennyM'sche Philosopheu-Abgeklärtheit und ohne Lougfellow'sche Glaubcns- Znversicht offenbart, der nur mit der ganzen Nnbarmherzigteit der Natur und der ganzen Tragik eines Edgar Allen Poe-Bebens durch dasselbe ge- peitscht wird, wahrlich nicht am wenigsten.

Rudolf Lothar.
«- von
Heinrich Gluck^mann.
— Wien, —
15 Gesicht der Zeit zieht nicht mit der Irrigkeit eines Circus-
l,lown5 (Grimasse um Griniasse, sonder» ändert wie alles Lebendige
in Nntnr und Welt stetig, aber in unmerklichem Ineinander-
fließen seine Iüge. Die festen Gesetze, die den geschichtlichen Ereignissen
ihre Geleise bereiten, lenken und beherrschen auch die Wandinngen des
Knnstgeistes und de? Knnstgeschmacks. Ohne den gellenden Trommelwirbel
militärischer Wacheablösuugeu, iu leise bedächtiger Mmählichkeit vielmehr
geht der Wechsel seuer Äusichteu uud Absichten, jener Ideen und Forinen
vor sich, die bestimmten Zeiträumen eine klare, fcharf umrissene, uon Ver-
gangenem nnd Kommendem deutlich gesonderte Plniwgnomie verleihen.
Wer mit dem rechten Tiefl'lick iu die Litteratur fchnut, wird unschnier die
Scheidespnren erspähen, wo alte Neberliefernng abgestorben ist nnd junges
Leben kräftigen sprossen begann; er wird erkennen, wie Bewegungen sachte
anschwollen, wie ursprünglich vereinsamte Anschauungen und Strebnngen an
überzeugmder, werbender Kraft gewannen, in die Tiefe uud iu die Vreite
wuchsen, bis sie, die ihnen widerstreitenden Meinungen überwanden und er-
drückten. So ist das wilde Jahr 18^8 als die Keimepoche der „Moderne"
zu erteuuen und uachznweisen. Seine Kämpfe und Ernmgenschaften gahen
der Litteratur einen demokratischen Zng. Das frei gewordene Wort übte
Einfluß auf die politischeu Geschehnisse und wurde wieder durch diese in
lebendigster Wechselwirkung gehämmert nnd geformt. Die Vernfnng des
Volkes an das Staatssteuer, die Veränderungen der Weltkarte, die Be-
reicherung des Wissens, die Vertiefung nnd Verallgemeinerung der Pilduug

die gewaUigen, ei» neues Weltuerständuiß eröffnenden Entdeckungen auf dein Gebiete der Naturwissenschaften, ^die Ergebnisse gründlichster Forscher- arbeit in abstracter Dichtung hatten eine, durch die an Intensität zusehends gewinnende Socialbewegung noch verstärkte Umgestaltung der Lebensver- hältnisse zur Folge. Die praktische Vernunft regierte nnd rechnete in Allem mit dein Wirtlichen, mit dem sie sich nicht genau genug vertraut machen konnte und das sie besonders in seinen, so lange wenig beachteten häßlichen Seiten mächtig anzog. Mit schwerer Wucht legten sich Realismus, Naturalis- mus und Pessimismus auf jenes Kunstdogma, das die Wahrheit nur gelten ließ, insoweit sie auch schon war. Aber es schnellte unter dem Drucke wieder auf. Die Neactiou gegen die Moderne ist erwacht, und die Modernste hat den Zug zum Idealen wieder aufgegriffen und findet ihr Behagen daran, ihn mit den, vou weiland der Nomantik abgelegten, schimmernden Märcheu- gewändern zu bekleiden, Gerbart Hauptmann hat in die Bahn ein- gelenkt, der Vorsichtige Fulda ist ihm vorgesprungen, Sudermann schickt sich an zu folgen. Die Dichtung im Gleichnis; scheint das herrschende Kunstwerk der nächsten Epoche werden zu wollen.

„Mehr als je ist das Verlangen vorhanden, hinter dem einzelnen Falle, den das Drama bietet, die Allgemeinheit zu sehen. Es ist ein Ver- langen nach dichterischen Symbolen. Früher suchte man in jedem Stücke die Moral, heute sucht man in jedem das Symbol. Und das moderne Drama, aus dem sich das wirkliche Theater der Zukunft entwickeln wird, wird künstlerische Symbolik mit künstlerischem Realismus verbinden, sich also jener Formel nnterordnen, die allen großen Meistern als Gefäß ihres Geistes diente." Der diese Sätze schrieb, hat auch iu ihrem Sinne ge- dichtet: Rudolf Lothar, dessen Namen ein, an den hervorragendsten deutschen Bühnen erfolgreich aufgeführtes Lustspiel iu jüngster Zeit dem großen Publicum angenehm nahe brachte. Das Gefallsame ist selten mich das Werthvolle und Bedeutende. Und so ist auch die moderne Gcsellsckafts- komödie „Frauenlob", die überall Anklang findet nnd schon dem englischen und nissischen Dbeater vermittelt wurde, durchaus nicht Lothars bestes Werk, auch nicht das Werk, das für sein dichterisches Wollen und Können am bezeichnendsten wäre: im Gegentheil, es scheint nns geeignet, das Bild seiner litterarischen Individualität zu überwölken und zu trüben. Es ist ohne Zweifel ans einem praktischen Triebe hervorgegangen. Lothar batte die ans ihn einstürmenden Bewegungen und die ans ihm heruorstürmcnden Regungen in dichterischen Formen ausgelöst, die sich für weitreichende Unterhaltung^,wecke als ungeeignet erwiesen; sie enthalten zu feineu, meta- physischen Aetber; in ihnen weht die höhere Bergluft des Geistes, die ein- ?uathmen der Masse des erdenkrabbelnden Geschlechts zu beklemmend ist. Um nicht zu denken, lesen ja die meisten Menschen oder gehen in's Theater. Daß selbst Shakespeare, die ^ncaruation des dramatischen Genies, iu dem jede Fiber dramatisches Lebe» war und der den ewigen Bühneneffect ge-

uauer kannte als Jeder vor und Jeder nach ihm, daß selbst dieser Meister
der Meister nicht völlig verschont geblieben ist von dem Flnche des Buch-
dramas, das man für eine Todtgeburt hält, das aber zuweilen nur ein
grausames Lebendigbegrabensein ist, dieser Trost kam Rudolf Lothar nicht
in den Sinn, als er die Tragik des Lebens im Sarge uicht mehr er-
tragen wollte und seinen gehaltvollen allegorischen Märchen nnd Mysterien
ein gewöhnliches Lachstück folgen ließ, in Stoff und Gestaltung, in Figuren
und Situationen die eigennützig höfliche Verbeuguug vor dem modernen
Geschmack der Geschmacklosigkeit. Trotz des neuartigen Grundgedankens,
trotz mancher gelungenen Scene, einiger drolligen Menschenbilder und vieler
prächtigen Worte, die in dem allzu absichtlich schönrednerischen Dialog auf-
flattern, ist „Frauenlob" nicht viel höher zu stellen als die raschen Fabrikate
der bekannten Großindustriellen des deutschen Lustspiels; von den Gold-
nmnzen des Gemüthes und Geistes, von dem tiefen charakteristischen Humor,
von echten: Witz, vom Tone der Seele, von einer Anseinanderhaltung der
psychologischen Antriebe findet sich kaum eine Spur; womit das Stück unter-
hält, das sind schwankhafte Wendungen, denen man die Anstrengung anmerkt,
erklügelte Tollheiten, denen man ein Lachen widmet, das man bald bereut.
Wenn Rudolf Lothar nur dieses, sein populärstes Werk oder nur solche
Werte in seinem litterarischen Tornister trüge, so hätte er kein Anrecht auf
eine Würdigung an dieser Stelle, der alle Augenblicksberühmtheit ferne
bleibt, die als Kork auf den Wellen der Zeit schwimmt. Aber er hat sich
schon als einer von den Vernfcnen nnsgewiesen, denen — nach Hebbel —
Dichten ein Abspiegeln der Welt auf individuellem Grunde ist, die, wenn
auch nicht immer sich selbst, immer ihrer Zeit ans der Seele schreiben uud
für die geheimsten Stimmen ihrer Epoche das Echo bereit haben. Bei ihm
ist das witzige französische Wortspiel ummkehreu: un allteur, pas un
StLui-, ein Schöpfer, kein Nehmer ist Lothar, zum Unterschiede von den
vielen gewandten Freibeutern der dramatischen Litteratur ein Selbsterzenger.
Sieben dramatische Dichtungen, deren grüßte und bedentendste die Bühne
nicht erobert haben, erzwingen dieses Urtheil- „Lügen", ein Schauspiel,
„Der verschleierte König", ein Vühnenmärchen, „Der Werth des Lebens",
ein Mysterium, „Cäsar Vorgias Ende", ein Trauerspiel, „Der Wunsch",
ein Märchenspiel, „Das hohe Lied", ein romantisches Gedicht, nnd endlich
eine Arbeit aus der allerjüngsten Zeit, die Komödie „Ritter, Tod und
Teufel". Das Schauspiel „Lügen" verrät!) noch in den unplastischen
Figuren und ihrer geputzten Redeweise, in der, mit den abgetragensten
Requisiten und wohlfeilsten Effecten des alten Stils hantirenden Fabel
und iu der Unklarheit der Motivirungen die tastende Hand des Anfängers;
in den formschönen Versen wimmelt es von Anstriacismen, die Eomposition
ist wirr nnd skizzenhaft, eine Reihe von Eartons, mit Stecknadeln anein-
ander geheftet, kein in sich geschlossenes Gemälde. Aber wohlthucnd berührt
ichon der Kern, ein geharnischter Protest gegen die Komödie um den Erfolg,

gegen alles Larveilspiel und alle Maskenfreiheit im Ballsaale des wirklichen Lebens. Noch höhere ethische Ideen bilden die Grnndloge des Bühnenmärchens „Der verschleierte König" und des Mysterinms „Der Wertl, des Lebens". Lange vor Lndwig Fulda hat Lothar die hohle Majestät des Gottesgnadenthums zuin Aele gcnominen und >nit ihr die feige Loyalität, die vor einem Symbol in die Kuiee fällt; und minder anmnthig als jener im „Talisman", aber energischer und befreiender wird im „verschleierten Konig" dem von seiner Macht verblendeten Fürsten seine Mission klar gemacht: mit dem Volte zu fühlen und für seine Unterthanen als ihr Vertrauensmann zu wirken. In einer künstlerischen Einkleidung, die wahrhaft faustisch amnuthct und in Einzelnem gewiß Juwelen neuerer Dichtung aufweist, macht das Mysterium „Der Werth des Lebens" den Egoismus als die ewige Schuld des Stnnbgeborenen klar und verkündet in einein Diorama gewaltiger Bilder das Evangelium des Aufgehens im Nebenmenschen:

„Was man für 'Andre thüt, für Andere schafft,
Wie man das Heil d:r Andren wirkend mehrt,
Wie man den Andren leiht die eiss'ne Kraft,
Das ist des Lebens Inhalt, ist fein Werth."

Und in diesem Bnhnendrama und in diesem Mysterium sind es nicht schwankende Nebelschatten, welche den leitenden Ideen die Körperlichkeit geben, sondern prachtvoll gemeißelte Gestalten, deren Plastik gewiß im Lampenlichte bestehen würde. Die beiden Dichtungen bilden mit Wilbrandts „Meister von Palmyra" einen mächtigen Dreiklang, in dem alle Hauptgedanke» und Hauptsehnsucht des neunzehnten Iahrhundertendes zu einem Ausdruck gelangen, der sie kommenden Zeiten verständlich macheu wird. Die heilige Menschenliebe singt Lothar auch in seinem „hohen Liede", einem Festspiel, das als solches von erhebender Wirkung ist, als Dichtung an sich betrachtet, jedoch einen etwas öden Eindruck macheu muß; der Verstand folgt der Allegorie, ohne das Herz mitzuziehen. Es fehlt der dramatische Nerv, der aber in den oben genannten Werken mächtig pulsirt. „Ein leeres Kleidungsstück, in dem Gedanken wie Motten stecken," sind solche in Acte und Scenen gesponnene Metaphern ohne die blntdurckströmte Leiblichkeit einer anregenden Handlung und fesselnder Menschen. Für diese sorgt aber uuser Dichter mit der Schüpfeckaft des Auserwählten. Selbst das kleine Märchenspiel „Der Wuusch", das die Werthlosigkeit des ohne Kampf errungenen Preises illustrirt, ist von einer straffen Ehnratterisirung und einer Feinheit der Stimmungen, die auf kein Publicum ihre Wirkung versagen werden und sie auch wirklich vou vielen Bühnen erzielt haben, trotzdem das Stückchen an Werth hinter den besprochenen größeren Werken Lothars weit zurücksteht. Das kleine Trauerspiel „Eüsar Borgias Ende" bezeichnet Heinrich Bulthaupt als den dichterisch bedeutendsten Einacter der neueren Litteratur. Und man darf ihm zustimmen. In dem engen Nahmen ist der unheimliche bestechende Teufel der Ncnaissancezeit mit

shatespearischer Treffiiäierheit in voller, verständlicher Lebendigkeit gefaßt,
ein uner!ättii6>er Tiger, der noch im Sterben ein il'vfer niederschlägt. Zu
den werthuollsten Einactern ist auch die letzte Schöpfung unseres Dichters,
die Koiuödie „Ritter, Tod uud Teufel", zu reihen, eine kecke Berlebendigung
des bekannten Stiches von Dürer in einem großstädtischen Billeusalou und
durch drei modernste Großstadtmenschen. Der Mann der Thatensehnsucht,
von dem lähmenden leiste des Pessimismus, der blasirten Weltverachtung
und vom Satan der Sinnlichkeit, des schrankenlosen Lebensgenusses, der
süßen Sünde gelockt, aber nicht verlockt, das ist der Stoff des geistreichen
Stückchens, das in nächster Zeit von der litterarischen Gesellschaft in
Leipzig zur Aufführung gebracht wird.
Lothar hat noch manches Andere geschrieben, ein Drama „Rausch"/
das den Grübler nnd Sinnirer, der Alles in Bildern und Gleichnissen
sieht, im Kampfe mit der rohen Technik des naturalistischen Geistes zeigt
und darum die unerquickliche Charakterlosigkeit eines Zwittergeschöpfes an
sich trägt, — einen Roman „Der Trieb zum Bösen", mehrere kleinere
Erzählungen nnd mancherlei Lprica. Bon all dem hält er garnichts.
Und doch offenbart er sich auch in diesen Arbeiten als eine rassige Indi-
vidualität, das Leben durch unzählige seelische Saugfäden uoll einziehend
und aushauchend, fo daß wir immer ein Stück poetisch erfaßten Daseins
auskosten, wenn wir Etwas von ihm lesen. Auch als Kunstpsychologe und
Beurtheiler fremden Geistesschaffens stellt er seinen Mann; selten wird so
viel tiefes Wissen, so viel echtes Talent, so viel sprühender Geist an das
Reeensenteu-Geschäft gewendet, das Lothar nicht als Loben oder Tadeln,
sondern als Berstehen und Berständlichmachen auffaßt und übt. Er gehört
nicht zu jenen Schünpfmüern, die vom ganzen Achilles Nichts sehen als
die ^erse. Aber er erspäht anch die menschlichen Schwäche» des göttlichen
Peliden. Und so habe ich's auch in dieser kritischen Portraitskizze gehalten,
überzeugt, daß sein litterarisches Charakterbild durch das scharfe Hervorhebe»
der Schatten Nichts einbüßt an sympathischem Wesen, an verheißungs-
vollem geistigen Ausdruck. Wir dürfen von Rudolf Lothar, der erst in sein
32. Jahr getreten ist, noch treffliche Werke erwarten, die ihn immer klarer
uud überzeugender als eine dichterische Bollnatur offenbaren werden, nicht
sonderlich originell, aber warm und lebensvoll, nnd vor Allem als —-
und das ist der adeligste Wappenbrief am Hofe der Knnst —- als
wirkliches Talent.
^

Der Golem.
Eine tegende aus dorn alten f)rag.
tiudnlf Lothar.
— wie», -
stille war es iu der Stube. Im Erker saßen zwei Frauen und
stickten. Die Aeltere rührte fleißig die Finger. Ueber dem
(sichte mit den rotheu Bäckchen und dem Gewirre vou Falten
und Runzeln lag eine zufriedene Fröhlichkeit. Die kleinen listigen Augen
glitten beweglich immer wieder von dem goldenen Muster des Tuches zum
Fenster nnd schauten neugierig auf die Straße. Dort gab es freilich nicht
sonderlich viel zu felieu. Um diese Z'it d.'s Nachmittags war es ruhig in
der Iudenstadt, und uur selten schritt ein Wanderer die Mauer des Fried-
hofs entlang, der dem Fenster gerade gegenüber lag. In dichten Flocken
wirbelte der Schnee vom Himmel, fette den L^ichensteinen w^iße Mützen
auf, breitete feinen Hermelin über die Sarkopbage nnd feinen glaubenden
Teppich über die Wege. Hatte Mutter Hanna eine Weile dem Wirbeln
nnd Tanzen in der Luft zugeguckt, fo fenkte sie eifrig wieder den grauen
Kopf auf die Arbeit und zog doppelt fo fchnell die Nadel mit dein blinkenden
Goldfaden in die Höhe. Ihr gegenüber hob das junge, blaffe Geschöpf
nicht ein Mal die Augen von der Stickerei. Nein, fo still, fo traurig uud
vergrämt hatte Mutter Hanna ihren Liebling nie gesehen. Nnd es gab doch
keine Stunde im L^ben Esthers, deren Geheimnis; sie nicht kannte. Sie
war ja ihre Amine gewesen, sie hatte ihr ganzes Lvben behütet uud bewacht,
hatte wie ein treuer Huud vor der Schwelle ihrer Erfahrung gelegen, alles
Böse abgehalten, jedem düsteren Gedanken, jedem tranrigen Empfinden den
Eintritt verwehrt. Als Perl, die Gattin des hohen Nabln Löwe, starb und
sie im Hause des Nabln Wirtschaft uud Negiment übernahm, batte sie sich

zugeschworen mit den furchtbarsten Eiden, die ihre Phantasie nur erfinden
konnte und deren Ausführung nach ihrem festen Glauben unwiderruflich in
Gottes Händen lag, für des Nabln Tochterchen zu sorgen wie eine Mutter.
Und diese Sorge um den lieben, schönen Leib, um die gute, reine Seele,
um das braue, aber etwas schweigsame Herz war nun der Inhalt uon
Mutter Hannas Dasein. Was aber ging jetzt in dieser Seele vor, was
machte das Herzchen erbeben, was hielt den Körper in seiner Vlüthe und
Entfaltung zurück? Dmn Esther magerte ab und ließ das Köpfchen hängen
wie eine verdurstende Blnme. Dabei kochte Mutter Hanna das Beste und
Ausgesuchteste. Nicht einmal freuen konnte sich das Kind mehr. Als jüngst
der Vater zum Kaiser Rudolf auf den Hradschin berufen worden und ganz
Prag uon der hohen Auszeichnung sprach, die ihm und der ganzen Iuden-
schaft widerfahre», hatte das Kiud kaum gelächelt. Und als dann der
Vater von der Audienz heimkehrte, und der Vorstand der Gemeinde, den
reichen Mordechai Meist an der Spitze, ihn feierlich am Thore des Ghettos
einholte, war ihm das Kind nicht einmal bis in den Flur entgegengelaufen.
Es war doch sonst ihre Art nicht, still zu sitzen und sich die Lippen zu
zerbeißen! Mutter Hanna hielt mitten im Sticken inne, stach entschlossen
die Nadel in das Tuch, kreuzte die Arme, trommelte mit den kurzen, rund-
lichen Fingern einige energische Tacte und sah mit ganz kläglichen Augen,
aus denen für den Moment alle Fröhlichkeit verschwunden war, ihren Lieb-
ling an. Und als fühlte Esther die Frage des Blickes, schob sie plötzlich die
Arbeit uon ihren Kuieen. ließ sich vom Sessel znr Erde gleiten, schlang die
Arme nm Mutter Hanna und fing bitterlich zu weinen au. Das Schluchzen
schüttelte ihren ganzen Körper, und eine Zeit lang war es gar nicht zu
mildern. Dann hörte es in seiner Heftigkeit langsam auf und ging in
ein stilles Jammern und Klagen über, aus dem nur manchmal stoßweise
ein neuer Thränenstrom hervorbrach. Mutter Hanna legte zuerst sorgsam
die angefangene Stickerei neben sich auf das Tischchen — das nnuorsichtige
Kind hätte sie beinahe mit ihren Thronen verdorben! —- dann mühte sie
sich ab, ans dein fassungslosen Mädchen Etwas wie ein Bekenntnis; oder
Geständnis; herausmbringen. Aber Esther wollte Nichts bekennen, schüttelte
nur immer auf alle Frageu den Kopf, sprach Nichts, sondern weinte blos.
Als das Fragen Nichts half, versuchte Mutter Hamm ein anderes Mittel.
„Schämst Du Dich denn nicht, mein Goldkind, unglücklich zu sein?
Solltest Dich ja froh und glücklich fühlen wie kein zweites Mädel. Dein
Vater ist der hohe Rabbi Löwe, der beste, weiseste Manu iu ganz Prag,
der Stolz, die eiserne Säule des Iudenthums. Weit über die Erde geht
sein Ruhm. Kaiser nnd Könige sprechen von ihm, und alle Gelehrten sind
seine Freunde. Was er schreibt, ist kostbar wie Gold nnd Juwelen, und
was er spricht, wird ihm von Gott in den Mund gelegt. Hat doch der
große Tncho de Vrahe, weißt Du, der Sterndeuter unseres gnädigsten
Kaisers, als er jüngst bei Deinem Vater war, zu ihm gesagt — ich hörte

es deutlich aus de»! anderen Zimmer: ,^ch beug.' mich vor Euerer Weis-
heit/ Hörst Du, er beugte sich! Macht Dich denn das gar nicht stolz?"
Aber Esther weinte fort und gab keine Antwort. Mutter Hanna
wiegte ihren Oberkörper hin nnd her und begann dann wieder-
„Was willst Dn denn eigentlich, mein Täubchen, mein Lämmchen,
meine schönste Blume? Du hast Alle?, was ein reiches Mädchen sich
wünschen kann. Nnd zu allein Guten stickst Dn gerade Deine eigene Aus-
steuer. Dieses Tuch wird Dein Brautbett schmücken —"
Plötzlich stockte sie. Sie hatte offenbar die Wunde berührt, denn mit
einem Male ging da? leise Wimmern des Kindes auf's Neue iu lautes
Schluchzen über. Hanna nickte einige Male bedeutungsvoll und zog die
Brauen empor. Dann setzte sie mit ganz anderem Tonfälle ein:
„Darum also die Thränen, mein Närrchen?! 's ist nicht so schlimm,
das Heirnthen. Ist ja unser ganzes Glück im Leben! Unter dem Araut-
himmel hindurch geht der Weg zur Freude. Deine Mutter Perl ist ihn
gegangen mit Thränen, wie Du sie jetzt weinst, und der hohe Rabbi Löwe
hat ihr dann alle Nosen des Glückes' uor die Füße geschüttet. Uud ich bin
ihn gegangen, das ist lange, lange her, nnd habe gedacht, mein letztes
Stündlein mühte kommen. Aber ich wäre dann denselben Weg gerne noch
einmal gegangen, als ich um meinen Seligen genug getrauert hatte. Wo-
vor wir uns fürchten wie vor grimmigster Nacht, wandelt Gottes Fügung
in lichtesten Tag. Wisch' Dir die Thronen ab und hör' mir zu: ich will
Dir erzählen, wie herrlich es bei Deiner Hochzeit zugeben wird. Denke
Dir nur —"
Aber sie brach mitten im Satze ab. Esther hatte das Geeckt erhoben
nnd starrte sie an mit einem solchen Ausdruck des Entsetzens, daß Hanna
plötzlich mit all ihrer Weisheit zu Ende war. ,>ist schüchtern sckte sie dennoch
ihre Trostuersuche fort:
„Ist denn Dein Bräutigam Elasar nicht ciu kluger, ein gelehrter Mann?
Er weiß das Wort zn deuten wie Keiner. Selbst Deinem Vater hält er
Stand. Nnd er weiß auch die Worte zu fügen und zu kleiden, daß sie
glänzen und duften wie eiu Strauß von Blume», die auf Zion wuchfen.
Er hat eiu Herz wie Gold, und er liebt Dich. O, das weiß ich! Wenn
er Dich anschaut, so spricht die Liebe aus seinen Angen wie Gott aus
dem brennenden Dornbusch!"
Zum ersten Male öffnete jetzt Esther den Mund:
„Seine Augen schielen!"
„Nein, das habe ich noch gar nicht bemerkt!" betheuerte sofort Hanna
mit allem Nachdruck, aber ohne Ueberzeugung, denn sie wußte sehr gut,
daß Elasar schielte, krumm uud etwas verwachsen war. Er war ein häß-
licher Mensch. Da half kein Beschönigen: er war wirklich häßlich! Aber
Hanna ließ sich gar nicht darauf ein, das Lob seiner körperlichen Vollkommen-
heit zu singeu, sondern begnügte sich, in beweglichen Worten sein edles Herz,

seine große Seele, seine weise Einsicht zu preisen. Und als Esther trotzdem
gar nicht zu besänftigen war, spielte sie endlich ihren großen Trumpf aus:
„Dein Vater hat ihn Dir gewählt. Dein Vater kennt ihn. Dein
Vater ist der klügste Mann; er sieht durch die Brust der Menschen, als
wäre sie von Glas. Wenn er Elasar nicht für würdig hielte, sein
Schwiegersohn zu werden, nie hätte er ihm die Hand seines Kindes zuge-
standen!"
Da richtete sich Esther mit einem Nucke empor, wischte sich mit dem
Handrücken kurz und entschlösse» die nassen Augeu, warf mit einer heftigen
Bewegung des Kopfes das schwarze Haar, das ihr wirr über die Stirne
hing, zurück. Dann packte sie die gute Mutter Hanna um die Hüfte,
drückte ihr flammendes Gesichtchen an ihre Schulter und begann zu spreche»
iu jäh sich überstürzenden Worten, in jagenden Sätzen. Nein, sie wollte
ihn nicht heirathen, den häßlichen, schiefen Menschen, wenn er auch noch
so groß als Gelehrter war, und wenn er auch Psalmen singen konnte wie
weiland Konig David. Er war ihr ein Greuel. Sie hatte Angst vor seiner
Berührung; fie konnte ihn: nicht einmal die Hand geben. Wenn er sie
anstarrte, wenn er ihr mit schüchternem Stammeln von seinen Gefühlen
sprechen wollte, wäre sie am liebsten gleich dauongelanfen. Und diesen
Menschen mußte sie heirathen! Der Vater hatte es gesagt, uud der Ge-
danke, dem Vater zu widersprechen, kam ihr nicht einmal in den Sinn.
Aber es war ihr Tod. Es war ärger als der Tod. Und wieder zuckte
es um die Lippe, die Nasenflügel bebten, das Kinn fchob sich vorwärts,
zwei tiefe I-ältchen gruben sich iu die Stirne, und ein neuer Bach von
Thränen lief aus den Äugen. Hanna nahm das Kind fester in ihre Arme,
wiegte es sänftiglich und strich ihr über den Kopf. Indessen sie auf irgend
ein Beruhigungsmittel sann, kam plötzlich die Rettung. An der Thür
wurde leise geklopft, und als Niemand „herein" sagte, ärgerlich gescharrt.
Und als auch darauf keine Antwort kam, steckte Jemand vorsichtig den
Kopf durch die Thürspalte. Dieser Jemand war ein alter, kleiner, gemüth-
licher Jude in einein langen Pelzrock, mit hoher, spitzer Pelzmühe. Als er
die beiden Fraueu erblickte, kam er eilfertig herein, machte allerhand Bück-
linge und Kratzfüße und rief ein über's andere Mal: „Der Neb Simon
ist wieder da und wünscht einen gnten Tag!"
Neb Simon war ein gern gesehener Gast in der Prager Iudenstadt.
Er machte große Neisen, war bald in Amsterdam, bald in Paris, bald in
Jerusalem, ja sogar 'bis > ach Persien uud Indien führte sein Weg. Er
bandelte mit den größten Kostbarkeiten, mit wundervollen Juwelen, seltenen
Schätzen, Alterthümern besonderer Art und trieb nebenbei eiueu eifrigen
Kram mit allerhand kleinem Tand, mit Nadelbüchsen uud Pomaden, mit
seidenen setzen und bunten Tüchern. Er kam zu Bischöfen und Jürsten,
wenn er irgendwo ein besonders herrliches Stück aufgespürt hatte, uud er
ließ alte Weiber und junge Mädchen smudenlang um eine Elle Band oder
^

um ein Salbtigelcken feilschen. Er kannte die Preise und kam nicht zu Schaden. Sein Profitchen war nie übermäßig, und Christ nnd Jude kannte den Neb Simon als ehrlichen Mann. Aber man mnnkelte nnch allerlei über ihn. Er sollte erfahren sein in geheimer Wissenschaft nnd mit der Kunst vertraut, die Geister zu erwecken. Mail nannte ihn mit ängstlicher Scheu einen Nekromanten und Schatzgräber, und es gab Leute, die wollten ihn an «errufenen Orten beobachtet haben, wie er mit unsichtbaren Genossen sich unterhielt. Sah man aber das harmlose Männchen mit dem Iocus auf den Lippen, mit der drolligen Beweglichkeit in den Beinen nnd den ewig zappelnden Armen, so konnte man an die Märchen, die in seinen Fußtapfeu gingen, nicht recht glauben. Neb Simon hatte seine Lieblinge, denen er Nichts verkaufte, sondern denen er nur Geschenke mit-brachte, Werthuolles und Nichtiges, wie es sich gerade traf: einmal einen Smaragdring, einmal einen Zahnstocher aus Oliuenholz. Zu seinen Lieb-lingen gehörte der hohe Nabbi Lowe und sein Tochterchen. Von jeder Fahrt kam er mit großen und kleinen Päckchen in das Hans, wo der steinerne Löwe über dem Thore Wache hielt, ließ sich zn Tische laden und erzählte die unglanblichsten Neiseabenteuer. Dann schloß sich der Nabln mit ihm ein, und ganze 'Nächte hindurch saßen sie beisammen, und kein Mensch wußte, was sie sprachen und was sie trieben.

Als Hanna den Gast erblickte, kam sie ihm gleich entgegen und be-grüßte ihn mit lautester Herzlichkeit. Durch ihre Thronen mußte Esther lächeln, wie Neb Simon sicb nun vor sie hinstellte und sich komisch ver-wunderte über ihre Schönheit. Er hob beide Arme zum Himmel, tanzte von einem Bein auf's andere, verdrehte die Augen und citirte kräftige Verse aus dem Hohen Liede Salomoni-:-. Dabei lachte sein ganzes Gesicht-. der dünne graue Bocksbart wippte heftig auf und ab. Doch hinter den närrischen Spaßen lag für das junge Mädchen wohl verständlich auch ein Theil wirklicher, echter Bewunderung. Es dauerte ein ganz kurzes Weilchen, und der kleine Handelsmann saß mit den beiden Frauen im Erker nnd erzählte Dinge, daß seine Iuhürerinnen sich gar nicht fassen konnten vor Erstaunen. In Persien war er just gewesen, war dort Wunderthieren nnd Wundermenscheu begegnet, Bestien, die sprechen, und Menschen, die fliegen konnte». Und mitten in seinen Schilderungen unterbrach er sich manchmal schmunzelnd, tnnchte mit seinen Fingern tief in die Taschen des Pelzes uud förderte wundersame Dinge zu Tage: einen Ning mit einem geschnittenen Steine, woranf alle Planetenzeichen zn sehen waren, gar ein kostbares Amulet, ein Töpfchen mit eingekochten Noscn, eine vertrocknete Blume, die aufblüht, wenn man sie in's Wasser steckt. Und mit Schnurren, Spaßen nnd Geschenken brachte Neb Simon das Wnuderwerk zu Stande, an dein vorher Hanna so kläglich gescheitert war: Esther vergaß ihren schweren Kummer und lachte, lachte von ganzem Herzeil wie ein frisches, fröhliches Kind. Vor lauter Glück, Esther wieder lachen zn sehen, lachte Hanna und

Mb Simon, der meckerte und überschlug sich mit der Stimme und warf
sich hintenüber und streckte die Beine von sich und that, als mühte er auf
der Stelle sterben vor lauter Lachen. So gab es denn ein lustiges Terzett
im Erker. Plötzlich verstummte es. In der Mitte des Zimmers stand der
Rabbi Löwe. Esther eilte auf ihn zu und küßte ihm die Hand. Er um-
spannte mit beiden Händen ihren Kopf und küßte sie auf die Ttirue. Neb
Simon kam herangetänzelt und sprudelte eine Menge Begrüßungsworte
hervor. Wieder hob er die Arme mit den gespreizten Fingern zum Himmel,
rief Gott und seine Heerschaareu an zu Zeugen, wie vortrefflich, wie gesnud
und stark der Rabbi aussehe. Aber beim Anblick des quecksilbernen
Männchens hatte sich auf der Stirne des Rabbi eine finstere Falte ein-
gegraben. Er schob Esther, die sich an seine Brust gelehnt hatte und über
deren Köpfchen der mächtige weiße Strom seines Bartes fluthete, sanft -ur
Seite, winkte Hanna zu, die, in einiger Entfernung stehend, in demüthiger
Haltung seiner Befehle zu warten schien, nnd gebot mit kurzem, schnellem
Wort Neb Simon, ihm zn folgen. Die beiden Männer gingen den Weg
in des Rabbi Studir-immer. Die Frauen kehrten in den Erker zurück,
uahmen ihre Arbeit und ihre Gedanken wieder auf. Das Lncheu war ver-
flogen. Esther fchaute durch's Fenster. Ihr war, als hätte das Geschick
über ihr Lachen einen Leichenstein gewälzt, wie sie draußen auf dem Fried-
hof in düsteren Reihen standen, und als falle über ihu der schweigsame
Schnee vom Himmel.

II.

Des Rabbi Stndirzimmer sah eher dem Laboratorium eines Älchnmisten
gleich als der Arbeitsstube eines Schriftgelehrten. Ein Herd mit allerhand
sonderbarem Geräth stand inmitten des großen Raumes. Blätter mit
krausen Zeichen hingen an den Wänden. Ein Kreidekreis war auf dem
Boden gezogen, und ein Netz von Linien lief zwischen Sternbildern und
hebräischen Buchstaben. Auf dem Tische lagen schwere Bücher zu Häuf,
Bücher thürmten sich auf dem Pulte, Bücher klommen in langen Reihen
die Mauern empor, Bücher wälzten sich in starren Wellen ans allen
Winkeln des Gemaches. Selbst auf dem Ruhebette, wo der Nabbi nach
der Arbeit zn rasten pflegte, lagen Bücher, Bücher und Schriften.
Der Rabbi verschloß die Dhür hinter sich und ging mit großen
Schritten auf und nb, ohne sich um seinen Bestich zn kümmern. Er hatte
die Hände über dein Rücken gekreuzt, den Kopf tief gesenkt. Die Falte
zwischen den Brauen war noch schärfer und drohender geworden. Das
weiße, lose Haar flammte, wie vom Hauche des Zornes getrieben, über
seiner Schläfe empor, und über der hohen Stirn mit ihren harten Buckeln,
Maulwurfshügeln der Gedanken, lagerte in finsterer Nuhe ein nahendes

1,08 Rudolf lothai in Wien.
(Zwitter. Plötzlich brach es los. Vor dem kleine» Handelsmanne blieb der
Nabln stehen, packte Um bei dm Schultern und schrie ihn au: „Du hast mir
den Unfrieden in's Haus gebracht!" Mb Simon zog die Schulter» hoch,
schloß das eine Äuge und blinzelte mit dem anderen den Nabln an. Mit einem
geschickten Drehen des Körpers entwand er sich seinen Händen. Dann spitzte
er den Mund uud blies die Luft mit pusteudem Pfeifen vor sich hin, zupfte
mit den Fingern an den Spitzen seines Bartes, setzte sich rittlings auf
eine Sessellehne nnd sagte ganz leise, aber mit einer seltsamen Gewichtigkeit:
„Den Unfrieden? Ei, ei! Habt nicht immer so gesprochen. Nabln! Habt
mich ja gebeten. Euch immer mehr zu sagen. Euch immer mehr zu zeigen.
Seid wohl nicht zu Nande gekonnneu mit dein großen Werke? Und Ihr
«ermaßt Euch doch, das Wunder zu vollbringen. Ich brachte Ench die
Wissenschaft aus Indien. Was habt Ihr mit der Wissenschaft gemacht?"
Der Nabln ging zu einem Verschlage und hob den Vorbang: „Schall
her!" sagte er ruhig uud feierlich. Neb Simon riß die Äuge» auf, streckte
die Hände vor und warf sie dann aus den Gelenken zurück zum Zeichen
größten Erstaunens. Dort in der Nische stand eine lebensgroße Lehmsigur.
Eine griechische Marmorstatuette des Apollo hatte offenbar dem Bildner als
Anregung gedient, uicht als Modell. In der Bewegung wie im Ausdruck
war die Figur von ihr völlig verschieden. Sie stellte eineil Jüngling dar
in vollkommenster Körperschönheit. Aber in den Zügen wie im Vau des
Leibes sprach nicht der Geist der Antike, nicht griechische göttliche Heiterkeit
nnd olympische Nuhe, sondern irdisches Kraftgefühl, ein heißes, spannendes
Verlangen nach Leben. Die Muskel» wareu wie sprungbereit, und der
Mund schien eben zu einem Schrei sich öfsneu zn wolle».
„Schall her!" sagte der Nabln. „Nastlos habe ich an diesem Bilde
geformt nnd gearbeitet! Meine ungelenken Hände, mei»e blöde» Finger
habe ich geschult und. gemeistert. Und an diesem Thon, diesem Kloß,
diesein Golem hängt jetzt mein Herz. Die erste Stnfe zum Tempel habe
ich erstiegen. Das Gefäß ist bereit, den Inhalt zu empfange». Du be-
greifst die Vermesseuheit meines,Thu»5. Du weißt, daß der Weg zum
Werke, das Du mich gelehrt, a» Fi»ster»ifse» vorüberführt, die tei» Strahl
der Hil»»lelsso»»e durchleuchtet, in die kein menschliches Auge tauchen darf.
Leben will ich spenden mit der Macht de? Tode?. Wie der Tod die
Menschellseele ans ihrem Gefängnisse löst, daß sie frei lind rein ihren Flug
nimmt zur ewigen Höhe, so will ich sie lösen aus ihrer Hülle. Aber eine
Wohnung will ich ihr weisen, die ich geschaffen, belauschen will ich sie uud
sie erkennen! Was nur Gott bis jetzt gethan, will ich vollbringen. Gott
hält Zwiesprach mit den Seelen, ehe er sie zur Erde schickt, ehe er mit
irdischem Gewcmd sie bekleidet. Nnd er redet mit ih»e», wenn sie heim-
kehren von ihrer Wanderung und das Gewand zerrissen ist!" Der Rabbi
sprach diese Worte nickt trotzig. Sie fielen ihm von den Lippen wie
eiserne Stücke seines Willens.

„Siehst Du, Reb Simon, die Handgriffe und Formeln konntest Du
mich lehren. Den Sinn des Geheimnisse? habe ich durchforscht. Erst
seitdem ich begreife, fühle ich die Größe meines Werkes. Ich stehe vor
deni Quell de« Seins und schöpfe aus ihm. Und ich weiß, was das
Rinnen und Nieseln, das Rauschen und Strömen dieser Quelle bedeutet.
Gott ist der Muud der Quelle, und Gott ist der große Qcean, in den alle
Dropsen fließen. Aus seiner Rechten fallen die Tropfen zur Erde nieder,
in seine Linke nimmt er sie wieder ans. Wer vermag es, den Weg eines
Dropsen zu hemmen?"
Rcb Simon drehte ungeduldig die Daumen ineinander und ließ seine
Blicke die verräucherte Decke entlang gleiten.
„Wenn Ihr das erkannt habt," sagte er dann ärgerlich, „was plagt
Ihr Euch mit magischer Kunst, warum wollt Ihr von mir die Mittel
lernen, das Unmögliche zu erzwingen?"
Der Rabbi fuhr ihm heftig in die Rede: „Die Magie ist für mich
nicht die Wissenschaft des Unmöglichen, sie bedeutet mir das Vordringen
bis zur äußersten Grenze des Möglichen, die AnsnüKung solcher Ursachen,
die dem Unkundigen uerborgm bleiben, das Erfassen von Wirkungen, die
Andere nicht sehen. Ich kann die Kräfte, die Elemente nicht anders ge-
stalten, aber ich kann mich ihrer bedienen. Ich kann keine neuen Geister
ans dem Nichts stampfen, aber ich vermag die Stimmen der Geister zu
hören, ich zwinge sie mir zu Dienst nnd Hilfe. Und sie sollen mir helfen,
das Wert zu vollbringen. Denn es ist nahe der Vollendung. Siehst Dn,
jeder Mensch ist mit einem Dheilchen der Allseele begabt. Aus dem Urgnell
empfing er e>, zum Qcean kehrt sie wieder. Von Gott geht es wieder zu
Gott. Dieses Dheilchen ist da? Pfnnd Leben, mit dem er wuchern soll. Aber
tausend Fesseln, Klammern, Gewichte drücken und pressen dieses Dheilchen
von allen Seiten: Was unsere Vorfahren gedacht und gethan, wandelt sich zum
Bleigewichte der Überlieferung, was alle unfere Mitmenschen denken und
thun, wird zur Fessel der Sitte, des Vorurtheils, der Erziehung. Und so
wird die Seele verkrümmt und verzerrt. Das d)efängniß des engen Körpers
mit seiner Kleinlichkeit und Beschränktheit hemmt ihre Entwickclung. Die
Dhüren des Kerker« sind geschlossen, die Fenster, die in's Freie gehen, sind
blind. Erst der Dod macht Dhür nnd Fenster auf. Göttlich ist die Seele,
beuor der Mensch geboren wird, und göttlich wird sie, wenn' er stirbt. Und
solch einer göttlichen fess.'llosen Seele weise ich dies Gefäß an."
„GM Acht, Rabbi," lispelte leiie Reb Simon, „daß Eich das Erperimen-
tnm nicht mißräth, daß Euch die Seele nicht entschlüpft, ehe sie ihre Wanderung
aus dein Leibe in die Gestalt vollendet. Habt Ihr Euch die Beschwümngs-
formeln gut gemerkt, wißt Ihr alle die Zeichen, denen die Elemente ge-
horchen? Lasset uns den Gang des Mysteriums noch einmal im Geiste
verfolgen. Vieles kann ich Euch noch vertrauen, das Ihr nickt wißt.
Wieder komme ick aus Indien. Dort sind weise Männer dem großen

Geheimniß der wandernden Menschenseele näher, als wir ahnen können. Dort habe ich mit diesen ineinen Augen das Wert vollenden ssesehen, vor dessen Beginne Ihr jetzt steht. Laßt mich Euch davon berichten!"
Wie Irrlichter im nächtlichen Dunkel sich suchen und haschen und sich umkreisen, so zuckten die Blicke der beiden Männer um einander. Dann wurde es still im Zimmer, im Flüsterton schlang sich Wort um Wort. Manchmal nur flammte eines in der Erregung heftiger auf. Der Rabbi war tief in seinen Sessel zurückgesunken, und über ihn gebengt hockte das kleine Männchen, wie ein Käuzchen zu Häupten des Adlers.

III.

Neb Simon war längst gegangen. Noch immer saß der Nabbi un-beweglich-, die Hände hatte er über die Kniee verschränkt, den Oberleib gekrümmt, den Kopf zurückgeworfen. So starrte er mit aufgerissenen Augen vor sich hin. Das große Mnsterinm! (5s war möglich, ihm erreichbar. Er hielt den Schlüssel in Händen. Wie lerrlich würde sich (Lottes Natur kund thun in der reinen, freien Menschenseele! Was wäre ihr erstes Wort, ihre erste That? Ein Hosiannah der Kraft, eine Offenbarung der Kraft, die die Mutter der Allfeele ist! Wie spricht die Kraft, wem« ihr eine Junge gegeben wird zn reden? (Lottes Wort wird ihr entströmen, das gewaltige Wort: „So spreche Ich!" Krüppel, verbildete, mißgestaltete Krüppel sind ja die Seelen der Menschen: Haft und Zwang des Lebens lastet auf ihnen. Mit einem Nucke sie vom Zwange befreien, mit einem Nitz die Pforten der Göttlichkeit öffnen — wer das vermöchte? Er konnte es, er, der hohe Nabln Löwe! Vor ihm stand das reine Gefäß, herrlich anzuschanen. Und es verlangte nach seinem Inhalte.
Ans seinen Träumen weckte den Nabln ein Lärmen empor. Die Treppe herauf keuchte es schwer und hart. Die Thür ward aufgerissen, ,,nd herein wankte, herein siel ein unseliger Maun. Klein und häßlich, ver-wachsen, mit einem lahmen Bein und einer schiefen Schulter, ein Zwerg beinahe mit einem übergroßen Kopfe, aus dem zwei große dunkle Augen brannten, so lehnte er erschöpft am Tbürpfosten. Die Kleider waren zerrissen und schmutzbedeckt, Nlut lief ihm die Wange entlang in den dichten schwarzen Vart, blutig waren seine Hä»5v. Entsetzt sprang der Nabln auf. Das war Elasar, sein künftiger Eidam. „Elasar, wo kommst Du her, was ist Dir geschehen?" schrie er ihm entgegen. Elasar atlimete stockend und hatte Mühe, ein Wort beraus.'ubringen. Er lallte, uer errte den Mund, als ob er lachen oder weinen wollte, griff mit den Fingern krallend in die Luft, taumelte vorwärts. Der Nabbi fing ibn in seinen Armen auf uud trug ihn, wie man ein Kind trägt, auf das Nuhebett.
Daun wm'ch er ihm das Gesicht und untersucht.' die Wunde». Sie rührten von Steinwürfen her. Aus den kurzen Worlen, die jetzt stoßweise

zwischen den knirschenden Zähnen hervor kamen, konnte der Rabbi sich bald
ein ungefähres Vild dessen machen, was geschehen mar. Elasar war drüben
auf denl Hradschin mit ein paar übermüthigen Junkern, die des Weges
kamen und ihn hänseln wollten, wie man eben einen häßlichen, «erwachsenen
Juden zu necken pflegt, in Streit gerathen. Und der Jude hatte sich zur
Wehr gesetzt, wirklich und wahrhaftig, als wäre er gar kein Jude, sondern
ein Mensch wie andere, die Ehre im Leibe haben und sie zu uertheidigen
wissen. Als der Jude so that und frech vorgab, auch eine Ehre zu haben,
und sich in unverschämtem Hochmuth dazu nicht hergeben wollte, den Junkern
als Spielzeug zu dienen, wandelte sich die lustige Laune der adligen Herren,
die ja blos einen Spaß mit dem buckligen Menschen machen wollten, in Zorn
und Wuth. Im M mar eine rechte Hetze im Gange, denn das Volk auf
der Straße nahm selbstverständlich für die beleidigten und gekränkten Junker
Partei. In toller Jagd ging es den Verg hinunter, über die Brücke, in
die Altstadt, in's Iudenviertel hinein. Die Jagd war furchtbar lustig, und
einige der Junker konnten sie gar nicht bis zu Ende mitmachen. Sie mußten
am Wege stehen bleiben. Das Lachen schüttelte sie so, daß sie nicht weiter
laufen konnten. In den engen Gassen des Ghettos gelang es endlich Elasar,
seinen Verfolgern zu entkommen. Mit dein Aufgebot seiner letzten Kraft
flüchtete er in das Haus des Rabbi. Und jetzt war seine Kraft völlig zu
Ende. Er brach in sich zusammen, Erschöpfung und Schmerz legten ihm
schweren, bleiernen Schlaf auf die Lider.
Der Rabbi beugte sich über ihn. Welch tiefer Schatz von edlem Gefühl,
von männlicher Gesinnung, von Herzensweisheit lag in der Vrust dieses
häßlichen Menschen! Würde aber je Esther seinen wahren Werth erkennen,
würde sie je das geringe Gesäß, das kostbaren Inhalt barg, vergessen
limnen? Der Rabbi hoffte es von seiner Tochter. Er, ein Seelenkundiger
und Herzenprüfer, hatte Elasars Liebe und Herz gewogen. Das Glück
seiner Tochter hatte er in die andere Wagschale gelegt, und das Zünglein
blieb gerade. Und während er sich sorgenvoll über den Schlafenden beugte
und mit leiser Hand ihm die wirren, vom Schweiß zusammengeklebten Haare
zurückstrich, kam ihm plötzlich ein Gedanke. Dieser Gedanke befiel ihn wie
ein Thier, das im Sprung sich auf des Menschen Vrust stürzt. So stark
war der Stoß, mit dein er ihn anfiel, daß der Rabbi zurücktaumelte. War
es nicht Schickung, daß gerade jetzt, wo der Rabbi an sein Mysterium
dachte, ein Schlafender in seinem Zimmer lag, ein Schlafender, dessen Seele
würdig war, in reinem Gefäße zu wohnen? Nur für eine Stunde sollte sie
ihr Haus gegen ein anderes vertauschen. Wenn Elasar erwachte, war sie
längst wieder in ihr enges Gefängnis; zurückgekehrt, und wie ein blasser
Traum haftete in ihr die Erinnerung an die Freiheit. Doch zauderte der
Rabbi. Denn sein Werk erschien ihm mit einem Male wie ein sündhafter
Eingriff in die Rechte Gottes, wie eine Ueberhebung menschlicher Kraft,
wie eine Einflüsterung jener Dämonen, die im Zmischenreich des Todes

Hause». In kurzen heftigen Schlägen des Ja und Nein rang in seiner
Brust Wille und Zaudern, und mit einem gewaltigen Ruck, wie ei»
Schiffer deu Kahn mit einen« Fuß vom Ufer stößt, siegte der Wille.
Schweigend ging der Rabbi an's Werk. Er schob die Lehmgestalt
heran nnd stellte sie zu Häuvten des Schlafenden. Er entzündete im Tiegel
die Mischung von Kräutern und Metallen, er zog neue Kreise auf dem
Boden. Dann rief er die vier Elemente zur Arbeit und Hilfe. Er streute
Sand vor sich hin und beschwor die Erde, ihr Gebilde zu tragen. Er
schöpfte Wasser mit der hohlen Hand nnd bespritzte die Gestalt und den
Schlafenden und beschwor das Wasser, der Seele seinen Fluß zu lehren, er
hob ciu brennend Scheit Holz vom 5Dfen, fuhr mit der Flamme im Bogen
von Mittag zu Mitternacht und beschwor die Flamme, die Seele nicht er-
kalten zu lassen ans ihrer Wanderung. Und er streckte seinen Arm empor
und beschwor die Luft, den Athem anzuhalten, wenn die Seele ihre Wohnung
verließe, um in die neue Hülle zu schlüpfen. Dann begann er die Formeln
zu sprechen und die Zeichen zu machen. Manchmal hielt er inne. Dann
sah er den Schlafenden vor sich und horchte auf seine Athemzüge. Und die
Lehmgestalt stand unbeweglich, starr und steif. Der Rabbi uahm sein
Werk wieder auf. Er strich mit den Fingern vom Leben zum Lehm, und
seine Worte klangen bald weich und kosend, ein Geflüster der Liebe, bald
hart und gewaltig wie der Mf des Sturines.
Plötzlich ließ der Rabbi die Hände sinken, und das Wort hielt inne
auf seineu Lippen. Dieses Dämmern füllte das Gemach. Durch das
Fenster herein leuchtete das Pentagramma auf der Thurmspitze des Rath-
hanses im letzten Abendfener. Die Zeit des Abendgebetes war gekommen.
In der Synagoge wartete die Gemeinde auf den Rabbi. Der Sabbath
hatte begonnen. War Reb Simons Unterricht falsch oder uuuollständig ge-
wesen, war das Werk unmöglich oder nur unvollendet — gleichviel, jetzt
mnßte es der Rabbi im Stiche lassen. Der Sabbath hatte begonnen,
feierlich legte er sein Gebot der Ruhe auf Hand und Mund. Der Rabbi
mußte in die Synagoge, die Botschaft des Gottesfriedens zu verkünden.
Er ging. Der Schlafende lag ruhig. Das Wert war mißlungen.

IV.

Der Schlafende lag ruhig, und starr und steif stand die Lehmgestalt
zu seinen' Haupte». Im Dnukel verschwanden die Umrisse der Dinge.
Mauern und D^cke uerschwammen in Eins, versanken in der Unendlichkeit
der Finsterniß. Und aus der Finsterniß stieg es jetzt empor in wirren
Töne», erst leise i» einzelnen tiefen, in eiuzclueu hellen Lauten, daun zu-
sammenklingend und anschwellend in Ehüren. Die Elemente sangen ihre
Lieder. Die Erde dröhnte mit den schweren Schritten der Grundaccorde, das
Feuer loderte zischend und schmetternd in Garben von aufschießenden, jauchzenden

Rufen, das Wasser sang seine urewig geheimnißvolle Melodie, die Luft kam
mit Sturm und Sausen und riß an allein Festen. Und alle Chöre stürzten
ihre Macht auf die Lehmgestalt und rüttelten sie auf. Und zwischen Leben
und Lehm schwangen gewaltige Töne die Brücke. Wach auf! schrie das
Feuer. Bewege Dich! befahl das Wasser. Athme! brauste die Luft.
Wandle! gebot die Erde. Und die Gestalt reckte sich, hob die Anne, öffnete
die Augen. Das Werk war gelungen!
Stumm, regungslos, in todähnlicher Starre lag Elasnr. Seine Seele
war entflohen. Der Leib des Golem hatte sie aufgenommen. Immer höher,
immer stärker wuchsen die Chöre der Elemente, wie Gießbach und Katarakt
donnerten sie aus der Höhe, wie aufgepeitschte Wellen schlugen sie empor.
Der Raum war ihrer voll.
Der Golem regte die Arme. Er schritt aus. Ungeschickt und ungefüge
zuerst. Er wandte den Kopf. Er bückte sich und erhob sich wieder. Und
in ihm sprudelte es auf wie eine Quelle aus tiefstem Grunde, die endlich
den Weg in's Freie findet. In's Freie! Der Golem warf die Faust
empor und schmetterte sie auf den Tisch, daß er krachend zusammenbrach.
Dann faßte er ein Scheit und hieb um sich und tobte durch's Gemach.
Durch's ganze Haus scholl sein Lärmen.
Esther lief entsetzt die Treppe empor, um zu sehen, was es gäbe. Sie
riß die Thüre auf und sah sich dem Golem gegenüber. Der aber hatte
sie kaum erblickt, als er mit einem wilden Schrei auf sie losstürzte. Esther
blieb wie gebannt mitten im Zimmer stehen. Und vor ihr stand der
Golem, und aus seinem Munde kam ein Strom von heißen Worten, von
Worten des Begehrens, und seine Hände zuckten nach ihrem Leibe, und das
Verlangen riß mit glühenden: Griff seine Augen schier aus ihren Höhlen.
Die Worte fügten sich erst sinnlos aneinander, aber ihr Ton, ihre Farbe,
ihr Schrei sprachen von Liebe, von jener Liebe, die einherstürmt ans ihrem
Siegeswagen wie die Sonne durch den Weltenraum. Die freie Seele
offenbarte sich in ihren zwei gewaltigen Trieben: Kraftbethätigung hieß der
eine, Liebesuerlangen der zweite. Und nun verschmolzen beide in Eins.
Die Kraft rang um Liebe, die Liebe kämpfte um Triumph mit der Kraft
des freien Elementes. Was ans dem Golem sprach, war Elasars Seele.
Aber sie sprach, wie die Seelen reden, wenn Gottes Wort sie nm seinen
Thron versammelt und die irdische Hülle ans Erden zurückgeblieben ist. Sie
sprach, wie die Engel reden, deren Schwingen von der Erde zum Himmel
reichen und deren Schwert ist wie der Blitz und deren Athem ist wie der
Sturmwind. Was göttliches Vermächtniß ist in der menschlichen Seele, die
göttliche Kraft, die göttliche Freude, in den Engeln wird es zur Erscheinung.
Und im Posaunenton, der durch die Himmel tönt, wandelt sich Beides ver-
einigt zum Ruf der Liebe. Flügelschlag, der von der Erde zn Gottes Throne
reicht, der Blitz, der leuchtend die Nacht zerreißt und flammend niederfährt,
daß die Gründe erbeben, der Sturm, der mit seinem Kusse die Forsten

niederwirft und die Felsen erschüttert, das sind Künder der Liebe. Und solche Kunde kam jetzt ans des Golems Mnnde. Elasar sprach zu Escher. Hüllenlos sprach seine Seele. Ein Engel stand vor dem zitternden Mädchen — sie fühlte den Blitz, wie er in ihre Brust drang, sie fühlte den Sturmwind, wie er an ihre Lippen schlug, sie fühlte die Fittiche, die sie umschlangen.

Der Nabln hatte in der Synagoge den Segen gesprochen. Die Neter in ihren weißen Talaren neigten sich tief, der murmelnde Chor des Psalmes hob sich im letzten klagenden Ringen um Gottes Barmherzigkeit und irdischen Frieden. An dem siebenarmigen Leuchter hing der Blick der Beter, als sei ihm beschicden, wieder dereinst auf Zion zu stehen, im Tempel des freieu Volkes, dem die Zukunft verheißen ward. Aber die Lichter verlöschten, und die in Sehnsucht breunenden Augen der Frommen senkten sich nieder zu Boden, und mit der Feier der Andacht war der Traum der Stunde, die Hoffnung auf Zion verflogen. Aus dem Gotteshause gingen die Männer nach Hause. Ernst, langsam, mit gebücktem Kopfe zogen sie heimwärts durch den tiefen Schnee. Nur der Nabln eilte mit raschen, großen Schritten nach Hause. Unheimliche Ahnung nistete in seiner Brust. Er stürmte die Treppe hinauf, er öffnete mit starkem Rucke die Thür. Was er sah, erfüllte ihu mit Entsetzen. Der Golem hatte sein Kind gepackt, wie ein Raubvogel mit seinen Fängen ein Wicselchen umklammert. Und Esther wehrte sich nicht. Ihre weitgeüffneten Augen schimmerten im Abglanz strahlender Freude, ihr Mund war geöffnet zum Kusse, ihre Brust schob sich dem Sieger entgegen. Der Nabln warf sich auf deu Golem, entriß ihm seine Beute und hob einen Hammer vom Boden, um die Lehmgestalt zu zertrümmern. Da fiel ihm Esther in den Arm, ja, sein eigenes Kind schrie auf uud deckte mit ihrem Leibe den Golem. Dem Nabln erstarrte das Vlnt in den Adern. Das Gespenst, der Lehmkloß, das Werk seiner Hände, raubte ihn: sein Kind, hatte das Herz seines Kindes in seiner Gewalt. Noch hielt der Nabln den Hammer hoch. Mit einer Kraft, die der Nabln nie in dein Kinde uermuthet hätte, hielt ihn Esther zurück.

Aber mittlerweile war der Golem zum Fenster geeilt. Draußen ging ein gewaltiges Stürmen durch die Luft. Die freien Seelen, die Engel, die Heerschaaren der Heerschaaren erfüllten die Weiten und riefen ihren Bruder, riefeu ihn zu Tanz nnd Flug durch die Ewigkeit. Die Menschen staunten über das Wunder. Ein Gewitter in winterlicher Zeit! Sie sahen nur die Hetzjagd der schwarzen Wolken, das glühende Branden der Blitze, hörten nur das Nolleu des Douners. Der Golem aber sah die geflügelten Legionen, sah ihr Gewaffen, horchte auf ihre Stimmen. Und seine Stimme verschmolz mit dem Donner zn Einen, Nuf. Er schwang sich ans die

Brüstung, er breitete die Arme aus, als wäre» ihm Flügel gewachsen, und
er schwang sich in den Neigen. Aber schwer stürzte er nieder ans der
Luft, die Erde ließ ihr Gebilde nicht los. Auf den Grabsteinen des
Friedhofes barst der Golem in Stücke. Wehklagend stürmten die Vrüder
von dannen. Ueber dein Weißen Verge verschwand das Gewitter ....
In« selben Augenblicke, als der Golem zerschmettert niedersiel, that der
Schlafende auf dem Ruhebette einen tiefen Athemzug. Die Seele, die Gott
noch nicht heimgerufen hatte, die nur menschlichem Gebote gefolgt war,
kehrte heim in ihre Hülle. Langsam stand Elasnr auf. Ihm schwindelte.
Aber sein Vlick fiel auf Esther, die durchschauert vou dem, was sie geseheu,
an ihres Vaters Vrust gesunken war. lind schüchtern uud linkisch, wie es
sonst seine Art, trat Elasar näher. Er stotterte einige Worte, «erlegen nach
Ausdruck tappend. Aber in Esther ging Seltsames vor. Sie erkannte den
Ton der Stimme, sie erkannte die Gefühle, die in dieser Stimme bebte»,
sie erkannte mit einen» Schlage in dein mißgestalteten Leib Elasars die Seele
wieder, die sie vorhin mit dem göttlichen Kusse der Liebe zu sich iu deu
Himmel gehoben hatte. Und der weise Rabbi aHute, was in dem Gemüthe
seines Kindes vorging. Stumm legte er die Häude Esthers und Elasars
zusammen. „Geht," sagte er, „Erkenntniß heißt der Eingang zur Liebe.
Und Erkenntniß heiße der Rückblick auf Euer Leben, wenn Eure Stunde
gekommen ist. Und Segen bedeute Euch Neides." Uud als die Thüre
sich hiuter Esther und Elasnr geschlossen hatte, warf sich der Rabbi auf den
Voden und betete zu Gott.
„Deine Gnade, Herr, ist übergroß. Die Vermessenheit Deines Knechtes
strafst Du mit der Offenbarung Deiner Güte. Mein Werk liegt zertrümmert
unter den Todten. Aber es hat gedient, meinem Kinde das Glück zu geben.
Zu meinem Kinde hat die Seele Elasars gesprochen mit der Gewalt der
Stimme, die nur Du allein zn hören berufen bist! Wie ein Engel spricht,
so redete diese Stimme. Dein Hauch, o Herr, sprach aus dem Golem. Uud
Dein Hauch, o Herr, ist die Kraft, uud Dem Hauch, o Herr, ist die Freude.
Dein Wort ist die Liebe. Vom Anfang zum Eude geht Deine Liebe!
Dein Name sei gepriesen in Ewigkeit, Amen!

Ein Vesuch in Troja.
von
S. Brück.
— Vrezlau. —
I,
m siebente» (Desmine der homerischen Ilias beklagt sich Poseidon bei Zeus darüber,
Wh die vor Troja versammelte» Griechen zum Schutze ihres Schiffslagers eine
Mauer erachtete», ohne de» Götter» die gebührende» Opfer darznbriugcn:
Ihr »»» dauert der Nnhm, so weit hinstmhlet das Tagslicht;
Jener vergißt nia» hinfort, die ich »nd Phoibos Apollo»
Eiust »in die Stadt dem Helde» Lao»>edo» bante» in Mühsal.
Ze»s jedoch tröstet den Mcerbehcrrscher: sobald die Achäer wieder abgezogen seien,
solle er ihre Mancr niederreißen, sie i» das Meer hinabstürze» und jede Spur von ihr
a» dem Gestade vernichten! Poseidons Ruhm dagegen »«erde uneingeschränkt fortdauern.
Kam» jemals habe» sich Dichterworte vollständiger bewahrheitet. An dem Strände
der troische» Ebene ist von einem Vefestigmigswerke des griechische» Heeres, welches die
Stadt Troja bekämpfte, so wenig wahrzunehmen, daß man vermuthc» könnte, die ganze
Mauer verdanke ihre Existenz mir der dichterischen Phantasie. Wiedererstanden aber ist
zum Tageslichte die gewaltige Ningmaner der heilige» Ilios, deren kunstvollen, unvcrgänll,-
lichcn Bau sich der Tichter nicht als das Werl sterblicher Mc»sche», sonder» der beiden
mächtigen Götter Poseidon und Apollo» denke» to»nte. Und weit hinaus wird ihr Nnhm
erglänzen, so lange noch die Liebe zum klassischen Alterthnm und die Frendc an seinen
erhabenen Schöpfungen nicht gänzlich von dem modernen Realismus erstickt worden sind.
Prof. Törftfelds Ausgrabungen haben in den beide» legten Jahren große Strecke» jcner
Niescnmancr, »m welche sich die uo» de» homerische» Dichtern besnngencn Kämpfe abgespielt
haben, von de» sie zwei Jahrtausende hindurch verhüllende» Schuttmasse» befreit und hier-
mit zugleich zum zweiten Male einen jahrelange» „Kampf um Troja" beendet. Wie auch
weitereu Kreise» nicht unbekannt sein dürfte, hat Hauptmann E. Vöttichcr in de» Schlic-
nmim'sche» Entdeckungen auf Hisscirük nnr eine Fcuernekropole, nicht das homerische Troja
anerkennen wollen und seine Ansicht mit aller Entschiedenheit und zum Theil übergroßer
Heftigkeit gegen die Mehrzahl der Gelehrten verfochten. Tiefen Streit, de» ma» verschiedent-
lich als Kampf nm Troja bezeichnete, haben bereits die Ausgrabungen des Jahres 1893

endgültig entschiede,!: es ist ,i»iimehr unwiderleglich dar-gethau, daß die homerische Ilios, wie Schliemaun und seine Anhänger behauptete!!, auf Hissarlit gelegen hat. Aber nicht die von Schliemaun dereinst freigelegten Mauern und Gebändereste der zweiten Schicht gehören ihr an! sie stammen vielmehr aus einer um Jahrhunderte früheren Periode, und erst Dörpfcld gebührt das Verdienst, die homerische Stadt wirklich entdeckt zu haben. Wissenschaftlich sind jene Ergebnisse, was ich hier nicht naher ausführen kann, von der weittragendsten Bedeutung. Mehr uoch als früher muß Jedem, der sich mit der ältesten Zeit der griechischen Geschichte und Eultnr beschäftigt, die eigene Kenutnißnahmc Trojas als sehnlicher Wunsch am Herzen liege». So war es beim selbstverständlich, daß ich den verschiedenen Touren, die ich im Frühjahre 1894 Uou Athen aus durch Grieche,,' land zu unternehmen gedachte, auch eine Reise nach Hissarlit einreihte. Nach Beendigung der beiden größeren, vom deutschen archäologischen Institut veranstalteten Reisen, der Pelovonnes- und der luscltour, fände» sich unter den Thciluehmeru derselben noch Zwei, welche gleich mir den Besuch Trojns unmittelbar daran anzuknüpfen beschlossen. Der alte Poseidon freute sich sichtlich über unseren Vifer, sein unvergängliches Wert in Augen-schein zn nehmen und zu bewundern: er gewährte uns die prächtigste Ncberfahrt über das ägäische Meer. Und doch vermag der olympische Erderschütterer noch gewaltig zn zürnen: die bösen Griechen, der göttlichen Achäer minder göttliche Nachkommen, ließ er durch be-ständige, heftige Erdstöße seinen Groll fühlen. Noch am Tage vor unserer Abreise, am griechischen Charfreitag, während der großen abendlichen Processi«,! rüttelte er an den Grundfesten der Erbe unterhalb der Hauptstadt Athen, so daß man selbst ans ebenem Boden sich in einem schwankenden Schiffe zu befinden glaubte, lins aber, als wir am Sonnabend Nachmittag auf einem italienischen Dampfer den Pirüus verließen, hielt er alle widrigen Winde zurück; spiegelglatt lag um uns die blaue Mecrcsflächc, nur in einiger Entfernung hin und wieder unterbrochen von den silbcrschimmcrndcn Kämmen kleiner, fried-licher Wellen. Oder waren es Meercsgöttcr und liebliche Nereiden, die aus den Tiefen der Slllzfluth emportauchten, nm nachzuschauen, welch' schwarzes, dampfendes Ungeheuer sie in ihrer behaglichen Ruhe störe, und blitzschnell wieder verschwanden? In vollstem Maße tonnten wir die unvergeßlichen Reize einer Seefahrt in griechische,! Gewässern genießen. Zu unserer Linken hob sich von der tiefblauen See das Grüu der gestrüppbcwachscueu attischen Küste wundervoll ab, rechts zeigten sich Acgina und dahinter die argivische Land-schaft in violcttblllulichem Lichte. Weiterhin erschiene!! die weihen Marmorsäulen des Tempels uou Snnion nnd erinnerten mich an den schönen Augenblick, wo zum ersten Male von der Spitze des Vorgebirges ans mein Auge über das ägäische Meer nnd den Inseltran; der Entladen hinschweifte.

Als wir am nächsten Morgen auf das Deck tamen, war bereits Lesbos in Sicht, nach Norden zu Imbros, über welches die hohe Bergspilze von Samothrate emporragte. Immer näher kam die tleiuasiatischc Küste, immer deutlicher wurde das schneebedeckte Idagebirge, bis das Schiff schließlich den schmalen Snnd zwischen der Insel Tenedos nnd dem Festlande erreichte. Die kleine, von einer Festuugsmaner umgürtete nnd von einer Citadcllc überragte Stadt Tenedos, sowie das nahe Fort machen einen freundlichen, Wohl-gepflegten Eindruck: den Beginn der eigentlichen Tardauellenbefestiguugeu bilden aber am Eingänge des Hellespontcs das Fort Sedil-Vahr-Kalessi auf der äußersten Spitze des thrakischen Ehersoneses und gegenüber Knm-Kale auf der in's Meer hinausgeschobenen Ntündungsfläche des Mendere, des homerischen Tkamandros. Landschaftliche Reize bietet dieser erste Theil des Hcllcspoutes wenig; die europäische Küste ist kahl und öde, und ans der anderen Seite erstreckt sich vom Meere aus die ganz flache troische Ebeue bis zu der Hügelkette, deren letzter Ausläufer Hissarlit ist. Die NuKgrabuugsstätte selbst jedoch bemühten wir uns vergeblich vom Schiffe aus zu erspähen. Bald wurde» auch unsele Gedanken völlig dem grauen Alterthume entrückt und wir gcnöthigt, uus ausschließlich um die Gegenwart und unsere eigenen Peisouen zr bekümmern, da der Dampfer sich jetzt der Hafenstadt Dardanellen (Tschanal-Kalcssi), dem Endpunkte unserer Seefahtt, näherte. Wir

rüsteten uns, zunächst dem Anstürme der Barkeuführer, den wir von den griechischen
Häfen aus kannten und uns hier im tüllischen Orient ucch viel schlimmer dachten, Stand
zu halten. Aber es ging besser, als wir erwartet hatten: denn vor allen anderen Boot»
führein erschien an Bord ein behäbiger, freundlicher Mann, der sich uus als Nartenbesitzei
Diamandis vorstellte und eine von Prof. Dörpfeld ausgefertigte Empfehlungskarte vorwies,
worauf wir ihm uns selbst und unsere Sachen zur weiteren Beförderung überantworteten.
Noch angenehmer waren wir überrascht, als uus am Lande im Auftrage Dörpfelds, der
wenige Tage vorher in Hissarlik zum Beginne der neuen Ausgrabungen eingetroffen war
sein braver Arbeiteraufseher Christodulos, eine prächtige Griechmgestalt, empfing und nutz
zuvörderst über die Paß- und Gepiickrevision hinweghalf. Die Pässe waren in Ordnung,
d. h. für den Entgelt von 5 Goldfranken mit dem Bifum des türkischen Konsuls im Piräus
versehen worden. Nicht ganz so reines Gewissen hatten wir hinsichtlich unseres Gepäckes.
Es dürfen nämlich Bücher nicht ohne Weiteres in die Türkei eingeführt weiden, sondern
sie werden dem Reisenden bei seiner Ankunft abgenommen und eiuer strengen Censur
unterworfen. Falls sie etwas Ungünstiges über die Türkei enthalten, werden sie confiscirt
oder die bezüglichen Stellen entfernt: aber selbst bei durchaus unverdächtigen Büchern,
namentlich wenn sie in einer den türkischen Behörden unverständliche!! Sprache, wie der
deutschen, geschrieben sind, ist man nicht sicher, sein Eigenthum sofort und ohne Schwierig-
keiten wiederzuerlangen. Wir hatten deshalb die Anweisung, die auf einem rothen Zettel
nieinem Meper'schcn Neifebuch beigedrnckt war, befolgt nnd die beiden Theile des Reise»
buches, sowie auch die kleinen neugriechischen und türkischen Sprachführer den Blicken der
Beamten entzogen, indem wir sie in unseren Rocktaschen unterbrachten. Tagegeu befanden
sich noch in dem Koffer eines meiner Reisegefährten mehrere Bände altgrichischer Klassiker,
und wir waren höchlichst gespannt, welches Schicksal die staatsgefährdenden Schriften
Homers und Pansanias' erleben würden. Die Koffer werden geöffnet, die Bücher liegen
obenauf, aber der Beamte würdigt sie kaum eines Blickes, uud unbeanstandet können wir
den Weg zum nahen Gasthause antreten, dank der Anwesenheit und Vermittclung von
Christodulos. Später, in Eoustautiuopcl nnd Smyrua, habe ich pmktisch kennen gelernt,
welch' trefflichen Nutzen in derartigen Fällen das Batschisch gewährt, vor dessen Anwendung
einem Beamten gegenüber jeder gute Deutsche anfänglich eine gewisse Scheu empfindet.
Die Sauberkeit des Hotels Hellespont, die im Mener mir als „leidliche" angemerkt
wirb, erschien uns nach unseren griechischen Erfahrungen als eine ganz vollkommene. Die
beiden uns angewiesenen Zimmer waren sehr geräumig, hell und recht wohnlich eingerichtet,
so daß wir in zufriedenster Stimmung den kommenden Dingen entgegenfahen. Um die übrige
Zeit des Nachmittags möglichst nutzbringend anzuwenden, beschlossen wir, die Stätte des alten
Abüdos, ungefähr eine Stunde nördlich von Tschcmat-Kalessi, aufzusuchen. Noch bevor man die
letzten Häuser der Stadt verläßt, führt die Straße unmittelbar am Hellespont entlang,
an der schmälsten Strecke jener Meerenge, die in der Weltgeschichte eine so bedeutende Rolle
gespielt hat. Von den ältesten Zeiten an, ans denen uns die erste sichere Kunde über
Griechenland überkommen ist, bis auf unsere Tage herab bildete die Dardanellenstraße
einen Hllüptangelpnnkt des politischen Getriebes, durch das sich die Geschicke der Balkan-
Halbinsel nnd Äleiuasiens bestimmten. Hat doch jüngst einer der besten Kenner der alt-
griechischen Geschichte die geistvolle Ansicht ausgesprochen, daß die Uisache zum trojanischen
Kriege in der beherrschenden Machtstellung Trojas an der hellespoutischen Handelsstraße
zu suchen sei. Die Athener haben seit dem Ende dez ?. Jahrhunderts u. Eh. darnach gestrebt,
den Verbindungsweg »ach dem Schwarzen Meere in ihre Gewalt zu bekommen, um sich
die für Attika nöthige Zufuhr von Lebensmitteln aus den politischen Gebieten zu sichern!
und in dein großen Entschcidungstampfc zwischen Athen und Sparta, im peloponncsischen
Kriege, sind mehrere der wichtigsten Schlachten im Hellespont oder in dessen Nähe geliefert
worden. Welchen hervorragenden Platz heutzutage die Dardanellen in der gefammten
orientalischen Frage einnehmen, ist zur Genüge bekannt; er docnmcntirt sich äußerlich
durch die starten Befestigungen, die berühmten Dardanellenschlösser, nicht minder durch die

mit peinlicher Sorgfalt durchgeführte Bewachung derselben, die wir auf unserem Spazier-
gange in eigenster Person erproben sollten. Während wir in aller Gemiithlichkeit auf
der schönen, breiten Chaussee entlang gingen, hörten wir uns plötzlich angerufen. Zu
unserer Linken, den Raum zwischen der Straße und dem Meere füllend, stand ein kleines
Fort, uud der Wachtposten vor dem Thore war es, der uns in türkischer Sprache Etwas
zurief, was wir naturlich nicht verstanden. Im Gefühle unserer vollsten Unschuld uud
absoluten Bcziehungslosigkeit zum türkischen Militärwesen wollten wir unsere Wanderung
ruhig fortsetze!!. 'Alsbald jedoch steckte der Soldat eine drohendere Miene auf, trat nahe
an uns heran und redete, mit demselben Resultate wie vorher, ans uns ein, während wir
ebenfo erfolglos uns bemühten, ihm mit Neugriechisch und Französisch beizulommeu. Auch
die anderen Türkenkrieger, die sich allmählich aus dem Fort heraus nm uus sammelten,
waren nicht sprachkundiger. So schien schließlich nichts Anderes übrig zu bleiben, als
Kehrt zu machen uud den Rückweg nach der Stadt anzutreten. Wir hatten nns bereits
einige Schritte entfernt, da kam Jenen noch zur rechten Zeit der erleuchtende Gedanke
von nnfcrer Harmlosigkeit; sie sahen ein, daß wir irgend Etwas auszuspioniren nicht be-
absichtigten, und gaben uns durch Gcberden die Erlaubnis;, weiterzugehen. Nnnmehr ge-
langten wir ungehindert bis an den Fuß des Hügels, welcher die Stätte des alten
Abydos bezeichnete, bis iu die Nähe des starken Taidancllenforts Nagara. Ta die Zeit
zu weit vorgerückt war, um uns nochmals auf eine längere Unterhandlung einzulassen,
die uns hier unzweifelhaft bevorstand, begnügten wir uns mit einem flüchtigen topographi-
schen Ucberblick und kehrten nach Tschanok-Kalessi zurück. Nicht so glimpflich ist einige
Wochen später für einen namhaften Berliner Philologen der gleiche Ausflug uach Abvdos
abgelaufen. Er wurde thatfächlich festgenommen, — ob er etwa Aufzeichnungen gemacht
oder mit dem Krimstechcr die Gegend allzu eifrig studirt oder sich sonstwie renitent benommen
hat, habe ich bisher nicht erfahren —, nach Tschcmak-Kalessi transportirt und mit
14 Verbrechern zusammen die Nacht über im Gewahrsam gehalten, seine Sachen, sowie sein
Gepäck im Hotel wurden auf's Genaueste, bis iu den Geldbeutel hinein, durchsucht. Erst
am nächsten Vormittag wurde er nach einem längeren Verhör freigelassen. Für uus, da
wir zu Dreien waren, wäre ein solcher tragikomischer Ausgang des Abenteuers weniger
unangenehm gewesen; immerhin ist es mir ganz lieb, daß wir nicht erst Gelegenheit ge-
funden haben, mit der „schmerzhaften Mütter" der Taidanellenstadt Bekanntschaft zu macheu.

Es erübrigt ncch ein Wort der Erklärung, weshalb wir ohne Kenntniß der türki-
schen Sprache uud ohne Tragoman uns hinauswagten. Tic Bevölkerung der tlcinasiati-
schen Westküste besteht heutzutage, wie im Alterthum, aus Griechen; die türkischen Elemente
bilden nur einen geringen Nrnchtheil sowohl in den Städten, als auf dem Lande, woselbst
nur vereinzelte Türfei von Türken bewohnt werden. Für den Reisenden reicht daher in
allen gewöhnlichen Falle» die griechische Sprache aus; die Beamten, mit denen er zn thuu
hat, sprechen sogar Französisch, lind eine Berührung mit den rein türkischen Garnisonen
gehört eben zu deu seltenen Ausnahmen.

In der bescheidenen Spciscwirthschaft, hier zur Abwechselung Loccmda genannt, in
der Ehristodulos das Abendessen für uns bestellt hatte, waren »vir die einzigen Gäste an
dem langen Tische; aber die Speisen waren für den an griechische Kost gewöhnten Gaumen
schmackhaft. Ter Ostersonntag, von dem wir bisher wenig gespürt hatten, zeigte sich in
der, völlig europäischen, Feiertagskleidung des Wirthes, seiner Frau nud seiner beiden
Töchter; die jüngere von ihnen, ein hübsches dunkelhaariges Mädchen im Vackfifchalter, be-
suchte die von den Namen von Saint-Cpr in Tschcmak-Kalessi gehaltene Schule nnd konnte
sich daher leidlich französisch unterhalten.

Aber nachdem die Begierde des Tranks uud der Speise gestillt war,
Gingen wir ausznruhn.

Tie alte ehrbare Schaffncrin des Gasthauses erzählte uns noch eine furchtbar lauge
Geschichte mit kolossaler Zungenfertigkeit, fodaß wir kein Wort davon verstanden. Es
wird hoffentlich nichts Wichtiges gewesen sein.

Pünktliches Worthalten keime» die Griechen nicht. Taher waren auch am nächsten Morgen zur festgesetzten Zeit, um 7 Uhr, die Pferde für den Ritt nach Hissarlit nicht zur Stelle. Wir konnten noch einen Spaziergang durch die Stadt unternehmen, wobei uns nur die Holzgitter vor den Fenstern der Türkenhäuser und eine große Kaserne als besonders bemerkenswerth auffielen. Erst gegen 8 Uhr fanden sich die edlen Nenner nebst einen« Führer (Agojaten), sowie Christodulos vor dem Hotel ein. Es waren echte Dardanellen-Pferde, die sich von Araberhengste» vor Allem dadurch unterscheiden, daß sie nichts weniger als feurig sind, sondern sanft und fromm, wie es sich für Rosse geziemt, welche des Reitens unknndigc Gelehrte zu befördern haben. Um einige Grade siub sie besser als die Gäule, die im Inneren Griechenlands dem Reisenden zur Verfügung stehen, namentlich aber haben sie statt des breiten griechischen Holzsattels («x»umri) einen richtigen Leder-sattcl, wodurch ein mehrstündiger Ritt weniger zur Qual wird.

Nachdem die Straße auf einer breiten Brücke den Sary-Tschai überschritten bat, zieht sie sich zunächst wiederum dicht am Meere entlang, so nahe, daß das sauft an dem flachen Gestade dahinplätscheinde Wasser fast die Hufen der Pferde berührte. Eben, wie das Meer, ist auch die Landschaft, nur selteu von höherem Strauchweit durchzogen. Toch bot der Ritt des Interessanten genug; deun die Straße war in diesem ersten Theilc sehr belebt. Nicht nur zahlreiche Landleute in bunter Tracht zu Pferd und zn Esel begegneten uns, sondern sogar mehrere Kameeltarawancn, — ein Anblick, den ich in jener Gegend noch nicht erwartet hatte und der mir zum ersten Male zum Bewußtsein brachte, daß ich mich im wirtlichen Orient befand. Tie Spitze bildete imnier ein Esel, ihm folgten vier bis sechs hochbepackte Kameele, zusammengeseilt und eines hiuter dem anderen langsam einherschreitcnd. Tann ändert sich die Scencrie; der Weg führt über einige Höhenzüge, die von Osten her an die Küste herantreten, und es entfaltet sich eine weite Aussicht über den Hellcspont nach dem thratische» Ehcrsones nnd darüber hinaus bis zu den Inseln Imbros und Samothratc. Man reitet durch die außergewöhnlich breite Hauptstraße des Dorfes Karautiua und schließlich in steilen Wiuduugeu hinauf ans den Bergrücken, an dessen südlichem Abhänge hoch obeu das stattliche Torf Nentöi liegt. Es war gegen Mittag, als wir dort eintrafen nnd vor dem banse des Christodulos Halt machten. Tie Fran unseres Wirthcs geleitete uns iu das erste Stockwerk, in ein großes, durch mehrere Fenster hell erleuchtetes Zimmer. Ter ganze Fußboden war mit einer feingeflochtnicn Strohmatte bedeckt; au der einen Wand, unterhalb der Fenster, lief ein bunt überzogener, mit weißen Tecken belegter Polstersitz entlang. Im Uebrigeu bestand die Ausstattung des Zimmers nur aus wenigen Stühlen und einem Tische iu einer Ecke, der unter andcrcn Kleinigkeiten auch ein Bildniß Sclilicmanüs trug; denn Christodulos hat bereits unter Schliemann an den Ausgrabungen in bissarlik teilgenommen. Ganz nach homerischer Weise wurde für unsere Mahlzeit ein Tisch vor die Polstcrbank hingestellt, der aber kaum all die verschiedenen Gerichte nnd das schöne mit Laudschaftsbildcru verzierte Geschirr fassen tonnte. Es gab auch Ostereier, wie sie zur Osterzeit in ganz Griechenland ge-bräuchlich sind: hart gesottene kalte Eier, deren Schale mit greller rother ober gelber Farbe bemalt ist. Schon während der Mahlzeit war aus einiger Entfernung Mnsit an unser Ohr gedrungen, und auf unseren Wunsch, den Ursprung derselben keimen zu lernen, führte der Agojat uns in ein nahes Kafeuio». Hier wurde eine große, mit bunten Bildern ge-schmückte Trehorgcl gespielt, während in der Mitte des Raumes zwei Männer, augen-scheinlich Bewohner des Torfes, einen eigenartigen Tanz aufführten: sie drehten sich bald um einander, ohne sich jedoch zn berühre», bald tanzte» sie einander gegenüber oder von einander abgewandt, indem sie zugleich mit den Annen mancherlei Bewegungen ausübten. Turch die Anfmertsamleit, die wir ,ihren nickt »»graziöse» Leistungen widmeten, fühlten sie sich sehr geschmeichelt, und wir hätten noch mehr davon zu sehe» bekomme», we»u es »ickt hohe Zeit gewesen wäre, nnserc Rast i» Renküi z» beenden. Tic drückende Mittags-glnth, eine gewisse Mattigkeit, die sich jetzt um die Zeit des gewöhnliche!! Mittagsschläfchens

geltend zu machen begann, die Einförmigkeit des Weges, der immer mehr von der Küste
sich entfernte: alles dies vereinigte sich, nm uns die zweite Hälfte des Rittes weniger an-
genehm erscheinen zu lassen; nur die Hoffnung, das lang ersehnte Ziel bald zn erreichen,
wirkte belebend. Bei dem ärmlichen Türtendörfchen Halileli durchritten wir den seichten
Dumbret-Tschai, den Simons; wir befinden uns nunmehr auf homerischem Boden! Noch
aber müssen wir die sumpfige, grasbewachsene Niederung nördlich von Troja durchqueren,
au den Schutthalden der früheren Ausgrabuugeu entlang die Einsattelung überschreiten,
die von dem übrigen flachen Höhenzuge die letzte Anschwellung desselben, den Hügel Hissarlis,
scheidet, dam endlich liegt „Schliemaunopolis" vor uns.
Gelegentlich der internationalen Conferenz, die zu dem Streite zwischen Schliemann nnd
Bötticher ihr Gutachten abgeben sollte, waren im Jahre 1889 unmittelbar südlich von dem
Hügel eine Anzahl Holzbaracken errichtet worden und wurden seitdem auch bei dcu späteren
Ausgrabungen benutzt. Das eine dieser Blockhäuser, mit einer offenen Vorhalle versehen,
bildete den Speisesaal, der gerade für acht Personen genügenden Platz bot, und die Küche,
ein zweites war der Wohu- uud Arbeitsrcmm früher Schliemanns, jetzt Törpfelds, die
übrigen enthielten je drei cinfenstrige Zimmerchen, so daß antzer den Mitarbeitern an den
Ausgrabungen immer noch einige Gäste Unterkunft finden loimten. Tie iumre Ausstattung
!var selbstverständlich nur eine ganz primitive; die hellen Fläche,» der Bretter vertraten
die Stelle bnntgemnsterter Tapeten, ein an der Wand befestigtes Brett ersetzte die Marmor-
platte des Waschtisches, Ncttgestell, Tisch und Sitzbant waren roh gezimmert. Immerhin
war es ein Comfort, wie ich ihn inmitten der Einöde mir kaum hätte träumen lassen,
nach dem, was ich in wohlbewohnten Törfern Griechenlands erlebt hatte; und man fühlte
sich so behaglich in dcu blitzsauberen Stübcheu, denn man weilte wieder einmal, wenngleich
nicht auf deutschem Grund und Boden, so doch im Bereiche uud im Wachtgebicte heimat-
lichen Wesens.
Tie derzeitigen fünf deutschen Bewohner der kleinen Colon«, die wir zum Theil von
Athen aus kannten, hatten sich bald um uns versammelt. Tic Müdigkeit verflog rasch,
zumal nach einem Täßchen des erquickende!! türkischen Kaffees, und wir traten sofort ge-
meinsam die kurze Wanderung nach der Ausgrabungsstätte an, woselbst Prof. Törpfeld
die Güte hatte, uns alles Sehens- und Wissenswerthe zu zeigen und in seiner klaren,
fesselnden Weise zn erläutern. Wir sind ihm hierfür zn ganz besonderem Danke ver-
pflichtet. Denn während man in Olnmpia und iu Tiryns sich mit leichter Mühe zurecht-
findet, während man selbst auf Delos, wo die Franzosen das Ansgrabnngsfeld in höchster
Unübersichtlichkeit zurückgelassen haben, mit Hilfe eines guten Planes zu einiger Klarheit
gelangen kann, steht man auf Hissarlik auch mit tüchtigen Vorkenntnissen über die trojani-
schen Ausgrabungen und mit dem besten wissenschaftlichen Plane rathlos da. So groß ist
das Gewirre der über- und dnrcheinandergehenden Mauerzüge.
Im Ganzen find 9 AnsiedInngen festgestellt worden, die an der Stätte Hissarlik im
Laufe der Zeit einander abgelöst haben. Bis zu der ersten und ältesten ist man nur iu
einem breiten Graben vorgedrungen und hat daher von ihr uur eine Reihe paralleler
niedriger Mauern aus kleinen Bruchsteinen freigelegt. Sie gehört tief in das 3. Jahr-
tausend v. Chr. hinein: eben deshalb fesselte sie uns trotz der Geringfügigkeit ihrer Ucbcr-
reste längere Zeit, indem wir in den seitwärts anstehenden Erdwänden des Grabens nach
Thonscherben suchten, um sie als Proben jener uralten Culturepoche mitzunehmen: Stücke
der einfarbig hell- bis schwarzgrancn Gefäße, von denen die Schliemanu-Sommlung in
Berlin eine größere Anzahl vollständiger Exemplare enthält. Durchschnittlich um 5 Meter
höher liegt die zweite Schicht, die „verbrannte Stadt", die Schliemann irrthümlich für das
homerische Troja gehalten hat, wogegen die Ergebnisse Törftfelds jetzt erwiesen haben, daß
bereits ihre Zerstörung um das Jahr 2000 v. Chr. anzusetzen ist. Beträchtlich früher
fällt natürlich ihre Entstehung, »nie schon daraus erhellt, daß sich in der Umfassungsmauer
und in den Thoranlagen drei zeitlich getrennte Umbauten erkennen lassen. Bewundernd
sehen wir den aus kleinen Steinen errichteten hohen, stark geböscht>,'n Unterbau der Burg»

mauer mit den vorspringenden Thürmen, die kunstvoll mit polygonalen Platten gepflasterte
Rampe, die zu dem Hauptthore emporführt, und weiter nach Osten hin den noch 2 bis
3 Meter hoch erhaltenen Obertheil der Mauer aus einfachen Lehmziegeln: schaudernd denken
wir an die schreckliche, von Feindeshand angefachte Feuersbrunst, deren unverwischbare
Spuren noch heut an den Resten der Wohngebände im Innern der Burg zu Tage treten,
und die binnen weniger Stunden eine blühende Culturstätte auf Jahrhunderte hinaus ver-
nichtete. Denn die drei folgenden Ansicblungm waren mir armselige Torfchen aus unschein-
baren Wohnhäusern. Erst ein halbes Jahrtausend später und zumeist 5—6 Meter höher
als die uerbrcnmte Stadt erhebt sich auf Hisftrlit wieder eine mächtige, noch umfangreichere
Burg mit jener gewaltigen Ringmauer, von welcher Eingangs die Rede gewesen ist. Diese
Burg gehört, wie die in ihr gefuubeneu ThoiMfäße lehren, der Zeit an, wo-überall in
Griechenland die sogenannte mykenisch: Cultur herrschte (ca. 1500—1000 v. Chr.), aber
sie übertrifft hinsichtlich der Nautechmk fast alle griechischen Ruinen der nuikenischen Epoche.
Die wiederum geböschte, 5 Meter starke Umfassungsmauer ist aus großen, flachen, nickt
ganz regelmäßig bearbeiteten Steinen sorgfältig gefügt: an der Nordost-Ecke wurde bereits
ini Jahre 1893 eiu massiver Thnrm von 18 Meter Breite und ehedem mindestens dreizehn
Meter Höhe freigelegt: über die Thoraulage» haben erst die letzten Ausgrabungen Auf-
schluß gegeben, so daß ich darüber nicht aus eigener Anschauung zu berichten vermag.
Dagegen konnten wir schon das terrassenförmige Ansteigen des Burginneren wahrnehmen
und die unteren Steinschichten von einem halben Tiitzend größerer Gebäude, die mit der-
selben Sorgfalt und Kunstfertigkeit wie die Ringmauer aufgeführt warcu. Tics also ist
die „wohlgebaute Stadt" des homerischen Epos, deren oberste Terrasse den Palast des
Herrschers trug, dies die „ruhmvolle, hohe und sehr schöue Mauer" und der „große, gött-
liche Thurm", dies die „Gemächer aus geglättetem Stein". Vor uns dehnt sich die
Skamander-Ebene aus, der Schauplatz jener Kampfe, deren Ziel und endgiltiger Abschluß
die Eroberung Trojas war. Aber gerade die Landschaft ist nicht mehr die gleiche wie vor
dreitansend Jahren, denn der Stamander und der Simons haben sei dem ihren Lauf ge-
iinoert. Jedoch geben einzelne Flecken in der Ferne wcißlenchtender Sumpfpflanzen ein
sicheres Anzeichen, wo dereinst der Tinioeis seine Gewässer dem Stamander zuführte. Tort
an der.Küste, westlich vom alten Skamanderbette nach Kum-Kale zu, hatten die Feinde der
Troer ihre Schiffe an's Land gezogen, ihr Lag:r aufgeschlagen. Uud wenn man so in-
mitten der troischen Mauer auf der höchsten Spitze des Hügels dasteht und nach dem
Hellespont hinausblickt, wandert der Geist unwillkürlich immer und immer wieder zu den
Zeiteu des sagenumwobenen Krieges zurück, und fast glaubt man, die Gefilde wieder auf-
blitzen zu sehen von den ehernen Rüstungen der beiden feindlichen Heere. Selbst die vom
Dichter zweifellos frei erfundene Sceue, wie der schnellfüßige Achilleus dcu Hettor, den
letzten Hort der Troer, dreimal rings um die Mauer der Stadt verfolgt, lüunte den An-
schein der Wirklichkeit gewinnen: so klar, so bis in's Einzelne genau uud treffend ist die
Schilderung der Oertlichkeiten in der Ilias.
Toch ich bin der chronologischen Erzählung meiner Reiseerlebnisse untreu geworden.
Die wenigen Stunden, die nns am Tage unserer Ankunft in Troja noch verblieben,
reichten ja bei Weiten» nicht aus, um die oben nur kurz stizziite Wanderung durch die
Rninenstätte zu vollenden; Nur weilte» noch in der zweiten, der Schliemann'schen Stadt,
als bereits Helios sich anschickte, mit seinem Gespann in das Meer hinnbzutauchen. Wir
mnßten deshalb Miseren Rundgang abbrechen, um ihn an einem späteren Tage fortzusetzen.
Inzwischen begnügten wir uns, in dem Speisesaale während der Abendtafel die homerische
und trojanische Frage nnd Alles, was wissenschaftlich damit zusammenhängt, in regem
Meinungsaustausche zu erörtern, ohne übrigens die leiblichen Genüsse, die uns geboten
wurden, zu vernachlässigen. Von den Fleisch- und Frnchtconseruen, die für die Aus-
grabnngscampagne direct ans Hamburg bezogen waren, wurde reichlich gespendet, und der
troische Wein ist ein keineswegs verächtliches Getränk. Allerdings den Höhepunkt des
Abends bildete erst das Erscheinen einiger Flaschen köstlichen deutscheu Bieres. Nur wer

einmal längere Zeit hindurch den gesegneten Landeil feni gewesen ist, wo der Geistensaft in untadclhafter Güte nnd unerschöpflicher Fülle stießt, der kann die weihevolle Stimmung verstehen, welche jenes Ereignis; in unserer Tafelrunde hervorrief. GL war ein schöner Abschluß des denkwürdigen Tages.

III.

Ter folgende Tag war der Umgehung Hissarliks gewidmet. Unter der Führung Dörpfelds und begleitet von seine» beiden archäologischen Mitarbeiter» ritten wir zunächst nach dem ungefähr eine Stunde entfernten Landgnte des Herrn Cawert, der den Aus- grabungen in der Troas und den damit verknüpften Fragen stets das regste Interesse entgegengebracht hat. Wir trafen den alten, liebenswürdigen Herrn im Kreise seiner Angehörigen, konnten aber i» Anbetracht unseres reichhaltigen TageHprogrammes den Besuch nur auf ganz kurze Zeit bemessen. In der Nähe des Landhauses erhebt sich der niedrige Hügel Hanai-Tepe-, zeitweise als Wohnstätte uennnt, muß er viele Jahrhunderte hindurch ein Berbrennungsplatz für Leichen gewesen sein, da er zum großen Theil aus Asche be- steht, die mit spärlichen Stücken monochromer Topfwaare durchsetzt ist. Allgemeineren Reiz als dieser rathselhafte Aschenhügcl hatte das nächste Ziel unseres Rittes, der Ska- mandros an der Stelle, wo er ans dem Gebirge, den Vorhöhen des Ida, in die Ebene hinaustritt. Am Ufer hingelagert, gegen die Sonnenstrahlen nur ungenügend durch ein lichtes Gebüsch geschützt, blickten wir auf den ziemlich breiten, aber sehr seichten Strom, der uns wenig dem Bilde zn entsprechen schien, das der Dichter im 21. Gesänge der Ilias entwirft: wie der Flußgott sich gcge» das blutige Wüthe» des Achillcus empört nnd ihn in seinen Flnthen zn verschlingen droht. Viel eher war es das unschuldige Flüßchen, dessen Furt bei Troja ungehinderten Verkehr zwischen der Stadt und dem griechischen Schiffslager gestattete. So konnten auch wir ohne Mühe auf unseren Thieren den Menderc durchqueren, nm am jenseitige» Ufer auf den Berg von Bunarvaschi hiuanfzureiteu. An dem südöstlichen Ende des langgestreckten Rückens hat man früher das homerische Troja gesucht, nnd tatsächlich charakterisiren sich dort einige Maneneste als Erzeugnis; der mpkeni- schen Epoche. Toch nicht zur Anlage der Hauptstadt der Landschaft ist damals die auch von Moltle hervorgehobene große fortifieatorischc Bedeutung des Platzes ausgenutzt worden, sondern blos eines Castellcs, eines Forts, das in Verbindung mit einem gleichartige» Festungswerke auf dem am rechten Flußufer gegcuüberliegcuden Hügel Eski-Hissarlil die troische Ebene gegen feindliche Einfälle ans dem mittleren Skamanderthale schützen sollte. Es war eine starke Thalsverrc, nnd besonders das Castell von Vunarbnschi ein vorzüglicher Schutz- und Wachtposten. Nach drei Seiten hin hat man freien Ausblick auf den Fluß-, zwischen den Bergen sich hervorwindend, umzieht er tief uutcn i» stark gekrümmtem Böge» die Höhe von Bnnarbaschi, um daun durch das ebene Terrain in gerader Richtung dem Meere zuzuströmen. Weiterhin, wo sich die höheren Gipfel des Idagebirges erheben müssen, war uns keine Aussicht vergönnt. Dichtes, duukles Gewölt hatte der Krouide zusammen- gezogen, und inmitten desselben auf der Spitze des Ida thronend, schwang er den Blitz nnd den Donnerkeil, hcnt gerade so wie zu den Zeiten des Priamos.

Mag dort in der Ferne das Unwetter toben, wir kehren ihm den Rücken und er- freuen uns der friedlichen, sonnigen Landschaft zu nuscrc» Füße», der wir nnnmchr wieder zustreben. Es geht durch das Türkeudorf Bnnarbaschi, wo wir vor der erbärmlichen Kaffeeschente einige Minuten Halt macheil uud hoch zu Roß dcu Vespertruuk einnehmen, zn einer Baumgruppc hinter dem Torfe, der Stelle der berühmten, oder ich möchte lieber sagen berüchtigten, Quellen. Denn immer »nieder will man dieselben mit dm beide» Skamanderquellcn idcntificiren, von denen es in der Ilias heißt:

Eine rinnt beständig mit warmer Flnth, und umher ihr
Wallt aufsteigeuder Dampf, wie der Rauch des brennenden Feuers;
Aber die andere stießt im Sommer auch kalt wie der Hagel,
Oder des Winters Schnee nnd gefrorene Schollen des Eises.

Ter Bunarbaschi-Quellcu sind indessen viel mehr als zlvei, nämlich vierzig, und da-
von ist keine einzige warm; sämmtlichc „vierzig Augen" lkirlc gö«), wie die Türken sie
nennen, spenden erfrischend kaltes, klares Wasser, so daß es uns sehr verlockend erschien,
au dieser Stätte etwas länger zu verweilen. Allein Dörvfeld, unser unermüdlicher Führer,
wollte uns noch den Ucdschck-Tepe zeigen, den größten jener künstlichen Erdhügel, die sich
zahlreich in der Troas verstreut finden und im Alterthume als die Gräber homerischer
Helden aufgefaßt würden. Mehrere sind von Schliemann und Dörvfeld untersucht worden
ohne daß die Zeit und der eigentliche Zweck ihrer Entstehung mit Sicherheit hätten fest»
gestellt werden können', sie ergaben gewöhnlich nur geringe Gefäßscheiben. Auch der 20 in
hohe Uebschet-Tcpe ist eine noch ungelöste Frage. Ihn hat Schliemann von der Seite und
von oben her angegrabcn und dabei im Innern einen großen Thurm aus gut behauenen
Steinen entdeckt, woraufhin er die fehr zweifelhafte Vermuthmm. aussprach, daß erst der
Kaiser Caracalla den Grabhügel für seinen in der Troas verstorbenen Freund Fesius habe
errichten lassen. Daß wir bei unserem flüchtigen Besuche, trotzdem wir in dem seitlichen
Ansgrabnngstunnel uuter Zündholzchenbeleuchwng bis zu dem Thnrme vordrangen, die
Frage nicht weiter gefördert haben, darf wohl kein Wunder nehmen.

Durch die öde, sumpfige Niederung lenkten wir direct auf den Skamander zu; da,
wo unweit des rechten Ufers das Dorf Kalifatli liegt, ist eine Fähre eingerichtet, die uns
nebst unseren Pferden hinübcrbefördern sollte. Von Kalifatli bis Hissarlik ist es nur eine
kurze Strecke, und in sehnsüchtiger Erwartung malten wir uns bereits einen recht gc-
müthlichen Abend in Hissarlik aus. Es sollte anders kommen. Als wir nämlich den
Fluß erreichten, bot sich uns ein überraschendes Schauspiel: er zeigte plötzlich beträchtliches Hoch-
wasser infolge des in den Bergen niedergegangenen Gewitters, das wir von Nunarbaschi aus
beobachtet hatten. In den wenigen Stunden, seitdem wir um die Mittagszeit den Skamander
bequem passirt hatten, war er stark angeschwollen, und sein ruhiges, harmloses Gewässer
strömte jetzt mit reißender Schnelligkeit dahin, trübe, dunkelbraun gefärbt. Wir standen
an dem Anlegeplatz der Fähre, doch von der Fähre selbst war Nichts zu sehen, alles Rufen
vergeblich; kein menschliches Wesen nahte sich. Am besten wird die Situation durch die
bekannten Verse aus der Bürgschaft Schillers vergegenwärtigt. Nur sahen wir uns nicht
in die Notwendigkeit versetzt, in die brausende Fluth hineinzuspringen, um das andere
Ufer zu gewinnen. Vielmehr wurde beschlossen, stromabwärts zu reiten, schlimmsten Falls
bis Kum-Kale, wo eine Brücke hinüberfühlte. Dies würde einen Umweg von mehr als
zwei Stunden erfordert und, da es schon 6 Uhr war, die Helmkehr nach Hissarlik bis
in die späten Abendstunden, bis in die völlige Dunkelheit hinein verzögert haben. Daher
ging es im schnellsten Trabe vorwärts, zunächst, bis wir wieder auf die Straße gelaugten,
dnrch das hohe, dichte Gras der Uferwicsen, als sich mit einem Male mein rechter Steig-
bügel löste und im Grase verschwand. Eine Zeit lang versuchte ich, um keinen Aufschub
zu verursachen oder allein zurückzubleiben, mit nur einem Bügel auszukommen, muhte
aber bald diese Kunstreitcrübnng aufgeben und die Hilfe meiner beiden Reisegefährten an«
rufen. Unseren vereinten Bemühungen gelang es, aus einem Strick eine Schlinge herzu-
stellen, die ungefähr als primitiver Steigbügel verwendet werben komite. Inzwischen hatte
die andere Hälfte der Gesellschaft einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, und um sie
nicht ganz aus den Augen zn verlieren, begann unsererseits ein regelrechtes Wettrennen,
das abermals miterbrochen weiden mußte, weil bei dem zweiten vmi uns die Neisedeckc
sich von Reiter uud Roß getrennt hatte. Der Vortrab war jeyt nicht mehr sichtbar.

Endlich bog der Weg wieder nach dem Flusse zn ab, nnd am jenseitigen Ufer warteten
bereits die drei übrigen Herren; ihnen war es trotz des gewaltigen Wassers noch geglückt,
hier durch die Furt das „gewünschte Land" zn erreichen. Der Strom war von Minute
zu Minute gewachsen nnd stieg zusehends immer höher; das Wasser war tiefschwarz ge-
worden, mit Schaum bedeckt, zahlreiche Holzstückc nnd Reiser trieben darauf umher. Der
kundigste Reiter unter nns Dreien unternahm zuerst das gefährliche Wllgniß; doch er hatte sich
erst wenig vom Nfcr entfernt, als sein Pferd unruhig wurde und sich hoch aufbäumte,

nnd es fehlte »licht viel, daß er bei all seiner Sattclfestigkeit abgeworfen worden wäre
in den tobenden Skaniander hinein. Er mußte umkehren. Hier also kamen wir
nicht mehr hinüber, Ebensowenig konnten wir allein, unbekannt mit Land und Leuten,
daran denken, noch an diesem Abend über die Brücke von Kum-Kale nach Troja zu ge»
langen. Es blieb nichts Anderes übrig, als dem Rache Törpfelds zu folgen und in dem
nächsten, an der Küste südlich von Knm»Kalc gelegenen Torfe Ienischehr zu übernachten.
Unsere Stimmung war recht gedrückt; traurig, tief traurig war die Einsicht, auf die
Hamburger Conferuen uud das gute Nett in Hissarlik verzichten zu müssen, ungewiß, wie
wir unsere müden Glieder lagern würden.
Vei etwas ruhigerem Nachdenken über unser Mißgeschick fanden wir heraus, daß
wir in anderer Beziehung dafür entschädigt wurden: durch persönliche Erfahrung war uns
überzeugend bestätigt worden, welch' genaue Kenntniß der Oertlichkeiten und der Natur-
erscheinungen der troischen Landschaft in der homerischen Ilias niedergelegt ist. Der
Sänger, der die „Schlacht an dem Flusse" dichtete, er hatte sehr wühl beobachtet, mit
wie großer Plötzlichkeit bei dem Skamander das Hochwasser hereinbrechen, in wie knapper
Frist der friedfertige Strom fo furchtbar anschwellen und aufbrausen kann, daß selbst der
gewaltigste der homerischen Heroen, mitten im Kriegsgetümmel davon überrascht, ihm nicht
Stand zu halten vermöchte.
Schrecklich umstand den Pcliden die trübe geschwollene Brandung,
Schlug au den Schild dann schmetternd herab; und er tonnte nicht länger
Fest auf den Füßen bcstehn.
lind in großartiger Weise ist das Naturereignis, in den Kampf um Ilios ver-
flochten!
Allmählich hatten wir uns den ersten Häusern von Ienischehr genähert. Ienischehr,
au der Stelle des alten Sigeion, zieht sich in stadtähnlicher Anlage an dem Ostabhange
eines Höhenrückens steil hinauf, der nach Westen hin schroff zum Meere abfällt. Oben
auf dem Kamme selbst, in luftiger Höhe, steht in schmirgelnder Liuie aneinandergereiht
eine Anzahl Windmühlen, ein malerisches Bild, das kurz vor der Einfahrt in den
Hellespont die Blicke des Reisenden auf sich lenkt. Still, wie ausgestorbeu sind die
Straßen, durch die wir reite». Wir biegen um eine Ecke, — und wir glauben uns in
ein Theater versetzt, in dem Momente, wo der Vorhang aufgeht und dein Zuschauer eine
von dichtgedrängter, lärmender Menge erfüllte Bühne enthüllt. Es ist dritter Ostertag;
die gesammte Dorfbevölkerung ist auf dem Hauvtplatze versammelt, um mit Musik und
Tanz und fröhlichem Geplauder das Fest zu beschließen. Sofort sind wir von einem
Menschenknäuel umringt, und nachdem wir Grnnd und Zweck unserer Anwesenheit aus-
einandergesetzt haben, erhalten wir die Zusicherung, daß hinsichtlich Unterkunft und Ver-
pflegung auf's Beste für uns Sorge getragen werden sollte. Besonders ein Wort wirkt
wie ein Zauberspruch: der Name Törpfeld. Gleichwie früher Tchliemann, genießt nunmehr
Törpfeld als Leiter der troianischen Ansgrabnugcn in der ganzen Umgegend das größte
Ansehen, nicht zum Wenigsten in Ienischehr, woher viele der bei den Ausgrabungen be-
schäftigten Arbeiter stammen. Indem wir uns als Gäste Törpfelds in Hissarlik uud als
Laudsleutc desselben, als Icrmanl, vorstellten, waren wir besser aufgehoben, als weuu wir
einen Schntzbrief des Sultans vorgewiefcn hätten. Im Laufe des Abends wandten sich
sogar einige Männer, die bei den Arbeiten in Hissarlik angenommen zu werden wünschten,
mit der Bitte an uus, bei Törpfeld eine diesbezügliche Fürsprache für sie einzulegen. Wir
galten demnach für einflußreiche Persönlichkeiten, die zufrieden zu stelle», man in jeder
Weise bestrebt war.
Bald standen wir inmitten der einheimischen Bevölkerung vor der Thür des Kaffcc-
schantes und sahen uns das muntere Getümmel auf dem Platze an. Männer und Frauen
waren nach europäischer Art gekleidet; das Orientalische kam bei den Erster«, blos iu
dem rochen Fes zum Ausdruck, bei den Frauen in den bunten, zum Theil recht grellen
Farben der Gewänder, wie sie hierzulande nur hin nnd wieder der Sonntagsstaat einer

Landbewohnerin aufweist. Ten Mittelpunkt des gesainmten Treibens bildete ein groß«
Reigentanz: Männer und Frauen hielten sich in langer Kette an dm Händen gefaßt und
zogen unter den Klängen, einer eintönigen Musik einen vielfach verschlungenen Reigen, indem
sie mit bewunderungswürdigem Eifer bei der Sache waren. Solche Reigentänze wurden
bereits zu Lebzeiten des homerischen Sängers aufgeführt, der den berühmten, von
Hephaistos verfertigten Schild des Achillens beschreibt:

Einen Reigen auch schlang der hinkende Feuerbeherrscher,
Jenem gleich, wie vordem in der weitbewohneten Knossos
Taidalos künstlich ersann der lockigen Anatme.
Blühende Jünglinge dort und vielgefcierte Jungfrau'«
Tanzeten, all' einander die Hand' an dem Knöchel sich haltend.

Freilich, „vielgefeierte Jungfrauen" waren nicht zu sehen; dagegen:

Zahlreich stand das Gcdräng' um den lieblichen Reigen versammelt,
Innig erfreut.

Und durch die zuschauende Menge schlängelten sich die Verkäufer süßer Backwaarcn
und anderer Herz und Magen ergötzender Dinge.

Wie lange diese Festeslust noch gedauert hat, weiß ich nicht. Als es dunkel wurde,
geleitete man uns nach dem Hause, das uns für die Nacht beherbergen sollte. Einen
Gasthof giebt es in Ienischehr nicht; wir lernten daher die schöne griechische Institution
kennen, die am richtigsten als „bezahlte Gastfreundschaft" bezeichnet wird. Ter Fremde
wird in dem Hause eines Privatmannes aufgenommen und wie ein Gast der Familie
behandelt; der beste Raum wird ihm zur Verfügung gestellt, von den Vorriithen ihm in
reichem Maße zugctheilt und beim Abschiebe eine bestimmte Bezahlung nicht gefordert.
Trotzdem geschieht der Entgelt, den man zu leisten doch einmal verpflichtet ist, unbeanstandet
in baarem Gelde, nur daß der Reisende selbst über die Höhe der Summe entscheidet. Es
ist dies eine schwierige Aufgabe, um den T-aick nicht zu kärglich, andererseits auch nicht
zu überschwenglich zu bemessen. Wir genossen die Gastfreundschaft einer Wittwe, die
jedenfalls zu den höchsten Kreisen der Einwohnerschaft gehörte. Ihre beiden erwachsenen
Töhm machten sowohl durch ihr Aeußeres, als durch ihr Benehmen einen sehr sympathischen,
durchaus gebildeten Eindruck; der altere, mit hübschem braunem Vollbart, konnte geradezu
eine elegante Erscheinung genannt werden. Neide Brüder bemühten sich abwechselnd, uns
durch Unterhaltung die Zeit zu vertreiben, bis das Abendessen fertig gestellt war. Leider
hatten sie nur geringen Erfolg; wir waren zu abgespannt, um auf ein lebhaftes Gespräch
in dem uns doch nicht ganz geläufigen Idiom einzugehen. Wir beantworteten die an
nns gerichteten Fragen, ohne gleicherweise uns nach den näheren Verhältnissen unserer
Wirthsleute zu erkundigen, nnd wären am liebsten uns allein überlassen gcbliebeir. Tiefer
Wunsch wurde erst erfüllt, als endlich der Tisch mit dem Essen erschien. Stets wer« ich
dem wundervoll kräftigen und würzigen Rothwein ein gutes Andenken bewahren. Unter
allen Weinen, die ich auf ineinen griechischen Reisen zn tosten bekam, gebührt diesem
Nothwcin von Imischchr unbestritten der Preis. Wahrlich, wären wir nicht so ruhe-
bedürftig gewesen und hätte uns nicht der Gedanke gepeinigt, am nächsten Morgen bereits
um drei Uhr aufstehen zu müssen, um uus den nach Hissarlik ziehenden Arbeiten: anzu-
schließen, wir hätten dem Wein ein nicht minder sorgfältiges Studium als den alten
Mauern von Troja gewidmet und uns höchstwahrscheinlich ein gewisses Thicrcheu in
einem den homerischen Helden an Größe und Stärke ebenbürtigen Exemplare beigelegt.
Trotz aller Enthaltsamkeit fiel es uus schwer geuug, vor Tagesgrauen die wolligen,
wannen Tccken, die als Lagerstätten für uns auf dem Fußboden des Zimmers ausgebreitet
worden waren, zu verlassen »nd in die kühle Morgenluft hinauszureiten. —

Ohne weitere Fährlichkeiten trafen wir in Hissarlik ein, wie auch der übrige Tag
keine bemcrlcnswerthen Erlebnisse brachte. Törpfeld führte seine Erläuterung der Ruinen zu

Ende, und darauf, »rührend des Nachmittages, beschäftigten »vir uns theils damit, die
wichtigsten Stellen noch einmal genau zu untersuchen und speciell die einzelnen Schichten
nach den für dieselben charakteristischen Gefähscherben zu durchforschen, theils verfolgte!!
wir mit gespannter Anftnertsamteit die ersten Fortschritte der seit dem Morgen bcgomienen
Ausgrabungsarbeiten. Noch eine Nacht in der Aamcken-Colonie, dann galt es, Abschied
zu nehmen von der Stadt des Priamos, von den lleberresten einer unfaßbar fernen Zeit und
von jenen kunstvollen gigantischen Mauern, die in dem uralten i,nd doch unvergänglich schönen
Meisterwerke der Dichtkunst besungen weiden. Wieder unter der Führung Christodulos'
ging es auf demselben Wege zurück nach Tschauak-Kalessi, und ehe die Sonne sich neigte,
trug uns der stattliche Lloyd-Dampfer hinaus aus der Sphäre hellenischen Alterthuins
üiner ganz anderen Welt entgegen, — nach der Hauptstadt d.'s türkischen Reiches.

V '
zandcrnnge« in dt» Umpeuaner Tolomitc«.
' Von Theodor Wundt. Mit 71 Text-Illmtra-
tio»e», 38 Einschaltbildern und einer farbigen
>lartc. Herausgegeben von der Section Berlin
des Deutschen nnd Qesterreichischen Alpen-
Vereins. 2. Auslasse. Stuttgart, Deutsche
Berlogs-An stall.

Mehr und mehr bilde» die Dolomitberge Süd-
tirols das Reiseziel trandcrfrohcr Naturschwärmer
und ehrgeiziger Vergkletterer-. insbesondere üben die
berühmten, wildlandschaftlichen Tolomitkolossc im
Hassan- nnd in> Ampezzotlmle eine mächtige Anziehungs-
kraft aus. Den letztgenannten, den Ampezzaner
Dolomiten ist das von Theodor Wundt «erfaßte vor-
liegende Wert gewidmet, das mm in 2. Auflage vor-
liegt. In seinem Werke „Die Besteigung des
Cimone della Pala" hatte Theodor Wundt darauf
bingewiesen, wie werthuoll es wäre, eine künstlerische
(i-rschließung der Alpen in der Weise vorzunehmen,
dah die alpinen Vereine die einzelne,: (Gebiete der
Alpen durch snstematische Darstellung in Bildern,
mit kurzen Beschreibungen »ersehe», allgemein zugäng-
lich niache». — Diese Anregung ist nicht unbeachtet ge-
blieben; die Section Berlin des Deutschen nnd Oesterreichische» Alvnwerems hat sich das
Verdienst erworben, den Anfang zur Verwirklichung des von 'Wundt aufgestellten Planes
gemacht zn haben, indem sie der Schilderung seiner Wandernng in den Ampezzaner
Dolomiten und seinen pliotographischen Aufnahmen den Weg zur Ocff.utlichteit bahnte
und es ermöglichte, das Werk durch eine glänzende Ausstattung zu emem Prachtwerke zu
gestalten, das schon durch sein Aeußercs Aufmerksamkeit und das Interesse des Publicums
erw ckt, um dieses dann um so sicherer dem behandelten Gegenstände zuzuwendcu. lind der
Verfasser versteht es wohl, dem Leser sein lebendiges Gefühl für die Natur, msbesondere

«,<«:
Iheodoi Wunbt, Wandeiunge» in den Ainpezzoner Dolomite»,
stnttgalt, Deutsche «eilag»«Uns!<>l!.

für die muhe Größe der Gebirgsuatur, seine Freude am luhnen Wagniß und seine stolze
Befriedigung über die Bezwingung alpiner Gefahren und Hindernisse mitzutheilen. —
Der Verfasser ist nämlich selbst einer jmer lühnen Bergsteiger, die von der einen
Seite als Helden bewundert, von der andern als thöcicht: Waghälse getadelt oder verspottet
werden. — Und doch kann man dem Vergsteigersport ebensowenig die Berechtigung abstreiten,
wie irgend einem andern, mag er auch ebenso wie andere seine tadcluswcrthen Auswüchse haben.
Tas aus thöiichtcr persönlicher Eitelkeit und mit verwerflichem Leichtsinn, ohne die er-
forderlichen physischen und psvchischm «wben zu besitzen, handelnde Nergfezenthum darf und

soll nicht den kühnen Wagemnth und die nach Nethätiguug verlangende llnternehmungs'
nnd Willenskraft heldenhafter Menschen in Mitzcredit bringen, welche die Besiegung der
Natur als ihrer würdige Aufgabe reizt und die darin wahre Befriedigung finden. —
>3 » «
UZ»
LZ«
Solcher Männer hat die Menschheit stets als Pioniere bedurft uub braucht sie noch
Männer, die sich für eine Idee oder für ein Ziel ihres Ehrgeizes dräuenden Gefahren
^

aussetze», sei es unter glühender Tropenfomie, sei es in den arktischen Eisregionen oder an den Abgründen der Gebirge.

Wu,«dt bat sich uicht damit begnügt, wie andere Bergsteiger, die unzugänglichen Gebirgsriefen durch unennüdliche Ausdauer und erstaunliche Klcttcrknnst zu besiegen, er hat auch iu fast unglaudlichen Situationen es noch zu Wege gebracht, mit einen« eigens für alpine Zwecke construirtcn Apparat interessante photogiaphische Aufnahmen zu mackicn. Die unverzagte „Heroin des Alpinismus" Ieanne Immmk, die stch dem Verfasser bei einigen seiner Bestcignngei« anschloß und von ihm mehrfach iu schwindelnden Positionen photographirt wurde, hat nicht Unieckt, wenn sie sich in der eingefügten Stizze, in der sie „Erlebnisse an der kleinen Zinne" berichtet, mit gutem Humor über die Phoiographirwuth ihres Begleiters beklagt, der bei jener Gelegenheit nicht weniger als 26 Aufnahmen gemacht haben soll. —

Das Werk zerfällt — abgesehen uon einem uorangeschickten „Ueberllick über do3 Gebirge" — in 4 Theile. In dem eisten: „Schluderbach", der auch den bereits ei« wähnten Anffatz uou Ieanne Immink enthält, schildert Wundt die Besteigungen der kleinen Zinne, des Eristallin, des Monte Eristallo, des „Königs der Dolomiten", der zuerst am 14. September 1865 von Giohmann erstiegen wurde und auf dem im August 1888 der berühmte Tolomilenführcr Michel Innenklofcr, txm in diesem Theile ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, verunglückte-, ferner des Piz Popcua, der Nothwand: seine Wanderungen in deu CaUnen, die Traueisiruug des Rauhlofl. Der zweite Theil schildert de» Verfassers „Winterreise 1892/93": die Besteigung der großen Zinne, der kleinen Zinne, des Monte Eristallo: seine» Aufenthalt in Cortwa, seinen Ausflug von hier nach der Tofana-Hütte und die Besteigung der Tofann. Ter dritte Theil: „ Eortinn" enthält: die Besteigung des Monte P.lmo, die Besteigung des Lroda da Lago, die Travcrsirung des Sorapih, an der auch Ieanne Immint Theil nahm. Der uieite Theil: „Spaziergänge", der für Ausflüge Uon Sckluderbllch und Lortina ans Anregung und Weisungen giebt, ist dem Naturfreunde gewidmet, der, ohne ein Bergfex zu sein und ohne so „hoch hinaus zu «vollen", wie dieser, doch an der Gebirgsnatur und einer fi Wichen Wanderung durch dieselbe seine Freude hat. —

Ueberall weiß der Verfasser, ob er nun die Große der Hochgebirgiuntur, ob die Bewohner beschreibt, ob er die Erlebnisse auf selbstnuternommeneli gefährlichm Kletterpaitiecn, und im Anschlnsse daran bedeutsame Episoden aus der Geschichte der alpinen Touristik wiedergiebt, durch eine» lebendigen Ton den Leser zu fesseln und zu ciwärmen und hie u««d da die Tnrstellnng durch behagliche» Humor zu würze». —

Die zahlreichen Lichtdrucke und Phototupieen sind tadellos ausgeführt! eine farbige «arte der Ampezzaner Dolomite» ist eine willkommene Beigabe. Druck und Papier sind vortrefflich. Das Wert ist ein Prachtwei-t, das Kunst- »nd Naturfreunden bestens emvfohle» werde» kau». —I—.

Efft Vlieft. 3ioman von Theodor Fontane. Vcrli», F. Fontane Hi Co.
Wir gehören zu der großen Gemeinde warmer Verehrer Theodor Fontanes. Für
uns ist er ein Meister in der psychologischen Durchführung seiner Gestalten; wie Wenige
sonst versteht er es, ohne jegliche Zuhilfenahme greller Farben tiefsten Eindruck hervorzurufen ;
er zeigt in Menschen und Geschehnissen das Leben, feinfühlig erlauscht und plastisch dar-
gethlln, wie es nur ein echter Poet vermag. Hierzu gesellen sich seine stießende klare
Sprache, lebendige Naturschildernngen und — !»«t not l?n«t: die warmblütige Wiedergabe
uou Menschenleid und Menschenlust, und so ist, Alles in Allem genommen, Theodor
Fontane einer der hervorragendsten deutschen Erzähler unserer Zeit.
Mit dem Olöttergcscheulc immerwährender geistiger Vollkraft zeigt er sich begabt', in
seinem neuesten umfangreichen Buche „Effi Briest", das kurze Feit vor dem Beginn
seines 76. Lebensjahres erschienen, finden wir Theodor Fontane mit allen seinen schrift-
stellerischen Vorzügen wieder; Nichts in dem Buche erinnert an das Greisenalter seines
Autors, ja, ncch feiner gestonnen, als sonst, eischeinen uus die Fäden der Handlung; noch
abgeklärter die Vorgänge; noch Heller das Licht, in das Alles getaucht ist. Und wenn
wir tlotzdem gerade a» dieses Buch ernsthafte Ausstellungen zu knüpfen haben, so betonen
wir doch ausdrücklich, daß diese nni Einzelheiten in dem Buche selbst gelten und dem Ruhme
Fontanes keinen Abbruch zufügen sollen.
Rund heraus gesagt: wir halten „Lffi Briest" in den meisten Voraussetzungen der
Handlung für kein lebenswahres Buch, und nur in deren Turchführnmg zeigt sich der
Meister. „Effi Bliest" ist eine vseudo-realistische Dichtung, weil alle Menschen und alle
Vorgänge wohl durchaus möglich, aber in der Mehrzahl keineswegs wahrscheinlich sind,
lins erscheint als wesentlichstes Merkmal gesunder künstlerischer Realistik, daß sie hinein-
greift in das volle Menschenleben und es uns darstellt, wo sie es anpackt, nicht aber nach
Sonderheiten sucht. Nnr in der „Regel" liegt die Wahrscheinlichkeit, die „Ausnahmen"
sind stets nur möglich, und die Realistik sollte eigentlich, sowohl in den Voraussetzungen
als in den Consequenzen, zumeist mit dem Oöchstwahrscheinlichen rechnen. Nun aber
fragen wir: „Ist es wahrscheinlich, daß wohlsituirte Eltern ihr einziges Kind, ein Mädchen,
das noch kaum begonnen hat, Jungfrau zu werden, mitten aus dem Umherlagen mit ihren
Gespielinnen abrufen, um es, ohne jede Vorbereitung, mit einem Manne zu verloben, der
dieses holde Kind ein einziges Mal nur gesehen, der aber allerdings an Jahren dessen
Vater sein konnte und wirtlich dereinst des Kindes Mutter ernstlich geliebt hatte? Und
wird dieser Vorgang wahrscheinlicher, wenn wir hören, daß dieses Kind, trotz seiner aus-
drücklich betonte» Unreife, auf die Frage nach ihrem Bräutigam von einigen Stunde»:
„Ist es denn auch der Richtige?" altklug zur Antwort giebt: „Gewiß ist es der Richtige;
Jeder ist der Richtige. Natürlich muh er von Adel sein und eine Stellung haben und
gut aussehen." Effi Briest, das kindlich-phantastische Mädchen, dem als höchster Wunsch
„ein japanischer Bettschirm, fein, schwarz und goldene Vögel darauf, alle mit einem langen
>lrllnichschnabcl und eine Ampel mit rothem Schein" vorschwebt, wirb die Gattin des
zielbewußten, besonnenen Landraths von Innstetten; — ist es dann wahrscheinlich, daß
dieser lebenstlugc, reife Mann, hoch cnltiuirtcn Intellects, der ja mir aus Liebe Effi ge-
heirathet, auf die Eigenart seiner kindlichen Gattin auch nicht die geringste Rücksicht nimmt,
so daß er zwar stets der galante, coriccte Eheherr ist, aber, ehne iealiches Vcrständnitz für
die seelische Individualität seines jungen Weibes bleibt und das liebliche Geschöpf gerade am
Nothweudigsteu, nu höherer Liebestemperatur, an Liebe, die über sich selbst alles Andere
vergißt, steten Maugel leiden läßt, ohne sich in irgend einer «tunde dessen bewußt zu
werden? Daß Effi durch diese» Mangel, der ihr mit der Zeit unerträglich erscheint, schuldig
wird, halten wir für recht wahrscheinlich; aber doch nur, daß sie mit der Sünde spielt, an
den vollendeten Ehebruch einer Effi ist schwer zu glauben: der Dichter läßt uns auch
hierüber völlig im Unklaren. Jedenfalls segnet sie aus der Tiefe ihrer Seele heraus die
Stunde, die durch eine räumliche Entfernung ihrer Schuld ein Eude macht, ja. auch der
Schuldige sieht die „Rettung" darin; — ist es nuu wahrscheinlich, daß Effi die einzigen
Zeugen ihrer Schuld, die Briefe des von ihr »ie geliebte» Mannes, über die Jahre
hinüber aufbewahrt? Sie, die schaudernd selbst jeden Gedanke» an ihre Schuld vou sich
scheuchte — bewahrt diese Briefe i» dem Schubfach ihres Nähtifchcheus? — Weiter: Ist
es wahrscheinlich, daß Effis Eltern uou ihrem einzigen Kinde sich gänzlich loslösen, ihm
ihr Hans verschließ?», einzig „um vor aller Welt die Verurtheilung des Thuns ihres
Kindes zu bekunden?" lind alle diese hier angedeutete» Scencn und Vorkommnisse (auch
noch die Fahrt zum Duell, dessen Verlauf, uud der für de» Schuldigen tödtliche Ausgang

kommeu hinzu) vollziehe« sich, ohne daß auch nur ein leidenschaftliches Aufwallen, selbst nur ein erregtes Wort aus der Brust aller Betheiligte«, der Handelnden sowohl, wie der Leidenden, sich Bahn bricht — wo ist denn die LcbenLregion, in der sich der kleinen MensÄMtindei Schuld und Sühne so völlig mit reinen Naturtrieben und sittlicher Größe decken, als wäre die Leidenschaft oder das Niedrige nnd Kleine gar nicht von dieser Welt, und die Menschenkinder selbst antike Gebilde Sopholleischer Schöpfunaskraft! — Fontane soll geäußert haben: „Immer gleichartiger wirb mir der Stoff. Je älter ich werde, desto klarer wird mir, daß es nur auf die Darstellung ankommt." Nun, die Darstellung in „Gffi Brieft" ist ein Kunstwerk, sowohl in ihren großen Züge» als in ihren siimmtlichen Details: das Buch ist von reichem Gedankeninhalt und, wie wir schon oben bemerkt, mannigfaltiger Schönheiten voll: aber ^ um mit dem Ministerialdircctor von Innstettcn zu sprechen — man findet das Alles so trist, daß man verlernt, sich darüber zu freuen!

4. V,

Bibliographische Notizen.

Deutsche Zeitschrift für auöläodischcs Unterrichtswcse«. Herausgegeben von I)r, I. Wychgram. 1. Jahrg., Heft I,, Leipzig, N. Vogtländer. 189.',.

Es ist nicht zu leugne», daß unser Heimatland lange Zeit in Schul- und Bolts-bildungsfragen eine bedeutende lleberlegenheit über alle anderen Länder gehabt hat, eben fo sicher ist es aber auch, daß wir im Gefühle dieser lleberlegenheit zu sehr auf unseren Lorbeeren gemht und nicht gemerkt haben, daß verschiedene Länder, die unser Schulwesen als Muster benutzt hatten, anfingen, uns auf dem einen oder anderen Gebiete des Bilduugswesens bedenklich zu überflügeln. GlücklicheNveise kann festgestellt werden, daß dieser Fehler immer mehr eingesehen wird, und daß das Studium und die Kemitniß de« aiiiwärtigcn Schulwesens bei uns in den letzte» Jahren immer größere Fortschritte macht. Ei wäre sehr zn wünschen, daß sich ans diesem Gebiete ein mindestens ebenso reger Wetteifer entfaltete, wie er bezüglich der militärischen Fortschritte schon längst besteht. Die Zeitschrift für ausländisches Schulwesen, welche in jährlich vier Heften erscheine» soll, und deren erstes Heft uns vorliegt, will nun einen Mittelpunkt abgeben für alle diejenigen, welche sich mit dem auswärtigen Schulwesen beschäftigen und Nachrichten über dasselbe zu geben im Stande sind. S'e will die Kenntniß des auswärtigen Schulwesens allgemeiner machen und dazn beitragen, daß durch die vergleichende Betrachtung imser heimisches Schulwesen gefördert wird. Keine Gattung von Schulen soll aus dem Kreise der Betrachtung ausgeschlossen werden. Tie Namen der zahlreichen Mitarbeiter lassen erwarten, daß die Zeitschrift ihrem Programm in gediegener 2!>eile gerecht werden wird.

Das vorliegende Heft enthält zunächst unter der Rubrik „Abhandlungen" einen Aufsatz vo» Dr. Lorgielcher-Basel über da« llnterrichtswesen der Schweiz, einen Weiten vou Ehrhaid-Clermout-Ferrand itbcr die „üonle >'orm»l« Lnpörieure'- in Paris, einen weiteren über „Loöducatiou" vo» l»r. Waetzold-Magdeburg, einen vierten von Henry Holmon-London über „den gegenwärtigen Stand des Erziehnngswesens in tnigland" und endlich einen fünften von Dir. l>r. Tcheu-Altona über „die neuesten Bewegungen im llnterrichtswesen von Nord-Amerika". Unter derNnbnk„Mittheilu»gen" folgen dann 3 kürzere Aufsätze über „die Königliche Kommission für den höheren Unterricht in England" von Alice Zimmeru-Londou, über „das mediciuische Institut für Frauen in 3t. Petersburg" nnd endlich über „die deutschen Schulen in Kopenhagen" von G. Tpindler-Kopcnhagen.

Die dritte Rubrik „Nuudschau" bringt
einen nach Ländern geordneten Ileberblick
über wichtige Vorkommnisse der letzten .^eit
ans dem Gebiete des Schulwesens, endlich
folgen Recensionen und eine Biographie des
answärtigen Schulwesens.
Wie man sieht, ist der Inhalt ein recht
reichhaltiger und zugleich guter; auch Druck
nnd Papier lassen Nichts zn wünschen übrig:
da: Format ist handlich. ^V q.
3as Leben des Vlcereö. Bon Dr.
Conr. Keller, Prof. a. Point, in Zürich.
Mit 16 Tafeln in Farbendruck und
Holzschnitt, und 300 Abbildungen im Text.
Leipzig, Chr. Herm. Tauchuiy.
Das in 16 Lieferungen erschienene Weit,
dessen wir schon mehrfach rühmend gedachten,
liegt jetzt vollständig vor. Die letzte«
Lieferungen, in denen die Proff. Eorl

Cmnier mit Hans Schinz das Pftanzen-
lebm des Meeres behandeln, schließen sich
ebenbürtig den früher besprochenen an. Kurz,
wir tonnen sagen, daß uns jetzt hier ein
Prachtwert ersten Ranges, sowohl was In-
halt wie Ausstattung angeht, vorliegt, dessen
eingehendes Studium wir allen Gebildeten,
besonders auch denen, welche zur Erholung
oder zur Kräftigung ihrer Gesundheit die
Gestade des Meeres aussuchen, auf's Wärmste
empfehlen können. Möge das Wert
weite Verbreitung finden! ^Vj,,

Tic geschichtliche <5ntw!ckcl»ug des
ärztlichen EtundeS und dermedicini»
schrn Wissenschaften. Von Hermann
Baas, I'r, m«I, — V.'rlin, Friedrich
Wreden.

Durch die in den letzten Jahrzehnten
auf dem medicinischen Gebiete frühester Zeiten
gelungenen Feststellungen neuer funda-
mentaler Thatsachen, sowie durch die von
höher gebildeten Reisenden, zum Theil Aerzten,
erworbenen Kenntnisse in der Medicin der
noch auf niedrigster Stufe stehenden Notur-
uölter, hat der Verfasser die Anregung zn
einer Geschichte der medicinischen Wissen-
schaft gefunden. In dieser hat er die
Standesgeschichte mit in den Vordergrund
gestellt, von der Ansicht ausgehend, daß die
verschiedenen Eutwickelnngsstufen der Medicin
stets durch de» erlangten Bildungsgrad, so-
wie durch das Ansehen der vorhandenen
Aer;tc, ihrer Schöpfer, bedingt sind. — Die
umfangreichen Studien des Verfasser basiren
auf einem, am Schluß angeführten reich-
haltigen Quellenmaterial aus dem Gebiet
der allgemeinen Welt-, der Cultur» und
Kunstgeschichte, sowie aus dem Gebiet der
I^eographie, Litteratur und Philosophie. In
8 Capitel» werden eingehend behandelt:
„die Urmedicin, die Mcdiciu der ältesten
Völker mit Priester- und Kastenmedicin, die
griechische und römisch: Medicin, die Medicin
im Mittelalter, sowie im 16., 17. und 18.
Jahrhundert. Das 19. Jahrhundert wird
nur stellenweise berührt, namentlich inso«
lveit Aerzte des 18. Jahrhunderts auch noch
im 19. gewirkt haben. Treffend bemerkt
der Verfasser: „Daß der mimisch.' uud aber-
gläubische Zug ini Menschengeiste über-
wiegt, ist allen Anfang?- und Endzeile» der
Völkercnltur eigmthünilich. Und auch in
hö.M entwickelten Culturzuständen fehlt er
nicht, doch tritt er vorzugsweise hier beim
Volte und nur zeitweis,' auch bei den Ge-
bildeten auf," wie sich dies, wie wir hinzu-
setzen möchten, noch in der Gegenwart zeigt.
Auch daß, wie Ben Atibci sagt, Alles schon
einmal dagewesen ist, erfahren wir durch
Mittheiluugen über die Therapie in der Zeit
der griechisch-römischen Medicin, in der es
bereits eine antike Art Kneipp sowie auch
Vegetaricmer gegeben hat. — Ein Sach-
register erleichtert die Orientirung in dem
llnertennenswerthen, umfangreichen Werk
(480 3.), das auch dem Nichtmediciner,
bei zum Theil humoristischer Darstellung, eine
Menge interessanter Einzelheiten bietet.
X.

Kürze Anleitung zur Iimmcrcultur
der Kalter«. Von F. Thomas. Neu-
damin, Verlag von I. Neumann.

Die Werte, welche über die Katteen-
Cnltur ezistiren, haben mehr oder weniger
die Cultur im Großen und die Minderzahl
der Züchter im Auge, welche über ein Treib-

haus, warme Käste», überhaupt über große
Räumlichkeiten verfügen. Das kleine vor-
liegende Büchlein dagegen weudet sich au
die größere Zahl der Kakteen-Liebbaber,
die über so große Mittel nicht gebieten und
die oft nur ein einziges Stubenfenster für
ihre Pfleglinge übrig haben. Auf derartige
Verhältnisse ist die i» diesem Büchlein ge-
gebene Culturanweisung berechnet, durch sie
wird es möglich gemacht, anch bei beschränktem
Räume diese Pflanzen mit Erfolg zu culti-
uireu. Trotz feines geringen Umfangs
enthält das Büchlein allei für die Cultur
Wesentliche, es giebt außerdem Anweisung
für den Ankauf von Kakteen, für die Be-
handlung der durchKrantheitundSchmarotzer
leidenden Pflanzen Das gut ausgestattete
Büchlein ist mit 21 guten Abbildungen und
einer Farbentafel in Dreifarbendruck ge-
schmückt und kostet nur 1,00 Mt. Ej sei allen
Freunden ^dieser merkwürdigen interessanten
Pflanzenfamilie bestens empfohlen.
Die geschichtliche Stellung und Auf»
gäbe des deutschen Alt-Katholicis»
MUS von *5* Leipzig, Friedrich Icmsll.
In die Zeit der Jubiläen aus dem
Jahre 1871 fällt auch das Njahriae Jubi-
läum für die altkatholische Kirche, die nach
Verkündigung des Unfehlbarkeits-Dogmas
vom 18. Juli 1870, mit dem Beschluß des
Münchener Alttatholikcn-Congresses vom
23. September 1871, alttatholische Ge-
meinden zu bilde», i»'s Leben trat. Wenn
auch 25 Jahre iu der Entwicklung einer
neuen Nirchcnbildung eine vcrhältuißmäßig
kurze Zeit ist, so hat doch die alt'atholisci>
Bewegung, bei dem Indiffercntismus der
Gegenwart in religiösen Frage», inimerlii»

beachtenswerthe Fortschritte gemacht. Einen Beweis dafür liefen! die in verschiedenen Gegenden Teutschlands erbauten alttatlwli- scheil Kirchen, sowie der gegen», artige Be» stand von 94 alttatholischen Gemeinden mit 55, Pfarrern. Mit gründlichem Wissen ausgestattete Männer wie Töllinger, Friedrich, Rcintens, Schulte, Weber u. A. waren nach Gründung der Kirch: an die Spitze der Bewegung getreten und uer- theidigten mit geistigem Wissen die Be- rechtigung ihres Vorgehens gcge» das er- wähnte llnfchlbarteits-Togma. Bei dem mehr stillen Wirken der altkatholischen Kirche ist ihre Entwicklung und ihre innere Verfassung ini Allgemeinen wenig bekannt. Wer sich hierüber informireu will, dem sei die kleine, klar «erfaßte Schrift des auonymcn Verfassers empfohlen. X.

Hie öfter» elchische Landwehr. Eine kritische Studie von einem ehemaligen österreichischen Offizier. — Brauuschwcig, Rauert und Rocco Nachfolger (T. Janssen).

Für die Eutwickcluug der österreichisch- ungarischen Hecresmacht war das im ver- gangenen Jahre eingeführte Landwehr- gesey, das bekanntlich das Eadrcsystem zur Grundlage hat, von besonderer Wichtigkeit. Tas hierfür ausgeworfene, nach Ansicht des Verfassers hohe Budget, bei verhalt» uißmäßlg geringer Präseuzüärtc hat ihn veranlaßt, die verschiedenste,! Orte, in denen Landwehr in Garnison steht, zn besuche», um diese Truppe näher kennen zu lernen und sich über dieselbe hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit eiu ürtheil zu bilden. Es kam ihm dabei darauf an, nicht mir den Tienst der Truppe auf dem Exercirplatze, bei deu Hebungen im Gelände, n»f dem Schießstand uud bei deu Manöver», sondern auch die Offiziere und Mannschaften auf der Straße, auf der öffentlichen Promenade uud in Localcn zn beobachten. Auf die einzelnen Schilderungen, die der Verfasser in der vorliegenden kleinen Schuft ent- wirft, kann nicht näher eiugcgaugcu werden. Einzelnes, wie z. B. die Handhab»»« des Schießdieustes, klingt höchst bedenklich, wie überhaupt der Verfasser zu einem sehr un- günstigen Gesanmltresultat gelangt. Er bittet, ihm dasselbe zn verzeihen, hat ei aber für seine Pflicht gehalten, rücksichts- los die von ihm vorgefundenen Mängel anfzndccken. K.

Nothe <5rdc. Von Julius Pctri. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Der vorliegende Band ist das litterarische Vermächtniß eines in der Blüthezeit des Lebens dahingegangenen jungen Tichtcrs. Ten Lesen! dieser Monatsschrift war ei nicht fremd, die psychologisch feine Erzählung „Christus am Kreuz" ist in „Nord und 2üd" zuerst erschienen. Erich Tchmidt, der berühmte Litterarhistoriter, hat mit pietätvollerHand gesammelt und heraus- gegeben, was ihm von des jungen Tichters nachgelassenen Schriften werth schien, der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Es finden sich darunter schöne, stimmungsvolle Gedichte, die auch von deni lyrischen Talent des Verstorbenen Zeugnis» ablegen, ferner kleinere Erzählungen, die jämmrlich den Erd» gernch des Heimatlandes Westfalen athmen,

der Anfang eines größeren Romans und ein
vollständiges Bauern-Drama, dessen scharfe
Cliarakteristit der vorgeführten Personen zu
den schönsten Hoffnungen auch auf dramati»
schein Gebiete berechtigten. Mit tiefem Bc>
baucru legen »vir das Buch, wenn wir die
letzte Seite gelesen, aus der Hand, daß so
icicher Blüthenflor nicht bestimmt war, sich
zu reifen Früchtcn zu entwickeln. Erich
Tchmidt aber wissen wir es Taut, daß
er seinem jungen Freunde ein so schönes
litterarischesTenkmal gesetzt hat. — e.
Alte und Iunne. Roman von Valcska
Gräfin Bcthusy-Huc (Moritz von
Reichcnbach). Leipzig, Carl Rcitzner.
Tie rühmlich bekannte Schriftstellerin
hat es sich dieses Mal sehr leicht gemaäit —
viel zu leicht sogar für ihre dichterische
Hochstelluug. Weber mit ter Erfindung
der Gestalten, noch mit der (lnrwickclung
der Wandlung in ihrem neuesten Buche hm
sie sich die geringste Mühe gegeben: alle
Figuren sind ohne jeden originellen Fug,
uns Lllugstbekanntc, nnd ihr Schicksal voll-
zieht sich, ohne jede Verwickelung, gemäß
dem alte» Wahlspruch: „Wie man's treibt,
so geht's!" Ans der einen Seite finden
»vir Herrn nnd Fran von Campen, Re-
präsentanten jener Kernaristokraten, denen
kein Fleckchen Erde so schön erscheint, als
ihre eigene Scholle: dcucu, neben manchem
Vorurtheil, als echte Vornehmheit nur die
makellose Reinheit ihres Namens gilt: die
Genuß mir nennen, was auch ihr Gemiitn
befriedigt — das sind die Alten! Ihnen
gegenüber stehen der Baron Steinhaufen
und Gemahlin. Er ein Caualier modernen
Agrarier-Genres: sein Stall, sein Weinkeller,
die Wettrennen gelten ihni als Standes-

pflichten, und seine Gemahlin erblickt in der tadellosen Eleganz ihrer Schloßeinrichtung und ihrer Toiletten den alleinigen Lebenszweck. Das Alles kostet aber viel mehr, als die Einkünfte des Steinhausen'schen Gutes betrauen, da müssen die Früchte vom Giftbaum der Börse herhalten — das sind die Jungen! Die Kinder beider Paare, die Campen'scke Tochter, die in vielgeprüfter, treuer Liebe sich mit einem edlen Manne (kein Edelmann) zusammengefunden, an dessen Seite sie ein glückcrfülltej, von der Honne innerlicher Zufriedenheitdurchwärmtes Leben bescheidenen Zuschnittes sich gründet, und der Sohn, der eine Baronesse Steinhaus heirathet, die, großgezogen in den Anschauungen ihrer Mutter, das Leben werthlos und jämmerlich erachtei, das nur die Liebe und nicht auch den Luxus bringt, während ihm, dem jungen Hasso u. Campen, kein Sitten»Codex höher steht, als jener, der bei seinem „Rre'mente" gilt — vervollständigen den llntcrschiedderAnschauungen zwischen Alt und Jung. — Gewiß, die Autorin vertritt auch in diesem Buche wieder nmthuoll und überzeugend, >ral sie für Recht und was sie für Umecht hält; ohue Rücksicht auf herrschende Htrümungen verficht sie ihren Standpunkt', aber der ethische Wcrth ihres Buches bedingt nicht dessen dichterischen, und dieser ist leider nur gering.

Lebensblätter. Gedichte und Anderes von Richard Dehmel. Verlag der Genossenschaft Pan zn Berlin.

Originalität ist die Losung in der Neige des Jahrhunderts! Originell ist seilst die äußere Form der poetischen Gabe, der knallrothe Einband, die Art des Druckes, der mehrdeutige Titel „Lebensblätter!" Was sind Lebensblätter? Meint der Dichter solche vom Baum, oder solche aus dem Buche des Lebens? Doch zum Werte selbst. Nach einem kurzen Stoßseufzer, den der Dichter an das ihm nahestehende Ich richtet, mnß man sich vorerst durch 27 Seiten Borrede durcharbeiten, um dann einen Reimvers: „An die Leser" zu verdauen — dann erst beginnt der eigentliche Inhalt der „Lebensblätter". Und dieser Kern? Run, was daran schön gedacht ist, ist schlecht gesagt, nnd was besser znm Ausdruck gekommen ist, ist unschön. Cin einziges Gedicht in dem ganzen Buche hat mich gefesselt und ergriffen, es heißt: „Bierter Klasse", und dies ist noch einer alteren Gedichtsammlung Dehmels entnommen. Es beweist aber schlagend, daß Richard Tehmel ein Dichter ist, oenl nur der Denker allzuviel an Raum streitig macht. Er hascht nach Originalität und versteht es nicht, seine Gedanken poetisch schön und faßlich Ilar zum Ausdruck zu bringen. Die Fähigkeit, Empfindung und Denken in verständliche Form zn gießen, gleichgestimmte Seelen anzuregen, ist diesem Dichter versagt oder — er sucht sie mit Geschick zu verbergen. Und dabei schlicht er seine Borrede mit den Worten: „Wir aber, die wir Künstler sind, — wir wollen uns klar sein, daß es nur am Wesen nnsrer Werke liegt, in »reichem Grade und wie bald die Menschheit auch kunstsinniger, tunstbedürftigcrwird!" Ein neuer Beweis für die Berschiedenheit von Denken und Handeln! ^ ,

«cue Gedichte von Arthur Pfuugst. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Der Dichter des „Laslans" erweist sich
auch iu den vorliegenden „Neuen Gedielten"
als ein gedankcntiefer Poet. Es sind
moderne Ideen, die ihn anregten nnd die er
anregt, aber himmelweit verschieden von den
Themen der sogenannten „Modernen", ivclche
ihre Stoffe dem Staube der Straße ent-
nehmen oder mystischem Velsgetlinacl hul-
digen. Pfungst ist ein Pcet der ethischen
Culturbelvegung, er würde es »och in
höherem Grade uud Sinne sein, wenn
neben der Menschenliebe auch eine Zntunfts-
hoffnung in ihm erwachen könnte. Jeden-
falls verdient auch dieses Büchlein dn Auf-
merksamkeit der littcraturliebenden Lescrwelt.
8.

LInLeAMLeue LU^ner. LezprecunnL n»cn Husv»I>I der üedaction vorwlilllwn.

^otI«U,. Ili., ziolwi-u« Völkerkunde, deren Ln!>
»ioKlunz uu>! .VnIzraKen. 8tulte»rt, Ferdinand
LnK«.

2»«»t>«r3«i, I<rlclivl^, pollti^ene 8ol>nsien von
IM« l»I« 1878. Nei-lin, Itoseu!«»,n ^ Ilürt.

V»5»°K1»5. I>. XVlMb»I6, «Kenos N, lenken«
und der deuwede ^NKlünollel»»,«.". Uer>in,
Hermann V»tt!ier,

uncl H,u»l»»He», Nr,N«^!)I«, Ilüüe». 8,
Otto Nende!.

2i»l»^e», <5«<>i», 0ü? ,inn"e veutz^nlllnd.
Iledei^elxt von H. v, 6, Linien, N!t rillni^n-
u>.d Zn^nregizter. I>«p?,I5, », L«r8dorl.

Onn««I, I>I<>te»»oi I>i. 2eiln»I>n, »einrleli
von iciel«t »!« Ueuüeu Ulla Illcliler. LerUn,
Uormann V»I!!ier.

Il'^IIislIli, ?!««», ilou«z»r!:8k!. ?»r>», 8od^tü
du Äerrure de l'rimee.

v«ilt»«ll!»n<l» »u.lnn««t»«« 1870,?!. in
8eb!!deruußen von zllt«treltern. I^ieleiunz
U-9. ÜÄtlienn«, !l»x Libemiien.
<3«l»t«»li«l<i«n, ber»u8sse8. von Hnton Nette!-
beim, 2—3, N»ud, Hdoil Viibr»ndt, Uöider-
IIn. Ileuter, Neriin, ürnzt Nolm^nn ^ Ou.
<3«i»<i<>ltr, ^. von, ^m Hriieiwmirii t. Nomon.
Nr«ter u. «veiter L»nd, vre«deu u. I^e!n?.!L,
<Äri IIel»8»er,
N»!be, H»i, I^«ben»vende, üine Xomüdie.
vre«den, Neorz Loudi.
N»,rt1«b«u, NN» Niloli, .Vnßein« 8iie«!u8
vrezden, Nenrss Londi.
^slbsi«, Unuil»,». v»8 ^»»«e lx>o«, 8eb»u«plei
lu Mul Helen. NnliL bererlttlzte, vom Ver-
l»«3er durebLe«eb«ll« deuweb« Hu^ß»!« von
Nuütuv «urzenüteru. l,elp»i8, ünii! Ural«.
^oi»t, N»n»ln«r vlui. Nie HpozteilUlzten,
Nl8torl8eber Ilom»n. ^'i8M2r, Nin8t«ril'3eb«
riulbuebiulndiunß, Verlasszeoiitn.
?i»n»»l»«b.» ^l»l«t>U«K«l, i!e>^u«ze^eben von
U»u« veibrli^x. vreiund»r!i!?.I^>ler Lund.
ür»te« Nelt. ^»nu»r 18MI, Neriin, Nennnnn
V'»!tber.
»Ittlin», H»». Der V»»er!»nd8«ed»n!ie uns sie
deuwcbe viiiituuss. Lin NUeilliiieK !>el der
l>'eier de« vierteÜmndertMriLen Ne«teben«
de3neuen deut8,-ben Nelebe«, Neriin. üebrlIder
?»et°I.
— üin Nreu««!«e!>e« ?e«t«i>!el, vrltto Hu<i»ze,
Neriin, UebrUder ?»et«!.
Die XiIlI^, ^Voebenselmu de« ö!lent!!eb«u
lieben«, ilei^n>!<^>^ebe» von Xnr! 8e!meidt,
iil. ,l»!,re»u8, Nu, L7 — 72. Neriin, Xritlii-
^'eriüss,
XlIdeoIl, 2I««>li»von. II»»dbucb der en3>i«eben
cle«ebiebte von den I'rimMuMU !>l« xur liefen-
vnrt, Xaeb l>e«»l,rteu !i>8t»ri«eben N»l5-
>,ue»e„, Vien, ?e,<t, l>e!n?.>L. H. Kart-
leben'!, Verl»«?.
lH»»»,i>Sc>b.n, Di., Die <?bein!e im tilsslleben
lieben, U»!ne!llver»liindiiebe Vurtrüße. Ait
18 in sen ?uxt MdrueKten No!«»ebnitten.
UmnburL um! I^ein^lj?, Leopold Vu««.
I^lml>i!,°ti, ü»ll I», HuHFeviibite deuwrbe
viobtuMen l»r I^ebn'r und l>'i«unde der
UUeratur, X. N»nd. 2, LielerunF. Miedeut-
»eben viebter der l«eu?,e!t >>n<! CeMnvilrt.
Vl. N»ud, 2, I.ielerunss,> I^eipli^. I^'nuKluN
Il. ü^ lie««e!r!n8^elie Luebimudiun^,
l>« Hon<x» ü«xl«n«. ilevu« llenüueüe II-
iULtree. ,I«nvier I8!>U, l'ori«, H. (iuünllu.
l>i«, ^l»»»», (,i-o38vntcr, l!oml>u, Leiiin, Ilie!,»i'<!
lüeniiiei-.
iFittsi^ti«, cll« M<Il»<!l»e, zeit Hb3eb!u?3 <ie«
li»uo»3, bel»u«^ess, von ^, hinter u, Huz,
^Vllnüebe, 25. I^iesernn^, lÄer, 8Izinu»H
zi».ver.
H»«t«iUi><:^, Ull^rlc«. !>e l'n'Zur >ie,< Iiumb!e3,
lÄrl3, KMion (in tlei'cui'e <!e lmnce,
H««t«u», Il». Vslll»«lln, Weüssezobiebte, Lin
»»ixibnen illr all« (leuwcbe ^'niic, Ilonuovel,
!l»u« ^ ^»n^e,
Ilei»»!i»i, ^>i. lisupolcl ?loll«>, Veibn»e!,t3-
3>>Ie!e, Nülier »uz äer deuwelien Oezcbielit«
?,ü le8tNeueu HussUbrunMu llll ^uu^ und Hit.
XII, llett, Vle», Vei!»L sei' iiNewi^eben
Ne3e>!«o!><!ft,
Hirst, L,x,ve!oi,il>»3obe3 ^Vni-tei'Kuell <le5 ünss!!-
3e!>en und Neutüciien 8i>r»cbe, UeferuiN 18.
Leriw, I^ULeu3e!iei<!t.
ülM»^, Di, ^o»«t, Da» Ne^eu de? limnoi?.
UUneben, vl, U, I^inebUlss.
ü«r>.i«llus. Lm Lpwße! «ier 2eit. lliv^sen, D.
lies3on,
0»t«i!<>l», v»3 Lnäe. NÄibiunU, vleüäeu unä

?»ul, Il«i'>ii«u», veutlilbe« Vorterbneb. Ll«le
I^ieleninss. Ii»Ile ». 8., IlIlx Kiemever.
?c>li«!Il, ?il«6iieu, Vutel ke«t«!oll!. Li!>l«f
»u.< dem I,«!>en de« zi-0330» Lriiebel«. Tugend-
und Vo!ic«3cblilt, «u Nezwlo^ni'« I5NMbii!^w
Ueblllt«t»ße b«i^u«M8e!x>n von der Iil>e!ui«cb.
re^t»Io2«i gUttuuF. !I!t Lildei-n, Non»,
?. 8oeuuee!ceu,
?ullt»»i, ^,Ib«it, ver llommi de« I'lin»n
Nüssen, f!in« Idvüe nntel K»po!«un I. Ml
3 NeüoLMvUren, Huloil!.irte I°ebeiKet«i»i8
»U3 dem I»>»n«ö3l3eben. Vien 6 I^eipliß,
Viibeim LwumUliei-,
Ileioliliolcl, X»il, Kunüt und 2eicl>uen »n d> n
I!!tte!«ebu!u». IN», lletbode de« I'nleivirbt>>,
V»>«te!lun3 <!>'i' p!»3t!8cben tonn. Ult 8
allein In ?bntuliw3N>i>llle, Leriin. «leori:
8i«u>en8,
It«i»l>«r, <3«»t»v, Uedlebte. 2. Hnüll^e, Ilix-
dorl-Lellin, 8eib«tverl3^ de? Verl»««»'!«.
Nenliu^. ^VilliSli,», DiüUoben. I^oiitlZebe« und
Unpoilti««!,,«. Veut8c!w Juristen d>>« neun-
?.e!m!en ^»blbnndeil«. Xene Hu«Mbe
Lerili,, L,A«t 8iesslried «iltler öc 8o!,n.
Ni«^>t!ni, <3lu»«pp«.uuck.Null«,c>»^»i,X>uez
itH>!eni«cb-deutl!cbe8 und deut>>en'i!»lieni!«:b,e«
^Vüiteldueb. L, u, ?. UelerniiL. I^eiuxw,
Nelnban! I'nuebnil?.,
N«!iiuld,t, Noeliu,», Veut,<c!>i»nd8 eoiomnie
Neide» und Ninuiere der Cu!t»r im »ebvünlen
Cnntinent. ülütei Nd. Mt «eebü I'uiliÄit« —
LiÄUnzebveig, Hidert I^!ml<Äe!>.
8«litjli«,!«lii, ?»ul von, Hiieriei. ^«!,i'e3«elleu
der leder, Neriin, 8e>Ul» Hi «rund,
8«Ilrllt». ^1v?ln, Kunxtzeüeblebte, 8. I>Ielerunss.
Neriin. (!. Ui-nte'«ebe Ve!l»ß«bnebb»nd>unz,
8ellv«t»et>K«, üil^«n, H»8 NlLnuu-ex« 2eil.
187!!—i«95. Vllteriliudizebe «edieiite, Neide! -
berz, Otto kettelt.
8ln»«i", Ulln» ^.. NHdirer uusei^l Xei«.
Idiiuebeu, ?r«>« NlMs?^,enF!,
8t»n,2ei, ^lbleoQt, 2«ö!s I,e«t»ile» der N!<m?.-
üeit ^lne»5 im 2u«l>minen!>»nge der Kultur-
ent« iexelun«, Uliuebeu n. I^eipxi^, I!. videu-
bourz.
8utt»«i-, 2«iUi» von, Woiiiu? vie N»m>»>,
de« ^»bre« 18!>5. Neilin, Lutenberßi.
Iirltli, Nele im 8cb»um. Nerüner liom»n.
Neriin u. I^eiu^iz, ?, ?r»utveu>'«ebe Lueii-
blndiunF.
Dl« Vs»,uill»lt. Il»Ibmon»t«ewilt «ur Ver-
tietun« In die >'r»ssen und Hultznbeu de^
!deu«oi,en!e!>«n3, NeiAu^esseben vou Olu-wiopl!
Feiiremps. Ku. !x>, 8tuttg»>^ Ir. ?i'omm»u»8
Verlaz.
^«o«r, ?. ^., Kl>el>8elll3««ne Nediebte.
U,^l2. HuNüge, «>t 8t,b!3lieb?oiTi»Il.
k»der!«!i>, I'erdmluid 8e!n>uln^b.
2»z>l>, ^itli>Il, c>l!i«ier«lnebter, 8uei»ler ünmlm
«N3 dem »»ueuieben, Nieter und lveitor
Nilnd, vre«de» und I^eip?.!!;, 0»r! Itei3?i>er.
»edigirt un!« veianüvoilüchiei! de! H»««>»9»b«i»,
öchlestsch« »nchdinckeiei, llunst» »nd vel>ag»>Anst»Il o. 5. 3ch»»!»e>>bn, Vi»!»».
Unb»i»chrlat»i Nachdruck »ü» tem Job»« d!«l«l Zeilschlift »n!ers«gl. Ueberl,«,nngj«ch< oolbehol«».

1895«. k'riZCkL l'ÜlWNF. 1895«,
^^^^-^
^^^^^^^ lÄslieber Vor82Ull
N^
^^K^
1^x!^l^^^,,^^^^NzU
kltttttL
Ks>8l2ll!«ist.
«äNl.8L4llcN
8p!-u<«el 8e>f«. ^
«^Nl.8 8^0eN
Usl,ei-8S0!80N« llspotz in öon n>-ü88tsn 8täc!tyn »llsl- WyIMßilo
^^^^^^c^^^^^l^^^^^^^^^-l^
!^

^rin3.33iAUNZ 6?r ?r6i36 für
^türNcl-l ^odlensaurcz Mineral ^zzer.
Im l^in^wv^llcÄuf vvirä 6a3 odi^e VVa^^er, ^t^t >vie
lul^t derecdnet:—
Inrluzive
VelßütlMZ für
25 ?5
^/i l^lu^cl^e
30 ?l
5 ?f.
20 ..
^/2 l^5cKe
23 »
3 "
30
2/1 Xruss
35 ..
5 ,
23 ..
1/2 XruF
26 ..
3 »
XüuüioK dei »,11ou HpotdeKsrn uuä Illiuerläv?«.32er ll»ll<Ueru.

Mai IM 6.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: «Linst 5chuch.
Radirung von Johann lindner in München,

»Nor!» und öHd^ »lsch»!»» »m Anfang j»l>« m»na!» <n üeflen m» je «<N»l «u»Nb»i!»ge,
— p«l» ,>« <0»»l»»l l, L««e) » Mail.
All» Sochhxndlnng«» und poftanftolXn »«hm»» i»!>»lz«l! ll«st»ll»»9»n an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von ^Mard und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Mord und Süd" Vreslau.
5iebenhufenerstr. ^, ^3, ^5.

5Ã¤i!eÃ„2Ã¤>r/c!'1clz-Ã¤^5<Â«i<v32ci',i,'l1,'i^1'.'^,'"<e5^i

Aord und SÃ¼d.
Cine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
Paul tindau.
I^xvu. Vand. â€” 2Nm ^896. â€” Heft 330.
'Mi! einem porleai, in Ã¼obiiung, Ernst Schlich)
ichlesische Vuchdruckerei. Kunst, und Verlags-Anstalt
". S. Schottlaondor.

Der Eisbär.

Lin Portrait,

von

Henrik Vontauvidan.*)

— Kopenhagen, —

I.

stelle Dir, lieber Leser, ein großes, feuerrothes Gesicht vor, von dem ein langer, schneeweißer, verfilmter Bart herabhängt, zwischen dessen groben Haaren sich zuweilen mehr Ueberreste von grünein Kohl, Brotkrumen oder hellbraune», Schnupftabak festgesetzt haben, als im Grunde genommen appetitlich ist. Nimm dazu eine mächtige, eisblanke, höckerige Ttiru, nach hinten zu von langen, weißen Nackeuhaaren bekränzt, die sich über dem Rockkragen locken, ein Paar kleine, dicke, behaarte Ohren, dicke, weiße, baumwollartige Brauen nnd eine unförmliche, schwach bläuliche Nase zwischen einem Paar großer, wasserblauer, starrblickender Augen.

Füge endlich zu diesem Antlitz ein unablässiges, gleichsam unbewußtes Mienenspiel hinzu, eiu geistesabwesendes Lächeln, ein munteres Zusammenkneifen des einen Auges oder eiu plötzliches, nnmotiuirtes Heben und Senken der schweren Brauen, begleitet von entsprechenden Arm- und Schulterbewegungen, — und Du wirst Dir ein ungefähres Bild machen können von dem Gegenstand des Entsetzens der ganzen Uggelejrer-Hnrde, des Schreckens aller Geistlichen, der Indignation der Schullehrer uud der Verzweiflung des Bischofs, — ein Bild vou dem Gemeindepfarrer zu Sübp und Sorvadi Thorkild Asgar Einar Fredrick Müller.

Es mag noch angeführt werden, daß Pastor Müller genau drei Ellen maß, daß er einen Finger der linken Hand verloren hatte, und daß er sich beständig — es mochte Sommer oder Winter sein, — der Welt in dem-

*) Nütoiinrte Uebeisetzmig Uo» Mathilde Mann, Ältoim.

',,p

selben alten, abgetragenen merkwürdigen Costüm zeigte, — einer großen Mütze
aus Hundefell mit Schirm, einem Paar graugewürfelter Neinkleider und einem
dünnen, blankgefchliffenen, schwärzen Rock, der seine mächtige Riesengestalt
stramm umschloß; dazu trug er dicke Schaftstiefel, die nach Thran rochen,
und einen Eichenknittel mit kräftigem eisernen Zinken an der Spitze.
Auch in der strengsten Winterkälte war er nicht dazu zu bewegen,
eine Veränderung in dieser Kleidung uorzunehmen. Selbst wenn es nm
ihn her Pickelsteine fror, nahm er nur eine tüchtige Prise aus einem
rothen Lederbeutel, den er stets mit sich führte, knüpfte den Rock fester zu
und schaute sich triumphirend um, als genieße er so recht bis auf Mark
und Nein den eisigen Wind, der ihm die Haut kitzelte.
Geschah es nun bei einer solchen Gelegenheit, daß er auf seinen: Wege
einein zusammengekrochenen Sünder begegnete, der, in Tücher eingehüllt,
mit triefender Rase und weinenden Augen, ihm am Rande des Grabens
entgegen kam, so blieb er regelmäßig mit seinem gemüthlichsten Lächeln
stehen, stemmte die geballte Hand in die Seite und wandte sich ihm mit
einem Ausruf zu, wie z. B.:
„Hallo! Sie da! — Gebe» Sie um Himmels willen Acht, daß Sie
nicht an Ihren Pelz festfrieren!" worauf er seinen Weg mit seinem
»nächtigen, ohrenbetäubenden Gelächter fortsetzte, das die Luft in meilen-
weitem Umkreis mit Entsetzen erfüllte und die großen, gelben, mageren
Hunde, die ihn stets begleiteten, veranlaßte, die Schnauze in die Luft zu
stecken uud in wilder Freude zu heulen.
Und das Lächeln blieb auf feinen Zügen liegen, uud die Lippen be-
wegten sich fröhlich, solange er nur den knirschenden Laut des Schnees unter
seinen Sohlen hörte. Noch auf dein letzten Hügel vor der Stadt blieb er
regelmäßig stehen nnd reckte seine Värenglieder, als wolle er die Lungen
so recht eindringlich mit den Eisnadeln der Luft füllen, ehe er in seiner
dunklen Pfarrwohnung unter das Dach kroch.
Diese, die am äußersten Ende des Dorfes in einem feuchten Loch unter
dem Abhang des Hügels lag, war ein alter, baufälliger Kasten, der im
Winter halb unter den Schneemassen begraben wurde, die von den
Höhen darauf herabwirbelten und als weiße Schanzen den Hof und den
Garten anfüllten, so daß nur die Väume und die Spitzen der Vüsche daraus
emporragten. Fußhohe Wälle lagen an allen Mauern entlang, und oben
von dem zusammengesunkenen Dach hingen förmliche Lawinen über die
Eingangsthür herab, die so niedrig war, daß der Pfarrer sich bücken mnßte,
um durch dieselbe auf die Diele zu gelangen.
Hier drinnen empfing ihn keine sanfte, gemüthliche, kleine Pfarrerin
mit weißer, getollter Haube und fromm geglättetem Haar, die ihm ge-
schäftig Stock und Mütze abnahm, den Schnee von seinem Rock klopfte
und il»n lächelnd die nasse Wange streichelte. Auch nicht das fönst überall
vorhandene muntere kleine Pfarrerstöchterchen kam ihm entgegengesprungen.

UNI sich ihm NN den Hals zu werfen, ihn in den Vart zu zupfen und ihn
ihren „schlimmen, großen, häßlichen, süßen Vater" zu nennen. Da war
nur ein alter, rother Kater, der mit einer Ratte im Maul aus einem
leeren Zimmer kam, an der Wand entlang strich und behende in einen
anderen, großen, leeren Raum auf der gegenüberliegenden Seite der Diele
schlich, wo ein frischgeschlachtetes Kalb mit aufgeschlitztem Magen von der
Decke herabhing, um seine Leibeswärme von sich zu geben.

Man war wohl im Grunde berechtigt, zu sagen, daß, wenn Pastor
Müller selber den Meisten nnuerständlich erschien, dies mit seiner „Höhle"
— wie seine Wohnung in der Gemeinde ganz allgemein genannt wurde,
— in noch höherem Grade der Fall war.

Aufrichtig gesprochen, konnte man sich schwerlich irgend Etwas denken, das
weniger an die gemüthlichen, warmen, teppichbelegten Zinnner mit Bücher-
borden, Gemälden und bequemen Lehnstühlen erinnerte, in denen unsere
kleinen, gemüthlichen Landpfarrer in Schlafrock und Pantoffeln sich mit
ihren Pfeifen und Predigten beschäftigen. Hier war, selbst in des Pfarrers
eigener Stube, auch nicht eiu Fetzen über dem Fenster zu erblicken; der
Fußboden war schwarz wie ein frischgepflügter Acker, und das einfache, mehr
als mangelhafte Mobiliar — ein altes, wachstuchbezogenes Sopha, ein
Paar kleine Tische, ein leeres Bücherbrett und ein wackeliger, hölzerner
Lehnstuhl mit ledernein Polster — stand, ohne den geringste» Anspruch auf
Ordnung oder Gemüthlichkeit zu machen, ringsumher im Zimmer zerstreut.
Das einzige dem Auge Angenehme war eine eigenartige Sammlung
von großen Bärenhäuten, Seehundsfellen, Walroß-ähnen, Rennthier-
geweihen :c., die an der einen großen Längswand wie in einem Museum
aufgeschlagen war. Aber nicht weit davon, in der Ofenecke, stand dafür
ein nicht weniger einladender kleiner Tisch mit Ueberresten von Kohl in
einer irdenen Schale, einem Haufen Schwarzbrot, einer Dose mit Schmalz
oder Butter und einem Messer.

Der Pfarrer von Sübn war nämlich ein Einsiedler und lebte nach
jeder Richtung hin als solcher. Oder richtiger: sein Heim war die ganze
Umgegend, deren Wälder und Haidehügel, Teiche und Moore er vom
Morgen bis zum Abend durchstreifte, seine Büchse überm Arm, seinen
mächtigen Eichenknittel in der Hand, — Kinder und Wanderer durch sein
mildes Aussehen und sein übermüthiges Lachen erschreckend.

Er hatte freilich eine alte, schwarze Frauensperson in seinem Dienst,
die für ihn und die übrigen Bewohner des Pfarrhofes eine Art Haus-
hälterin sein sollte. Ihr aber hatte Pastor Müller gleich am ersten Tage
den Krieg erklärt. In seinem Eigenwillen gestattete er ihr kanm, seine
Speisen zn bereiten, geschweige denn sich seiner Stube zu nähern, und er
konnte über dies kleine, schleichende, eingeschüchterte Frauenzimmer, das in
seinem Hause zu haben ihn die Verhältnisse zwangen, in eine sinnliche

Wuth gerathen, wenn er glaubte, ihre Spuren auf seinen» Gebiet bemerken
zu tonnen.
Als er deswegen jetzt — in seiner rosigsten Winterlaune — in's
Zimmer trat, blieb er erst, seiner Gewohnheit gemäß, auf der Schwelle
stehen, un» sich zu vergewissern, daß da drinnen Alles unberührt genau so
stand, wie er es verlassen hatte. Als er nichts Verdächtiges bemerkte,
nahm er mit seinen krummen, von Frost erstarrten Fingern eine gehörige
Prise aus dem rothen Lederbeutel und machte sich dann eigenhändig an
die Bereitung seiner Mahlzeit. — Er setzte die Schale mit den Kohlresten
vorsichtig in den Ofen, legte ein paar Scheite Tannenholz über Kreuz auf
die halberloschene Gluth, rieb sich vergnügt die erstarrten Hände und stellte
sich schließlich, als das Holz zu brennen begann, erwartungsvoll vor die
Schale, um zu beobachten, wie deren Inhalt allmählich flüssig wurde, während
er gewissenhaft den ersten schwachen Dnft des grünen Kohls, der von dem
fettigen Rand aufstieg, einathmete.
Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er wandte sich auf den Zehenspitzen
um, schlich nach dem Hängeschrank, der in der entgegengesetzten Ecke des
Zimmers an der Wand angebracht war, öffnete ihn vorsichtig und entnahm
seiner Tiefe mit schlauem Lächeln eine mit Papier umwundene Flasche, mit
deren Inhalt er dann vorsichtig und unter den kostbarsten Mienenverzerrungen
und Schulterzuckungen zwei winzig kleine, farbige Gläser füllte, die auf
dem kleinen Tisch zwischen der Butter und den» Brothaufen standen. —
Als dies vollführt war, klopfte er an die Zimmerdecke mit den» Stoßzahn
eines Walfisches, den er hinter dem Sopha hervorholte, worauf'er sich
leise mit erwartungsvollein Lächeln in den alten gebrechlichen Lehnstuhl
niederließ, der unter dem Gewicht seiner gewaltigen Glieder krachte.
Ueber ihm, wo der Kaplan Buggaard seine Zimmer hatte,
vernahm man jetzt das Hin- und Herrücken eines Stuhles. Ein Paar
Filzschuhe schritten dort oben über den Fußboden, — bis ganz an das
entgegengesetzte Ende des Hauses, wo sie dann auf einer knarrenden Treppe
verschwanden. — Eine Reihe von Thüren wurden in dem leeren Hause
geöffnet und wieder geschlossen. Endlich klopfte es an die Stubenthür des
Pfarrers.
Kaplan Buggaard war ein junger dreißigjähriger Theologe, plump
von Gestalt, mit einem eigenthümlich flachen, bleichen, bartlosen Gesicht und
wnnderlich alten Zügen. In einen grauen Schlafrock gehüllt, den er
ängstlich mit der einen Hand über dein Magen zusammenhielt, blieb er in
der Thür stehen und sah mit einen: durchdringenden, fragenden Blick durch
die runden, stark geschliffenen Brillengläser nach dem Lehnstuhl hin.
„Es war mir doch," sagte er endlich mit breit jütischen» Dialekt,
indem er die freie Hand zu der Brille hinaufführte; „es war mir doch,
als wenn der Herr Pastor vorhin geklopft hätten."

„Ichs Mn ja," fuhr der Alte gleichsam aus seinen Gedanken
auf. „Freilich, freilich Es war nur, — ich wollte mir nur er-
lauben, bei Ew. Hochehrwürden anzufragen, ob Sie sich möglicherweise zu dem
Genuß ein paar unschuldiger Magentropfen verleiten liehen? Ich habe
mir die Freiheit genommen, Ihnen ein kleines Glas uollzuschenken, denn
ich dachte, daß, wenn mein hoher Vorgesetzter gerade heute seine beklagens-
werthen Zufälle haben sollte, so "
„Sie wissen recht gut, Herr Pastor," unterbrach ihn der Kaplan mit
schlecht verhehlter Indignation, „Sie wissen recht gut, daß ich keinen
Spiritus trinke. Es scheint mir wirklich, als wenn der Scherz nachgerade
ein wenig alt würde: Es sollte mich wirklich sehr freuen, wenn Sie etwas
Anderes zu Ihrer Belustigung ausfindig machen konnten."
„Ach ja, — freilich, — natürlich," seufzte der Alte und schüttelte
gleichsam beschämt den Kopf — — „Aber sollte Ew. Hochwürden nicht
doch zu bewegen sein, die niedre Hütte des geringen Bruders zu betreten
und seinen Geist mit einem kleinen Labetrunk Ihrer gründlichen dogmati-
schen Forschungen zu erquicken? Wenn mein hoher Vorgesetzter sich herab-
lassen wollte, näher zu treten, würde ich augenblicklich eine halbe Tonne
Kohlen und einen Fußkorb holen lassen Sagen Sie mir doch, Ver-
ehrtester Pneumatologie, nicht wahr? — — Anthropologie, war es
nicht so? Wie aber verhielt es sich doch noch? — wenn es Sie
nicht langweilt, wollen Sie da dem armen, unwissenden Bruder nicht einen
kleinen Einblick geben — Petrus Lombardus, sagten Sie nicht so? —"
Der Kaplan aber blieb in der Thür stehen. Er sah mit einer
Mischung von Mitleid und Verachtung auf den Greis herab.
„Finden Sie wirklich, Herr Pastor," sagte er, als der Pfarrer endlich
schwieg, „finden Sie wirklich, daß es sich für uns schickt, auf diese Weise
über dergleichen Themata zu reden? Es scheint nur doch, daß es in
unseren Tagen Leute genug giebt, die das Heilige verspotten und verhöhnen,
da sollten wir uns hüten, Veranlassung zu Aergerniß zu geben. Ich
mag wirklich nicht glauben, Herr Pastor, daß Sie dies für eine nützliche
Forderung Ihrer Zeit halten, jetzt, wo sowohl hier wie dort so viel Un-
glaube und geistige Roth herrscht, die auf unsere Hilfe angewiesen ist. —
Ich kann Ihnen z. B. erzählen, Herr Pastor, daß heute Nachmittag während
Ihrer Abwesenheit von dein Rademacher Paulsen in Lorvad geschickt wurde,
seine alte Mutter liege im Sterben; — jedenfalls soll es sehr schlecht mit
ihr stehen. Das Fuhrwerk des Herrn Pastors war natürlich, wie gewöhn-
lich, nicht in Ordnuug; aber ich versprach, zu kommen, sobald es mir mög-
lich sei. Nun ist ja aber inzwischen ein solches Unwetter heraufgezogen, daß
man sich unmöglich hinauswagen kann, und die alte Frau liegt da und
wartet, und das einzig und allein, weil der Herr Pastor Lars nicht Ordre
geben will, sein Sielenzeug in Ordnung zu halten. Außerdem haben
Sie wohl die Güte gehabt, ineinen Neisevelz zu verwahren, wenigstens ist

es nur in de» letzten Tagen ganz umnöglich gewesen, ihn zu finden. Es
sollte mich wirklich sehr freuen, wenn Sie ihn wir bald wiedergeben wollten."
„Großer Gott, ist die arme Frau krank, — ist sie krank," sagte der
Alte gleichsam in Gedanken versunken. Plötzlich erhob er den Kopf und
lächelte über das ganze Gesicht. „Hören Sie einmal, Herr Bischof! —
Wissen Sie, was ich mir ausgedacht habe?"
„Nein, — das weiß ich freilich nicht."
„Sie sollten sich wirklich verheirathen!"
„Ich sollte mich verheirathen? Was meinen Sie damit?"
„Ja, sehen Sie, ich las neulich von diesen Patent-Oefen, diesen
transportablen, wissen Sie. — Hätten Sie nicht Lust, sich mit einem
Ofen zu verheirathen? Denken Sie nur, den könnten Sie fo schön unter
den Ann nehmen, wenn Sie ausgingen; und des Nachts könnte er Sie
in Ihren» Bett warmen. Des Morgens und des Abends wird frisch auf-
geschüttet, wie es in den Annoncen heißt. Was meinen Sie dazu? Ist
das nicht eine gute Idee?"
„Vielleicht dürfte ich jetzt zu meinen Studien zurückkehren, Herr Pastor.
Ich würde Ihnen sehr dankbar für die Erlaubaitz sein," unterbrach ihn
der Kaplan, indem er sich mit ironischer Höflichkeit verneigte und aus
der Thür verschwand.
Pastor Müller lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sandte ihm
eine jener gewaltigen Lachsalven nach, die Staub und Motten und Spinnen-
gewebe in allen Ecken erzittern machten und die Ratten veranlaßten, zu-
sammenzufahren und die Ohren unter den alten Fußbodenbrettern zu
spitzen. Oben über der Decke vernahm man abermals die Schritte
der Filzschuhe und das Hin- und Herrücken des Stuhles. Aber noch immer
saß der Alte mit ausgestreckten Beinen da, die Hände über den Magen ge-
faltet und ergötzte sich an seinem Einfall.
Plötzlich sprang er auf, schüttelte die Mähne und schaute um sich. Es
war bereits dunkel geworden. Bei dem Schein des Ofens fiel sein Auge
auf die beideu kleinen Gläser, die unberührt auf dein Tische standen.
Resolut schritt er durch das Zimmer, erfaßte das eine mit zwei Fingern
und leerte es, dann ergriff er das zweite uud sandte dessen Inhalt schnell
hinterdrein.
Darauf drehte er sich um, nahm den Stock aus der Ecke, die Mütze
vom Haken — und war in: Freien.
Es war ein dichtes Schneetreiben, stockfinstere Nacht und heulender
Nordwind. Der Schnee drang von allen Seiten auf ihn ein und sammelte
sich in manneshohen Schanzen an allen Hecken und Vertiefungen des Weges.
Der Pfarrer aber bohrte seinen Stock in die Erde und ging tapfer gegen
den Sturm an, gefolgt von seinen Hunden. — Denn weit fort, jenseits
der Hügel lag eine alte kranke Fran und wartete.

Indessen schwebte der Staub daheim in der „Höhle" wiederum ruhig
und ungestört durch die stille Stubenluft. In der ununterbrochenen Stille
des Abends steckten die Ratten ihre spitzen Schnauzen aus den Löchern
in den Ecken, liefen über den Fußboden, bissen sich, pfiffen und balgten sich
unter dem Sopha, während die Spinnen, Motten und Mieten lautlos
und gefräßig oben in den Bärenhäuten und in den alten Spinngeweben
unter der rauchgebräunten Decke hausten. Und über dem Feuer im Ofen
stand die Schale mit Kohlsuppe und brodelte zwecklos weiter.
Von diesein Pfarrer, von seinem Leben und seinen merkwürdigen
Schicksalen sollen diese Blätter berichten.

II,

Bor ein paar Menschenaltern eristirte eine königliche Verordnung —
vielleicht eristirt sie noch heute: — ein ministerielles Rescript oder der-
gleichen, zu Folge desseu arme theologische Studenten, die sich verpflichten
wollten, nach beendetem Eramen während eines längeren, übrigens unbe-
stimmten Zeitraums als Prediger in deu grönländischen Colonien zu
wirken, vom Staate eine jährliche, nicht ganz unbedeutende Unterstützung zur
Fortsetzung ihrer Studien erhalten konnten.
Ein menschenfreundliches Rescript! Trotzdem fanden sich — in jener
an Theologen so überreichen Zeit — nur äußerst Wenige, die dieser Auf-
forderung folgten. Und die Wenigen, die es thaten, gehörten keineswegs
zn der auserlesensten Sorte.
Es waren, wenn man der Wahrheit die Ehre geben soll, hauptsächlich
mehr oder weniger schiffbrüchige Existenzen, denen das Leben auf irgend
eine Weise zu hart mitgespielt hatte, Wracks, die dem Bersinken nahe
waren, und die nun in der höchsten Roth diesen Ausweg als letzte, ver-
zweifelte Rettnngsplanke ergriffen.
Die Sache war nämlich die, daß dieser „übrigens unbestimmte Zeit-
raum sich in der Regel über den größten Theil des Lebens des Betreffenden
erstreckte. Rur in seltenen Ausnahmefällen und unter ganz besonderen Um-
ständen konnte man einer früheren Erlösung gewärtig sein.
Man wird deswegen die Gefühle begreifen können, mit denen sich so
ein junger Mensch zu dieser lebenslängliche!! Verbannung verschreiben ließ,
— das stille Grauen, mit dem er an den Tag dachte, an dem seine Er-
nennung eintreffen würde, wo das Schiff in See ging und die Thürme
und Kuppelnder Stadt mitsammt der Küste unter den Wogen verschwanden,
der Tag, an dem er seine Heimat verlassen mußte, um sie vielleicht nie
wieder zu sehen oder im günstigsten Falle als alter Graubart, mit vom
Schnee geblendeten Augen und erstarrten Gliedern, nach einem lebensläng-
lichen Begräbniß dort oben in der furchtbaren Einsamkeit und der leeren
Finsternis; der ewigen Eiswüste.

Vielleicht wird man auch begreifen können, daß unter diesen Verhältnissen und mit diesen Aussichten vor Augen, das Leben, das diese „grönländischen Studenten" — wie man sie zu nennen pflegte — während der kurzen Zeit fühlten, die ihnen vergönnt war zu leben, keineswegs das eremplarischste war.
Meistentheils war sogar gerade das Entgegengesetzte der Fall.
Das Unglück früherer Zeiten, Enttäuschungen, Entbehrungen und Noth hatten von vornherein den Grund unter ihren Füßen gelockert, und das Vewußtsein, sich verkauft zu haben, ertödtete bald den letzten Rest menschlicher Würde in ihrer Brust. Sie führten ein Leben für sich, ein eigenthümlich lichtscheues, gleichsam unterirdisches Dasein, im Dunkel berüchtigter Kneipen und den Hinterstnben von Kellerwirthschaften, wo sie sich mit verzweifelter Gier den verschiedenen Genüssen des Lebens Hingaben, ehe es zu spät dazu war: ihre Zeit, Tag und Nacht hindurch, gleichsam wie im Fieber benutzend, um Alles zu kosten. Alles in sich aufzunehmen, so lange die Gelegenheit sich noch bot, — bis sie eines Nachts auf ihr leeres Mansardenstübchen kamen, das Talglicht anzündeten und beim Anblick eines großen, blauen Vriefes mit dem rothen Facultätssiegel erbleichten, denn sie wußten, daß der Brief, der sie dort erwartete, die Aufforderung enthielt, sich baldmöglichst zum theologischen Amtseramen zu melden, um mit dem ersten Schiff gen Norden zu ziehen zur — „Vergebung der Sünden, Entsagung des Fleisches und dem ewigen Eis", wie es unter den Unglücklichen hieß.
Und Thorkild Asgar Einar Friedrich Müller, der zu diesen gehörte, war nicht anders gewesen als die Meiste».
Mancher wird sich aus jenen Zeiten wohl noch eines starken, großen, ungeschickten Burschen erinnern, der überall, wo er sich zeigte, zuni Gespött diente, der mit seinen: klotzigen Körper und seinen langen Gliedern stets im Wege war, obwohl er sich an den Häuseru entlang zu schleichen pflegte und sich bei jeder Gelegenheit so klein und unbemerkbar machte, wie nur möglich.
In diesem Falle werden sie sich seiner sicher aus einer Vorlesung im theologischen Auditorium eriunern, zu der er sich einmal gleichsam aus Versehen verirrt hatte, und wo sein Erscheinen schon in der Thür eine solche Munterkeit hervorrief, daß er augenblicklich den Rückzug wieder antrat, — oder vielleicht noch besser aus einem jener damals viel besuchten, schmutzigen, urgemüthlichen Studentenbillardzimmer, wo er oft ganze Tage lang in demselben dunklen Winkel saß, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Händen begraben, als schlafe er inwendig, während er mit träumerischem, Halberloschenein Blick die um das Billard versammelten Freunde betrachtete und nur von Zeit zu Zeit die Mundwinkel langsam zu einem matten Lächeln verzog, wenn es einein der Kameraden einsiel, ihn kräftig auf die

Schulter zu schlagen, ihm eineu Schuaps über den Kopf zu gießen oder sich sonst auf seiue Kosten zu belustigen.
Ohne selbst jemals ein Wort zu sagen oder sich an der Lustbarkeit zu betheiligen, sich aber ruhig darein findend, daß ihn die Kameraden zn jeglicher Art von Spott benutzten, konnte er oft stundenlaug so dasitzen, ohne sich zu rühren, — wie ein zu großes, gutnmthiges Thier, das längst mit sich selbst und mit Anderen darüber einig geworden war, daß es in allen Dingen als Unmöglichkeit auf die Welt gekommen ist.
Heber diesen Punkt hatte denn auch wirklich unter Allen eine rührende Einigkeit geherrscht, ungefähr von dein Augenblick an, als der kleine Thorkild zum ersten Mal seine großen, wasserblauen Augen im Schlafzimmer der Mutter öffnete.
Und die Ansichten hatten sich nicht verändert, als nach und nach die unbeholfenen Glieder sich entwickelten und der Körper sich reckte.
Verwandte wie Freunde konnten nicht laut genug versichern, daß er eine Unmöglichkeit war und blieb. Und seine arme, kleine, bekümmerte und verwirrte Mutter konnte ihn während seines Heranwachsens nicht oft genug vornehmen, um ihm zu verkünden, wie geringe Hoffnungen er sich für's Leben zu machen habe, wie wenig er erwarten dürfe, und wie man mit Geduld und Demuth das Joch tragen müsse, das Gott Einem auf die Schultern gelegt hatte.
Thorkild erblickte das Licht der Welt in einer kleinen jütischen Prouinz- stadt, wo sein Vater, der Adjunct war, kurz nach der Geburt des Knaben starb, Mutter und Kind in sehr bedrängten Verhältnissen zurücklassend.
Auf Kosteu eines wohlhabenden Verwandten und unter dessen strenger Aufsicht wurde er in seinem zehnten Jahr in die Lateinschule geschickt, lim gemäß dem Wunsch, de» der Vater noch auf seinem Todtenbette eindring- lich wiederholt hatte, und den zu erfüllen die Hinterbliebenen verpflichtet zu seiu glaubten, für den studirten Stand vorbereitet zu werden.
Das waren lange und qualvolle Jahre für das unglückliche Kind.
Mehr als ein Mal war man voller Verzweiflung nahe daran, den Versuch aufzugeben. Als er aber endlich in seinem zwanzigsten Jahr nach den unglaublichsten Anstrengungen und auch da nur durch einen reinen Glücks- zufall sein Abiturientenexamen bestand, ließ die Familie ihn augenblicklich als grünländischen Pfarrer einschreiben, indem man der armen, schwachen, eingeschüchterten Mutter begreiflich machte, daß dies der einzig denkbare Ausweg sei.
Thorkild selber erhob keinen Widerspruch, sondern nahm diese Be- stimmung mit derselben Gleichgiltigkeit hin, mit der er sich von Kindes- beinen daran gewöhnt hatte, sich ohne Einwand in Alles zn finden.
Und als es ihm erst recht klar geworden war, wo man ihn eigentlich angebracht hatte, wo fortan sein Platz war, da folgte er vom selben Tage an getreulich allen „Grönländern" auf den Fersen, sowohl in die dunklen

Schlupfwinkel als in die Hinterstuben der Kellerwirthschaften, ohne darüber nachzudenken, daß es möglicherweise anders sein könnte.
Vier Jahre hindurch lebte er so, ohne eigentlich bei irgend einer Gelegenheit aus dem Zustand des Stumpfsinnes zu erwachen, in den er mehr und mehr verfiel. Ein wilder, röthlicher Bart entsproßt« allmählich seinem großen, sommersprossigen Gesicht, während die plumpen Glieder und der schwerfällige Körper bis in das Lächerlich-Unförmliche wuchsen schon damals nannten seine Kameraden ihn den Bären. Und wirklich erinnerte er, wenn er so zwischen ihnen saß, in sein stumpfsinniges Brüten versunken, die großen rothen Fäuste vor dem Munde und den dichtbehaarten, brandrothen Kopf auf die Brust herabgebeugt, — wirklich erinnerte er dann an einen mächtigen, gezähmten Bären, vor dessen stumpf starrenden Augen hin und wieder nebelhafte Traumgestalten, unklare Bilder aus den Wäldern der Heimat, aus den Mooren, den weitgestreckten Wiesen vorüberglitten.
Da aber geschah es, daß ein ganz ungewöhnlich strenger Winter einige von den dänischen Pfarrern im nördlichsten Grünland dahinraffte. Uno als Thorkild eines Nachts auf seine leere Dachkammer heimkehrte, fand er daher — weit früher, als er es erwartet hatte — beim Scheine des Talglichts seinen „blauen Brief" auf dem Tische liegen.
Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er die Kniee unter sich schwanken fühlte. Drei Mal las er das Schreiben von Anfang bis zn Ende durch, ehe er es vollkommen erfaßt hatte. Dann sank er auf den Rand seines Bettes nieder, den Brief krampfhaft in den Händen haltend, in tiefe Gedanken versunken.
Wie er so dasaß, ging ihn: plötzlich ein Gedanke in seinem Gehirn auf — eine Idee, deren Spitzfindigkeit ihn selber überraschte, während er sich gleichzeitig fragte, weshalb wohl noch kein Anderer sie vor ihm gehabt hatte. Es wurde ihm nämlich klar, daß man ihn ja unmöglich zum Pfarrer machen könne. Er wußte ganz genau, daß er jeglicher theologischer Weisheit ermangelte. Er hatte während all' dieser Jahre nicht ein einziges Buch geöffnet, und seit jenen« mißglückten Versuch, sich iu eine Vorlesung einzuschleichen, hatte er die Mauern der Universität kaum gesehen. Er war völlig „bar". Und nun rechnete er aus, daß, falls er beim schriftlichen Gramen alle seine Aufgaben unbeantwortet ablieferte, und bei der mündlichen Prüfung keinen Ton von sich gab, man ihm unmöglich ein Zeugniß geben konnte und folglich genöthigt sein würde, ihn wenigstens vorläufig in der Heimat zu behalten.
Während des ganzen Monats, der ihm von der Facultät als Frist zugestanden war, sann er nuu über das Zustaudebringen dieses Planes nach, ohne ihn aber irgend einem seiner Kameraden anzuvertrauen. Und als die Zeit kam, befolgte er ihn gewissenhaft ohne Zaudern.
Es entstand ein tüchtiges Gelächter rings umher in den Studenten-

kneipen, als man von dein grönländischen Bären erzählte, daß er alle seine
schriftlichen Aufgaben „eisblank" abgeliefert habe.
Aber Thorkild hatte hier die Rechnung ohne seine hohen Vorgesetzten
gemacht.
Auf eine Vorfrage bei diesen von der Facultät lief nämlich unter der
Hand die Antwort ein, das; der Candidat nothwendigerweise und unter
allen Umständen sein Eramen bestehen müsse und zwar rechtzeitig genug,
um als ordinirter Geistlicher mit dem nächsten Schiff nach den Colonieen
abgehen zu können.
Und so wurde denn die Komödie möglich gemacht, die noch nach vielen
Jahren als Enge in der theologischen Facultät leben sollte.
Vor einem bis auf den letzten Platz gefüllten Auditorium von jungen
und älteren Pfarramtscandidaten, die zusammengeströmt waren, um dieser
Vorstellung beizuwohnen, mußte der arme Thorkild durch alle theologischen
Fächer Spießruthen laufen, Fächer, die er zum Theil nicht einmal dem
Namen nach kannte.
Die Hände schwerfällig auf feine Kniee gestützt, die Augen starr auf
den Fußbodeu gerichtet, lächerlich schon allein in seinem geliehenen schwarzen
Tüchanzug, der an den Händen und Füßen viel zu kurz war, saß er
regungslos auf seinein Stuhl da und sah aus, als habe er nur einen
einzigen Wuusch: nämlich, daß die Erde sich unter ihm öffnen und ihn für
immer verschlingen möge. Es sah zeitenweise ganz ungemüthlich aus.
Die Professoren wandten und drehten sich gleich Würmern — roth und
verzweifelt — sie schüttelten ihn am Rockkragen und schrieen ihn: in's
Ohr hinein, aber nicht eine Silbe kam über seine bleichen, zitternden
Lippen.
Endlich, in dem allerletzten Fach, als der Ernminator — fast unter
dem Jubel des Auditoriums — durch eine Art von Ueberrumvelung aus
ihm herausbrachte, wann „ungefähr" Luther gelebt hatte, nahm die Sache
ein Ende. Und mit seinem vix non couteinn6näu8, seinem Prediger-
schein und den strengsten Ermahnungen des Bischofs, das so traurig Ver-
säumte fleißig uud gewissenhaft nachzuholen, wurde er „umgehend" nach der
nördlichsten Pfarre in der weiten Welt gesandt.
Nicht einmal von der Mutter konnte er mehr Abschied nehmen. —
Tas Schiff lag zur Abreise bereit auf der Nhede, und eines Nachmittags,
Anfang April, lichtete er die Anker.
Niemand war da, um ihm Lebewohl zu sagen — und bald verhüllten
Nacht und Nebel die heimatliche Küste seinen Augen.

III.

Dort, wo das Land ansteigt und die nackten, schwarzen Felsen in
das große mit Eis angefüllte Meer hinaustreten, schmiegt sich ein breiter

Fjordarm ruhig zwischen die wolkenhohen Felsbrüste und dringt bis tief in
das Küstenland hinein.
Die Mündung war weit und geräumig wie ein Sund, voll kleiner,
schneebedeckter Inseln und felsiger Scheeren, über denen Taufende von schnee-
weißen Vögeln kreisten und die Luft mit ihrem Geschrei erfüllten. Aber
allmählich, tiefer in's Land hinein, wurde die Mündung schmäler, die hohen,
nackten, steilen Felswände, die dort dicht neben einander standen, in grauer,
schweigender, trostloser Verlassenheit, drängten sie in ihrem gewundenen Bette
mehr und mehr zusammen, — bis sie sich schließlich ganz im Innern auf's
Neue erweiterte und in einem kleinen friedlichen See endete, der den Boden
eines mächtigen Felskessels bedeckte, dessen sanfter abfallende Seiten und
moosgrüne, gelbliche oder mit dem Strauchmerk der wilden Pflaume be-
wachsene Felsschluchten sich in seinen stillen, krystallklaren Wassern spiegelten.
Es konnte wohl hin und wieder während des kurzen Sommers ge-
schehen — besonders in stürmischen Zeiten —, daß ein Walsischfänger
seinen Weg hierher zwischen die Felsen fand und mit seinen klirrenden
Ankerketten und seinen Menschenstimmen das Echo erweckte, — oder daß sich
einer von den Walfischen des Oceans zwischen die Scheeren verirrte und
im Zorn das Wasser aufpeitschte, bis er mit Zischen und Lärmen wieder
entkam.
Sonst aber lag die Stille tief und schlummernd zwischen den ruhigen
Felsen, Tag und Nacht, ohne unterbrochen zu werden, nur gleichsam
in Musik gesetzt vou den summenden Mückenschwärmen der Mitternachts-
sonne, die dort draußen über dem goldfarbigen Wasser gleich schwarzen,
wallenden Schleiern standen, durch die der Sonnenstaub langsam hindurch-
sickerte.
Hin und wieder erklang aus der Tiefe heraus ein schwaches, plätscherndes
Geräusch, ein schwarzer, blanker Rücken schnellte in die Höhe und verschwand
wieder. Breite, rundliche Schnauzen guckten hie und da aus dem Wasser
auf, um Luft zu schnappen und lautlos wieder unterzutauchen.
Unten am Fuße des Felsens kam der blaugraue Fuchs mit langsamen,
schläfrigen Schritten daher geschlichen. Auf einem Felsabsah machte er
Halt, schaute sich gleichgiltig um, schüttelte den Pelz und schlich weiter. Eine
Strecke lang verfolgte er das Ufer des Sees, wo kleine, vielfarbige Kiesel-
steine auf dem Grunde des klaren Wassers schimmerten, schnappte träge
nach einer Mücke, gähnte, wobei sein rother Nachen sichtbar wurde und
begann endlich, mit seiner spitzen Schnauze zwischen einen« Haufen abge-
nagter Knochen zu wühlen, die am Eingang einer verlassenen, halb zu-
sammengesunkenen Höhle von Moostorf und Steinen lagen, in deren Küble
er schließlich verschwand.
Aber rings um den See herum, an den Felsabhängen zerstreut lag
eine ganz kleine Stadt von solchen zusmnmengesnnkenen Erdhöhleu — die
kümmerlichen Winterwohnnngen der Eingeborenen —, die sie bei dem

ersten Schimmer von Sonne und Frühling in geschäftiger Eile verließen,
um sich auf die fröhliche Nennthierjagd drinnen auf der großen Hochebene
unter dem Inlandseis zu begeben.
Auch eine Art von einfacher Steinkirche stand hier, sie war an der
Felswand aufgebaut und trug ein schlichtes hölzernes Kreuz über dem
Eingange. Und oben auf dein Felsabhang in: Schutz von ein paar großen,
mit gelblichen Flechten bekleideten Felsblöcken hing eine rothangestrichene
Äretterhütte mit weißen Fensterrahmen, einem Bretterdach und einem um-
zäunten Hof für die Hunde.
Aber auch diese Hütte war jetzt verlassen. Nur der Fuchs schlich hin
und wieder zur Abendzeit hier herauf, seinen Pelz voller Mücken, und
machte sich träge daran, sich gegen die Eckpfosten zu scheuern.
Wenn aber die lauge Winternacht herannahte und der Schnee sich
dicht über das Land zu legen begann, erwachte ein reges Leben in dem
Felskessel. Von Osten und Süden her kamen kleine, in Fell gekleidete
Gestalten die Vergabhänge hinab mit Hundekoppeln und schwer beladenen
Schlitten, einander aus der Ferne durch die dicke Schneeluft zuwinkend
und zurufend. Einige sausten ans Schneeschuhen in fliegender Fahrt die
Abhänge hinunter.
Gleichzeitig kamen Andere von Westen her in ihren großen gelben Fell-
booten und kleinen Kajaks über den Fjord gerudert, — zwei, drei
Familien zusammen, schwatzend, zankend, lachend, unförmlich und unbehilflich
in all' ihrem steifen Pelzwerk an den Nudern saßen Frauen-
zimmer, gelbbraun und schwarzäugig, einige mit Säuglingen auf den:
Nucken und alle Vöte voller Pelzbündel, Speck, Klumpen blutigen
Seehundsfleisches, wilder Vögel, stinkender Häute und großer aufgeblasener
Nennthiermagen mit Mehl, Grütze und Erbsen gefüllt, die sie sich auf den
südlich gelegenen Handelsplätzen eingetauscht hatten.
lider Tag führte der Colonie neue Familien zu. Es entstand ein
Leben um den See herum von diesen kleinen, geschäftigen pelzgekleideten
Gestalten, die noch halb berauscht waren von der sommerlichen Sonne und
der wilden Jagd oben auf dem Hochlandseise. Die Winterwohnung muhte
geordnet. Steine nnd Moos gesammelt, die frische» Häute ausgebreitet und
über den Felsen getrocknet werden. Oben in den Felsspalten auf ent-
legenen Stellen wurde der Wintervorrath unter Steinhaufen niedergelegt
und sorglich mit Häuten und Schnee zugedeckt. Nnd drinnen im Dunkel
der Höhlen watschelten die alten, gebeugten, kahlköpfigen Frauen um die
ausgebreiteten Felle und Schlafpritschen herum, füllten Turan in die Wand-
lampen und hängten den großen, schwarzen Kochtopf darüber unter die
niedrige, tropfende Decke der Höhle.
Und während alledem sank die Sonne mit jedem Tage tiefer und
tiefer unter den Horizont, und die Finsternis; glitt von Norden her mit
dichtem, kaltem Schneefall und schneidende» Eiswinden herein.

Aber selbst in der monatelangeil Finsternis; dieser Winternacht, Ivenn
das Land unter den klafterhohen Schneeschanzen begraben lag und das
Meer voller dicht aufeinander gepackter Eisschollen finster dastand, lebte
man, wenn auch armselig, hier oben unter dein Schnee — — — hie
und da fiel ein schwacher röthlicher Schein durch das aus einer Blase be-
stehende Fenster einer Höhle über die weiße, schweigsame Decke, die sich
über einem solchen Fleck wegen des darunter befindlichen erwärmten
Raumes ein wenig zu senken pflegte. Hin und wieder kam ein Pelzbündel
auf allen Vieren aus dem langen, niedrigen, steinumfriedigten Gang gekrochen,
der aus der Höhle in's Freie führte. Und immer gingen die großen,
mageren Hunde suchend umher und heulten klagend in den bitterkalten
Nächten.
Draußen auf dem Fjord, von Frostnebeln verhüllt, hielten steifgefrorene
Fänger bei den Luftlöchern der Seehunde Wacht, — unbeweglich, stunden-
lang, die Harpune in der rechten Hand, nur hie und da vorsichtig den einen
Fuß erhebend, um nicht am Eise festzufrieren. Andere zogen mit Pfeil
und Bogen in die Scheeren hinaus, immer weiter und dreister, je mehr
der Wintervorrath auf die Neige ging und der Frost alle Sunde verschloß.
Aber wenn auch der Hunger und die Noth dort oben um diese Zeit
oft groß war, so kam man doch nur selten dabei um's Leben; kaum daß
man über das unfreundliche Schicksal murrte. Selbst wenn das letzte
Stück gefrorenen Speckes verzehrt und die Thranlampe unter der Decke
aus Mangel an Nahrung erloschen war, rollte man sich im Dunkel über
der Steinpritsche nur fester zusammen, schweigend den wilden Winden
lauschend, die über die Höhle hinsausten, geduldig uud gottergeben der
Stunde harrend, da der Schnee auf dem Gipfel sich zum ersten Mal mit
dem rosigen Goldschimmer färbte, der verkündete, daß die Sonne, — die
Sonne! im Anmarsch begriffen war.
Da kamen sie herausgekrochen — große und kleine Pelzbündel — aus
allen Höhlen um den See herum, erhoben sich auf den schwankenden
Knieen, streckten die Anne aus und starrten mit den matten, verhungerten
Augen zu diesem fremden Licht empor, das gleichsam auf den Felsenkämmen
spielte. Selbst alte Krüppel, sowie die, welche der Hunger so erschöpft
hatte, daß sie nicht mehr auf den Beinen stehen konnten, mußten in's
Freie getragen werden, damit sie sich überzeugen konnten, daß es wirklich
wahr war, damit sie sehen konnten, wie der Lichtschimmer sich nun von Tag
zu Tage weiter an den Felswänden hinabschlich.
Und wenn dann schließlich ein schmaler, rothglühender Rand plötzlich
über den blauenden Felsenkamm im Süden herüberguckte und die große,
blutrothe Kugel der Sonne sich ruhig in die strahlenklare Luft erhob, —
dann wollte die Glückseligkeit kein Ende nehmen.
Große Freudenthränen rannen an den ausgehöhlten Wangen herab.
Man rief und klatschte in die Hände, hüpfte ganz wild vor Freude auf

den steifen Gliedern herum und fiel einander vor lauter Rührung um den Hals. Mütter hielten ihre Kinder auf den Armen empor, während sie in wildem Entzücken fchrieen und die Kinder ihre kleinen mageren Hände der großen Wärmespenderin entgegenstreckten und mit ihren fchwachen Stimmchen in den allgeineinen Halleluja-Ruf einfielen:

Sekinek! Sekinek!

Und mit jedem Tage stieg die blutige Kugel höher au dein blaueu Himmel emvor, lebensvolle Farbe und Glut!) über Meer und Erde verbreitend, während der Schnee fchmolz nnd in wilden, schäumenden Strömen die Felsabhänge hinabstürzte.

Und als das helle Gestirn sie endlich garnicht mehr verließ und Alles ein einziger, strahlender, sonnigzitternder Tag wurde, da begann ein Keimen und Sprossen in den kahlen Felsspalten nnd Klüften, junges, glänzendes Moos, rüthliche Flechten drängten sich hervor, klammerten sich fest nnd bedeckten gleich einein festlich prangenden Blumenteppich Höhen nnd Thäler. Wilde Krähenbeeren und Preißelbeeren guckten zwischen dem winzig kleinen Blattwerk zollhohen Weidengesträuchs empor, — und dazn dies furchtbare, gleichsam unterirdische Getöse rings umher von der Küste, Schuß ans Schuß — dort, wo sich die Eisberge vom Lande ablösten und ihren Curs über das blaue, entfesselte Meer nahmen.

Ruhig und majestätisch glitten diese »nächtigen Segler des Polarmeeres unter dem weinfarbenen Himmel dahin — Märchenschlösser — schwimmende Krnstallvaläste mit Zinnen, Kuppeln nnd Thürmen, sonnenroth, azurblau oder tropfend von Blut und Gold.

IV.

Ein ungewöhnliches Leben nnd Treiben machte sich an der See bemerkbar. Geschäftig liefen die Leute am Ufer hin und her, aus ihren Höhlen die Ueberreste von Häuten, Fellen und zusammengenähten Därmen hervorziehend, die sie im Laufe des Winters nicht verzehrt hatten, ihre Fanggeräthschaften nnd ihr Küchengeschirr sammelnd nnd Alles in die kajakfürmigen Hundeschlitten packend oder in die großen, gelben Frauenböte, die in einer Reihe nebeneinanderstanden.

Die Wintercolonie war im Aufbruch begriffen.

Jetzt, wo die Sonne endlich erschienen war, beeilte man sich, zu der frühlichen Nennthierjagd auf den weiten unter dem Inlandseise gelegenen Hochebenen zu gelangen. Einzelne Höhlen waren bereits leer, die Bewohner waren in die Berge gezogen. Und die Zurückgebliebenen hatten keinen anderen Gedanken, als sich so schnell wie möglich fertig zu machen und ihnen zu folgen.

^ben auf einem Felsabhang, auf einer Bank vor der Thür der kleinen Balkenhütte saß Tborkild.

Er saß — seiner Gewohnheit gemäß — das Kinn in der Hand
ruhend, den Ellenbogen auf die Knie gestützt da, aufmerksam das geschäftige
Treiben unten an der See verfolgend: die Schlitten, die beladen und ge-
schnürt wurden, die Hunde, die man koppelte, die Kranken und Schwachen,
die herausgetragen und oben auf die Fellbündel gebettet wurden.
Es war ein langer, schwerer Winter für ihn gewesen, — der erste.
Mit dem plötzlichen Drang, zu wirken, alle Kräfte anzuspannen,
der bei ihm hier oben in der kalten, stärkenden Luft erwacht war,
hatte er sich gleich, der Ermahnung des Bischofs folgend, über feine
Vücher hergemacht. Tag aus, Tag ein hatte er in dieser langen Winter-
nacht beim trüben Schein der Thranlampe in seinem einsamen Valken-
stübchen gesessen, die Hände fest gegen den Kopf gepreßt, hatte er pflichtgetreu
nach einander die Schriften gelesen, welche ihm die Missionsgesellschaft
mit auf die Reise gegeben hatte, — eine ganze Kiste voll:
Wie eifrig er sich auch in sein Studium vertiefte, wie gewissenhaft
er sich auch einschloß, so war er doch nicht im Stande, die nagende Un-
ruhe in seinem Innern zu beschwichtigen, — die erwachende Angst vor
etwas Niedrigem, Verächtlichem, das in ihm aufstieg und das die Herr-
fchaft über ihn zu gewinnen drohte.
Er konnte sich dabei ertappen, daß er stundenlang vor seiner Thür
stand und dem wilden Iagdgeheul lauschte, das die Eingeborenen bei den
Seehundsmördereien draußen auf dem Eise oder bei den rasenden Ver-
folgungen eines angeschossenen Bären ausstießen, — er lauschte mit einer
Leidenschaft, die seiner armen Mutter schon in seinen Knabenjahren so viel
Kummer verursacht und den Abscheu seiner Verwandten über sein Haupt
heraufbeschworen hatte.
Vor nicht so gar vielen Tagen war er eines Morgens in Gedanken
versunken an einer entlegenen Stelle draußen am Meeresufer auf und ab-
gegangen. Plötzlich gewahrte er einen großen Seehund, der, sich behaglich
schaukelnd, nahe am Strande hinter einer sonnenbeschienenen Eisscholle im
Wasser lag, und von einem unwiderstehlichen Drang ergriffen, warf er
sich, ehe er gesehen war, blitzschnell zur Erde, kroch lautlos hinter einen
Felsblock, der ganz in der Nähe in's Wasser hinausragte, und begann nun
mit einem Stein auf dem Uferrande zn kratzen und dabei leise und sanft
zu flöten, wie er es von den Eingeborenen gesehen und gehört hatte. —
Und wirtlich, der Seehund lanschte nnd schnnte gleichsam verwundert um
sich, worauf er langsam untertanchte. Nach einer Weile aber zeigte er
wieder seinen großen, runden, lauschenden Kopf auf dein Wasserspiegel,
dies Mal näher nach den: Lande zu. Thorkild hatte sich indessen nicht
gerührt. Sein Herz pochte ibm heftig in der Brust; er war ganz bleich
vor Spannung, als er jetzt abermals — und zwar ganz schwach — an-
fing, mit dem Stein zu kratzen und mit den Lippen die weichen, lang-
gezogenen Locktöne hervorzubringen. Das Thier steckte seine breite, borstige

Schnauze in die Luft, sperrte die Nasenlöcher auf und verschwand auf's
Neue. Als es dann aber zum dritten Mal auftauchte und nun ganz dicht
neben Thorkild war, da schleuderte dieser in: selben Augenblick mit aller Gewalt
einen faustgroßen, scharfkantigen Stein gerade nach seinen« Kopf und fprang
dann mit einem Aufschrei in die Höhe. Der Stein hatte das Thier in
die Mitte des Schädels getroffen, es war augenblicklich untergetaucht. Als
sich aber das Wasser unmittelbar darauf roth färbte, durchzuckte ihn ein
Schaudern. Er schämte sich seiner selbst, und mit einer verzweifelten Er-
tenntniß seiner eigenen Gemeinheit nnd seiner unglücklichen Natnr ging
er heim, verriegelte seine Thür und begrub sich wieder unter seinen Büchern.
Aber selbst hier zwischen den kahlen vier Wänden konnte er seine Ge-
danken nicht bei den Büchern festhalten, wie sehr er sich auch bemühte, sie
seinem Willen unterzuordnen. Bei dem geringsten Laut, der von der See
her zu ihn« heraufdrang, erhob er lauschend sein buschiges Haupt, und ehe
er es selber ahnte, hatte er sich in Nermuthungen vertieft, woher der Laut
wohl herrühren könne, — ob von den vom Fang heimkehrenden Kajaks
oder von den Lenten, welche die Seehunde unten am Strande zerlegten, oder
von der Jugend, die im Mondschein vor den Höhlen den Pingasnt tanzte?
Vernahm er aber den bekannten Ruf der Kajakmänner, die sich mit reicher
Beute dem Lande näherten, dann war es ihm nicht mehr möglich, sich
länger zn halten; er mußte sehen, was es gab, was sie heimbrachten.
Oft mußte er in dieser Zeit an seinen Großvater väterlicherseits denken,
den er niemals gesehen, von dem aber ein altes Dienstmädchen seiner Mutter,
die ihn genau gekannt, ihm als Kind manch' abenteuerliche Geschichte er-
zählt hatte.
Aus diesen Erzählungen hatte er sich damals die Vorstellung gebildet,
daß sein Großvater eine Art Wilddieb gewesen sei, der als halber Wilder
in den großen Wäldern, die Thorkilds Baterstadt umgaben, gehaust hatte,
ein Niesenkerl mit struppigem, rothein Bart, eiu Raufbold, ein Trunkenbold,
der seiner Familie viel Kummer bereitete.
Das Letztere schloß er aus dein Umstände, daß seine Mitter seiner
niemals mit einem Worte erwähnte. Nur ein einziges Mal hatte er sie
seinen Namen nennen hören, nämlich in einem ihrer bekümmertsten Äugen-
blicke, als ihr die Aeußeruug entfahren war, daß er — Thorkild — ihm
gleiche. Und er erinnerte sich noch ganz deutlich, welch' einen sonderbar
überwältigenden Eindruck dies damals auf ihn gemacht hatte.
Und gerade um diesen Punkt drehten sich seine Gedanken jetzt wieder,
während er hier auf der Bank saß, den Kopf in die Hand gestützt, auf
das geschäftige Treiben dort unten an der See hinabstarrend: die Schlitten,
die beladen, die Bündel, die geschnürt, die Hunde, die gekoppelt wurden —
— uicht das Geringste entging seinem wachsamen Auge; er sing den
leisesten Laut auf, der durch die stille Luft zu ihn: heraufdrang, ver-
folgte mit steigender Spannung jede Gruppe, jede Familie, die ihre Zu-

rüstungen beendete und schwatzend, zankend oder lachend den Felsabhang hincmftrabbelte. Keinen Augenblick verlor er sie aus dein Gesicht, sondern verfolgte sie Schritt für Schritt auf ihrer beschwerlichen, ermüdenden Wanderung bergauf über Felsblöcke und steile, moosbewachsene Bergwände, bis sie schließlich als kleine, dunkle Punkte hinter dem Gebirgskamm verschwanden.

Aber auch dann noch blieb er lange regungslos sitzen, den Blick unverwandt auf denselben Fleck gerichtet, als habe sich der Berg vor seinem Auge geöffnet, als fähe er jenseits der Bergeszinnen die fröhliche Rennthierjagd auf den weiten, üppigen Hochebenen, — die Zelte, die unter den Abhängen errichtet waren, mit ihren langen Holzstangen und dein hübschen Darmfellteppich vor dem Eingang; die großen, qualmenden Thranfeuer, um die braune Frauen unter freiem Himmel lagerten, das fliehende Nennthier mit seinen Kälbern, das Hundegekläff, das Halloh, das Geschrei und die Sonne, die über dem weichen, glänzenden Moos zitterte.

Hastig senkte er den Blick, barg das Antlitz in den großen, sommersprossigen Händen und saß lange unbeweglich da.

Plötzlich erhob er den Kopf. Unten, vom Pfade her, der vom Felsrande entlang zu seiner Wohnung führte, erklangen Schritte und Menschenstimmen, die näher und näher kamen.

Gleich darauf tauchten auch zwei fellbekleidete Gestalten auf, — eine männliche und eine weibliche, — in denen Thortild sofort den alten Ephraim und seine Tochter Nebekta erkannte, — „die Sonne" nannte man sie wegen ihres sanften Blicks. Er wußte auch, daß sie kamen, um Abschied von ihm zu nehmen; er hatte die Hnnde in freudiger Erwartung unten am Strande bellen hören.

Ephraim war ein kleines, dicknackiges Männchen mit kurzeu Beinen, kleinen, runden Armen und einem länglichen, sehr dunklen Gesicht, in welche»» ein paar ungewöhnlich ausdrucksvolle Augenbrauen und zwei Reihen glänzend weißer Zähne die einzigen Zierden waren.

Die Augen selber erschienen nnr als zwei schmale, ein wenig schiefe Striche ganz oben unter den Brauen, und die Nase war so flach und unentwickelt, daß sie wie ein kleiner, zufälliger Hautlappen zwischen den Backenknochen aussah.

Er hatte seiner Zeit zu den verwegensten Fängern der Colonie gehört und zählte jetzt zu den nüchternsten, zuverlässigsten Familienversorgern. Aber die letzten strengen Winter, in denen er sich zuweilen — wie freilich die meisten Anderen anch — von unter dem Schnee hercmsgegrabenem Dann und alten Abfällen hatte ernähren müssen, waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen, er sah schwach und leidend aus. Außerdem hatte er in diesem Winter zwei seiner besten Hnnde verloren, die verhungert waren.

Bon Alledem stattete er Thorkild einen sehr ausführlichen Bericht ab, indem er unbeweglich vor ihm stehen blieb, die Hände über dem Magen gefaltet.

die buschigen Brauen gleichsam mechanisch hebend und senkend, ohne dabei die Augen zu öffnen.
Thorkild verstand kaum die Hälfte von dein, was ihm der Alte in seiner eigenthümlichen Mischsprache erzählte. Er starrte unverwandt zu Boden, als sei er befangen, und nickte nur hin und wieder zerstreut und gedankenschwer.
Indessen stand auch Nebekka ein wenig verlegen in geringer Entfernung da, neugierig und verstohlen zu diesem sonderbar scheuen, schweigsanten Prediger hinüberschielcnd, aus dein Niemand so recht klug zu werden ver- mochte. Sie selber war ein kleines, munteres, rundliches Mädchen von achtzehn Jahren, über sie schien die Noth und das Elend des Winters spurlos dahingegangen zu sein. Sie hatte eine hellere Hautfarbe als der Bater, eine fchön geformte Stirn, glänzend weihe Zähne hinter dicken, rothen, lebenslustigen Lippen und kleine, dunkelbraune Augen, die fchelmisch und verständig unter den langen, groben Wimpern hervorlugten. Sie trug eine Kleidung aus rothgefärbtem Fell, die ihren kurzen, starken zusammen- gedrängten Körper eng umschloß. Ihr struppiges, blauschwarzes Haar war stramm aufgebunden und mit buntfarbigem Seidenband umwunden. An den Füßen trug sie ein Paar funkelnagelneue mit Weiß gestickte „Kamikter", auf die sie offenbar die Aufmerksamkeit des Pfarrers für ihr Leben gern gelenkt hätte.
Allein Anscheine nach hatte sie sich ganz kürzlich gewaschen, denn der Schinutz saß nicht wie eine dicke gleichmäßige Schicht über dein ganzen Antlitz, sondern war vielmehr in kleinen Klecksen über die vor Gesundheit strotzenden Wangen vertheilt.
Plötzlich unterbrach Thorkild den langen, einförmigen Redefluß des Alten und fragte mit dumpfer Stimme, wann sie zu reisen gedächten.
Ohne einen Uebergang oder eine Veränderung im Ton begann Ephraim, sich mit derselben Weitschweifigkeit über ihre Reiseuorbereitungen und Sommer- pläne zu äußern. Sie gedächten, sagte er, sich mit drei anderen Familien zusmnmenzuthun, die ans je fünf Personen beständen und mit denen sie auch die Winterwohnung getheilt hätten-, in wenigen Stunden wollten sie aufbrechen, um noch vor Abend den Weg über den ersten Berg zurücklegen zu können.
Thorkild war bereits lange wieder in seine Gedanken versunken.
Nach einer Weile begann er abermals — ziemlich leise und ohne den Kopf zu erheben oder von der Erde aufzusehen — ihn nach der Rennthierjagd und dein Leben dort oben auf der Hochebene auszuforschen, und da fragte denn der Alte schließlich geradezu, ob der Herr Pfarrer vielleicht Lust habe, mit ihnen zu ziehen.
Thorkild stutzte nnd blickte hastig auf. Eiu eigenthümlich schenes Lächeln glitt über sein Antlitz.

Ephraim, welcher glaubte, daß er vielleicht in seiner Kühnheit zu weit
gegangen sei, suchte nun seinerseits die eben gemachte Aeußerung in's Scherz-
hafte zu ziehen, und nach einer Weile nahmen sie herzlichen Abschied von
einander, sich gegenseitig ein fröhliches Wiedersehen im Herbst wünschend.
Aber als sie gegangen waren, lehnte sich Thorkild müde zurück und
blickte schmermüthig und «erbittert vor sich hin.
Plötzlich sprang er auf, trat an den Felsrand, hielt seine großen
Hände vor den Mund und rief:
„Ephraim! Ephraim!"
Unten auf dem Pfade wandte die kleine Gestalt sich um und sah.
fragend zu ihm auf.
„?»l»8e! 0i?"
Thorkild war nicht im Stande, sofort zu antworten. Er war sehr
bleich geworden, seine Hände zitterten, seine Zunge wollte ihm nicht mehr
gehorchen.
Als aber am Abend die Leute, die er bestellt hatte, um ihn
nach seiner Nebenpfarre bei dem südwärts gelegenen Handelsörtchen zu rudern,
kamen, um ihn abzuholen, fanden sie zu ihrer Verwunderung das Haus
leer, die Thür verriegelt, die Fenster vernagelt.
Der Pfarrer war mit Ephraim und seiner Sippschaft in's Gebirge
gezogen.
Er war einer der Ersten, die zurückkehrten, als der Schnee fiel, — auf
Schneeschuhen kam er, gefolgt von seinen Hunden, die Felsabhänge hinab-
gefahren.
Aber Alle, die ihn seit dem Winter nicht gesehen hatten, konnten ihn
kaum wiedererkennen, so sehr hatte er sich verändert.
Nicht allein, daß er den Kopf jetzt anfrecht und den Nucken gerade
trug, daß seine Augen Leben uud seine Wangen Farbe erhalten hatten,
— nein, es war wirkich Etwas von der weiten Unendlichkeit der Hochebenen
in seinen Alick, Etwas von dem gellenden Halloh der Jagd in seine mächtige
Stimme gekommen, und seine hastige, springende Nede erinnerte an das
schnellfüßige Nennthier.
Er war ein anderer, ein neugeborener Mensch geworden. Er hatte
es selber von dem ersten Tage an gefühlt, wie sich neue, frische Lebens-
quellen in seinem Innern Vahu gebrochen hatten. Er war noch ganz be-
täubt davon! Er wußte selber nicht, wo er überall gewesen war. Bald
mit der einen Schaar, bald mit der anderen war er allmählich, als er die
Leute und Sprache kennen gelernt hatte, umhergestreift, hatte Theil genommen
an ihrem Lachsfang in den Vergströmen und an ihrer Jagd unter dem
schimmernden Hochlandseis, ja einmal hatte er sich sogar mit Ephraim und

dessen Söhnen dort hinauf ssewagt, um ein Nudel zu verfolgen, dessen Spuren dahin führten. Und als die Leute erst gemerkt hatten, aus was für Holz ihr neuer Pfarrer geschnitzt war, da hatte es nicht gar lauge ge- währt, bis sie ihn als einen der ihren betrachteten.

Er hatte in ihren Fellzelten zwischen Frauen und Kindern geschlafen, ein Bärenfell über sich, ein Vündel Häute unter dein Kopf. Er hatte mit ihnen aus dem gemeinsamen Kessel gegessen: Nennthierschinken, Krähen- beeren in Speck gekocht, Eiderganseier und vor Allem den hochgeschätzten Leckerbissen des Sommers: die großen, gefüllten Rennthiermagen mit ihren: Inhalt von halbverdorrter Pflanzennahrung und Speichel. Dafür hatte er sie gelehrt, mit einer alten Büchse zu schießen, die er aus der Heimat mitgebracht hatte und die ihre grenzenloseste Verwunderung erregte. Und oft, wenn der Tag zur Neige ging und sie müde von der Jagd und satt und schläfrig um das qualmende Thranfeuer lagerten, da hatte er zur Unterhaltung beigetragen, indem er ihnen biblische Geschichten erzählte oder Märchen oder am liebsten wilde Iagdgeschichten, deren er sich aus seinen Kuabenjahren erinnerte, und lauschend, mit weitaufgerissenem Munde hatten sie sich auf die Ellenbogen gestützt.

Und nun blieb er nicht stehen. Jetzt, wo die Fessel abgestreift, wo der Sprung gethan war, schloß er die Augen, verstopfte die Ohren — und ließ sich gleiten.

Noch ehe der Winter den Fjord mit Eis belegt und die Sunde ge- schlossen hatte, wußte er ein Kajak zu lenken, konnte er mit der Harpune zielen nnd sich bis fast an die Schncinze des Seehundes heranschleichen. Mit dem Vogelpfeil lernte er, das Schneehuhn im Fluge durchbohren nnd den Hasen in weiter Entfernung treffen. Die Zeit schwand ihn» im Fluge dahin, er mochte sich auf dem Fang zwischen den Tcheeren befinden oder in seinem mit sechzehn bellenden Hunden bespannten Schlitten über die Berge dahinsausen, um den flieheuden Fuchs zu verfolgen. Oft nnr er des Abends kaum nach Hause gekommen und hatte sich eben unter die Felldecke auf's Bett gelegt, als schon wieder an sein Fenster geklopft wurde.

„Was giebt's?"

„Ein Bär im Fjord, Pfarrer!"

„Heiha! Ein Bär!" — Die Büchse von der Wand, in den Pelz gefahren — und hinaus ging's in die kalte Winternacht.

Er glitt und glitt.

- Es konnte wohl noch zn Zeiten geschehen, ivenn das stürmische Blut für eine Weile sanfter durch seine Adern floß, daß er sich dann selber in's Antlitz schaute und — die Augen niederschlug.

Er konnte dann plötzlich vor sich selber erschrecken, vor seiner eigenen Hand, an der noch das Blut des zuletzt erlegten Seehundes klebte, vor seinem ungeschnittenen Bart und dem Klang seiner tiefen Stimme. Dann sah er wieder das Bild seines Großvaters vor sich, so wie er es sich in seiner

Kindheit gebildet hatte, er erinnerte sich des Schweigens, das stets über
dieiem Namen gelegen hatte, und des eigenthümlichen, entsetzten Ausdruckes,
der in die Angen seiner bekümmerten Mutter getreten war, als sie diesen
Mmen wirklich einmal aussprach. Und außer sich vor Selbstverachtung,
vor Neue und Verzweiflung preßte er die Hände zusammen und gelobte,
gegen seine unglückliche Natnr anzukämpfen, er flehte zu Gott um Hilfe, um
Errettung aus seiner 'Noth.
So saß er eines Abends ganz zerknirscht vor seiner Thür, den Kopf
in die Hände gestützt.
Todmüde war er aus den äußersten Tcheereu heimgekehrt, wo das an-
getriebene Aas eines Niesenwals am vorhergehenden Tage gestrandet und jetzt
geborgen war. Die ganze Colonie war auf den Beinen gewesen, denn Jeder
wollte seinen Antheil an der Beute haben. Thorkild hatte mit gewohntem
Eifer an der beschwerlichen Bergung Theil genommen und dann den: Zerlegen
des Riesenthieres wie der Vertheilung vorgestanden. Nachdem er sich vier-
undzwanzig Stunden lang ausschließlich zwischen diesen ungeheuren Stücken
blutigen Fleisches bin und ber bewegt hatte, sah er jetzt überall nur ein
blutiges Noth vor seinen Augen.
Ueber seinein Haupte spannte sich ein tiefblauer, dicht mit klaren,
goldenen Sternen übersäter Himmel aus. Hin und wieder ergoß ein "Nord-
licht seinen rothlichen Schein über die dunkle Wölbung und verschwand
wieder, und draußen im iDsten stieg der Mond langsam über den Gebirgs-
kamm, einen wunderlich milchartige» Schein über den frisch gefallenen
Schnee werfend. Unten vom Strande her, wo die Darm-Fenster über den
Hohlen wie schwache, rothlich glänzende Punkte in all' dem Weiß erschienen,
ertönte Frohsinn und Gesang, veranlaßt durch den nnerwarteten Wohlstand,
in den die ganze Colonie durch diesen reichen Fang plötzlich versetzt worden
mar. Geschäftige Pelzbündel krochen aus und ein, sogar die Hunde beulten
vor Freude.
Plötzlich fühlte Thorkild eine Hand auf seiner Schulter.
Er blickte auf. Dort — in dem vollen Mondlicht stand Nebetta und
lächelte ihm zu. Er erkannte sie nicht sofort. Sie trug einen weißen,
völlig neuen Anorak, der am Halse und am Handgelenk mit schwarzem
Hundefell verbrämt und mit rothen Bändern verziert war. Dazu trug sie
Beinkleider aus buntem Seehundsfell, vorne mit rother Stickerei ausgeschmückt,
rosenfarbene Kamikker und ein golddurchwirttes Haarband vollendeten
den Schmuck.
Er schaute sie an, als erwache er aus einein Traum. Der Mond
schien auf ihre weißen, schönen Zähne uud verlieh ibren Augen einen tiefen,
schillernden, grünlichen Glanz.
„Aber liebste — bist Du es. Nebetta?"
„Ja, ich bin's," lachte sie mit ihrem trockenen, aber herzlichen Gelächter.
Hatte er sie denn nicht kommen boren?

„Aber — aber liebe Kleine! Komm und setze Dich zu mir! Du bist so
fein — so geputzt!"
Nein, nein, bleiben könne sie nicht. Sie solle nur grüßen und sagen,
der Vater habe ein Gericht Fische gefangen, und falls der Herr Pfarrer
Lust habe — die Mutter habe soeben den Kessel über's Feuer gesetzt.
„Was sagst Du da, Kind?" fragte Thorkild noch ganz verwirrt.
„Dein Vater hat Fische für mich gefangen?" ^,
Freilich habe er das gethan, und der Pfarrer solle sich nur ein wenig
beeilen, sie warteten Alle auf ihn — — und sie solle ihn bitten, das
Bibelbuch mitzubringen, denn nach dem Essen mochten sie gern einige Ge-
schichten von der rechten Art hören — am liebsten die uon dem Manne,
der seinen Sohn schlachten und braten sollte, er wisse schon, welche sie meine,
die uwchten sie Alle so gern hören.
„Nein, nein," sagte Thorkild und griff sich plötzlich nach dem Kopf.
„Ich kann heute Abend nicht ich habe keine Zeit — ich muß —"
Aber Nebetka wollte uon keinem Einwand hören. Sie krabbelte selbst
in seine Stube hinein, löschte die Thranlnmpe, die dort über einem auf-
geschlagenen, staubbedeckten Buch brannte, schloß seine Thttr und reichte ihm
darauf die Hand.
Aber nun ereignete sich Etwas, worauf sie nicht gefaßt gewesen war.
Statt ihr zu folgen, zog Thorkild sie plötzlich mit großer Heftigkeit an sich,
zwang sie auf feinen Schooß, beugte sich zu ihr herab und preßte ihr einen,
zwei, drei glühende Küsse unter das eine Ohr.
Sie war anfänglich ganz verwirrt durch diese unvorhergesehene Lieb-
kosung, als sie aber in seinen Armen lag, schaute sie mit einem eigen-
thümlichen, keineswegs beleidigten Vlick zu ihm auf
Unten vor Ephraims Höhle konnte man schon allein aus den vielen,
liefen Fußspuren im Schnee erkennen, daß hier etwas Außergewöhnliches
vor sich ging. Die eisbedeckten Wände des langen, niedrigen Einganges
waren auch ganz blankgeschenert uon den vielen steifen Pelzgewandungen,
die sich im Laufe des Tages hindnrchgezwängt hatten, und wenn man auf
allen Vieren das Ende des Ganges erreichte und die niedrige Thür auf-
stieß, fo fand mau die enge Höhle ganz mit Menschen angefüllt, größten-
theils Mitglieder der drei Familien, welche sie bewohnten. Rings nmher
an den tropfenden Steinwänden lagen sie auf den Pritschen: Männer,
Frauen und Kinder durcheinander — Alle unbekleidet: denn die Hitze und
der Qualm hier drinnen waren unerträglich.
Ein altes, krummbeiniges, fettes, kahlköpfiges Weib, schwarz von Rnß
und Schmutz, mit einem Fellschurz um die Lenden, stand an dem schwarzen
Kessel, der über dem Thranfeuer in der Mitte der Höhle von der Decke
herabhing. Und hinten in einer Ecke saß eine Schaar von Kindern, die
eifrig und stillvergnügt an großen Fleischstücken sogen, deren Saft und Fett
ihnen an den Fingern berabtropfte.

Alan hatte es aufgegeben, langer auf den Pfarrer zu warten, und
konnte nicht begreifen, wo in aller Welt Rebetta geblieben fein mochte.
Ein Jeder hatte mit dm Fingern ein Stück aus dem Kesfel genommen
und saß oder lag nun da, es mit feinem Messer zerschneidend, während die
Hohle von dem Lärmen dieser vielen redseligen, schwatzenden Münder und
dem dichten Dampf erfüllt war, der diesen braunen, erhitzten, vom Feuer
beschienenen Leibern entstieg.
Endlich vernahm man von draußen her ein trabendes Geräusch und
das bekannte, hohle „^hoiho!" des Pfarrers, das er auszustoßen pflegte,
wenn er durch den Eingang kroch. Die Thür wurde aufgestoßen, und mit
lautem Willkommensrufen von den Pritschen her begrüßt, betrat Thortild
die Höhle.
Er warf den Pelz ab, fuhr sich mit der Hand durch das Haar, das
wann und ungekämmt war, und machte sich gleich über den Fifch her, den
die Alte mit ihren fchwarzen Fingern beim Schwan; aus dem Kessel zog.
Er war ungewöhnlich aufgeräumt, redete in Einem fort, lachte und lärmte.
Und als er gegessen hatte und satt war und die Wasserkruken die Runde
machten, erzählte er mit einer solchen Lebhaftigkeit von dem Zauberer, der
neben Jungfrauen in einen Berg einschloß, daß sich sämmtliche Zuhörer
vor Lachen den Bauch halten mußten: dann folgte die Geschichte von dem
Knaben ohne Vater und ohne Mutter, ohne Freunde und Bekannte, —
bis sie schließlich Alle da saßen und weinten, so daß ihnen die großen,
fettigen Thränen über die rundlichen Wangen liefen.
Aber in der dunkelsten Ecke der Höhle saß Nebekka, die sich hinter
Thorkilds Rücken hereingeschlichen hatte, ohne von Jemand bemerkt zu
werden. Dort hockte sie, in eine Felldeöe gehüllt, das halbe Antlitz mit
der Hand bedeckend; nicht eine Secunde verwandte sie den eigenartig
starrenden Blick von Thorkild.
Er glitt und glitt.
Schließlich merkte er es selbst nicht mehr, wie er jeglichen Haltepunkt
unter den Füheu verlor. Die Jahre gingen dahin, nnd die Tage schwanden,
er zählte sie nicht mehr.
Eines schönen Tages uerheirathete er sich sogar, — natürlich mit Nebekka.
Er sah ja freilich, daß ihre Züge regelmäßiger, ihre Augen grüßer
und seelenvoller, der Körper weniger viereckig hätte sein können. Aber er
sah auch ,die kindliche Freude, die aus diesen Augen leuchtete, wenn sie
ihre kurzen Finger durch sein langes, weiches Haar gleiten ließ, die Treue,
mit der sie ihn stets daheim in der kleinen Stube erwartete, mit der sie
nach feinem Kommen ausspähte, wenn er mit dem Schlitten und den
Hunden von seinen langen Fahrten zurückkehrte, die dankbare Sicherheit
endlich, mit der sie sich unter der Felldecke an ihn schmiegte, wenn in den
dunklen Winternächten der Schneesturm über das Haus hinsauste und die
Wände erzittern machte. Er war glücklich.

Und auch Nebekka war glücklich. Und jeden zweiten Sommer entsprang dort oben auf der Rennthierjagd ein kleiner, rundlicher Grönländer ihrem Schooß.
Die Verbindung mit dein Heimatlande hatte er allmählich gänzlich abgebrochen. Er gedachte jetzt mit einem Lächeln der Spannung und Unruhe, mit der er seiner Zeit die jährlich einmal stattfindende Ankunft der Kajakpost erwartet hatte. Nun war ihm Alles daheim fremd geworden, seine Kameraden hatten ihn vergessen, die Verwandten kümmerten sich nicht mehr um ihn, und als endlich ein Jahr auch von der Mutter kein Brief mehr eintraf, statt dessen aber die kurze notarielle Mittheilung von ihrem Tode, da vergaß er schließlich die Heimat ganz.
Hier oben aber lebte er ein langes freudenvolles Leben, das seine Seele mit Dankbarkeit erfüllte. Zwischen diesen armen, genügsamen Menschen lernte er ein Glück kennen, von dem er sich nicht hatte träumen lassen. Hier fand er, während fein Haar ergraute, das Heim, das feiner Kindheit versagt gewesen, die Freuude, nach denen er sich stets gesehnt, die Thätigkeit, die geschätzt wurde und die ihm Liebe eintrug. Er wurde schließlich gleichsam der Vater aller dieser Naturkinder, ihr Rathgeber und Tröster. Und wenn er in der kleinen Steinkirche oder unter freiem Himmel seine Schaaren um sich versammelte und mit der Bibel in der Hand auf seine eigene ungekünstelte Weise uud nach seinen schwachen Kräften den Schleier von den wunderbaren Mthseln des Lebens zu lüften suchte, da leuchteten die Augen dieser Fellgestalten, und ihre Herzen pochten.
— Hier oben wurde Thorkild ein alter Mann.

VI.

Weshalb blieb er denn nicht dort oben? Weshalb kehrte er denn doch schließlich wieder in die Heimat zurück? — Ja, wußte er es denn selber so recht?
Eines Sommers oben bei der Rennthierjagd bemerkte er plötzlich, daß er ansing zu altern. Es war ein ungewöhnlich anhaltender, strenger Winter gewesen. Der Schnee lag bis tief in den Sommer hinein auf den Felfen, und das Eis stand noch im Fjord zusammen gestaut, als sie aufbrachen und in die Berge zogen. Thorkild hatte hin und wieder ein wenig gekränkelt. Und jetzt, wo die Sommerwcirme sich meldete, konnte er nicht so recht Schritt halten mit den Anderen. Er litt zn Zeiten an einer leichten Athemnoth, hatte auch zuweilen ein schwaches Sausen vor den Ohren, das ihn zwang, bei den Zelten zurückzubleiben und sich mit den Frauen und den Kindern zu beschäftigen, während die Schüsse und das muntere Halloh der Anderen über die Ebene dahinschallten.
Das paßte ihm nicht so recht. Er war zeitenweise ein wenig verstimmt, man konnte es ihm nicht so leicht recht machen, und eines Tages,

als Nebekka in die Zeltöffnung trat, sah sie ihn in einiger Entfernung auf
einein Stein sitzen, das Haupt sorgenvoll in die Hand gestützt.
Als sie sich ihm näherte und vorsichtig die Hand auf feine Schulter
legte, zuckte er zusammen und schaute zerstreut auf. Als fie ihn fragte,
weshalb er fo einfam dort säße, erhob er sich und antwortete ausweichend,
— und während der folgenden Tage ging er so merkwürdig still und feierlich
umher, zumeist an entlegenen Stellen, ohne sich nnter die Anderen zu
mischen.
Rebelt« war sehr betrübt, sie konnte nicht begreifen, was feine Ge-
danken fo beschäftigte. Wenn er hin und wieder zn ihr in's Zelt hinein-
kam, beantwortete er ihre bekümmerten Mienen, indem er sie still und sanft
auf die Schulter klopfte, ihren fragenden Augen aber wich er aus.
Schließlich merkten auch die Freuude mit Nekümmerniß, daß etwas
Ungewöhnliches in ihm vorging. Sie fragten ihn, ob er krank fei, und er
erwiderte: Vielleicht!
Aber das war es nicht. Er fehnte sich — — sehnte sich danach,
noch einmal die Glocken seines Heimatstädtchens läuten zu hören.
Was eigentlich die Veranlassung gewesen, wußte er selber nicht; ein
alter bekannter Name, ein zufälliger Gedanke, eine vereinzelte glückliche Er-
innerung vielleicht, die plötzlich den Klang in feiner Seele angeschlagen,
und die sich in diesen leeren wirkungslosen Tagen bei ihm eingenistet hatte,
um nach und nach die unwiderstehliche Gewalt aller dieser Erinnerungen in's
Leben zu rufen, die unter den: rauhen, rastlofen Treiben vieler Jahre
gleichsam erstarrt in seinem Innern gelegen hatten.
Oft, wenn er fo allein dasaß und seinen Blick über diese kahlen Fels-
wände uud trostlosen Bergzinnen schweifen ließ, die ihn nach allen Seiten
hin umgaben, und die sein Fuß nun nicht mehr erreichen konnte, — da
erwachte in ihm die Sehnsucht, noch einmal im Schatten des großen
Waldes seines Heimatlandes zn ruhen, den Duft der Blumen einzusangen,
die Glieder in einer saftigen Kleewiese auszustrecken und die linden Lüfte von
dem reifen Korn über seine Wangen streichen zu fühlen, — oder regungs-
los auf den grünen Hügeln zu liegen, auf der fonnenwarmen Erde, die
Hände unter dem Nacken, dem mnnteren Tirili der Lerche unter dem weiß
bewölkten Himmel lauschend, — über die Teiche mit den rothbeinigen
Störchen dahinzuiehen, über die wogenden Felder mit dem brüllenden Viel»,
über strohgedeckte Dörfer, über weißstäubige Wege, wo Menschen und Fuhr-
werke kamen und gingen: strickende Frauen, den Milcheimer auf dem Kopf,
pfeifende Schnitter, die blinkende Sense über dem Nacken, schwerbeladene
Erntewagen, schaumbedeckte Pferde ja, nur ein einziges Pferd! ei-st
jetzt wurde es ihn: klar, daß er in fast vierzig Jahren kein Pferd gefeben
hatte.
Und wenn ihm dann der Gedanke an seine Mutter kam, an seine
arme, unglückliche, verlassene Mutter, — so stieg in ihm der brennende

Wunsch auf, ihr Grab zu sehen und eine Blume darauf zu pflanzen als
Zeichen seiner kindlichen Liebe, als stille Bitte um Vergebung für alle
Sorgen und allen Kummer, mit dein er ihr kleines, schwaches Herz von
seiner Geburt an erfüllt hatte.
Und schließlich war da vielleicht doch uoch der eine oder der andere
alte Frennd, der sich des Wiedersehens freuen würde und dem er von
seinem ganzen wnnderbaren Leben hier oben erzählen konnte, — Peter
Vrammer, Kristoffer Birch, Anton Hansen, und wie sie Alle hießen! Wie
würden sie sich uerwnndern, wenn er eines schönen Tages in ihre Thür ge-
treten käme und sagte: Wer bin ich? Entsinnt Ihr Euch noch des Bären?
Hier seht Ihr ihn!
Seine Sehnsucht wuchs mit jedem Tage. Lange wollte er es sich
selber nicht eingestehen, er schämte sich seiner.„Weichheit", wie er es nannte.
Aber trotzdem konnte er diese Stimme nicht zum Schweigen bringen. Wenn
er sie eben todt und überwunden glaubte, schlich sie sich wieder über ihn
und nahm ihn gefangen, wie sehr er sich mich dagegen sträubte.
Und als dann Rebekka im Winter plötzlich starb, konnte er nicht länger
widerstehen. Mit der nächsten Sommerpost schrieb er flehentlich an den
Minister, und im folgenden Jahre hielt er seine Ernennung in der Hand.
Es entstand ein großer Kummer und lautes Jammern bei Allen dort
oben in der kleinen Colonie, als sie erfuhren, daß ihr alter Freund und
Vater sie verlassen wollte. Thorkild selber war tief bewegt, er bereute,
was er gethan, sobald er sah, daß es Frucht getragen hatte. Aber jetzt
mnßte es geschehen, es war Gottes Wille gewesen. Beim Abschied weinten
sie Alle, Männer und Frauen, die in trauernden Gruppen am Strande
standen, und Thorkild selber traten große Thränen in die starren Augen,
als er seinen Kindern, die er nun so lange nicht wiedersehen sollte, das
letzte Lebewohl zuwinkte. Erst im nächsten Sommer sollten sie ihm folgen,
wmn er sich in seinem neuen Heim eingerichtet hatte.
Und so geschah es denn, daß „der Bär" eines Tages im
Spätsommer unerwartet gleich einer Bombe zum Entsetzen der sanft
schlummernden Gemeinde von Süby und Sorvad mitten zwischen sie
platzte.

VII.

Man erzählt sich, daß der Bi'chof beinahe daran war, einen seiner
apoplektischeu Anfälle zu bekommen, als diese Riesengestalt mit den großen,
starren Augen, der dicken, bläulichen Mse und einem Bart, der gleich Eis-
zapfen die Brust herabhing, bei ihm eintrat und sich zu erkennen gab.
Es traf sich nun nebenbei so unglücklick, daß dieser kleine, feine
Bischof kein Anderer war, als jener Kristoffer Birch, Thorkild Müllers alter
Heimatsgenosse und Schulkamerad, dessen Bild in der letzten Zeit seines

Exils so häufig in seiner Erinnerung aufgetaucht war. Und da er ihn nun gleich auf den ersten Vlick erkannte, schlug er freudestrahlend seine mächtigen Handflächen zusammen und rief mit einein Verwunderung^. gebeul aus:
„Hol mich der Teufel! Bist Du es, alter Stoffer! Bist Du Bischof geworden? Da soll doch das Donnerwetter dreinschlagen!" Und dabei stimmte er ein so dröhnendes Gelächter an, daß die Wände zitterten.
Wie die Audienz endete, davon schweigt der Bericht. Aber das Gerücht von der Ankunft des fürchterlichen „Eisbären" — wie man ihn sofort taufte, — verbreitete sich gleich einein Lauffeuer über die ganze Harde, deren Pfarrer alle vor Begierde brannten, diesen ihren grönländischen College« näher in Augenschein zu nehmen.
Man ward sich bald darüber einig, daß es platterdings unmöglich war. Bischof und Propst sehten sich sofort in Bewegung, um das Ersehen unter der Hand auf irgend eine Weise wieder gut zu machen und ihn wieder fortzuschicken, ehe ein zu großer Skandal entstand. Am allerersten Tage, als Thorkild in seiner Hundefellmütze und seinen großen Schmierstiefeln von feinem Pfarrhofe durch das Dorf gewandert war, hatten sich sowohl Kinder als Frauen vor ihm in die Häuser geflüchtet, und ein alter Mann, der ihm auf der Landstraße begegnete, wäre vor Entsetzen beinahe um seinen Verstand gekommen, als Thorkild plötzlich vor ihm stehen blieb und ihm seine gewichtige Hand auf die Schulter legte mit den Worten:
„Hier vor Dir, mein bleicher Freund, steht ein alter Eismeerschiffer und Bcirenjäger, der Dinge erlebt und gesehen hat, von denen weder Du, Wtercheu, noch sonst Einer von Euch Allen sammt und sonders sich je hat träumen lassen. Blicke muthig auf! Hier ist kein Grund, zitternd in den Kamikkern dazustehen. Wir Beide werden schon miteinander auskommen, das kaun ich auf Deinem ehrlichen Gesichte lesen."
Thorkild Müller bemerkte ja freilich das Entsetzen, das er rings mn sich her erregte, aber in seiner Her^enseinfalt hielt er es für eine Art Ehrfurcht, für einen natürlichen Nefpeet vor dem Manne, der dies lange, merkwürdige Leben fern von seinem Paterlande geführt hatte. Er war in, Laufe der vierzig Jahre zu sehr an Huldigung wegen seiner persönlichen Vorzüge gewöhnt, um überhaupt auf den Gedanken zu kommen, daß es möglich sei, ihn nicht um seine kräftige Gestalt, seine für sein Alter ungewöhnliche Kraft, seine Abgehärtetheit und seinen stolzen Bart zu beneiden. Und statt sich durch seine völlige Unmöglichkeit gedrückt zu füblen, spazierte er im Gegentheil — und gerade dadurch machte er die Sache so bedenklich — freudig und selbstbewußt mit stolz erhobenem Kopfe umher, suchte alle umliegenden Pfarrböfe beim, wo er uermuthen konnte, alte Bekannte zu treffen, und brachte seine Pevson bei allen möglichen Versammlungen und Zusammenkünften, wo viele Leute herbeigeströmt waren, kühn und nicht

ohne eine gewisse Eitelkeit auf den in die Augen fallendsten Plätzen au, seine Unwissenheit und seine blaue Nase mit einer Ungenirtheit zur Schau stellend, die selbst den Schulmeistern ein Aergerniß war.

Es verging bald kein Tag, an dem Frau Fama nicht das Eine oder das Andere zu berichten hatte, über das seine Amtsgenossen vor Scham für ihren Stand erröthen »nutzten. So hatte er einmal auf einer großen Bauernhochzeit, zu der er in seiner Eigenschaft als Gemeindepfarrer geladen war, plötzlich seine Äeinkleider in die Höhe gestreift, um seine Waden zu zeigen. Darauf hatte er die Braut, während sie auf ihrem. Stuhl saß, mit steifem Ann bis an die Decke gehoben, sich triumphirend umgeschaut nud die Jugend aufgefordert, es ihm nachzumachen.

Aber bei derselben Gelegenheit, — und es waren gerade die mächtigsten Leute der Gemeinde zugegen — war eine Scene vorgefallen, die nicht ohne Bedeutung für ihn bleiben sollte, indem nämlich der Dorffchulmeister, ein kleiner vertrockneter Familienvater, der ihm vom ersten Tage an Feindschaft geschworen, und dem das reichlich genossene Gute jetzt Muth gemacht hatte, ihm das Unpassende seines Benehmens vorhielt.

Thorkild Müllers einzige Antwort an jenen: Abend hatte darin be- standen, daß er voll ausgelassener Lustigkeit den Schulmeister gleich einem Mühlrad durch die Luft geschwenkt hatte, so daß Kuchen, Aepfel, Cigarren und Zucker in großen Mengen aus deu geräumigen Hintertaschen des Un- glücklichen herausgekollert waren. Dadurch hatte er für dies Mal die Lacher anf seiner Seite gehabt.

Aber trotzdem kam seit jenem Tage in das geheimnißvolle Zucken um seiue laugen, blauen Lippen und in die Art und Weise, wie er von Zeit zu Zeit das eine Ange listig zusammenkniff und die banmwollartigen Brauen plötzlich hob oder senkte, ein gewisses Etwas, welches darauf schließen ließ, daß er anfing zu begreifen und aufmerksam zu werden.

Dann konnte lein Antlitz wohl einen sonderbar tückischen Ausdruck nunehmen — so wie bei einem richtigen Bären, der sich, nachdem er un- erwartet einen Schlag in's Gesicht bekommen und in Folge dessen ein wenig geniest hat, hinterlistig auf die Hinterbeine hebt, während sein guter, freundlicher Bärenuerstnnd bei sich selber denkt: nur nickt so hitzig, ihr lieben Leute! Damit wollen wir schon fertig werden.

Seit dieser Zeit ward es ein wahres Vergnügen für ihn, in der Gegend umher zu streifen und die Leute mit seinein fürchterlichen Gelächter fast um Sinn und Verstand zu bringen, seinen wilden Kopf in jedes zweite Haus zu stecken und die des Weges daher Ziehenden in seiner stürmischen Weise anzureden.

Ohne sich selbst über den Grund klar zu sein, hielt er es mehr und mehr für seiue Aufgabe, den Vuhletlnas (das Schreckbild) der Gegend zu spielen. Namentlich gewährte es ihm ein sich immer steigerndes Vergnügen, ganz unerwartet in irgend einen sittsamen Pfarrbof lnneinzuschueien und

die Damen bei seinein Erscheinen nach allen Seiten auseinanderstieben zu sehen. Die bleiche Wuth seiner lieben Amtsbrüder bei seinem zermalmenden Händedruck, ihr stummer Zorn über seinen derben, collegialischen Zchulterschlag genoß er wie einen Leckerbissen. Und wenn er sich mit seinen säuerlich riechenden Schmierstiefeln mitten in's Zimmer gesetzt und eine tüchtige Priese aus dem Tabaksbeutel genommen hatte, wie Einer, der vorläufig nicht daran denkt, sich vertreiben zu lassen, dann begann er regelmäßig mit seinen abscheuliche» grünländischen Berichten, die, nm einen Ausdruck zu wiederholen, den man gerade dafür angewendet hatte, „einen Schlachter errüthen machen" mußten.

Schließlich saß man auf allen Pfarrhöfen in der Runde buchstäblich den ganzen Winter in einer ewigen Angst vor dem „Bären" da. Wenn es verlautete, daß er „auf Nahrung ausgegangen sei" — wie er es selber geradeheraus bezeichnet hatte, — konnten die Damen förmlich zittern, sobald sie hörten, daß sich Jemand auf der Diele den Schnee abschüttelte. Und mit Angst und Grauen hielten sie sich die Nase zu, wenn sie nur daran dachten, wie es zum Sommer werden sollte, wo er — seiner eigenen Aussage zufolge — alle seine acht Grönländerkinder erwartete!

Die Erbitterung gegen ihn und der Abscheu vor ihm stieg mit jedem Tage. Und als er schließlich bei einem Predigerconuent, zu dem alle Geistlichen der ganzen Harde versammelt waren, plötzlich nach Beschluß der Discnssion sein fürchterliches Antlitz auf der Rednerbühne zeigte und von dort aus seine gewöhnlichen grönländischen Geschichten zu erzählen begann, — in einer Sprache und in einem Ton, daß der Vorsitzende ihm schließlich da« Wort entziehen mußte, — da beschloß man einstimmig, dem Aergerniß jetzt ein Ende zu macheu; es war ganz nothwendig, ernsthafte uud kräftige Verhaltungsmaßregeln zn ergreifen; man konnte diesen unerlaubten Zustand, der ein Schimpf uud eine Schande für den ganzen Stand war, nicht länger dulden.

Die Sache hatte aber einen Haken: Thorkild Müllers Gemeinde hatte ihn allmählich lieb gewonnen.

Als der erste Schrecken sich gelegt hatte, entdeckten sie nämlich, daß, sich hinter diesem merkwürdigen Aeußeren uud diesem sonderbaren Wesen ein Mann verbarg, der sie verstand, wie bisher kein Pfarrer sie verstanden hatte, — ein Mann, dem die Gefühle, die in ihnen sich regten, nicht fremd waren und an den sie sich daher mit ihren kleinen Leiden und großen Sorgen wenden konnten, wie an ihresgleichen.

Er konnte ^u ihnen in die Hütten kommen, als gehöre er mitten unter sie, konnte in aller Gcmiithlichkeit an ihrem Tisch Platz nehmen und seinen Hnnger nach Herzeuslust an ihrer täglichen Kost stillen, konnte einen Schnaps mit ihnen trinken, ohne verlegen zn werden, selbst auf die saftigen Scherze eingehen und sich als Vierter in einer Stnbe befinden, ohne sofort einen Vortrag zu halten oder eine Predigt zu beginnen. Ihre Kranken und

Sterbenden übersättigte er — aus guten Gründen — nicht mit unver-
ständlichen Bibelsprüchen und hochtrabenden Erklärungen, aber er sehte sich
still auf den Rand des Bettes und sprach natürlich und besänftigend mit
ihnen, las ihnen ein Stück aus der Bibel oder ein paar Gesangverse vor
und sorgte im Uebrigen nach besten Kräften dafür, ihre Schmerzen zu lindern
und ihren Sinn leicht und vertrauensvoll zu machen.
„Ihr braucht Euch nicht zn ängstigen," pflegte er bei solchen Ge-
legenheiten zu sagen. „Ihr habt ja nicht so etwas Fürchterliches gethan,
wie? Und wenn Ihr es gethan habt, so bin ich überzeugt, daß Ihr es
jetzt bereut. Der liebe Gott ist wirklich keiu solch alter Murrkopf, der Alles
so genau an die Tafel schreibt. Ihr sollt sehen, er ist gut und freundlich
und wird Euch liebevoll aufnehmen."
Auch konnte es ja — selbst von Thorkilds bittersten Feinden — nicht
geleugnet werden, daß wirklich Leben und Bewegung in die todtcn Massen
der Söbyer Gemeinde gekommen war, die sonst von Alters her unter den
amtsuchenden Pfarrern wegen ihres geringen Sinnes für Alles, was außer-
halb des Bereiches ihres irdischen Wohlergehens lag, arg in Berrnf ge-
standen hatte. Diese Leute, die bis dahin für ihre Seligkeit genug zu thun
glaubten, wenn sie au dem festgesetzten Tage ihren Zehnten an die Kirche
zahlten und an den drei Hauptfesten des Jahres erschienen und opferte»,
auch ihre Kinder znr Taufe und zur Confirination in das Haus des Herrn
geleiteten, — die begannen nun — es ließ sich nicht leugnen — in immer
wachsenden Schaarcn in die Kirchen zu strömen, die früher wege» Mangels
an Zuhörern oft mehrere Sonntage hinter einander geschlossen gewesen
waren.
Und wenn dann Thortild Müller — mit seinem selten ganz sauberen
Priesterkragen — die Kanzel bestieg und gleich auf seine joviale Weise be^
gann: „Guten Tag, meine Freunde! Da habt Ihr mich wieder! Herrliches
Wetter — aber kalt, was? Nn, dann sollte ich Euch heute übrigens
wohl Etwas davon erzählen, wie Jesus zu der Wittwe kam — wie hieß
sie doch gleich? — na, das kann ja auch gleichgültig sein obgleich,
wartet mal! Laßt mich doch einmal nachschlage»: es ist doch am Ende
ganz interessant zn wissen, wie die Dame eigentlich hieß" dann
kam Leben in die vielen wohlgenährten Gesichter, man spitzte die Ohren,
und nicht ein einziger Satz ging ihnen verloren. Zuweilen konnte er im
Laufe der Rede so humoristisch werden, daß die Kirche von Gelächter wider-
hallte. Zu anderen Zeiten aber konnte er selber so ergriffen sein, daß
ihm die hellen Thränen in den Bart hinein fielen.
Schließlich strömten die Leute aus ganz anderen Gemeinden in seine
Kirchen, und man fing an. Gefallen an dieser Art von Gottesdienst zn
finden. Und da kannte die Erbitterung seiner Amtsbrüder keine Grenzen.
Selbst ein zu den Grundtuigianern zählender benachbarter Pfarrer,
der den Nachsichtigen spielte und ihn deswegen mehr als einnml in Schutz

genommen hatte, sing jetzt an, zu der Erkenntnis; zu gelangen, daß dies denn dock zu arg war, daß das Matz jetzt voll sei; jetzt dürfe man keinen Augenblick mehr zögern, sondern müsse allen Ernstes zu Werke gehen, um diesem unerhörten Skandal Einhalt zu thun.

VIII.

Um diese Zeit war es, daß der Gemeinde das kleine Stück Hochehrwürden, Herr N. P. Ruggaard, zuertheilt wurde.

Sein Erscheinen war die Folge eines in sehr freundschaftlicher Form abgefaßten Vefehls des kleinen diplomatischen Bischofs, welcher seine guten Gründe hatte, nicht zu hart gegen einen früheren Kameraden vorzugehen, der sein Iugendleben aus bester Quelle kannte. „Auf Grund der nicht gewöhnlichen Ausdehnung der Pfarre nnd wegen des vorgerückten Alters des Herrn Pfarrers" — hieß es schonend in dem Schreiben, während der Bischof in seinem stillen Sinn und mit einem offenen Blick für Herrn Nuggaards besondere Eigenschaften zuversichtlich dachte: Ein Uebel wird am besten durch ein anderes vertrieben.

Thorkild Müller grübelte lange über diese vielen sorgfältigen Umschreibungen und glatten Redensarten nach, bis ihm allmählich klar wurde, was eigentlich dahinter steckte.

Er begriff, daß feine lieben Amtsbrüder wieder einmal die Finger im Spiel gehabt hatten, und daß sie ihn durch diesen Schritt hinterrücks zu vertreiben gedachten. Als aber der „Meuchelmörder" — wie er ihn sofort benamste — endlich eintraf und Thorkild zum ersten Mal dies kleine, bleiche, bebrillte Individuum aus dein Fuhsack und Neisemautel herauskriechen und sich als seinen Kaplan vorstellen sah, da mußte er aus vollem Halse lachen.

Es kam ihm so urkomisch vor, daß man ihm dies kleine Männchen auf den Hals schickte. Er mußte gleich in das Dorf hinaus und den Freunden von diesem gefährlichen Mörder erzählen!

Indessen begann dieser, sich unangefochten und unverzagt in den oberen Zimmern einzurichten und seiue ganze Wagenladung von Kasten, Kisten und Koffern, die er mit sich führte, auszupacken. Er breitete einen warmen Teppich über den Fußbodeu, hängte eigenhändig neue geblümte Gardinen vor die Fenster, brachte seine vielen, gutgehaltenen Pfeifen in einer Reibe an der Wand nnd eine Lhristusfignr aus Gips über dem Schreibtisch an. In eine Ecke stellte er seinen Tabaksuorrath (zwei ganze Tonnen nnd eine Kiste Eigarren), und über dem Bett befestigte er ein selbstlenchtendes Kreuz mit einer biblischen Inschrift.

Mit besonderer Borliebe verweilte er bei der Ausstellung seiner Bücher, die er eins nach dem andern sorgfältig abstäubte, bevor er sie vorsichtig in dem Bücherbord anbrachte. Es waren größtentheils alte, wertblose Sacken,

die er pfundweise von einem Trödler gekauft hatte, um damit zu füllen,
und als er mit feiner Arbeit fertig war, bedeckten sie auch beinahe eine
ganze Wand, genau so wie in dem Studirzimmer des Bischofs.
Mit einem Bilde des Letzteren in Glas und Nahmen hatte er sich
auch versehen und es über dem Sopha an einem in die Augeu fallenden
Platz zwischen Luther und Melanchthon angebracht.
Ueberhaupt fehlte ihm Nichts; er hatte einen grünen Lampenschirm,
ein kleines Bündel Fidibusse, einen Wachsstock und zwei kleine Blumen-
vasen aus Porzellan, ja sogar einen Spucknapf und eine kleine Decke, unter
die Wasserflasche zu legen, hatte er mitgebracht.
Als endlich Alles an seinem Platz war, hüllte er sich in seinen grauen
Schlafrock, fetzte sich auf einen Stuhl mitten in das Zimmer und ließ den
Blick langsam beschaulich durch das Zimmer schweifen, — wie Jemand,
der der Verwirklichung eines langgehegten Traumes am Ende einer langen,
mühseligen Bahn gegenübersteht, nachdem er es fast aufgegeben hatte, sie
jemals glücklich zurückzulegen.
Kaplan Ruggaard hieß ursprünglich in aller Bescheidenheit Niels Peter
Madsen nnd war der Sohn eines wohlhabenden Bauers aus einer fetten
ostjütischen Gegend. Schau bei der Borbereitung zur Confirnmtiou hatte
der Pfarrer ganz ungewöhnliche Anlassen in ihm zu entdecken vermeint.
Mit dem fünfzehnten Jahre wurde er deswegen auf das Gymnasium
der Provinzstadt ssesandt und hatte hier die erste Beränderunss mit seinem
Namen vorssenommen, indem er ihm den Namen seines Geburtsdorfes,
Ruggaard, hinzufügte. Später hatte er ihn einem Tnuschproceß unter-
worfen, aus Nudgaard-Madseu war erst Madsen-Nndgaard und dann 'Niels
Peter M. Nndgaard oder einfach N. P. M. Nudgaard geworden, bis er
endlich das beschwerliche Madsen völlig bei Seite ließ und nnr den Namen
Ruggaard bewahrte.
Eine ganz entsprechende Verwandlung war gleichzeitig mit seiner Person
vor sich geganssen. Der kleine, rothwangige, vierschrötige Banernjunge mit
den klaren Äugen war allmählich bleich und fett geworden; der große,
runde Kopf war tiefer zwischen die Schultern versunken, und die großen,
farblosen Augen starrten mit einem stechenden Blick nm sich. Nur die
breite Sprache hatte er bewahrt als unvermeidliche Erinnerung an den
Stand, aus dem er hervorgessangen war. Und wie er so zusammenge-
brochen dasaß in seinem grauen Schlafrock, mit dem flachsblonden, ganz
kurz geschnittenein Haar, der großen, runden Brille, der breiten, flachen
Nase und der völlig blutlosen Haut, glich er einem jener bleichen, licht-
scheuen Würmer, die sich überall sofort einfinden, wo die Fäulnis; beginnt,
und die durch ein Mikroskop gesehen Einem mit ein Paar großen, dumme»,
gierigen Hornangen entgegenzustarren scheinen.
Obwohl Kaplan Nuggnnrd von Seiten seiner Borssesetzten nickt das
Allergeringste angedeutet worden war, hatte er doch eine deutlicke Borstellung

von seiner vorläufigen Aufgabe hier in der Gemeinde und von dem, was man von ihm erwartete.
Er sah gleichzeitig ein, daß sich ihm hier eine bequeme Gelegenheit er- öffnete, die Gunst seiner hohen Vorgesetzten zu erwerben und zum Mtzen der Kirche und ihres Ansehens zu wirken-, er hatte schon im Voraus gründ- lich erMgen, wie sich diese beiden Bestrebungen am besten vereinigen ließen und von welcher Teile die Sache am erfolgreichsten in Angriff zu nehmen war.
Er war klug genug, um einzusehen, daß er einer Bevölkerung gegen- über, die schon so tief in die Verblendung versunken war, mit aller Vor- sicht vorzugehen habe, falls es ihm vergönnt sein sollte, ihre Augen zu öffnen und sie auf den reckten Weg zurückzuführen. Deswegen begann er seine Mission auch, indem er sich den einflußreichen Leuten der Gegend als Pastor Müllers wahrer Freund und aufrichtiger Vewunderer vorstellte und gleichzeitig durch seine ländliche Abstammung, seine breite Sprache und sein ungekünsteltes, einfaches Auftreten in Müllers eigenem Stil ihre Herzen zu erobern und ihr Zutraue» zu gewinnen suchte.
Erst ganz allmählich wagte er es, und auch dann erst unter vier Augen uud in den vorsichtigsten Ausdrücken, mit seinen Vorwürfen zu be- ginnen.
Aber die dummen Leute wollten ihn gar nicht verstehen, wenn er so hin und wieder im Laufe des Gesprächs eine kleine Mine springen ließ, indem er durch irgend eine, gleichsam zufällig hingeworfene Bemerkung, ein mitleidvolles Achselzucken oder ein schwermüthiges Kopffchütteln ihre Auf- merksamkeit auf sich zu lenken und sie zum Nachdenken zu veranlassen suchte. Und wenn er dann schließlich in seiner Ungeduld ihnen gerade heraus be- greiflich zu inachen suchte, daß ihr lieber Pastor Müller trotz seiner vielen vortrefflichen Eigenschaften, die er, Kaplan Rnggaard, vollauf zu schätzen wisse, doch leider an einer bedauernswerthen Schwäche, einer sehr traurigen Kräfteabuahme litt, die man ja nicht lärger zu verberge» im Stande sei, — daß er, ganz offen gestanden, den vollen Gebrauch seiner fünf Sinne nicht mehr habe, und daß nur ein großer Irrthum, eine Kette von Mißverständnissen ihn der Gemeinde auf den Hals geschafft habe, — da lächelten die Bauern nur auf ihre verschmitzte Art und Weise nnd meinten, Müller sei gut genug, so wie er wäre, wenigstens wollten sie ihn gar nicht besser haben, im Gegentheil, sie seien dankbar dafür, daß sie gerade ihn bekommen hätten.
Das Aergeruiß, das Tlwrkild Müller den Hochehrwürden rings umher gegeben, hatte durchaus nicht abschreckend auf seine Gemeinde gewirkt, im Gegentheil, sie betrachteten ihn mit stets wachsendem Stolz, je mehr Wider- stand nnd Aufsehen er erregte.
Und als sie die Verfolgung gewahrten, die von Seiten seiner Amts- brüder inmicr offener gegen ihn betrieben wurde, da schlössen sie sich noch

enger, ja beinahe begeistert an ihn an, denn sie fühlten, daß das eine
Sache war, an der auch sie ihren Antheil hatten, und die sie nicht im Stich
lassen dürften. Es mochte kommen, was da wolle, — sie wollten zeigen,
daß sie ihren alten Freund zu schützen vermochten, daß sie durch Dick und
Dünn mit ihm gingen.
Kaplan Nuggaard schäumte vor verbissener Wuth.
Er hatte vermeint, einen leichten Sieg über diesen unwissenden Grön-
länder davonzutragen, der Nichts weiter wußte als seine drei Glaubens-
artikel und auch diese nicht einmal fehlerfrei. Aber die dnmmen Menschen
lachten ihm gerade in's Gesicht, wenn er ihnen von seinen Studien und
seinem Universitätsleben erzählte; sie bezeugten nicht den geringsten Nespect
vor seinen vorzüglich bestandenen Examina und ließen sich nicht durch seine
große Vüchersammlung imponiren, wenn sie ihn ein seltenes Mal mit
ihrem Besuch beehrten.
Schließlich waren sie beinahe so weit gekommen, daß sie ihn, angesteckt
durch Müllers Beispiel, mit Überlegenheit behandelten, ja, sich sogar auf
seine Kosten lustig machten. Sie nannten ihn geradeswegs „Herr Madfen",
nur um ihn zu ärgern. Auch Pastor Müller machte sich ein besonderes
Vergnügen daraus, ihn mit diesem ihm so verhaßten Namen anzureden,
ja bei einer Versammlung, wo viele Leute zugegen waren, hatte er ihn
öffentlich als seinen hochverehrten Vorgesetzten, Herrn Bischof Madsen,
vorgestellt.
Ueberhauvt war Thorkild Müller in letzter Zeit noch weit unbändiger
geworden als früher. Durch den stets wachsenden Anhang der Bauern ge-
stützt, gleichsam neue Kräfte aus jeder Verhöhnung, jedem Widerstand
schöpfend, den er erregte, und mit einem stets klareren Blick für die Art
und Weise des Kampfes, den er — ohne es selber zu wissen — entfesselt
hatte, schritt er in seinem Uebermuth auf der einmal betretenen Bahn
weiter, ohne sich anfechten zu lassen.
Tag für Dag verbreiteten sich die schrecklichsten Gerüchte. Und in
seinem ohnmächtigen Zorn schrieb Kaplan Nuggaard sie allesnmmt ge-
wissenhaft nieder, in der sicheren Zuversicht, daß die Gerechtigkeit und die
heilige Sache doch schließlich den Sieg davontragen mußten.
Bald erzählte man, daß Pastor Müller in das Haus einer berüchtigten
Wittwe draußen auf dein Felde eingekehrt sei, wo er sich mehrere Stunden
aufgehalten habe, — bald, daß er einen ganzen Nachmittag im Kruge
gesessen und Bier und Branntwein mit ein paar versoffenen Holzarbeitern,
dem Schrecken der ganzen Gegend, getrunken habe.
Das Unglück aber wollte, daß die Frau seit jenem Tage einen guten
sittlichen Lebenswandel führte. Und was die beiden Holzarbeiter anbetraf,
so sah man sie eines Sonntags, nicht gar lange nach diesem Vorfall, zum
Erstaunen Aller in der Kirche, wo sie sehr still und andächtig saßen und
der Predigt wie dem Gesänge lauschten.

Einmal wurde Thortild Müller zu einein alten sterbenden Manne
gerufen, dessen Leben nicht gerade sehr exemplarisch gewesen war, und der
namentlich niemals einen Fuß in die Kirche gesetzt hatte, weil er, wie er
selber sagte, „niemals anständiges Zeug gehabt". Er hatte nun den
Pfarrer holen lassen, um sich ein wenig über das Leben nach dein Tode
zu orientiren, und Müller hatte dann angefangen, zu erzählen, was er
selber davon halte.
Als Thorkild geendet hatte, lag der Mann eine Weile da und sann,
dann fragte er:
„Ja, aber — erhalten wir denn dort oben weder Essen noch
Trinken?"
Dies mußte Müller verneinen.
„Und es giebt dort weder Frauen noch Bräute?"
„Nein — im Himmel heirathet man nicht."
„Giebt es denn auch keinen Kautabak?"
Und als Müller auch dies verneinen mußte, wandte der Kranke das
Gesicht der Wand zu, als wollte er sagen, daß er sich aus dem Himmel-
reich Nichts mache.
Müller, der diese Bewegung sah, wurde nachdenklich und starrte lange
zu Boden.
Plötzlich erhob er den Vlick und sagte, es sei Alles Unsinn, was er
vorhin erzählt habe, denn im Himmel bekäme gerade ein Jeder das, was
er sich wünsche. Und um ihm seine Gedanken so recht verständlich zu
machen, setzte er ihn: genauer auseinander, wie man überhaupt droben im
Himmel nur Etwas zu wünschen brauche, dann stehe es sofort da. Falls
er also Hunger empfände, würde sofort ein Tisch «oll der schönsten Gerichte
für ihn gedeckt stehen, unter denen er selber wählen könne. Falls er
Sehnsucht nach einer Frau habe, würde sogleich eine neben ihm stehen.
Ja, selbst wenn er wirklich Verlangen nach Kautabak empfinden sollte, so
würde ihm der liebe Gott selber mit Freuden ein Ende reichen, denn Er
könne es nicht über's Herz bringen, seinen lieben Kindern einen Wunsch
zu versagen, waren sie doch im Glauben an ihn und an seine Vatergüte
gestorben. Sein einziger Wunsch sei, daß sich Alle heimisch bei ihm
fühlen sollten.
Nach dieser Erklärung wandte sich der Mann abermals zufrieden und
beruhigt um. Dann faltete er seine Hände und empfing das heilige
Sacrament. Bald darauf entschlief er sanft und selig im Glauben seiner Väter.
Als aber diese Geschichte bekannt wurde, erhob sich ein Zetergeschrei.
Den lieben Gott wie einen gewöhnlichen Schankwirt!) und das Heini der
Seelen als schmutzige Kneipe darzustellen, — das überstieg denn doch alle
Grenzen!
Der Propst setzte sich sofort hin, um in einen, vertraulichen Schreiben
dem Bischof Mittheilung von dem Vorgefallenen zu machen. Er erwähnte

gleichzeitig des Besuches bei der übel berüchtigten Frau und der Zecherei
im Kruge mit den Holzarbeitern und schloß mit dem Ausspruch, daß man
nach Alledem zu der Schlußfolgerung kommen müsse — die, wie in
Parenthese bemerkt wurde, sowohl in der Gemeinde wie außerhalb der-
selben ganz allgemein gezogen werde — daß Pastor Müllers geistige Fähig-
keiten nicht mehr «»geschwächt seie», daß er an einer bereits hochgradig
entwickelten Seelenstörung leide.
Äußer diesem einen liefen noch mehrere Schreiben ganz ähnlichen
Inhaltes ein.
Schließlich schlug der Bischof ungeduldig mit der Faust auf den Tisch
und faßte einen endgültigen Beschluß: er meldete seine Ankunft.

IX.

Na entstand eine Bewegung in den Pfarrhöfen rings umher.
Endlich Endlich! meinte man und rieb sich vergnügt die Hände.
Man wußte nur zu gut, was dies plötzliche Erscheinen des Bischofs zu
bedeuten habe.
Aber auch Thorkild Müller war allmählich so klug geworden und hatte
eine solche Uebung im Nuchstnbiren und Zusammenlegen bekommen, daß
es ihm schnell klar wurde, was der eigentliche Grund hierzu war.
Er begriff, daß dies der einleitende Schritt zu einem Versuch war,
oer darauf hinausging, ihn allen Ernstes zu fällen, — ihn geradezu aus
seinem Amte zu entsetzen. Aber er ließ sich nicht abschrecken. Dies Mol
wollte er einmal die Faust ballen, so daß sie ihren Obermann kennen
lernen sollten!
Er war so erfüllt hiervon wie von den vielen Plänen, die sein Ge-
hirn durchkreuzten, daß er den Schreck oder vielmehr die Beklemmung nicht
bemerkte, welche diese plötzliche und unerwartete Anmeldung des Bischofs
im ersteu Augenblick an einzelnen Stellen in der Gemeinde verursachte.
Nun war die ganze Begebenheit freilich auch auf eine Art und Weise
in Scene gesetzt, die offenbar den Zweck hatte, von vornherein abschreckend
auf die Bevölkerung zu wirken. Kaplan Mggaard und der Dorfschnl-
meister eilten mit bedenklichen und geheimnißvollen Mienen umher, als sei
etwas Entsetzliches im Anzüge. Man erzählte sich, daß die sämmtlichen
Schulen der Gemeinde inspicirt und alle Schulkinder scharf verhört werden
sollten, daß die Kirchen, der Kirchhof, wie überhaupt alle die Kirche und
Schule betreffenden Verhältnisse genau untersucht werden sollten, ja das
Gerücht wollte sogar wissen, daß der Bischof das Erscheinen der fünf letzten
Jahrgänge der Eonfirmanden in der Kirche verlangt habe, damit er sie
eraminiren könne.
Thorkild Müller selbst war voll strahlenden Muthes; wohl nie zuvor
war er in so ansgelasseiier Lanne gewesen wie in diesen Tagen. Er hatte

seine Pläne im Kopf fertig und hatte sich schon in aller Stille auf die
Hinterbeine gesetzt, um dem Anschlag des Bischofs mit einem Trumpf zu
begegnen, der alle seine lieben Amtsbrüder in die wildeste Raserei versetzen
sollte.
Am Sonntage, ehe der Bischof erwartet wurde, lief; er von der Kirche
verkünden, daß in Zukunft, so lange er Pfarrer sei, alle die Iehntelabgaben
fortfallen sollt«!, ebenso auch die ^vfer und dergleichen von nun an nicht
länger angenommen werden würden, sondern zum Besten der Gemeinde-
armen zu verwenden seien. Er wußte, daß dies der wunde Punkt seiner
Amtsgenossen war, und er war stol; auf seinen Entschluß, mit dem er sich
übrigens bereits lange getragen hatte.
Um sich zil vergewissern, daß auch Alles nach seiner Vorschrift ging,
wohnte er personlich der Vorlesung des Schullehrers vor der Kircheuthür
bei. Und als sie beendet und sich alle Gesichter fragend zu ihm wandten,
sagte er:
„Nun, meine freunde! Habt Ihr es also verstanden?" — worauf
er sich mit seinem ohrenbetäubenden Gelächter entfernte.
Er hatte ein unbezwingbares Bedürfnis;, sich Luft zu machen, und als
er uach Hause gekommen war und seinen Talar abgeworfen und eine
tüchtige Portion Kohlsuppe gegessen hatte, griff er hastig nach seinem Eichen-
knittel uud seiner P.'lzmütze, pfiff seineu Hunden und machte dann einen
mehrstündigen Spaziergang über die Hügel um das Moor herum bis nach
den am Meere gelegenen Höhen.
Es war ein Tag zu Anfang April. Der Schnee war geschmolzen,
und hie und da lugten die frischen grünen K>ume aus d?r schwarzen Eide
und den winterbleichen Gras- und Roggenäckern hervor, die sich in langen,
schmalen Streifen über die Hügel hinzogen, von Feuchtigkeit gläuzend.
Ueber der ganzen üppigen, sanft wellenförmigen Gegend ruhte ein leichter,
wogender Nebel von fruchtbarer Feuchtigkeit, der sich unten über dem Moore
so verdichtete, daß die Sonnenstrahlen ihn nicht zu durchdringen vermochten.
Alles lag da und träumte gleichsam lächelnd den letzten fliehenden Winter-
schlummer, glücklich und erwartungsvoll — bereit, an jedem Tag und zu
jeder Stunde die hundertfältigen Blumenaugen zu öffnen, sobald nur die
Soune Macht erlnelt und alle Nebel weichen wollten.
Thorkild Müller ging raschen Schrittes über die aufgeweichten Feld-
wege, er steckte seinen Wanderstab fest in den Erdboden, schüttelte die
Mähne und schnob förmlich vor Kampslust.
Er hatte die Mühe vom Kopf genommen, um seine Stirn zu kühlen,
die warm war von der Unmenge von Gedanken und Plänen, die hinter
ihr gährten und sich tummelten. Seine Gesichtsmuskeln, seine Arme und
Schultern waren in unaufhörlicher Bewegung. Bald zog er eine große
Braue ganz über's Auge herab, bald zog er sie plötzlich beide mit einer
fürchterlichen GesiclMuerzerrung bis ganz an den Scheitel hinauf. Bald

stand er still und focht mit den Armen in der Luft umher, bald fetzte er
die Mütze wieder auf und lachte.
Er wußte, daß dies der entscheidende Schlag werden würde, ein weit
ernsterer als alle anderen. Er ergötzte sich schon in Gedanken an dem
einstimmigen Schrei, den nach dein Vorgefallenen seine lieben Amtsbrüder
gegen ihn erheben würden. Er sah sie Alle bis auf den kleinen, feinen
Bischof, seinen eigenen alten Kristoffer Virch — wie sie sich unter dem
Schlag seiner Bärentatzen krümmen und wenden würden. Sie aber sollten
endlich einmal allen Ernstes begreifen, daß sie wirklich einen Bären zwischen
die Schafheerde gesetzt hatten.
Dieser letzte Einfall sagte ihm in dem Grade zu, daß er abermals mitten
auf einem Berge stehen bleiben und sein gewaltiges Gelächter über die Gegend
hinschallen lassen mußte. Er mußte der starken Spannung, in der er sich
befand, Luft machen. Er empfand gleichsam ein Vedürfniß, feine furcht-
bare Stimme reinigend über diese weiche, ruhig schlummernde, nebelver-
schleierte Natur dahinrollen zu lassen, die ihm wie ein Bild des thatenlosen,
leeren, unwirksamen Traumlebens seiner eigenen Natur erschien.
Und während er seine Wanderung fortsetzte, arbeiteten seine Gedanken
sich in eine immer wildere Gährung hinein. — Er fühlte sich als
Mittelpunkt eines mächtigen Kampfes, gestützt auf das große, unterdrückte
Volk, das angefangen hatte, zu erwachen, und das sich in immer größeren,
stärkeren Echaaren «m ihn sammeln würde. Es wimmelte vor seinem
geistigen Ange vor winzig kleinen, putzigen Pfarrergestalten, die mit drohen-
den Geberden und geballten Fäusten gegen ihn anschrieen und riefen. Und
indem er diese schwarzen, weißbekragten Schaaren weiter und weiter dem
stahlgrauen, aufbäumenden Meer zugcdrängt werden sab, das sich dort hinten
uuter dem Fuß der Hügel mit seinem weißen Branduugsstreifen erstreckte,
kam eine Minute lang derselbe wilde Glanz in seine Augen, dieselbe plötz-
liche Gluth über seine Wangen, wie sie sich in alten Tagen bei den heißen
Nennthierjagden dort oben auf den weiten Hochebenen nnter dem Inlands-
eise Grönlands in ihm entzündet hatte. — —
Als er am Nachmittage in seine Höhle zurückkehrte, gab er, seiner
Gewohnheit gemäß, dem Kaplan durch Klopfen an die Zimmerdecke ein
Zeichen. — Nun wollte er sich doch mit seinem eigenen kleinen Hochehr-
würden einen tüchtigen Spaß machen!
Aber anßer den gewöhnlichen Filzschuhen hörte Tlioi'kilo Müller zu
seiner Verwunderung eine ganze Anzahl schwerer Stiefeln sich dort oben über
den Fußboden bewegen, — langsam durch das Zimmer wandern, die in
das andere Ende des Gebäudes hinabführende Treppe hinabschleichen, worauf
mehrere Thüren geöffnet und wieder geschlossen wurden, bis seine eigene
sich endlich aufthat nnd Kaplan Nuggaard feierlich eintrat, gefolgt von drei
der reichsten nnd mächtigsten Bauern der Gemeinde.
^

Zwei derselben waren große, kräftige Gestalten, mit breiten, rothen
Gesichtern und dunklem, glattem Haar, das nach hinten zu ganz gerade
wie nach einem Lineal über die glänzenden, vollen, wohlrasirteu Nacken ab-
geschnitten war. Es waren die beiden bekannten reichen Brüder Anton-
io«, ^die von Anfang an zu Thorkild Müllers kräftigsten Stützen gehört
hatten, und die überhaupt als eine Art Führer für die Leute dort in der
Gegend betrachtet wurden.
Der Dritte dagegen war klein und unansehnlich und hatte einen ein-
geschüchterten Ausdruck in den kleinen, unruhigen Augen, mit denen er
aufmerksam jede Bewegung der beiden Anderen verfolgte, wie er sich überall
bemühte, sie in Bezug auf Haltung und Ausdruck des Gesichts nachzuahmen.
Sie waren Alle in ihren sonntäglichen Flauschröcken und sahen ernst-
haft und nachdenklich ans. Die weiten, faltigen Beinkleider sielen ein
langes Ende über die stumpfschnauzigen, blankgeputzten Stiefel, und auf
diese starrten sie nun alle Drei, nachdem sie hinter Kaplan Nuggaards
Rücken das Zimmer betreten hatten.
„Was zun: Teufel!" rief Thorkild Müller aus, verwundert von dein
Einen zum Andern hinüberblickend, „habt Ihr Audienz bei Seiner Hoch-
ehrwürden gehabt. Freunde?"
„Ja, die Herren haben das Vertrauen zu mir gehabt," erwiderte der
Kaplan mit einer Stimme uud einem triumphirenden Lächeln, das den
Pfarrer noch mehr verwirrte.
Aber keiner der Bauern blickte auf, dagegen suchten sie sich Einer nach
dem Ändern stillschweigend einen Sitzplatz, die beiden Brüder auf dein
Wachstuchsopha nebeu der Thür, das kleine Männchen auf der Kante
eines Stuhles dicht daneben, genau in derselben Stellung wie die Änderen,
den rechten Arm auf das entsprechende Knie gestützt, den Kopf ein wenig
schief und die linke Hand in die Seite gestemmt.
Kaplan Ruggaard blieb an der Thür stehen, von wo aus er mit
vor Freude zitterndem, schadenfrohem Blick über die Brillengläser hinweg
Pastor Müllers Aussehen scharf beobachtete.
Endlich brach der eine der Brüder das lange, drückende Schweigen,
indem er, ohne aufzublicken, nnd mit ziemlich unsicherer Stimme begann':
„Na, wir sollen also unseren Zehnten nicht bezahlen, Müller?"
Thorkild, der mit gespreizten Beinen, die Hände in die Seiten ge-
stemmt, mitten im Zimmer stehen geblieben war nnd mit steigender Ver-
wunderung bald den Einen, bald den Andern angesehen hatte, drehte sich
nuu auf dem Absatz herum und rief:
„Aha! — Mso das ist es, Leute! Nein, Kinder, natürlich
sollt Ihr den Zehnten nicht bezahlen, wenn ich es gesagt habe. Das könnt
Ihr doch wohl begreifen. Was zum Teufel sollt Ihr das dumme Geld
bezahlen? Welcher Sinn liegt wohl darin? Nicht der geringste — —
nicht der geringste, Kinder! Das kann ich Euch versichern!"

Die Bauern erhoben den Blick von ihren Mühen, die sie eifrig zwischen den Fingern drehten, und schielten zu einander hinüber, während Müller hastig mit große», dröhnenden Schritten im Zimmer auf und nieder ging, um ihuen seine Ansicht auseinanderzusetzen.

Es sei nicht der geringste Grund zu der Abgabe des Zehnten vorhanden, sagte er. Weshalb konnte er nicht ebensogut von seinem Gehöft, dem Pfarrhof, leben, wie sie von dem ihren? Der seine war sogar grüßer, hatte besseren Grund und Boden und war mit weniger Abgaben belastet. Der Zehnte war überhaupt nur so eine alte dumme Sitte aus der Zeit, als der Landbesitz keinen Werth hatte. Jetzt aber hatte sich die Sache geändert. Denkt nur! 70 Tonnen Land, wohl bestelltes, schuldenfreies Land ohne Abgaben! — Und wem gehörte denn im Grunde dieser Grund und Boden? Er war ja seiner Zeit den Baueru fortgenommen, als diese ihren Ackerbau gemeinsam betrieben, wodurch sie eine hinreichende Bezahlung für die Arbeit gegeben hatten, die der Pfarrer für sie verrichtete.

Er wurde immer eifriger und merkte in Folge dessen nicht, wie die Bauern einmal über das andere mit einein finsteren, gleichsam scheuen Blick zu ihm aufsaheu und dann dem Kaplau leise zunickten, der, seine naßkalten Hände über dem Schlafrock gefaltet, den Kopf sanft auf die Seite geneigt, mit einem frommen Lächeln an der Thür stand, als wollte er antworten^ „Liebe Freunde, Hab' ich's Euch nicht gesagt?"

Als Thorkild Müller endlich innehielt, sahen die Bauern wieder in ihre Mühen hinunter, und es entstand abermals ein langes, drückendes Schweigen.

„Ja aber — der Zehnte," begann der Kleine mit einer pfeifenden Stimme. Weiter kam er jedoch nicht.

„Nun ja — zum Teufel auch," rief Thorkild ungeduldig ans, „habt Ihr mich denn nicht verstanden, Kinder?"

Niemand antwortete. Der Kleine inachte einen Anlauf, indem er nach Luft schnappte, — nachdem er aber einen ängstlichen Blick auf die Anderen geworfen hatte, schwieg auch er.

Endlich zog der größte und breiteste der beiden Brüder seine Hosen in die Höhe und sagte, zur Decke hinaufblickend und die Mütze in der Hand hin und her bewegend:

„Es nützt wohl nicht, Müller, daß wir damit anfangen, nur verrennen uns nur!"

„Nein, laßt uns die Sache nur vou der vernünftigen Seite ansehen," sagte der andere Bruder.

„Und nnsern Verstand gebrauchen," fiel der Kleine mit Nachdruck ein.

Auf diese Worte folgte aber eine Stille, und Alle blickten wieder zu Boden, als sei bereits zuviel gesagt worden.

Thorkild Müller stand abermals mit ausgespreizten Beinen mitten im Zimmer, seine starren Augen bald auf den Einen, bald auf den Andern richtend. Dann schaute er den Kaplan an.

„Was hat dies Alles zu bedeute», Kinder?" fragte er endlich mit
unsicherer Stimme; eine Ahnung dämmerte in ihm.
„Hm!"
„Hm!"
„Hm! — Ja, weiß Gott, es ist Sinn in dem, was der Kaplan
sagt. Man kann ja gut auf der rechten Seite sein und doch vorsichtig fahren."
Diese Aeußerung hatte abermals der größere der Brüder gemacht.
Das kleine Männchen aber wiederholte sie gleich Wort für Wort mit
seiner pfeifenden Stimme und fah sich dann stolz um, als habe er es
eigentlich gesagt.
Thorkild Müller umklammerte mit beiden Händen den Nucken des
großen Lehnstuhls, der neben ihm stand, und hob ihn in Schulterhühe vom
Boden. Das Blut war ihm heftig zu Kopf gestiegen — und mit seiner
ganzen Kraft fetzte er nun den Stuhl wieder nieder, so daß das Zimmer
erdröhnte.
„Was zum Teufel soll das heißen?" rief er. „Ist dies Scherz oder
Ernst? Seid Ihr bei dem Köter dort gewesen", — er zeigte auf den
Kaplan — „um mir in die Quere zu kommen? Heraus mit der Sprache!
Ihr sitzet da und murmelt in den Bart. Was ist in Euch gefahren.
Freunde? Habt Ihr kein Vertrauen mehr zu mir? oder was foll dies
bedeuten? Zum Teufel auch, so redet doch — so redet doch!"
Aber in diesem Augenblick zweifelte keiner der Drei mehr daran, dnß
der Kaplan Recht gehabt hatte. Dieser Mann konnte unmöglich bei Sinn
und Verstand sein. Seine Augen waren so roth geworden, wie die eines
Stiers, und er bebte förmlich vor Wuth.
Nach einer Weile erhoben sie sich Alle, um Abschied zu nehmen.
„In, das wollten wir nur sagen, Müller!"
„Ja, das wollten wir nur sagen," wiederholte der Kleine, der all-
mählich Muth bekommen hatte und sich der Situation gewachsen fühlte.
Aber noch, als sie bereits gegangen waren, stand Thorkild unbeweglich
da und fchaute nach der Thür, blickte dann die Wände, sich selbst, das
Sophn und die Zimmerdecke an, — als wisse er nicht recht, ob er träume
oder wache.

X.

Er sollte indessen nicht lange in Ungewißheit darüber bleiben.
Das Gift des Mißtrauens, das Kaplan Nuggaard heimtückisch und
unter den verschiedensten Formen — tropfenweise oder in kleinen Zucker-
pillen verborgen — unter die Bevölkerung einzuschmuggeln gesucht hatte,
begann endlich seine Wirkung zn zeigen.
Sonst hätte Thorkild Müller seine guten Bauern sicher noch lange an
seinem Gängelbande weiter führen können — obwohl einige der Furchtsamen

sich in der letzten Zeit schon häufig mit einer bedenklichen Miene umgeschaut
hatten, — daß aber ein Pfarrer den Zehnten nicht annehmen wollte, Geld,
cmf das er einen gesetzlichen Anspruch hatte, — daß das Wahnsinn war,
konnte doch Jeder einsehen!
Und als dadurch erst ein wunder Punkt entstanden war, ein bloßer
Fleck für Kaplan Nnggaards Vorstellungen diesen Leuten gegenüber, welche
die plötzliche Meldung von dem beabsichtigten Besuch des Bischofs von
vornherein empfänglich gemacht hatte, da währte es nicht lange, bis sie
Alle zu der Einsicht gelangten, wie weit sie sich eigentlich hatten verleiten
lassen, und daß es sicher das Nathsamste sei, — wenigstens vorläufig —
sich ein wenig zu besinnen.
Es entstand ein allmählicher, vorsichtiger Rückzug auf der ganzen
Linie — und er wurde stärker, je heftiger Thorkild Müller jetzt vorging.
Die ganze Woche vor der Ankunft des Bischofs raste er wie ein wildes
Dhier in den Gemeindedürfern umher, um seine Truppen zu sammeln, die
Schwankenden aufzustacheln und die Bewegung auf's Neue zu entfachen.
Aber er fand alle Ohren für seine Drohungen wie für seine Über-
redungen geschlossen. Mit einem Schlage war es ihnen plötzlich klar ge-
worden, daß sie einen verrückten Pfarrer hatten.
An vielen Stellen, wohin er kam, schlichen die Männer heimlich hinaus
und verbargen sich in den Ställen, um der Begegnung mit ihm überhoben
zu sein, während die Franen ihn im Wohnzimmer empfangen und ihm zu
Munde reden mußten, bis er ging.
An anderen Stellen wollte man ihn garuicht in's Haus lassen, ja
hetzte sogar in der Angst die Hunde auf ihn, wenn er mit seinem Eichen-
knittel, seinen mit dein Schmutz der Landstraße bedeckten Kleidern, seinem
struppigen Bart und Haar und dem bleichen vor Erregung verzerrten
Gesicht über ihre Schwelle trat.
Selbst einige von den Schülern der Hochschule, welche die Unerschrockenen
spielen wollten und sich deswegen gleich voller Kampflust auf die Seite des
alten Niesen gestellt hatten, wurden zahmer und zahmer, je näher der ver-
hängnißuolle Tag heranrückte. Und als er endlich anbrach, gab es in der
ganzen Gemeinde kanm einen Einzigen, der sich nicht znr Beruhigung seines
eigenen Gewissens so weit wie möglich von diesem Manne entfernt hätte,
über den Gericht gehalten werden sollte.
Am Abend vorher war es ungewöhnlich still im Dorf. Es hatte fast
den Anschein, als wolle man die Götter durch frühes Schlafengehen milder
stimmen.
Ein häßlicher, kalter Nebel war bei Sonnenuntergang aus dem Moor
aufgestiegen und hatte sich über dem Dorf gelagert, so daß es von allen
Dächern und Bäumen tropfte. Alles war schwarz und feucht. Nicht ein
einziger Stern erglänzte.
Auch im Pfarrhofe war Alles dunkel.

Nur von Kaplan Ruggaards Giebelstübchen drang ein schmaler Licht-
streif in den Nebel hinaus, dort saß er selber in seinein Lehnstuhl am
Schreibtisch, in den grauen Schlafrock gehüllt, mit den« demüthigen, gott-
ergebenen Lächeln, das ihn in diesen Tagen garnicht verließ.
Er starrte durch seine runden Brillengläser unverwandt in die Flamme
der Lampe und erblickte vor sich, gleich einer langen Allee, eine tiefe Per-
spektive, an deren einem fernen Ende er sich selber gewahrte, — de»
Nauerjungen, den verachteten, lächerlich gemachten Studenten — in Smnmet-
kleidung, im Nischofsornat, das Eommcmdenrkreuz um den Hals.
Und seine Seele füllte sich mit Dank, seine Augen mit frommen Thränen.
Unter ihm, in der „Höhle", wo Alles finster war, und wo der dichte,
kalte Nebel sich durch die offenstehenden Fenster wälzte, sah „der Bär".
Er saß mitten im Zinnner auf einein Stuhl, unbeweglich vornüber-
gebeugt, das Antlitz in den Händen begraben, als schlafe er. Todtmüde
war er hier hingesunken, nachdem er viele Tage lang keine Ruhe hatte
finden können.
Bis zum letzten Augenblick hatte er es nicht glaube» wollen, daß
wirklich Alles unwiderruflich verloren war.
Viele Stunden hatte er so dort gesessen, ohne sich zu rühren, und die
Stille rings um ihn her war so tief, daß selbst die Ratten aus den Löchern
in den Ecken mit ihren spitzen Schnauzen hervorguckten und sich unter dein
Sopha zu tummeln begannen.
Plötzlich erhob er langsam den Kopf und schaute verwirrt um sich, —
dann stand er auf und schleppte sich mühsam bis an das Fenster, wo er
regungslos stehen blieb, den Kopf und den Arm gegen die Fensterpfosten
gestützt, gedankenvoll in den granm, eiskalten N^bel hinausstarrend.
Aber wie er so da stand, ging nach und nach eine Veränderung in
seinem Aussehen vor sich. Oder war es die Luft, die draußen Heller
wurde? Ter Nebel, der sich lichtete? Es ging gleichsam wie Sonnen-
schein über sein vergrämtes Gesicht, sein Kopf richtete sich auf, ja schließlich
lächelte sein Mund sogar, — wie bei einem Kinde, das im Traum den
Weihnachtsbaum erblickt.

XI.

Es kam so, wie es Viele schon am Abend vorher geweissagt hatten.
Der mit so großer Spannung und so viel Angst erwartete Feiertag
brach an und brachte den Frühling mit sich.
Gerade als vom Kirchthum herab zum ersten Male der Gottesdienst
eingeläutet wurde, zu dem der Bischof seine Ankunft gemeldet batte, zer-
theilten sich die kalten Nebel, und die Sonne brach mit ihrem freundlichsten
Lächeln durch die Wollen, als wolle der liebe Gott selber dabei sein und
seinen Segen auf dies Versölniungsfest legen.

Von allen Landstraßen und ans allen Dörfern kamen Landleute, ihren
Weg zwischen den lichtgrünen, feuchtglänzenden Aeckern nehmend, über welche
sich der liebliche Gesang der Lerche mit dem Erz der Kirchenglocken wie
zu einem einzigen, jauchzenden „Lobet den Herrn!" vermischte.

Als die Glocken zum zweiten Male einläuteten, war die Kirche bereits
mit einer stillen, andächtig schnüffelnden, hustenden Gemeinde angefüllt, die
jeden Platz besetzte bis auf die zwei Reihen Rohrstühle und den gestickten
Korbstuhl davor, die im Chor des Bischofs und seines Gefolges harrten.

Es lag eine große Spannung über der Versammlung. Einige saßen
da und starrten gleichsam verlegen zu Voden, als ob sie zum letzten Mal
Abrechnung mit ihrem Gewissen hielten. Die Meisten aber sahen einander
fragend und ängstlich an, als ob sie sagen wollten: „Was soll nur aus
Alledem werden?

Mehrere von Thorkild Müllers besten ehemaligen Freunden waren
ganz ausgeblieben, um nicht in Verlegenheit zu kommen, falls es ihm ein-
fallen sollte, einen Skandal im Gotteshause zu machen. Man konnte nach
seinem Toben während der letzten Tage in der Beziehung auf Alles gefaßt
sein. Draußen in einem Hause auf deni Felde sollte er sogar — so er-
zählte man sich — mit der Faust auf die Tischplatte geschlagen haben, so
daß das ganze Zimmer dröhnte, und gesagt haben, er würde Aufruhr
predigen.

Es war deswegen Grund genug vorhanden, sich ernstlich zu frage»,
was diese Stuude wohl bringen würde.

» O)en im Chor ging Kaplan Nugganrd in höchster Spannung und
Bewegung auf und nieder, laut mit sich selber redend. Er hatte sein
flachsgHes Haar ganz glatt auf die eine Seite gebürstet, um sich ein noch
frommeres, weltentsagenderes Aussehen zu geben, und daheim in seinen«
Zimnier hatte er einen prachtvollen Immortellenkranz um das Bild des
Bischofs und zwei kleinere um die Luthers und Melanchthons gehängt.

Mehrere von den Geistlichen der benachbarten Gemeinden hatten sich
bereits eingefunden und sich mit Würde auf die beiden Reihen Rohrstühle
placirt, von wo aus sie diese arme Gemeinde mit einer Mischung von
Rührung und Mitleid betrachteten, als wollten sie sagen: Ihr irregeleiteten
Schafe! Werdet Ihr endlich zur Heerdc zurückkehren? Tder wollt Ihr in
Eurer sündigen Verstattung beharren?

Draußen au der Kirchenthür standen die Schullehrer der Gemeinde in
schwarzen Leibröcken mit weißem Slips, um dem Glückner einen Wink zu
geben und die Geistlichen zu benachrichtigen, sobald der Wagen des Provstes,
mit welchem der Bischof kommen sollte, sich auf den Hügeln zeigen würde.
Er hatte seine Ankunft auf präcise 10 Uhr angemeldet, um ohne
Zögern dein Gottesdienst beiwohnen zu können. Späterhin am Tage wollte
er sich in den Schulen einfinden und dann vor Hereinbruch des Abends
mit dem Propst zurückfahren.

Wer »och war Thorkild Müller nicht erschienen.
„Das fehlte nur!" sagte der kleine vertrocknete Schulmeister, dein
Thorkild seiner Zeit bei der Bauernhochzeit so arg mitgespielt hatte, und
der ihn seither mit bitterem Haß verfolgte. „Das fehlte nur, daß er den
Bischof warten läßt! Das würde ihm ähnlich sehen, dem Knoten! Gott sei,
Lob und Dank, nun werden wir den verrückten Menschen hoffentlich bald
los — den — den — hm — den Schlachter — rein herausgesagt!"
Sein College, der dicke Mortense», der einem unförmlichen Stück
Speck glich, und der so fett war, daß er in den letzten Jahren kaum das
„Amen" mehr hatte herausquietschen können, grunzte beistimmend.
„Sich diese Frechheit zu denken!" fuhr der Andere mit einer Stimme
fort, die vor Wuth und Galle überschnappte. „Jetzt ist die Uhr bereits
zwei Minuten vor zehn, und noch zeigt er sich nicht! Sie sollen sehen,
Morteusen! — Er will Skandal machen. Er schämt sich nicht, der — der
— der Grobian, denn er hat schon früher Skandal in der Kirche felbst
gemacht. — Ueber Nacht soll er ganz wie ein Besessener getobt haben.
Aber er hat sich das Alles selbst eingebrockt, der Kerl! — Der Kaplan
erzählte, er habe ihn die ganze Nacht unten wirthschaften hören, es fei
schrecklich gewesen. — Sie können glauben, er hat Etwas vorgehabt. Er
will den: Bischof gewiß in seinem Hause irgend einen Streich spielen. Er
genirt sich nicht, wenn auch Aber Gott bewahr' mich, Mortensen.
da ist ja der Wagen! Jakob, läuten! läuten! Zum Teufel auch" —
Der Glöckner begann zu läuten, der kleine, vertrocknete Küster stürzte in
die Kirche, und gleich darauf kamen alle Pfarrer verwirrt und rathlos heraus.
Was sollte man nur anfangen? Pastor Müller war noch nicht er-
schienen. Das konnte nnn und nimmer angehen; es war doch ganz uner-
hört! Man mußte sofort einen Boten an ihn absenden
Aber im selben Augenblick hielt der Wagen bereits vor der Kirchenthür.
Der Bischof war ein kleiner, auffallend hübscher Mann, mit klugen,,
scharfgezeichnetem Gesicht, einer langen, schmalen Adlernase und kleinen, tief-
liegenden Augen, die unter großen, buschigen Brauen mit einem durchbohren-
den Blick heruorsahen.
Er begrüßte die anwesenden Geistlichen schweigend, ein wenig von oben
herab, schaute dann spähend um sich und fragte sehr ruhig:
„Ist Pastor Müller nicht zugegen?"
Kaplau Ruggaard kam aus der Schanr hervorgekrochen, den Kopf
auf die Seite gelegt, die Hände über dem Talar gefaltet und seine großen,
stechenden Augen vor lauter Diensteifer fast aus dem Kopfe verlierend.
Er fei leider in der Lage, Seiner Hochehrwürden melden zu müssen, daß
Herr Pastor Müller sich noch nicht eingefunden habe, es solle aber sofort
nach ihm gesandt werden.
Der Bischof sah ihn sehr kühl an, mit einem Ausdruck, der auf keine
günstige Boreingenommenheit schließen ließ.

„Sie brauchen sich nicht zu bemühen," entgegnete er kurz, „Herr Pastor Müller weiß, daß die Zeit auf zehn Uhr angesetzt ist. Es fehlt noch eine Minute. Lassen Sie uns eintreten."

Im selben Augenblick aber gewahrte er Schullehrer Morteusen, der am Eingang paradirte — ganz bleich und außer Athem von der Anstrengung, welche die ungewohnte aufrechte Stellung ihm verursachte.

Nachdem er ihn eine Weile betrachtet hatte, fragte er ziemlich kurz:

„Wie heißen Sie?"

Mortensen konnte vor Bestürzung seinen Namen nicht über die Lippen bringen, so daß der andere Küster, der in tiefer Ehrerbietung, den Cylinderhut vor den Magen haltend, da stand, sich schließlich veranlaßt sah, das Wort für ihn zu ergreifen.

Da richtete der Bischof schnell seine durchdringenden Augen auf das kleine Männchen nnd sagte in noch unsanfterem Ton:

„Kann denn der Mann nicht für sich selber antworten? Wie heißen Sie?"

„Mithelfen!"

„Ach so!" sagte der Bischof mit einer eigenthümlichen Betonung, worauf er, gefolgt von der weißbekragten Pfarrerschaar, die Kirche betrat.

Mithelfen und Mortenfen fahen einander fragend an und schauten dann verblüfft zum Himmel auf.

„Was meinte er eigentlich damit?"

„Ja, Gott weiß!"

„Was fagte er eigentlich?"

„Tagte er Etwas?"

,.Ne>

„Das ist doch sonderbar."

XII.

Zwischen den dichtgedrängten Köpfen in der Kirche entstand eine große Bewegung, als der kleine Bischof im seidenen Talar, das Commandeurkreuz um den Hals, den Chor betrat uud — nachdem er einen hastigen, gleichsam musternden Blick über die Versammlung geworfen hatte — sich in dem gesackten Korbstuhl zurechtsetzte.

Die Geistliche» nahmen schweigend in den Rohrstühlen hinter ihm Platz, nnd einen Augenblick war es fo still iu der Kirche, daß man das Summen der Glocken oben im Thurm vernehmen konnte.

Dann fchwieg auch das.

Der kleine Schulmeister steckte den Kopf aus seinem Verschlag nnd schaute Kaplan Nuggaard fragend an. Dieser sah wiederum rathlos zum Propst hinüber, der den Blick zum Bischof weiter schickte. Seine Hochehr-

würden aber saß ganz unbeweglich da, die Hände lose in seinen« seidenen
Schooß gefaltet, steif und unzugänglich vor sich hinstarrend.
Erst jetzt wurde es den Leuten in der Kirche klar, daß Thorkild
Müller noch nicht gekommen war und daß ihm dies Warten galt.
Es entstand eine allgemeine Bestürzung. Was sollte dies nur heißen?
Weshalb war er nicht gekommen? Konnte ihm Etwas zugestoßen sein?
Oder – war es etwa wirklich seine Absicht, den Bischof zum Besten
halten zu wollen? Das war doch undenkbar? Das hieße doch die
Sache zu weit treiben. — Was aber hatte es nur zu bedeuten? — —
Aller Augen waren allmählich auf den Bischof gerichtet. In der ganzen
Kirche machte man lange Hälse und stellte sich auf die Zehen, um den
immer finsterer und verschlossener werdenden Ausdruck in seinein Gesicht zu
beobachten.
Endlich steckte er seine Hand in den Talar, zog seine goldene Ubr
hervor und gab dann dein Kaplan, der neben dem Altar, gleichsam auf
dein Sprung stand, einen Wink.
Der Kaplau ließ den Wink an den Küster weiter gehen, der dann
vortrat und den Gottesdienst einleitete.
Alle senkten die Häupter–, das Gebet wurde gesprochen, und der Gesang
nahm seinen Anfang. Aber mit jedem Verse stieg die Spannung in der
Versammlung, denn Thorkild Müller ließ sich noch immer nicht blicken, und
der Platz vor dem Altar blieb leer.
Man konnte bemerken, wie der Kaplan eine darauf bezügliche Unter-
handlung durch de» Propst führte, aber der Bischof schüttelte unr den Kopf,
und alle Geistlichen schauten einander fragend an.
Was sollte nur daraus werden? Ob Müller sich überhaupt nickt
einfinden wollte? Und was war eigentlich die Absicht des Bischofs?
Als der Gesang beendet war, wartete man noch eine Weile, während
welcher abermals eine solche Todteustille in der Kirche herrschte, daß die
ganze Versammlung zusammcnschreckte, als ein Mann in einem der hintersten
Stüble sein Gesangbuch fallen lieh.
Dann hob sich der Bischof von seinein Stuhl und trat an den Altar,
zog gemächlich sein Schnupftuch aus der Tasche, trocknete – seinen Mund,
wandte sich der Versammluug zu und begann den Altardienst.
Dies rührte die Gemeinde derartig, daß sie Alle beinahe schamvoll
die Häupter senkten. Diesem Mann hatten sie zu trotzen versucht, und
nun lag auch nicht ein Schatten von einem Vorwurf auf seinen Zügen!
Als seine schöne, klare Stimme über sie dahintönte, fühlten sie eine
eigenthümliche Feierlichkeit sich auf sie hernbscnken, — eine sichere Mibe,
einen Frieden, wie sie ihn lange nicht mehr gekannt hatten. Es war, als
hätten niilde Engel abermals ihr Heim unter diesen luftigen Wölbungen
aufgeschlagen, aus denen Tborkild Müller sie mit seinem fürchterlichen Baß
verscheucht hatte.

Als die Messe beendet war, nahm der Bischof abermals in seinem
Stuhle Platz, worauf der Gesang wieder begann.
Es war ein Kirchenlied mit vielen und langen Verse», aber wohl
kaum ein einziges Mitglied der ganzen Gemeinde konnte vor Spannung
und Erregung die Gedanken bei dem Gesänge festhalten. Man erfuhr, daß
jetzt nach Pastor Müller geschickt sei, und mehr als Einer saß zitternd vor
Erwartung da.
Aber der Gesang verstummte, und noch hatte sich Niemand gezeigt.
Mehr als fünf Minuten saß man mäuschenstill da und beobachtet.'
einander oder blickte zu dem Vischof hinüber, der unbeweglich vor sich
hin starrte.
Plötzlich entstand eine Vewegung unter den Geistlichen, der Propst
erhob sich und nickte dem Küster zu, der nun schnell hinauseilte.
Nach einer kleinen Weile hörte man, wie die Thür, die zur Kanzel
führte, geöffnet wurde, uud vernahm Tritte auf der Treppe —
Endlich! — Jetzt war er da!
Als man aber statt Thorkild Müllers großen, wilden Kopfes das
rundliche, fette, madenähnliche Gesicht des Kaplans über das Betpult
blicken und sich demüthig mit frommem Lächeln darüber beugen fah, das
gleich einem Segen über die ganze Gemeinde glitt, — da begriff man,
daß etwas Entscheidendes geschehen sein muhte.
Und ein stilles Schaudern ging durch die ganze Versammlung.
„Der Herr sei gelobt —" begann der Kaplan.
Und Alle falteten die Hände und wiederholten im Stillen: „Der Herr
sei gelobt!"
Aber erst als der Gottesdienst beendet war und die Gemeinde aus
der Kirche strömte, erfuhr man den wahren Sachverhalt: „Der Bär" war
während der Nacht plötzlich abgereist. Er hatte Nichts als seine Hunde
und seinen Eichenknittel mitgenommen; an seiner Thür aber fand man mit
Kreide und großen Buchstaben seinen Abschiedsgruß geschrieben:
„Ihr habt die Tyrannen, die Ihr verdient!"
In Söby und Soruad hat man seither Nichts von Thortild Müller-
vernommen. Man erfuhr nur, daß er unverzüglich wieder nach Grönland
zurückgekehrt sei.
Vielleicht lebt er noch beute dort oben!

Grnst Hchuch
und das moderne Capellmeisterthum.
von
Ludwig tzartmann.
— Vresden. —

hinein Ätusitfrennde wird es entgangen sein, das; die Stellung der jetzigen Orchesterdirigeuten sowohl im Theater wie im Concertsaal eine total veränderte ist, seit der Großväter und selbst seit der Väter Zeiten. An eigenthümlicher Bildung und Versalität, dann aber auch an Neruengereiztheit nnd schließlich an Melanie leisten ne das Aeußerste nnd beschränken zum Dheil ihre Wirksamkeit nicht auf eine bestimmte Stadt, sondern sie sind reisende Virtuosen des Taktstockes geworden. Nicht sie treiben Melanie, sondern die an den großeu Concertunternehmen oder Gastspielen interessirten Specnlnnten. Diese Unternehmen sind äußerst kostspielig, oft sogar gewagt, uud es liegt auf der Hand, daß man das Publicum mit allen erdenklichen Versprechungen in die Säle locken muß, weuu mau auf die Kosten kommen will. Jetzt wie früher zieht auch eine Säugerin, ein Virtuose, ein Programm an. Was aber den moderueu Philharmonieeu das eigentliche Gewürz giebt, ist ein „berühmter" Capellmeister. Zwischen Deutschland, wo der Mhrboden für diese erotische Gattung absonders günstig zu sei» scheint, finden Austausche der reisenden Dirigiruirtuoseu statt mit England, Holland, Frankreich, Nußland, ja, mit Amerika.

Es muß doch Gründe für die'e früher nie beobachtete Erscheinung geben, und wir meinen, sie liegen nicht allzuferu.

Die Kunst, wie die Welt überhaupt, entwickelt sich vom Einfachen zum Complicirten. Vollends in der allernenestcn Zeit wird man nickt müde, im Häufen von Effecten, im Hinznthun zum Natürlichen. Auch

das Kunsthandwerk, das man neu belebt hat, geht diese Wege. Un-
scheinbar einfache Wohnungseinrichtungen, wie die waren, in denen wir
als Kinder harmlos spielen durften, strotzen jetzt von stilvollein Milieu.
Das Tageslicht ist unuwder»; gebrochene Farben und Symbolik stehen im
Cours obenan.
Ist es in der Musik etwa anders? Welcher Apparat reichte für
Weigls „Schweizerfamilie", und was verlangen jetzt Wagners „Nibelungen"
an Anspannung aller technischen wie geistigen Kräfte! Naturgemäß stehen
die Leiter der letztgemeinten Aufführungen ganz anders hoch im Einfluß,
als ihre tactschlagenden Vorfahren. Zudem hatten Jene in der guten
alte» Zeit sich um die Inscene nicht zu bekümmern; der „Dienst" wickelte
sich einfach, ohne Aufregung ab. Der moderne Capellmeister ist dagegen
ein aufgeriebener Manu, dessen Competenzen nicht erst Abends am Pulte
beginnen, sondern der auf dem Schnürboden und in der Versenkung, vor
Allem auf der Bühne dominirt, herrscht.
Hayd»s kostbare Sinfonieen und die Salzburgischen von Mozart sind
theils 12stimmig geschrieben, ja einzelne Partiturblätter damaliger Opern
zählen insgesammt 16—18 Systeme, Notenzeilen. Bis zu 58 Zeilen haben
die modernen Partiturhöhen es gebracht. Ist es nun nn sich für das
Auge des Leitenden eine bedeutende Sehanstrengung, den vielen Linien
gleichzeitig zu folgen, so erhöht sich die geistige Arbeitslast noch viel mehr
durch die Qualität des zu Lesende», denn die weit vermehrte Instrumenten-
zahl bewegt sich in viel complicirteren Accordeu und oft seltsamen uner-
hörten Modulationen. Das physische Hören und die geistige Musikreception
bilden aber immer noch nicht das volle Pensum der neuesten Dirigenten.
Den» a» sie stellt das Kunstwerk den weiteren Anspruch, daß sie den etwa
vorhandenen Terttiefsinnigkeiten und der philosophische» Doctri» der Musik-
dramen gewnchse» si»d. Die verwickeltsten Undecimen u»d Nonenaccorde
im Gehör, Hegel und Schopenhauer im Kopf, treten sie in den Dienst der
Nornen, und „Ruhe" giebt es für sie nicht. Daß sie im Theater u»d
Concertbetriebe bis zur Gottähnlichkeit gelangt sind, bezahlen sie mit ihren
Nerven und leide» imter der Wahrheit: „Wer Alles an sich reißt, muß
da»» auch Alles mache»." Sie seufze» uud klage» — aber sie wollen es
nicht anders.
Zählt der neue Capellmeister somit zu Tantalus' Geschlecht, so ist seine
Reizbarkeit des Charakters für das öffentliche Kunstleben zn einer eigen-
artigen Calamität geworden. Nicht jeden Tag giebt es die „Götter-
dämmerung" zu dirigiren. Was macht er aber mit dem Ueberschuß von
Geist, Nervosität und Kraftgenie, wenn es Mozart, Haydn, Cherubini,
Noieldieu zu leiten gilt? Und hier sind wir endlich an dem Punkte an-
gelangt, wo wir vom „Fall Schuch" sprechen können und es versuchen
dürfen, den vielgenannten K. S. Hofcapellmeister zn charakterisiren ohne
Befürchten, mißverstände» zu werden.

Auf verschiedenen Wegen sind die hervorragenden Neuesten zu Fort-
schrittlern geworden. Bei den Wenigsten ist es unreife Gährung.
Damrosch, R. Strauß, Weingartner, tückisch. Mahler, Mottl, Levu, Schuch
sind nicht, oder doch nicht mehr in der Sturm- und Drangperiode be-
fangen. Ihrer Absichten sind sie sich vollkommen klar. Allesammt sind
die neuen berühmten und Reisecapellmeister Product einer starken Repression.
Vor 30 uud 40 Jahren hielten die Tactallmächtigen der alten Schule
krampfhaft die Dhüren der Theater und philharmonischen Säle zu und
stemmten sich persönlich gewaltthätig gegen das Eindringen Wagners.
Dieser unbequeme Stürmer und Purist galt bis hoch in die 50 er Jahre
hinein als der Gottseibeiuns der Musik. Er, Liszt und Berlioz zerstörten
grausam den Schlendrian und machten den Musikern das Leben sauer.
Die Schlacht von Bayreuth am 13. August 1876 endete mit einem Siege
Wagners. Der erste Nibelungencyclus 1876 im Festspielhause brach den
Bann. Seitdem sind die alten Herreu mit ihren großen Verdiensten und
ihrem Wagnerhaß zu Grabe gegangen: Hiller, Esser, Krebs, Lachuer,
Abt u. A. m. Die Sieger von 1876 machten nicht übel Mieue, Aus-
schreitungen zn begehen. Die Vernachlässigung Mozarts wurde zu einem
Scandal, und italienische wie franzosische Musik wurde bngatell herunter-
gespielt, wie um zu beweisen, wie tief ihre Ideen unter der Wagner'schen
Richtung zurückstäuden. Ertreme Richtungen tonnen nicht andauern: der
Wagnerianismus machte sich von den Uebertreibungen frei, die ohne
Wagners Zuthun ausgewachsen waren, und andererseits opponirten auch
die conservative» Eapellmeister nicht mehr. Woher aber sollte nun die in
ertrauaganter Geringschützling alles Nicht-Wagnerischen aufgewachsene Genera-
ration von Dirigenten die Pietät vor den Classikern erlernen? Wagner,
der sie gelehrt haben würde, war todt. Und noch Eins: 'Nun das neue
deutsche Reich so herrlich aus dem Schutt der Jahrhunderte auferstanden war,
wie sollte man gegen italienische und franzosische Musik sich gerecht verhalten?
Zwei der neueren Berühmtheiten, sonst weit von einander verschieden,
sind in der richtigen Vertheilung ihrer Gunst gegen Elassiker, Moderne und
'Nationen einander ebenbürtig: Leu« in München und Schuch in Dresden.
Wenden wir uns jetzt ausschließlich Letzterem zu.
Ernst Schuch wurde 1848 in Graz geboren. Zur Musik war er
keineswegs bestimmt. Als er iu Graz uud Marburg das Gymnasium
absolvirt hatte, bezog er als Student der Rechte die Universität der
steieri'chen Hauptstadt und in» zweiten Jahre die Universität Wien. Die
leidenschaftliche Liebe zur Musik war indes; angeboren und nicht mehr zu
unterdrücken. Die Musikschule in Graz bildete eine Gefahr für Schuch. Als
Violinspieler erregte er Aufmerksamkeit, und Stoltz (später i» Wien) wie
Dessoff (später in Frankfurt) waren sich über das starke Musiktalent des
werdenden Juristen, den sie unterrichteten, vollkommen klar. In einer
Wohlthätigkeitssoiröe in Graz dirigirte der juuge Dilettant erstmals, als

gleichzeitig der damals ebenfalls noch junge spätere Hofburgschauspieler Tnrolt sein erstes Debüt machte. Nach Wien brachte der Student des dritten Seinesters, Ernst Schuch, schon den Ruf mit, ein Musikgenie zu sein. Dort, im Gasthof zum Roß, saßen eines Tages der Breslauer Theater-director Theodor Lobe und der Agent Landvogt und besprachen das Engagements-Probesingen der späteren Gattin des Varitonisten Robinson. Es war kein Begleiter zur Stelle. Der Studiosus der Rechte dort am benachbarten Tische „könne Alles vom Vlatt", hieß es, uud siehe da, der junge Schuch ließ sich nicht lange bitten, ging mit und begleitete der Dame die Ocean-Arie aus Oberon, und da ihr die Lage nicht beauem war, sofort um einen Ton transponirt. Schuch, der spätere K. S. Hof-rath uud Generalmusikdirector, und Lobe, der Oberregisseur, wirken jetzt am selben Knnstinstitut. Es muß sie lächeln machen, wenn sie an jene „Transposition" zurückdenke». Lobe, Theaterpraktiker durch und durch, er« launte Schuchs besondere Vegabung sofort und — machte ihm Anträge, mit nach Areslau zu kommen. Und wirklich: der Jurist wurde fahnen-flüchtig. Er ging als Volontär iu's Orchester nach der schlesischen Haupt-stadt. Rainen wie die Teichmann und Lorenzo Riese beweisen den hohen Stand der damaligen Breslauer Oper. In der Saison 1869 wirkte Schuch als Capellmeister in Würzbnrg und ging mit dein Director dieser Bühne 1870 nach Graz, nunmehr als „Musiker" seiner Heimat sich vor-stellend. Schweighofer florirte als Buffo-Tenor, die Operette blühte und ward für den jungen Dirigenten zu einer Hochschule praktischer Erfahrungen. 1871 hotte B. Pollini eine berühmt gewordene italienische Oper zusammen-gestellt, mit Desiröe ArtSt, Padilla, Marini, Bossi. Das Orchester zählte 18 Mann. Man spielte Rossinis „Barbier", und am 19. März warb Pollini den blutjungen Dirigenten mit richtiger Boraussicht an. Den Winter ging Schuch »och nach Basel, um im Frühjahr 1872 zur italienischen Oper Pollinis zu stoßen.

Aus den Borbemerkungen zu dieser biographischen Skizze erhellen die Gründe, warum die italienische Musik eine schlechte Figur in den deutschen Theatern machte. Wagner sang man vortrefflich. Aber Mozart und Rossini entzogen sich der technischen Kehlunfertigkeit der deutscheu Sänger. Das Pollini'sche Ensemble war die letzte Blüthe der altitalienischen Schule. Als Dom Pasaunle, Barbier, Liebestrank von der Artdt, Padilla — dein größten lebenden Don Juan — Marini und Bossi im Dresdener Hof-theater erklangen, es war im März und April 1872, war des Staunens kein Ende. Wie matt ward der Barbier unter dein ausgezeichneten Musit-philologen Dr. Ioel Rietz für gewöhnlich abgespielt! Und nu» Schuch! Wer war denn der namenlose junge Mensch mit diesem Feuereifer und dem graziösen Feingefühl? Grenzenlos jubelte mau den uralten italienischen Opern zu, und niemals hat man diese Musik so leichtspielend nnd genial wieder gehört wie damals.

Die Truppe schied von Dresden. Bei dein helltünenden Lob für den
jungen Schuch schüttelten einige ältere Kammermusiker besorgt die Kopfe.
Er wäre doch viel zu jung. Und wie den Junker Stoltzing die Meister,
frug man: wer ihn gelehrt; und da er bei den Italienern betroffen
worden war, hieß es wohl: „Oho — uon Finken und Meisen lerntet Ihr
Meisterweisen? Das wird denn wohl auch darnach sein!" Aber so wenig
Stoltzing durch Neckmessers Zweifel verwirrt wurde, so wenig schadete
Schuch die Zuuftgerichtsfrage. Der oberste Leiter, Graf Platen, ein
Intendant nach große»« Zuschnitt, war aufmerksam geworden und hörte
scharf hin, als der Schreiber dieser Zeilen eine Erwerbung des jungen
Heißsporn der Dresdner Oper ehrlich wünschte. Pollini, Schuch, die Artot
reisten fort. Es tnm der Juli, und über das Stilfser Joch kamen einige
Dresdener von den italienischen Seen zurück. Als unser Wagen die vierte
Cantoniera passirt hatte, begegnete uns, uon der deutscheu Seite kommend,
ein Wagen mit einigen österreichischen Herrn, unter denen Dr. Iwidinek von
Südenhorst aus Graz. „Was giebt es Neues in der Welt?" frugen wir
herüber: „Nichts, was Ihr nicht aus den italienischen Blättern wüßtet:
Deutschland liegt im Sommerschlaf; doch — halt: Eines ist neu: Graf
Plateu in Dresden hat den jungen Schuch zum K. Musikdirektor eruannt."
Nun, unser Jubel war echt. Und in der That, für die Dresdner
Hofbühne ward dies Engagement so wichtig, wie für Schuch selbst.
Nietz und Krebs waren bei Schuchs Berufung noch vollkräftig im
Amte: Krebs, ein gewiegter Praktiker, vielleicht ein wenig müder als Rietz,
der dagegen das Theater bnßte. Er war vom Gewandhaus in Leipzig ge-
kommen, liebte peinlich die Correctheit und mochte mit Compromissen bei
„liederlichen" Aufführungen Nichts zu thun haben. Seine Partituren geben
von seinem Orchestersinne Beweise, und die uon ihm besorgten Elassiker-
ausgaben von seinen philologischen und bibliothekarischen Kenntnissen. Aber
Liebe zum Theater, zur Bühnenzigeunerei, die, wollen wir ehrlich sein, doch
immer nöthig und fruchtbringend ist, besaß Nietz gar nicht, und mithin auch
keine Initiative für neue Werke.
Krebs übertraf ihn darin. Aber dieser war etwas im Dienst gleich-
giltig geworden, salopper, nur daß seine Routine darüber täuschen konnte.
Als Schuch eintrat, der „junge Fant", war seine Arbeitslust unersättlicb.
Unterstützt von einem wunderbar feinen Gehör, entging ihm kritisch Nickto.
Aber leicht hat ihm die Lapelle die Arbeit nicht gemacht. Er war eben
zu jung für die Haupthähne, welche an den ersten Pulten im Orckiester
saßen und „unter Nichard Wagner schon" gedient hatten. Höflich nnd
leichtlebig, echt österreichisch, vertrug er sich mit Krebs wie mit Nietz und
war bescheiden. Die italienische Oper ließ man ihm, und da regenerirte
er zuerst. Das Piano der K. Eapelle stimmte er berab zu einem uner-
hörten Pianistin«, um die Stimmenschünheit der Sänger voller zur Ent-
faltung zu bringen. Wo er die älteren Collegen vertrat, bewies er eine

merkwürdige Sicherheit. Trotzdem wäre fraglich, ob sein Einfluß fo schnell gewachsen wäre, wie es nöthig >uar, um durchzudringen, wenn nicht ein hoher Herr an dem Talent des jungen Eapellmeisters besondere Frende gehabt hätte. Der Herr war der Kronprinz Albert, jetziger König von Sachsen. Ueberhaupt alle Sympathie, welche die kühleren Norddeutschen dem österreichischen Wesen und Dialekt entgegenbringen, kamen Schuck), der ein echter Typus des Oesterreicherthums bis heute geblieben ist, zu Statten. Mit dein Kronprinzen musicirte Schuck), und die Gunst des sehr begabten Herrn verstärkte Schuchs Position.

In jene Zeit siel der erste Festspielcyclus von Bayreuth. Am 13. August 1876 erklangen zuerst die Vässe des „Nheingold" vom Festspielhügel und läuteten eine neue Kunst-Aera ein. Der gewaltige, 64 Tacte andauernde Ng-äur-Accord war wie ein rauschendes Symbol, das Niederes wegspülte. Von den späteren Auswüchsen des Wagnerinnismus in Bayreuth und anderswo sei hier nicht gesprochen, sondern von der reinen Uridee Wagners. Ein Talent wie Schuck) hatte, so sollte mau meinen, enthusiastisch einstimmen müssen. Aber Schlich hat nicht nur zur Musik, sondern zum Hofmann Talent. Er kannte Wagners verfahrene Stellung zu Dresden. Der Mai-Aufstand 1849 hatte Wagner in's Exil getrieben. Seine Feinde, und gerade auch der Minister von Beust, verbreiteten i Wagner hätte sich auf den Barricaden am Aufstand betheiligt, hätte das Theater in Brand gesteckt und noch mehr. Für Wagners politisch-confusen Idealismus hatte die Neaction kein Verständnis). Mit rührender Naivetät hatte Wagner in einer „Brandrede" 1849 gesagt: er wolle freilich die Republik als Staatsform für Sachsen, aber nur, wenn „sein vielgeliebter König Friedrich August erblicher Präsident werden würde". Das Alles, seine Studien zur Eapellreform, zur Gründung „eines wahrhaften Natioualtheaters", verdachte man Wagner sehr. Es fanden sich Leute, die ihn bei Hofe als „politisch gefährlich" ausgaben, und so verhielt der Hof sich ganz gleichgiltig zu den Schicksalen des musikalischen Odysseus. Wagners Nachfolger in der Eapellmeisterei — denn das ist Schuch thatsächlich — wäre nie so unvorsichtig gewesen, wie Wagner es war. Schuck) iah mit einein halben Blicke, daß da momentan Nichts zu machen sei, als abzuwarten. Während in Bayreuth eiu ueues Euaugelium des Knustidealismus gepredigt wurde, zeichnete sich Dresden durch wunderbar vollendete Ausführungeu von Verdis „Trauiata", „Nigoletto" und einigen feintomischen französischen Werken aus. Graf Plateu hatte erwirkt, daß von Verdis anrüchigen Texten der Bann genominen wurde, und das kam Schuck) zu Nutze. Die Feinheit und Vollendung der Aufführungen erwarb ihm immer neue Anhänger, und nun sah auch die Eapelle rückhaltlos ein, mit wieviel Fleiß und Genie Schuck, ihren Ruhm mehrte. Nietz hatte noch die „Meistersinger" stubirt, damit war Wagner ans. Tristan und Nibelungen lehnte der Intendant ab.

Da pnssirte etwas Unerwartetes. Mit dem Tode Nietz' ward neben

Schuch, zugleich als Ersatz des vensionirten Krebs, Franz Wüllner als Hofcapellmeister nach Dresden berufen. Er war Schnchs vollkommenster Antipode. War Schuch aus dein offen-heiteren Graz gebürtig, so stand Wüllners Wiege in dem katholisch-orthodoren Münster in Westfalen. Eine „traurig-ernste Stadt", wie sie Heine nannte. Und während Schuch, ein Kind der Zeit, an der italienischen und französischen Musit sich empor gerankt hatte, kam Wüllner aus dem Parteilager Wagners. In München, dem Vorfruchtort des Wagnerianismus, war er in Hans von Bülows Stellung eingetreten, als dieser grollend schied. Zuerst ward er als Musikdirector dem Kirchenchor vorgesetzt, dann trat er zum Theater. Wegen der ersten Rheingoldvorstellung entstanden Eonflicte. Wagner protestirte gegen die Vorstellung, und von Bülow weigerte sich, sie zu dirigiren. Wüllner that das I8l>!>. Ebenso leitete er als Erster <lange vor der Tetralogie) 1870 die „Walküre" und erhielt nun die Ernennung zum Hofcapellmeister. Was war natürlicher, als daß Wüllner bei seiner Ankunft in Dresden sich klar wurde, wie iehr die „Nibelungen" (1877) den Glanz seiner Stellung erhöhen müßten. Er schlug Graf Platen vor, die königliche Genehmigung einzuholen.

Bis dahin hatte Schuch die Rivalität nicht beachtet. Nun aber widersetzte er sich energisch. Er würde seine Entlassung genommen haben, wenn Wüllners Wünsche durchgedrungen wären. In der That waren Schnchs Perdienste schon damals derart, daß seine Uebergehung eine Ungerechtigkeit und eine Beleidigung gewesen wäre. Die „Nibelungen" kamen, wie „Tristan" kam, aber Schuch dirigirte. Wüllner, ein tüchtiger, gewissenhafter, peinlicher Musiker, paßte wenig znm Theater. Sein Hauptfeld war Concert und Eonservatorium (Ehorgescmg), und er schied ans der Dresdner Stellung, um in Köln ganz seiner Begabung gemäß ohne das Theater zu functionireu. Das Odium, Schuch habe Wüllner vertrieben, mußte Ersterer vorläufig ertragen. In Wahrheit war Wüllners Sturz nicht Schnchs Werk, fondern lag theils in künstlerischen Divergenzen, theils in der allerhöchsten Willensmeinung uorausbegründet. Geraume Zeit haßte die mwikconseruative Partei Schnch, weil er sich mit dem „elastischen" Wüllner überwarfen habe.

All' diese kleinen Plänkeleien schrumpften zusammen vor Schnchs Leitung der Nibelungen, namentlich des „Rbeingold" und des „Siegfried". Mit dein höheren Zweck wuchs Schnchs Mühegebung im Quadrat. Das geschmeidige lenkende uneigensinnige Denken, die kluge zarte Hand, brachten Etwas in das Riesenorchester Wagners, was andernorts so nicht vorgekommen war: ein unvergleichliches Pianissimo. Schlich war von Haus aus Schoner und Förderer der menschlichen Stimme; die italienische Oper lebt vom Gesang, nicht vom Orchester. Während nun die Berufswagnerianer mit aller Wucht der Begeisterung die Totalität der Riesenmusitdramen verfolgten, versuchte es Schuch mit der Discretion. Das Wort ist eigentlich

albern; wollte man ein Wagner'sches Orchester absolut discret anfassen, ginge sein Sinn, der in der polyphonen Durcharbeitung vieler Motive gipfelt, vzrloren. Es ist nur von dein möglichen Quantum Discretion die Rede, von einer möglichsten Provortionirung der menschlichen Stimme zum Orchester. Und darin, und im poetischen Zauberklang der Einzel- instrumente hat Schlich das Höchste erreicht. Seine Leitung des „Siegfried" und die der „Zauberflöte" sind au Subtilität nie zu übertreffen. Wie wichtig das bei Wagner ist, erhellt durch die Erwägung: iu Bayreuth war das Orchester verdeckt, wie setzt im Prager Deutschen Landestheater, in Karlsruhe, iu München. In Dresden lag und liegt das Orchester- podium hoch und offen. Und nur der „impertinenten Energie" des Dirigenten Schuck), der entsetzlich heftig und unglücklich werden kann, wenn je eine Gesangsvhrase vom Orchester übertönt wird, und die Musiker mit seiner absoluten Discretion geradem peinigt, ist die märchenhafte Abtönung der Orchesterschattirung in Dresden zu danken. Discretion nennt man auch, wenn Verdis melancholische Tramala-Melodieen das Orchester bei uns über- schweben, als höre man die Engel singen. In Siegfried ist es etwas Anderes; es ist nicht das leise, sondern die wunderbare, durchsichtige Klar- heit des Orchester-Musikgewebes, das mächtig interessirt und entzückt.
Wagner, und merkwürdigerweise lange vor ihm Franz Liszt, haben über die Kunst des Dirigirens Abhandlungen geschrieben nnd Ideen auf- gestellt, welche ziemlich alle Schuck) erfüllt. Gerade das aus Schuchs Ent- wicklung vorstehend Mitgetheilte: die Anfänge bei der italienifchen Melodie, fällt mit einer sehr merkwürdigen Aeußernng Wagners zusammen. Sie steht im VIII. Band seiner Schriften, in dem Aufsatz: Ueber das Dirigiren. Wagner erzählt da, nachdem er sich erbittert und verächtlich über den trägen Schablonencultus der alten Eapellmeisterei ausgesprochen, wie er nnd wo er die neunte Sinfonie capirt habe.
„Ich hatte mir die Partitur dieser Sinfonie selbst copirl" (N. L. der angebliche Verächter der Klassiker!) „und ein Clavierarrangement davon ausgearbeitet. Wie erstaunt war ich, von der Aufführung derselben im Ge- wandhause zu Leipzig uur die allerconfnsesten Eindrücke zu erhalten, ja, durch deu schablonischen Vortrag mich so entmuthigt zu fühlen, daß ich mich vom Studium für einige Zeit gänzlich abwandte. Das war etwa 1833. Von Mozarts Instrumentalwerken empfand ich ebenfalls volle Klarheit, als ich sie selbst dirigirte uud meinem Gefühle für den belebten Vortrag der Mozart- fchen Eantilene zu folgen vermochte. Von der gründlichsten Belehrung jedoch ward es für mich, endlich vom Conservatoire-Orchester in Paris 1839 die so bedenklich befundene neunte Sinfonie gespielt zu hören. Hier fiel es mir wie Schuppeu von den Augen, was auf den Vortrag ankäme, und sogleich verstand ich, was hier das Geheimniß der glücklichen Lösung der Aufgabe ausmachte. Dieses Orchester hatte eben gelernt, in jedem Tacte die Veethouen'sche Melodie zu erkennen, welche offenbar unfern

brauen Leipziger Musikern damals gänzlich entgangen war. In Paris
sang das Orchester diese Melodie."
Es ist ein Zeichen der Zeit, daß sich die Adepten Wagners trotzig
und verächtlich gegen die Melodie in der Musik stellen, als wäre sie etwas
Unwürdiges; Wagner selbst dagegen hielt das Höchste von der Melodie,
von dem „neuen Melos Beethovens, und er schätzte den Dirigenten, der
nach dem Melos, nicht aber nach Tactstrichen" die Viertel schlug. Dieic
Melodieschätzung mußte eine viel lebendigere bei Schuck) sein, als wie bei
seinen College« aus der Zunft. Sie blickten verächtlich auf die Italiener
herab, er war durch deren Schule groß geworden. Darin liegt die Er-
klärung der außerordentlich warmen Temperatur, mit welcher Schlich MM
leitet. „Es singt und klingt das Kleinste," wie Lis,t als Gegensatz zn den
„versteinerten Tactschlägern" sich ausdrückt.
Man braucht sich aber nicht vorzustellen, als ob etwa Schuchs Liebe
nur bei den Italienern haftete. Wahr, er dirigirt die Traviata, wie kein
deutscher Kapellmeister es ihm nachmacht. Aber er dirigirt mit derselben
Sachtreue den „Falstaff", der doch nur zufällig italienischen Ursprungs ist,
sonst aber Ansprüche an den Güst und das rhythmische Genie des Dirigenten
macht, wie die „Meistersinger". Und genau die Hingebung für diese oder
„Tristan", bringt unser Generalmusikoirector den kleinsten Dingen entgegen.
Ihm ist es zu danken, daß zur kritischen Zeit, da der Wagnerianismus mit
dem himmelstürmenden Pathos das gesnmmte Zierlichkeits-Musikleben Nber-
fluthete, gerade Dresden den Sinn für das musikalische Lustspiel sich be-
wahrt hat und nie aufhörte, die Spiel- und komische Oper zu pflegen,
wozu ebenso sehr die filigranfeine Orchesterstimmung Schnchs, wie eine Reihe
Gesangskünstler neben den pathetischen berühmten Wagnersängern das ihre
beitrugen.
Ganz bewundernswert!) hat er vor einem Jahre Jos. Haudus
„Apotheker" herausgebracht. Da gab es kein Vorbild, keine Tradition; der
Künstler mußte Alles aus sich selbst machen. Dr.Hirschfeld hat im Esterhazy'schen
Archive Havdns Werk ausgefunden-, aber er hat es um ^ gekürzt, fremde
Theilstücke als Vindeglieder dazuthuu müssen, und nun »höre man, wie
köstlich selbstverständlich stilisirt unter Ernst Schuck) das Alles klingt, als
habe der alte Havdu das Werk genau so und für die Gegenwart geschrieben.
Dasselbe ist von den „drei Pintos" zu behaupten, Webers kostbare komische
Oper. Complet waren nnr fünf Nummern von C. M. u. Webers Hand:
alles Uebrige mußte ergänzt werden. G. Mahler that das, mit dem
äußersten Gelingen. Aber nun galt es, die Oper in ihrem eigene« Etil
möglichst einheitlich zu dirigiren; und da hat wieder Schuck), nicht minder
wie bei Handn, ein Wunder gethan. Von neueren Autoren danken ihm
einige eine absondere Förderung. Dazu zählt, lange vor seiner Berühmt-
heit, E. Goldmark, Smareglia, auch W. Kienzl, E. d'Albert, der Franzose
Emannel Chabrier, Alberto Franchetti, Leo Delibes, und in den Concerten

der K. Kapelle slauische Musik von Dschaikowski, Eni, Glinka, Smetann, i>ilasounow ii. a. in.
Die Schnelligkeit der Auffassung ist bei Schuck) jener nicht unähnlich, welche Liszt befaß. Auf der Altenbnrg in Weimar spielte Liszt einst ein Mannseript-Drio F. Vendls, der eben damit in Weimar angekommen mar. Um 11 war der Zug eingetroffen mit dem Liszt damals ganz fremden jungen Eomponisten, und um 12 faßen Liszt, Singer und Coßmann beim Primavistaspielen. Das Heft war lose, plötzlich sielen einige Vlätter daraus uom Clauierpult auf die Erde, und Liszt — spielte" weiter. Bis die Vlätter wieder obeu lagen, «erging eine Minute. Liszt spielte ruhig und sicher weiter, so wohl hatte er die Logik im Bau des Wertes verstanden. Nun, das sind Dinge, die lernt man nicht; man hat sie oder man hat sie nicht. Wer sah nicht schon Schuck) aus Partituren dirigiren, die wie das Chaos durcheinander lagen, verändert, corrigirt, umgestellt, und doch hat er mit bewundernswerthem Feingefühl und unübertrefflicher Sicherheit erratheu, was er nicht sehen konnte, nnd gerade solche Sacken mit dem Aufgebot hochgespannter Nerventhätigkeit zu entzückender Klarleit gebracht.
Der äußere Lebenslauf des Mannes, der in einigen Hauptdingen als Typus des neuzeitlichen Lapellmeisterthumes gelten kann, ist feit feiner Berufung nach Dresden unauffällig. Natürlich trat er nach dem Tode von Krebs und Rietz in eine allererste Stellung, die nach dein Wegzug Wüllners unangetastet blieb. Den Vorwurf kann man dem ausgezeichneten Künstler nicht ersparen, daß er zu eifersüchtig seine Primaz im Auge hatte und keinen ebenbürtigen Nebenbuhler neben sich dulden wollte. In Hofcapellmeister Hagen, k. Musikdirector u. Schreiner und Chorrepetitor G. Pittrich besitzt er treue Hilfen, aber letztgenannte sind noch ganz jung und abhängig, und A. Hagen wird niemals Gelegenheit haben, irgendwie entscheidend einzugreifen. Sowohl die Neuwerte von Belang, wie überhaupt Alles von Bedeutung, und Alles, was Zulauf des Publicums besitzt, in Concert und Theater, dirigirt Schuck) unerbittlich selbst, uud, wie wir gesehen haben, so meisterhaft, daß nach dieser Nichturg berechtigte Wünsche nicht aufkommen können. Andererseits liegt die Ueberarbeitung des einzigen Leiters auf der Hand, nnd feine Eifersucht oder sein Ehrgeiz will trotzdem keine Entlastung, Niemanden, der ihn wirklich ersetzte.
Wir sind schließlich wieder beim Anfang dieser Ekiz'e: Die Stellung der Capellmeister unserer Zeit im Allgemeinen. Schuch hat zum Mindesten die Bedeutung seiner jüngeren oder gleichnlterigen College». Während diese aber ihren Ehrgeiz nnd ihren Thntendrang erpansiu bis über den ^cean, nach Amerika und England tragen, überall „gaftdirigirend", bat sich seit 1872 Schuch ganz mit der K. Hofoper in Dresden identificirt. Er ist der Herrgott des Dresdner Musiklebens geworden unter Gras Plntens Intendantur, ist es in noch ausgedehnterem Maße blieben nnter Wirkt. Geh.-Nnth Var, der einige Jahre, seit Platens Tod, das K. Institut ver-

waltete, und im Wesentlichen ist Schuchs Stellung auch unter dein jungen neuen Intendanten, (Aasen Seebach, dieselbe. Nicht etwa blas seine diplomatische Geschmeidigkeit ließ ihn unerschüttert drei Regierungen überdauern, sondern die absolute Tüchtigkeit, eine fabelhaft schnelle Auffassung, ein fast unheimlicher Fleiß. Mit der Höhe seines Eredites im Publicum wuchs natürlich seine Unentbehrlichteit, und zwar in einein nicht ungefährlichen Maße. Wird ;. B. ein Sänger zum Engagement vorgeschlagen oder eine Opernneuheit projectirt oder eine Besetzung älterer Werke beliebt, so hat Sänger, Oper und Besetzung den Credit, sobald „Schuch dirigirt". Ueberläßt er die Leitung einem Anderen, so ist man im Vorhinein überzeugt, die Sache muß abfallen.

Wie man sieht, ist die einstige Parität der „beiden sächsischen Capellmeister" völlig durchbrochen. Graf Platen wie Geh.-Rath Bär hatten bei jedem Machtzuwachs Schuchs ihre Bedenken, aber schließlich mußte man einsehen, daß Reibereien (wie zwischen Schuch und Wüllner) schlimmer wirkten, als schließlich eine einseitige Machtüberfülle. Ziemlich alle erwünschten Orden erhielt Schuch nach und nach, theils die höchsten Auszeichnungen fremder Höfe. Als ihn Seine Majestät der König von Sachsen vor 15 Jahren zum Hofrath inachte, wußte man sich diesen Titel zuerst nicht zu erklären. Er hat mit der Function absolut keine Verbindung. Aber dann sagte sich alle Welt: es sei ein Zeichen höchsten Vertrauens seitens des Königs, und auch dieser Fall stärkte den Credit des Glückskindes. Es giebt in der That Menschen, denen Alles zum Heile ausschlägt, die, wie das Sprichwort sagt, „nur die Treppen herauf fallen". Als vor 8 Jahren der König seinem ersten Capellmeister die Stellung eines Generalmusikdirectors verlieh, war das kein Titel, wie ihn Menerbeer oder Mendelssohn oder Spontini geführt, sondern eine wirkliche Machtstellung. Oder, wenn die Annahme gestattet ist, eine Snnction des neuzeitlichen Eapellmeisterthums dnrch den obersten königlichen Willen.

Was Eingangs gesagt ist, daß durch den Kopf und die Hand des modernen Cnpellmeisters alle Fäden des neuen Theaterorganismus laufen und deren immense Ueberbürdung und Nervosität verschulden, besteht in vollem Umfange nicht an den Prouinzial- oder Stadtbühnen. Tort herrscht eine eiserne Obergewalt: die Kasscnprosperität. Ein Tirector oder Pächter, der auf seine Kosten kommen und einhalbhnnderttnusend Mark verdienen will, kann dem ersten Opernleiter wohl die höchste Gage zahlen — bis 24 und W Ms» Mark sind solche Stellungen dotirt — aber den Einfluß kann er keinem Musikgenie, überlassen: er regiert selbst nnd schreibt vor. Ein Intendant hat hinter sich die Macht einer königlichen Schatulle. Selten wird er als Fachmann eingreifen tonnen und muß sich im Wesentlichen auf den Stab von Regisseuren und Musikdirektoren «erlassen, der ihn nmgiebt. Das wäre fast Oligarchie oder auch Demokratie. Sie hat eigentlich nirgends statt, das eine Berlin unter Graf Hochberg mit einer

merkwürdig gerechten Decentralisation der Gewalten nusgenoimnen. Regel, Product der niusikhistorischen Entnncklung, ist die Einzelherrschaft eines Obercapellmeisters oder Generalmusikdirectors, der ja fast uncontrolirbar ist, wenn er vor einer Riesenpartitur der „Götterdämmerung" oder des „Ben- uemtto Cellini" steht, die es vor Goethes Tod überhaupt nickt gegeben hat. Drängt nicht Wagners Theorie von der Vereinigung aller Künste zur Omnipotenz der Musikleitung'? Die Bühne Wagners will wirken durch gleichwerthigen Antheil der Malerei, der Plastik, der Physiognomik, der Rhythmik, der Musik, der Dichtimg. Für alle diese Branchen waren früher, freilich mit minimaler Machtbewgniß, Fachleute am Theater mitwirkend. Man kann annehmen, daß z. V. zu den Ballet-Opern-Kolossen, die Fürsten«« in seiner Geschichte des Dresdner Hoftheaters aufführt, wie sie am Hofe August des Starken „geschwelgt" wurden, viele Fachleute des Kunsthand- werks mitthätig waren. Aber die Einheit des Wagner'schen (schon fast allgemeinen) Operndramen-Ideals verlangt jetzt einen Oberwillen, eine entscheidende Hand, eine superiore Bildung. Daß diese Oberleitung der Musik zufiel, hat einen technischen Grund: ihr Apparat ist der schwerste, der „uubetnnnteste". Jeder Intendant, Regisseur, Inspicient kann sagen: diese Farben der Eostüme passen nicht; jenes Wort klingt schwülstig; hier wäre die oder jene Action anzurathen. Aber vor den 36—52 hieroglyphi- schen Roten-eileu der Musikpnrtitnr machen alle die Herren ehrerbietig Halt. Da steht dann der Generalmusikoirector als N6r?u.8 rerum schöpferifch gottähnlich — und da liegt die Basis seiner veränderten Bedeutung im modernen Theatergetriebe.

Verheirathet ist Generalnmsitdircctor Schuck) seit 1875 mit der lyrischen und Eoloratursängerin der Dresdener Hofbühne, Elementine Schlich, ge- borene Prosta oder eigentlich Prohaska. Die Familie entstammt dem slavischen Böhmen, das Licht der Welt erblickte die kleine große Gesangs- künstlerin an der ungarischen Grenze, in Oedenburg. Die Verfeinerung ihrer Gesaugkunst unter dem Einfluß dieses Gatten wird nirgend Wunder nehmen. Ihre Zerline, Rorina, Trnviata sind ebenso bewundernd aner- kannt worden, wie ihre Pamina oder Thusnelda. Beider Gatten Stellung ward durch die Ehe, so glücklich diese sonst gewesen, erschwer. Man wollte finden, er protegire als allmächtiger Eapellmeister seine Frau; Andere be- haupteten, er unterdrücke, um gerecht zu erscheinen, das Talent der Gattin. Für die weitesten Kreise werden diese Zeilen insofern nicht überflüssig sein, als ja Schlich, nicht der „Roth gehorchend", sondern „dein eigenen Triebe", mehr reisen wird, als seither. Wir sahen, auch das liegt im Charakter der Zeit. Das Idyll in Dresden soll einen heldischen Epilog haben. Der Borsprung, welchen die Rickisch, Weingartner, Muck u. a. m. als Reisedirigenten voraus haben, ist nicht nur künstlerischer Art. Heut- zutage hat das Handwerk keinen goldenen Boden mebr, sondern hat diesen der Bühnenkunst abgetreten. Die hohen Gehälter entsprechen meist mit

Recht der hohe» Verantwortmiss, Bildung und dein entsetzlich raschen Kräfte-
verbrauch. Aber die größten Gagen erreichen die Rebeneinnahnie» durch
das Neisedirigiren nicht. Die Bezüge Tchuchs in Dresden sind lange nicht
die höchsten, obzwar sie die bescheidenen Gehälter von C. M. u. Weber,
Marschuer, Wagner, Reißiger fast dreifach übersteigen »lögen. Die
Eoncertdirection H. Wolff in Berlin zahlt für einen philharmomschen
Eoncertcnclus i» Hamburg oder Bremen Iahresgagen von bedeutender Höhe.
Auch nach Berlin zieht sie auswärtige namhafte Dirigenten, das ist schon
Mode geworden und ehrenvoll, seit Hans von Vülow darauf einging. Schuch
hat ein niederrheinisches Musikfest dirigirt, war in dieser Saison als Gast-
dirigent in Pest, in Prag, und das wird wohl immer weitere Kreise
ziehen. Allerdings hat er zu einer Eoncertdirection nach Moskau keinen
Urlaub erhalten, und man muß darin dem Gräfe» Teebach Recht gebe»:
Wenn die stärkste Lebensäußerung der Dresdener Hofoper ganz von den«
einen Manne abhängt, dann geht es nicht au, daß er seine Kräfte in zu
große Fernen zersplittere. Das Arbeitspensum der Dresdener K. Oper darf
nicht in noch mehr Ttockunge» gerathen, als die ohnehin schon schmerzlich
empfundenen Sängerurlaube zu verursachen pflegen. Aber innerhalb näherer
Grenzen wird der uielberühmte Dresdener Gcneralmusikdircctor sich demnächst
erhöhte Bedeutung verschaffen.
Zu wünschen bleibt freilich, daß die Herren Dirigirrei<e»den ihre
Gesundheit bewahren. Denn, liegt schon eine Gefahr i» der Anwendung
aller modernen Reruenerregung auf das classische oder heitere Musikwert,
so wird die Gefahr eminent, wenn die Reizbarkeit der Leiter krankhaft wird.
Es entsteht dann der schlimme Zug zu penetrantem „Rüanciren", zu der
Methode, einfache Werke „sseistreich" aufzuputzen. Der Eine will es darin
dem A»der» vorausthun, und man erlebt jene bedenklich komischen Kritiken,
in denen kaum noch vom Original Beethovens oder Havdns die Rede ist,
sondern nur, was der Göttliche Eapellmeister i» den (bedauernswerthen)
Werken entdeckt oder ssar „bineingeheimnißt" habe. Wir vertraue», auch
wenn so Cchuch mehr reist als seither, wird ih» sein wunderbar pulsirendes
natürliches Musikgefühl vor derlei krankhaften Caricaturen bewahren.
Dann wird die Musikwelt bestätigt finden, daß die liebenswürdige,
genial veranlagte, eminent leistungsfähige Künstlerpersünlichkeit Schuchs als
Typus jener Reihe moderner Directionstalente gelten kann, die ganz und
aar Producte unserer Zeit und unserer nervösen Kunst sind, gleichwohl aber
ohne krankhafte Neigung, sich auf Kosten des Kunstwerkes Geltung zu ver-
schaffen, und welche um so mehr Bewunderung verdienen, da ihre glänzende
Gegenwart der Mtur der Dinge nach nur kurz sein kann und ihr Leben
eine Ueberfülle von aufreibender Arbeit mit sich bringt.

Die letzten Worte hervorragender Geister.

von

Alfr. Chr. Aalischer

— Veilin. —

(Zchlutz,)

V.

siner der gesinnnngsuollsteu, tapfersten, uneigeunützigsteu Männer Griechenlands vor und nach dein Untergänge der hellenischen Freiheit war der Athener Phokion, der noch als 8s) jähriger Greis zum Giftbecher vernrtheilt ward (^ 318 v. Chr.).

Der Mann, der fünfundmerzig Mal die Würde eines Strategos mit Rnhm bekleidete, der Schüler Plntons und Xenokrates', der Mann, den Alexander der Große hochschätzte nud doch nicht bewegen konnte, Geld oder andere Gnadenbeweise von ihm anzunehmen — und Phokion war arm und gerecht wie Aristeides —, dieser Mann entging dennoch nicht dem Geschicke, am Abende seines thatenreichen Lebens der Prodosie lHochverrath) angeklagt zu werden.

In den letzten Zeiten seines Lebens stand Photio» wieder als Strategos an der Spitze des athenischen Staatswesens. A'och Antipaters Tode suchte sowohl der Feldherr Polysperchon als auch dessen Obrist Kassander Griechenland auf seine Seite zu ziehen. Mit Kossanders Abgesandten Nikanor ließ sich Phokion in Unterhandlungen ein, stimmte ihn mild und freundlich gegen die Athener, beredete ihn auch ,^u mancherlei Thaten des Ehrgeizes, wie etwa sich hohe» Ausgaben zu unterziehe», nachdem man ihn zum Orduer und Nichter der Kampfspiele gemacht hatte. (7e'>6^ev5v «-fl»vn9'i^v; Plutarchos: Pbolion, Cap. 31.)

Polysperchon kam es aber durchaus darauf an, den ihm ungelegenen Phokion zu unterdrücken. Als Vormund des makedonischen Königs sandte er ein Schreiben an Atbens Bürgerschaft, worin er knud thnt, daß der

König von Makedonien ihnen ihre demokratische Verfassung wiedergebe; er geböte, daß alle Athener nach ihren vaterländischen Einrichtungen regiert werden sollten (a. a. O. Cap. 32). Ein solches Schreiben erging an alle griechischen Städte.

Doch Phokion durchschaute Polysperchons feindselige Pläne, die nur darauf ansgingen, Athen in seine Gewalt zu bringen. ^ Darum mußte Phokion gestürzt werde».

Nuu begab sich Nikanor im Vertrauen auf Phokion, der ihm volle Sicherheit gewährte, in den Peiraieus, wo eine Nathsversnmmluug stattfand. Dem Derknllos, dem Führer der im Lande stehenden königlichen Truppen, entkam Nikanor noch glücklich und suchte sich für diese Verrätherei au der Stadt zu rächen. — Jetzt feindete man den Phokion heftig au, daß er den Nikanor habe entwischen lassen. Phokion aber sagte i er habe Vertrauen zu Nikanor nnd befürchte nichts Schlimmes von ihm; andererseits wolle er lieber, daß ihm Unrecht geschähe, als daß er ein offenbares Unrecht thäte*).

Das war völkerrechtlich groß gedacht, ganz so, wie sich ein Aristeides in ähnlicher Lage aussprach. Allein die Staatsklugheit — Phokion dekleidete ja die oberste Staatswürde — hätte ihn doch lenken sollen, gerade heraus zu erklären, daß Polysperchons Verheißung nur ein (beschenk aus der Paudorabüchse bedeute. Diese kleine Unterlassungssünde ward dem edlen Phokion znm tragischen Verhängnisse.

Wie sich nun Nikanor nicht besser als Polysperchon erwies, erhob sich gegen Phokion die ganze Wut!, des Volkes, — der Strategos sah sich mit einem Zauberschlage auf's Allgemeinste verachtet. — Während nun sowohl Nikanor als anch Polysperchons Sohn Alerandros Athen mit Heeresmacht überzogen, ward der edelste Athener in einer wüsten Volksversammlung seines Strategenamtes entsetzt. Der Nedner Agonides siel mit besonderer Heftigkeit über Phokion ber nnd klagte ihn öffentlich des Landesverrathes (der Prodosie) an.

Polysperchon hielt darauf in Pharvga, einem Dorfe in Phokis, Gericht. Der goldene Thronhimmel ward aufgestellt, der junge König und die Näthe fetzten sich darunter (a. a. O. Cap. A3). — Etwa wie späterhin Jesus vor Pilatus, so stand jetzt hier Phokion vor Polysperchon, der des großen Mannes Sache sehr parteiisch richtete, kaum daß er Um ruhig aussprechen ließ. Schließlich schlug Polysperchon mit dem Stocke auf die Erde und befahl ihm zu schweigen; damit war Photions Schicksal besiegelt. — Eine Wache mit Kleitos an der Spitze führte Phokion nnd seine Leute nach Athen zurück, wie es hieß, damit er dort noch einmal gerichtet werde, in Wahrheit nur, damit er dort den Tod erleide.

*) ,.,»H/.).2V ls-iXliv ^3ix,!>l«v<); 5, «!,lix<!>v fUVlsii,; '/.VT'H«", PlutlllHos, Phokion Lop, 32, sc!, Imm. Better (Leidig, !855—1«57, 5 Band«, IV. Band. — Tcmchmtz,.

In einer allerbuntesten Voltsuersnnmllung ward der Brief des
Matedonierlünigs verlesen, worin gesagt wird: Phokion und seine Freunde
seien zwar schon der Verrätherei für schuldig befunden, aber den Athenern
als einem freien und selbstständigen Volte wolle er die Verurtheilung über-
lassen. Das „freie, selbstständige (antonome) Volk" Athens ließ den
greisen Photion kaum zu Worte kommen.
Dieser erklärte endlich voll Großmuth seine Staatshandlungen der
Todesstrafe würdig und wollte nur seine unschnldigen Freunde retten, in-
dem er fragend ausrief: „Warum wollt Ihr diese tödten, die nichts Un-
rechtes gethan haben?" Da riefen Viele: „Weil sie Dir ergeben sind"*).
Phokion trat zurück und sprach kein Wort mehr.
Beinahe wäre der Greis noch vor der Hinrichtung gefoltert worden:
doch davon mußte selbst die haßerfüllte Grausamkeit eines Agonides Ab-
stand nehmen, weil er die Barbaren murren sah. — Als man nach auf-
gehobener Versammlung den Phokion in's Gefängniß führte, zeigte er die-
selbe Ruhe im Antlitz, wie wenn er sonst aus der Feldherren-Versammlung,
geleitet wurde. „Die das sahen, bewunderten die Leidenschaftslosigkeit und
die Seelengröße des Mannes" (^v «nHö-e'.av >.«i ^-'l«X2^-//av inu
»v?l>6?; Plut. a. a. O. Eap. 36). — Doch feine Feinde fuhren fort, ihn
zu schmähen; Einer spie ihn sogar an. Da soll sich Phokion mit den
Worten an die Archonten gewendet haben: „Wird denn Niemand diesen
unanständigen Menschen zur Ruhe verweisen?"
Im Gefängnisse beklagte der Mituerurtheilte Dhudivpos seiu Loos,
daß er auf so unwürdige Art mit Photion sterben muhte. Mit ruhigein
Stolpe sagte ihm der greise Held: „Bist Du es denn nicht zufrieden, daß
Du mit Phokion stirbst?" (Eap. 36)").
Der unverbrüchliche Edelsinn des Phokion erhellt noch besonders aus
seiner letzten Bestellung an seinen Sohn Phokos: „Allerdings," sagte er,
„ich verlange, daß er den Athenern das erlittene Böse nimmer
nachtrage"*").
Sein vertrautester Freund Nitotleo bat ihn, er möchte ihn doch das
Gift zuerst trinken lassen. Phokion erwiderte: „Schwer, o Nitotles, und
schmerzvoll ist mir diese Deine Forderung. Da ich Dir aber niemals

*) ,.«?. üo' <lH°i ?;-!>/" (Photion. Caft. 84).

**) Ein umgekehrtes Beispiel führt Cornelius Neftos in seinem Lebe» des
Phociou (Top. 4) an. Als dieser zum Tode geführt ward, begegnete ihm ein vertrauter
Freund Guvhiletus. Als dieser weinend ausrief: „O, wie Unwürdiges muht du er-
dulden, Photion!" l^ quZin inäissu» porpstsri», ?l»«ion") antwortete dieser: „Aber
nicht unerwartet, den» eine» solchen Ausgang haben die meisten berühmten
Athenischen Männer geuonnnmcn! t^t non inniiiuaw; tuin« emm exiwm pwricin«
owri viri liabuernnt Xtbeni^uzez). —Nach Nepos trug Phociou den Beinamen „der
Gute" (Üc,llu8, 5 /p^'^l)! ^d. Vau. I. —

***) „Il«VU ftiv »!>v 3?>,. Xi-su» p,-^ ^vr^'.xnLlv '^^,^>-'," (Ca», 36: Photwu).

während Deines Lebens in irgend Etwas nicht gewillfahrt habe, ergebe ich mich auch darin*)".

Nachdem alle Genossen Phokions den Schierlingsbecher geteert hatten, fehlte es zuletzt an Gift für Phokion. Der Henker erklärte, kein neues Gift reiben zu »vollen, wenn er nicht zwölf Drachmen bekäme. Und da sprach Phokion noch ein letztes sarkastisches Wort über die Athener aus. Er rief einen Freund und beschwerte sich mit den Worten: „ob es denn in Athen nicht einmal zulässig ist, umsonst zu sterben**)."

Dann gebot er, jenem Menschen die kleinen Münzen zu geben, das Kermation (>ep^?l«v).

Auch Angesichts der Leiche Photions kam die fanatische Volkswuth nicht zur Ruhe. Man erwirkte eine Verordnung, datz der Leichnam über die Grenze gebracht werde und daß sich kein Athener unterfangen dürfe, zu Phokions Bestattung Feuer anzuzünden. So wagte keiner seiner Freunde, den Leichnam anzurühren.

Nachdem der Todte über Eleusis fortgeschafft war, verbrannte ihn ein gewisser Konopion um Goldeswerth, wobei ihm eine Megarenserin mit ihren Dienstfrauen hilfreich zur Seite stand. Diese edle Frau errichtete dem verachteten Manne auch ein Denkmal daselbst. Sie sammelte Photions Gebeine, barg sie in ihrer Wohnung neben dem Herde und sprach die wehmuthsuollen Worte dabei: „Dir, du lieber Herd, vertraue ich diese Ueberreste eines edlen Mannes an. Du aber gieb sie an die väterlichen Grabhügel zurück, sobald die Athener wieder zur Besinnung kommen." (Plut., Phokion, Cap. 37.)

Bedauerlicher Weise hat die Geschichte uns den Namen dieser edelmüthigen Megarenserin nicht aufbewahrt. — Die Athener kamen aber bald wieder zur Besinnung, — ähnlich wie nach des Sokrates Heimgänge. Makedoniens Verrath ward ebenso offenbar, wie Phokions heiligste Vaterlandsliebe. Nun erscholl eitel Wehklage, welch einen erhabenen Hort man in Phokion dahingewürgt hatte. — Jetzt ward dem unglaublich schnöde mißhandelten Phokion eine herrliche eherne Bildsäule errichtet, seine Gebeine aber auf Staatskosten würdig bestattet. Den Agonides, den verruchten Ankläger Phokions, uerurtheilten die Athener zum wohlverdienten Tode. —

Ein jüngerer Zeitgenosse Phokions war der glänzende Redner Demosthenes, der von 388—322 vor Chr. lebte.

Es ist erstnunenswürdia, daß man trotz der klaren, objectiven Biographie dieses außerordentlichen Mannes bei Plutarchos dennoch fast nur oder ausschließlich Licht an seinem Wesen wahrnehmen will — als würfe seine Persönlichkeit keine bedenklichen Schatten: ja, geblendet von seinen

glänzenden Geistesgaben, wird man nicht müde, seinen Zeitgenossen Pholion
un« seinetwillen unbilligerweise zu verkleinern.
Zu einer wirklich ethischen Persönlichkeit fehlten dem Demosthenes,
den seine sarkastischen Landsleute bezeichnend genug mit den Spitznamen
Vatalos (— Weichling, LH-r-eXo?) und Argas (Schlangenart, '^?^i)
bedacht hatten, jedoch zwei Dinge: Tapferkeit nebst Muth und Uneigennützigkeit.
Es ist darum nicht überflüssig, bei dieser Gelegenheit einige besonders
zutreffende Kernsätze aus Plutarchos' Demosthenes in die Erinnerung zu
rufen. „Besäße er also" — so lesen wir dort (Demosthenes, Cap. 13) —
„bei seiner EMebe hinsichtlich der Grundsätze und bei dem Adel seiner
Reden noch die dem Krieger eignende Tapferkeit («v3^e!« «
TwX^'.!?^^;) und die Gabe, in allen Dingen unbefleckt zu handeln:
so wäre es nicht genugsam gewesen, ihn unter die Zahl der Redner von
der Art eines Moirokles, Polyeuktos oder Hypereides zu rechnen, sondern
er müßte dann hoch oben mit einem Kimon, Thutndides und Perikles zu-
sammengestellt werden."
Und im folgenden Capitel, wo Phokion um seiner Tapferkeit und
Gerechtigkeit willen mit einem Ephialtes, Aristeioes und Kimon auf eine
Stufe gestellt wird, heißt es: „Demosthenes hingegen, der, wie Demetrios*)
sagt, in den Waffen nicht eben zuverlässig und in Bezug auf
das Nehmen nicht gänzlich gefeit war**), der zwar dem Golde von
Seiten Philippos' und Makedoniens unbezwinglich erschien, der sich aber,
wenn es vom Hochlande her aus Susa und Ekbatana kam, zugänglich und
in Wahrheit bestechlich erwies: war wohl der Befähigtsten einer, um
die hohen Thaten der Vorfahren zu preisen, aber nicht also,
dieselben nachzuahmen" (^.^s»^«« 3' c>5/ 3^«5?).
In der entscheidenden Schlacht bei Chaironeia (388), zu welcher be-
sonders seine zündenden Reden hingeführt hatten, „vollbrachte er gar nichts
Schönes, überhaupt Nichts, was seinen Worten entsprach. Er entfernte
sich aus seinem Platze in der Schlachtordnung, lief auf's Schimpflichste
davon, warf sogar die Waffen fort, wobei er nicht einmal, wie Pntheas ***)
schreibt, vor der Aufschrift seines Schildes Scheu trug, auf welchem mit
goldenen Buchstaben verzeichnet stand: „Mit gutem Glücke" («v«ös, ^/^l
Plut. Demosth. Cap. 20).
*) Jedenfalls der Philosoph, Geschichtsschreiber, Nhetor und Staatsmann Teme-
trios Phalerens (^/^p^ i <I>«',.^peÜ5), der nach Photions Tode von Kassander an
die Spitze des athenischen Staatswesens gesetzt ward. Seine zehn Archonteniahrc (318 bis
308 od. 317—307) bilden eine höchst glückliche Epoche in diesem Stadium Athens, wofür
ihn das Volt mit 360 Statuen bedacht haben soll, um ihn schnell genug seinen Wankelmuth
fühlen zu lassen. Ter Archon und Philosoph -j- 283 im Exil: von seinen Schriften hat
sich nichts Beglaubigtes erhalten.
***) Ts ist Pytheas, der Nedner, Zeitgenosse des Temosthenes und dessen (Gegner.

Als späterhin Harpalos, der bekannte intriguenhafte und verschwenderische Schatzmeister Alexanders des Großen, vor diesem fliehen mußte, kam er schätzebeladen nach Athen, um hier seine Bestechungskünste spielen zu lassen. Es gelang Harpalos nur zu gut damit: auch Demosthenes unterlag dem Goldzauber. Ein kostbarer Becher, 20 Goldtalente werth, brachte ihn um seine bisherige Unbescholtenheit. Er, der berufen war, gegen Harpalos zu reden, schien mit einem Mal« die Stimme verloren zu haben. Witzige Menschen sagten aber voll grimmigen Hohnes: „Der Demagog (27^«7l,i-sül) sei des Nachts nicht von der Halsbräune, sondern von der Goldbraune ergriffen worden" <Eap. 29)**).
Demosthenes' Scheinheiligkeit nützte aber gar Nichts; er war einer der ersten, die vom Senate verurtheilt wurden. Fünfzig Talente sollte der Redner zur Strafe zahlen und bis zur Lösung im Gefängnisse verbleiben. Bald entfloh der Redner seiner Gefangenschaft, konnte aber auch in dieier nothwendigen Verbannung keine Ruhe finden: die Erhabenheit des Gewissens fehlte ihm, die einen Totrates, einen PHotion auch innerhalb der todbringenden Gefängnißmauern bis zum lebten Athemzuge aufrecht erhielten.
Räch Aler anders des Großen Tode konnte des Redners Sehnsucht nach seiner Baterstadt Athen wieder befriedigt werden. Die für Bonmots empfänglichen Athener riefen den Demosthenes, da ihnen ein schmeichelhaftes Impromptu desselben zu Ohren gekommen war, wieder nach Athen zurück. Um dieses Ehrentages willen soll sich der Redner besonders glücklich gepriesen haben. — Doch als die hellenischen Dinge sehr bald wieder eine schlimme Wendung nahmen, zeigte sich seine Schwachheit wieder in vollstem Maße.
Kaum vernahm Demosthenes, daßAntipater und Krateros gegenAlhen loszogen, da entfloh er schleunigst aus Athen: das Bolk jedoch verurtheilte auf Antrag des Redners Demades sowohl Demosthenes als auch seine Mitentläufer zum Tode. Antipater betraute den ehemaligen tragischen Schauspieler Archias aus Thurii, der den bezeichnenden Beinamen Phygadotheras (— Jäger der Landesflüchtlinge, fu,«?^^«?) führte, damit, die Parteigänger des Demosthenes lebendig oder todt einzufangen.
Der große Redner war nach Knularia, einer kleinen Insel nicht weit vu» Aigin«, gegenüber der Stadt Troizene, entkommen, wo er im Tempel Poseidons als Hitetide saß. — Hier bekam Demosthenes Gelegenheit, zu beweisen, daß ihn die Schärfe beredten Wortes und seine Gesinnung gegen Makedonien bis zum letzten Augenblicke nicht verließen.

*5) Goldbraune (^-^ü-sx^) ward in Attita überhaupt von Jemand gesagt, der bestochen ward, nicht zu reden, und weil derselbe dann Halsweh («uv»-^) als Grund seines Schweigens vorgab. Nicht übel ist dieses griechische Wortspiel in der Plutarch-Verdeutschung von I. F. S. Kaltwasser-Güthling (Universalbibliothet) wiedergegeben, wo zu lesen ist: „der Redner sei in der Nacht weniger von der Kehlsucht als von der Gelbsucht befallen worden."

Der hinterlistige Archias wollte Demosthenes durch Vorspiegelungen
bewegen, sein Asyl zu «erlassen. Doch ein merkwürdiges Traumbild
hatte diesen in der letzten Nacht vor Archias gewarnt. Ohne aufzustehen,
sagte Demosthenes daher jetzt zu diesem: „O Archias, Du konntest weder
jemals als Schauspieler überzeugend ans mich einwirken, noch kannst Du
es jetzt durch Deine Versprechungen." (Plut. a. a. O. Cap. 29.) — Und
den Drohungen dieses Schergenmannes entgegnete Demosthenes: „Jetzt ver-
kündest Du in Wahrheit die Orakel vom makedonischen Dreifuße her, vorhin
aber schauspielertest Du? Doch warte noch ein wenig, damit ich den
Meinen noch Etwas vermelde."
Demosthenes begab sich nun in das Innere des Tempels, scheinbar
um eine Papyrusrolle zu beschreiben, in Wahrheit aber, um das längst in
Vereitschaft gehaltene Gift zn nehmen. Archias versprach ihm nochmals
eine Aussöhnung nnt Antipater. Doch Demosthenes fühlte bereits die
Wirksamkeit des Giftes und sprach, den Archias starr anblickend, die edlen,
lioheitsvollen Worte zu demselben: „Nun magst Dn eilfertig den Kreon
der Tragödie") spielen und diesen Körper unbestattet hinwerfen.
Ich aber, o theurer Poseidon, verlasse lebend das Heiligthum;
von Antipatros jedoch und von den Makedoniern ist nicht einmal
Dein Tempel unbefleckt zurückgelassen worden*")." — Obwohl
zitternd und taumelnd gelangte der Sterbende noch hinaus gerade bis zum
Altäre; dort sank er nieder und hauchte mit einem Seufzer seine Seele aus.
Die Giftepisode wird vielfach anders erzählt. Auch der Mythos be-
mächtigte sich des Lebensende-? des größten attischen Nedners. Demosthenes
starb l822) am 16. Pyanepsion (—October), nach Plutarch „dem trüb-
seligsten Tage des Festes der Thesmophorien, welchen die Weiber neben
dein Tempel tder Göttin Demeter) fastend verbringen"*").
In Athen versöhnte des Demosthenes Tod alle Welt. Man errichtete
ihm eine eherne Bildsäule, auf der die bezeichnende Inschrift eingegraben
ward:
Wärest, Demosthenes, Du auch an Kraft so groß wie cm Einsicht,
Nimmer ward Hellas beherrscht von» makedonischen Mars"^).
*) Nämlich der Aniiaonc uon Tophotles.
2!ÜP» 16512 ^Il?lluv «1»««v. t^<ü ?', <« <s!?>T llä2»:?llV, eil 5<üv t^olvl^l»^,«'. 1«ü Il50Ü'
?ü> L' 'H,vnn«is<>> X2l UülXl3»5^v 0^2' n 5<>g v»c>z x«9-»5i,5 «7in/.iXel!ri«i." (Nd. Imman.
Vetter. IV. Nd. 1856. — Demosthenes, Cap. 28).
**") Nach anderen Autoren ward da« Fest der Demeter Thesmovhoro» l<-<-5>«>'f«°'.<»)
in Athen vom !).—t3. Pyanepsion gefeiert.
<^^irni' «V ^l^xx^vu^/ -s^izv ^siT/ü A»x»?lüv,
(Plntarchos Demosth. Cav. 30,)

VI.
Während im Allgemeinen die Menschen am Abend eines langen
arbeitsvollen Lebens zufrieden sind, die Last des Daseins los zu werden:
nimmt der Philosoph Dheophrastos eine eigenartige Ausnahmestellung
hierzu ein.
Dieser Nachfolger des Aristoteles in der Leitung der Peripatetischen
Schule ist im Jahre 399 v. Chr. zu Eresos auf Lesbos geboren. Sein
Name soll ursprünglich Tnrtamos gelautet haben, da er sich aber immer
glänzender als Redner und Schriftsteller heruorthcit, soll sein Meister Aristo-
teles selbst seinen Namen in den des „göttlichen Redners", d. i. Theo-
phrastos umgeändert haben. Dieser, zumal als Verfasser der „ethischen
Charaktere" (^l,.e>!, /«s"'^^?) und als Vater der wissenschaftlichen
Botanik hervorragend, erreichte nach Einigen ein Alter von 85 Jahren,
nach Anderen — wie Hieronnmus — sogar eiu Alter von 197 Jahren.
In seinen Dusculanischen Unterredungen bespricht Cicero im
3. Vuche die Philosophie der Kummererlösung (Do »e^rilucline lenisnda)
und erzählt dabei von Theo phrastos: auf seinem Sterbebette (moriens)
solle er die Natur angeklagt haben, daß sie den Hirschen und Krähen*),
denen Nichts daran liege, ein so anhaltendes Leben, den Menschen jedoch,
denen besonders viel daran gelegen sei, eine so winzige Lebensdauer ver-
liehen habe"). — Er beklagte sich also — so fährt Cicero fort — „daß

*! Vom hohen Alter der Hirsche und Krähen singen die römischen Dichter viel, wie
mannigfach hervorgehobeu ist, besonders von N. Klotz. Wo P. Quid ins Na so von
der Verjüngung des Aison, der Vaters des Jason, erzählt (ziewmor^lwseon üb, VII.
2U2 ff,) singt der Dichter:
Xee äelnit illie
8q»»m«2, (,'iu^puii tßnuiz membl»nH onel^äri,
Viv»eisyu« jeem eorvi: Anilin» in3ur»«r »llllit
Or« r2i>nt<i!ie> uav«m eornioii> »eenl» r,2Z32e,
(Vers 271 ff. „Und nicht fehlte dabei die schuppige Haut der zarten Cinyvhischm Schild»
lrötenschlange und die Leber des langlebcnden Hirsches, dazu fügte sie (Medea) noch
Schnabel und Kopf einer Krähe, die neun Menschengeschlechter gelebt hatte.">
Bon Ausonius führe ich einige Verse aus dem XVIII, Idyll „6» 2et!>til>u3 »nimnutium
Ae3io<!i»2'° an:
I'«r Viru,» <loei«8czue n»vein 8ui>er «xit in annoZ
iusiÄ »en»3eentinm <zuo3 implst vit» viraruili.
Ii08 novis» 8upsrat viveuä« ßllrinl» eornix,
et >>u»t«r eßieciitnr L0lnioi3 »»«eulii osrvu8,
(8, 2Iklßni H.uzc>uii oiiu3?iil.i sc!, ('. ZonenKI, Verlin 1883. Vgl, auch desselben
Dichterz XI. Idyll, betitelt «riphus, Vers 11 ff.)
55) ,,<^ioä «ßrvi» «t eorui^idu3 vitllM äiuturuam, c^uurum iä ninil intere53i?t.
dnminibu-!, Quorum mllxiine jnterl»i33et, wm exi^u»!» viwm <le<ii38et," Oieoro:
l^zeullln-iium Oi3i>utlltionniu llä Lrutinn likri sjuin^ne, eä. Il Xlotl:
III. Buch. Kap. 23. —

er jetzt, nachdem er angefangen, jene (Ansicht zu gewinnen, seiner Auflösung
entgegensehe" (extinssui)*).
Eingehender behandelt der spätere Diogenes Laürtios die letzten
Augenblicke des Theophrastos. Nach diesem Gewährsmann? starb der
Philosoph, 8ö Jahre alt, nachdem er soeben ein wenig von seinen Studien
ausgeruht hatte**). Es wird erzählt, daß er da von seinen Schülern be-
fragt worden wäre, ob er ihnen nicht noch Etwas an's Herz zu legen hätte,
worauf er ihnen folgende Antwort ertheilte: „Er habe ihnen eigentlich Nichts
anzuempfehlen lämm'.^r-.lv), als etwa, daß das Leben uus viel Angenehmes
aus Ruhmesaussicht vorprahle. Denn wir sterben dahin, kaum daß
wir zu leben angefangen***). Nichts ist wahrlich nichtiger als Nuhm-
liebe. Aber lebet glücklich und laßt entweder die philosophische Erörterung
fahren — denn die Mühe ist groß — oder betreibt dieselbe energisch —
denn groß ist der Ruhm. Des Lebens Nichtigkeit überragt freilich
dessen Zuträglichkeit. Mir freilich ist es nicht mehr möglich, mit mir
zu Nathe zu gehen, was gethan werden müsse, — allein ihr müsset zu-
sehen, was geschehen muß"1'). — Nach diesen Worten, so wird erzählt,
gab er seinen Geist auf. —
Die hohe Kraft, mit welcher der sterbende Epikuros, der Stifter des
nach ihn: benannten epikureischen Lehrsystems, seine übergroßen Leiden er-
trug, rang auch seinen entschiedensten Gegnern Vewunderung ab. Ein
drastisches Ieugniß legt besonders M. Tullius Cicero dafür ab, der be-
kanntermaßen in seinem Werke vom höchsten Gute und höchsten Nebel nicht
gerade glimpflich mit Epikuros umspringt.
Epikuros, 342 zu Gargettos geboren, starb zu Athen im Jahre
270 u. E,r.
Cicero erzählt seinen Freunden von der Art, wie Epikuros starb, um
damit vermeintlich darzuthuu, „daß sein Dhun mit seinen Worten im
Widerspruche stehe". — Nach Cicero habe der schwer leidende Philosoph an
seinen Schüler Hcrmarchos (?) ein Abschiedsschreiben gerichtet; nach
*) Der Herausgeber und Ilebersetzer N. Klotz citirt hierbei auch den tzieronumus
Illä üei»ti»n. ep. II. p. y. «d, Vis-,t,), der, wie erwähnt, TheovhrastZ Lebensdauer auf
107 I^hre angiedt, w!e folgt: „LÄiiiun, ilw vir Urascw«'ln«»i>r>l«8tuz, ouüi ex^ieti-!
e«ntum et geltem 2uai,< ,-i« ms>ri «orn«r!>t. äixizg« lertur. »s «tolsr«, <i>i<>(l tuno
6ßr«cl6l«t>ir s vita, <^ul>n,lo zai>er« <!<>opi«3«t (er empfinde Schmerz, weil er
mm gerade das Leben verlassen müsse, wo er angefangen habe, verständig zu werden). —
**) Diogenes Lacrtius, a. a. O. V. Buch, Vav. 40 f.
(Diog. Laert., «>!, Hübner).

Diogenes Laiirtius hingegen war dasselbe an Epikuros' Lehrer Idome-
neus gerichtet*).
Höreil wir nunmehr Cicero selbst: „Epikur grüßt seinen Hermarchus.
Indem ich den glückseligen Tog meines Lebens und zugleich den letzten
lebe, schreibe ich Dir dies. So groß aber sind die Leiden der Blase und
der Eingeweide, daß ihre Gewalt nicht größer werden kann"**). —Hier-
bei ruft Cicero sarkastisch aus: „Elender Mensch! wenn der Schinerz das
höchste Uebel ist, kann er nicht anders genannt werden. Aber hören wir
ihn (80. Epikuros) selbst: „Doch entschädigt mich für dies Alles die
Freudigkeit meiner Seele, die ich bei dem Gedanken an unsere Lehren und
Entdeckungen empfinde. Aber Du, wie es Deiner von den Iünglingsjahren
an gegen mich und die Philosophie gehegten Liebe würdig ist, sorge für
die Kinder Metrodorö" ***). -^ Und dann spendet Cicero diesem Philo-
sophen dieses hohe Lob: „Nicht achte ich mehr des Epaminondas, des
Leonidas Tod höher als den seinigen." Und weiterhin: „Was suchen wir
denn für ein größeres Zeugniß, daß das, was edel und recht ist, unmittel-
bar an sich wünschenswert!) sei (ip8a «88« uMbilia per 8«8e), wenn wir
sehen, wie er (Epicurus) auf dem Sterbebette noch seine Pflicht erfüllt?"
sc^uam vicle»mli8 wlira «Mola morienti8; 6e tiinliU8 II, 31).
All dieses bewegt sich um den letzten Vrief des Epikuros an Idomeneus
(oder Hermarchos). — Das Ende felbst ging nach Diogenes Laertius
also uon statten. Der Philosoph starb am Nierenstein (Xi>><.> i<üv ^pw>).
Nach 14tägiger Krankheit — wie Diogenes nach Hermippos erzählt —
stieg der Philosoph in eine eherne Vadewanne, welche die erforderliche
warme Mischung hatte (xexp«^iv/s> 5?«?'. Hep^<j>), erbat sich dann un-
gemischten Wein, den er ausschlürfte. Dann ermahnte er die Freunde,
feiner Lehren eingedenk zu fein, und uerfchied sol').
Der Stifter der Ston, Zenon aus Kition auf Knpros, starb seiner
Lehre würdig. Dieser Philosoph lebte — wie die neueste Annahme ist —

*) ^iosio: O« N,ndu8 bonorum et inklürmu s,I. Xlutl II, <_'»i>, 3», (Deutsch
oon I. G. Droysen in der Älotz'scheu Ausgabe,) — Bei Diogenes Loertius,
c>. a. O. X, Buch. Cllft. 22,

'*) Der griechische Brief bei Diogenes beginnt so: ,'I'5,> ^»x^!»>, «h«^? x«
W!e man sieht, ist Ciceros Uebertragung ziemlich wörtlich. Epikuros schreib^ aber im
Plurnlis. Sein Nierenleiden bezeichnet er als Ttrangurie »Harnzwang), dazu Dysenterie
(Nuhr).

***) >,^V'!!l»s^'!«^^N 3^ 71«! 1«!^1N^ li, X»1ll ^ U / ^ V /lll^OV l?I! iH 1l>!^
'se^vi^cuv s,>liv 2lül/>l>^i2^,<üv UV^PL, «!> ll «;i<u; ^z tx U8'.s»xl<:u ?:llsi»2'»2Tu<:
üp<<<: i^ x«i VlXll^'fiAv ^7«^',,»>'< iü>/ 7i»l3lu'/ U>,i^o3<üsiN!>." Metrodoros, ein bedeutender
(5ftilureei, starb einige Jahre vor seinem Meister, 277 u. (5hr.

1°) „I'viz 1« ll<l/.5^ ?l«^«-s^i>.llvi» 1!Ü'/ ?^U,«1U>V Ul/lv^?H«>., »i>iw «Xlu^i»!."
Tiog. Lnert. X. Buch, Ca». 16.

von 840—2<X» v. Chr.; Andere lassen ihn ein Alter von 98 Jahren erreichen. — Sein Tod wird ebenfalls mannigfach erzählt. Dem Geiste des Stoicismus entsprechend nehmen Viele an, daß er seinem Leben selbst ein Ziel gesetzt habe. —

Nach Diogenes Latzrtios starb Zenon auf diese Weise. Als er — seiner Gewohnheit nach — aus der Schule kam, stich er sich und brach den Finger. Indem er nun den Fußboden mit der Hand schlug, recitirte er das Wort aus der Niobe*): „Ich komme ja; wozu rufst Du mich**)?" Und allsogleich kam er um, indem er sich erwürgte. —

Diogenes selbst widmet dein Vater der Stoa diesen poetischen Nachruf:

Zeil« der Kitier starb, wie man sagt, nach hartem Bemnhen
Altersschwach wohl dahin; Andre — vom Hunger gefällt,
Andre, daß einst er sich stieß, und die Erde mit Händen zerschlagend
Tpricht er: ich komme von selbst; Wozu denn rufst Du mich erst?*"') —

Zenons Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Stoa war Kleanthes aus Assos in Kleinasien, der Sohn des Phanias. Auch er ging endlich mit stoischer Willenskraft freiwillig aus dem Leben. — Er ward von einer Zahnkrankheit befallen; das Zahnfleisch schwoll stark an. Auf Verbot der Aerzte enthielt er sich zunächst zwei Tage aller Nahrung. Kleanthes erholte sich dermaßen, daß die Aerzte ihm wieder alles Gewohnte gestatteten. Aber er ertrug es nicht und rief aus: „Man sei bereits mit ihm vorausgewandert'j'). Er enthielt sich willensträftig auch weiterhin aller Nahrung und starb so, wie Viele angeben, in einem Alter von 80 Jahren. —

Des Kleanthes Nachfolger, das große Licht der Stoa, Chrnfipvos, des Äpollonios Sohn aus Soloi (oder aus Darsos) starb, nachdem er soeben einen letzten kölnischen Befehl ertheilt hatte. Dieser Stoiker lebte etwa von 282—20!) u. Chr.

Kein Stoiker ist so verherrlicht worden wie Chrysippos. Manch ein panegyrisches Wort über ihn führt fein Biograph Diogenes La^rtius an. So heißt es dort einmal nach Homer:

„Cr allein ist weise, aber die Anderen eilen wie Schatten dahin l'l'). —

*) Eine nicht auf uns gekommene Tragödie des Aischylos.

**) 'K?/»^ i! ^,' »^; — Tiog. LaertiuL, VII. Buch, (5iw. 2« »nd 2«.

55<°) 'l'5v Xiiiic //s^<uvi >>«vLiv Xi-s«; <üz ü^ '^<"3
?:«X).« x«/4<uv cX59^' lll ii, ^ivu» «2iiü^'
ol ?', 3il iis«zx>>^«7 1151' t^, -/«^l -,'lllnv ölXüiin:,
"Kpv»^«i »'>i/<,«7oz ?-s,' i">«, ?i/<,?-/.»).°!;; «Tiog. Pontius VII, (5ap. 3I).

-<-) „^.ni-z?» v,l^ «l^iiü !^>>,?c<'.!:<>!>-?,?t>»i." — Diogenes Laemus, VII. Buch, Kap. 176. —

's-f') „Ol»5 niir<uic«>.' ^°i ^ ?-/.!« «220^! (Tiog. Laeitius VII, IW)I bei Homer, wo von Teiiesias die Rede ist, heißt der Vers fast ganz ebenso: (Odyssee X, 495).

Fast geflügelt ist ein anderes Wort über ihn: „Wenn Ehrnsippos nicht wäre, gäbe es keine Stoa*)."

Sein Ende wird mannigfach erzählt. Nach Hermippos lehrte er gerade im Odeion, wohin er von seinen Schülern zum Rufern gerufen war. Dort bot man ihm fußen Wein an, nach dessen Genuß der 73 jährige Philosoph vom Schwindel ergriffen ward und fünf Tage darnach verfckied lDiog. Latzrt. VII. Buch, Eav. 1U4). —

Ganz anders berichten Andere fein Ende. — Nach diefen brachte dem Ehrnsippos übermäßiges Lachen den Tod. Er fah einst, wie ihm ein Esel feine Feigen fraß. Da fvrach er zu feiner Alten: „Man solle dem Esel doch dazu auch noch ungemischten Wein zu schlürfen geben**). — Dabei überkam ihn fo heftiges Lachen, daß er daran verschied. —

VII.

Als Svarta immer mehr der Entartung anheimsiel, tauchten gleichwohl noch vereinzelte Männer, zumal unter den Königen selbst auf, welche in großer Selbstlosigkeit bestrebt waren, die alte lykurgische Perfassung in ihrer strengen Einfachheit wiederherzustellen. Zu diesen gehörte der edle König Anis III., der nach dem Tode seines Vaters Eudamidas im Jahre 244 u. Ehr. zur Regierung gelangte. Besonders war es sein heißes Nemühen, der unglaublichen agrarisch-oligarchischcn Mißwirtschaft unter Hintansetzung seiner eigenen agrarischen Interessen ein Ende zu machen. Nach mancherlei wechseluollen Ereignissen mußte Agis mit einem spartanischen Heere zu den Gesammttruppen des nchniischen Bundes stoßen, um am Kampfe gegM die Äitolier theilzunehmen. Sein eigennütziger Oheim, der Ephorus Agesilaos, machte sich während des Königs Abwesenheit durch rücksichtsloseste Willtür verhaßt, so daß der frühere entflohene Mitkünig de-? Agis, LeonidasH., nunmehr von feinen Anhängern zurückberufen werden tonnte.

Besondere KrieMorbeeren konnte der ebenso muthige, tapfere als besonnene Agis in diesem unter dem Strategos Arn tos vor sich gehenden Feldzuge nicht ernten: denn dieser entließ die Bundesgenossen, fo auch Agis, voller Anerkennung, ohne ein Treffen geliefert zu haben.

Inzwischen hatte Agio' ehemaliger Mitkönig Leonidas sowohl seinen Gegenkönig Kleombrotos verjagt, als auch erfolgreiche Anfchläge gegen

*) D! ,^ 7«p >2V Xs,ü5!?nn>:. 0>'ix 5v ^v ?!!><«. (Diog. Loert., cbendas.).

ilXlu'f^»!." — (Diog. Lnertius, VII. Buch, (5«p. 185.) — Andere erzählen die alciche Bea,<^c,iheit vom Komiker Philemo».

Assis selbst in Scene gesetzt. Dieser hatte sich, entsetzt ob der Wirren in
Sparta, in den Tempel der Athene Ehaltioitos^) geflüchtet.
Mit Hilfe des selbstsüchtigen Ephoren Amphnres, der sich in das
Vertrauen des arglosen Agis geschlichen hatte, gelang es den Schergen des
Leouidas, seinen Gegner festzunehmen, als er seinen gewohnten Gang vom
Tempel zum Bade unternahm.
Ter Erzuerräther Amphnres faßte in einer Gasse in der Mhe des
Gefängnisses Agis an und rief: „Ich führe Dich zu den Ephoren, Agis,
damit Du uon Deiner Staatsverwaltung Rechenschaft ablegest." (Plutarchos:
Agis, Eap. 19.)
Es vollzog sich hier so, wie in fast allen derartigen Fällen. Die
Ephoren brachten ein Scheingericht zu Stande. Der königliche Jüngling
versicherte seinen Peinigern, daß er über seine höchst löblichen Regierungs-
pläne nicht die geringste Reue empfände. Die Ephoren aber verurtheilten
ihn zum Erdrosselungstode und befahlen, ihn sofort in das dazu bestimmte
Zimmer des Gefängnisses, in die Dechas, zu schleppen. Und als Diener
und Soldner sich dessen weigerten, that der gewaltthätige Ephoros Damo-
chares solches selbst.
Vergebens verlangten Mutter und Großmutter (l^u^) dgZ hoch,
herzigen jungen Königs, „daß man doch dem König der Spartiaten Verhör
und Gericht vor den Bürgern gewähre." Um so mehr nur ward die Hin-
richtung beschleunigt.
Als Agis vor seinem betlagenswerthen Ende einen Diener bitterlich
weinen sah, sprach er: „Höre auf, mich zu beweinen, lieber Man»,
denn da ich auf eine so gesetzwidrige und ungerechte Weise zu
Grunde gehe, bin ich mächtiger als Diejenigen, welche mich um-
bringen*'^) la. a. O. Enp. 20). Mit diesen Worten übergab er sein
Haupt von selbst dem Strange <24<) u. Ehr.). Das Hochgefühl eines im
höheren Sinne gerechten Erdendaseins hielt auch den Agis Angesichts des
Todes aufrecht.
Auch des Königs Mutter Agesistrata und die Großmutter Archidameia
ließ der ruchlose Ephor Amphares ans dieselbe Weise hinrichten. Agesistrata
hatte sich auf die Leiche ihres Sohnes geworfen, sein Gesicht geküßt und
dabei die Klageivorte gesprochen: „Deine übermäßige Bedächtigkeit, mein
Kind, ebenso Dein sanftmüthiges und menschenfreundliches Wesen hat Dich
mitsammt uns zu Grunde gerichtet."

*) Pallas Athene hatte als Bcschinnerin der Mauer», Buraen und Höfe den
Beinamen Polias oder Poliuchos (Il«)>:«üx«l — Stadtbeschiimerin). In Sparta bestand
für Athene Poliuchos ein kostbarer, cr,Mschmüctter Tenwel nebst einer ehernen Bild-
säule, wovon sie daselbst den Beinamen ss holtioikos (XUXxKix^) hatte, b. h. in einem
ehernen Hause oder Tempel wohnend (Erzbehauserin).
^Iv«5 x^eliiluv e'.>u iü>v «V!ip2')viu>v. — («I. Imm, Ls llKsi' IV, vul, 185>(i),

Wieder einmal zu spät erkannte das reuige, bethörte Volt hier die abscheuliche Handlungsweise des Leonidas und Amphares. Man versicherte voll Entsetzen, „daß, seitdem die Darier die Peloponnes inne hatten, nichts Schrecklicheres uud nichts Gottloseres in Sparta verübt worden sei" (a. a. O. Eap. 21). Zu all dem Schrecklichen trat das Neue hinzu, daß in Lakedainwn Agis III. überhaupt der erste Konig war, der durch die Ephoren selbst hingerichtet ward. —

Nachdrucksuoller war bald danach die reformirende Thätigkeit des Sparterkönigs Kleomencs III., die ebenfalls einen tragischen Abschluß fand. Kleomenes war der Sohn des obengenannten Leonidas II. und übernahm 285 v. Chr., 19 Jahre alt, die Negierung Spartas, ein letztes hohes Wunder unter Spartas Königen, ausgerüstet mit allen schönen Eigenschaften des Kopfes und des Herzens. Alles gerieth auf lange in den Zauberbann seines Wesens, Alle erklärten, „daß er allein in Wahrheit von Herakles entsprossen sei." (Plutnrchos: Kleomenes, Cap. 18.>

Nachdem Kleomenes viele ruhmvolle Dhaten gegen Aratos und den achaiischen Bund vollführt batte, scheiterten all seine Hoffnungen dennoch in Folge der Niederlage bei Sellnsin (222>, wo der von Aratos zu Hilfe gerufene Antig onos Doson siegreich war.

Kleomenes suchte Hilfe bei den Ptolemaiern in Alerandria. Der alte Ptolemaios Euergetes, der sich des Kleomenes annehmen wollte, starb um diese Zeit, sein Nachfolger Ptolemaios Philopator aber versank mit seinem Trosse in Lüderlichkeit, Völlerei und Ausschweifungen, so daß er nicht nur Nichts für den verzagten edlen Spartiaten that, sondern ihn» noch besonderes Verderben aussaun.

Dem jugendstarken, thatendurstiqen Kleomenes erging es — nach Plutarchos (Kleomenes, 34) — wie dein großen, herrlichen Peliden, der nach „Schlnchtgeschrei und Getümmel dürstete*»".

Zum weitere» Unglücke kam jetzt gerade der Mefseuier Nikagoras, ein Feind des Kleomenes, nach Alerandria und theilte diesem auf Befragen mit, daß er dem Ptolemaios schöne Kampfrosse zum Verkaufe anzubieten habe. Offenherzig, wie alle edel-genialen Natureu sind, warf da Kleomenes lachend die ironischen Worte hin: „Ich wollte lieber. Du kämest hier mit Eambyke-Spielerinnen und mit Kinaiden**) an: denn

*) Vgl. Ilios I, lyes. Vers 482: „«^ /<,^<,»>, ?w9il5<5 3'»^v i« ^»X°,«v «.

**) .,?«,^xi5ipc«l xni >,iv»i5°u<:." SambvMcrinnen ss»mdu1<i8triae) und Kinaiden werden häufig zusammengestellt. Die Sanwnle <2<?,,,lßü>.isi, «ilmdue») war ein dreieckig» Saiteninstrument, das für unedel galt und vornehmlich von Frauen tractirt uxird; es ist d«3 assnnsch-chaldiiische Sabecca-Instmnient, das im Mittelalter dann als «amduli«, «»mdut. »llwbiut, erscheint. — Der Kinaide (5 x!v«H»c, von «lv°i> bavegen) war durchaus nicht mir, wie viele Ileversetzer anzunehmen scheinen, ein „Lusttnabe", sondern vielmehr überhaupt jeder Mensch, der widernntürliche Unzucht treibt und mit sich treiben läßt: Trivadie wie Paiderastie gehören dazn. Dann bedeutet Kinaide überhaupt einen unzüchtige,!, vcrivorfenen Menschen,

diese Dinge thun jetzt dem Könige am ineisten Roth." (Plut. a. a. O., Cap. 35.»

Rikngoras hinterbrachte diese Spötterei gelegentlich dem Sosibios, dem Vertrauten des Königs Ptolemaios, der nun den unschuldigen Kleomenes des Landesverrathes verdächtigte. -^ So bereitete die saubere Trias: Rikngoras, Sosibios und Ptolemaios dem letzten großen Sparter- könige den Untergang.

Kleomenes ward in ein geräumiges Haus eingesperrt, das Ausgehen ward ihm gänzlich «erboten. Da nun der Spartanerfürst sicher erfuhr, daß es auf seinen Tod abgeseheu war, beschloß er, sich selbst zu entleiben, nach- dem ein letzter Versuch, sich mit dem Neste seiner Getreuen die Freiheit zu erobern, an der Indolenz des Volkes gescheitert war.

Kleomenes stand also von seinem Vorhaben ab und sprach zu seinen Freunden die Resignationsworte: „So war es wahrlich mit Nichten zu verwundern, daß Weiber über Menschen herrschen, welche der Freiheit den Rücken kehren*»" (a. a. O. (5ap. 37). — Darauf er- mahnte er Alle, auf eine seiner und der Vorfahren würdig.,» Art zu sterben. So tödteten sie sich Alle selbst (220 v. Chr.), bis auf Panteus.

Dieser, als der schauste und gebildetste unter all jenen tapferen Jünglingen und als des Königs Liebling, hatte von diesem den Befehl erhalten, sich nicht eher zu tödten, bis er den Fall des Königs und der Anderen gesehen haben würde. Als Panteus Alle an der Erde liegen sah, ging er herum und stach einen jeden noch mit seiner Degenspitze, um zu erproben, ob etwa noch Leben in ihnen vorhanden sei. Auch den Kleomenes stach er noch in die Ferse, wobei dieser das Gesicht verzog. Panteus küßte ihn und setzte sich nn seine Seite, bis er völlig verschieden war; dann nmnrmte er den theuren königlichen Leichnam und durchbohrte sich über demselben die eigene Vrust.

Ptolemaios aber, der Erzschelm auf Alerandriens Diwane, wütlsete noch gegen dieses letzten spartischen Helden Leichnam: er ließ den Körper des Kleomenes in eine Dhierhaut wickeln und nnfhängen. Auch seine kleinen Kinder, die edle Vtutter Kratesiklcia nebst allen bei ihr befindlichen Frauen, darunter die außerordentlich schöne Frau des Panteus ließ er hin- richten.

„So zeigte denn" — wie Plutnrchos mit Recht schreibt — „Lakedaimon jetzt in den letzten Zeiten, wo es in diesem Frauendrama <^<j> <',v«i/.ci<>> 8pli>i«i'.) einen ähnlichen Wetteifer wie im männlichen Drauerkampfe vor- führte: daß die Dugendkraft nimmermehr vom Glücke (^/^c) stech miß- handelt werden könne." (Kleomenes Eap. 39.)

^) ,,»!>?^ v,v llsi^ H-Üll^^^v ^'?/5!'> ',"</>>,5x>«: ilvü'si!,'»-!!,!'/ !55'1','iv1I„V 7>,v eX?'^!-?5/>>V" <NI, Imm, I-sllksr: IV, Bd. 1856.)

21.6 Alfi. Lhr. «alischer in Veilin.
iDben war vom Strategen des achaiischen Bundes Ära tos*» die
Rede. Derselbe war, 7 Jahre alt, nach der Ermordung seines Vaters
Kleinias von Tiknon auf wunderbare Weise errettet nnd in Arnos er-
zogen worden. Nach Vertreibung des Tyrannen Nikotles aus Tiknon
veranlaßte Aratos seine Vaterstadt, dem achaiischen Bunde beizutrete",
dessen Ttrategos er im Jahre 245 ward.
Aratos war ein glühender Tyrannenhasser- leitende Idee seines Lebens
blieb das allgemeine Ttaatswohl, von diesem machte er seine Handlungs-
weise gegen Freunde und Feinde abhängig; bei aller Hochherzigkeit der Ge-
sinnung war er jedenfalls mehr Diplomat als in höherein Sinne gerecht
uud uneigennützig. — Großartig war seine Friedensliebe und Neigung zum
Friedenstiften.
Als er schon frühzeitig einmal zwischen Reich und Arm in Tiknon eine
fruchtbare Vermittelung zu Ttande gebracht hatte, erwarb er sich den Dank
aller Bürger, selbst der Verbannten, welche ihm eine eherne Bildsäule
errichteten und folgende Inschrift darauf setzten:
Bis zu Herakles' Säule» erklinget des Mannes Beiathung,
Streben und muthiger Kampf, Hellas' GedeilM geweiht.
Wir, Aratos, »ach glucklicher Heimkehr errichten Dein Standbild
llm Deiner Tugenden Kraft, um der Gerechtigkeit Preis —
Göttern, — lLMern des Retters**), der Vaterlandes Gefilden
Hehres, göttliches Recht, Ordnung und Sitte erschuf.
(Plutarchos: Aratos, Ca». 14.)
Nach und nach vollführte Aratos gegen die Mazedonier so ruhmvolle
Kriegsthateu, manch' erstannenswürdige Großthat, daß ihn das dankbare
Volk gewöhnlich ein Jahr um's andere zur Würde des Ttrategos erhob.
Wenn die Römer einen Philo poimen den letzten großen Hellenen nennen
möchten, so wollen Andere, wozu auch wohl Plutarchos gehört, diese Ehre
dem Aratos zuerkennen.
Nachdem Aratos etwa 33 Jahre an der Spitze des achaiischen
Bundes gestanden hatte, befand er sich in seiner siebzehnten Ttrategen-
würde O». 213) gleichwohl in hilfloser, höchst bedrängter Lage. Mazedonier
und Tpartaner unterbanden ihm gleich eilig die Lebensader.
*) Nicht z» uerwechselu mit dem Astronomen uud Meteorologen Aratos aus Soloi
i» Milien, der en, 27l p. Ehr. blühte und Verfasser des »och erhaltenen Liiertes „Stern-
erscheinungen nnd Wctterzeichen" (<I>»^i,uev«, x« ^--^ii) ist. —
**) ..-uii-^-: 2<>>v^:i 9^5,16— den Götter», den Erlösern des Erlösers —
eine höchst eigenartige Wendung, die man erstauulicher Weise sehr ähulich in Richard
Wagners Bühueuweihfestspiel „Parsifal" wiederfindet, wo zum Schlüsse Alle ausrufen:
höchsten Heiles Wunder:
Erlösung dem Erlöser!
Hier: Erlöser Parsifal, — dort: Erlöser Aratos. — Od Richard Wagner diese alte
Tenkmalsmschrift auf Aratos gelaunt hat?

Des Antigonos Nachfolger König Philipp III. von Makedonien
war zuerst sehr günstig für Ära tos gestimmt, folgte feinen Nachschlagen,
ward aber schnell genug sein Todfeind. Denn bald enthüllte Philippos
seinen wahre», höchst abscheulichen Charakter, der sich ebenso gegen Aratos
selbst, wie gegen dessen gleichnamigen Sohn kehrte.
Aratos zog sich ganz vom Könige Philippos zurück, den er nnss
Tiefste verachten mnßte. Dafür trachtete der Tyrann nach des Strategen
Leben. Sein Feldherr Tanrio» unternahm im Auftrage des Königs die
Freuelthat, den Aratos dnrch Gift aus dem Wege zu räumen. Ein lang-
sam wirkendes Gift ward dein Helden beigebracht.
Aratos ertrug das Uebel ohne Groll und still, „als ob er an einer
allgemeinen und gewohnten Krankheit litte". Nnr einmal äußerte er nach
eiuem heftigen Anfalle von Bluthusten zu einem treu ergebenen Freunde:
„Das, o Kephalon, find die Belohnungen für die Königsfreuud-
schaft"*) (Plut. Aratos, Eap. 52), womit der ganze Gedankengang
des sterbenden Aratos klar vor unseren Augen steht.
So ging Aratos in Aigion im Jahre 218 u. Chr. zu Grunde —
der Tyrannenfeind doch endlich durch eiuen schamlosen Tyrannen hin-
gemordet. — Diesem Manne erwiesen nach seinem Tode nicht nur die
Sikyonier, sondern alle Achäer göttliche Ehren. — In Eityon wurde an
seinem Grabmale, dem Arateion, jährlich zwei Mal geopfert. —
Philopoimen, allgemein als „Letzter der Hellenen" bekannt, aus
Megalopolis, geboren ca. 252 v. Chr., ward einige Jahre nach Aratos'
Tode zum Strategen des achäischen Bundes ernannt <2<)7). — Der
achäische Bund erreichte unter ihm seinen Höhepunkt. Kriegerischer
Enthusiasmus, wunderbare hellenische Tapferkeit erfuhren nnter seiner macht-
vollen Äegide die letzten hohen Triumphe in Hellas.
Noms Eifersucht sollte dem Bunde nnd seinem letzten großen Strategos
den Untergang bringen. Spartaner — Hellenen — riefen selbst Nom gegen
Hellenen zn Hilfe. Der ?(»jährige Pliilopoimen ward — zum achten Mal
Strategos — nachdem er noch heldemnüthig gegen abtrünnige Mefsenier
gekämpft hatte, schwer verwundet als Gefaugener nach Messeue gebracht
(183 v. Chr.).
Doch das Bolk begann Mitleiden mit dem großen Geiste zu verspüren.
Dieses suchte Deiuokrates, das Haupt der oligarchischeu Partei in
Messeue, im Keime dnrch eine ruchlose Mordthat zu unterdrücken. Er ließ
dem Philopoimen im Tbesauros-Gefäugnisse den Giftbecher überreichen.
Dieser lag in seinen Neitermantel (Cblamydion) gehüllt auf der Erde
uud war von Sorge und Unruhe niedergehalten. Als Philopoimen den
Giftbecher entgegennahm, fragte er den Diener, ob er etwas von feinen
teni8).

Reitern und seinein trenen Lykortas gehört habe. Da dieser mittheilte, daß fast alle glücklich entkommen waren, nickte der beruhigte Held mit dein Kopfe, sah den Diener des Deinokrates freundlich an und sprach sein Scheidewort: „Wohl gesprochen, haben wir doch nicht in Allem Uebles erfahren*)." (Plutarchos: Philopoimen, Cap. 20.)

Darauf leerte er den Becher, ohne ein weiteres Wort zu sagen, legte sich schweigend nieder und gab bald darnach seinen Geist auf.

Ungemeine Trauer beherrschte Achnja ob diesem grausigen Ende ihres Helden Philopoimen. Der siegreiche Lntortas nahm an den Messeniern grimme Rache und brachte die sterblichen Reste des Helden im Triumphe nach Megalopolis. Die Urne (Hndria), „die vor der Menge der Ehrenbänder und Ehrenkränze kaum zu sehen war," trug Polnbios, der berühmte Geschichtsschreiber, damals etwa 22 Jahre alt; neben ihm gingen die Häupter der Achaier. Selbstverständlich errichteten die griechischen Städte ihrem großen, edlen Helden Philopoimen eine Menge Bildsäulen und widmeten ihm die höchsten Ehrenbeweise.

VIII.

Unter den Römern begegnet uns zunächst der Gründer und erste König Roms, Nomulus. Wie die Gelmrt dieses Herrschers, so ist auch sein Ende von mannigfachen Sagen nmwoben. Aber was sich schließlich über den Tod des Romulus und über seine letzten Apostrophen an seine Unterthanen in deren Gemüthern als bleibendes Gut festsetzte, das gewährt einen sicheren Rückschluß auf den Werth und die Wesenheit des ersten Römertünigs.

In Rom herrschte er nach der Meinung der Patricier gar zu absolut. Sie kamen gewohnheitsgemäß zum Rathhause, wo sie stillschweigend des Königs Befeble entgegennahmen; ihr Vorzug vor dem übrigen Volke bestand darin, daß sie die Ersten waren, welche de? Königs Beschlüsse erfuhren. (Vgl. Plutarchs Romnlus, Cap. 27.)

Da Romulus nnn noch dazu die eroberten Nesitzthümer durchaus selbstherrlich unter die Soldaten vertheilte, ward der Senat immer unzufriedener mit ihn». Und als Romulus urplötzlich aus der Welt schwand — es soll am siebenten Quintilis (dem späteren Julius -^ Juli) gewesen sein (ca. 716 u. Chr.) — da kam der Senat in nicht geringe üble Nachrede. — Man fand nämlich den Nomulus nach seinem unerklärlichen Verschwinden weder im Ganzen noch in den Theilen vor: Deshalb sprachen nicht Wenige den Verdacht aus, die Seuatoreu hätten den König im Tempel des Vulcnu überfallen, getüdtet, zerstückelt und die Leichenstücke im Busen davongetragen.

*) „155 ?.3'sLl^, 3! /<,'</ n«v?» >.»/.<?^ ^3H?ci/"^«V."

Nach anderen Berichten hielt Romulus eben eine Volksversammlung außerhalb der Stadt ab, als sich ein ganz schreckliches Unwetter erhob, welches die Menge zum Davoneilen brachte*), während die Vornehmen näher zusammentraten. — Als Blitz und Donner ihr Ende erreicht hatten, sah das zurückkehrende Volk zu seinem Erstaunen Nichts von seinen» Könige. Die stürmisch befragten Senatoren widersetzten sich allen« weiteren Nachforschen, forderten aber Alle auf, deu Romulus, der in den Olymp aufgefahren sei, nunmehr göttlich zu verehren, — er werde fortan „für sie statt eines wackern Königes als ein huldreicher Gott wirksam sein".
Viele, sogar die Meisten schienen sich damit zufrieden zu geben; doch Manche schüttelten bedenklich ihr Haupt nnd beschuldigten die patricischen Nathsherren geradezu des Königsmordes, die noch dam dem Volke einfältiges Zeug vorschwatzten.
In dieser Nothlage begab sich einer der angesehenste,: und beglaubigtesten Patricier, ein vertrauter Freund des verschollenen Königs, der Albaner Julius Proculus (?roelu8) auf das Forum. Hier erklärte er — nach feierlichster Vereidigung — vor dem ganzen Volke, Romnlus sei ihm ans dem Wege entgegengekommen, weit über irdisches Maß erhoben, angethan mit feuerglänzendem kriegerischem Schmuck. Der erschrockene Proculus habe den König also angeredet: „O König, was focht Dich an, wie überkam Dich der Gedanke, daß Du uns in so ungerechten schlimmen Beschuldigungen und die ganze verwaiste Stadt in unsäglichem Leide zurückgelassen hast?" — Und Romulus habe ilnn dieses letzte Wort verkündet: „Den Göttern gefiel es, o Proculus, daß mir eine bedeutende Zeit unter deu Menschen wandelten, daß wir aber, nachdem wir eine Stadt zum Zwecke größefter Herrschaft und Nuhmesfülle gegründet haben, wieder in den Himmel zurückkehren, von woher wir gekommen sind**). So lebe wohl und verkünde den Römern, sie werden, wenn sie klare Besonnenheit mit der Tapferkeit verbinden, auf den Gipfel menschlicher Macht gelangen"'**). Ich aber werde Euch fortan der gnädige Gott Quirinus sein." lPlut. Romulns, Cap. 28.)
Alles Volk, Krieger nnd Qniriten, glaubten in ekstatischer Verzückung diesen Auslassungen des Procnlus. — Und von dieser Stunde an ward Nomulus als Kneasgott Quirinus, so wie die Sabiner ihren Mars benannten, vereint. — So erklären sich denn die Huirinalin, der l^iain^ii Huirinnlis, der moiin <Huirinnli8 n. s. w. —
Wir gelangen tief in die republikanischen Zeiten Roms hinein. — Zunächst sei hier des genialen Cnrthagers Hannibal gedacht, des Mannes,

*) Dieser Tan hieß auch nachher: ?ns>u>isi,^ili ^ Volksflücht.
55) „nün-l^ «!x°iv h^iviv tKeis'cv ?V7»<:,"

der allein befähigt erschien, den Römern das Ringen nach der Weltherr-
schaft unmöglich zu »lachen.
Hannibal ist überhaupt die höchste tragische Erscheinung unter allen
Feldherren der Welt. Nur wie die allerhöchsten Geister, so ward Hannibal
schließlich von seinem eigenen Vaterlande geächtet, verfolgt und vollkommen
verleugnet.
Hannibal, geboren 247 v. Chr., fand, wie bekannt, —vor den ilm
mit Todeshasse verfolgenden Römern — eine letzte Zuflucht beim Könige
Prusias von Bithnnien, seit etwa 189 u. Chr. — Auch diesem hatte der
Meister der Feldherrnkunst die vortrefflichsten Dienste geleistet und so des
Königs Vertrauen und Freundschaft errungen. Allein der immer noch
lebende Hannibal ließ die Römer nicht zur Ruhe kommen. Noch aus
sehr entlegener Ferne schien Hannibals Feuergeist ihnen Angst und Schrecken
einzuflößen, wie ehemals in Italic« der Schreckeusruf: .,Haunibi>1 »ck
puri»«." —
Die Teele des neuerwachteu Hannibal-Hasses ward der ehrgeizige
Consul Titus Quintius Flamininus, der mit vielen anderen Römern
im Jahre 183 als Gesandter an den bithynischen Hof geschickt ward. —
Nach der Erzählung bei Cornelius Nepos, dem man in Ansehung seines
Römerthums das Lob nicht vorenthalten darf, daß er den großen Carthager
mit gerechter, objectiver Bewunderung würdigte, — verlangte die Gesandt-
schaft ungeschminkt, daß der König ihnen den rümischen Erzfeind ausliefern
solle (Hannibal, Cap. 12). Prusias mochte das Gastrecht nicht radicnl
verletzen und sagte: Sie sollten das doch nicht von ihm verlangen, da es
ja gegen das Recht der Gastfreundschaft wäre, — aber sie selbst sollten ibn
ergreifen, wenn sie könnten sipsi, 8i pozzeut, ooiuprLUßnclßi-ßut)-. den Ort
seines Aufenthaltes würden sie wohl leicht auffinden. — So ward also mit
des Königs indirecter Erlaubniß Hannibals Castell von den Römern um-
zingelt und der große Mann seinem tragischen Ende in die Anne geführt.
Nach Plutarchos habe es den römischen Consul verdrossen, daß er
den Hannibal noch lebend am bithynischen Hofe erblickte, und Primas
konnte durch viele Bitten und Beschwörungen Nichts bei Ditus Flamininus
zu Gunsten seines Schützlings Hannibal ausrichten. lPlutarch: Leben
des T. Ouintus Flamininus, Cap. 20.)
Ein altes Orakel hatte längst von Hannibals Dode gesprochen, der Um
auf Libyssas Boden ereilen sollte^). Hannibal habe darunter Lybien
oder Afrika verstanden, wo er das Ziel seines Daseins zu finden vermeinte.
Aber auch Bithynien besaß ein sandiges Dorf unweit des Meeres mit
Namen Libyssa, wo sich damals gerade Hannibal aufhielt.
Auch jetzt noch, wo Hannibal Gewißheit besaß, daß man seinen Tod

') ,,.^ß»22» «stü'^t'. ^üXü»: '^wlßvi 5i^»l" (Dns Gidreich Libyssa wird Hannibals
>!örver bergen).

wollte, versuchte er erst, sich durch die Flucht zu retten; allem er fand die geheimen Guusse seines Castells überall mit königlichen Wachen besetzt. Da beschloß er, seinem Leben selbst ein Ende zu machen, um seine» Erzfeinden nicht lebend in die Hände zu fallen.

Selbst die Art seines Todes wird mannissfach erzählt. Die Einen wollen, daß Hannibal auf ausdrückliche Anordnung uou eiuem Sclauen mit Hilfe seines Feldherrnmantels erwürsst worden sei. Andere berichten, er habe sich — wie Themistokles uud Midas — durch Ochsenblut getödtet. Räch Liuius, den Plutarchos als Gewährsmann anführt, nahm Hannibal das Gift, das er immer bei sich führte*), und sprach dabei die bezeichnenden Worte: „So wollen wir doch endlich einmal den ungeheuren Kummer der Römer beseitigen, welche es nun einmal für langwierig und schwer ansehen, den Tod eines gehaßten Greises ruhig abzuwarten. Aber wahrlich wird Titus hier weder einen beneideuswerthen, noch einen der Vorfahren würdigen Sieg davontragen, welche einst dem Purrhus, ihrem Feinde und Sieger den ihm zugedachten Gifttrank entdeckten, indem fie ihm denselben übermittelten**)." (Plutarchos, D. Quint. Flamininus, Cap. 2(1.)

So starb Hannibal im N4.Lebensjahre (183 v. Chr.).

In vollem Sinne tragische Persönlichkeiten sind die hochherzigen Gracchischen Brüder, die als Opfer ihrer schwärmerischen Begeisterung für die Aufbesserung des Volkswohlstandes fielen.

Bon Tiberius Sempronius Gracchus, dem älteren Bruder, welcher in einem von den rücksichtslosen Optimaten auaezettelteu blutigen Aufstaude erschlagen ward (182 u. Chr.), ist kein eigentliches letztes Wort verzeichnet. Das Ende dieses agrarischen Reformators ist auch dadurch vou trauriger Merkwürdigkeit, daß der dahiu zielende Ausstand der erste gewesen ist, der

') So berichtet mich C. Neuos (ll, ll. O): „momnr r>ri8t,iu»rum virtuwm venooum, <zunl! zsmper «««»m Kader« <on«ier»t, 3»mMt." >,«l ^»siü k^ln^^vn^ ,^0V1«^ üv»u,liv»i K»v«il<v. Oü ^v 0Ü8e l'iio^ «^u>^/.luLnv ^i).),2^-«v >^5,!I3^«>1T5 X>xi3>i,-s,vi»2»v 'f<lsi,u,»«li«v." (e«l. 8int«iil3). — I^iviuz trägt es also vor: .,^lber«m»3 (liutnrnll llüiH pnpnlum Ü0M2NNM, >>UÄN<!o mortem 8eui,^ ßxzpeetHle lnn^um oen3«ut, nso ma^nnm neo memnrabilom ex insrmi proHitoquo ?>2miuinu3 viewriam leret. muro« quidem po^nli Itomuni ^ullntum mutuverint, vel nie (lies »r^nmsnw erit. tiornm patre» ?vrrlio ru^i, Ko3ti »rm«,to exeroitnm in ItÄi» tiadeuti, ut » veueno e»v«ret piAeclixelunt: lli lossatnni oon8n!l>rem, szui unetor «83«t ?ru8iÄ6 per 8oelu8 oeoillencli li03piti3, mi3erunt. (I^ivili5, eä, N, llert^ 18U2, I.ib. XXXIX, 0»,,. 51.) — Nach Liuius leerte Hannibal Ken Giftbecher unter Verwünschungen des Penfills und feine« Reiches und rief die Gottheiten des Gastrechte-5 alz Zeugen für die uom Könige verletzte Treue an.

in Ron« seit der Beseitigung des Königthumes durch Blut und Mord unter Bürgern ausgefochten wurde. (Vgl. Plutarchos: Tib. Gracchus, Cap. 20.)
Aber der Geist des Tiberius wirkte in dein seines Bruders Gajuo Sempro uius Gracchus fort. Entsetzt über den tragischen Tod seines Bruders vor dem Capitole «erhielt sich Gajus anfangs so zurückhaltend wie möglich, wich sogar ängstlich jedem öffentlichen Amte aus. — Da Imbe — wie Cicero erzählt — ein Traumbild umstimmend auf seine Gesinnung eingewirkt. Sein Bruder Tiberius erschien ihm im Traume und ließ sich also vernehmen: „Warum zögerst Du, o Gajus? Da ist kein Entrinnen vorhanden, vielmehr ist uns Beiden ein Leben und ein Tod im politischen Kampfe für das Volk verhängt." (Plutarchos: Gajus Gracchus, Cap. 1.)
Und so geschah es. Auch Gajus ward als triumvir a^rig äivi<tu.ii(lis bald in die wilden agrarischen Kämpfe verflochten. Im Jahre 121 u. Chr. ereilte auch diesen Sohn der ehrwürdigen Cornelia, nachdem er mehrere bedeutsame Gesetze zu Gunsten der von den Optimalen unterdrückten Staatsbürger durchgebracht hatte, das Verhängnis; unter dem Consulate seines heftigsten Feindes Opimius.
Kaum wollte seine Gattin ihn an jenem Unglückstage von sich lassen, ihn, der sich anschickte, unbewaffnet, in der bloßen Toga, nur mit einem kleinen Dolche an der Seite, den verderbenbringenden Ausgang zu unternehmen. „Du giebst Dich den Mördern des Tiberius selbst in die Hand," sagte sie ihm unter Anderem; sie würde wobl noch einen Fluß oder das Meer als Hilfeflehende angehen müssen, damit diese ihr endlich verkündeten, daß sein Körper wohl geborgen sei: „denn wie kann man nach des Tibenus Ermordung noch auf (besetze oder auf Götter bauen." (A. a. O. Cav. 15.)
Bald sollte sich Licinias Atmung schrecklich erfüllen. Schnell kam es — nach des Consul Opimius Willen — zu einem furchtbaren Gemetzel. Gajus, den Niemand fechtend gesehen, begab sich aus Aerger und Unwillen in den Tempel der Diana, wo er sich schon selbst tödten wollte. Doch seine treuesten Freunde Pompejus und Licinnius entwanden ihm den Dolch und trieben ihn zur Flucht an.
Da soll er niedergekniet sein, die Hände nach den Göttern ausgestreckt und über die Römer den Fluch ausgesprochen haben: „Das Volk der Römer möge ob solcker Undankbarkeit und Verrätherei nimmermehr aufhören in Knechtfchnft zu sein*»." (A. a. O. Cav. 16.)
Denn der opfermuthige Mann mußte wahrnebmen, wie die Meisten gewissenlos gleich zur Gegenpartei übergingen, als man dem Volle durch öffentliches Edict Sicherheit gewährleistet hatte.
Nach rührender Selbstopferung der oben genannten Freunde und des treu ergebenden Sklaven Philotrates fand Gajus den Tod durch die ibn
^«^2«2ÜNI 25U/,^5V1>X." (>'.(!, !„!!!!, üeKKel, IV. Pcmd, 1856.)

wild verfolgende Meute in Menschengestalt. Der höchste Hohn in all' diesen Greueln lag wohl darin, daß der selbstische wuthschnnubende Opimius, der nach den: Tode seiner 3)pfer noch deren Angehörige verfolgte, der Concordicc einen Tempel erbauen ließ. Aber des Nachts setzte man unter die Inschrift des Temvels diese Worte: „Des Wahnwitzes Werk schafft einen Tempel der Eintracht*)." (G. Gracchus, Cap. 17.)

Freilich kam es nachher auch hier wie in all' solchen Fällen. Den ^pimius, der neuer Verbrechen überführt ward, traf tiefste Verachtung; den Gracchen aber ließ das bethörte Volk zu spät Statuen errichten und schuf jene Mordplätze zu Hciligthümern um, an denen die Erstlinge aller Iahresfrüchte geopfert wurden, und zu denen wie zu Güttertemveln gewallfahrtet wurde. Ueber alles Maß bewunderungswürdig ertrug der Helden Mutter Cornelia so herzzerreißendes Unglück. Und von den geweihten vettern, an denen man ihre Sühne ermordet hatte, sagte sie: „Die Todteu besitzen nun die ihrer würdigen Grabmüler." (Plutarchos, n. a. O. Cap. 19).—

Weniger durch Worte als durch mimische Geberdensprache bewies Gajus Marius, der Vesieger der Cimbern und Teutonen, vor dem Hinscheiden, was den Vrennvunkt seines Lebens bildete. Marius, zu Cereatä bei Arpinum 157 u. Ehr. geboren, ward, über 70 Jahre alt, im Jahre 86 zum siebenten Male Consul. Die schrecklichen Greuelthaten und Anstrengungen in diesem Vürgerkriege zwischen Marianern und Sullanern hatten auch die physische Kraft eines Marius so unterwühlt, daß er bereits am 18. Tage seines siebenten Cousulates**) der Todeskrantheit unterlag. Die stets lebendige Furcht vor seinem glücklichen Todfeinde Sulla schien die Katastrophe beschleunigt zu haben.

In seinen angstvollen Träumen kam es dein greisen Marius immer vor, als rufe ihm Jemand das Schreckenswort zu:

„Schrecklich die Nuhestatt — selbst des fortgezogenen Löwen""*).

(Plutarchos, Marius, Enp. 45.) — Die nur sieben Tage währende Krankheit artete schließlich in eine Art Wahnsinn aus. Hierin offenbarte sich, wie Einige erzählen, sein Ehrgeiz (Philotimie) in absolutester Weise. Marius, im Wahne, als eommandire er im Mithridatischen Kriege, führte unter heftigem Kriegsgeschrei und vielen Siegesrufe», wie er es so in den Kämpfen gewohnt war, allerlei Geberden und Bewegungen seines Körpers aus. „So heftig und so unstillbar war" — wie Plutarchos diese Mittheilung beschließt — „das Verlangen nach jenen Kriegsthaten, welches Herrschbegierde und Eifersucht in ihm erzeugt hatten." (Marius, Cap. 45.) -^

Sicher ekelerregend scheint der Ausgang des Dictators Lucius Cornelius Sulla gewesen zu sein, der sich selbst den Veinamen Felir

") Nach Plutarchos: am siebzehnten Tage (Leben des Marius, Cap. 46).

5*') Hexameter: ,,^-iv« s^p xoiic»^ ?.«'i «noi/o^zvoin /.iov'oz."

beigelegt hatte. Noch in seiner letzten Lebenszeit frühnte Sulla einer zügel-
los ausschweifenden Lebensweise, wodurch er die anfangs unbedeutende
Darmkrantheit zu unheilbarer Ausartung brachte.
Die gegenwärtige medicinische Forschung erkennt trotz mannigfachster
historischer Beglaubigung eine wirkliche Phthiriasis-Krankheit (— Läusesucht
^9-3^'«?!;) nicht an. Jedenfalls ist Sulla, etwa 60 Jahre alt, bösartigen
Geschwüren erlegen. Erstaunenswürdig bleibt um so mehr Sullas Geistes-
kraft, die ihn noch zwei Tage vor seinem Tode an seinen Denkwürdigkeiten
schreiben und noch einen Tag vorher den Staatsgeschäften obliegen lies;,
obwohl er seine Dictatur bereits niedergelegt hatte.
Wie Plutnrchos sich ausdrückt (Sulla, Cav. 37), sah Sulla sein Ende
nicht nur voraus, sondern er „schrieb auch gewissermaßen über dasselbe".
— Zwei Tage vor seinem Tode schloß er das 22. Vuch seiner Denk-
würdigkeiten, worin es l>eißt: „Die Chaldäcr hätten ihm gesagt, daß er nach
einein edlen Leben in der Blüthe seiner glücklichen Erfolge (i> ?cx^ ?6>v
e'uiu'/^^UKov) heimgehen müsse."
Vis an sein Lebensende wollte also Sulla als Wesen seiner Existenz
das Glück angesehen wissen — eine Denkungsweise, die man als Gemisch
von Bescheidenheit und Aberglauben ansehen konnte.
Dieses Glück blieb dem Sulla Felir auch noch beim Leichenbegängnisse
getreu: indem ein heftiger Wind noch ermöglichte, daß seine Gebeine ge-
sammelt werden konnten. „Auf solche Weise" — bemerkt Plutarch —
„scheint ihm sein Glück noch so lange gelächelt zu haben, daß es den
L'ichnam bestatten half" (a. a. O. Ca». 38).
Welleicht darf man aber als Sullas letztes charakteristisches Wort
die Zuschrift ansehen, die an seinein Denkmale auf dem Marsfelde (^»mpu3
)Illrtiu8) zu lesen stand. Diese Inschrift, die Sulla selbst schriftlich hinter-
lassen haben soll, hat folgenden Kerngedanken: „Weder habe ihn je ein
Freund im Wohlthun, noch irgendeiner seiner Feinde im Uebel-
thun überboten*)."

IX.

Nach der Erzählung mancher antiken Autoren scheint der größestc
Sohn Roms, Gajus Julius Lasar, seiner Ermordung ebenso ruhig,
stillschweigend in's Auge gesehen zu haben, wie sein etwas älterer Zeit-
genosse Marcus Tullius Eicero.
Der berühmte Arvinate Cicero (geb. 106 v. Chr.) starb bekanntlich
unter dem zweiten Triumvirate — Antonius, Octauius, Lepidus — im
Ia!,re 43 v. Chr. Auf seinem Landaule bei Tusculum hatte Cicero die
Kunde von seiner Proscrivtion erhalten, zugleich mit seinem Bruder
(s<!itio i 8iut«ni»,)

Qu intus. Man beschloß, sich nach Astyra, eine»! an der See gelegenen
Landgute des großen Redners und Philosophen zu begeben, um von da
nach Makedonien zum Brutus zu segeln. (Plutarch: Cicero, Ca;'. 47.)
Die bekümmerten Brüder unternahmen die gefahrdrohende Reise in
Sänften, wobei sich Quiutus immer noch gefaßter, muthiger erwies. —
Als sich die Brüder getrennt hatten — Quintus ward bald danach von
seinen eigenen Sklaven verrathen, — gelangte Cicero nach Astyra und
von da zu Schiffe nach Circäum. Dann ließ er sich von seinen Sklaven
zu Wasser nach Cajeta («Äaeta) bringen, wo er ebenfalls ein Landgut besaß.
Wie Cicero gerade wieder von den Sklaven in einer Sänfte nach dem
Meere zu getragen ward, ereilten ihn seine Mörder, mit dem Hauptmanne
Herennius an der Spitze, nachdem ein höchst undankbarer Schüler Ciceros,
Ramens Philologus, die Spuren seines Meisters und Wohlthäters ver-
rathen hatte. Cicero befahl nun, die Sänfte niederzusetzen, stützte seine
Hand gewohnheitsmäßig an sein Kinn, blickte, mit Schmutz und Haaren
bedeckt, das Gesicht forgenuerzehrt, die Mörder unverwandt au, so
daß die Meisten sich verhüllten, als Herennius ihn tödtete
<a. a. O, Cap. 48).
Den Kopf, den Cicero aus der Sänfte herausgehalten hatte, hieb ihm
sein Mörder Herenuiuo auf des Antonius Befehl ebenso ab, wie „die
Hände, mit denen er die philippischen Reden geschrieben hatte." <r«; /!^«?,
Mannigfach, wie schon erwähnt, wird des großen Cäsar Ende erzählt
<^ 44 v. Chr.) — Nachdem ihm in der uerhängnißvollen Senatssitzung an
den Iden des März Metellus (Tillios) die Toga mit beiden Händen
vom Halse gerissen hatte, brachte Casca dein Dictator die erste nicht be-
deutende Wunde nm Racken bei. Cäsar ergriff den Dolch und hielt den
Mörder fest, wobei er in lateinischer Sprache ausrief: „Verworfenster
Casca, was thust Du?" — Casca aber auf Griechisch: „Bruder, komm'
zu Hilfe!" (Plutarchos: Cäsar, Cap. <i6.) — Und nun sielen alle Ver-
schwörer über ihr Opfer her, das sich „unter den Händen Aller wie ein
durchbohrtes reißendes Dhier zusammendrückte".
Da jeder Verschworene das Seinige znm Morde des Cäsar beitragen
sollte, versetzte ihm zuletzt auch Brutus einen Stoß ?n die Schamgegend
<ci? r5v ßc,ußü»v«.) — Von dem allbekannten letzten Worte des fallenden
Cäsar: „Auch Du, Brutus," <Nt tu, Lruw), oder „Auch Du, mein
Sohn Brutus" — vermeldet Plutarchos Richts, jedoch andere Autoren,
wie Dio Lassius, Suetonius*).
Aber Plutarch theilt noch mit, daß nach anderen Berichten Cäsar

*) Oaius Zuetonius Tranqm'llus in seiner Vita des G. Julius Cäsar er-
wähnt dieses llmstandes mir als einer Tradition (<5<w. 82). Positiv erzählt derselbe dort,
das; Cäsar mit 23 Wunden durchbohrt ward, wobei er mir beim ersten 3toß einen
Seufzer ohne Worte von sich acib (m>n mcxlo »<l vi-immn iewm ß^mitu »in» vnee

sich eine Zeit lang gegen die Verschworenen vertheidigt habe, daß er „unter
lauten: Geschrei den Körper bald auf diese, bald auf jene Seite geworfen"
habe, als er aber auch seinen geliebten Brutus mit gezückten: Dolche auf
sich eindringen sah, habe er die Toga über den Kopf gezogen und sich
willig hingegeben. — Am Fnßgestell der Vildsänle des Pompejus verblutete
Gajus Julius Cäsar an den dreinndzwanzig empfangenen Wunden, —
sechsundfünfzig Jahre alt. —
Von Marcus Porcius Cato Uticensis, dem Urenkel des zum
Typus gewordenen Lato Lensorius, sind uns mancherlei Worte aufbe-
halten, welche dieser edle, sittenstrenge Mann kurz vor seiner Selbstentleibung
äußerte. Dieser Cato (geb. 96, gest. 46 u. Chr.) erwies sich auch darin
als Anhänger der stoischen Philosophie, daß er sich die Anschauung der
Stoa vom freiwilligen Tode ganz zu eigen machte.
Als glühender Republikaner mußte er schmerzvoll einsehen, daß nach
dem für die Pompejaner unheilvollen Ausgange der Schlacht bei Thapsos
(46 v. Chr.) die Sache der Republik verloren sei, allein er mochte sich
nicht der Gnade seines Gegners Cäsar überlassen und faßte den Entschluß,
seinem Leben selbst ein Ende zu machen.
In Utika befanden sich die letzten treuen Schaaren um Cato.
Lucius Cäsar wollte seineu großen Verwandten für diese Schnüren wie
für Cato selbst um Gnade bitten. Doch dieser verbat sich das entschieden
für seine Person, indem er sagte: „Wenn ich mir durch Cäsars Gnade
mein Leben erhalten wollte, brauchte ich nur selbst zu ihm hinzugehen.
Allein ich will dem Tyrannen dafür, daß er das Gesetz mit Füßen
tritt, nicht noch zu Dante verpflichtet sein. Denn gesetzwidng bandelt er,
da er solchen das Leben als Herrscher schenken will, über die es ihm
nimmermehr zu herrschen zukommt. Wie Du jedoch die Dreihundert (d. i.
iein Nath) losbitten sollst, das laß uns, wenn es Dir beliebt, geineinsam
erwägen." (Plutarch: Cato der Jüngere, Cap. 66.)
Noch nm Abend dieses Tages kam es in seinem Heim während der
Mahlzeit in Gesellschaft all seiner Freunde nnd der Häupter von Utika,
auch zu ernsten philosophischen Gesprächen, namentlich über die Lehrmeinnng
der Stoiker, daß der. Tugendhafte allein frei, die Lasterhaften aber allesammt
Sklaven seien. — Männiglich erkannte da, daß Cato fest entschlossen sei,
selbst Hand an sich zn legen.
Wie allen Stoikern, so ging auch dem Cato dieser eine Weisheits-
gedanke nicht auf, daß der Edle, Gute auch in den schlimmsten Wechsel-
fällen des Lebens noch reichlich Gelegenheit finden kann, feine Liebe zur
Menschheit zu bethätigeu, also auch unter härtesten seelischen Leiden für das
s<lito). Dann fügt Suetonius hinzu: „Gleichwohl haben Manche überliefert, daß ei, als
M. Brutus auf ihn eindrana, aesaat haben soll <»I nü, T«v«v? 'Auch Du, mein Kind?"
(HI. üiuw iliucnti clixi,««.) —

Menschenwohl fortzuwirken. Ein großes Maß von Eitelkeit und Selbstge-
fälligkeit tritt uns aus all derartigen stoischen Anwandlungen entgegen.
Und auch der sonst so edle Cato ist davon nicht loszusprechen.
Nachdem derselbe noch alle nöthigen Anordnungen zur Sicherung seiner
Ungehörigen und Freunde getroffen hatte, zog er sich zurück uud vertiefte
sich in die Lectüre von Platons Phaidon, „über die Unsterblichkeit der
Seele". — Mit einem Male bemerkte er, daß man seinen Degen heimlich
bei Seite geschafft hatte; mit immer größerer Heftigkeit drang er darauf,
daß ihm sein Degen zurückgebracht werde, im heftigsten Zorne gab er dabei
einem Diener derbe Faustschläge in's Gesicht und »nachte seine eigene Hand
dadurch blutig.
Aber bei alledem hatte er nicht die Energie, die volle Wahrheit zu
sagen, mußte sich vielmehr noch zur List beguemen, um sein vermeintlich
reines Ziel zu erreichen. — Als sein Sohn hereinstürzte, ihm um den
Hals fiel und ihn beschwor, am Leben zu bleiben, schleuderte er ihm die
grimmigen Worte entgegen: „Wann und wo wäre ich denn nnvermerkt
des Wahnsinns überführt worden? Denn Niemand belehrt mich, noch
wendet er mich von den Dingen ab, in denen ich mir übel berathen vor-
komme; andererseits werde ich behindert, meinen Entschlüssen nachzugeben
— und werde entwaffnet. Warum, o Wackerer, fesselst Du nicht gar
Deinen Vater und drehst ihm die Hände rückwärts fest, damit mich der
ankommende Cäsar unfähig zur Abwehr finde? — Denn gegen mich selbst
bedarf ich keines Schwertes, da es ja sehr wohl möglich ist, zu sterben,
wenn man nur eine kurze Zeit hindurch den Athem zurückhält oder einmal
mit dein Kopfe gegen die Wand stößt" (a. a. O. Cap. 68.) — Weinend
verließ darauf Catos Sohn das Zimmer, alle Anderen bis auf die zwei
philosophischen Freunde Demetrios und Apollonides folgten, mit denen
Lato noch Weiteres über den Selbstmord in sanfterer Weise besprach.
Schließlich entließ er diese mit den ihren Verdacht einschläfernden
Worten: „Uebrigens werde ich mich in irgend einer Art noch mit Euch
berathen, wenn ich die Gründe in Erwägung ziehe, deren Ihr Euch bei
Eurem Philosophiren selbst bedient. Begebt Euch also getrost hinweg und
veranlaßt meinen Sohn, nicht Etwas von seinem Vater zu erzwingen,
wovon er ihn nicht überzeugen kann!"
Darauf brachte ihm, nachdem sich auch Demetrios und Apollonides
weinend entfernt hatten, ein kleiner Knabe seinen Degen. Nachdem Cato
des Degens Tüchtigkeit sorgfältig geprüft hatte, rief er fröhlich aus: „Jetzt
bin ich mein" (vüv 3^6? e^.>). Er foll dann die platonische Schrift noch zwei-
mal durchgelesen und sich dann zur Nuhe begeben haben (a. a. iD. Cap. 70).
Nach Mitternacht wachte er auf, rief zwei Freigelassene, darunter den
Arzt Kleanthes, von dem er sich noch seine angeschwollene Hand verbinden
ließ, und gab noch allerhand Befehle in politischen Dingen, so daß diese
zuversichtlich glaubten, ihr Herr habe wieder Liebe zum Leben gewonnen.

Als Lato, den ein Edelsinn gegen die Freunde bis zum letzten Hauche beseelte, vernommen hatte, daß Alle sicher abgefahren wären, auch im Hafen Alles ruhig und still märe — schon sangen die Vögel — da ließ er die Thür verschließen und legte sich auf's Bett, als wollte er noch den Nest der Nacht verschlafen. Kaum aber war der treue Freigelassene Butas hinansgegangen, als Cato den Degen zog und sich denselben unter der Brust in den Leib stieß.

Doch der Unglückliche starb nicht gleich, fiel vielmehr in seiner Todesangst aus dem Bette, wodurch er einen danebenstehenden kleinen geometrischen Tisch *) umwarf. Der herbeistürzende Sohn und die Anderen fanden ihn in seinem Blute liegen: er lebte noch und sah sich um. Schon war der Arzt bemüht, die unverletzt gebliebenen Eingemeide in Ordnung zu bringen und die Wunde zu vernähen, als der Sterbenwollende zur Besinnung kam. Lato stieß den Arzt von sich, zerriß die Eingeweide mit eigenen Händen, inachte so die Wunde auf's Neue klaffend und starb so dahin (a. a. O. Lap. 70).

Als der gegen Utita anrückende Lasar die Nachricht von Eatos Tode empfing, soll er ausgerufeu haben- „O Eato! ich gönne Dir den Tod nicht, gönntest Du mir doch mich nickt Deine eigene Lebenserhaltung**)" lebendas. Lap. 72). Es begreift sich darnach leicht, daß Cäsar dein Sohne dieses Mannes nicht das geringste Leid anthat. —

X.

Der Schwiegersohn und zugleich Ttiefueffe des Eato Nticenfis war Marcus Iunius Brutus, geb. 85 v.Chr., der Edelste, Uneigennützigste unter den Verschworenen gegen Lasars Leben. Auch das Ende dieses Mannes belehrt uns, daß er über Selbsttödtungen denfelben Anschauungen huldigte, wie fast alle philosophisch gebildeten Römer.

Kurz vor dem verhängnihuollen Ausgange der Schlacht bei Philippi in Makedonien (42 u. Lhr.) hatte Brutus eine Vision. Dem in seinem Zelte des Nachts in tiefe Gedanken versunkenen Manne ward eine ebenso furchtbare als riesenhafte Gestalt sichtbar, die schweigend neben ihm stand. Brutus setzte sich und fragte: „Wer bist Du denn? Entstammst Du Menschen oder Göttern? Welch ein Begehren treibt Dich zu uns?" Leise erklang darauf die Antwort der unheimliche« Gestalt. „Dein böser Geist, o Brutus; aber bei Philippi sollst Du mich sehen**')." Der

*) Einen sogenannten A b a l i o n («ß«xi«v), Diminutiv von iP»; (»vncus)^ Ti'ch oder Tafel zum Rechnen mit Steinchen und zum Zeichnen mathematischer Fin»«n. ^«^5«z." — <M Imm. llßlillei. IV. Band 1856).

***) „^ ">;, >'< I!si25i5, ?il,liwv x«v.i;- 5>!/3! ?i I<6 H32' <!>.),lni?5^." (Plutarchl»: Brutus, ssap. 3«.)

Epikuräer Cassius wußte diese Dinge aus Brutus' tiefer angelegtem Gemüthe fortzufcherzen: aber des Brutus Schuldbewußtsein erzeugte eben aus sich diese Vision.

Kurz vor der Schlacht erörterten beide Feldherren auf Cassius' Anregung die Frage über Flucht und Tod. Brutus setzte dabei auseinander: „Als ich jung war, o Cassius, und ohne Lebenserfahrung, ließ ich — ich iveiß kaum wie — in der Philosophie ein bedeutsames Moment unbeachtet. Ich tadelte den Cato, weil er sich selbst tödtete: da ich es vor den Göttern für unzulässig und unmännlich hielt, sich der Gottheit zu entziehe» und das Schicksal (^ 2u^m?nuv) nicht furchtlos anzunehmen, sondern demselben zu entfliehen. Jetzt aber bin ich unter solchen Wechselfällen ein Anderer geworden. Und wenn Gott die gegenwärtige Lage nicht angenehm entschieden haben wird, so fällt es mir nicht ein, wieder andere Hoffnungen und Richtungen zu erproben, sondern ich werde, mein Schicksal preisend, sterben. Habe ich doch, da ich mich an den Iden des Martius dem Baterlande weihte, durch dasselbe ein anderes freies und ruhmvolles Dasein geführt." (Plut. Vrutus, Cap. 40.)

Brutus' Geist, der sich hierin offenbar auf bester Fährte befand, war jetzt bereits ein wenig in Verwirrung gerathen. Aber Cassius war über solche Kundgebungen hoch erfreut: unter Umarmungen sagte er zu seinem (Genossen: „Mit solchen Gesinnungen laßt uns gegen die Feinde losziehen: denn wir werden entweder siegen, oder vor den Siegenden keine Furcht hegen." —

Nachdem Cassius zuerst vou Antonius geschlagen worden war, bewahrte er noch Lebenslust und schickte, unkundig über das Geschick der anderen Armee, seinen Freund Ditiuius auf Kundschaft ans. Ein Irrwalm ließ Caffius annehmen, daß dieser den Feinden in die Hände gefallen sei. Er brach in die Worte aus: „Aus Lebenslust ertrugen wir es noch, zu sehen, wie ein theurer Mann von den Feinden dahingerafft ward" (a. a. O. Cap. 43). Dann habe ihm sein Freigelassener Pindarns versprochener Maßen das Haupt vom Rumpfe schlagen müssen. Da aber Pindnrus nach Cassius' Tode von Niemand mehr gesehen ward, vermutheten Manche nicht ganz ohne Grund, daß er seinen Feldherrn ohne dessen Befehl umgebracht habe. —

In der Nacht vor der zweiten entscheidenden Schlacht, die Brutus gegen Antonius und Oetauianus unternahm nnd die so übel enden sollte, soll ihm iener böse Geist abermals in derselben entsetzlichen Gestalt erschienen sein, aber ohne Etwas zu sagen la. a. ^. Cap. 48).

Merkwürdigerweise wollte Brutus — nachdem Alles verloren schien — sich nicht selbst den Tod geben, sondern suchte einen seiner letzten Getreuesten zu diesem vermeintlichen Liebesdienste zu bewegen. Zunächst lehnten es Alle ab. Da min Einer äußerte, man dürfe nicht länger hier bleiben, man müßte fliehen, stand Brutus auf und fagte: „Freilich muß man

jetzt fliehen, aber nicht vermittelst der Füße, sondern vermittelst
der Hände*)" (a. a. O. Cup. 52).
Brutus nahm dann zärtlich von seinen Freunden Abschied, versicherte,
wie unendlich entzückt er sei, „daß ihn keiner seiner Freunde getäuscht
habe"; er schätze sich glücklicher als die Sieger, da er einen Ruhm der
Tugend hinterlasse, den die Sieger weder mit ihren Waffen noch mit ihren
Reichthümern hinterlassen würden; sie seien Ungerechte, Nüsewichter, die
gutdenkende Männer zu Grunde gerichtet und sich eine ihnen nicht zu-
kommende Herrschaft angemaßt hätten.
Der Ausgang dieses letzten großen Republikaners wird auch noch ver-
schiedenartig berichtet. Die Meisten scheinen anzunehmen, daß nach Ent-
lassung fast aller Freunde Straton ihm zur Seite stand, als er selbst den
Degen umgekehrt in die Erde pflanzte und sich dann hineinstürzte. —
Andere behaupten, nicht Vrutus selbst, sondern Straton habe auf sein
anhaltendes Bitten das Schwert in die Erde gepflanzt; dann habe sich
Brutus daran die Brust durchbohrt und sei so eines schnellen Todes ge-
storben. Diesen Straton aber stellte späterhin Messala, ein Freund des
Brutus, dein siegreichen Octavianus mit den wehmüthigen Worten vor:
„Dies, o Cäsar, ist der Mann, der meinem Brutus den letzten Liebesdienst
erwiesen hat" (a. a. O. Cav. 53).
Es ist sattsam bekannt, daß auch die treue Gattin des Verblichenen,
des Cato Tochter Porcia, denselben philosophischen Anschauungen huldigend,
sich selbst durch Verschlingen feuriger Kohlen getödtet hat.
Der Mcher Cäsars, Marcus Antonius, geb. ca. 83 v. Chr., bewies
noch durch die Art seines Sterbens, daß er sich ganz unter dem Joche der
Frauenliebe befand. Die Liebe zur schonen Kleopatra brachte seinen
Feldherrnruhm zu schnödem Falle. (1° 30 v. Chr.)
Bekanntlich machte Antonius auch nach der verlorenen Schlacht bei
Actium noch mancherlei Versuche, sich mit seinem Nesieger Octavianus
Cäsar (Augustus) auszusöhnen. Da dies nicht gelang, ließ er den Octavianus
zum Zweikampfe herausfordern, worauf ihm geantwortet wird: „Viele
Todeswege ständen dem Antonius offen**)." (Plutarchos: M. Antonius,
Cap. 75.) Da rafft er sich noch einmal zuni Kampfe auf, um bald irme
zu werden, daß er von Kleopatra selbst verrathen sei. Diese Erzheuchlerin
und Erzstreberin schickte sogar Leute mit der Lügenbotschaft zu Antonius,
daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Antonius glaubte dieser
Mär und ließ die bezeichnenden Worte vernehmen: „Was zauderst Du
**) „n»).).«; 5,?>)ül '^>'u»lu> ^«?:ivüi>. ,^»v»i<,>v" (lÄitic, Imm, Ilelcliol, IV, Vandl,

noch, Antonius? Den einzigen noch übriggebliebenen Vorwand
zur Daseinsfristung (roü VlX^u'/e" 7i^i^«-z'.v) hat Dir das Schick-
sal geraubt." (A. a. O., Cap. 76.)
Nun öffnete er leinen Harnisch und rüstete sich mit diesen Worten zum
Selbstmorde: „O Kleopatra, mich schmerzt es nicht. Deiner zu entbehren, denn
ich werde bald zu einem gleichen Schicksal gelangen*), aber, da ich
entdecke, daß ich, ein so großer Imperator («u^c.xp«r<o^), einem Weibe an
Seelenkraft (Eupsnchie) nachstehe: — (das ertrage ich übel>". Dann wandte
er sich an seinen treuen Sklaven Eros, der es ihm gelobt hatte, ihn, den
Herrn zu tödten, sobald es die Umstände erheischten. Jett sei der Augen-
blick erschienen.
Eros that auch so, als wollte er seinem Herrn den Willen thun;
allein er tödtete sich mit dem gezückten Schwerte selbst. Vor dem zu seinen
Füßen Hinsinkende» rief Antonius aus: „Wohl, mein Eros, da Du es
selbst nicht vermochtest, lehrst Du mich doch, was sich zu thun ziemt**)."
Und damit stieß er sich den Degen in den Leib, ohne jedoch tödtlich ge-
troffen zu sein. Vergebens bat er die Umstehenden, ihn ganz zn tödten.
Während Antonius schrie und sich angstvoll auf dem Ruhebette herum-
wälzte, kam Kleopatras Geheimschreibcr Diomedes an, um ihn zu ihr
in's Grabmal zu bringen, wo sie sich verborgen hält. Ohne Groll, ohne
Vorwürfe erreichte der hinsterbende Antonius— an Seilen von Kleovatras
Kammerfrauen zum Fenster hinaufgezogen — das Gemach des Weibes,
welchem er allen Ruhm und alle Ehre hingeopfert hatte. — Unter Kleopatras
Zärtlichkeiten, wobei sie ihn bald ihren Herrn, bald Gemahl, bald Imperator
nannte, verschied Antonius, nachdem er sich noch am Weine wohlgethon
und seiner Göttin nützliche Verhaltungsmaßregel» gegeben hatte. — Sein
letzter Trost war, daß er, der die grüßeste Macht besesse» hatte, jett auf
teiue schimpfliche Art als Römer von einem Römer überwunden worden
sei. (A. a. O. Cap. 77.) —
Mit vielen der zulett hier vorgeführten Männer, mit Marius, Sulla,
Brutus, Eassius, Antonius, !Dctavianus, besonders aber mit Cicero stand
*) „üüiix» 7«p zl? l«»'>i,v öl!fl4l!fu»l" (Antonius, Eap. 76; l'I'ltürc-Ixiü ^ll, lleliller
IV. Band). — Dieser Satz
so hat auch die früher erwähnte, som't vortreffliche Uebersetzmig vonKalt Wasser-Oüthli na
hier (Cap. 77!?): „Denn ich werde bald wieder zu Dir lommen." Ganz verkehrt, un-
sinnig. Tas wäre ein Unsterblichteitsgedanke, uo» dem Antonius Nichts Ueriath: vielmehr
wirb er bald ein Gleiches erfahren (ii, »Kiiv oder ^ nüi», in er»!<i ^ i^üiiv oder ^l>ii-
Neides attisch), d. h. er würde ebenfalls sterbe», wie Kleopatra nach ihrer Lügenmär ge-
storben sei. — Auch der darauffolgende Schluß „«XX' 3i>. 7uv<«xö? i ^Xixo'^27 «ü-wxc,^,»?
5ÜHu-/l» i:kflü>:«/<,«'. X^.^«^" — ist gemeinhin falsch überseht worden. Pergl. meine
Uebcrsetzung hier oben im Texte.
*5) „lü-s5, >'< "r^>!u6, ?1! l«, 5^l^T'!x n>>^< :,«,: Tioiziv 3 lli zi?«?,.3i7." (Plul.
Antonius, Cap. 76.)

der gelehrte, einflußreiche römische Ritter Titus Pomvouius Atticus
in enger Verbindung.
Pomponius, geb. 10!) u. Chr., erhielt bekanntlich von den dankbaren
Athenern selbst den Beinamen Atticus. Dem Hellenenthume blieb er bis
an's Ende seines Lebens der eifrigste Förderer. Um seiner vielen Geistes-
und Herzensvorzüge willen wird er ebenso von Cicero, wie von Neros
verherrlicht.
Obwohl Anhänger der Evikuräischen Philosophie, gelangte auch er
dahin, am Abend seines Lebens freiwillig abzugehen.
In einem wenig von Krankheiten heimgesuchten Leben ereilte ilm —
nach Neuos") — im 77sten Jahre seines Lebens ein Unterleibsleiden,
vou Nevos als Deuesmus (Stuhlzwang — -c^v35^'?) dezeichnet. Als
Schmerzen und Intensität der Krankheit immer mehr zunahmen, faßte er
den festen Entschluß, den Hungertod zu erleiden. — Dies sollte aber seinen
Nächsten in klarer Willensmeinung knud gegeben werde». — So entbot
er seinen Schwiegersohn Agrivva, dann Cornelius Valta und Sertus
Peducäus vor sein Krankenbett. — Dieser that also seinen letzten Willen
tund: „Da ich Euch zu Zeugen habe, eine wie große Sorgfalt und Pein-
lichkeit ich all' diese Zeit zur Behütung meiner Gesundheit angewendet
habe: ist es unnöthig, das noch mit weiteren Worten zu erwähnen. Da
ich mich nun an Euch, wie ich hoffe, genugsam gerechtfertigt habe, daß ich
Nichts unterlassen habe, was zu meiner Heilung dienen konnte, bleibt nur
übrig, daß ich mir selbst helfe**). Ich habe nicht gewollt, daß Ihr darüber
in Unkenntniß bleibet. Denn bei mir ist es fest beschlossen, daß die
Krankheit aufhöre, an Wachsthnm zu gewinnen. So wie ich
nämlich in diesen Tagen irgend welche Speise zu mir nahm,
habe ich mein Leben in einer Weise verlängert, daß ich meine
Schmerzen ohne Aussicht auf Rettung vermehrt habe. Darum
bitte ich Euch vor Allem, daß Ihr meinen Entfchlnß billigt, oder
doch wenigstens, daß Ihr nicht dnrch angebliches Abmahnen ihn
zu verhindern suchet*"")."
Diese Rede hielt er mit großer Standhaftigkeit in Stimme und Aus-
druck. Die Worte des weinenden Agrivva vermochten Nichts an seines»
Entschlüsse zu ändern. —Als er sich nun bereits zwei Tage aller Speisen

*) Lebe» des T. Pomponius Atticus, Call. 21, Als sein Todesjahr wird
demnach 32 U. Chr, cingenebe».

**) «i,>i!n>8 sjuoniu,,!, nt g>>«lo, Zutizieei, me uilii! reliqui feei88e, c>uo<j »>I
8l,n»ml,im m« peitinsiet, loli,>»m» est, nt eßnmst milii ron»ull»»." <<üoin. !l«ps>z,
.^ttien8, 0»p. 2l.

***) „X»m milii zt.lt ausser»? moidum clesiiieie. 5»»m<>lie Kl3 diebu« ^uid^nid
oidi 8Uluii«i, it» pl^clüxi vit,nn, et luixoiim (l<,Ini«8 «ino 3pe blutig. <^u»re 2 vol>i«
peto, piimum, ut eonziliam probetiz iii>>nm, drincle, ne flustl» dekoitando iinz^dirs
,on«mini," (Ibid.)

enthalten hatte, ließ das Fieber nach, — die Krankheit schien 'abnehmen
zn wollen. Dennoch führte Atticns seinen Vorsatz dnrch. — Am fünften
Tage seines freiwilligen Fastens — Ende März (piiclis enlencl»» ^vi-ils»)
starb unser philosophischer Freund der Künste und Wissenschaften und Ge-
schichtsschreiber. Nach jener mehrfach genannten Biographie ward Atticus
in einer kleinen Sänfte (lsetieula), wie er es selbst vorgeschrieben hatte,
ohne jeglichen Leichenpomp zu Grabe getragen. Aber das Volt geleitete
die Leiche in großer Menge. —

Mit dem ersten römischen Kaiser soll diese Anthologie aus der antiken
Welt beschlossen werden. — Gajus Julius Cäsar Octavianus Augustus
befand sich als 76 jähriger Greis auf einer Neue nach Neapolis, als ihn auf
der Rückkehr zu Nola in Cnmpanien seine Todeskrankheit befiel (14 n. Chr.).
— An seinem Sterbetage (19. Augustus) erforschte er vou seiner Um-
gebung zu wiederholten Malen, ob draußen schon um ihn Verwirrung
(tuinulwz) herrschte. Tarauf begehrte er einen Spiegel und befahl, daß
ihm das Haar geordnet und die eingefallenen Kinnbacken zurechtgestutzt
wurden (mgl23 ladeuws cori-i^i).

Nun wurden die Freunde I)ereingelassen, um vom sterbenden Angustus
die Frage zu vernehmen: „Ob es ihnen wohl schiene, daß er die
Farce des Lebens treffend durchgeführt habe"*); dazu fügte er
noch die griechische Clause!: „Wenn Alles gut steht, klatschet dem Spiele
Äeifall, und Ihr Alle lasset ihn mit Freuden wiederhallen"*).
Darauf wurde» sie Alle entlassen. Wie er sich nun eben bei den aus
der Hauptstadt Angekommenen nach der kranken Tochter des Trusus erkundigte,
verschied er plötzlich an seiner Gattin Li via Munde (in uLoutis I^ivias)
mit diesen Worten: „Livia, lebe unserer Ehe eingedenk, und lebe
wohl*"*)."

Augustus fand so den leichten Tod, den er sich immer gewünscht
batte, — die von ihm sogenannte Euthanasie (TÜH«'^,^'«). — Diese beiden
letzten Aussprüche sind gewiß vortrefflich geeignet, den ganzen Augustus in.
Guten wie im Vüsen zn beleuchten.

*) Unw3 8uetunin3 ?l»nq»i!lu«: vewviziiu» Hu^listu«, C»p, W: „^eyuiä
ii« vidoietur wimum vit»« eomm„>!e transs^^-" (IIIiiztiÄvit I>«tl, (!. (^. L2um>
^»rtxU'Ornziii«, I,!s«i,><? 1^2<>, I, H^and).

^i'5 Xf>>i!», >.^i ^Ä'^il': k'^I5^ 1^31« /<t55; >.'un-s,'»Te." (8u«txilliu3, <I. II. I).). —
Vta» beule auch an das ichllMieleiische Schluß-Wctt: „rwuäits Äwiei, eomos6i»
Iinitil «3t."

') ,,I.ivi!,, no3tri eoniü^ü memor viv?, H<: v»I«" (8u«tnnm3, II. N. O.), —

,,/^ ^
-^v^v^^^M^»^^,-
M sH
D
--^^^tt
UM
^M
U
K
M^,
^^^^^
^zWM
^^^^ H M
UMW
^HtzpH^^
^^^^3

wie kann dem Duellunwesen abgeholfen werden?

von

A. ^roabbllN.

— M«ulin5 (Fiankreichl. —

Motto: „i»?i> ^°lXix>v".
(«lpollo», III, 5,»

!ür den Augenblick verschont der Krieg — Gott sei Dank — die
civilisirten Volker Europas. Dagegen hat das Duell vielleicht
nie mit größerer Heftigkeit gewüthet als gerade heut zu Tage —
in Spanien, Italien, Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Um
von dem letzteren Lande nur zu sprechen, vergeht ja thatsächlich kaum eine
Woche, ohne daß die deutsche Presse nicht etwa blos einen einzelnen, sondern
mehrere Zweikämpfe aufzuweisen hätte. Von allen Seiten tauchen energische
Proteste auf, leidenschaftliche Angriffe, bitterherbe Kritiken gegen den so-
genannten „Duell-Unfug". Die Frage reicht über das Gebiet der politischen
Blätter hinaus, hochernste Zeitschriften öffnen ihr bereitwillig ihre Spalten,
und vor Kurzem ist dieselbe wieder einmal vor den Reichstag gebracht worden.

Es wird wohl Niemand leugnen, daß das Duell ein Uebel sei. „Ja,
aber ein nothwendiges Uebel," sehen dessen Anhänger hinzu, denen Graf
von Noon das Wort gesprochen hat. Nothweudig? Ueber diesen Punkt
wollen wir nicht streiten; es würde uns zu weit führen. Halten wir blos
daran fest, daß das Duell ein Uebel ist — und zwar ein größeres, als es
diejenigen gemeiniglich glauben, die, don» kicke, von dessen Nothwendigkeit
überzeugt sind; doch treten wir unseren« Gegenstände näher und betrachten
wir die gegenwärtige Lage der Dinge.

Abgesehen von den geradezu treulosen Zweikämpfen, die, eben des-
wegen, nur vor die Gerichte gehören, streift, sozusagen, eine ziemlich große
Anzahl das Strafgesetzbuch. Und wie viele giebt es nun, welche, wenn sie

auch nicht jenen unritterlichen Charakter bekunden, der ein Duell zur ein-
fachen Schlägerei oder zun: gemeinen Hinterhalt macht, nichtsdestoweniger
den Grundsätzen der wahren Ehre gänzlich fremd sind? Man kann sagen,
ohne zu fürchten zu brauchen, daß der gewissenhafte Statistiker uns Lügen
strafen möchte, daß gegenwärtig neun Zehntel der Asfairen, die er einträgt,
keinen anderen Zweck haben als den, dem Schurken, dem Unverschämten
oder dem Wahnsinnigen zum Emporkommen zu verhelfen. Warum ist dem
aber so? Weil in, Allgemeinen die Zeugen resp. Secundanten der Person,
die das Recht auf ihrer Seite hat, bei den Zeugen des Gegners auf
einen von vornherein gefaßten Entschluß stoßen, die Wahrheit zu entstellen;
es stoßen die Zeugen auf einen unbezwingbaren Widerwillen, bis auf den
wahren Ursprung der MißHelligkeit zurückzugehen, zu untersuchen, ob der
Anlaß zum Duell eine genügende Wichtigkeit bietet, dann weiter zu unter-
suchen, welches der Beleidiger, welches der Beleidigte ist, welches der Um-
fang der entsprechenden Privilegien sein soll u. s. w. Was ereignet sich
in solchem Falle? Gewöhnlich ein himmelschreiendes Unrecht. Die Zeugen
erklären ihren Auftrag für beendigt, melden es ihrem Auftraggeber und
ziehen sich zurück. Entmuthigt, verzichtet Letzterer fast immer auf sein Recht.
Manchmal sucht er sich neue Repräsentanten. Diese aber, von vornherein
überzeugt, daß ihr Bestreben nicht erfolgreicher sein wird, als das ihrer
Vorgänger, verfechten seine Sache nur kühl, unterwerfen sich den An-
forderungen der Gegenpartei uud bewähren auf diese Weise den Spruch
des Herrn Paulo Fambri, des Verfassers der „^uriZpruäsn?» 6sl vuello",
eines Werkes, auf welches sich derjenige öfters berufen muß, der sich mit
dem „?oint Ä'Horm<?ui" abgiebt: „Bei einer solchen Lage der Dinge,
die so ziemlich die allgemeine Lage ist, wird ja der Ehrencoder zur be-
quemsten Offensiv- und Defensiv-Waffe für die Ehrlosen."
Angesichts dieser, vielleicht etwas eingehend von uns gekennzeichneten,
jedenfalls aber wirklichen und unbestreitbaren Sachlage, darf man wohl
sagen, daß das Uebel vielmehr vom Mißbrauch, als vom Wesen und
Princip des Duells herrührt. Der mißbräuchliche Gebrauch des Duells,
dies ist der wahre Feind der modernen Gesellschaft. Ein praktisches Mittel,
geeignet, besagten Mißbrauch zu zügeln, — das ist es, was, unserer Ansicht
nach, gesucht werden muß, das ist es übrigens, was alle aufgeklärten
Gegner des Duells bisher gesucht haben und immer noch suchen. Es wäre
nämlich eine etwas kindische Anschauung, wenn man glaubte, es genügte,
die unmittelbare und vollständige Abschaffung des Zweikampfes so ganz ein-
fach ßx catnsärn, zu verordnen, damit derselbe gleich zu eristiren aufhöre.
Aber wo wird man das wirksame Mittel gegen das mißbräuchliche
Duelliren hernehmen? Die Einen forderten es von der reinen Moral
oder der Religion. Die Anderen von den Gesetzen; Andere von dem
Dreibunde der Moral, der Religion uud der Gesetze. Die Einen haben
drakonische Gesetze eingeführt. Andere mit den modernen Idem und Ge-

fühlen besser übereinstimmende Gesetze; die Einen haben daraus ein specielles
Delict gemacht, während es die Ändern eher als ein gemeinrechtliches Delict
ansahen. Weder das Beil, noch die Haft, noch die Geldbuße haben das
erwartete Resultat ergeben, da man sich ja gegenwärtig in Teutschland,
Oesterreich-Ungarn und in den romanischen Ländern mehr denn je duellirt.
Wir haben hier nicht genug Platz, um jene Ohnmacht der gesetzlichen,
moralischen und religiösen Sanctionen zu erörtern; wir wollcu dieselben
blos constatiren.
Wein wird man nun, fragen wir abermals, das nüthige Mittel
abzufordern haben? Unsere Antwort lautet: dem Ehrgefühl, dem „?oiut
ä'twuuenr" selbst. Das Ehrgefühl nämlich schlägt die Wunde, an der die
moderne Gesellschaft leidet; das Ehrgefühl wird die Wunden auch heilen,
ähnlich der berühmten eschenen Lanze, die der Centaur Chiron dem Achilles
geschenkt 36pu llelXlv^v. Anders gesagt, das Ehrgefühl, die sogenannte Ritter-
lichkeit, erzeugt und verbreitet das Duell. Laßt uns also vorerst diese
Begriffe läutern, und vertrauen wir ihnen dann die Sorge an, den Zweikampf
zu beschränken und ihn, wo es nur immer möglich sein wird, zn verhindern.
Vor Allem muh erheischt werden, dah das Ehrgefühl einen Codex ver-
öffentliche, der den Grundsatz aufstellen würde: es wird ein Duell nur
dann stattfinden könne», wenn demselben eine tief eingehende Behandlunn
der Sache und ihrer mehr oder minder bekannten Einzelheiten, nebst einer
genauen Bilanz der Verantwortlichkeiten vorangegangen ist, wenn es sich
um schwere, auf friedlichem Wege nicht beizulegende, klar begründete Be-
leidigungen handelt, wenn die Gründe der wahren Ehre nicht widersprechen,
wenn die betreffenden Personen bzw. Gegner sich einer unbestrittenen,
physischen und moralischen Fähigkeit erfreuen. Dieser Coder würde alle
Vortheile auf die Teile des Beleidigten bringen. Endlich mühte dieser Coder
allen civilisirten Rationen gemeinschaftlich sein, da die Culturvölker sich doch
immer mehr einander nähern, in immer regeren Verkehr treten, sobald gemein-
nützige, internationale, allgemeinmenschliche Interessen auf dem Spiele stehen.
Außer dem Coder müßte man auch noch ein Iurisdictionssystem be-
gründen. An die Stelle der Zeugen, d. h. in der Eile und auf's Gerade-
wohl gewählter Leute, die gewöbnlich das anzuwendende Gesetz schlecht kennen,
immer mehr oder minder parteiisch und immer mehr oder weniger geneigt
sind, die Sache ihres Auftraggebers als die ihrige zu betrachten, — würden
auf diese Art andere Personen treten, welche die Erfahrung, die Einsicht,
das Ansehen und die Unparteilichkeit besähen, woran es Elfteren fast
immer fehlt. Aber die Art und Weise, wie diese Substitution vorgenommen
werden mühte, ist eben das Schwierige. Die Einen verlangen den Beistand
des gewöhnlichen Gesetzes: nach ihrem System wird das Ehrengericht zu einem
Bestandtheil des gerichtlichen Mechanismus, gerade wie das gemeine Ge-
schworenengericht, die Criminaljurn. Sämmtliche Ehrenhändel sollen vor das
Ehrengericht getragen werden; dasselbe hat das Recht, die gütliche Vermittelung,

und in außerordentlichen, daher höchst seltenen Fällen, das Duell zu verordnen. Das eigentliche Gesetz bestraft dann nur diejenigen Duelle, die ohne Wissen und vorherige Vethciligung des Ehrengerichtes oder auch trotz dessen Verbot stattfinden würden; die übrigen bleiben unbestraft. Doch sind bis auf den heutigen Tag die seitens des ritterlichen Rechtes dein gewöhnlichen Rechte gegenüber geinachten Annäherungsversuche unerwidert geblieben, und man darf wohl annehmen, daß das Strafgesetzbuch und das ritterliche Gesetzbuch nicht so bald viribu8 uniti« vorgehen werden. Lassen wir also dieses erste System und gehen wir zu einen: anderen über, das sich um das gewöhnliche Gesetz nicht kümmert, handelt und wirkt, wie wenn dieses nicht eristirte, und lediglich der Legislation des Ehrgefühls die Reform der jetzigen ritterlichen Jurisdiction abfordert, einer Jurisdiction, die man mit Recht als schlecht und als die Hauptguelle des Mißbrauches in Duellsachen betrachten darf. Das zweite System bewahrt den Zeugen den Charakter der Magistratspersonen, aber nur der Magistratspcrsonen zweiten Grades. Ueber dieselben stellt es die Schiedsrichter, Ehren-Geschworenen, die zu Magistratspersonen ersten Grades werden und in letzter Instanz urtheilen. Es gesteht den Parteien das Recht zu, von den Entscheidungen der Zeugen immer an diese Jurisdiction zu appelliren. Kurz, es macht den Schieosspruch obligatorisch auf Verlangen einer der Parteien. Der Vortheil fällt in die Augen. Es liegt nämlich auf der Hand, daß, wenn der Schurke oder der Tollkopf sich dem Urtheil der Schiedsrichter entziehen können, sie es nicht unterlassen werden, denn im Bewußtsein ihres Verschuldens werden sie deren Controle befürchten: Was wird alsdann der anderen Partei übrig bleiben? Nichts als eine Rechtsverweigerung, und zwar eine unwiderrufliche Rechtsverweigerung. Dank dem obligatorischen Schiedsspruch, ändert sich die Sache vollständig. Angesichts des von den gegnerischen Zeugen offenbarten, vorgefaßten Planes, die Affaire zu unterdrücken, wird die beeinträchtigte Partei die Zusammenberufung eines Ehrengerichtes verlangen und den Gegner ersuchen, seinerseits die gleiche Anzahl von Mitgliedern zu bestimmen, wie er selbst. Sollte Letzterer das verweigern so bleibt er disgualificirt und in contamaeiaiu der Gerichtsbackit der gewählten Mitglieder unterworfen: denn es wäre allzu bequem, wenn ein Angeklagter, um den Urteilssprüchen zu entgehen, blos seine Richter zu verwerfen brauchte. Vorher „bilateral", wird das Ehrengericht nun „unilateral" und bleibt competent, um die Ehrensachen zu richten — (auch wenn es nur von einer Partei ernannt wurde) — eben wegen der Weigerung der Gegenpartei. Wir fügen dem hinzu: wenn eine dritte Person im Voraus erwählt worden ist und den Schiedsrichtern beigesellt wird, um nöthigenfalls eine Majorität zu ergeben, wenn der Gegenstand des schiedsrichterlicher Verfahrens genau bestimmt ist — dann bildet dieses System unserer Ansicht nach den bedeutendsten und praktischsten Schritt, den man je gegen die Abschaffung des Duells getha» Hab« dürfte.

Indessen haben sich aber bedeutende und gerechte Kritiker gegen das bilaterale und sogenannte „Gelegenheits-Ehrengericht" erklärt. Zuerst ist die Einwendung gemacht worden, daß die gegen die Zeugen vorgebrachten Gründe sich auch, mit einigeil Unterschieden, auf die Ehren-Jury beziehen dürften. Parteiisch sind die Zeugen; warum wären es die Geschworenen nicht auch? Wer ernennt nämlich die Jury? Beide Parteien. Es wird sich demnächst eine Versammlung von 6, 8, 19 Personen ergeben, die doch nichts anderes sein werden als verkappte Zeugen. Inwiefern wird aus der größeren Anzahl auch .eine geringere Parteilichkeit erfolgen? Ferner ist gegen die Wirksamkeit des Ehrengerichtes geltend gemacht worden, daß es dem ehrlichen Manne doch immer schwer sei, für seine eigene Rechnung den Theil der Mitglieder, der ihm zugehört, rasch zusammenzubringen, während der Raufbold hingegen sehr leicht ebenso viele Leute seiner Art finden könne, als er will, die ihm ihre schamlose Mitwirkung zur Verfügung stellen werden. Gefetzt endlich, der ehrliche Mann mache seinerseits seine Geschworenen aussindig, so wird er doch meistens nur ängstliche Leute bekommen, geneigt, jedweder Unannehmlichkeit aus dem Wege zu gehen, während ihnen gegenüber freche, übermüthige Leute auftreten werden, deren rücksichtslose Dreistigkeit erstere einschüchtern wird. Weit entfernt, dem ehrlichen Mann zum Vortheil zu gereichen, wären also die Gelegenheits-Ehrengenckte für ihn vielmehr eine wirkliche Gefahr und ein Grund zur Inferiorität — und das um fo mehr, als wir das, was man ihnen vorzuwerfen berechtigt ist, nicht erschöpfend dargestellt haben.

Um diesen Uebelständen vorzubeugen, hat man in Italien permanente Ehrengerichtshöfe eingerichtet, deren Geschichte, Regeln, Wirten und schließlichen Mißerfolg zu stndiren interessant fein dürfte. Es fei hier nur der florentinische erwähnt, der, mehrere Jahre hindurch, dank der Anregung des Verfassers des „(^oäies cavallßi^ca ita1i»no", Herrn Cau. I. Gelli, gewirkt hat.

Besagte Gerichtshöfe steuerten nun zwar den vorhin angegebenen Uebelständen, sowie auch anderen; doch ließen sie einen größeren fortbestehen. Die Berufung vor dieselben konnte nämlich nicht obligatorisch sein, ausgenommen für die Mitglieder des Gerichtshofes felbst. Die Partei, gegen welche man appellirte, konnte deren Jurisdiction anerkennen, aber nur freiwillig, da denselben jedwede gesetzliche Eristenz fehlte. Dagegen konnte diese Partei den permanenten Ehrengerichtshof geradezu verwerfen, beispielsweise aus Verdachtsgründen, und ein bilaterales Ehrengericht verlangen. Was war ihr in diesem Falle zu entgegnen? Diese Partei ließ sich dadurch keine Rechtsverweigerung zu schulden kommen. Erst wenn die Weigerung einer Partei, ein bilaterales Ehrengericht zu ernennen, die Einrichtung eines unilateralen Ehrengerichtes bewog, gewannen die permanenten Ehrengerichtshüfe wiederum eine unbestreitbare Gewalt. Der permanente Ehrengericht^liof von Florenz ist mehrmals dam berufen worden, sich in

ähnlichen Fällen auszusprechen, namentlich bei der Affaire Masiello-San Malato vor einigen Jahren.
Die Unmöglichkeit, die Ehrengerichtshöfe obligatorisch zu inachen, veranlaßt uns, das System des bilateralen „Gelegenheits-Ehrengerichtes", ungeachtet seiner Mängel, vorzuziehen. Denn was doch vor Allem von Wichtigkeit ist, das ist die mittelst der Obligation allmählich durchzubringende Sitte und Gepflogenheit, sich auf andere Schiedsrichter zu berufen, als die gewöhnlichen Zeugen. Nach und nach wird das, was sonst ein bloßer Appellationsweg gewesen, sich zum gewöhnlichen Wege des Proceßverfahrens gestalten. Nach und nach wird sich die Gewohnheit einbürgern, die Streitigkeiten schon ad ovo dem Urtheile einer gewissen Anzahl von Schiedsrichtern zu unterwerfen, deren Entscheidung absolut maßgebend wird. Die Zeugen hören dann auf, Richter zu sein, um zu bloßen Assistenten zu werden, wofern das Ehrengericht nicht auch selbst das Assistenten-Amt übernehmen sollte.
Wie wird es nun das bilaterale Ehrengericht dazu bringen, sich der Mängel zn entledigen, die man ihm vorwirft? Unsere Antwort lautet: durch das Fortschreiten des Associationswesens. Wir brauchen unsere Leser nicht erst zu lehren, daß der unaufhörlich wachsende Hang zur verschiedenartigsten Association und zur allseitigen Solidarisirung zur Hauptcharakteristik unserer Zeit gehört. Ueberall tauchen Syndikate, Vereine, Clubs und sonstige Gesellschaften auf, in Folge des Einflusses eines allgemein herrschenden Vegriffes die Verbindung der einzelnen Willen und individuellen Anstrengungen zum Schutz und Schirm der gemeinschaftlichen Interessen.
So mögen denn sämmtliche gesetzlich anerkannte Verbindungen von nun an in ihre Satzungen einen speciellen Paragraphen einreihen, der den etwaigen, unter ihren Mitgliedern vorkommenden Ehrenstreitigkeiten und gewöhnlich zum Duell führenden Differenzen entgegensieht und im Voraus auf die Vildung eines diesbezüglichen Ehrengerichtes Vedacht nimmt.
Dies ist unser Wunsch. Falls nun zwischen Mitgliedern verschiedener Verbindungen Streitigkeiten aufkämen, würde sich die Sache folgendermaßen verhalten. Jedwede Verbindung, es sei nun eine ärztliche, juristische, studentische, sportiue, industrielle, kaufmännische u. s. w. wird für ihre eigene Rechnung und getrennt die Angelegenheit desjenigen unter ihren Mitgliedern prüfen, den das Factum persönlich angeht. Sie wird auf diese Weise, in Uebereinftimmung mit der Verbindung, der die Gegenpartei angehört, die Nestandtheile eines bilateralen Ehrengerichtes liefern, für dessen nnzweifelhafte Rechtschaffenheit, Gewissenhaftigkeit nnd specielle Fachkenntniß sicherlich Gewähr geleistet werden darf. Dieses Ehrengericht wird dieselben Wirkungen erzeugen wie ein permanenter Ehrengerichtshof. Wird es ja doch aus der Vereinigung zweier gleicher Bruchstücke von Ehrengerichten bestehen, deren jedes, wenn auch nicht eigentlich nnd wirklich permanent, so doch annähernd permanent ist, d. h. im Voraus constituirt, einer allgemeinen Reglementirung unterworfen, Inhaber eines

2HU A, Cioabbon in Moulins (Fiankreich.)
besondern Archivs, kurz vollständig orgalchirt ist und bereit also, im erste»
Nothfall sein Amt zu verrichten.
Ist es nun nothwendig, den Beweis zu führen, daß dergleichen Ehren-
gerichte, auf dem sogenannten Corpsgeist und der Gemeinnützigkeit fußend,
nur sehr wenige Duellfälle würden fort bestehen lassen? Umgeben mit so
weisen Vorsichtsmaßregeln, würde das Duell, wir sind davon fest überzeugt,
zur Seltenheit, zur Ausnahme gehören. Wäre dem anders, so dürfte man
den mannigfachen Vortheil des Princips der Association vom sittlichen und
socialen Standpunkte aus als ein leeres Wortgepränge bezeichnen. Mm
steht aber als allgemein bekannte und anerkannte Thatsache fest, daß jedes-
mal, wenn man die Pflege gewisser individueller Interessen einer Collectivität
anvertraut, dies eine äußerst nützliche und fruchtbare Maßregel ist, sowohl
vom Standpunkte der einzelnen Individuen, als mich von dem des Standes,
der Station, der Menschheit aus, zu denen dieselben gehören.
Wir haben es im Vorhergehenden versucht, das Problem der Ver-
minderung des Duells, ja der gänzlichen Tilgung des Duells vermittels all-
mählicher Verringerung desselben, zu lösen, indem wir uns auf die Sitten
beriefe». Die Sitten nämlich sind es, die wir ersuchen, jene Wunde der
modernen Gesellschaft allmählich zu heilen, jenes tief eingewurzelte Uebel zu
tilgen, das eben die Sitten uns, als ein Ueberbleibsel aus vergangeneu
Zeiten, mit sich gebracht haben und das sie bis auf den heutigen Dag nicht
nur bewahrt, sondern sogar vermehrt haben. Wollen wir aber damit sagen,
daß das Einschreiten der Negierungsgewalten, der Einfluß des eigentlichen
Gesetzes, durchaus und hartnäckig verschmäht und abgelehnt werden soll?
Keineswegs. Die Gesetze erwiesen sich bisher nnd erweisen sich noch immer als
ohnmächtig dem Duelle gegenüber, ungeachtet des scheinbaren Sieges, den
sie in England über dasselbe davongetragen haben, ein Sieg, den die Gesetze
übrigens nicht ganz allein davontrugen und den sie zweifelsohne mich
nicht in auderu Ländern, bei andern Völkern zu erringen im Stande
wären. Das ist es, was wir constatirt haben. Aber nachdem mir den
geneigten Leser daran erinnert haben, trage» wir kein Bedenken, offen zu
gesteh«, daß die Gesetze in der Zukunft einmal zu nicht zu verachtenden
Mithelfern der Sitten werden können. Die Fortschritte der Eivilisation
bringen es sicherlich einmal mit sich, daß das Gesetz mit den Sitten so zu
sagen Hand in Hand gehen wird. Sitten und Gesetz werden sich gemeinsam
und um die Wette bestreben, und letzteres wird infolge mehrfacher Er-
weiterungen nud Neuerungen, auf die wir nicht näher eingehen können,
zu seinem Dheil zur allmählichen Ausrottung des Zweikampfes beitragen.
Indessen ist es, wir wiederholen es, Sache der Sitten, den Kampf gegen das
Duell zu beginnen. Uebrigens bereiten die Sitten dem Gesetze den günstigen
Boden, auf den es dann ungefährdet bauen kann. Das Gesetz bedarf
ihrer als einer nothwendigen Unterlage. „Huicl le^sz sins moridu8?"
hat schon das AltertImm gefragt.

Aus dem seben im Harem.
von
Herimee tzancmm.
Macboul^, die Erzählern,.
ochen, Monde waren in's Land gezogen, ich hatte Leila Hanoum
nicht wiedergesehen. Sie war trank gewesen und dann zur
Erholung bei Verwandten in ihrem geliebten Vroussa. Endlich,
endlich saß ich wieder nn meinen, alten Platz, ihr zu Füßen, auf den, stillen
Friedhofe Enoubs.
Eie sah noch zarter aus als soust und war ganz in Weiß gekleidet,
denn es war heiß und schwül.
Mit dein Rücken an die hohe, alte Envresse geleimt, die den (Grabhügel
ihres Vaters beschirmte, die Hände lässig über die Kuiee gefaltet, leise ihre
Tisbe (Rosenkranz zum Veten, Perlenschnur) durch die feinen Finger ziehend,
saß sie da, den Schleier zurückgeschlagen, und begann:
„Ich versprach Dir schon lange Macboulös (beschichte.
Eie ist lang, und ich weiß nicht, ob ich sie heute werde endeu können:
ich null sie "Dir getreu erzählen. Großmutter erzählte sie mir so oft, bis
ich sie auswendig konnte."
Eie winkte mich näher zu sich heran und begann nun wie folgt:
„Es war vor vielen, vielen Jahren, Ich glaube zur Zeit Ertogruls,
da meine große Vorfahre Macboulb lebte.
Schou früh war sie vou den Eltern und den Uleina's (Priestern) dazu
ausersehen, einst Erzählerin zu werden.
Es war dies ein alter Brauch. Eine Erzählerin hatte die Pflicht,
dein Eultan die Wahrheit über Eachen vorzutragen, die fönst nickt an sein
Ohr gelangten und die im großen Reich geschahen.

Sie mußte ihm Alles wahrheitsgetreu beantworten, wenn er sie fragte.
Sie mußte eintreten für diejenigen, die glaubten, unter einem unge-
rechten Urtheil zu leiden.
Sie war das Bindemittel zwischen dem Sultan und dem Volk; durch
sie allein kam der Herrscher oft erst hinter die Wahrheit und erfuhr den
wahren Sachverhalt.
Eine Lüge, die ihr nachgewiesen ward, gleichviel, ob sie belogen ward von
denen, die ihre Verteidigung in Anspruch genommen hatten und ihr
heuchlerisch falsche Dhatfachen vorgespiegelt, — büßte sie mit dem Tode.
Dadurch ergab sich von selbst, daß sie die Sache von allen Seiten
erst beleuchtete und prüfte, ihre Helfershelfer überall in's Land sandte, um
unparteiische Meinungen und Urtheile zu sammeln, ehe sie dem Ohre des
Großherrn eine Sache vortrug.
Aürgte sie doch mit ihrem Leben für die Wahrheit!
Sie mußte frühzeitig lernen, in edlem Selbstvergessen sich opfern für
Andere; nur so war sie würdig vorbereitet für den hohen Veruf.
Menschenfurcht durfte sie nicht kennen.
Es giebt Männer, die sich tollkühn in Gefahr stürzen. Ebenso Frauen.
Eure emancipirten Frauen . . ." bei diesen Worten zuckte es verächtlich um
Leilas Mund, aber sie fuhr fort: „wagen dieselben, gegen Höhere ein arm:
seliges kleines Wort der Verteidigung über ihre Lippen zu bringen? Selbst
wenn es ihre Ueberzeugung wäre, daß sie nützen oder eine Lüge aufdecken
tonnten?!
Die bessere Ueberzeugung wird oft zurückgehalten, weil die Menschen
im Allgemeinen nicht wagen, gegen eine herrschende Meinung zu sprechen,
nicht wagen, zu uertheidigen, wo das allgemeine Urtheil dagegen ist.
Egoistisch will man sich nicht schaden und einzelnen Persönlichkeiten
nicht mißfallen.
Sieh! hier fehlt der moralische Muth, und den mußte vor Allem eine
Erzählerin haben. Sie durfte nicht schweigen gegen ihr besseres Wissen.
Man wird unwahr, auch ini gewöhnlichen Leben, schweigt man, anstatt
zu uertheidigen, weil im Schweigen eine stille Zustimmung liegt.
Unvermerkt schleicht sich dann das grüßte Gift, >die Unwahrheit, in
den Geist der Menschen, und sie geben aus Furcht ihren Ansichten äußerlich
eine andere Färbung — sprechen gegen ihre Ueberzeugung. Sieh, das
gebiert die Lüge.
Wie oft hat das tadelnd meine Großmutter berührt — sie war eine
edle Seele —: Wenn wir unseren Nächsten nicht in Schutz nehmen nach
bestem Wissen, sind wir unwahr und vergessen, daß der große Prophet und
Allah einst Rechenschaft fordern werden für diese, sowie für die kleinste Lüge.
Allah und der Prophet sind die ewigen Nichter, die ihre Gesetze mit
Flammenschrift an den Himmel geschrieben. Aber diese fürchten die

Menschen nicht, nicht den allmächtigen Allah, der sie jeden Augenblick
zu einer Hand voll Staub zermalmen kann — sie fürchten den Zorn der
Menschen, des Herrschers auf Erden mehr! —
Das macht sie erzittern.
Fürchten doch die Meisten nur, was sie sehen und was sie wahr-
nehmen können. Darum vergessen sie die Ällgegenwart Allahs.
Du siehst, Djannm (zu deutsch: meine Seele), das Amt einer Er-
zählerin war ein sehr schweres, dafür aber ein hoher, schöner Beruf —
denn ihre Aufgabe war, die Erlüserin zu sein aus manch' bitterer Noth,
aus manch' schwerem Unrecht. Belohnung, weltliche Belohnung durfte ihr
nie geboten werden, wäre das doch ihr die größte Beleidigung gewesen,
sowie eine Herabwürdigung der Auffassung des hohen Amtes, zu dein Allah
und das Volk sie ausersehen.
Unsere Macboulö," fuhr Leila stolz fort, und ihre Augen leuchteten
dabei in vollstein Glänze, „unsere Macboulö hatte alle Vorbedingungen, die
verlangt wurden für eine Erzählerin.
Sie war schön, das schönste Mädchen in Broussa und weit herum!
Sie war groß und schlank, hatte schöne Hände und Füße mit rosigen
Fersen — denn Du weiht, vor den Sultan durfte sie nur barfuß treten.
Deshalb wurde schon damals, wie auch jetzt noch, auf schöne, kleine, weiße
wohlgevflegte Füße viel Werth gelegt.
Sie hatte ein edles, tiefes Organ, das zum Herzen sprach, und vor
allen Dingen hatte sie — und das ist die Vollendung menschlicher
Größe — Herz und Geist vereint so groß als möglich entwickelt, so reich
als möglich entfaltet, so klar als möglich ausgebildet für die hohe Aufgabe,
die sie auf Erden erfüllen sollte.
Ihr durfte nie Liebesglück blühen.
Nie durfte sie einein Manne angehören, ihr Herz, ihr ganzes Herz
durfte nur der einen großen Aufgabe ihres Lebens gewidmet sein.
Selbst der Großherr, der Sultan, durfte sie nie besitzen; das war
ganz ausgeschlossen; hätten doch sonst wohl," fuhr Leila spöttisch fort, „alle
schönen Sklavinnen Erzählerin werden »vollen, hätten ans diesen Preis ge-
rechnet und dafür gearbeitet!
Eine Erzählerin mußte selbstlos handeln, es sein, bleiben nach jeder
Richtung hin.
So," fuhr Leila fort, „jetzt weißt Du die Vorbedingungen. Und nun
zu unserer Macboulö!
Eines TagM saß Macboulö oben am Wege, der von Broussa auf
der, Höhe nach Tschekierie-Keu (Heuschreckendorf) führt, als unten auf
der Landstraße ini Thal eine kleine Karawane, gefolgt von einer Menge
Volks, vorüber zog.
Esel, Maulthiere, Kameele schienen die ganze Habseligkeit der Familie
zu tragen, die auswanderte mit ihren Zelten, ihrem Eigenthum.

Voran schritt gebeugten Hauptes die hohe Gestalt eines Mannes, der
von hoher Abkunft sein mußte, denn Alles begrüßte ihn schweigend und
ehrerbietig. Ihm folgte ein zartes, schönes Weib, deren liebliches Gesicht
Wehmuth und tiefe Trauer ausdrückte, und über deren Züge nur ein Schein
von Lächeln huschte, wenn sie auf die neun Knaben, ihre Kinder, sah, die
wie die Orgelpfeifen in Abstufungen ihr folgten.
Eifrig sprachen die Leute, die mitgingen, und immer mehr kamen
dazu, heftig gesticulirend und dann dem Zuge folgend.
Plötzlich blieb Einer stehen, bedeckte die Augen mit der Hand und sah
scharf hinauf zu Macboul6.
,Äeim Himmel!' rief er dann, ,das ist Macboulö, die Erzählerin!'
Msmet, Ibraim!' rief er dann dem hohen Manne zu, ,der mußt Du
Deine Geschichte erzählen, dann wird Dir Gerechtigkeit werden/
,Ia, ja! das mußt Du!' tönte es wie aus einem Munde, und bereits
sing man an mit Zeichen und Rufen Macboulö zu verständigen, daß sie
sich in's Thal begeben sollte.
Da gab es kein Weigern. Wenn des Volkes Stimme rief, »nutzte
Macboulü gehorchen.
An ihr war es dann, zu prüfen, ob das, was man ihr vorgetragen,
möglich war, dem Sultan zu erzählen, ob Chancen für einen günstigen
Ausgang vorhanden seien.
So stieg denn die schöne Macboul6 langsam des Weges herunter.
Unten angekommen, ward sie wie eine Heilige begrüßt.
Alles rief und schrie durch einander: ,Du mußt Ibraims Geschichte
hören!'
,Du mußt zum Padischah und sie erzählen!'
Macboul6 hob ihre beiden Anne in die Höhe und machte ein Zeichen
in der Luft, was bedeutete: ,Schweigt!'
Sofort war Alles still. Dann trat Macboulü auf eine Erhöhung
und rief:
,II,r habt mich gerufen. Sprecht! Was wollt Ihr von mir?'
,Du sollst Ibraims, des großen Kurden-Häuptlings, Geschichte hören!
Man hat ihm großes Leid gethan!'
,Reid und Mißgunst haben wieder einen brauen Mann gestürzt!'
,Der Häuptling war hier, um seinem Padischah die Wahrheit zu
enthüllen; aber die Großen des Reichs haben ihn nicht vorgelassen!'
.Aus Furcht, daß die Wahrheit zu Ohren des Herrschers dränge,
hat man ihm eine Stelle gegeben, weit, weit fort, hinten in Asien, damit
er nie, nie wiederkehre, entfernt und vergessen sei für ewig!'
,Das schreit nach Rache! Macboulü, hilf! hilf! damit die Bösen, die
ihm das gethan, nicht auch uns nnd unsere Familie verderben!'
Ein verächtliches Lächeln zog über die schönen Züge MacbouW, und
sie sprach:

,Euer Mitgefühl ist nicht rem! Ihr sprecht mehr für Euch, Ihr
fürchtet für Euch, deshalb soll dem Mann geholfen werden. Es ist nicht
groß gedacht, aber menschlich!^
Wieder hob sie die Arme, und Alles schwieg von Neuem. Dann
wandte sie ihr schönes Gesicht dein Kurden-Häuptling zu, der, sein Weib
an sich gelehnt, auf seinen hohen Stab gestützt, voll Vewunderung auf die
schöne ,Kiß' (Jungfrau) schaute, und sagte:
,Vist Du gewillt, nur Deine Geschichte zu erzählen, und glaubst Du,
daß ich Dir helfen kann, wenn ich es vor den Thron und zu Ohren
unseres allmächtigen und geliebten Herrschers bringe?'
Ibraim blickte auf sein Weib, und Veide winkten stumm und ernst
Bejahung.
,Sv schlage Dein Zelt auf, bringe Deine Kinder zur Ruhe, und
komm dann zu nur, zu Mncboulö Hanoum, oben iu's Dorf. Jedes Kind
zeigt Dir mein Hans. Ich werde Dich erwarten/
Ein Neigen des schönen Hauptes. Macboul6 zog den Schleier fester
uni ihr Gesicht und verschwand leichten, elastischen Schritts in der nächsten
Äiegung des Wegs.
Wie gebannt standen Alle.
,Ein überirdisch Wesen, eine Meleck (Engel) stieg vom Himmel herab'/
nahm Ibraim zuerst das Wort
Sein schönes, edles, schmerzdurchfurchtes Gesicht war verklärt und
belebt von der Hoffnung, die in seinem Herzen wider seinen Willen Platz
zu greifen begann, und er wandte sich an sein Weib und sagte:
,Wenn Mncboul6 unser Leid versteht — und sie wird es verstehen
— dann wird nns Gerechtigkeit werden. Solch hehrem Wesen kann kein
Sterblicher widerstehen! Die Reinheit liegt auf ihrer Stirn, die Wahrheit
aber in ihren Augen! Komm, Scheriff, laß uns thun, wie sie befohlen
hat, und dann zu ihr gehen!'
Alsbald waren zwei Zelte anfgeschlagen, und ehe die Sonne sank,
waren Ibraim uud Scheriff auf dem Wege zu Macboulü Hanoum. —
Drei Wochen, waren in's Land gezogen. Mncboulö hatte ihre Forscher
ausgesandt, zu prüfen, zu hören nach allen Seiten, die Geschichte Ibraims
zu beleuchten, und nun war sie bereit, vor ihren Herrn zu treten.
Sie wußte, daß sie mit dem Leben zahlen mußte, wenn ihr eine
Unwahrheit, eine falsche Darstellnng gemacht worden war und sie diese dem
Padischah unterbreitete; sie wußte, daß sie gegen »nichtige Näthe und hohe
Herren in festeil Stellungen zu kämpfen hatte, die die Macht in Händen
hielten. Doch sie war überzeugt, durchdrungen von der Wahrheit nnd
Gerechtigkeit der Sache, die sie vertreten sollte.
Furchtlos trat sie den schweren Gang an.
Sie war Tags vorher von zwei Priestern und dem Staatsrat!) dem

Großherrn angesagt worden, und er hatte gegen alles Erwarten die Er-
zählerin sofort in sein Palais befohlen.
Hhn lüftet nach Blut!' sagten seine Feinde im Lande. Und die
Eltern und Verwandten, die Freunde und Anhänger Macboulös zitterten
für sie.
Die Tonne ging blutroth unter, und Vroussa schien in Flammen
getaucht vor Macboulds Augen, als sie, gefolgt von den Ulemas (Priestern),
ganz in weiße Gewänder und Schleier gehüllt, auf ihrem schweren Gange
am folgenden Tage in die grüne Moschee eintrat, dort zu beten.
Sie trat an die kleine grüne Säule von Marmor, die in einer Bogen-
nische der Moschee angebracht ist, und versuchte sie zu drehen. Sie drehte
sich leicht, und ein glückliches Lächeln zog über Macboul<-s schönes Gesicht.
Der Volksglaube sagte: Wenn vor einem großen Beginnen man ver-
suchte, diese Säule zu drehen, und dieselbe drehte sich leicht, so sei der
That, die man vollbringen wolle, das Gelingen durch Allah gewiß.
Macbnulü trat hinaus und breitete die Arme gen Osten. Es war,
als nehme sie Abschied, als wolle sie noch einmal die ganze schone Gottes-
welt umarmen, die in so zauberischer Pracht vor ihr lag.
Dann stieg sie in den von Ochsen gezogenen Araba (Wagen), und
langsam ging's hinauf in den Kiosk des Mächtigen.
Bei jeder Biegung des Wegs schallte das schöne Ge'icht Macboulds
hinaus, und ihr Blick flog hinab in's Thal zu ihrem Heimatsort, den sie
so liebte.
Dort harrte das Volk und Ibraim, bis sie im Kiosk verschwunden
sein würde, und sie winkte und winkte mit ihrem weißen Schleier herab,
so lange sie die dort unten sehen konnte.
Endlich hielt der Araba knarrend vor'm großen, vergoldeten Thor.
Drei Schläge daran, dreimal in die Hände klatschen, und es öffnete sich
geräuschlos.
Macboul6 betrat zum ersten Male das Innere des großherrlichen
Kiosks. Sie zog den Schleier fester vor's Gesicht und folgte dem Eunuchen
durch die Leibgarden des allmächtigen Herrschers.
Durch lange hohe Gänge, durch endlose Säle, ans Treppen und durch
unterirdische Gänge führte ihr Weg.
Plötzlich blieb der Eunuch vor einer hohen Bogenthür stehen.
Er drückte mit dem Fuß auf einen Knopf, eine kleine Thür sprang
auf, und kalter, dumpfer Modergeruch wehte MncboulK entgegen; sie sah
Nichts, so finster war es in der Oeffnung, und doch bedeutete sie der
Eunuch, eine weiße Seidenschnur zu fassen, die in der Oeffnung hing,
und auf die Eisenplatte zu treten, die sich vor die Thür geschoben hatte.
Macboul6 that, wie ihr geheißen ward.
Kaum hatte sie jedoch die Schnur erfaßt und war auf die Platte ge-
treten, als die Thür zufiel nnd sie sausend mehrere Stockwerke hinauf fuhr.

Sie hatte die Augen geschlossen, und als plötzlich Stillstand eintrat
und sie die Augen öffnete, umfluthete sie Helles Licht, und sie stand mitten
in einem hohen Gemach vor dem Herrscher, dem Sultan Ertogrul.
Der Padischah saß im Festgewande auf einein thronähnlichen Divan,
umgeben von den Hohen seines Reichs und seinen Geistlichen.
Alles funkelte und strahlte von Edelsteinen und Gold, und Macboulö
stand einen Augenblick wie geblendet da.
Sie war verschleiert, wie es das Gesetz vor Männern gebietet.
Der Sultan, dessen großes, strenges Auge durchdringend auf ihr ruhte,
winkte sie näher heran.
Macbonlö neigte den schlanken Hals und trat dicht vor den Herrscher.
Der Sultan fragte jetzt seine Näthe:
»Ich habe gewünscht, die Erzählerin Macboulö Hanonm zu sehen und
sie zu hören. Der Scheit ul Islam hat sie mir gemeldet. Wißt Ihr,
um was es sich handelt, und wessen Sache sie vertreten will?'
,Nein, Effendimiz!' ertönte es aus Aller Munde-
,So sprich!' sagte der Padischah, zu Macboul6 gewandt. ,Was willst
Du?'
Macboul6 richtete sich hoch auf und schmieg.
.Du schweigst?' Hast Du mein kaiserlich Wort nicht gehört?'
,Wohl hörte ich es/ begann Macboul6, ,aber das Gesetz verbietet mir,
vor all den Männern zu sprechen! Mr vor Dir und vor Allah habe ich
zu reden, nur vor Dir darf ich den Schleier heben, großer Herr!'
,6it!' (Geht) rief der Großherr. ,Sie hat Recht!'
Langsam und schweigend verließen die Würdenträger den Saal, nur
der höchste Geistliche Scheit ul Islam blieb.
Er zog den Schleier von Macbonlss Gesicht, und eiu Ah! des Er-
staunens kam von den Lippen des Padischah, als er das wunderbar schöne
Mädchen sah, deren herrliche Gestalt umwallt war von mächtigem, langem
Haar, das ihr bis auf die rosigen Fersen der kleinen nackten Füße reichte.
Em weißes Seidengcwand, Entari, umschloß die Glieder Macboul6s,
ein Goldgürtel hielt es zusammen, und ans dem lockigen, glänzenden Haar
war der Sitte gemäß ein Chotos (Käppchen) von weißer Silbergaze be-
festigt. Kein Schmuck, kein Stein sonst, nur eine Koranrolle in Gold
hing an einer feinen Goldkette an ihrem Halle, und in der Goldrolle mar
ein Spruch des Korans geborgen, ein Talisman der Familie gegen den
bösen Vlick.
,Nleib im Licht an der weißen Säule,' begann der Grohherr, ,und
sprich!'
Das Licht von tausend und abertausend Wandlichter« und Fackeln
umspielte Macboulös Schönheit, als sie, an die weiße Säule gelehnt,
begann:

,Willst Du, großer .Herrscher, nur herrschen, oder gerecht herrschen?'
,Um gerecht zu sein, berief ich Dich. Wozu die Frage? Sprich! was macht man nur zum Vorwurf?'
,Daß Du ungerecht und hart, schnell und ohne zu prüfen, Ibraim, den großen KurdenlMptling, Deinen treuen Diener gestraft und ihn geopfert hast und preisgegeben der Rache seiner Feinde, die ihn und seine Familie vernichten, seinen in Ehren geführten alten Namen schänden!'
,Ibraim! wieder Ibraim!' wiederholte düster der Sultan. ,Er hat sich aufgelehnt gegen mich, er hat sich aufgelehnt gegen die von mir eingesetzten Machthaber, er hat Unfrieden gesät und sich überhoben in verblendeter Eitelkeit. Gerecht war meine Strafe! Ich dulde keine Macht neben mir!'
Macboulü kreuzte die Arme über die Vrust, verneigte sich und sprach: ,Das Alles hat man Dir gesagt, hoher Herr! Aber hast Du es auf die Wahrheit geprüft? Die es Dir gesagt haben, waren selbst getäuscht von den Feinden Ibraims. Um gerecht zu herrschen, muß man beide Theile hören. Du aber hast Ibraim nie hören wollen!'
,Viel hätte ein Herrscher zu thun,' siel der Großherr Macboul6 in's Wort, ,der Kläger und Verklagten stets selbst anhören wellte! Dazu habe ich meine Minister und Mthe!'
,Wenn aber Einer um Gerechtigkeit, um Erhürung bittet, wenn es sich um so große Dinge wie den Niedergang Deines Glanzes, Deiner Macht im fernen Lande handelt,' antirortete Macboulü furchtlos, eingedenk ihres Amtes, wenn böse Menschen Dein kaiserlich Wort mißbrauchen, so mußt Du Thür und Ohr dem Unterthanen öffnen, der zu Dir offen sprechen will. Du kannst ihn tobten lassen, wenn Du nicht zu Recht befindest, was er Dir sagt: dafür bist Du Herrscher! Aber Du mußt ihn hören.'
,Niemand hat mir gesagt, daß Ibraim unzufrieden, Niemand, daß er klagt und mich sprechen wolle. Weshalb dies Alles?' brauste der Großherr auf.
,Hoher Herr, das ist die hohe Mauer, welche mau um Dich gezogen hat. Du hörst Nichts von dem wahren Leid Deiner Unterthanen!' fuhr nnithig unsere Macboulö fort. ,Man sagt Dir nur, was Tu wissen sollst, nnd deshalb trachtet man jeder Erzählerin nach dem Leben, weil sie verpflichtet ist, zu sprechen, der Wahrheit gemäß, weil der Herrscher verpflichtet ist, sie zu hören! Du kannst mich tüdten lassen, findest Du nicht begründet, was ich Dir sagte; ich bürge mit meinem Leben. Deshalb glanbe, daß ich nicht leichtfertig Dein Ohr belästigen werde! Ibraim ist das Opfer schnöder Mißgunst, häßlichen Neides! Dein alter Vali (Gouverneur) konnte ihn nicht schützeil gegen die drei Feinde, die langsam und sicher an seinem Stur; gearbeitet. Du selbst hast den Häuptling in seinem Amt gesehe». Du selbst weißt, wie ihm Alles folgte, welche Macht, welchen Einfluß er auf seine Umgebung und seine Untergebenen besaß!

Deine«! Kaimakam (ersten Nath) in jenem fernen Lande, der, wie Du
weißt, kein Osmane ist, war Ibraim mit seinein Einfluß längst ein Dorn
im Auge. Er haßte Ibraim und alle Muselmänner, und sein Ziel war,
Ibraim, der seine unsauberen Geschäfte durchschaute, zu entfernen. Unter-
stützt ward er darin von seinen zwei Gehülfen, die dasselbe Ziel verfolgten.
Man beschimpfte, demüthigte Deinen treuen Diener, der Dir 39 Jahre
im fernsten Winkel Deines Neiches in unverbrüchlicher Treue gedient hatte,
wo man konnte! Nachdem die Heuchler die Zeit gekommen glaubten,
Ibraim zu stürzen, ward Dir, o Herr, Folgendes berichtet: Ibraim sei
eine Macht, die zu groß werde, er. Dein treuester Diener, arbeite nicht
für, sondern gegen sein Vaterland und gegen Dich, o Herrscher! Er-
haltung des Friedens sei nur möglich in dem fernen Theile Deines
Reiches, wenn Ibraim falle, sein Name vernichtet und unschädlich ge-
macht sei. iDb Du, das ganze Land darunter litten, ob auf Dein Haupt
sich die Unbill der Großen wälzte, ob er Dir den schönsten Stein aus
Deiner Krone bräche, die höchste Tugend, die den Herrscher groß macht
und ziert, die Gerechtigkeit, war Teirem Kaimakam gleich! Ihm stand
sein Vortheil, sein persönlicher Gewinn höher! Seine Vortheile litten,
seine Stellung war bedroht. Ibraim hatte Dir schon längst seine un-
sauberen Geschäfte melden wollen, über kurz, über lang würde es ge-
schehen sein, und so trieb den unredlichen Kaimakam seine Gewinnsucht
dazu. Dich zu täuschen und der Welt Ibraim als Verräther '« schildern,
damit er_ falle — für ewig! Ibraim hatte wenige Wochen vorher
zwei feindliche Stämme, die in Dein Land gefallen waren, unterjocht.
Anstatt ihn dafür zu beloben, erhielt der Häuptling ohne Dein Wissen,
Herr, die Nüge: daß er stets Streit suche und anstatt Dein Eigenthum
zu schützen. Dein Land, o Herr, gefährde! Auch Dir hatte man den Sieg
Ibrnims verschwiegen, ihn Dir dagegen als streitsüchtigen Verräther ge-
schildert und Dich um den Nefehl gebeten, Ibraim zu zwingen, Frieden
mit den wilden Stämmen zn halten, die Dein Land gleichfalls bedrohten!
Man wußte, daß Ibraim solchem Vefehle umnüglich sich fügen tonne, und
daß Verbannung die gerechte Strafe vom Padischah für ein Anflehneu
gegen Deinen heiligen Willen sein werde. Als man von Dir, o Herr,
den Befehl erbat, sträubte sich Dein Gerechtigkeitssinn, ihn -,u geben. Du
wolltest Beweise. Man brachte sie Dir! Ein ganzes Lligengewebe ward
ersonnen. Dich zu täuschen.

Man verlangte daher Nichts weiter, als Deine Unterschrift für den
Vefehl: Ibraim solle sich unter seine Feinde stellen, unter die Feinde, die
er beim Einfall in Dein Land so rubmreich geschlagen. Man hatte sie
Dir als treue Unterthnnen geschildert, mit denen nur Ibraim Streit ge-
sucht! Man belohnte diese aufrührerischen Stämme, man verlas vor den
Wilden, den Ibraim demütlngenden Befehl, und die Folge war, wie vor-
ausgesehen, daß Ibraim ob diese-? unerhörten Handelns gegen ihn sich auf-

bäumte. Nicht gegen Dich, edler Herr, merke es wohl; jedoch gegen die
Mthe und deren nichtswürdige Absichten! Den Befehl seines angestammten
Herrschers aber ehrte und achtete er. Man hatte gehofft, Ibraim werde
sich auflehnen gegen Deinen Befehl. Darin aber hatte sich der Kaimakam
getäuscht. „„Dem Befehl meines Padischabs beuge ich mich ohne Murren'.""
rief er. „„Ich kenne meine Pflichten als Unterthcm! Aber Euch Hallunten
schwöre ich, daß der Padischah die Wahrheit erfahren und Euer schmach-
volles Handeln gebrandmnrtt werden soll!"" Das war die Antwort des
Häuptlings für alle ihm angethane Schmach! Ein Hohngelächter w.irde
ihn, als Antwort. Dir, o Padischah, meldete man einfach nochmals:
Ibraim sei ausständig geworden und müsse, um des Reiches Frieden
und Wohlfahrt zu fördern, um ein Beispiel zu statuiren, unbedingt ver-
bannt werden, entfernt von jenem schwachen Tributsherrn, den er voll-
ständig beherrsche! Erhabener Herr, Du, meiu Sultan, glaubtest Deinen
Mthen und befahlst die Verbannung Deines treuesten Dieners, der Dir
nur Eljre gemacht im fernen Winkel Deines großen Reiches, es geschützt
hatte vor Zerfall und Unbill'/
Tiefes Schweigen war Macboul^s Worten gefolgt.
Der Großherr hatte zürnend Macboulü angefchcmt," fuhr Leila fort,
„er konnte und mochte an solche ihn unglaublich dünkende Handlung seines
Kaimakam nicht glauben!
Auch Macboulö verharrte schweigend, den Eindruck prüfend, den ilire
Worte auf den Herrscher gemacht. Erst als dieser sie anherrschte: .Weiter!
weiter! und bedenke, bei meinein großherrlichen Zorn, wohl jedes Wort, das
Deinem Munde entflieht'/ begann sie wieder wie folgt:
‚Dein Befehl war in den Händen des verbrecherischen Kaimaknms,
er hat redlich Mißbranch mit Deinem Wort getrieben, diesen Befehl gedeutet
und ausgenützt, wie nimmer Dein hoher Sinn es gewollt. Ob auch ein
Schrei der Entrüstung durch's Land ging, ob auch der Dributsherr Ibraim
zu schütze» suchte, es war Alles vergebens. Deinem Bali ward bedeutet,
daß Dein großherrlicher Zorn ihn treffen würde, wenn er Dir Nachricht
gebe oder das Geringste tlmte für Ibraim, über dein Deine volle Ungnade
walte. Ob auch Ibraim anf alle Weise versuchte, die WahrlM zu Dir
gelangen zu lassen, — seine Feinde waren mächtiger nnd schlauer, — er
drang nicht durch.'
Mit erhobener Stimme rief dann Macboulü:
‚Dein treuer Uuterthan ward als Verräther fortgejagt, Ehren und
Ehrenzeichen wurden ihm genommen, fein Schwert zerbrochen; gebrandmai-n
vor fremdem nnd eigenem Volk, zum Verbrecher gestempelt sollte er dastelm!
Der Kaimakam ließ officiell auf Deinen Befehl so handeln, hoher Herr!
Zu sicher war er, daß Dn die Wahrheit nie erfahren würdest. Der Per-
rnther, der sich gegen Dich aufgelehnt, wie sollte er zu Dir dringen? Du
würdest ihn nie anhören, nie also die Wahrheit Dein Obr erreichen.

Ibraim in der Verbannung war ein Gefallener, ein Todter! Auch die
Welt, die große, -erbärmliche Welt, die ebenso schnell ihre Ideale stürzt und
von ihrer Höhe in den Etaub hinabschleudert, wie sie sie auf das Macht-
wort eines Höheren erhebt, würde den gefallenen Häuptling verbannen, uud
somit hatte der Kaimakam sein Ziel erreicht. Wie die Ratten das sinkende
Schiff verlassen, verließen Ibraim den Geächteten, den zum Verbrecher Ge-
stempelten fast Alle! Verachtung vom geringsten Diener an traf ihn.
Demüthigungen und Hohn Deiner Räthe hatten freies Spiel; Gewinn
und Habsucht hatten gesiegt! Zur Gerechtigkeit sei's verkündet, daß Deinen«
Vali, Deinem Tributsherrn das Herz blutete, denn er schätzte, achtete und
liebte Ibraim. Dennoch wagte er nicht, dem Kaimakam zuwider zu handeln.
Hatte man ihm doch verlesen, daß Dein Zorn, Deine Ungnade den träfe,
der des Verräthers Partei nehme'/ —
Der Großherr stieß mit deni Schwert auf den Voden der Halle, daß
es klirrte, und dumpf sprach er:
,Wie konnte man wagen, so mein Wort zu mißbrauchen? Niemals
habe ich einen Befehl in die'em Sinne erlassen! Wohl sollte Ibraim ge-
straft werden, denn ich dulde keine Sprache, wie Ibraim sie geführt
gegen den Kaimakam, — das war mein Vefehl, das war mein Wille! —
Ich bin die Macht, der Staat, der Herrscher und wiederhole: Auf Erden
giebt es keinen Willen, außer meinem! Aber wo ich strafe, null ich nicht
kleinliche Verfolgung, nicht Lüge und Geineinheit'/ —
Voll Erregung war der Großherr, Zornesröthe auf der Stir», zu
meiner in edler Selbstverleugnung für das Recht eines gefährdeten Unter-
thanen kämpfenden Urahne getreten.
Doch jene," fuhr Leila Hcmoum bewegt und mit fliegende»! Athen«
fort, „jene sprach:
,Mein hoher Herr! Du kennst jetzt die Schuldigen! Ich habe nnr
noch zu berichten, daß ein Schrei der Entrüstung durch Asiens Land geht.
Laut und immer lauter beklagt man das Geschick des stolzen Häuptlings;
alle Stämme, alle fremden Stämme sind für ihn. Man glaubte bis jetzt.
Du ahntest nicht den Mißbrauch, den man mit Deinem großherrlichen Be-
fehle trieb; aber als der Häuptling abgewiesen ward, nnd Du seine Klagen
nicht hören wolltest, fing man wieder, nnd diesmal nnch die Großen des
Reiches, an zu murren. Höre, o höre auf die Stimme des Volkes! Höre
Ibraim! Denke daran, welche Schmach mau über den Dir so treuen
Diener verhängte, der dreißig Jahre für Dich gearbeitet hat, für Dich, für
die Ehre unseres Vaterlandes! Weißt Du, was es heißt, hoher Herr, heraus-
gerissen aus allen Verhältnissen, mit einer starken Familie, beschimpft, des
ehrlichen Ram.'ns beraubt, ein entwurzelter Baum, preisgegeben dem Sturm,
fo hinausgetrieben zu werden von liebgewordener Stätte, aus liebgewordeuer
Umgebung? Ehrlos, beschimpft und unschuldig? Empört Dich das nicht,
hoher Herr? Rührt Dich r,icht, daß der so unschuldig verfolgte Häuptling

nie auch nur einen Augenblick den Glauben an Deine Gerechtigkeit ver-
loren, daß er hoch sein müdes Haupt trug, beim Abgange die Seinen
tröstend und den Stammen zurufend: er hoffe auf Dich, auf Deine Ge-
rechtigkeit; er werde sprechen, sie sollten Nichts fürchten; er werde kämpfen,
für die Wahrheit, die Ehre und für sie; mit Stolz rufe er, er sei Dein
Unterthan und Deines Schutzes sicher, des Schutzes des gerechten Herrschers!
Dieser Glaube an Dich führte ihn hierher', fuhr Macbonlö uudeirrt um
des Großherrn flammende Vlicke fort. ‚Doch vergebens klopfte er an alle
Thüreu! Deine Mthe hatten gut gearbeitet. Niemand hier wollte rühren
an Vergangenem. „„Schweigen! schweigen!"" hieß es in allen Tonarten —
nur schweigen! Drei Doge, nachdem er versucht, sich Deinen: Throne zu
nahen, um Gerechtigkeit flehend, traf ihn die Ausweisung, der Vefehl, sich der
Erpedition im fernen Westen anzuschließen. — Fort, nur fort aus Deinem
Gesichtskreis! Verbannt sollte er sein, damit nie der Wahrheit schneidig
Wort Dein Ohr träfe/ —

‚Ich denke, die Edlen und Gerechten waren auf seiner Seite/ murrte
der Großherr, an seiner Unterlippe nagend, daß sie blutete. ‚Warum sprach
Keiner für ihn?'

‚Wcil Du Keinen hören wolltest/ rief Macboulü furchtlos.

‚Du selbst hast diese Mauer um Dich errichtet. Du selbst machst sie
unübersteigbar! Selbst dn-> Murren der Gerechten verhallt ungehürt von Dir.
O, mein erhabener Herr! Höre meine Klage, höre die Klage Deines
Volkes, prüfe selbst! Zwölf gereckte Männer haben mit mir geprüft, sie
find nöthig, wie Du weißt, um nur wiederum das Recht zu geben, eine
Sache Dir vortragen zu dürfen. Prüfe den Sachnerhalt, edler Herrfcher!
Findest Du, Hort der Gerechten, das; ich Dir eine, auch nur eine Lüge ge-
sagt, so falle «nein schuldig Haupt, damit dieser Mund nie wieder eine
Lüge spreche! Allah ist groß! Allah Hort mick! Allah ist Dein und mein
Richter. Prüfe, erwäge!'

Sie war zu beneiden, meine scköne Urahne, so sprechen zu dürfen,"
rief Leila Hanoum. Ihr Athen, flog, ihre ganze Gestalt bebte, so ergriff
sie die ErMlnng, dock sie fuhr sogleich fort:

„Der Großherr sckwieg. Düster sah er vor sich hin. Unheimlich
Schweigen rings umher im großen Saale. Das Geschick eines ganzen
Stammes lag in seiner Hand.

Macboul6s Augen waren gen Himmel gerichtet, ihre feinen schwellenden
Lippen beivegten sich in stillem Gebet. Demüthig harrte sie jetzt der
Antwort des Herrschers.

Da tönten feierlich diese Worte durch den weiten Saal und ballten
wider in Macboul^s Obren wie ferne Musik:

‚Ich werde prüfen! Ich selbst! Doch Eins wisse! Ich wieder-
hole es Dir: Es giebt nur einen Willen in meinem Reich, und das ist
der meine! Wer dawiderlmndelt, fällt!'

,So willst Du als Unterthcmen nur Maschinen, nicht selbstständig
denkende, aus Ueberzeugung handelnde und für ihre und Deine Über-
zeugung eintretende Geschöpfe? Der Schöpfer allein aber ohne seine Ge-
schöpfe kann nicht regieren! Einig müssen sie mit Dir gehen! Einigkeit
macht stark! Vertrauen müssen sie haben! Vertrauen aber läßt sich eben-
sowenig befehlen, wie Liebe und Achtung Deiner Unterthanen sich erkaufen,
erzwingen läßt! Es ist eines Jeden eigenstes Eigenthum, das sie Dir
freiwillig geben, und als eine freie Gabe hat es nur Werth! Wenn aber
ein Herrscher das Vertrauen, die Liebe und Achtung, das Beste und Edelste
seines Volkes besitzt, so besitzt er Macht und Kraft, er besitzt die schönsten
Steine in seiner Krone, und solche Krone wird in alle Zeit einen Glorien-
schein um sein Haupt weben! Unvergänglich, ewig^
,Du findest schöne Worte, Macboulü'/ rief der Großherr mit rauher,
tiefer Stimme. ,Aber sage mir, wo ist der Sterbliche, der es Allen recht
machen kann? Trotz des besten Willens und edelsten Wollenst
»Suche gerecht zu seiu und herrsche mit Wohlwollen! Denke groß!
Nur wer groß denkt, wird Anderen ein milder Richter sein! Groß,
o Herr, mußt Du denken, um über dem Leben zu stehen, — groß denken,
um zu helfen und wohlzuthun, um die Kleinen zu tragen, die Kleinheit zu
begreifen! Vergiß nie, daß der Siege göttlichster das Vergeben ist! Strafe
den Schuldigen, aber dulde nicht, daß man ihn quält, tränkt in seiner Ehre,
ihn verletzt. Dein kaiserlich Wort schändet und mißbraucht! Es muß heilig
sein, hochgehalten werden, wie Deine Person, o Herrscher, geheiligt ist'/
,Wo ist Ibraim jetzt, und was verlangt er?^
Herr, er ist in jenes Land gezogen, in das Du ihn gewiesen. Er
verlangt Nichts mehr für sich. Er fleht nur, daß Du prüfen mögest und
seine Landsleute, die Muselmänner, schützen gegen den rachsüchtigen
Kaimatam, der ihn gestürzt, der Dir so falsch berichtet! Dein Kaimakam
ist der Unterdrücker jeglichen Rechtes, er sorgt für sich, er ist kein Musel-
mann und haßt und verfolgt Alles, was Osmcme heißt! Der Häuptling
Ibraim bittet um Gerechtigkeit für die Anderen, um gnädiges Wohlwollen
für seine neun Knaben! Diese Knaben sind voll Haß erfüllt gegen die
Schänder der Ehre ihres Vaters, voll gerechten Hasses gegen Diejenigen,
die dies Leid über die geliebten Eltern gebracht! Sie haben nur ein
Lebensziel jetzt in Herz «nd Kopf und werden dasselbe stets vor Augen
haben, da es mit ihnen groß wachsen wird, — es heißt: Rache! Ihr
ganzes ferneres Leben wird dieser Rache geweiht sein! Verhindere es,
o Herr! Die neun Knaben werden einst neun große Kurdenstämme bilden,
sie werden die neun Häuptlinge dieser Stämme sein, verhindere, o Herrscher,
daß sie, anstatt Dir und Deinen: edlen Hause zu dienen, einst nur ihrer
Rache dienen"
Dir Großherr runzelte die Stirn.
M!' (d. h.: Geht jetzt!) sagte er streng. ,Du bleibst im Kiosk!

Laß Dich hiuabgeleiteu zu den Frauen! Wenn der Mond neu am Himmel
steht, wird Dir Antwort werden!'
Macboul6 hob bei dieser Antwort das gesenkte Haupt, ihre Augen
suchten den Ausgang, dem Befehl ihres Grohherrn zu folgen.
Der Herrscher aber, dessen Augen jetzt voll Bewunderung und Wohl-
wollen ihren Blicken gefolgt waren, schritt näher auf sie zu, nahm sie bei
der Hand und sagte:
‚Ich will nicht, daß Du gehst, wie Du kamst! Hier tritt ein'/
Er hob einen schweren Vorhang, klatschte dreimal in die Hände.
Macboulü erhob dankend ihre schonen, schwermüthigen Augen zu ihm,
und ihr Blick tauchte in den seinen eine Secunde nur, — ein Beben gug
durch ihre zarten Glieder. Fürchtete sie sich vor dem leidenschaftlichen ver-
zehrenden Blick, der auf ihr ruhte?
»Sorgt für die Hanoum!' befahl der Großherr den auf sein klatschen
herbeigeeilten Eunuchen und Sklavinnen.
Macboulö ward umringt und mit Neugier von den sie beobachtenden
Frauen in die Haremsgemächer geführt.
Dann war Alles still. Der Großherr aber stand schweigend, wie ge-
bannt im hohen Saal. Milde und Hoheit blickte aus den vorher so
düstern Augen, während den Mund ein glückliches Lächeln umspielte."
Leila schloß einen Moment die leuchtenden Augen und deckte die feinen
Finger darüber, wie wenn ihr das Licht der hellen Sonne wehthäte, dann
fuhr sie unverzüglich fort:
„Pier Wochen waren in's Land geigen, der neue Mond stand klar
am tiefblauen Himmel Broussas, als Macboulö eines Abends zum Groß-
herrn beschieden ward.
Die Frauen, die sie bis auf einzelne, deren Seele Neid erfüllte, liebten,
ließen es sich nicht nehmen, sie mit herrlichen Gewändern und Steinen zu
schmücken.
Macboulü sah überirdisch schön aus, als sie inmitten der Sklavinnen,
die sie mit Gesang und Tanz hinübergcleitcte», hoheitsvoll und doch so
lieblich und demüthig anzuschauen, daherschritt.
An der Thür, die durch einen golddurchwirkten Borlinng verhüllt war,
verließen sie sie. Derselbe hob sich, wie von unsichtbaren Händen gehalten,
und Macboulü trat diesmal zagend in den Saal. Das helle Mondlicht
nur durchfluthete ihn magisch.
Der Großherr saß auf demselben Platz, wie vor vier Wochen, da sie
das erste Mal vor ihm gestanden, — als Anklägerin und Vertheidigerin
zugleich.
Er erhob sich beim Eintritt Macboul^s — eine große Ehre und ein
Zeichen von Hochachtung — trat auf sie zu und nahm ihre beiden Hände
in die seinen.
Seine Angen suchten die ihrigen, die nicht anfzuschanen wagte»; die

schweren Wimpern über die leuchtenden Augensterne gesenkt, versuchte sie
seinen Mick zu meiden.
Doch der Liebesstrahl, der aus den seinen brach und leise auf ihr
ruhte, mußte wohl magnetisch wirken.
Macboul6 seufzte tief, schlug die wunderbaren Augen zu ihm auf, und
voll unendlicher Liebe und Hingabe senkte sich ihr Blick in den seinen.
.Ich danke Dir, Macboulö/ sagte der Großherr ernst. ,Ich habe
geprüft und zu Recht befunden, was Dein Mund mir gesagt/ Dann
ließ er schnell ihre Hände frei. Em langgezogenes ,Guell/ (Komm!) er-
tönte, und im Nu füllte sich der Saal mit Hunderten von Fackeln, mit den
Großwürdenträgern des Reichs, in deren Mitte ein Pascha ein verdecktes
Gefäß trug.
Zu beiden Seiten des Herrschers stellten sich die Mächtigen und Großen
des Reiches ans. Dann öffnete sich gegenüber eine Thür, und bleich nnd
elend fchritt herein der Häuptling Ibraim, an der Hand seinen ältesten
Knaben, gefolgt von den acht anderen.
Einige Schritte vor'm Großherrn blieb er stehen.
Der Großherr winkte, der Pascha trat vor. Leiser Gesang ertönte
vom Rebensaal:
,Der Kalif ist gerecht, gerecht und mächtig/
Ein Wink, — der Pascha zog die Decke von der silbernen Echale,
die er trug; — nnd ein Schrei des Entsetzens rang sich von Macboulös
Lippen. Ans der Schüssel lagen die Häupter der — drei Feinde Ibrnims.
Ihre verglasten Augen starrten sie an blutunterlaufen, furchtbar
anzuschauen.
Der Großherr trat vor, dicht zu Macboul^, und rief mit drohender
Stimme, mit seinem Säbel auf die abgeschlagenen Köpfe zeigend:
.Hier meine Antwort/ Dann winkte er Ibraim und seinem Knabe».
,Du bleibst fortan bei mir, bis ich Dich zurücksende, dorthin, wo Dil
warst, zum ferneren Wirken für mich nnd mein Reich! Dein Weib, Deine
Familie werden reichlich bedacht werden! Ich ernenne Dich zum Dributs-
herrn in jeuem Lande. Dir geschah wider meinen Willen großes Unrecht,
mein großherrlicher Schutz ist Dir fernerhin gewiß/
Ibraim verneigte sich tief. Worte fand er nicht. Die reiche Sprache
war zu arm, für tief empfundene Gefühle giebt es keine Worte.
Wieder winkte der Großherr. Der Pascha hob die Schüssel mit den
entstellten Häuptern empor, der Großherr berührte das Haupt des ersten
Raths, und der Oberpriester sprach feierlich:
.So stirbt, wer kein Patriot, kein treuer Unterthan ist, wer kaiserlich
Wort mißbraucht! So straft weltliche Gerechtigkeit den Anstifter nnd seine
Gehilfen. Hinweg mit ihnen! Zeigt sie dein Volk! Verflucht sei ihr An-
denken in alle Zeit/
Leise fiel, und dann lauter, der Chor ein:

,Der Kalif ist mächtig gerecht und mächtig, heilig sein Spruch:
Allah ist groß!
Allah ist groß!'
Langsam entfernten sich die Großen des Reichs — und ihr (befolge.
Ibraims Angen suchten Macbould. Wollte er ihr nur danken mit
seinein Mick?
Doch Macbonl6 stand in tiefes Sinnen verloren; die schönen Augen,
durch THräuen verschleiert, schauten durch das hohe Bogenfenster in die
Weile. Sie schien der Erde entrückt. Sie merkte nicht, was um sie vor-
ging, sie sah nicht, daß die gackeln schwanden nnd nur das milde Licht
des Mondes von der erleuchteten Kuppel auf sie fiel, -— sie sah nicht den
Großherrn ihr nahen, bis er dicht vor ihr stand, seinen Arm um ihren
schlanken Leib legte und, Worte der heißesten Liebe flüsternd, sie an sich
ziehen wollte.
Da erst schien sie zu erwachen, zu begreifen, zurückzukehren auf die Erde.
Von seine» Lipuen schlichen Klänge
In ihres Herzen Tiefen sich.
Es war, als ob ein <5nael sänge
Las hehre Wort: .Ich liebe Tich!'
,Aicht das! o nicht das!' rief sie in Angst, Fast wild stieß sie den
Großherru zurück nnd entwand sich seinen Armen. Abwehrend hob sie die
Hände, und klagend rief sie:
,Weh mir! o weh mir, die ich nur der göttlichen Liebe gehören darf!
Weh mir, daß Du mir von irdischer Liebe sprichst! Weh mir! Allah
wird mich verstoßen, denn nnwerth werde ich der hohen, heiligen Aufgabe,
die Deiu Volk nur anvertraut!'
,Der Scheikh ul Islam, der oberste Priester, kann und wird Dich
Deines Schwures entbinden'/ fuhr liebevoll der Großherr fort. ,Macboul6, ick
habe gekämpft, ernst gekämpft! Du kannst nicht mehr das Feuer, die Liebe, die
in meinem Herzen als heilige Flamme glüht, löschen! Nicht die Sinne allein
hast Du durch Deine Schönheit berückt! Nein! ich liebe, ich achte Dich,
wie ich nie zuvor eiu Weib zu liebeu vermochte! Dein Geist, Dein lieblich
keusches Wesen zieht mich unwiderstehlich zn Dir! Macboulö! der Groß-
herr, der nur gewohnt, zu befehlen, fleht um Liebe, um ei« wenig Liebe für
sich, zn Dir! Dn bist ihm nüthig, Dil bist seinem Volke nöthig. Du wirst
ihn gut nnd sanft und willig machen, begeistern zu edlen, hohen Thaten!
Hier, Macboulö, liegt fortan Deine Aufgabe! So will's Allah, der Dich
mir zugeführt! Antworte, Mncboul<>: liebst Du mich? und willst Du mir
gehören?'
Der Großherr war in tiefster Erregung vor ihr niedergesunken; er
warb wie ein gewöhnlicher Sterblicher um die Liebe jeues Weibes, das er
liebte, liebte mit allen Fasern seines großen, edlen Herzens!
Jetzt hieß es stark sein für unsere Macboulc-!

Liebevoll hob sie den Großherrn auf, voll unendlicher Liebe tauchte
ihr Blick in den seinen und drang bis in's Innerste seiner Seele; den
starken Mann wonnig erbeben machend.
In ihre beiden kleinen, weichen Hände nahm sie seine Hand und sprach:
Herr! geliebter hoher Herr, höre mich!
Laß aus dein sündigen Begehren nicht ein Verbrechen werden! Laß
ab von wir, o Großherr! Prüfe nicht meine Stärke über Gebühr, muthe
einem Weibe, dem schwachen Weibe in mir nicht Uuendliches zu. Uud nie
wird ein Weib den Mann ihrer S,!ele heißer lieben als Macboulö Dich!
Eine Wahl giebt es für mich nicht: unsere Wege müssen sich scheiden
für ewig! So will's Allah! so fordert es das Gesetz von mir! Hab'
Erbarmen mit dem schwachen Herzen, das Dich so namenlos liebt, das
aber Dein Glück, Deinen frieden höher hält als Deinen Besitz. Du
sollst ein großer Herrscher sein und bleiben, Du darfst nicht um irdischer
Liebe nullen das alte Gesetz Deiner Väter willkürlich umstoßen! Auch Du
darfst Allahs Gebot nicht ungestraft verletzen! Mit der Erfüllung Deines
Wunsches würde ich Dich klein machen anstatt groß vor Dir selbst, vor
Deinem Volke, würde Deinem Herzen den Frieden uud die Stärke rauben!
Hab' Erbarmen, o Herr, mit Dir und Deiner Macbouls!"
Verzehrende Leidenschaft loderte in den Augen des Großherrn. Er
liebte, liebte mit der ganzen Kraft feines großen Herzens Macboulö mit
dein reinen, treuen, wahren Herzen, jeder Herzschlag gehörte ihr.
Er wollte, er konnte nicht von ihr lassen! Der Widerstand reizte
seine ganze Kraft. Abwehrend erhob er seine Hand nud sprach:
„So wisse denn, Macbouls, daß es für mich keine Wahl mehr
giebt! Du bist mir Alles! Staat, Gesetz, Glaube, Macht und Zukunft
liegt in Deiner Hand! Tu kannst mich groß machen, mich über mich
selbst erheben. Du bist Allah, zu dem
„Frevle nicht!" schrie Macboulö auf. „!!)! geliebter hoher Herr,
frevle nicht! Allah wird Dir zeigen, daß er der Schöpfer, ich nur fein
Geschöpf bin! Geh! laß mich beten geh'n! Laß mich beten geh'n in die
heilige Grüne Moschee! Ehe der Morgen graut, werde ich bei Dir sein,
und ehe die Sonne aufgeht über Dein Land, wirst Dn Macbonlös Antwort
haben! Dn schweigst? Ich gebe Dir mein Wort! Glaubst Du, daß
Macboulö ihr Wori hält?"
„Ich glaube! Denn ich liebe Dich unendlich, und die Liebe glaubt
Alles, hofft Alles!"
Macboulö, die in die Kniee gesunken war, erhob sich und schritt der
Dhür zu.
„Gehst Du so von nur, Macboul6?" rief der Großberr und breitete
die Anne aus.
Das war zu viel für das Weib, dessen Herz dem schönen, liebe-
glühenden Manne gehörte, fast unbewußt gehörte.

Mit einem leisen Schrei wäre sie umgesunken, hätte der Großherr
nicht hinzueilend sie in seine Arme genommen.
Mit dein Moment aber kam auch ihre Stärke wieder, kaum eine
Secunde hatte ihr schönes Haupt an dein Herzen des geliebten Mannes
geruht, zum ersten und letzten Male, als Macboulü hastig die Hand ergriff,
die auf ihrem Haupte lag, einen heißen Kuß darauf drückte und ver-
schwunden war, ehe der Großherr sie zu halte« vermochte.
Der Vorhang fiel hernieder, der Fürst war allein. —
Macboul« aber lief, wie von unsichtbarer Macht getrieben, fort nnd
fort durch die Gänge und Säle, hinaus zum Palast, durch die Leibgarden,
die sie halte» wollten, fort zum Thor. Sich in den Schleier hüllend, be-
fahl sie, zu öffne»; sie müsse zum Gebet für den Padischah in die Geschil
Djanin, war ihre kurze Weisung.
Ehrerbietig und nullig öffnete man ihr.
Mit Tagesanbruch bin ich zurück!' rief sie. ^effnet, wenn ich
Ertogrul rufe!'
Und mit Tagesanbruch, als die Sonne roth glühend im ^sten sich
hob, stieg ein bleiches Weib, in tiefe Schleier gehüllt, von der Grünen
Moschee, wo sie die Nacht im Gebet zugebracht, binauf in den Palast
des Großherrn, der ihrer wartete mit der Ungeduld der Liebe, die seiu
ganzes Sein erfüllte.
Die Leibgarden aber schienen auf ihren Vefehl zu warten, den» die
Thore und Thüren, alle öffneten sich vor ihr geräuschlos leise.
Majestätisch, hoch erhobenen Hauptes schritt Macboulü vorwärts, bis
sie vor dem Großherrn stand.
Hell fluthete die Sonne herein, als Macboulü eintrat-, ging doch die
Sonne mit ihr, durch sie, vor ihrem Herrscher auf. Hell umfloß sie die
erhabene Gestalt des mnrmorbleichen Weibes, das in dem Vogen der
Thür stand.
Dem Munde des Großherrn entrang sich ein so angstvoller Ton, als
er ihren Namen rief, daß unsere Macboulü erbebte, bis in's Herz ihres
Herzens.
Macboulü!' rief der Großhcrr nochmals angstvoll, sie zum Diva»
führend. ‚Was ist geschehend
Sie lehnte sich an die weiße Säule, den eine» Arm um dieselbe ge-
schlungen, wie sie zuerst vor ihm gestanden, dann sagte sie:
Mein hoher Herr, ich erfüllte einfach meine Pflicht, und die Erfüllung
der Pflicht darf nie über unfere Kräfte geheu! Wie der Soldat in Treue
für Dich und Dein Land in dein Glauben auf dein Schlachtfelde stirbt,
daß sich ihm das Paradies öffnet für Tapferkeit und treue Hingebung, wie
er für Dich freudig in den Tod geht, so laß auch mich für Dich, für Dein
und mein Volk hingehen, sterben auf dem Felde der Ehre, sterben würdig

auf dem Platz, auf den Allah mich berufen. In Ausübung und Erfüllung
ihrer Pflicht laß Macboulü scheiden!' -^
Mncboul^!' rief der Großherr außer sich. ,Vekenne, was Haft Du
gethan? Ich sehe die Schatten des Todes über Dir! Macboulö, verlaß
mich nicht!'
Und der Großherr verbarg sein bärtig männlich Antlitz in seinen
Händen, wie wenn er das bleiche, überirdisch schöne Weib nicht mehr an-
zusehen vermöge.
Angstvoll ruhte sein Auge auf ihr, als sie sprach:
Mein hoher Herr! ich that Nichts, als jenen Trank trinken, den ich
nehmen mußte, wollte ich rein und unbefleckt, würdig Dir und mir, zu Allah
zurückkehren. Du weißt, daß dieser Trank, in der heiligen Moschee genommen,
nicht tüdtet, wenn Allah es nicht will. Nicht freventlich und schwach,
zu feige, um weiter zu kämpfen, nimmt Mncboulü sich das Leben! Das
darf sie nicht, das darf nur Allah! Darum wirkt dieser Trank heute
tödtlich, und ich fühl's an dem matten Schlagen meines Hertens, daß mir
nicht mehr lange Zeit auf Erden bleibt. — So weiht Du und Alle, daß
Allah es so wollte, daß Allah mich rief, daß Allah, der mich Dir und
Deinen, Volke gegeben hat, auch allein das Recht hat, mich wieder zu sich
zu nehmen und ein Leben zu enden, das ihm gehörte! So zeigt Allah Dir,
daß weder Du noch ich, noch der Scheilh ul Islam ein Gelöbnih lösen
könne», das Er eingesetzt! Mit der heißesten, innigsten Liebe im Herzen
für Dich, für Dein Volk, muß ich Dir dennoch entsagen um Deiner Ruhe,
Deines Friedens halber! Rein, wie ich zn Dir kam, als reine Jungfrau,
die er Dir gesandt, würdig der hohen Aufgabe, die mir ward, kehre ich zu
Allah zurück! Gönnst Du mir das nicht, mein geliebter hoher Herr?'
Bebend, stöhnend vor Schmerz stand der große Pndischah Ertogrul
vor Macboul6.
Die Einfachheit, die Selbstlosigkeit dieses Herzens, das nicht an sich
denkend, ihn noch tröstete, zerriß ihn: das Innere, ihm zeigend, was er
verlor.
Er war keines Wortes mächtig, in heißer Angst hing er an ihren
Zügen, sah er die Schatten des Todes sich mehr und mehr senken über das
so geliebte Wesen vor ihm. Mncboulü athmete langsam und schwer; dann
fuhr sie fort:
-Leb' wohl, geliebter hoher Herr! Fern von Dir und dieser Erde
werde ich doch stets um Dich sein. Lebend hätte ich Dir kein Glück geben
können!
Wenn der erste Rausch der Seligkeit verflogen, hätte mir ewig jenes tiefe
Weh im Herzen gebrannt, daß Du durch mich unwürdig geworden. Deines
Volkes Hüter zu sein. Du sollst groß bleiben! Von mir wird und soll
die Weltgeschichte nicht sprechen, aber Dein Ruhm, Deine Größe wird Dich
über Dich selbst erheben. Dich überleben, fortleben in alle Zeit! So liebt

Euch Macboulü, das arme einfache Mädchen aus dein Volt, das ist ihr
Permächtniß an Euch, an den so heiß geliebten und begehrten Mann!'
Dann fuhr sie mühsam fort:
‚Das Vewußtsein bleibt Euch eigen, daß ein treu ergebenes Herz mit
Euch zieht, wohin Ihr geht, daß ich treu war bis in den Tod. Euer
wilde5 Wünschen wird still und stiller werden, Ihr werdet lernen, die
Kniee zu beugen vor dem allmächtigen Willen Allahs, friede wird sein in
Euch und um Euch! Lebt wohl! Der Schmerz allein
führt uns aufwärts — — —
Ewiges nur kann schaffen, — — — der Großes, Ewiges in sich – trägt!'
Macboulö schwankte, Große Thrunen in den Augen, trug der starte
Mann Macboulö auf den Diuan.
‚Nuft die grauen! ruft die Hakims!' flüsterte Macboulü angstvoll.
Schnell! Ich darf nicht so — nicht allein mit Euch — von Euch
gehen!'
Der Großherr that, wie ihm geboten. Der Enal war im Augenblick
voll grauen, die Aerzte, die Hakims des Palastes stürzten herein.
Die Kranen weinten laut und jammerten beim Anblick der sterbenden
Macboulö.
Mit überirdischer Kraft richtete sie sich auf und hob die Arme.
Alles schwieg.
Mit ihrer klaren Stimme und engelhaft verklärten Zügen sprach sie:
‚Lebt wohl, Ihr Alle! Alle! Seid treu bis in den Tod Eurem
Großherrn! Eurer Pflicht! Mich ruft Allah! Ich scheide von Euch, aus
meinem mir vertrauten Amt, würdig! Würdig Euch, Eures Vertrauens,
kehre ich zurück zu Allah!
Vergeßt Macboulü nicht!
Liebt und pflegt Euren Großherrn '
Ein tiefer Seufzer, der schöne Kopf sank zur Seite; mit dem letzten
Wort der Liebe auf den Lippen für ihn war sie geschieden.
Die helle Sonne küßte das bleiche, liebe Gesicht und zitterte zum
lebten Male in blitzenden Strahlen über den schwarzen Haaren MacbouM,
die sie wie ein dunkler Mantel umflossen. Tiefes Schweigen herrschte vor
der Majestät dieses Todes.
D>>r Großherr, selbst bleich wie der Tod, neigte sich gen Osten und
betete Ich'e
Im Herzeil seines Herzens aber fühlte er, daß das eine Wort „todt"
eine Welt von Schmerzen für ihn barg.
Dann sprach er:
Macboulü ist heilig, man w.'ihe ihren Körper, und man lege sie in ein
geweibtes Grab! Sie soll ruhen unter dem Schatten der hohen Cypresse,

die im Garten vor ihrem Hause steht! So null ich es! Betet und thut,
wie ich Euch befohlen! — Ruft meinen Sohn!" befahl er weiter, keinen
Blick von der schönen Dodten lassend, wie gebannt von Schmerz.
Der kleine Prinz, ein Knabe von sechs Jahren, trat an der Hand
seiner Mutter, einer schönen Frau, ein.
Der Großherr führte das zitternde Kind zur Leiche Macboul6s
und sagte:
„Das ist Macboulcs, die Er-ählerin! Sie starb in treuester Erfüll!., -
ihrer Pflicht, für mich, für Dick, für Euch Alle, für Land nnd Volk! Sic
ist heilig, jetzt und immerdar. Der Krone würdig sein, ist mehr a,
Kronen tragen. Ihr Leben war Liebe, ihre Thal allein beweist ihrer Liede
Kraft! Betrauern wir die Todte, indem wir ihr nacheifern und nach
ihrem Beispiel, ihrem Wunsche leben! Küsse den Saum ihres Kleides und
geh'! Las;' Dir und Deinen Geschwistern oft von Macboul6 erzählen! So
ehren wir ihr Andenken!"
Noch ein langer, langer Blick auf das geliebte Antlitz, dann legte der
Großherr, zum Zeichen, daß er ihr Kraft, Macht und Ehre schulde und
gebe, seinen mit reichen Steinen geschmückten Säbel über sie, — zum Schutz
und Schirm für die Dodte.
Er ward ihr mit in's Grab gelegt."
Leiln fchwieg.
Schwere Thronen hingen an ihren Wimpern. Ich selbst war so er-
griffen, daß auch ich kein Wort hervorbrachte.
Langsam stand sie auf, sah mich lange an und sagte:
„sscilt ruhet mm im Grabe
Tlls Heiz, das heiß geglüht,
Und drüber ariiitt das Unkraut,
Taß kaum das Grab man sieht!"
„Wenn Du nach Vroussa kommst, suche ihr Grab. Du findest es mit
heiliger Lampe, die für die heilig gesprochene Macbonl6 glüht, vor ihrem
Hause unter der hohen alten Cnpresse, die in ihren Wipfeln ewig ihr
Grablied singt. — Jahrtausende, Jahrtausende! Auf ihrem Stein steht
nichts als ‚Macboul6'. Jeder, vom ältesten Mann bis zum jüngsten Kinde
aber weiß, wer Macboul^ war und ist."
„Wir haben keine Weltgeschichte," fuhr Leila fort, „wir haben Nichts
dergleichen, was durch Schrift und Bücher auf unsere Jugeud wirkt, wir
haben nur unsere Großmütter im Harem, nnl'ere Er'ählungen und Bei-
spiele, nnd wir haben, Du siehst, auch tapfere Soldaten, tapfere Kämpfer
wie Ihr! Unsere Macbonlü war ein einfaches Mädchen aus dem Volk,
einfach im Harem erzogen nnd gros; geworden, ohne Eure Bildung. Habt
Ihr mich solche Fraueugröße bei Eich? Ihr, die Ihr nur nach der Außen-
welt, nach Glanz nnd Mlnu sckant!"

„Leila!" rief ich erstaunt über die Wandlung, die mit ihr vor-
gegangen war.
„Es ist so," fuhr sie fort. „Du bist vielleicht anders, und deshalb
haben wir Dich auch lieb; Du zeigst Dich uns wenigstens anders. Aber
wenn zu meiner Schwägerin Harems-Besuch kommt von Euch, heißt's da
nicht immer, um den Besuch zu heben: ‚Sie stehen dem Hofe nahe, der
Landesfürst, die Fürstin sind sehr gnädig gegen sie?'
Sind sie deshalb als Menschen besser in unseren Augen?" und wieder
war der verächtliche Zug um Leilas Ntund da. „Sieh, das verstehen wir
icht; für uns Frauen ist Rang, Stellung, Außenwelt nicht da; aber große
Thnten wohl, die können wir verstehen und auch vollbringen. Wir verstehen
aber nicht, weshalb ein Mensch, eine Frau, bei Euch im Werthe steigt,
weil der Herrscher, die Herrscherin sie auszeichnen! Wenn der Herrscher
es thut, da er den Charakter, die Person selbst hoch schätzt und achtet und
nur deshalb sie hochhält, damit Andere sie auch hochhalten sollen — das
verstände ich! Aber ein Herrscher weiß bei Euch auch meistens nur das,
was seine Umgebung ihm sagt! Hat der Netreffende Freunde, geht es
ihm gut, hat er Feinde, geht's ihm — wie Ibraim, dem Häuptling."
„Leila! Leila! Du bist wieder hart uud nicht die Leila von vorher!"
Sie zuckte zusammen.
„Ja!" rief sie, „ich bin hart — bin es geworden! Aber ich spreche
die Wahrheit, die aber will Niemand hören, auch Du nicht! Und dock ist
es so in Eurer Außenwelt! Steigt Jemand in hoher Guust, dann frißt der
Neid an ihm, bohrt und bohrt fo lange, bis er fällt. Allein d.'r Neid bei
Euch würde nie eine Erzählerin wie unsere Macboul6 dulden. O, ich
möchte nie, nie hinaus in Eure Welt! Ohne den Frieden unseres Harems
könnte ich nicht sein!"
„Es giebt bei nns Sachen, die Du nicht verstehst, Leila, wie ich mir
bei Euch Manches nicht erklären kann," antwortete ich.
„Du hast Neckt," sagte Leila gedankenvoll, „vergieb!" Und sie schlang
ihre Arme um mich und küßte mich.
„Grüble nicht! — Die Klarheit ist der Mysterien Tod! — Ihr müßt
kämpfen, wir müssen kämpfen! — Ihr irrt, wir irren! — Ohne Kampf
kein Sieg, ohne Leid kein Frieden." —
Sie stand auf und sagte einfach: „Komm!"
Es war ganz dunkel geworden, als wir langsam und schweigend nach
Eyiub hinnnterstiegen in's Thal.
Leid — Freude — Glanz — Armnth — Ehrgeiz — Genügsamkeit,
Alles das bargen dunkle gehrimnißvolle Grüfte' um uns herum.
lieber uns der strahlend verglühende Abendhimmel, neben mir duftende
Blumen, welche liebende Hände auf die Grabhügel theurer Entschlafener zu
bleibender Erinnerung gepflanzt, ringsumher aber der Vüz'el melodischer
Abendgesang, der wie ein Auferstehuugslied der scheidenden Natur den

Todten und Lebenden von einem Wiedersehen, von einen: nenen Leben« frühling zu sprechen schien.

Ernst und stille war unser Abschied.

Leila hielt ineine beiden Hände und blickte mich lange und Mtlic mit ihren wunderbaren Augen an. >

„Leb' wohl!" flüsterte sie dann. „Allah sei mit Dir!"

Ein Ahnen ging durch meine Seele, daß ich sie lange, linge nicht sehen würde. Mein Ahnen ward znr Gewißheit, als ich eine Woche später erfuhr, dah Leila Hanoum gen Mekka gepilgert sei. Wann sie wieder-kehre? — Niemand wußte es — und als ich sie wiedersah? — davon ein andermal. —

Dalberg am Hofe Napoleons I.

von

tzanF Wagner.

— Wittenberg, —

Hie Geschichte des Rheinbundes beschäftigt in neuerer Zeit wiederum die gelehrten
Kreise. Es dürfte daher auch dem gebildeten Publicum von Interesse sein, einen
Einblick in jene jammervollen Zustande, welche die Gründung des Rheinbundes mit sich
brachte», zu thu» uud sich die Telbsterniedrigung deutscher Fürsten bor dem Usurpator Zu
Gemüthe zn führen"). Der Vergleich mit der Jetztzeit dürfte die Freude an der schwer
erkämpften Einigkeit, an Kaiser uud Reich, auch für die Patrioten, noch erhöhen.
Es war eine schwere Zeit, welche über die blühenden Gaue unseres Vaterlandes
unheilvoll hereinbrach, als iu den Kriegsstürmen des I. Teceuuium dieses Jahrhunderts
vor der 'Allmacht des großen Corsen das lUOOjährige heilige römische Reich deutscher
Nation zusammenbrach. Die Geschichte der Jahre 1806—1808 enthält viel Trübes, in
de» Wirrsalen kriegerischer Verwickelungen uud trügerischer Divlomatenkuust wurden selbst
energische, von glühender Liebe zum Vaterlande beseelte deutsche Mäuuer an der c>uten
Tache irre und folgten jenem gleißenden Meteor, der am blutrothen Welteuhimmel erschien
— Napoleon. Testo erfreulicher ist es, die vom Zeitgeist wenig angekränkelten An-
schauungen über die fran ösifch-rheinbündlerifchen Verhandlungen ans den Berichten eines
Mannes zu entnehmen, welcher, an der Tpiyc der Regierung des Rlieinbuudes stehend,
all' die Tcmüthigungen am Pariser Hofe durchlebte, welche der Vertretung der coulöä«-
illtion <>u Ruin in so reichem Maße zu Theil wurde». Wir meinen den Staatnninistcr
des Fürst-Primas, den Freiherr» von Eberstein. Aus seinen, in der Mainzer Bibliothek
ruhenden Denkschriften ist das Folgende entnommen. I5r beschreibt in ihnen unter
Anderem auch den Aufenthalt einer «Gesandtschaft in Paris, welche die Aufgabe hatte,
das Fundamcntal-Iustitut des neugeschaffenen Rheinstaates mit Napoleon I. zu verein-
baren. —

Nachdem Napoleon de» Feldziig gegen Preußen beendet, den Tilsiter Frieden uuter-

*) Wer sich für die uähere Geschichte d.'s Rheinbundes interessirt, verweisen wir
ans das Programm des Mainzer Rcal-Ghmuafiums von Ostern 1890. Es enthält einen
wissenschaftlichen Aufsatz: „Z»r Verfassungsgeschichte des Rheinbundes" von Karl Beck.

zeichnet und somit die letzte Macht in Teutschland besiegt hatte, kehrte er im Juli des
Jahres 1807 nach Paris zurück. Auf dieser Reise blieb er in Frankfurt am Main als
Gast des Fürst-Primas. Tiefer erinnerte bei passender (Gelegenheit den Kaiser an die Er-
ledigung der schwebenden deutschen Angelegenheiten, in «vscio an die des Rheinbundes, und
wurde daraufhin aufgefordert, in Paris die Sache persönlich mit ihm zu verhandeln. Der
Fürst-Primas, dem für seine Person sehr viel an der Aufstellung eines Fundamental-
Ttatuts lag, nahm die Einladung mit Freuden an. Zu dem kam, daß das ucngeschaffene
Grohherzogthum Frankfurt nichts weniger als arrondirt und consolibirt war, welcher
Umstand den Primas bewog, auch in dieser Beziehung energische Schritte zu thun. Er
reiste daher schon am 1. August mit dem Minister Freiherrn Karl von Eberstcin und
dem geistlichen Rache Kolbrin nach der Welthauptstadt ab, wo er bereits am 10. desselben
Monats ankam. Die genannten Herren waren der festen Ueberzeugung, daß ihre A:i»
gelegenhcit im Verhältniß zu deren Wichtigkeit und Ausdehnung nur kurzer Zeit zur Er-
ledigung bedürfen würde. Sie glaubten dos um so eher annehmen zu können, als sie
mit Napoleon direct in Verkehr treten durften und man dessen Aufforderung, zu ihm zu
kommen, als eine große Gnade anerkannte. Zudem hatte Oberstem bereits umfassende
Vorarbeiten zu den festzulegenden Verträgen mit vielem Fleiße und nüt Geschick aus-
gearbeitet. Auch ein Entwurf zu dem Statute war fertig gestellt und von dem geistlichen
Rache ein Concorbat mit beni Papste Pius VII. aufgesetzt, auf welches Napoleon be-
sonderes Gewicht zu legen schien. Mithin waren die Sachen spruchreif und harrten nur
noch der Ratification. Tiefe Erwartungen sollten grausam getäuscht werden, acht lange
Monate wurde die Gesandtschaft unter nichtigen Vorwanben hingehalten, um alsdann un-
uerrichteter Sache nach Hause zurückkehren zu müssen. Am 14. August empfing Napoleon
den Fürst-PrimaS zum ersten Male. Der Corse war ganz Wohlwollen und un-sprach,
die ihm unterbreiteten Statuten eifrig zu prüfen. „Allerdings wüb das längere Zeit
dauern," sagte der Kaiser, „aber ich hoffe, Sie werden sich die Stunden hier nicht lang
werden lassen: ich werde Alles aufbieten, Sic zu unterhalten und Ihnen eine angenehme
Existenz in Paris zu schaffen." Napoleon hielt Wort. Je weniger die Attaches und der
französische Minister der äußeren Angelegenheiten mit den Frankfurter Herren in geschäft-
lichc Berührung traten, desto mehr sorgte der kaiserliche Hof für Zerstreuung. Bälle,
Eoncerte und Wettrennen, glänzende Diners und Paraden wechselten in buntester Auf-
einanderfolge, und leider vergaß auch der Primas auf längere Zeit den eigentlichen Zweck
feines kostspielige» Pariser Aufenthaltes und ging somit in die Falle, welche ihm der
>laiser gestellt hatte. Ter neue Großherzog von Frankfurt verlor seine Zeit, trotz seines
vorgerückten Alters, in zärtlichen Plaudereien mit der sehr anziehenden Prinzeß Caroline
von Berg und suchte in offenkundiger Eitelkeit durch seinen Dilettantismus iu allen
Künsten zn glänzen. So wnrde Eberstein durch die Interesselosigkeit seines Herrn an
einem entschlossenen Vorgehen gehindert, Woche nm Woche verstrich, ohne daß auch nur
ein einziger Paragraph discntirt worden wäre. Tafür war Napoleon gegen die deutschen
Herren stets von der au«gesuchtesten Höflichkeit, er behauptete, glücklich zu sein, seine
Mußestunden iu der Gesellschaft so angenehmer seilte verbringen zu dürfen, und lud sie
schließlich ein, mit nach Rambouillet zu komme», wohin das Hoflager verlegt wurde — von
den Verhandlungen sprach er auch nicht eine Silbe! Tas Leben auf dem Lande war an-
genehm, brachte aber keinen Umschwung iu die traurige Lage der diplomatischen Angelegen-
heiten. Eines Abends jedoch fügte es der Zufall, daß der Kaiser mit dem Fürst-Primas
allein durch den wundervollen Park schritt nnd sich bei dem Fürsten erkundigte, wie es
ihm in Frankreich gefiele. Tiefer antwortete ihm, daß er glücklich sei, in Rambouillet zu
weilen, und fuhr dann fort: „Wer aber lehnte sich nicht nach Hause zuiück! Wie Ew.
Majestät wisse», teilt mich hier noch die Sorge um den Rheinbund fest, dessen hoher
Protector Ew. Majestät sind! Ich wage an das Fundamentalstatut demuthvollst zu er-
innern!" Tie Miene des Kaisers verfinsterte sich, und er antwortete ungehalten: „^ ns
z,ui» r>In8 lüire, aus M lait, ?» n'ezt r>n« a»Mir<I'!mi lo tsmpg, He> n'ni ni mnu

oonHsil, ni I2s« oarteg 2veo mui, Iltteuäsx c^lw ,i« 8IÜ3 l» i'unwinubleÄU!" Infolge
dieser Antwort hatte, der Primas das Vertrauen auf das Gelingen seiner Sache verloren,
ja er glaubte, bereits iu Ungnade gefallen zu sein, — er sprach hinfort in Gegenwart
Napoleons kein Wort mehr von Politik, um den, nach seiner Meinung Erzürnten, nicht
noch mehr zu reizen. Unverkennbar behandelte der Kaiser den deutschen Fürsten mit einer
gewissen Kälte, deren Ursprung nicht allein in einer persönlichen Antipathie, sondern in
politischen Conjecturen lag, er wollte weitere Zugeständnisse Talberg wie den andere»
bündlerischen Fürsten gegenüber um jeden Preis verhindern.

Am 22. September ging Napoleon, der Hof und die diplomatische Welt naä>
Fontainebleau. Ter berüchtigte Tallenrond, Fürst von Benevcnt, weilte dort ebenfalls
und zeigte sich geneigt, seinen Gebieter an das schon lange unbeachtete Anliegen de»
Primas zu erinnern.

Allein da man das Ansuchen nicht mit einem werthvollen Geschenk an Talleyrand
begleitete, von welch' Letzterem Edelstein glaubt, daß er sich durch solche Geschenke
12 Millionen erworben hätte, — so blieb die Sache beim Alten. Edler Zorn ergriff
den Fürst-Primas ob solcher rücksichtslosen Behandlung, so daß er sich entschloß, in öffent-
licher Audienz den Kaiser um endliche Erledigung seiner Eingaben zu bitten. Als der
Primas den Muth hierzu fand, ließ ihn Napoleon sofort hart an und gab seinem Un-
willen unzweideutigen Ausdruck. So tief war damals der Klang des deutschen Namens
gesunken, und dermaßen überhebend hatten die ewigen Schmeicheleien deutscher Fürsten auf
den Franzosenklliser eingewirkt, daß er es wagte, den Fürst-Primas wie eine seiner
Ereaturen zu behandeln und seinem Verbündeten wie einem Feinde das v^e vieti» höhnend
entgegenzuhalten. Um nicht Alles auf das Spiel zu setzen, wartete die rheinbündlcrisil«
Gesandtschaft geduldig auf die Bescheidung. Ter October war beinahe verstrichen, mid
immer hatte der Kaiser unter Versprechungen und Winkelzügen die Deutschen hingehalten.
Napoleon wollte beutlich zeigen, daß er der Herr von Europa sei und daß ein Jeder —
ob Fürst, ob Diener — seines Winkes und Befehles gewärtig sein müsse. Kurzer
Hand ließ er Oberstem zu sich befehlen, um ihm mitzutheilen, daß er nach Italien gehen
müsse, die Gesandtschaft solle die Güte besitzen, in Paris seine Rückkunft abzuwarten, er
habe hierzu das Hütel Prinz Eugen in Stand setzen und resewiren lassen. Keine Vor-
stellung half, mau muhte wiederum warten, zunächst bis zum Januar 1808, in welchem
Napoleon unerwartet nach Versailles zurückkehrte. Die Leiden Ebersteins uud die Auf-
regung des Primas während dieser Wartezeit zu schildern, fehlt es hier an Raum. Mit-
leidig speisten die kaiserlichen Minister die Herren mit leeren Phrasen ab, während die
Hofcavaliere sie lächelnd über die Schultern ansahen i zudem wirkte die Uneinigkeit der
verbündeten Eabinete von Bayern, Württemberg nnd Baden lähmend — kurz, es »var
ein trauriges NUd deutscher Unterwürfigkeit, Halbheit und Unchätigtcit. Was aber ver-
dienten je>le Männer anderes, als Spiclbälle in den Händen des Eroberers zu sein? — Da
immer noch nicht die Verhandlungen anfingen, mußte das alte flotte Leben weitergeführt
werden. Bei einer Jagd machte der Fürst-Primas den letzte» Versuch, vom Kaiser eine
definitive Antwort zu erhalte«. .At>," sagte satirisch lächelnd Napoleon, „vuus llev«i-
vnu« enuu.vsr , . , MÄis ^'n Is leiüi sueor« <>»u» Is e«rll«vl>l rt, eri e»r«ms vou«
rwurrsl rewuruur on«ü von»." Schließlich bemerkte er noch, daß ein Erzbischof Ml
Osteizeit in seineni Sprengel gewiß »»entbehrlich wäre. Der Fürst »Primas faßte
diese» Befehl, des langen vergeblichen Wartens müde, so scharf als möglich auf und ver-
ließ schou »venige Tage später mit seinen Minister» Paris.

Als Ehararterisiriiüg des Pariser diplomatischen Auftuthaltes sagt Edelstein am
Schlüsse seines i»tciessa»ten Berichtes: „Es hat mir fast das Herz brechen mögen, als ick
sah, wie dieser Mann ohne Herz mit uns umsprang gleich Schelmen uud gewönnlichm
Cieatnren, uud daß selbst die größten Anstrengmige», welche »vir in der besten Absicht
unternahmen, um die Lage des Vaterlandes zu besseru, ohne jeden Erfolg blieben. Jenen

Talleyrand, mit der süßlichen, gewandten Junge, hasse ich wie die Sünde, den Cardinal
Fesch ebenso, da ei behilflich wai, die Scheidung der Kaiserin zn beschleunigen, zudem
machte ei selbst ihr den Hof und machte hinter ihrem Rücken den Ausspruch: ,5s poit«
l'iinrwiatries llaus mon coeur, m»!8 Is bisu >1s l'umpire u^urcloune <l« eouL«i11sr
1« äivore«.' Ob es wohl zu wünschen ist, daß Nonaparte gestürzt werde? Wer will
hierauf antworten! aber ich weiß, so lange er regiert, liegen wir in Ketten, und wie
lange wird es noch danern, bis — wie die tausche Proclamation es verheißt, ei» lebens-
kräftiger, in Einheit gehaltener Bund entsteht?" — Wenn heute der edle Ebersteiner auf»
erstünde und das deutsche Reich eichemnnranscht und einig in stolzer Pracht sähe, er würde
sagen: Ich habe nicht umsonst gelitten!

Illustrirte Bibliographie.
Handbuch »er Ku»tti,c,chichtt von «»»«« ^vringes.
Vierte Auflage der Gruudzüge der Kunltgeschichte. Illustrirtc
Angabe. I. Das Altcrthum. Mit 359 Abbilduugcu im
Text und vier Farbendrucke». H. Das Mittelalter Mit
363 Abbildungen im Text und drei Farbendrucken. Leipzig,
Verlag von (5. A. Seemann, ,
Vor zwanzig Jahren war „der bullte" die einzige quelle,
aus welcher für die Kunstgeschichte begeisterte Laien ,ch°me»
tonnten, verschiedener dünner Ninnsale. die durch weibliä)e
»and davon abgeleitet Ware», ungeachtet. Mit der fort-
schreitenden Vertiefung und Festigung der 5tnn,twi„en-
schaft wurde der Warnnngsruf der Fachgelehrten gegen
das geschickte, aber leicht gezimmerte
und hohle Machwerk Lübtcs immer
starker nud erschütterte seine Auto-
Sitzende Griechin, Museum Tononw in Rom,
«u«: Änl°» 2 Piin «ei, Handbuch d« Kunstgeschichte.
Leipzig, E, A, «eemann.

ritÃ¤t auch in Laienkreisen. Da erschienen die Seemann'schen lnnsthistorischen Bilder-
dogen", zunÃ¤chst Nichts weiter als der Versuch, die im Besitze der Verlaasliaudlmig be-
findlichen Clichts kunstgeschichtlicher Illustrationen zu einem handlichen Tafelwerl zusammen-
zustellen. Die Vereinigung dieser nieist recht guten Abbildungen Ã¶ffnete dem Publicum
zunÃ¤chst die Augcu darÃ¼ber, wie elend das Illustcatiousmaterial bei LÃ¼bke und in anderen

<^oc^^c^xvLc!'i?>v^ ^^zv^iv^fv^,^
Theil bei 2>Â«m!hni zu Hilbeiheim,
Ans: An ton Zpiingei, Handbuch bei Knns>n,esch!chte,
Ãœeipzig: G, A, Zeemann,

populären Werke» war, und wirkte insofern bahnbrechend. Ten kolossalen Erfolg der „Bilderbogen" begründete aber eigentlich das beigegebene „Textbuch", ein dünner Octau-band, uon einem ungenannten Verfasser meisterhaft geschrieben. Ns gehörte für die (Ein-geweihten nicht viel dazu, um zn erkennen, dah der Kunsthistoriker, der hier auf knappem Raum ein Bild der gesummten Kunstentwicklung bis zum Beginn der Neuzeit so sicher uud anschaulich entwarf, teiu Anderer sein konnte als Anton Springer, den es gelüstete, die Resultate einer vierzigiä'hrigeu Vehrthätigteit einmal auf das Knappeste und für Jedermann Beiständlichste zusammenzufassen. (Hin Grundriß der Kunstgeschichte, der Haupt-sachlich aus Abbilduugeu und Erläuterungen dazu bestand, einsprach überdies ganz dem verschiedentlich ausgesprochenen Wunsche des Mehrten. Tas „Textbuch" »nd die „Bilder-

Heüoi mit l»e,i Zo»ne»lo,se,i, Üielief aus Üleu-Ilion,
Aus: An ton Lpiingei. Handbuch bei Kunstgeschichte,
Leipzig, >5. A, Seemann,

bogcu" sind dann mitcinauber allmählich geivachscn. In der zweiten Auflage nannte sich Tpiinger als Verfasser des erstercn. In der dritten hatten die Bilderbogen durch „Er» gäuzungstafeln" eine Vermehrung auf das Topfteltc erfahren, und das Textbuch präsentirte sich in stark vermehrtem Umfange als Gnindzüge der Kunstgeschichte". Tas Neben-einander des starken Teztbandes »ud der Tafeln sammt deu ErgänzuugKiafeln erwies sich beim Gebrauch als unhaudlich, uud so hat demi die Berlagshandlnng gut daran gethan, die jetzt erscheinende vierte Austage in der Weise gänzlich umzugestalten, daß Bilderbogen und Textbuch ineinander gearbeitet, die Abbildungen dem Text als Illustrationen ein-gefügt und so ein einheitliches „Handbuch der Kunstgeschichte" geschaffen wurde,

welchen Titel die neue Ausgabe denn auch erhalten hat. Von ihr liegeÂ» jetzt der erste
und zweite Theil, Alterthum und Mittelalter umfassend, vor, von dem Sohne des
Hrcnue bei heil, ^lisabeÃ¼, !Â« der (flischechlirche
1Â» Ã¼llorbuig,
Aui: Anton Npiinger, Handbuch bei Nimngeschichte.
Leipzig, Â»5, A. Seemann,
verstorbenen Verfassers, Jan Svriuger, herausgegeben', den eisten Theil hat, wie bereits
bei der dritten Anfinge, Professor Adolf Michaelis einer Durchsicht unterzogen. Er sowobl

wie der Herausgeber, haben imtürlich den Text Anton Springers im Wesentlichen im» verändert gelassen und nur hier und da kleine Ergänzungen oder Berichtigungen hinzugefügt. Trotzdem erscheint das Buch wie in neuer, uerjüugter Gestalt, Mit Rücksicht auf die Illustrationen ist das Format auf ein stattliches Hochoctao vergrößert worden, auch hat man deutsche Druckschrift an Stelle der lateinischen gewählt, wohl weil die erste« sich den hineingesetzten Illustrationen besser anschmiegt. Die Zahl der Abbildungen übertrifft iu beiden Bänden um ein Beträchtliches die der Druckseiten, im Ganzen 7 farbige Tafeln sind eingefügt. Viele ungenügende ältere Abbildungen sind durch bessere neue ersetzt worden, sodaß wenige übrig bleiben, die nicht allen billigen Ansprüchen genügen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Springers Wert durch alle diese Veränderungen eine wesentlich erhöhte Brauchbarkeit und äußeres Ansehen erhalten hat, ohne an seinem inneren Werthe das Geringste einzubüßen. So wirb es noch auf lauge Zeit hinaus die Aufgabe erfüllen können, ein mit wissenschaftlichem Ernst geschriebenes, für jeden Gebildeten lesbares Handbuch der Kunstgeschichte zu sein. U. 8.

Bibliographische Notizen.

Bischof V. NrinlenS und der deutsche Alttathalicismuö. Von D. Willibald Ne»schlag. Berlin, Hermann Walther.

Ter durch seine literarischen Arbeiten bekannte Professor der Theologie ander Universität Halle widmet ans Veranlassung des Todes des altkatholischen Bischofs Neinlens, diesem nnd der alttatholischen Bewegung warme Anerkennung und ergänzt damit seine vor etwa einem Jahrzehnt in drei Auflagen erschienene Schrift: „Ter Alttatholicismns, eine Ten!- und Schutzschrift au das evangelische Deutschland", Halle, Strien. — Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner des Altkatholicismus und hebt „die ungemeine Bedeutung dieser jungen Kirchenbildnng für unser deutsches Vaterland hervor, die doch Allen, die für die innere Lage desselben offene Angcn baben, einleuchten sollte". Die kleine Schrift ist sehr lescnswerth. X,

Im iranMschcn Lager. Die Verthcidigung Frankreichs durch die Volksheere im Kriege 187U—71 von vi. Ferd. Troska. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Mnossenschaft. —

Die 25jährige Erinncrungsfcier der großen kriegerischen Ereignisse des Jahres 1870—71 hat eine Menge Schriften gezeitigt, um die Thaten jener großen Zeit mich weiteren Kreisen vorzuführen resp. wieder in Erinnerung zu bringen. Hauptsächlich beschäftigen sich diese Werke aber nur mit den Vorgängen im deutschen Heere, manche sogar im Speciellen mit der Thätigkeit einzelner Truppeutheile. An einer auch für das große Publicum berechneten, dabei umfassenden Darstellung der großartigen Anstrengungen, welche auf französischer Seite und zwar nach dem Sturz des Kaiserthums gemacht worden sind, fehlte es aber bis jetzt. Gerade diese Lücke auszufüllen und so das volle Verständnis; für den großen Krieg 1870—71 zu fördern, hat sich der Verfasser, der bereits auf geschichtlichen! Gebiet schriftstellerisch thätig gewesen ist, zur Aufgabe gestellt und diese vortrefflich gelöst. Auf Grund gewissenhafter Benutzung zahlreicher deutfcher und namentlich französischer Quellen, die auch im Speciellen genannt weiden, führt der Verfasser den Leser in die Berathungszimmer zu Paris, Tours und Bordeaux und beleuchtet in klarer Darstellung die Leistungen der französischen Machthaber und Generale jener Zeit, von denen Gambetta, Freycinet, Trochu, Aurelle, Ehanzy und Bourbati im Vordergründe stehen. Das Buch bildet somit eine werthvolle Ergänzung zu den bis jetzt über den Herbst» und Winterfeldzug des Krieges

1870—71 erschienenen deutschen Schriften. Nach einer allgemein orientirenden Einleitung bespricht der Verfasser in einzelnen Eapitcln die Episoden des Fcldzuges von der Einschließung von Paris bis zum Abschluß der Eapitulatiou und des Waffenstillstandes. Ein am Schluß beigefügtes Ort- und Namensregister erleichtert den Gebrauch des Nichts. Sehr zutreffend hebt der Verfasser hervor, wie der Neichthum des Landes und der Patriotismus der Franzosen, bei rückhaltloser Ausnutzung durch thatkräftige Männer, die sich ohne Weiteres selbst an die Spitze stellten, es ermöglicht haben, daß nach der beispiellosen militärischen Äatastiophe des 2. Kaiserreiches

Frankreich durch neugebildete Volksheere 5 Monate lang gegen den sieggewohnten, ebenfalls von höchster, imtionaler Begeisterung erfüllten deutschen Gegner hat vertheidigt iverdcn tonnen." Muh man auch solche Leistungen in der Schaffung großer veeresmassen anerkennen, so hat sich doch gezeigt, wie dies auch der Verfasser an den verschiedenen Stellen nachweist,— und das ist, wie wir hinzusetzen, die Lehre, die aus diesem Theile des Feldzuges gezogen werden muß, — daß solche in der Hast gebildete Volksheere gegen einen, iu eifriger Friedensarbeit geschulten Gegner nicht Stich halten können. „Das deutsche Heer hat sich organisatorisch, taktisch und strategisch, auch wo es an Zahl bedeutend schwächer auftrat, schließlich immer weitaus überlegen gezeigt." — Das Vuch ist »ur einfach ausgestattet, hat aber desto werthvolleren Inhalt und sei hiermit warm empfohlen. ü,

Hie Weltverbesserer nnd andere Oe« schichten. Von I, V. Widmann. Wien, Verlag der Littcrarischeu Gesellschaft.

In einem kurzen Geleitwort zu der größten Novelle „Die Weltverbesserer" der überaus ansprechenden Sammlung bemerkt der Verfasser, daß den geschilderten Begebenheiten historische Daten zu Grunde liegen nnd daß die Hauptpersonen der Handlung zwei junge Dichter sind, die später Berühmtheit erlangt haben, doch wünscht er: „wenn er (der Leser) auch bemerkt, daß er nicht einem bloßen Spiel verdankt, was ihm, wie wir hoffen, einige Unterhaltung gewahrt, so möchten wir ihn doch bitten, nicht zu sehr au den litteiarischen Ruf und die sonstige urtuudlich beweisbare Wirklichlichkcit der englischen Dichter zu denken, die ihm hier vorgestellt werden, sondern die Ereignisse, die wir ihm erzählen, so aufzunehmen, als ob sie von ihm oder seinen Freunden und Bekannten wären erlebt worden. Kein Mieder ist ja so fest geschnürt — auch das der Muse der historischen Novelle nicht — daß die Hand der Liebe es nicht aufnesteln dürfte, um darin zn entdecken „Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein" und andere nette Sachen." —

Nun, wir haben viele „nette Sachen" an der Erzählung und den Begebenheiten, die in derselben berichtet werden, entdecken tonnen, die, obgleich sie vor mehr als hundert Jahren sich ereignet haben, unserem menschlichen Empfinden so nahe stehen, als wären die handelnden Personen unsere Zeitgenossen: allerdings was der Verfasser an Eigenem hinzugethau hat, ist so erfüllt von einem köstlichen, an Noz gemahnenden Humor, dabei uou solch inniger Gemüthstiefe uiu> schlichter NatuNvahrheit, daß wir seinen Ausführungen mit wahrem Behagen gefolgt sind. — Modern im Sinne gewisser Schulbegriffe ist die Schreibweise Widmanns ebensowenig wie der Inhalt der „Weltverbesserer, aber sie ist nns ein überzeugender Beweis, daß ein formgewandter Erzähler und feinsinniger Beobachter auch ohne den complicirten Apparat moderner Schreibweise sei» Publicum fesseln, unterhalten und — was am werchvollsten ist — ergreifen kann. Ml.

isin Lieutenant a. 3. Roma» von Arthur Zapp. Dresden, E. Pierson.

Wenn es dem Verfasser darum zu thun

war, ein Bild zu entwerfe», welche Unter-
schiede in den socialen Anschauungen der
alten und neuen Welt herrschen, so hat er
mit den geschilderten Begebenheiten Nie-
mandem etwas Neues gesagt. Daß ein
Offizier, der mif dem glatten Parauet feiner
Garnisoustadt Schiffbruch gelitten l)at und
vernünftig genug ist, statt zum Revolver zu
greifen, jenseits des großen Ilassers ein
neues Leben anzufangen, dort hart arbeiten
uud mit alleu überkommenen Vonirtheileu
gründlich aufräumen mutz, ist eine all-
bekannte Thatsache: — entbehrt somit das
Sujet des Romans das Interesse, neue Gc-
schichtspunttc zu entwickeln, so müssen wir
immerhin anerkennen, daß dasselbe geeignet
ist, zu unterhalte» und Spannung hervor-
zurufen. Mit etwas Leichtgläubigkeit muß
der Leser sich allerdings ausrüsten, um dem
Verfasser auf deu Wegen folgen zu können,
welche er deni Gange der Handlung an-
weist, — daß zwei Todfeinde, deren Ge-
schicke sich im alten Vatcrlandc vcrhängnitzvoll
gekreuzt haben, drüben in Amerika immer
wieder aufeinanderstoßen, um schließlich zu
Versöhnung und naher Verwandtschaft zu
gelangen, gehört zu jener Art von Zu-
fälligkeiten, denm mau meistens nur in
Romanen begegnet. mi.
Von Ihr nnd mir. Von Philivv
Spandow. Mit einer mnfikalisclien
Beigabe von Professor RichardSchmidt.
G. Kantorowicz, Berlin ^.
So viel wir wissen, erscheint der Autor
das erste Mal in der litterarischen Arena.
Daß es ein „junger" Autor ist, erkennt man
leicht; ebenso aber auch, daß es ein talentirter
ist. Sein Erstlingswerk (wie wir glauben)
veircith zwar noch überall den Novizm und
>

bringt einige psychologifche Ungeheuerlich-
leiten (so seufzt z. B. die Heldin, ein
höchst uerehrungswürdiges Mädchen, ihrer
eisten, unglücklichen Liebe gedenkend, „mit
bitterem Lächeln": „Freilich, so glücklich
wie die Mädchen der Straße bin ich nie ge-
worden"), aber daneben finden wir doch schon
eine Anzahl reifer Gedanken und die Merk-
zeichen einer geistigen Bersatilität, die als
eine Vorbedingung zum Schriftstellerthum
zn betrachten ist. Ter junge Dichter ver-
tritt den Standpunkt, daß die Stimmung,
die der Dichter im Leser erwecken will, sich
durch Worte niemals vollkommen ausdrücken
läßt und diefe deswegen durch die Macht
der Töne ergänzt weiden müssen. Naß über
diesen Standpunkt sich streiten läßt, ist
zweifellos: um Töne zu verstehen, muß man
zunächst musikalisch sein, eine Eigenschaft, die
nicht erworben, sondern nur ausgebildet
werden kann, weil sie angeboren ist. Jeden-
falls versucht der Autor dort, wo ihm „für
das letzte Austönen eines Empfindungs-
zustaudes der sprachliche Ausdruck versagte,
die leisen Wellen seelischer Bewegungen in
musikalischen Accorden" — durch einen
Anderen erklingen zu lassen. Wir können
an dieser Stelle das Fant eines solchen
Experimentes nicht ziehen: vielleicht finden
Andere das Büchlein durch das ihm bei-
gegebene Notenblatt interessanter und werth-
voller geworden, wir sind dieser Ansicht, eine
Würdigung der Compositum vorbehalten,
nicht. ^,. ^V.

l)i»L^M>!L«n« Llicuer. Lezureeiiunss n»ei! Hu8^»u! Hei Iledsetion vuroeuaiten.

H,l»l<!u» V«itl»tl», ^e8U8 von X»i»r«tl! »»ob
neute8t»m«ntlleb«n (lueiien. Xveite ver-
menrt« uns verbesserte ^uli»«e. Ilelibronn,
in LommisÄon bei Il»x XIe!m»nn.

L»it«l«. HHult, ^U8 liel8ter 8ee!e, Line MUluen-
lese deulzouer I^vi-üi. Mt dreiezig Vlebter-
blidnisseu von Lrdmlluu Wü^ner, iHur,
II. 8cu»u«uduiss.

2I05i»p!ii»oli« 21«t«i. Xeitsebrilt luriebens-
zezcuientlleue Xunst und I^orsebunz. Her-
»»«Lezeben von Hnton Letteiuelm. Land II.
Hell II. Leriin, l!rn«t Uollmann ^ Oi,

2lilncl«», I3«»i^, I.uö>iß Lürne und Ueinrieli
Heine. Xvei iltterllliscb« O!i»r»!iter>,!!der.
veberzetit von .>. v. <!. Linien. I.e!ol!z, U.
L»r8dorl.

— Il»liel, Lettin», dulriolt« 3lie8>itT. vrel
litterzriseii« On»r»!it«rb!Ider »u» der 2eit
d«8 Punzen v«ut«e!il»ud". I'edersetTt von
H. v. d. I>inden. I^eipTiz, II. L»r8dnrl.

2inüll, ?«llx, ?il«lil«1», «eu-I)eut8ed!»ud u.
«ein« Pioniere, l)In Lellr»e lur IHnnss der
8ori»!en krax«. Lresiou, Wiluelm Koebner
<A, öc U. zi»reu8).

2uAi»5, Il««l, vi« deutseii« I^I>u und 6»«
bUrleiliene <3e8etldued, Lerliu, üosenbaum
lloppe«, ?i»»?ol», lUnl Novellen, veutson v.
U. ?lmnv!t». Iliuztr. von N. Hibreedt.
,8»mmlunz rr»uclin, Land 2.) 8tult«»it,
krznelili'seu« Veri»88ll»nd!unz.

Ull^ot, /^ilu»na, K»p»!eun I. in Liid u, Wort.
H«bertr»«en von 0, Ü»l8on»l! v, Lleberstew.
IN.—13. Ilelerun^. I^eip«!^, Uelnricu 8e!>mldl
und L»r! UUntber.

D«lin»n, <2K»»t»v, Der Verbreeber. üw
I,8venll!uLi8rl>e8 kroblem, Xeue ^n«z»be.
I^einllz uns Wien, Ä. Lreiten8t«in.

Vl« ^»H«i> nl«Ä»i. llou8t8curilt «ur t'ürde-
runz Her I'riedensdeve^unz. V, ^»dr^nz
Hr. 1 u. 2. Uer»u«ze8ebeu von L»ronin
Ilerti!« v. 8uttner. Dresden und Wien,

ü. Pierson'« Verl»«.
Dl^cliiiulnll, ^«l««i, "lausend nid eine l^uebt.
vr»m» in lünl ^ullliFen. Im Hultriu; <l«8
V«rl»«8er« besorgte deutsobe Lünuen Le-
»ibeltnng von Uelnr!!:!i ?8<:l>»lU. vrezden,
l^elpÄL und Wien, ü. ?ler«nn.
?eialnlum. c:«!, Lilltneu und l'lüciite. de-
diente. vle»den, ^ l^eiMig nnd z Wien, ll.
?!er«on.
?i«!llei, l. <5., Uit »edt^lL ^»Kreu. wieder nnd
l!pl8r»mm«. 8tuttMN, Veriig der ^. L.
^«tt»^8eueu L»cnn»»dlun^ KKedfoißer.
<3»ili>, ?»>>il, Lu!c»m»l8. U»linlo8« und un-
in»888ebl!olie UedllnKen Udei' Nott und die
Welt, lieilzion und ?nllo8oMe, Xunzt und
Wi88en»oli»lt, <3e8ell»ct,e,lt und ?ul!ti!i und
viel«8 Hndere, lie8eu8dui-8, W. WunderUnz.
<3el»te«lieiaeli, Her»U!«r8!:>«u von -Vnton
«etteilielm. 21. Land. l. ^. 8e»>-t»^!i!l:
vante. Lerlin, ürnzt Uoffiu»nn ii ^o.
ll«i <3«««U»<!li»N«r. l^ttemrizob« !lun»t8-
8onr!lt, 2. ^«dn-gnnss, ür, 5.
<3M^> ^lK«<!, re8«elu, üom»n. 2vei LKnde.
vl««den, l^elplig und Wien, L. ?lel8ou.
<3c>lt«<:li»l!i. ?»ul, Ne!i«tit«8 Wild. Noinzn,
llerlin, Niebllrd tendier.
Lloeli«, llilil, Die 8onne >8t besonnt. Üln Diu-
KUei in die i!u8tllude im l^nlverzum. Leiiin,
c»ll Nütle.
üno^lilopt^l««!!«« ^»nübucli Ä«l ?ti<1»-
»««lll, ber»n»Lezeden von W. Uew. vieler, 17.
18. l>8nzen8»lüll, H«7m»nn Lever ii: 8Lbue.
^»u»eii, H,^c>!i>liu», Llevlarwm ^»ridieum,
d»8 i8t Tu dei!t8cn ^uri8ten Llevlei-, Lerlw,
Üo8enb»mn ^ Hart.
^»lUsb«», ^.. 8t»ti8ti«ed<: Tabelle Über »!!e
8t»l>ten der llrde, IV, ^«ni-MNL 189«, Wien,
?e«t, l^eip2!8, .X. N»rt!eb«ll8 V«r!»ss,
— Xleine8 8tHt!8t!8ene8 ?»«cnenbuc!i llder alle
lHnder der Llde, III, ^»br8»n8 1898. K»eu
>len nene8ten Hn^ben b«»lde!tet von ?rot.
llr, riiedi-icd vinl»utt. Wien, ?e8t, l^e!i>Ti8,
^, L»iti«b«n.
^«i»l»nn, ltl«o, wieder der Uebe. vre«d«n,
vzeor v»mm.
H«l!?l«i>, Olot, X»8 den Uemoireu eines lHU>>
lro8<:l!e8. (i!»ru8 und l^eipli^. sen^elier
Verl»^8»n8t»!t <L, Vogeil.
^««1, LliLoÄoi, Der ,ludeuit»»t. Ver8ucu
einer modernen lHunz der ^udenlr»^«.
l^elpÄ^ und Wien, ll. Lrelten8tein.
^«^»», l>»ul, üiner von Hunderten. Uocnlelt
»ui 0«pli. 2»e! Novellen. l»N8tr. v. rrit«
l!«l8«u. 2v«lte.^uN»z«. <8»mm!unß?r»n«Kb,
ljllnd 4.) 8tuttL»rt, l?r»n<:!il!'8cde Verlag«-
«»udlunß.
ü,emi>i>el-2ocli»!H<1t, H»x, >ledell. lloderne«
8cn»n8p!e! w vier .^cten. Uit dem ?nrtr»it
de« Verl«85er8, l!«r!ln und l^elnliß, ?, lr»ut-
^ein^cli« Lncnn»ndiunss,

X1i«Ud»c:li, ^Volk»»Il», Lgin^rit unil Lmm».
8c!l»»8i>!«! In tüul HullliMu, Ur»»c!«Il, I^eiu-
llß unä Vs!«n, D. N«r«on.
Xilllclltu»», 2., XUnztler illonoi^rlulilen. 10. LH.
üurillo, llit I9 .VbbII<lllll<jeu von Nemiiläe»
und üeleliuunMN. 11. V»nÄ^ Xu»»«, llit b?
^bbilälinzeu von Nemill<l«ll nn<l 2eielillnu8«u.
LieleleiÄ unä I>elnll>r, Velb»z«n i»»I Xlkzlüß.
— Hllzemelue Xuu«t!;e»ob!edte. In VerbluilunL
mit .Vncleru. Üit »»nireleueu .Vbbllclunsseii,
1. HbUleUunz, I. L»nä, I,!«lerun>r, 1—8.
LI«!«lelä uns I.«IpllF, Velll»z«u ^ Il!»«lnss.
Xiltllc, Dls, Voolieuüclioli <leü öllentüclieil
lieben«, IlerauÄMMdeu von X»r! 8on»eiät,
III.^üllIMn«, Hu, 73—??. Lerllu, Krltlic-Verlng.
Xnuxi, ?»»!, Xeue vlcktuneeu. Vierte 8»mm-
I^isllert, ^«lili»<l, z Ulrll. kr»u«nle!Ä,^.Ilnber.
Il»up»»»»iil, >3ilv <i«, Hul ä«r ü«l»e uuä
»mlere N«8cnwbt«n. I)«ut»<!l> von II. ?»un-
'»rilH. Illuztwtiou vou?rltl L«^eu, 8tutt-
8»rt, l'r»ue!Il>'«e!ie Verl»>i8ll»u>iiunss,
H«l»««^«, <3>i»t»,v, Hu« Ä«m I>»nHe <ler 8u»K«Il.
TbeU I. Ilel8ebr!«l« uns 2>ic!c«runter»uel!ull-
eeu »m r»n8lml, V«8et»tIon»bII<ler von Ur,
vtto W»rburz. ült 40 I»U8tr»t!ouen uu<l
«In«r X»rt« !iu lext, Uerlln, veutzober
Co!onI»!-Verl»8 lN, Ä«lu«eli«i,
Hel»»u»i, I. ?l^ N«<!»n!l«n«»mmlumr. 1«xI!lON
pllH»8ozl80ber, Il!»38l8c!ler un<li>li»080piii«olier
OilÄt« uns 3ent«nüell. lieft 3—6. Üettmnun
uuä I^elpliz, Häoll l'rle!ceub»u8,
H»iv»it, X»il, üecliell»pli»ze. Diu» beltere
Äilre. !lit üenlltlnuz einer »!tlr»nlo8i8ellen
3»M, 1«IMß, l,!tter»rl«o!!e HuzUUt Hu^uzt
Zoulll«.
H»v«r» lloi>v«r»»,tloil«>I^xl>ioll, Hin K»cu-
«obls^everk äe» »iizemeinen Vi88en». runlte,
Bn?,iie!l ueu be»rb»ltete XuNH^e. IMt un-
8es<i!ir 1U<XX> .VbbiiiiuuLen Im l'ev.t uuÄ »ut
KOI Ni!<l«rt»l«li!, Il»rt«n un,l riiineu, Hüter
«»»<!. I.»n8end«e!i bi8 Il»uri. I^eipllg u»!
Wien, Lib>i,>zr»p!i!zc!ie« Institut.
HUller, Ol. H»«, 8tuÄ!eu lum „Don !?»r!08".
liebst einem Vnblulri U»8 lülmbnrLer
I!i«l>t«rm»u>i8cr!pt. (ürster vrueli.) Nreil«-
v»!H, Julius .VKei,
H<l1l»r-<3u,tt»ilblillli>, Der 8u8p«nH. 1ne»ter-
Hirector. lle>ie, gelullten »in 24. rebr. I89L,
2»e!t« ^»««, I^lPlie, Ueurz iielnrlel, lieber.
Humsn, Dl«, !lon»t«llelt« lUl ?m,Ii!cti»u un^
XlltiK. Uei'lUZMgeb«!! von ^Vilbelm Hreut.
VIei-t«8 lieli. LeNW, c. ?. <^o!>l»>I8 Lucn-
dllnälllllL >». Neuter).
Hu»»«t, ^lli«H <i», W»lii-e I^leb«, Veut8c!i
von II. I>»,in»It«. iilugtl. von Uvlbzcn^
<8»mmlunL ?i-»nl'!cn, I!»n>I 1.) 8tuttz»rt,
ri»ncll>i'80l,e V«l!»88N»u,»l!„z,
ü»«i», I^in«»m« 3«e!e. .vutoiigilt« I edel««tlunz
»U8 äem lt»!l«n>!<<:!!en von I^oUml 8e!,miHt,
X»elte8l»iu,en,I, L«slin, 8ol,u8tel u. I^oeMer.
!fi«>i»I. X, »., 8°Im!siL, llom»n. 2»el Wnäe.
Ni'e8H«!!, i.eipl!^ uns >V!en, L. lielzon,
?»»»»I^», I», .Vn, limlllss ^»nren. Usziobte.
vle»len, l.e!pü>8 uns >Vlen, ü, N«l»on.
?l«>t, <3«<»i««»^ U«r X»mpl »il!ei- <len I mztmi.
^u« dem kl»nli>8l«c!,«ll <!be>'tnu;«n von
I>Iu»IH Noläbeolc. Lerün, >'li8«lnLel8 Luen-
u»n<lluiiL.
?i«^d^»isv»lll, 3t»iU»1».v, Im Il»>8trom.
liom»ii. lierlln, Vei-eln lllr Neurones ßrkrilt-
tbum.
ÜHu»«liei. Hlu»t, Die ünlUiwnz d«8 X'ei-I«'
uerrn. UsWO'eu, I^elPllz uu<l VI«n. L. klerzon.
Il«icu«il!»«!li, Ilollt» von lV»U«»!l» l3r«,«n
2«tQu»v ^««X üw lelcbe« zliiäeneu. Ho-
m»n. vre«<!«n uns I>«lpl!z, <^»ll ü«l,«i,er.

Ninbsi!?. ^«lvl? cll^llu. ^nnnerunMn »i»z
<!lei ^»nli«lu>teu meine« U«li!l8leb«n«, Xsdst
8e!b«tdl03»i>!!le<lel V«il»5««iln. LerUn, Un^a
8p»mer.
Nüelleit», ?il«llioQ, ^«l!l«. 2.-S. U«!>lru>8.
8lutt8»rt, Veiluß ,lel ^. (!. Q>tt»'8l,I>en Itucii'
lllNdlUNF.
Iiu!»i»<l, ^ViUieliu, Illvlei» 8ll!»en, ll!»!-»« il.
I>e!pl!F, 8en««u!«r V«i!»<l« .Vn«!H!l>N, Vo^el .
188«. Xr. 1. ^»nu»l, XUlicb, Hloeit zluü«.
3»!d>ii»7, iL., Ll» i-'i-Uiiilnez-zUtlClien. vre«>i>:ii,
I.elpl!z un<! ^'ien, t). l'iilso!!.
»u»lef!«i>en von Wiüielm lie.vei-zi»rli»u,
VIII. Il»i»i, U«lt 8. leu«, ^^ Die gemein»»»««
üleme»t»l8ebui«. LleleleIÄ, .V. iielmll.d«
I!ucn>!»n<!!unL,
8»itc>ilu», 2snv««»uto, <H. ^VlUIlQiliiii'
8«lu»»l<l«i), 8ol!»tt«udlls«l »n« <!«m lleielie
de« 8onuen»c!ieln8. v««»!«!!, I^elpllz; und
Vl«», l). ?ier80ll'8 Vel!»ß.
8«!U»uli»1, »lob»nl, Ves8e. <1832—1836.1
ülUnn, «u>!o!l ll. Nodier.
ZolliU«« ^V»ll« llel»ll«8eleb«n von I.UÄ»!,'
Ijel!eim»nn. Ili'Itlzol! «lnlenzeseuene um! «r-
läuterte .VnzMde. Vierter >m>! »cuter N»r.6.
I^eiplil: und V'ien.. Mblloßiiwulseu«« iu^tilut.
8<ü»olt«llu», (Ätll, 8lzm»r, I>r»m»tl«!ie« <^«>
lilciit in Are! "luelleu. llre«^«», llul Verl»^
ll. von UrnmdKo».
8t«in, H».u»l<» »«lilliolH voll, O»«u»r
I^e««p« m»l »n6«re UeÄlcute. Ult dem «l!<le
Ä«8 ^erl«H»«r8. llrezdeu, I^e!>«!8 unä Vleu,
L. ?!er80n,
1«liuu,iirl, Xom».Ä, Unter rümlzebem Illmmel.
llom»u. vre»!«» unä I.e!pli8, ^'»rl llel««ner.
1st«l»,rl, ^., Vl« 8u»lce»pe»re'U»<:on I?r«ze.
In Inrer nl8toil«<:den üul^vlolllui!« dl« «um
>,eutiMn 8t«nä>.'i>«pull>r'Vi«««ll8c!>illt!!ob <I»r-
kesteNt, »>!r»u8ssez«beu vom «l»llentl«cden
8b»>i«8pe»r«-Vel«!u in ll»ll« ». 8. ll»lle, ». 8,
l'r, 8ll>rll«.
Ill»,1len, ^llttslin, Nln« H«!«« w äeu Orient
Dreien, I^eipliF »>,H >V1«n, L. rieizon,
preizzekrönte« Vni^um. lvrltl8<'U deleucnlei.
llucl»i>««t, ,I>»trl»", IjuoulIruri«r«l .Vollen-
Ue«e!l>cu»ll.
^»loller, Dr. Xl«1, Nie kroß« <ler »ÜMiueinen
liiläune und äer ^e!luuA»relolm, l.e!>iliz,
ilerm»i>i! I!»»c!ie.
V^srill. lülllcl, U«etne« I'luzt — ein i'oiillscne«
Uedleut? I^ltter»li«!:!! Iil8torl«cl>er Ve!»nc!i.
Lr»uä«ub,!r8 ». »., 1°. iilleclwrt.
V^l«tl«rt, üiimt, Nie 8o!>ve»t«ru. Line !it»ul-
»eil» Uezebioilte. I>r««d«n uns I^elpll«, I7»l!
Il«!««ner,
V^l<lliu»ilil. 5 V. 'Nln, >!er 8cb»iirmer. U.vlI,
Uit XeicKuungen von liitü Vlciuutun, I r»n«i-
le!,l, ^. «über.
2lln>il«lill»,i»i!, Il»,», Lo«lielt Oller i.'n!i«M!t'
u!»«? I^iue Lutze^uunz »ul cll« b«l>ieu sinz»
«cbrilten Äe8 «!l«m»!lzen >>»> rlzeiie» l^omler-
I^!euteimnt8 Iiu,I, Kr»M ^,<!l»nl«n<le8 l!!«u>!^
un<l „l<l»«elneN'l!l«u,l-. Uerlln, rnzzwzen
l!u«llll»n,illin>x.
Lchlesiiche Nuchdrulterel, Kunst» und vn!»g»>Anst<>l! o. 3. Schonluendn, Vl»lo».
Unl>el»ch»!g!« Nuchoiu»' un» dem I»b,»!t dies« leirlchrlft unleisug!. U»l>»l»t!»n»»>»ch! u>»i»d,»»tn.

^ 1895el. l'eileKs l'ÜlINNF. 1895«.
IMM. »^,., > .^MM
ALllLll
zp^ll . . 582« K
llü!,I!>ii!»i> . <0 «
läslіober Ver82nü ^W^^^^^?
^
kIMM
pulvei-sösmig
UNll
Ksyzwllizlst.
X^Nl.88^I)^N
8>»'Ullß! 8eif».
«HN!.8Lzi)cN
8p!-uclel paztill«»
Ill«!UllMllll!lll!ll!!lllM!l»!»ll»l!!llll»»!!
h
l-übel 8c»,uttlänlisl-, l<3l-!8liall '/Lünmsn
alle iliiimIffllzzej'-IlllіilÜWMi!. tzMeKen Ml! vl^iiiztei,.
UsbesZeeiselio llenüt8 in öon Ul-ü88tsn Ltäclten »Ilel- Wslttneiln
^

^riN3<33iZunA 6er ?rei36 für
^atürlicd K<M0N85mrc3 ^incral ^85er.
lul^t berechnet:—
1/1 I^!.i5clic
2/2 Xru^
Inclusive
30 ?s
23 .,
35 ,.
26 «
clul, leere LeN«.
5?f.
3 »
5 "
3 ..
25 ch'^M-'
20 „
30 ,
23 ..
XäuMed bei alleii HpotKeKeru uuä Illillsralvilsssr-llänälsru.
lue ^?0I^IMKI3 MN?^V,
^I^lll'^O.

//^^> ^^ <

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Vswald wttendorfer.
Radirung von I^^'lu lindner in München.

»Nord und Zld' «scheint »m Anfang jede» Monat» In Heften mit je «in« Ilnnstbeilage.
p»»l» pl» «llxartal ll Heft«) ü Marl. —^^
All« V»chh»ndl»n«en »nl> p»ftanst»!t»n nehmen jederzeit V»ß«Uun»«n »».
Alle auf den rebactionellen Inhalt von „Mard und Süd" be«
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die —— —
Redaction von »Oord und Süd" Vreslau.
Ziebenhufenerstr. ^, ^3, ^5.

!n unsere ÄVummentenl
ie bereits erschienenen Viinde von
„Nord und SNd"
können entweder in coniplet Vroschilten oder fein geönndenen Banden
von uns nachbezogen werden. preis pro Band (—3 Hefte) bro>
schirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher
Goldpressung und öchwarzdruck 8 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - Ginbanööecken
im 3til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer teinwand, und stehen solche zu Vand LXXVII (April
bis Juni l.896), wie auch zu den früheren Vänden I—LXXVI
stets zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ Mark 50 Pf. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
öchlesische Vuchdruckerei, Runst- und verlags»Anstalt
v. 3. 5chottlaender.
(Veftellzettel umstehend,)

MssteNzettsl.
Vei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul linda«.
Schleiche Vuchdinckcrei, Aunst' n, vnlogsonftnll u. ö, 2chot!lo»ndei in Al«In».
«Lzpl. V»N> I,. II,. III.. IV.. V.. VI., VII,, VIII., IX., X.,
XI.. XII., XIII., XIV,. XV., XVI,, XVII., XVIII., XIX., XX.
XXI.. XXII., xxm., XXIV.. XXV., XXVI., XXVII.. xxvm..
XXIX. XXX.. XXXI.. XXXII.. XXXIII., XXXIV.. XXXV.,
XXXVI,. XXXVII.. XXXVIII,. XXXIX., XI... XI.I., XQII,, XI.III.,
XI.IV., XQV„ XI. VI., XQV1I.. XI.VIII, XI.IX.. I... I.I.. I.II., I.III.,
I.IV., I.v„ I.VI., I.VII.. I.VII1., I.IX. I.X., QXI., I.XII,, I.XIII.,
I.XXII1., I.XXIV., QXXV, I.XXVI
elegant broschirt zum streife von «A 6.—
pro Vand (^- 3 Hefte)
fein gebunden zum streife von «^I, 8.— pro Vand.
«lpl. Heft >, 2. 3, ,, 5, e, ?, 8, 9. ,0, 11, 12, ,3, ,4, ,5,
I«. 1?, ,8, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 2K, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
24, 35, 25, 37, 28, 39, 40, 41, 42, 42, 44. 45, 46, 4?, 4», 49, 20, 51,
52, 52, 54, 55, 5s, 57, 58, 59, SU, «1, «2, 62, «4, 62, 55, «7, 58, 59,
70, 71, 72, 73, 74, 75, 75, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 85, 87,
88, 89, 90, 91, 92, 92, 94, 95, 3«, 97, 9». 99, 1<m, INI, 102. 102,
104, 105, 105, 107, 108, 1«9, 110, 111, 112, 112. 114, 115, 115, 117,
118, 119, 120, 121, 122, 122, 124. 125, 125, 127, 128, 129, 130, 131,
152, 133, ,34, 125, 126, ,27, 128, 129, 140, 141, 142, 142, ,44. 145,
,46, ,4?, 148, ,49, 15«, 151. 152, ,53, ,24, 155, 156, ,57, 158, 159.
160, ,5,, ,52, 152, 164, ,55. ,65. 167, 168, 159, 1?N, ,7,, ,72, 172,
1?4, 175, ,75, 177, 178, ,7Z, 180, 181, 182. ,82, ,84, 185, ,86, ,87.
,88. ,89, 1Y0, 191, 192, 192, ,34. 195, 196, 19?, 198, 199, 200, 20,,
202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 2,0, 2,1, 2,2, 2,2, 2,4, 2,5.
2,6, 2,7, 2,8, 2,9, 220, 22,, 222, 222, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 220
zum streife von °^ 2.— pro Heft.
Einbanddecke zu Vd. I.XXVII. (April bis Juni 1,896)
«Lxpl. do. zu N»n« I.. II,, III., IV., V., VI.. VII., VIII.,
IX,. X,, XI,. XII., XIII.. XIV., XV.. XVI., XVII., XVIII.. XIX.,
XX. XXI,, XXII,. XXIII,, XXIV.. XXV. XXVI.. XXVII..
XXVIII., XXIX,, XXX., XXXI,. XXXII,. XXXIII,, XXXIV.,
XXXV,, XXXVI., XXXVII.. XXXVIII., XXXIX.. XI... XI^I.,
XI.II,. XI.III., XI.IV.. XI.V., XI.VI., XI.VII., XQVIII., XI.IX.. I..,
I.I., I.H., I.III,, I.IV., I.V., I.VI., I.VII., QVIII.. I.IX.. I.X., I.XI.,
I.XII., I.XII1., I.X1V., I.XV., I.XVI..I.XV1I,. I.XVIII., QXIX, I.XX..
I.XXI., I.XXII,, I.XXI1I,, I.XXIV,, I.XXV., I.XXVI
zum streife von 0^ 1,-50 pro Decke.
wohnong: N«me-
Nichtgewlnscht« bitten zn durchstreichen.
Um gefi, recht deutlich» Nomen»' »nd w«hnnng»»nz«b» »ir> «rfncht.

Aord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

f)aul lindau.

I.XXVU, Vand. — Juni ^896. — Heft 23^.

Vreßlau

2chlesische Vnchdruckeiei. «nnst> und Verlag«.Anstalt

v. 3. 3chottlacnder.

s e o n i e.

Erzählung,

von

Ohendor Vuschmann.

— Wien, —

issen Sie schon, daß uns Ihre schöne Schwiegertochter Leonie
demnächst auf längere Zeit besuchen wird? Mein Gatte und
N ich freuen uns sehr, daß unser einsames Haus dadurch wieder
einmal belebt werden wird."

„Ich sollte Ihnen für diese liebenswürdige Einladung Dank sagen;
aber es fällt mir schwer. Eine dunkle Ahnung drohenden Unheils schnürt
mir das Herz zu."

„Sie lieben Ihre Schwiegertochter nicht und beurtheilen ihre kleinen
Fehler zu hart. Andere Menschen sind entzückt von ihrer anmuthigen
Erscheinung', ihrer liebenswürdigen Heiterkeit nnd ihren gesellschaftlichen
Talenten."

„Vielleicht bin ich ungerecht gegeu sie? Vielleicht bin ich die Einzige,
die sie völlig durchschaut? Ich hatte dazu mehr Gelegenheit, als die übrigen
Menschen. Ich habe sie in der Todesstunde ihres Mannes, meines un–
vergeßlichen Sohnes, gesehen."

„Warum wecken Sie diese trüben Erinnerungen?"

„Lassen Sie mich davon sprechen! Der Gedanke an ineinen Sohn
erfüllt mich stets. Ich wurde, wie Ihnen bekannt ist, Wittwe, als er
noch ein Kind war. Ich gab ihm eine vortreffliche Erziehung, und die
Zeugnisse seiner Lehrer machten mich stolz und prophezeiten ihm eine
glänzende Zukunft. Und er hat die Erwartungen, die man damals von
ihm hegte, bald erfüllt. Schon im Alter von 25 Jahren erfuhr er die

Auszeichnung, daß ihm die Regierung auf Antrag des Sachverständigen
die Leitung der Nestaurirungs-Ärbeiten am alten Schlosse zu Hertenriet»
übertrug, jenem merkwürdige« Baue des 14. Jahrhunderts, der noch vor
Kurzem eine Ruine war und jetzt die Bewunderung aller Fremden erregt.
Damit begründete mein Sohn seinen Ruf als Architekt. Er erhielt dann
mehrere große Aufträge, baute Villen und Stadthäuser und entwarf Pläne
zu neuen Unternehmungen. Rastlos thätig, am Tage mit der Besichtigung
seiner Bauten, Abends bis in die tiefe Nacht mit Zeichnungen und Ent-
würfen beschäftigt, fand er kaum jemals Zeit zu seiner Erholung. Wie
selten war es ihm vergönnt, den Vergnügungen der Jugend nachzugeben!
Wie glücklich war er, wenn er mit mir über seine Arbeiten sprechen
konnte! Welche Bescheidenheit zeigte er, wenn von seinen Leistungen die
Rede war! Und wie strahlten seine Augen, wenn er mir mittheilen konnte,
daß ihm die Lösung einer schwierigen künstlerischen Frage gelungen war!
Damals gehörte er mir, mir ganz allein. — Da lernte er Leonie kennen,
und schon nach wenigen Tagen erklärte er nur, daß er sie heirathen »volle.
Er war 30 Jahre alt, in angesehener Lebensstellung und durfte wobl
daran denken, eine Familie zu gründen. Leonie war Amerikanerin von
Geburt und lebte mit ihrer Mutter, einer kränklichen Dame, seit zehn
Jahren in unserer Stadt. Ihr Vater soll in Brooklyn ein kaufmännisches
Geschäft betrieben haben und dort gestorben sein. Leonie zählte 18 Iabre
und war mit Schönheit und anderen Vorzügen reich ausgestattet. Ich
war nicht erstaunt, daß »nein Sohn von ihr gefesselt worden war; denn
ich theilte seinen Geschmack und hätte als Mann mich ebenfalls in sie
verliebt. Die Hochzeit fand statt, und nach einem Jahre wurde Leonie
Mutter eines lieblichen Knaben, unseres Emil; das eheliche Glück meines
Sohnes schien vollkommen. Wenn ich mit ihm darüber sprach, so pries
er die herrlichen Eigenschaften seines geliebten Weibes mit begeisterten
Worten. Aber allmählich wurde er ernster. Er schwieg, wenn ich von
Leonie redete, und sein Gesicht wurde bleicher und faltenreicher. Er habe
geschäftliche Sorgen, hieß es, sobald ich Bemerkungen über sein verändertes
Aussehen machte. Ich wurde dadurch nicht getäuscht; denn das Auge der
Mutter sieht scharf. Ich erkannte, daß zwischen meinem Sohne und
Leonie nicht melir Alles so war, wie ehedem. Er vergrub sich in seinen
Arbeiten und suchte sich durch unermüdliche Thätigkeit zu betäuben. Wenn
ich ihn voll Besorgnis; um seine Gesundheit mit Bitteil bestürmte, mir
doch anzuvertrauen, welcher Kummer ihn bedrücke, so schwieg er. ,Laß
das/ erwiderte er danu, ,ich fühle mich wohl, habe ich nicht ein liebes
Kind, ein schönes Weib und Dich, meine gute Mutter?' — Leonie wurde
eine gefeierte Modedame; sie trug kostbare Toilette» und fehlte bei keiner
Festlichkeit. Obwohl sie außer einer ziemlich bescheidenen Ausstattung keine
wesentliche Mitgift von ihrer Mutter erhalten hatte, stellte sie doch die
ten Ansprüche an das Leben nnd umgab sich mit einen: Luxus, für

den selbst die reichen Einnahmen meines Sohnes nicht immer auszureichen schienen."
„Die Gesellschaften in dein Hause Ihres Sohnes bildeten einen Anziehungspunkt für alle künstlerischen und wissenschaftlichen Kreise. Selbst die hohe Aristokratie verkehrte dort gern, vor Allem der schöne Prinz Eduard."
„Ach! Sie haben von den Gerüchten gehört, die darüber im Umlauf waren?"
„Es liegt mir vollständig fern, zu glauben, daß die Beziehungen zwischen dem Prinzen und Leonie andere als die achtungsvoller Freundschaft waren. Ich begreife es, daß der Prinz mit Vergnügen ein Haus besuchte, in welchem ein ungezwungener geistiger Verkehr herrschte, und mit einer schönen Frau plauderte, die ihm den Blick in eine Welt eröffnete, welche von derjenigen sehr verschieden war, in der er zu leben gewohnt war."
„Und Leonie fühlte sich durch die Auszeichnungen, die ihr der Prinz ermies, geschmeichelt und erweckte dadurch leider manchmal den Eindruck, als ob ihr Herz dafür dankbar sei."
„Leonie ist zuweilen unvorsichtig mit ihren Äeußerungen und ihrem Benehmen; sie ist noch ein halbes Kind."
„Sie hat sich dadurch schon mehrere Male in eine unangenehme Lage gebracht. Wie peinlich war es für uns, als sie sich vom Maler Scml überreden ließ, auf dem Costümfeste der Künstler ein Kleid zu tragen, das dieser für sie gezeichnet hatte, ein Kleid, welches die Schönheit ihres Körpers fast gänzlich enthüllte!"
„Wir haben uns darüber gewundert, Frau Varonin, daß Ihr Sohn sie nicht davon abgehalten hatte."
„Er wußte Nichts davon; denn sie wollte ihn damit überraschen. Auch hätte er sie nicht daran gehindert; denn er vermochte nicht, ihr einen Wunsch zu versagen."
„Liebte sie ihren Mann denn nicht? Hätte sie ihm eine Bitte unerfüllt gelassen?"
„Das weiß ich nicht. Konnte sie sich ja nicht einmal entschließen, während der letzten Krankheit ihres Gatten den Gesellschaften fern zu bleiben! Mein Sohn bekam infolge der Anstrengungen feines Berufes eine Gehirnhaut-Entzündung, an der er schon nach vier Tagen starb. Mir hat man von seiner Erkrankung erst in der Nacht seines Todes Nachricht gegeben. Als ich zu ihm eilte, hatte er bereits das Bewußtsein verloren und erkannte mich nicht mehr. Neben seinem Nette kniete Leonie im tief ausgeschnittenen Salon-Kleide, das sie in der Abendgesellschaft beim Grafen Arosa getragen hatte, aus welcher sie erst kurz vorher zurückgekehrt war. Sie hatte die Pflege ihres kranken Gatten einer alten einfältigen Magd überlassen und brachte es über sich, mit fremden Leuten zn scherzen und zu lachen, während er im Todeskampfe lag. In jenem Augenblicke, als ich das genußsüchtige Weib neben ihrem sterbenden Gatten sah, stieg der

entsetzliche Zweifel nur auf, ob sie nur unbesonnen oder ob sie herzlos ist.
Seit jener Zeit ist sie mir fremd geworden. Es mar ihre Pflicht als
Gattin, am Krankenlager meines Sohnes auszuharren. Sie hat diese
heilige Pflicht verletzt. Wie gerne hätte ich sie erfüllt, wenn man mich
früher hinzugerufeu hätte!"
„Durch den Tod Ihres Sohnes wurde Leouie wohl tief erschüttert?"
^ „Sie schluchzte und weinte und siel aus einer Ohnmacht in die
andere; aber mir erschienen diese ercentrischen Aeußernngeu eines Schmerzes,
an dessen Aufrichtigkeit ich nicht mehr glaubte, widerlich."
„Hinterließ Ihr Sohn seiner Wittwe ein bedeutendes Vermögens"
„Leider so gut wie Nichts. Der verschwenderische Haushalt, den
Leonie geführt hatte, und ihre Putzsucht hatten die große« Summen, die
mein Sohn verdiente, verzehrt. Er rechnete auf ein langes Leben, welches
ihm Zeit zun: beständigen und vermehrten Erwerb lassen werde, und uer-
säumte es darüber sogar, durch Vetheiligung an einer Versicherungs-
Gesellschaft seiner Familie ein Capital zu schaffen. Aus diesen« Grunde
hielt ich mich für verpflichtet, ihr die Hälfte meiner Einnahmen zu über-
weisen, welche sie seit dem Tode meines Sohnes bezieht. Diese Summe
genügt für ihren standesgemäßen Lebensnnterhalt, sowie für die Erziehung
ihres Kindes; aber sie beträgt kaum den vierten Theil dessen, was sie
bisher auszugeben gewohnt war. Leonie ist daher genöthigt, jetzt auf
manchen Wunsch Verzicht zu leisten, dessen Erfüllung sie früher als selbst-
verständlich betrachtete."
„Sie hat in der Pflege und Erziehung des kleinen Emil eine Auf-
gabe, die sie dem nichtigen Treiben des Gesellschaftslebens entziehen wird."
„Wolle Gott, daß sie darin ihre Befriedigung findet! Zu meinem
Bedauern werde ich abgehalten, ihr dabei so thatkräftig beizustehen, als
ich möchte; denn Leonie geht mir seit dein Tode meines Sohnes aus dem
Wege und meidet mich soviel als möglich. Es ist, als ob sie das Be-
wußtsein des Unrechts bedrücke, dessen sie sich gegen ineinen Sohn schuldig
gemacht hat."
„Ich werde trachten, Frau Varoniu, daß Sie und Leouie einander
wieder näher treten. Vergessen und vergeben ist ja uuser Aller Pflicht.
Das menschliche Leben ist zu kurz, als daß wir lange Zeit unversöhnlich
bleiben sdürfen. Sie sind mit Leonie verbunden durch die Erinnerungen
an einen Todten, den Sie Beide geliebt haben, und durch die Hoffnungen
auf die Zukunft eines jungen Lebens, das Ihnen Beiden als Vermächtniß
hinterlassen worden ist."
„Sie sind also durch meine Mittheilungen nicht abgeschreckt worden,
Leonie in Ihrem Hause aufzunehmen?"
„O nein! Ich halte sie trotzdem für ein herziges, liebenswerthes
Wesen, das bei manchen kleinen Fehlern einen edlen Kern besitzt, und will
versuchen, die häßliche Meinung, die Sie von ihr hegen, zu verscheuchen!"

Die Baronin Geldern, Leonies Schwiegermutter, war eine Dmne
von vornehmer Haltung, auf deren Gesichtszügen die Erfahrungen des
Lebens eine starre, fast mitleidslose strenge niedergeschrieben hatten. Sie
hatte die Sechzig bereits weit überschritten; aber ihr volles, dunkles Haar,
welches nur wenige Silberfäden zeigte, ließ sie jünger erscheinen.
Ihre Frenndin, init welcher sie das Gespräch über Leonie geführt
hatte, war die Gattin des Professors Rather, des berühmten Geschichts-
forschers, welcher an der ersten Universität des Landes eine Lehrkanzel
versah und durch seine Beziehungen zum Hofe, die er als ehemaliger Lehrer
des Kronprinzen gewonnen hatte, auch in der Gesellschaft eine hervorragende
Stellung einnahm. Sie hatte einige Tage in Mönchberg, ihrer Vaterstadt,
zugebracht und war im Begriff, wieder nach Berlin, ihrem jetzigen Wohnort,
zurückzukehren, als ihr die Baronin diese Eröffnungen über Leonie inachte.

II.

Professor Nather besaß ein kleines elegantes Hans in einer stillen
Borstadt der Residenz, welches, von einem wohlgepflegten Garten umgeben,
dem Gelehrten die erwünschte Mhe für seine Studien gewährte. Das
Schlößchen, wie es in der Nachbarschaft genannt wurde, war von einem
französischen Emigranten im Empire-Stil erbaut worden und seit wenigen
Jahren im Besitz des Professors, der es mit seiner Gattin allein bewohnte.
Er war eine kräftige, fchöne Männergestalt von 45 Jahren, aus deren
tiefblaue» Augen ein reiches Gemüthsleben sprach, während die trotzigen
buschigen Äugenbrauen und die eckigen scharfgeschnittenen Linien seiner Backen-
knochen ihm den Ausdruck der rücksichtslosen Energie verliehen. Ein asch-
blonder Vollbart umrahmte sein Gesicht und verdeckte einen widerwärtigen
Zug, der zuweilen um seine Mundwinkel spielte und bald Spott, bald
Berachtung zu bedeuten schien.
Rather stammte von armen Vaueru ab uud hatte seine Stlldieu unter
vielen Entbehrungen vollendet. Fleiß, Talent und Ehrgeiz brachten ihn
ra'ch empor. Mehrere historische Arbeiten, welche er veröffentlichte, während
er die bescheidene Stellung eines Lehrers am Gymnasium in Mönchberg
bekleidete, lenkten die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf ihn und bewirkten,
daß die Regierung ihm zn seiner weiteren Ausbildung ein Stipendium ver-
lieh, welches er zu einer Studienreise nach Italien und Griechenland be-
nutzte.
Damals lernte er in Rom seine spätere Frau keunen, die mit ihrem
Vater die dortigen Museen besuchte. Nather dieute ihuen dabei als kundiger
und willkommener Führer und begleitete sie auf ihren Ausflügen in die
Umgegend.
Obwohl er in derselben Stadt lebte, wie Kaufmaun Feller und seine
Tochter, so hatte er doch früher keiuen persönlichen Verkehr mit ihnen ge-

habt; aber nach ihrer Rückkehr nach Mönchberg wurde er ein gern gesehener
Gast in ihrem Hause.

Feller gehorte zu den reichsten Leuten der Stadt und übte großen
Einfluß auf seine Mitbürger aus. Seine Tochter Marie hatte bereits
mehrere Heirathsanträge, die ihr von Männern in angesehenen Lebens-
stellungen gemacht worden waren, abgelehnt und schien es vorzuziehen, un-
vermählt zu bleiben. Sie fühlte sich nicht wohl in der gesellschaftlichen
Schicht, in der sie aufgewachsen war, und widmete ihre Zeit hauptsächlich
der Malerei. Die Natur hatte ihr dafür eine beachtenswerthe Begabung
verliehen, welche durch den Unterricht eines tüchtigen Lehrers soweit ent-
wickelt worden mar, daß sie ihre Freunde von Zeit zu Zeit mit kleinen
allerliebsten Aquarell-Bildern von ihrer Hand erfreuen konnte.

In Rüther fand sie eine Seele, die, wenn auch nicht die gleichen, so doch
ähnliche Interessen verfolgte, wie sie selbst. Als sie ihm ihr Jawort gab,
war die ganze Stadt überrascht, denn man hatte nicht erwartet, daß sich
Fräulein Marie Feller, um welche sich noch kurz vorher ein Graf von allein
Adel, der als Rittmeister bei den Kürassieren stand, vergeblich beworben
hatte, mit einem einfachen Gymnasiallehrer begnügen würde. Auch ilir
Vater hatte sich einen Schwiegersohn in einer höheren Stellung gewünscht
und gab nur mit geringer Freude seine Einwilligung zur Heirath.

Die finanzielle Lage, in welche Rather dadurch gelangte, ermöglichte
es ihm, sich gänzlich den wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Auf
Wunsch seiner Frau habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität
Jena, von wo er nach wenigen Jahren als ordentlicher Professor nach
Verlin berufen wurde.

Seine Gattin stand ungefähr im gleichen Alter, wie er, machte aber
den Eindruck, als ob sie älter wäre. Schwere Krankheiten, die sie in den
ersten Jahren ilirer Ehe zu überstehen hatte, der plötzliche Tod ihres Vaters,
der vor ihren Augen von einem Eisenbahnzuge überfahren wurde, ein lang-
wieriger Erbschaftsvroceß gegen ihre Brüder, in welchem sie ihre Rechte
vertheidigen mußte, und manche andere Erlebnisse hatten ihre Gestalt vor
der Zeit gebeugt und ihr Gemüth verdüstert.

Sie begann, sich von den Menschen zurückzuziehen, und suchte die Ein-
samkeit, in der sie ihren Gedanken nachhängen konnte. Aengstlich vermied
sie es, neue Bekanntschaften zu machen, und jedes fremde Gesicht bereitete
ihr Verlegenheiten.

Das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt war ihr eine Qual; denn
sie vermißte dort die Herzlichkeit, die man ihr in ihren: Heimaisorte ent-
gegenbrachte, wo man sie seit ihrer Jugend kannte und ihre Familie schätzte.
Da sie ein verschlossenes und schwer zugängliches Wesen hatte, so wurde
jede Dame, die sich ihr nähern wollte, zurückgeschreckt. So kam es, daß
sie keine Freundin gewann und in ihrem Wohnsitz fremd blieb, wie am
Tage ihrer Ankunft.

Anfangs hatte sie mit ihrem Gatten Gesellschaften besucht; später aber blieb sie denselben fern unter dem Vorwcmde, daß sie leidend sei. Der Professor war durch seine amtliche Stellung verpflichtet, sich hier und dort zu zeigen, und folgte den Einladungen, die er nicht nmgehen konnte. Allmählich gewohnte man sich daran, ihn überall allein zu sehen, nnd fast hätte man vergessen, daß er überhaupt verheirathet war, wenn er nicht zuweilen mit seiner Frau im Theater erschienen wäre.
Diese Verhältnisse, welche von ihr herbeigewünscht worden waren, hatten Unzuträglichkeiten in: Gefolge, die ihr bald peinlich wurden. Sie bemühte sich, ihnen zu entgehen, indem sie jeder Begegnung mit früheren Bekannten auswich; aber die Unmöglichkeit, dies beständig durchführen zu können, veranlagte sie schließlich, einen großen Theil des Jahres fern von der Hauptstadt zn verbringen.
Sie überließ die Leitung ihres Hauswesens, für das sie niemals ein tiefgebendes Interesse gezeigt hatte, einer alten Haushälterin und begab sich auf Reisen. Den Sommer verlebte sie in Tirol oder in der Schweiz, den Winter fast immer in Italien. Am liebsten aber verweilte sie in Mönchberg, wo sie zahlreiche Freundinnen aus früherer Zeit um sich versammelte und wieder heiter und lebensfreudig war wie ehemals.
Sie war seit sechzehn Jahren mit Nather vermählt; aber ihre Ehe war kinderlos geblieben. Der Himmel hatte ihnen den schönsten Segen versagt, welcher der Verbindung zwischen Mann und Frau einen äußeren Ausdruck giebt. Wenn sie dies zuweilen schmerzlich beklagten, so suchten sie sich durch den Gedanken zu trösten, daß Niemandem auf der Erde ein vollkommenes Glück beschieden ist.
Nathers Ehe war in das Stadium einer wohlwollenden Freundschaft getreten. Die beiden Ehegatten gingen nicht für einander und auch nicht mit einander, sondern nur noch neben einander durch's Leben. Sie kannten ihre gegenseitigen Fehler und beurtheilten sie schonend und voll Theilnahme.
Nach Außen athmete ihr Verhältnis; eine ungetrübte Zufriedenheit. Niemand hatte jemals ein Wort des Streites zwischen ihnen vernommen. Jeder pries ihre Ehe als ein Beispiel, daß Gatten sich gegenseitig jede mögliche Freiheit zugestehen und doch im herzlichsten Einvernehmen mit einander leben können.
Professor Rather war kein Stubengelehrter. Er hatte sich zu viel in der Welt bewegt, als daß er vergessen konnte, daß die Bestrebungen und Leistungen anderer Menschen den gleichen Anspruch auf Beachtung hatten, wie seine eigenen; aber er war eitel und ehrgeizig und suchte sich und seine Verdienste überall zur Geltung zu bringen. Dabei vergaß er manchmal, wie viel er dem Vermögen seiner Frau verdankte, welches ihn von der Sorge um's tägliche Brot befreit und ihn: den Anfang seiner Earriere erleichtert hatte.

Männer seiner Art, welche sich aus der Hefe des Volks losgelöst und
zu einer ssewissen Hohe emporgearbeitet haben, sind leicht geneigt, dies ledig-
lich der eigenen Tüchtigkeit zuzuschreiben und die Bedeutung der günstigen
Verhältnisse, welche sie dabei unterstützten, zu unterschätzen. Dos Publicum
bestärkt sie in dieser irrigen Meinung, weil es die geheimen Hilfsmittel
und verborgenen Triebfedern, welche jene Glücklichen anwendeten, nicht sieht
und nur ihre Schöpfungen in's Auge faßt. Aber wie Viele leisten das-
selbe und bleiben gleichwohl unbeachtet, weil niemals ein Sonnenstrahl des
Glückes auf sie fällt? —
Rather liebte es nicht, wenn man ihn an seinen verstorbenen Schwieger-
vater erinnerte, da er darin eine unzarte Anspielung auf die finanzielle
Beihilfe witterte, die ihm dieser einst gewahrt hatte. Gleichwohl ver-
schmähte er es nicht, von den Annehmlichkeiten und dem Lurus Gebrauch
zu machen, welchen das beträchtliche Vermüssen ssestattete, das jener seiner
Tochter hinterlassen hatte. Allerdings war der Gehalt, den er vom Staate
bezog, mit den Collegien-Geldern und Prüfungs-Taren und einigen anderen
Nebeneinnahmen mehr als ssenügeud zur Führung eines großen Hauswesens,
aber er wäre nicht im Stande ssewesen, damit ein Palais, wie er es besaß,
M kaufen, behasslich einzurichten nnd mit auserlesenen Kunstschätzen anzu-
füllen, Dienerschaft zu halten und kostspielige Reisen zu unternehmen, wie
er es in den Ferien zu thun gewohnt war.
Seine Frau pflegte ihm dies vorzuhalten, wenn sie bei übler Laune
war, und erzengte dadurch iu ihn: eine Erbitterung, die sich bei anderen
Gelegenheiten Luft machte und den ehelichen Frieden beständig bedrobte.
Rather verkehrte nicht fo sehr mit seinen Eollegen, als mit Personen,
die seinem Beruf fernstanden. Er behauptete, daß ihn dies vor der Ein-
seitigkeit schütze, an welcher die meisten Gelehrten leiden.
Die beständige Abwesenheit seiner Frau ueranlaßte ihn, Abends oft
auszugehen und Gesellschaften und Gasthäuser zu besuchen. Er fand hier
einen Kreis von Schriftstelleru und Künstlern, vorzugsweise Schauspielern,
denen er sich anschloß. Man besprach dort die Tagesereignisse, tritisirte
die litterarischen und künstlerischen Erscheinungen und colportirte den pikanten
Klatsch. Zuweilen erschienen auch Damen in der Gesellschaft, welche ihre
Gatten nach dem Besuch des Theaters dorthin begleiteten, junge, schöne
geistvolle Frauen oder Künstlerinnen, die sich hier nach einer anstrengenden
Rolle ausruhten. Sie trugen wesentlich zur Belebung der Unterhaltung
bei und erhöhten den Reiz, den diese Zusammenkünfte durch ihre geniale
Unssezwungenheit ausübten.
Rathers Collegen zollten seinen wissenschaftlichen Verdiensten ebenso
große Anerkennung wie der Gewandtheit und Eleganz seiner Umgangsformen.
Durch sein conciliantes Wesen verstand er es, die Gegensätze zu versöhnen
nnd di> studirende Jugend in Ordnung zu halten. Man hatte ihm bereits

mehrere Male akademische Ehrenämter übertragen, die er mit Würde lind zum Besten der Hochschule versehen hatte.

Vom großen Publicum kannten ihn nur Wenige persönlich; denn er hatte es verschmäht, eine politische Thätigkeit auszuüben, und er hielt sich auch von geselligen Vereinen fern. Man horte und las seinen 'Namen zuweilen in den Zeitungen, wo er stets mit gebührender Achtung genannt wurde.

III.

Leonie wurde von Frau Professor Nather, die für Alles, was von Möuchberg kam, eine unbegrenzte Vorliebe äußerte, mit aufrichtigem Wohlwollen aufgenommen. Es wurden ihr zwei Zimmer des Erdgeschosses, die durch eine Thüre mit dem Garten verbunden waren, eingeräumt. Ein photographisches Brustbild ihres verstorbenen Gatten und einige Ansichten von Münchberg und seiner Umgebung, die noch kurz vor ihrer Ankunft an den Wänden angebracht waren, sollten sie an die Heimat erinnern. Aber Frau Rather wartete vergeblich, daß ihr diese rührende Aufmerksamkeit ein Wort des Dankes abringen werde.

Leonie hatte dafür kaum einen Blick. „Wie habe ich mich darnach gesehnt, diesen traurigen, öden Ort für einige Zeit verlassen zu können!" rief sie aus, indem sie auf eines der Bilder hinwies. Dabei jauchzte sie auf vor lauter Freude und schlug die Hände gegen einander wie ein kleines Kind, dem man ein erbetenes Geschenk überreicht hat.

„In Mönchberg will man mich zur indischen Wittwe machen," fuhr sie fort. „Man verlangt, daß ich mich lebendig begraben lasse. Ich soll den ganzen Tag zu Hause bleiben und den Tod meines Mannes beweinen. Seit Monaten habe ich kein Theater, kein Concert, keine Gesellschaft besucht, kaum noch mit Jemandem gesprochen, außer in schluchzenden Klagetönen."

„Die Sitte des sogenannten Trauerjahres verlangt diese strenge Abschließung, mein Kind! Man muß sich derartigen Gebräuchen fügen."

„Aber ich kann es nicht. Ich gehe daran zu Grunde. Ich verlange, daß ich zuweilen heiter sein und lachen darf; sonst verzichte ich lieber auf's Leben. Wird das Elend des Daseins durch unsere Trauer vermindert? — Wird der Todte durch unsere Thränen wieder in's Leben zurückgerufen? — Keineswegs; dagegen werden wir, die ihn überlebt haben, noch unglücklicher. Ich bin auch überzeugt, daß mein verstorbener Mann die beständigen Aeußerungen des Schmerzes, mit denen man im Grunde genommen doch nur alle Welt langweilt, gar nicht wünschen würde; denn er sagte mir stets: ‚Leonie! Du darfst nicht traurig sein. Du bist nur schön, wenn Du lachst/" —

Sie fagte dies in einem Tone entzückendster Naivetät und schien keine Ahnung davon zu haben, daß man ihren Worten eine ungünstige Deutung

unterlegen könne. Es that ihr wohl, diese Gedanken, die sie zu Hause nicht auszusprechen wagte, hier zu äußern.
„Äei uns sollen Sie von dieser rigorosen Forin der Wittwen-Trauer dispensirt werden," erwiderte ihre mütterliche Freundin, „besonders aus den« sehr wichtigen Grunde, damit Ihre Schönheit nicht beeinträchtigt wird," setzte sie scherzend hinzu.
Leonies hochgewachsene, schlanke, ebenmäßig gebaute Gestalt, auf welcher ein Haupt ruhte, wie es Phidias der Pallas Athene gegeben hätte, war das verkörperte Ideal aller Künstler. Ihre zarten und dabei doch vollen Formen, der marmorbleiche Ton ihrer Haut, auf der sich die durch-scheinenden Adern abzeichneten, die regelmäßigen Linien ihres Antlitzes, die zierlichen Grübchen ihrer Wangen, ihre purpurrothen, vollen, sinnlichen Lippen, welche zwei Reihen elfenbeinweißer Zähne blicken ließen, ihre mandelfürmig geschnittenen blauen Augen, die von sammetweichen duntelen Wimpern überschattet wurden, ihr volles schwarzes Haar, welches das Haupt bedeckte, sich auf der Stirne in kecken Locken kräuselte und rückwärts in einein griechischen Knoten endete, riefeu allgemeine Bewunderung hervor. Die berühmteste» Maler bewarben sich um die Gunst, sie malen zu dürfen, und ihr Bild prangte in verschiedenen Kunst-Ausstellungen.
Dabei besaß sie eine königliche Haltung und eine natürliche Anmutl» der Bewegungen, wie sie niemals erlernt werden kann. Wenn sie mit stolz erhobenem Haupte einherschritt oder es zum Gruße neigte oder die Hand zum Kuß darbot, so geschah es immer mit einer würdevollen Hoheit, als ob ihre Wiege in einem Fürstenschlosse gestanden hätte. Wenn sie dann sprach, so wußte sie mit ihren Augen, Mienen und Worten eine Liebens-würdigkeit zu entfalten, die ihr alle Herzen gewann.
Sie hatte es nicht nöthig, zu Toilettenkünsten ihre Zuflucht zu nehmen. Alles, was sie trug, kleidete sie vortrefflich, und die dunkle Farbe ihrer Wittwentracht schien wie mit Absicht gewählt zn sein, weil sie einen rafsinirten Gegensatz zum duftigen Weiß ihres Teints bildete.
Professor Nather war überrascht von ihrer äußeren Erscheinung. Er hatte Leonie allerdings schon früher gesehen und in Münchberg einige Male mit ihr gesprochen; aber sie hatte damals keinen Eindruck auf ihn hinterlassen.
„Wie seltsam ist es," bemerkte er, nachdem die ersten Begrüßungs-förmlichkeiteu vorüber waren, „daß Sie mir heute ganz anders erscheinen wie bei früheren Gelegenheiten? Haben Sie sich derartig verändert? Oder hat sich mein Schönheitssinn mehr entwickelt?"
„Die Umstände, unter denen nur Jemandem begegnen, beeinflussen unsere Sinne in einem höheren Grade, als wir gewöhnlich annehmen. Vielleicht befand ich mich damals in einer Umgebung, die Ihnen nicht an-genehm war? — Heute biu ich in Ihren« Hause als Ihr lieber Gast. Da betrachten Sie mich natürlich mit Wohlwollen."

Rather hatte befürchtet, daß ihm Leonies Besuch manche Unbequem-
lichkeiten bereiten und seine Gewohnheiten stören werde. Daran dachte er
jetzt nicht mehr, sondern er fühlte den lebhaften Wunsch, so oft und so
lange als möglich mit ihr zusammen zu sein. Sie sprachen über gemein-
same Bekannte in Mönchberg, über die reichen Kuustschähe dieser Stadt
und die verschiedenen Kunstrichtungen, welche sich dort in neuester Zeit
geltend machten.
Mit treffenden Worten charakterisirte Leonie die wesentlichen Merkmale
derselben und ihre Dendemen und schilderte die Bedeutung ihrer hervor-
ragenden Vertreter. Sie fällte scharfe, aber richtige Urtheile über die einzelnen
Erscheinungen im Kunstleben; denn sie besaß ein feines Verständnis; für
diese Dinge, eine gute Beobachtungsgabe und große Klugheit.
Nather erbat sich die Erlaubniß, mit ihr die Kunst-Museen Berlins
besuchen zu dürfen. Er hatte dabei nnf's Neue Gelegenheit, ihre Kenntnisse,
ihr Wissen und ihren Verstand zu bewundern.
„Ich liabe schon viele schöne Damen kennen gelernt," erklärte er ihr,
„aber niemals eine Frau, die gleichzeitig so schön und so gescheit war wie
Sie, reizende Baronin."
„Sie »lachen mich eitel und stolz mit solchen Lobsprüchen, gestrenger
.Herr Professor. Das ist kein richtiges pädagogisches Princip. — Ich freue
mich, daß ich nicht zu Ihren Schülern gehöre."
„Ich glaube, daß dann die Schülerin bald den Meister zu ihren
Füßen sehen würde."
Leonie maß ihn mit einen» erstaunten, halb spöttischen Blick und rief
dann aus: „Daß man mit Euch Männern niemals reden kann, ohne daß es
zu faden Schmeicheleien kommt! — Von Ihnen hatte ich das nicht erwartet!"
Abends wurde die Oper besucht. Leonie zog die Blicke Aller auf sich,
und die Damen und Herren musterten sie durch ihre Operngläser. Nather
hielt sich im Hintergrunde der Loge und konnte daher nur von Wenigen
gesehen werden. Seine Frau war den Meisten nahezu ebenso fremd wie
Leonie, und es war daher schwer möglich, über die Person der schönen
Unbekannten Erkundigungen einzuziehen.
Als sie während des Zwischenactes mit Nather im Foyer des Theaters
umherwandelte, drängten sich seine Bekannten dazu, ihr vorgestellt zu werden.
Darunter befand sich auch Bankier Stanislas, ein ältlicher Junggeselle,
der seine Zeit zwischen der Börse und dem Ballet theilte. Er galt als
ebenso wohlhabend als gutmüthig und war stets bereit, seinen Freunden
und Freundinnen, deren er eine unzählige Menge hatte, gefällig zu fein.
Man fagte ihm nach, daß fein Herz von weiblichen Wefen leicht erobert
werden könne, seine Leidenschaft aber nur immer kurze Zeit dauere.
Leouie machte auf ihn einen sichtlichen Eindruck. Er gerieth durch
ihren Anblick in solche Verlegenheit, daß er nicht einmal die Nedensarten,
die er für derartige Gelegenheiten vorbereitet hatte, anzubringen vermochte.

Leonie führte das Wort und erläuterte die Vorzüge uud Mängel der
musikalischen Aufführung. Man gab die Wagner'sche Oper Loheugrin, von
der sie jede Note kannte.
„Sie erlauben, daß ich Sie morgen besuche," raunte Stanislas bei,»
Abschiede dem Professor zu.
„Wird dieses Sie mit einein großen oder kleinen Anfangsbuchstaben
geschrieben?" erwiderte ihm dieser lachend. „Doch in jedem Falle sind
Sie uns herzlich willkommen."
Stanislas erschien am anderen Tage beim Professor und inachte den
Damen seine Aufwartung. Leonie bezauberte ihn durch ihre Anmuth und
ihren Geist vollständig. Er erzählte ihr von dein Volksleben und den Ver-
gnügungen Verlins und erbot sich, sie damit bekannt zu machen.
Nachmittags war Wettrennen. Da der Professor durch seinen Beruf
an dem Besuch desselbeu verhindert war, so begleitete Stanislas die Damen
dorthin. Er holte sie in seiner eleganten, mit Gummirädern versehenen
Equipage ab und besorgte ihnen eine Loge, von der aus sie Alles gut sehen
konnten.
„Werden Frau Baronin auch das Glück versuchen?" wandte er sich
an Leonie. „Ich wette auf Astor. Wenn Sie gestatten, engagire ich Sie
auch damit?"
Ehe sie ihn noch daran hindern konnte, war er davon geeilt und hatte
für sie gesetzt. Sie war überrascht, als er ihr am Schluß des Rennens eine
beträchtliche Summe übergab, die sie angeblich gewonnen hatte.
„Ich danke Ihnen herzlich dafür; aber ich darf das Geld eigentlich
nicht annehmen. Nicht ich, sondern Sie haben es gewonnen. — Haben
Sie immer solches Glück im Spiel? Ich möchte dann sehr gern unter
Ihrer Leitung an der Börse sveculiren."
„Ich würde es als ein unfaßbares Glück betrachten, wenn Frau
Baronin als Dheilnehmerin in meine Firma eintreten wollen."
„Dazu fehlt mir das Wesentliche, nämlich das erforderliche Geld,"
antwortete Leonie.
„Frau Baronin gebieten über einen Neichthum von Schönheit und
Geist. Das ist mehr wert!) als Gold und Banknoten."
„Läßt sich aber nicht in Ziffern umrechnen, und das ist ja die Haupt-
sache für Euch Geldmenschen."
„Frau Baronin würden mich nicht so beurtheilen, wenn ich die Ehre
hätte, von Ihnen länger gekannt zu sein. — Ich arbeite zwar mit dem
Gelde, aber ich liebe es nicht und suche es auf jede Art wieder los zu
werden."
Stanislas wiederholte seine Besuche in Natbers Hause. Er übersandte
den Damen prachtvolle Blumenbonguets und erwies ihnen alle möglichen
Aufmerksamkeiten. Das ungewölmliche Interesse, welches ihm Leonie ein-
flößte, wuchs mit jedem Tage.

Auf einem gemeinsamen Ausflüge fand er Gelegenheit, ihr seine Gefühle zu gestehen und ihr einen Heirathscmtrag zu macheu.
„Wir kennen uns gegenseitig noch zu wenig, als daß ich Ihnen darauf eine bestimmte Antwort geben kann," erwiderte sie ihm.
„Aber Frau Baronin weisen mich nicht ohne Weiteres zurück? Sie lassen mich hoffen? — O wie glücklich macht mich das!" —
„Sie sind mir keineswegs unangenehm. Ich halte Sie für einen echten Eavalier und glaube, daß Sie eine Frnn glücklich machen werden. Aber lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegnng! — Und auch Sie brauchen sie. Warten wir bis zum Ende des Trauerjahres!" —
„Tausend Dank, Leonie," rief Stanislas aus und drückte einen Kuß auf ihre Hand. „Und nun gewahren Sie nur noch eine Bitte! Geben Sie mir Ihr Bild als süßes Pfaud an diese unvergeßliche Stunde!"
„Sie werden es erhalten, und ich erwarte dafür das Ihrige."
Als Leonie Abends im traulichen Zusammensein mit Nather und seiner Frau von den Erlebnissen des Tages plauderte, brachte sie das Gespräch auf Stanislas und seine Bewerbung.
„Können Sie sich denn entschließen, diesen Mann zu heirathen," fragte fie Nather. „Er ist mindestens 50 Jahre alt und hat stark gelebt, wie sein schon etwas schadhaftes Äeußere zeigt." —
„Ich möchte wissen, ob er wirklich so reich ist, als er sich den Anschein giebt. Bei diese» Bankiers kann man sich darin manchmal arg täuschen."
„Sie denken praktisch, Leonie. Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut."
„Ich bin kein unerfahrenes Mädchen, war schon verheirathet und habe bereits einmal die unangenehme Erfahrung gemacht, in meinen Erwartungen betrogen zu werden. Wenn ich wieder eine Ehe eingehe, so will ich vorher über die finanzielle Lage meines künftigen Gatten vollständig im Klaren sein und wissen, ob er im Stande ist, meine Ansprüche zn befriedigen."
„Wollen Sie Ihr Her; gar nicht zu Nathe ziehen? — Verlangen Sie nicht Liebe von Ihrem Manne? — Und müssen Sie ihn nicht wieder lieben?"
„Reden Sie ernsthaft, Professor? — Vernünftige Leute, wie wir, sollten über solche Albernheiten erhaben sein!"
„Stanislas ist ein Lebemann. Er hält sich Maitressen, und ich fürchte, daß Ihnen dies später manchen Kummer bereiten wird."
„Im Gegentheil, ich würde darüber lachen. Es könnte mir ja nur lieb sein, wenn er mich nicht belästigt und seine eigenen Wege wandelt."
„Also lieben Sie Stanislas nicht?"
Leonie lachte hell auf. „Wie drollig sind Sie mit Ihren ewigen Fragen, ob ich ihn liebe!" sagte sie. „Sie sollten ein Eolleg über die Liebe für kleine Backfische lesen!"
„Haben Sie Ihren verstorbenen Gatten geliebt?" fragte Nather weiter.

„Wenn ich nun wahrheitsgetreu antworten soll, so muß ich auch dies verneinen. Ich habe Seldern geheirathet, weil man mir mittheilte, daß er eine gute Partie sei."
„Haben Sie ihm dies jemals gesagt?"
„Sie werden langweilig, Professor, ich antworte nicht mehr."

VI.

Leonie trug beim Frühstück, das man im Gartensalon einnahm, eine entzückende weiße Morgentoilette. Aus den an der Seite aufgeschlitzten Aermeln schauten ihre vollen weißen Arme hervor. Rather vermochte seine Augen nicht von ihr wegzuwenden. Er war mit ihr allein, da seine Frau sich unwohl fühlte und deshalb länger zu Bett blieb.
„Sie blicken mich heute ganz verliebt an, Professor. — Was ist Ihnen? — Woran denken Sie?"
„Ich versehe mich im Geiste an die Stelle des Glücklichen, dem es einst vergönnt sein wird, diese Arme zu küssen."
„Wenn Ihnen das Vergnügen macht, so thun Sie es doch!" antwortete sie.
Rather bedeckte ihre Arme und Hände mit zahllosen Küssen und hörte damit erst auf, als das Stubenmädchen die Meldung brachte, daß die Frau Professorin bald erscheinen werde.
„Welches Feuer besitzen Sie, lieber Rather," sagte Leonie, nachdem sich das Mädchen wieder entfernt hatte. „Ihre Küsse brennen mir ganz heiß ans den Armen. Schauen Sie nach! Ich glaube, daß sie geröthet worden sind."
Natber folgte ihrer Aufforderung und begann auf's Neue, sie zu liebkosen. Er küßte ihren wundervollen Racken, ihre Wangen und Lippen und schloß sie in seine Anne.
Sie entwand sich denselben und sagte: „Höre auf! denke au Deine Frau! Beherrsche Dich! Sie darf Nichts merken!"
Wenige Minuten später trat Frau Rather in's Zimmer. Leonie eilte ihr entgegen und küßte sie. „Wie blaß Sie heute ausschauen, mein tbcures Mamachen! haben Sie schlecht geruht? Darf ich Ihnen heute Abend eines von den ausgezeichneten Schlafpulvern geben, die ich für die Reise mitgenommen habe?"
„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, mein gutes Kind! Ich vermeide es gern, mir auf künstliche Weise Schlaf zu verschaffen. Das Nervensystem leidet darunter. — Wir wollen heute Abend in's Theater gehen und nachher Vier trinken. Das wird mich ermüden."
„Torgen Sie nur für Ihre Gesundheit! Sie sind das Ihnen und uns schuldig."

„Ach, wie fühle ich mich wohl bei Euch!" sagte Leonie, als der
Professor, welchen die Pflicht in die Universität rief, sich von den Damen
verabschiedet hatte. „Ihr behandelt mich wie Euer Kind. Niemals in
meinem Leben fand ich solche aufrichtige Herzlichkeit. Mir ist, als wäre
ich bei Euch zu Hause."
„Sie verdienen unsere Liebe und beglücken uns durch Ihre Anwesenheit."
„Würden Sie mir eine große Bitte erfüllen, meine süße Mama?"
sagte Leonie, indem sie sich zu den Füßen der Frau Nather niederließ.
„Nennen Sie mich Du! Ich werde dann tränmen, daß es meine ver-
ewigte Mutter ist, die durch Sie zu mir spricht."
„Von Herzen gern, liebe Leonie," erwiderte Frau Nather und um-
armte sie. „Gebrauche auch nur gegenüber das vertrauliche Du!"
„Du bist ein Engel von Güte, meine herzige Mama. — Jetzt habe
ich wieder eine Mama," rief Leonie aus und tanzte vor Freude im Zimmer
herum.
Frau Nather lachte, als sie ihren Jubel sah, und sagte: „Bleibe nur
immer so gut und kindlich, wie jetzt. Dann müssen Dich alle Menschen
gern haben."
„Glaubst Du, daß der Herr Professor auch so denkt? Er ist so ernst
und streng, daß ich mich fast vor ihm fürchte."
„Er ist mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt und zuweilen mit
seinen Gedanken fern von Gesprächen, die geführt werden. — Uebrigens
kann er auch recht lustig sein und freut sich über ein schönes Gesicht, wie
das Deine."
„Bisher hat er nur das noch nicht gezeigt. Ich habe manchmal die
Empfindung, als ob ich ihm lästig sei."
„War er unfreundlich gegen Dich? Er ist zuweilen etwas schroff
in seinem Benehmen, aber er meint es gut. Ich will übrigens mit ihm
sprechen, damit er Dir gegenüber galanter wird."
„O bitte, Mama, thue das nicht!"
Der Professor war den ganzen Dag über beschäftigt. Er erschien nur
auf kurze Zeit beim Mittagsmahl und begab sich dann wieder zur Uni-
versität, wo er Prüfungen abhalten muhte. Noch niemals war er in so
heiterer Stimmung gewesen wie an diesem Tage. Die Eraminanden fanden
in ihm einen nachsichtigen Veurtheiler ihrer Leistungen und erhielten ohne
Ausnahme gute Zeugnisse.
Es war verabredet worden, daß er mit den Damen im Theater zu-
sammentreffe. Man spielte dort Ibsens tragische Dichtung: Nosmersholm,
in welcher eine schlaue Intrigantin den Frieden einer Ehe vernichtet, die
Frau zum Selbstmord treibt, den Mann unterjocht, aber als sie ihr Ziel
erreicht hat, nicht den Mnth findet, die Frucht ihres Sieges zu genießen,
und mit ihrem Geliebten den Tod sucht.

„Glaubst Du, Mama, daß solche Dinge im Leben vorkommen?"
wandte sich Leonie an Frau Nather.
„Ich weiß es nicht, ob es Menschen giebt, die so schlecht sind, wie
die Heldin dieses Stückes," erwiderte sie.
„Die Verworfenheit ihres Charakters wird erklärt durch ihre abenteuer-
liche harte Vergangenheit und durch die Niederträchtigkeit der Menschen,
mit denen sie im Verkehr war, uud gemildert und gesühnt durch das Er-
wachen einer wahren selbstlosen Leidenschaft, die ihr gebietet, auf den ge-
liebten Mann zu verzichten, um ihn vor der Verachtung zu bewabren,
welche er dnrch die Verbindung mit ihr auf sich laden würde," docirte der
Professor.
„Mir machen i'ämmtliche Personen den Eindruck geistiger Unreife oder
krankhafter Entartung. Der Pastor Nosmer ist ein erbärmlick>er Schwäch-
ling ohne eigenen Willen. Das ist kein Mann, den eine vernünftige Frau
achten und lieben kann. Seine Frau war ohne Zweifel wahnsinnig, als
sie sich das Leben nahm, und die Rebekka West, die intrigante Person,
ist entweder sehr einfältig oder durch ihren Aufenthalt in Rosmersholm
ebenfalls verrückt geworden, wenn sich die Schlnßkatastrovhe des Stückes
vollzieht," erklärte Leonie. „Der Dichter hat die Studien dazu in einem
Asyl für Nervöse, wie man jetzt die Irrenanstalten nennt, gemacht. Ich
finde die ganze Geschichte abgeschmackt."
Am anderen Tage folgte man der Einladung zu einem Diner bei
einer befreundeten Familie; nur Frau Rather blieb zurück, da sie ihre Ab-
neigung gegen große Gesellschaften nicht überwinden konnte. Stanislaw
war auch da und führte Leonie zu Tisch. Nather saß ihnen gegenüber.
Scherze und launige Neben würzten das Mahl und brachten eine
heitere Stimmung hervor. Leonie bildete wie immer den Mittelpunkt, und
Alle waren von ihr entzückt.
„Frau Baronin müssen in Berlin bleiben," sagte einer der Anwesen-
den. „Sie würden in kurzer Zeit die Königin unserer Gesellschaft sein."
„Berlin wird dadurch ein Juwel gewinnen, wie es keine Stadt der
Welt besitzt," flüsterte ihr Stanislas zu.
„Vorläufig handelt es sich nur darum, ob ich meinen jetzigen Aufent-
halt noch um einige Tage verlängern darf," erwiderte Leonie, „und das
hängt von meinem strengen Herrn Pflegevater ab."
„Ich werde von den mir durch diese öffentliche Erklärung übertragenen
Neckten Gebrauch machen," sagte Nather, „und verbiete meiner Tochter
die Abreise."
„Die Gesellschaft votirt Ihnen hiermit ihren Dank," hörte man
mehrere Stimmen rufen.
Stanislas erhob sein Glas und brachte einen Toast auf das Wohl
des Professors aus, der ihm noch niemals so verehrungswürdig erschienen
sei, wie in seiner neuen Würde.

Als das Diner beendet war, führte Rüther Leonie nach Hause.
Unterwegs »nachte er ihr den Vorschlag einer Spazierfahrt in den Thier-
garten, mn frische Luft zu schöpfen. Er sehnte sich darnach, mit ihr allein
zu sein und ungestört sprechen zu dürfen.
„Wissen Sie, Leonie, daß nur der Gedanke an Ihre Abreise entsetzlich
ist? Es ist nur zu Muth, als ob ich aus dem Himmel vertrieben werden
soll. Mein Haus wird verödet und traurig sein, wenn Sie nicht mehr
hier sind. Ich werde Sie überall vermissen."
„Sie haben es früher ertragen Md werden sich wieder daran ge-
wöhnen, lieber Freund."
„Bevor ich Sie kennen lernte, wußte ich nicht, welche Fülle von
Menschenglück es auf der Erde giebt."
„Das Glück wird erhöht, wenn es nicht zur alltäglichen Gewohnheit
herabsinkt. Menschen, die immer zusmnnienleben, werden einander bald
überdrüssig."
„Ich werde niemals aufhören, Sie zu lieben und anzubeten."!
„Es wird mir die theuerste Erinnerung an meinen hiesigen Aufenthalt
sein, in Ihnen einen wahren und aufrichtigen Freund gewonnen zu haben."
„Mehr als das. Ich bin Ihr Sklave, der Ihnen dankbar ist für
jeden Blick aus Ihren Augen, für jedes Wort aus Ihrem Munde. Leonie!
Sie füllen mein ganzes Innere aus. Ich habe für nichts Anderes
Interesse und denke nur immer an Sie."
„Und Ihre Frau, der Sie Treue geschworen haben? — Und die
Wissenschaft, die von Ihnen noch Vieles erwartet?" —
„Was ist das Alles gegen Dich, Du göttliches Weib? Was bedeutet
mein ganzes vergangenes Leben gegen dasjenige, welches ich vor mir sehe?" —
„Wozu soll dies führen? Was foll daraus werden?" —
„Ich weiß es selbst nicht; aber das weiß ich, daß das Leben für
mich keinen Werth hat, wenn ich Dich nicht zuweilen sehen und in Deiner
Nähe weilen darf." —
„Dann müssen Sie mich halt wieder zum Besuch einladen oder zu
mir nach Mönchberg kommen," sagte Leonie mit halbverstecktem Spott.
Frau Rather lag auf der Ottomane und las in einem neuen
französischen Romane, als ihr Gatte und Leonie zurückkehrten.
„Ihr habt lange Zeit auf Euch warten lassen. Hat das Diner bis
jetzt gedauert?" fragte sie die Ankommenden.
„O nein, Mama," sagte Leonie und küßte ihr die Hand. „Ich hatte
in Folge der Hitze im Speisesaale und vielleicht auch des genossenen Weines
Kopfschmerzen bekommen und bat deshalb den Herrn Professor, mit mir
eine Spazierfahrt in den Thiergarten zu machen."
„Uni diese Zeit? Da war es ja schon finster und menschenleer." —
„Ich habe mich nicht gefürchtet, liebe Mama," sagte Leonie mit
unschuldsuoller Miene.

„Frau Rather sah ihren Mann lächelnd an und sprach: „Ist sie nicht
ein allerliebstes Kind?" —
Die Tage vergingen in fröhlicher Ungezwungenheit. Einladungen
folgten sich. Man besuchte Gesellschaften, Theater, Coucerte und andere
Unterhaltungen. Endlich mußte Leonie an ihre Heimreise denken, da sie
sich nach ihrem Kinde sehnte und von der Sorge gequält wurde, daß ihre
Schwiegermutter sie tadeln werde, wenn sie noch länger abwesend blieb.
„Ich werde niemals vergessen, wie gut Ihr gegen mich seid," sagte
sie, als man am letzten Abend traulich zusammensaß und der rasch ver-
flosseneu Stunden gedachte. „Ich wünschte, ich könnte immer hier bleiben.
Ich würde alle meine Gedanken, Pläne und Hoffnungen Dir, meiner
herzensgute» Mama, mittheilen und Deine Nachschlage und Wünsche in
allen Dingen befolgen," wandte sie sich an Frau Rather.
„Und für mich haben Sie kein Wort der Anerkennung?" warf der
Professor ein.
„Gewiß. Ich gebe Ihnen das Zeugnis;, daß Sie der gewissenhafteste
Pflegevater waren, den ich mir wünschen konnte," scherzte Leonie.
„Warum soll dieses Verhältnis; nicht fortdauern? — Ich wäre stolz
auf eine solche Dochter und werde die übernommenen Pflichten treu erfüllen.
— Aber dann beanspruche ich ebenfalls das Vorrecht der vertraulichen
Ansprache, wie es meine Frau besitzt," meinte Rather.
„Wenn Mama das erlaubt," antwortete Leonie mit einem fragenden
Vlick, — „von Herzen gern." —
Rather umarmte sie und küßte ihre Stirne.
„Ich begrüße Dich also als meine Tochter," sagte er.
„Mein braves Väterchen! Wirst Du auch immer artig und nicht
streng mit nur sein?" erwiderte sie und streichelte ihm dabei schelmisch
den Bart.
Am folgenden Tage verließ Leonie Verlin. Das Eisenbahncoup6, in
welches sie einstieg, wurde durch den reichen Blumenflor, den man ibr
mitgab, in einen Vlumengnrten verwandelt. Ihre Freunde und Vekannten
winkten ihr freundliche Äbichiedsgrüße zu, bis der Zug den Blicken
entschwand.
Leonie sandte sofort nach ihrer Ankunft in Monchberg ein langes
Dankschreiben au Ratber und seine Frau ab. Zwischen ihnen entwickelte
sich bald eine rege Correspcmdeuz, die von allen Seiten mit Eifer gefübrt
wurde. Frau Nathers Vriefe an Leonie athmeten eine aufrichtige mütter-
liche Zärtlichkeit, während ihr Mann einen Ton anschlug, der die Mitte
zwischen der Leidenschaft des Liebhabers und dem Wohlwollen des Vaters
einhielt. Leonies Antworten waren klug durchdacht und abgemessen und

sagten Jedem der Verden das, was sie hören wollten, ohne die Brief-
schreiberin nach irgend welcher Richtung zu binden oder bloßzustellen.
Rathers Liebe zu Leonie wurde dadurch mehr und mehr angefacht.
Er konnte die Sehnsucht, sie wiederzusehen, kaum noch bezwingen. Da
wollte es ein Zufall, daß er genöthigt wurde, nach Mönchberg zu reisen-.
er wurde von seiner Regierung beauftragt, sie bei den Conferenzen über
die Reform des Geschichtsunterrichts, welche dort stattfanden, zn vertreten.
Roch niemals war ihm eine Eisenbahnfahrt so lang erschienen, wie
die bis Mönchberg. Er ärgerte sich über jede Station, in welcher angehalten
wurde, und konnte kaum den Augenblick erwarten, in dem er Leonie
wiedersehen werde. Er malte sich den Willkommen von ihr in berückenden
Farben aus — und lächelte über sich selbst, weil er schwärmte, wie ein
junger Student.
Endlich war Mönchberg erreicht. Kaum nahm er sich die Zeit, um
sich in dem Gasthofe, in dein er abstieg, von den Strapazen der Reife zu
erholen. Tic Ungeduld trieb ihn noch in später Abendstunde zu Leonie.
Sie hatte ihn erwartet und empfing ihn mit ausgebreiteten Armen.
Er schloß sie an sein Herz und wollte nicht aufhören, sie an sich zu pressen
und zu küssen. „Wie der Hirsch lechzt nach der Quelle, so dürstete meine
Seele nach Dir, Leonie," sagte er mit den Worten des Hohen Liedes.
„Ich freue mich sehr, daß Du mich nicht vergessen, daß Du mich
noch gern hast," erwiderte sie und sab ihm mit ihren großen Augen voll
und innig in's Antlitz.
„Wie magst Du das denken? — Ich habe von Dir geträumt bei
Tage und bei Nacht."
„Ihr habt in Verlin viel schönere Damen als ich."
„Giebt es ein Weib, das neben Dir genannt werden kann? Kann
ein Vild, wie das Deine, jemals verwischt werden in der Erinnerung?
Wer Dich gesehen hat, der ist kalt und unempfänglich für die Reize anderer
Frauen. Man betet zu Dir allein. Du Göttin, und treibt keinen Götzendienst."
Leonie führte Nather in's Schlafzimmer ihres Kindes. Der kleine
Emil, ein allerliebster Knabe von fünf Jahren, mit schwarzen Locken, die
ihm in die Stirne fielen, schlummerte in seinein Vett. Ein liebliches
Lächeln verklärte sein Angesicht. Vielleicht besuchte ihn sein verstorbener
Vater im Traum nnd spielte mit ihm, wie ehedem? —
„Gefällt er Dir?" fragte Leonie den Professor.
„Ist er nicht Dein Kind? Muß ich ihn nicht lieben, weil ich Dich
liebe?" entgegnete er.
„Man sagt allgemein, daß er nicht meinem Manne, sondern mir gleicht."
„Auch ich finde diese Aehnlichkeit heraus. Das wird ihm eine gute
Empfehlung für die Zukunft fein."
Sie verließen mit leisen Schritten das Zimmer, nm den Schlafenden
nicht zu erwecken. Dann unterhielten sie sich noch eine Weile; sie sprachen

von dein, was sie seit ihrer Trennung erlebt hatten, von den Personen, welche Leonie in Berlin kennen gelernt hatte, von Stanislas, dessen Briefe Anfangs glühend gewesen und allmählich kühler geworden waren, von Frau Rather und ihren Eigenthümlichkeiten und den Feindseligkeiten, welche Leonie angeblich von ihrer Schwiegermutter erdulden mußte. —
Nather verbrachte jede Stunde, welche ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, bei Leonie. Er betrachtete sie mit Entzücken, wenn sie als pflicht-treue Mutter für die kleineu Bedürfnisse ihres Lieblings Sorge trug, ihm bei Tisch das Fleisch vorschnitt und lehrte, wie er Messer und Gabel gebrauchen solle, wenn sie ihm Märchen und Sagen er-ählte, eine schad-hafte Stelle seiner Beinkleider ausbesserte oder Strümpfe stopfte oder ihm half, mit den Steinen des Baukastens Schlösser und Festungen zu errichten.
Emil hatte von seiner Mutter die körperlichen Vorzüge, von seinem Vater das Gemüth und den Geist geerbt. Er gab zuweilen überraschende Proben seines Verstandes und zeigte einen Lerneifer, wie er bei Kindern seines Alters selten ist. Leonie erklärte, daß sie kann: im Stande sei, alle Fragen, die er an sie richte, zu beantworten.
Nather gewann die Zuneigung des Knaben durch kleine Geschenke, die er ihm mitbrachte, vor Allem aber dadurch, daß er sich viel mit ihm beschäftigte und an seinen kindlichen Spielen theilnahm. Er ließ ihn auf seinen Knieen wiegen und auf feinen Schultern reiten und sprang in den Zimmern herum, wie ein junges Füllen.
„Was würden Deine Studenten sagen, wenn sie ihren ernsten Professor mit solcher Jugendlichkeit umhertollen sehen würden?" scherzte Leonie.
„O, Mama! Das Reiten ist wunderschön. Der Professor soll immer bei uns bleiben! Ich will alle Tage auf ihm reiten," rief Emil von oben herab.
„Ich glaube nicht, daß er dieses verlockende Engagement annehmen wird," lachte Leonie.
„Mama! Du mußt auch einmal reiten," fuhr Emil fort. „Ich bitte Dich," wandte er sich an den Professor, „laß meine Mama auf Dir reiten!"
„Emil ist gewohnt, nur von allen Süßigkeiten, die er erhält, zu reichen; daher dieses Anerbieten," erläuterte Leonie seine Worte. „Doch in diesem Falle muß ich wirklich darauf verzichten, mein guter Junge! Du magst Dein Vergnüge» allein genießen." —
Rather und Leonie unterhielten sich köstlich bei den Ausbrüchen un-geheuchelter Freude, welche Emil äußerte. Er verlangte stets neue Über-raschungen, eine beständige Abwechselung in dem Vergnügungsprogramm, welches der Professor für ihn ersinnen niußte.
„Emil ist sehr anspruchsvoll," sagte Leonie. „Das ist ein Charakter-zug, den er von mir hat. — Setze ihn auf die Erde, wenn er Dir lästig wird!"

„Laß ihn nur'. Es macht mir Spaß, mit ihm wieder Kind zu sein.
Wie viele Jahrzehnte sind vergangen, seitdem ich das war! — Ich selbst hatte, wie Du weißt, niemals das Glück, ein Kind zu besitzen. Welche Glückseligkeit muß es sein, Vater eines solchen unschuldigen Wesens zu sein! — Mochtest Du wieder einen Papa haben, lieber Emil?" fragte er diesen.
„O ja! Aber nur Dich-, denn Dich habe ich lieb, und Du bist gut.
Dann wollen wir auch miteinander Räuber und Soldat spielen," antwortete der Knabe und schlang seine Arme um den Hals des Professors.
„Das Kind bringt mich durch seine Bekenntnisse in Verlegenheit," meinte Leo nie und erröthete.
„Aus ihm spricht das Schicksal," erwiderte Rather mit nachdenkender Miene.
Leonies Haushalt war einfach und bescheiden-, sie führte eine Tafel, wie in den» Hause eines kleinen Bürgers. Dagegen hatte sie eine pracht-volle Wohnung von elf Zimmern in einem palastähnlichen Gebände inne, und ihre Toiletten und Schmuckgegenstände füllten eine große Anzahl von Schränken aus.
„Man nennt mich eine Verschwenderin," sagte sie, als sie eines Abends mit Rather am Kamin saß. „Kann man anspruchsloser leben als ich?
Ich verbrauche für »nein Hauswesen nicht soviel, wie die Wittwe eines kleinen Veamten. Ich halte ein einziges Dienstmädchen, welches die Küche besorgt und die Wohnung reinigt; die Functionen des Stubenmädchens und Kindermädchens versehe ich selbst. Meine reichen Toiletten, meine Kleider und Brillanten stammen aus der Zeit, da mein Mann noch lebte; denn seit dessen Tode habe ich nur das, was unumgänglich nothwendig war, gekauft. Meine Wohnung ist allerdings für meine Bedürfnisse zu groß, und ich benutze nur einen Theil der Zimmer; aber ich bezahle dafür einen sehr geringen Miethzins, da mein verstorbener Mann, als er das Haus erbaute, in dem ich wohne, diese Ermäßigung für sich und seine Familie ansbedungen hat."
„Die Leute beurtheilen Dich nach dem blendenden Glanz, den Du nach außen entfaltest. Würden sie Dein Walten als Mutter und Haus-frau kennen, fo würden sie gerechter gegen Dich sein," entgegnete Rather.
„Man hält mich für eine Modedame, deren ganzes Sein und Wesen in dein hohlen Flitterstaat des gesellschaftlichen Treibens aufgeht. Und wie oft fühle ich mich durch diese Welt des Scheines, in der Jeder den Andern belügt und betrügt, angewidert und angeekelt! Ich würde gern darauf verzichten, weuu ich eiu Heim fände, welches mir Ruhe und Zufriedenheit bietet."
„Du darfst nicht zur Hausmagd herabsinken. Du bist zur Königin geboren. Wer wie Du das Ideal der Schönheit darstellt, ist verpflichtet, die Mitmenschen durch seinen Anblick zu erfreuen und zu erheben."

„Würdest Du auch so sprechen, wenn Du mein Gatte wärest?" fragte Leonie scherzend.
„Vielleicht; denn ich dürfte nicht «erlangen, das; Du die Huldigungen, an welche Du gewöhnt bist, entbehrst, und ich würde stolz sein, wenn Du gefeiert wirst, wie Du es verdienst," erwiderte Rächer.
„Würdest Du nicht eifersüchtig werden, wenn andere Männer wich umschwärmen und wir Schmeicheleien sagen?" fragte Leonie weiter.
„Wer eifersüchtig ist, traut der Geliebten eine niedrige Handlungsweise zu. Die Eifersucht ist eine schwere Beleidigung des geliebten Wesens, weil sie den Verdacht enthält, das; dasselbe untreu und falsch sei."
„Man behauptet aber, daß nur derjenige wirklich liebt, der eifersüchtig wird."
„Die wahre, aufrichtige Liebe stützt sich auf Achtung und Vertrauen. Wo diese vorhanden sind, da ist die Eifersucht unmöglich."
„Du entwickelst eine große und edle Auffassung, wie sie bei Euch Männern selten ist."
„Ich bin kein stürmischer Jüngling, der ohne Neberlegung handelt, sondern ein gereifter Mann, der ein langes Leben hinter sich hat und die Menschen kennt."
„Ich spreche nm liebsten mit Männern Deines Alters; von ihnen kann man Etwas lernen. Die albernen Redensarten der jungeil Herren «erachte und verabscheue ich," meinte Leonie.
„Aber eine innige Zuneigung wirst Du doch niemals zu einem Manne fassen, der um zwanzig Jahre älter ist als Du?" warf der Professor ein.
„Weshalb nicht? Hältst Du mich für so oberflächlich und einfältig, daß ich mich dnrch die äußere Erscheinung des Mannes in meiner Wahl bestimmen lasse? Nach meiner Ansicht verdient der Mann erst, wenn er das vierzigste Lebensjahr überschritten hat, beachtet zu werden."
„Erscheint in Deinen Augen die Frische der Jugend nicht reizvoller als ein Antlitz, ans dem sich bereits die Falten des Alters zeigen?"
„Ich will keinen faden Gecken, sondern einen Mann, an dem ich mit Achtung und Bewunderung emporschauen kann. Ich verlange, daß er mir an Geist und Verstand überlegen ist, damit er mir ein Führer durch das Leben wird."
„Könntest Du Dich entschließen, meine Gattin zu werden?" fragte Natber plötzlich, nachdem er eine Weile in tiefes Sinnen versunken gewesen war.
„Aber, lieber Freund! Was fällt Dir ein? Hast Du denn vollständig vergessen, daß Du bereits verheirathet bist?" rief Leouie im Tone scheinbarer Verwunderung.
„Ich weiß sehr wohl, aber es muß einen Ausweg geben. Hier winkt mir ein ungeahntes Glück. Und ich sollte nicht darnach trachten, es zu erringen? Leonie! Ich muß Dich haben. Dich mein nennen — und ich werde Dich mir erkämpfen."

Nather war heftig erregt, als er dies sprach, und seine Stimme
zitterte. Leonie faßte seine Hand und sagte: „Veruhige Dich, mein lieber
Freund! Du bist von dem günstigen Eindruck, den ich, ohne es zu wollen,
auf Dich gemacht habe, in diesem Augenblicke benommen. Gönne Dir
Zeit, um Alles durchzudenken, was Dw thun willst! Handle nicht voreilig!
Sprich mit Niemandem über Dein Vorhaben! Schweige gegen Jedermann,
vor Allem Deiner Frau gegenüber, damit sie kein Mißtrauen schöpft!"
Sie entzog sich rasch seinen Umarmungen und verabschiedete ihn. Als
er am folgenden Tage wieder anfing, von seinen Absichten zu reden, brach
sie das Gespräch kurz ab und bot ihm keine Gelegenheit, später nochmals
darauf zurückzukommen.
Bald nachher war er genöthigt, Mönchberg zu verlassen, da die ihm
übertragene Mission beendet war. Er kehrte nach Berlin zurück, ohne von
Leonie eine bestimmte Antwort auf seinen Antrag erhalten zu haben.

VI.

Nach einigen Tagen erhielt Frau Nather von Leonie folgendes Schreiben:
„Liebe Mama!
Herzlichen Dank für die freundlichen Grüße, welche mir Dein
Mann übcrbracht hat. Leider wurde er während seines hiesigen Auf-
enthalts durch die Berathungcn mit seinen College» derartig in Anspruch
genommen, daß er mich nur selten besuchen konnte. Ich habe mich
dann nach Kräften bemüht, ihn zu zerstreuen, glaube aber kaum, daß
es mir gelungen ist. Was vermag auch eine einfache, unwissende Frau,
wie ich, einem gelehrten Herrn, wie der Professor, zu bieten?
Besonderes Vergnügen hat es ihm bereitet, mit meinem Kinde zu
spielen. Emil erinnert sich stündlich daran und ist dem Herrn Professor
sehr dankbar dafür.
Indem ich hoffe, daß auch Du bald einmal wieder nach Mönchberg
kommen wirst, bitte ich Dich, mich lieb zu behalten und zuweilen zu
denken an Deine Dich grenzenlos verehrende Leonie."
Um dieselbe Zeit schrieb der Professor an Leonie:
„Angebetete Leonie!
Wieviel habe ich Dir zu sagen, und doch könnte ich Alles in die
wenigen Worte zusammenfassen: Ich liebe Dich.
Ich möchte es laut in die Welt schreien, damit es Jedermann
weiß, welches überschwängliche Glück nur zu Theil geworden ist. Welche
Veränderung ist mit mir vorgegangen? Was hast Du aus mir gemacht?
Ich bin ein anderer Mensch geworden. Ich erkenne mich selbst nicht

mehr. Es ist nur, als sei ich in einein Traume befangen oder von
einem Zauber gebannt.
Die Zauberin bist Du, Du unbegreifliches Wesen! Vergeblich
frage ich mich, was es ist, das Dir diese unheimliche Macht über mich
giebt. Ist es die unvergleichliche Schönheit Deiner äußeren Erscheinung?
Sind es die klassischen Formen Deines herrlichen Körpers, welche
der Platonischen Welt der Ideale entnommen zu sein scheinen? Oder
Deine großen fragenden Augensterne, aus denen ein geheimnißuolles
Feuer hervorleuchtet? Oder sind es Dein Geist, Dein Witz, Deine
Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, Deine Talente und Kennt-
nisse, die ich an Dir bewundere? Ich glaube, daß dies Alles zusammen-
wirkt, um Dich mir als das begehrenswertheste Weib erscheinen zu lassen,
das auf dieser Welt lebt.
Meine wissenschaftlichen Arbeiten schreiten nicht fort; denn ich habe
kein Interesse mehr daran. Mich beseelt nur ein Gedanke: der Gedanke
an Dich. Du hast n«ine Zukunft in der Hand. Du vermagst nur
Leben oder Tod zu geben.
Verzeihe mir das offene Bekenntniß meiner Gefühle und habe
Mitleid mit Deinem armen Freuude!"
Aehnliche Briefe empfing Leonie vom Professor in großer Anzahl.
Sie behandelten fast stets denselben Gegenstand, nämlich die glühende
Leidenschaft, die er für sie gefaßt hatte, und enthielten Liebesbetheuerungen
und Schwüre ewiger Treue.
Leonie nahm dieselben an und las sie mit jener befriedigenden Ge-
nugthuung, welche das Gelingen eines wohldurchdachten Planes verschafft.
Sie antwortete mit einer vorsichtigen Zurückhaltung. Sie erklärte, daß ihr
die Empfinduugen Nathers Freude bereiteten, und ließ ahnen, daß sie im
Grunde ihres Herzens seine Liebe erwidere, aber durch die bestehenden
Verhältnisse genöthigt werde, ihre Gefühle zu unterdrücken. Dadurch er-
reichte sie, daß der Professor in dein Vorhaben, sich von seinen ehelichen
Fesseln zu befreien, bestärkt wurde, während sie ihrerseits keine Ver-
pflichtungen ihm gegenüber übernahm und sich die Möglichkeit, ihn abzu-
weisen, wahrte. Außerdem konnten ihre Briefe, wenn sie zufällig in die
Hände seiner Frau geriethen, als Beweise einer edelmüthigen Opferwilligkeit
geltend gemacht werden.
Mit Frau Nather correspondirte sie während dieser Zeit ebenfalls
fleißig. Sie theilte ihr die Neuigkeiten von Mönchberg mit und erzählte
von ihren Erlebnissen. Frau Rather war ihr dafür dankbar und rttbmte
die natürliche Offenheit ihres Charakters.
So vergingen die Wintermonate, und der März kam heran. Leonie
hatte längere Zeit an einem heftigen Bronchialkatarrh gelitten, und der
Arzt verordnete ihr eine Reise nach dem Süden. Frau Nather war zu

ihr geeilt, um bei ihrer Pflege behilflich zu sein; sie wohnte bei Leonie
und verweilte daher fast den ganzen Tag in ihrer Nähe. Durch den be-
ständigen Verkehr wuchs ihre Zuneigung, da Leonie bestrebt war, sich stets
in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen, und Alles vermied, was einen
Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit erwecken konnte.
Da der Professor und seine Gattin für die Osterferien einen mehr-
wöchentlichen Aufenthalt in Italien planten, so wurde Leonie eingeladen,
sich ihnen anzuschließen, um im sonnigen Süden die Spuren der über-
standenen Krankheit zu tilgen.
Die beiden Damen reisten über Wien, wo sie mit dem Professor
zusammentrafen, nach Trieft. Dort wurde einer der überseeischen Dampfer
des österreichischen Lloyd bestiegen und die Fahrt nach Corfu angetreten.
Das Wetter war prachtvoll, die Luft klar und rein, und eine milde
Frühlingssonne verbreitete eine angenehme Wärme und gestattete den Auf-
enthalt auf dem Verdeck. Das Meer war spiegelglatt, das Schiff groß,
geräumig, vortrefflich gebaut, bequem eingerichtet und mit allem Comfort
versehen und ging leicht und rasch seinem Ziele zu.
Die Zahl der Mitreisenden war gering, da um diese Jahreszeit nur
wenige Personen nach dem Orient gehen. Die kleine Gesellschaft der
Passagiere der ersten Kajüte lernte sich rasch kennen; sie bestand aus zwei
jungen Archäologen, welche nach Athen fuhren, um dort Studien zu machen,
einem in Alexandria lebenden deutschen Kaufmann, der seine Heimat be-
sucht hatte und wieder nach Egyvten zurückkehrte, einem reichen Russen,
welcher an der Schwindsucht zu leiden glaubte und deshalb seit Jahren
fast immer auf der See war, einem griechischen Arzt, der in Wien seine
medicinischen Studien vollendet hatte, und mehreren Geschäftsleuten aus
Trieft, die sich von den Uebrigen fern hielten. Dazu gefeilten sich bei
Tisch die beiden Kapitäne und der Arzt des Schiffes, welche auf die
Fragen der Reisenden bereitwillig Auskunft gaben.
Frau Rather und Leonie waren die einzigen Damen an Nord, und
die Letztere erregte auch hier durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit
die Bewunderung Aller. Sie trug auf dem Llavier des Salons einzelne
Bruchstücke aus heiteren Operetten vor, die sie im Gedächtnis; hatte, sang
schottische Volkslieder, die durch den weichen Schmelz ihrer Stimme eine
große Wirkung hervorbrachten, jodelte, lachte, pfiff, tanzte und riß Alle zur
ausgelassenen Lustigkeit hin. Die Schiffs-Offiziere erklärten, daß sie noch
niemals eine so heitere Gesellschaft von Passagieren auf dem Schiffe gehabt
hätten, als auf dieser Fahrt, und bedauerten, daß Leonie dasselbe schon
in Corfu verließ.
Die Insel Corfu ist ein kleines Paradies auf Erden. Der Boden
besitzt eine überquellende Fruchtbarkeit, und die Landschaft gleicht im Früh»
ling einem blühenden Garten. Breite, zerklüftete Oelbäume in wunderlichen

Formen, Orangen-Haine mit ihren goldfarbigen Früchten, Weingehänge,
Agaven und Cacteen bieten dein Auge ein wechseluolles Vild.
Bewaldete Anhöhen nnd Berge umsäumen das Eiland und fallen an
einzelnen Stelleu in schroffen, wildromautifcheu Felsenpartien zum Meere
ab. Der Insel gegenüber breitet sich die Küste Albaniens mit ihren weilen
Ingdtriften und schneebedeckten Bergen aus, während gegen Süden die
Inseln Paros und Antiparos den Horizont begrenzen.
Der Professor hatte in dem am Schloßplätze gelegenen großen Hotel
Zimmer bestellt. Man inachte täglich Ausflüge zu Fuß und zu Wagen,
durchstreifte die Insel nach allen Richtungen, besuchte die berühmten Aus-
sichtspunkte, vor Allem das Feenschloß von Gasturi, wo die ewig jugend-
liche Kaiserin von Oesterreich in stiller Einsamkeit ihren früh verstorbenen
Sohn beweint, die Anhöhe von Pelleka, die Myrten und Orangen von
Benizza, den im Meere liegenden Felsen von Pontikonin, den man für das
versteinerte Schiff des ^dvsseus hält, mit seinem kleinen Kloster, wo schmutzige
griechische Mönche einen süß schmeckenden Wein verschenken, und die Klippen
von Paläokastrizza.
Die Tage des Aufenthaltes in Eorfn verflogen rasch. Nur uugern
entschloß man sich zur Weiterreise. Leider war das Schiff, ein kleiner
italienischer Dampfer, welcher bis Briudisi benutzt wurde, überfüllt und
enthielt keine Sevnrat-Cabinen. Da Frau Rather uud Leonie nicht Lust
hatten, den allgemeinen Schlafraum für Damen zu benutzen, so zog man
es vor, auf dem Deck zu bleiben, nmsomehr, als die Nacht ziemlich mild
war. Leonie lehnte sich an den Professor an, der sie mit seinen Annen
umschlungen hielt. Sie schlief allmählich ein nnd ruhte an seiner Brust.
Frau Rather hatte sich abseits davon in der Nähe der Maschine einen
Sitz gewählt.
Bald nach Mitternacht traf man in Brindisi ein, von wo die Reise
mit der Eisenbahn nach Tarcnt fortgesetzt wurde.
Dieser „lachende Erdenwintel", wie ihn der römische Dichter Horaz
nennt, ist wie geschaffen zur behaglichen Ruhe nnd zum Genuß. Der
entzückende Golf mit seinem Reichthum nn wohlschmeckenden Fischen, seinen
Schalthieren und Austern, die nn Güte den englischen gleichen, die voll-
saftigen Gemüse nnd Früchte, welche die Gegend zeitigt, versorgen die Tafel
mit seltenen Leckerbissen. Die Spaziergänge am Meere entlang und durch
die Stadt, der Besuch der Kirchen und das Volksleben, welches zum Dheil
einen griechischen Charakter trägt, bietet ebenso viel Unterhaltung wie Be-
lehrung.
Man fuhr dann nach Salerno, wo einst die älteste medicinische Schule
Europas blühte, besuchte die Tempelniinen von Pästum, die wie Zeugen
einer sagenhaften Borzeit in die lebensvolle Gegenwart hineinreichen, nnd
nahm endlich einen längeren Aufenthalt in Amalfi.
Wem geht das Herz nicht anf, wenn er diesen lieblichen Fleck Erde

erblickt, wo die Ratur alle ihre Reize entfaltet? — Leute, welche die ganze Welt gesehen und die schönsten Punkte derselben kenneu gelernt haben, bekennen rückhaltlos, daß Amalfi nirgends seines Gleichen hat.
Es war Vollmond, als unsere Reisenden dort ankamen. Die Abende waren lauwarm, wie die Iulinächte im Norden. Der Professor und Leonie benutzten sie zu Spaziergängen nnd Vootfahrten, an denen Frau Nather nicht theiluehmen konnte, da sie in Folge einer Verletzung am Fuße, die sie sich in Pästum zugezogen hatte, das Zimmer hüten mußte.
„Welcher Frieden liegt über der See!" sagte Leonie, als sie wieder einmal allein im Rachen über die im Mondlicht glitzernde Wasserfläche dahinglitten. „Wie wohl wäre mir, wenn ich dort unten in der Tiefe läge!" —
„So jung und schön — und Todesgedanken?" erwiderte der Professor und sah sie fragend an.
„Ich sehne mich zuweilen recht sehr nach Ruhe. Ich möchte schlummern — immer, ewig, erlöst von bösen Gedanken, erhaben über Leidenschaften, will ich träumen. O könnte ich doch Manches vergessen aus meinem Leben, dessen Erinnerung ich nicht zu bannen vermag!"
„Leonie! Du sprichst, als ob Du eine Schuld auf Dich geladen hättest. Dn engelreiues Wesen bist ja die beste, edelste, tugendhafteste Frau, die es giebt!"
„Ich habe allerdings niemals ein Verbrechen begangen, für welches ich in den Augen der Menschen hätte bestraft werden können. Aber ich habe viel gefrevelt; denn ich war eitel, kokett, falsch und herzlos und habe denen, die mich liebten, weh gethcm."
„Kein Mensch ist frei von kleinen Schwächen. Wollte Gott, es gäbe keine größere Sünderin, als Dn bist!"
„Dn denkst über mich besser, als ich es verdiene, mein Freund! — Mich erfüllt ein maßloser Egoismns. Ich will glänzen, strahlen, bewundert werden, die erste Rolle spielen in der Gesellschaft. Diesem Phantom jage ich nach, ihm opfere ich Alles. — Ach, mein Thenrer!" fuhr sie nach einer langen Panse fort, „mir bangt vor meiner, vor unserer Zukunft! Welche Kämpfe stehen uns bevor! — Wäre es nicht besser für uns Alle, wenn wir heute ein Ende machen? Im Tode werden wir vereint sein, da uns das Leben scheidet."
„Nnd Dein Kind?" erinnerte sie der Professor.
„Es ist wahr. Ich nmß leben —– für Emil. So »verde ich denn meinen Weg weiter wandern, wie es das Geschick will. Vergiß, was ich gesprochen habe, und verlaß mich nicht."
„Habe Geduld, Vertrauen und Muth, Leonie! dann werden wir unser Ziel erreichen!" —
Rather vermied es, mit seiner Frau allein zu sein: er wich ihr scheu ans, weil er fürchtete, daß sie in seiner Seele lese. Manchmal schien es.

als ob er ihr Alles gestehen wolle, um von ihr die freiwillige Zustinnmmg
zur Lösung ihres ehelichen Bundes zu erflehen; aber dann fehlte ihm wieder
der Muth dazu.
„Meinst Du nicht," sagte er eines Tages zu Leonie, „daß es am
besten 'ist, wenn ich meiner Frau offen und ehrlich bekenne, daß ich Dick
liebe?" —
„Damit wäre Alles verdorben und unser Zusammenleben zerstört.
Unsere Reise fände ein plötzliches Ende; denn Jeder von uns Dreien müßte
allein nnd nach einer anderen Richtung abgehen. — Und wie würden die
Leute über mich herfallen! Jeder würde sagen, daß ich Dich Deiner Frau
weggekapert hätte. Eine Vereinigung zwischen uns wäre damit, wenigstens
für längere Zeit, unmöglich gemacht." —
Sie verließen bald darauf Analst und begaben sich nach Sorrent und
von dort nach der Insel Capri. Auch hier waren Leonie und Rather auf
ihren Spaziergängen fast immer allein, da seine Frau ihren tranken Fuß
noch schonen wollte und deshalb im Gasthofe zurückblieb.
Daran schloß sich ein mehrtägiger Aufenthalt in Neapel, der zur Be-
sichtigung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten und zu Ausflügen in die
schöne Umgebung verwendet wurde. Man besuchte die aus dem Schutt der
Jahrtausende wieder ausgegrabenen Nömerstädte Herculanum und Pompeji,
machte eine Wagenfahrt nach dem Observatorium, welches auf dein Sattel
des Vesuv errichtet worden ist, und von dort zu der Drahtseilbahn und
ließ sich von ihr auf den Gipfel dieses Berges tragen, um den feuerspeienden
Krater in unmittelbarer Nähe zu betrachten. Auch die entzückenden
Spazierfahrten nach dem Posilip und San Martino, sowie nach dem
Kloster Camaldoli, von wo man eine großartige Rundsicht genießt, wurden
nicht vergesse».
Abends wurden die Vorstellungen in San Carlo oder einem der kleinen
Volkstheater besucht, auf den Straßen herumgewandert, oder der Einladung
einer befreundeten Familie, ivelche der Professor von früher kannte, Folge
geleistet. Leonie war von Reapel des Lobes voll, wie Jeder, welcher diese
an Genüssen reiche Stadt zum ersten Male sieht.

VII.

Eines Tages saß man im Caf6 Toledo, als Frau Rather ihren Mann
auf einen jungen Herrn an einem der nächsten Tische aufmerksam machte,
welcher unverwandt zu Leonie herüberstarrte.
„Ist das nicht der Mnrchese Nizo?" fragte sie mit einem leisen Tone
der Unsicherheit.
In diesem Augenblick bemerkte derselbe, daß er beobachtet wurde, und
wandte sich verlegen ab. Er befand sich in Begleitung einer auffallend

gekleideten, stark geschminkten Dame, welche sich durch alle Mittel der Kunst
ein jugendliches Aussehen zu verschaffen bemüht war.
Nach einer Weile, in der er einen Entschluß gefaßt hatte, erhob er
sich und kam zum Professor und seiner Gattin, um sie als alte Bekannte
zu begrüßen. Dann bat er darum, Leonie vorgestellt zu werden, und
wechselte mit ihr einige Worte über ihre Reisepläne und die Vergnügungen
von Neapel.
Nach wenigen Minuten kehrte er zu seiner Dame zurück, mit der er
bald nachher das Local verließ.
„Wer ist diese Dame?" fragte Frau Rather den bedienenden Kellner.
„Es ist die Prima Ballerina von unserem Ballet, die Tänzerin
Serena, und ihr Begleiter ist ein reicher Graf aus Rom, welcher ihr
Brillanten schenkt und von Jedermann ausgelacht wird," antwortete er.
„Woher kennt Ihr den Marchese?" wandte sich Leonie an Frau
Rather.
„Seine Mutter ist meine Jugendfreundin. Wir wurden in demselben
Pensionat erzogen. Ihr Pater war der verstorbene Graf Welzheim, der
ehemalige Minister-Präsident. Sie verheirathete sich mit dem Marchese
Nizo, dem Vater des jungen Hern,, den Du soeben gesehen hast, als der-
selbe der Gesandtschaft bei uns zugetheilt war. — Ihre Ehe war leider
nicht glücklich. Sie wurde geschieden, zwar nicht gerichtlich; aber die beiden
Gatten leben seit nahezu zwanzig Jahren getrennt. — Er hat eine glänzende
Carriere gemacht und nimmt jetzt eine hervorragende Stellung im Ministerium
in Rom ein; aber sein wüstes Leben, seine Verschwendung und Maitressen-
Wirthschaft bilden das Stadtgespräch und bereiten seiner verlassenen Frau
vielen Kummer. Sie hat sich auf ein Gut iu der Nähe von Mönchberg
zurückgezogen, wo sie bei Verwandten ein bescheidenes Dasein führt. Ihr
Sohn hat seine Erziehung in Deutschland erhalten und befindet sich erst
seit einigen Jahren bei seinem Vater. Hoffentlich nimmt er sich nicht ihn
zum Vorbild!"
„Das scheint allerdings der Fall zu sein, wenn man nach der Ge-
sellschaft, in der er sich bewegt, urtheilen darf," meinte der Professor.
„Er ist jung und schön. Der Jugend ist etwas Leichtsinn erlaubt,"
entschuldigte ihn Leonie.
„Er ist kaum 24 Jahre alt und geht bereits gebeugt mit vornüber-
geneigtem Oberkörper, wie ein Greis," sagte Nather. — „Was hat er
denn eigentlich gelernt? Welchen Beruf hat er gewählt?" wandte er sich
dann au seine Frau.
Sie sah ihn verwundert an und erwiderte mit scharfem Spott: „Du
sprichst von ihm, wie von dem Sohne eines Bauern. — Er ist Cavalier
und wird einst das große Vernwgen seines Vaters erben. Vielleicht ver-
schafft ihm derselbe durch seinen Einfluß die Stelle eines königlichen Kammer-
Herrn oder einen Gesandten-Posten an einem kleinen Hofe!"

Am folgenden Tage inachte der Marchese Rizo den Reisenden in dein
Hotel, in dem ne abgestiegen waren, einen Besuch. Sie waren gerade im
Begriff, einen Ausflug nach Vajä zu unternehmen. Er wurde daher aufge-
fordert, mitzufahren, und erhielt seinen Platz im Wagen Leonie gegenüber.
Ter Weg führt immer am Meere entlang und gewährt entzückende
Blicke auf den Golf von Neapel und seine Umgebung, auf Capri und die
weiter draußen liegenden Inseln Ischia und Procida. Aber weder der
Marchese noch Leonie schienen dafür Augen zu haben; sie vertieften sich in
ein Gespräch über die Schönheit der italienischen Frauen, und der Erstere
fand dabei Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß er darüber bereits reiche
Erfahrungen gesammelt habe.
Man besichtigte unterwegs Pozzuoli und seinen ausgebrannten Krater
und fuhr dann weiter nach Vajä, zur Zeit der Römer der berühmteste
Badeort der Welt, jetzt ein elendes, schmutziges Fischerdorf.
Grell aufgeputzte, häßliche Mädchen, deren Iugendblüthe längst ver-
schwunden war, tanzten vor den Fremden Tarantella, und eine neapoli-
tanische Musikbande spielte bekannte Volksweisen. Auf Veranlassung des
Marchese ging sie später zu Tänzen über, und die anwesenden Gäste be-
trachteten dies als eine Aufforderung, sich im Kreise zu drehen.
Leonie und der Marchese nahmen ebenfalls daran Theil; er hatte
sie fest an sich gepreßt, und sein Mund berührte fast ihr Gesicht. Ihre
Wangen glühten vor Freude und Aufregung. Aus der Art, wie der
Marchese seine Tänzerin hielt und sich bewegte, konnte man bald erkennen,
daß er eingebende Studien auf den Bällen der Pariser Tennmonde
gemacht hatte.
Ter Professor ärgerte sich über sein Venehmen und drängte zum Aufbruch.
Auf der Rückfahrt setzten Leonie und der Marchese ihre lebhafte
Unterhaltung fort. Sie war sehr ausgelassen, neckte ihn mit seinen
Eroberungen bei den Tamen, deren er sich rühmte, und fragte ihn, ob er
dieselben der Ungezwungenheit verdanke, mit welcher er tanze. Ter
Marchese richtete verzehrende Blicke auf sie und musterte ihre Gestalt mit
einer frechen Lüsternheit, die dem Professor aufsiel.
Beim Abschiede küßte er den Tamen die Hand und sprach die
Hoffnung aus, daß e> ihm vergönnt sein möge, noch öfter in ihrer Gesell-
schaft zu verweilen. Als er hörte, daß für den folgenden Tag die Abreise
nach Sicilien festgesetzt sei, erklärte er, daß er seit langer Zeit beabsichtige,
dieses Land zu besuchen, und gern bereit sei, mit ihnen zu reisen; aber
der Professor lehnte seine Begleitung mit höflicher Entschiedenheit ab.
„Nun denn! Auf Wiedersehen in Rom!" rief er ihnen zu, als sie
sich am andern Tage einschifften, und warf Leonie dabei einen uielfagenden
Blick zu.
„Ich wünsche, daß Ihr diesem Menschen aus dem Wege geht,"
bemerkte der Professor, nachdem sich der Marchese entfernt hatte.

Sie fuhren nach Messina, betrachteten diese Stadt, die hauptsächlich
den Handelsinteressen dient, und ihre Sehenswürdigkeiten, und reisten
dann weiter nach Taormina.
Hoch auf einein fast bis zum Meere vorgeschobenen Bergrücken gelegen,
zu welchem eine kunstvoll angelegte, in zahlreichen Windungen «erlaufende
Straße führt, im Anblick des schneebedeckten Aetna, der nur wenige Meilen
entfernt ist, und der langgestreckten Küsten Ealabriens und Siciliens, bildet
dieser Ort mit den alterthümlichen Fayaden seiner Häuser, den Ueberresten
gothischer und romanischer Architektur, dem wunderlichen Winkelwerk seiner
Gätzchen und Höfe und seinen Citrouen- und Orangengärten ein beliebtes
Standquartier für Maler.
Unsere Reisenden fanden hier eine kleine Gesellschaft von Künstlern
und Litteraten, mit denen sie bald bekannt wurden. Der Präsident der-
selben war ein deutscher Landschaftsmaler, der sich in Taormina ein Heim
gegründet hatte. Seine Vilder besaßen zwar keinen bedeutenden künstleri-
schen Werth; aber sie wurden von den durchreisenden Engländern zu hohen
Preisen gekauft. Er genoß in Folge dessen ein großes Ansehen bei den
Einheimischen, während die Fremden in ihm einen gefälligen Führer und
Vermittler sahen.
Er war unverheirathet, bereits in vorgerücktem Alter und galt als
wohlhabend. Sein Aeußeres war nichts weniger als angenehm; er litt an
einein chronischen Augenkatarrh und wurde dadurch veranlaßt, Imnfig das
Taschentuch zu gebrauchen; zudem ließ die schlaffe Museulatur seines Gesichts
den Speichel beständig aus dem Munde rinnen. Auch hatte er die wider-
liche Gewohnheit, zu schnupfen, die ihm angeblich von seinem Arzt empfohlen
worden war.
Leonie wurde von ihm sehr ausgezeichnet, und er erbot sich, ihr die
schönsten Aussichtspunkte zu zeigen. Man besuchte das antike griechische
Theater, welches ebenso durch die Großartigkeit seiner Ruinen, wie durch
seine Lage auf einer Anhöhe, von der aus der Mick das Meer und das
Land in weitem Umkreise beherrscht, einen majestätischen Eindruck macht.
Leonie betrat die ehemalige Bühne und trug auf Bitten der Gesellschaft
einige deutsche und italienische Lieder vor. Ter bestrickende Wohllant ihrer
Stimme fand allgemeine Anertennnng, nnd die unnachalnnbare Aknstit des
Theaters brachte jeden Ton derselben in allen Tbeilen des weiten Huhorer-
raumes zur vollen Geltung.
Am Abend wurde den Fremden ein Ständchen gebracht, welches von
den Sängern des Ortes veranstaltet wurde. Die Letzteren wnrden nachher
eingeladen, an einer Bowle, die ein in diesen Dingen erfahrener Jüngling
vom Rhein gebraut hatte, theilzunehmen.
Der Weiu erwärmte die Geinüther nnd stimmte lustig. Der alte
deutsche Maler machte Leonie den Hof und gab sich alle erdenkliche Mühe,

ihr zu gefallen. Sie lachte dazu und nahm seine Scheine mit liebenswürdigem Humor auf.
„Schöne Dame! Ich biete Ihnen mein Tusculum als Wohnsitz an, wenn Sie sich entschließen, für immer hier zu bleiben," flüsterte er ihr zu.
„Ich nehme es an unter der Bedingung, daß ich es allein — ganz allein — bewohnen darf," erwiderte sie.
„Ein kleines Plätzchen für mich werden Sie nur doch gönnen in «reinem Hause — und in Ihrem Herzen?" flirtete er weiter.
Sie schlug ihm mit ihrem Fächer auf den Mund und sab ihn schelmisch an.
Am anderen Vormittag war der Professor beschäftigt, Briefe zu schreiben, als der Maler erschien, um Leonie zu einen« Spaziergange abzuholen. Da Frau Rather das Vedürfniß nach Ruhe vorschützte, so wanderten die Beiden allein fort.
Der Maler fülirte Leonie in seine Wohnung, um ihr seine Studien und eine Auswahl von Photographien, die er gesammelt hatte, zu zeigen. Jedes Stück, das ihren Beifall fand, machte er ihr zum Geschenk. So kehrte sie denn, mit Schätzen reich beladen, zu ihren Reisegefährten zurück.
„Der alte Mann ist total verliebt in mich. Wunderst Du Dich nicht über einen solchen Narren?" sagte sie lachend zum Professor.
„Nicht so sehr, als über Dich, daß Du die faden Schmeicheleien dieses ekelhaften Menschen erträgst und von ihm Geschenke annimmst," antwortete er.
„Seine Worte verfliegen in der Luft; aber seine Bilder werden mir eine köstliche Erinnerung an den hiesigen Aufenthalt sein," bemerkte sie hierauf.
Bon Dnormina ging die Reise weiter an den Bädern der heiligen Benns zu Acireale vorüber nach Catania und dann nach Syrakns, wo die spärlichen Ueberrestc des Alterthums betrachtet und die Quelle der Arethusa, das sogenannte Ohr des Dionysins, des „Tyrannen", besucht wurde. Hierauf folgten Abstecher zu den Ruinen von Girgenti und nach S'linunt, und dann hielt man längere Rast in Palermo.
Die Damen wünschten, sich von den Strapazen der vorangegangenen Touren zu erholen, und der Professor erklärte, daß er die Notizen, welche er gemacht hatte, sichten und prüfen müsse. Man beschränkte sich daher auf einige Ausflüge in die Umgegend, besuchte Monreale und das Kapuzinerkloster und wanderte in den Straßen und Kirchen Palermos umher.
Unter den Briefen, welche für Leonie eintrafen, befand sich auch einer, welcher den Poststempel von Rom trug. Da sie bemerkte, daß ihre Reisegestünten darüber verwundert waren, so erklärte sie mit scheinbarer Unbefangenheit, daß das Schreiben vom Marchese Rizo sei.
„Wie kann dieser Mensch die Keckheit haben. Dir zu schreiben," rief der Professor entrüstet aus.
„Er hat mich um die Eäaubniß dazu gebeten, und ich hatte keinen Grund, sie zu verweigern," antwortete sie kurz.

„Ich halte es für unpassend, wenn eine junge, schöne Dame mit
jedem Herrn, dessen flüchtige Bekanntschaft sie auf der Reise macht, einen
Briefwechsel beginnt," erwiderte der Professor.
Er war mißgestimmt und wandte sich ab. Bald darauf verließ er
das Hotel und machte einen mehrstündigen Spaziergang.
Als er zurückkehrte, fand er Leonie allein zu Hause, da seine Frau
ausgegangen war, um einige Bilder in einer dortigen Privatgalerie zu
betrachten. Sie kam ihm freundlich entgegen und fragte in bescheidenem
Tone:
„Zürnst Du mir noch, mein lieber Freund?"
Dabei setzte sie sich auf seinen Schooß und schlang ihre Arme um
seinen Hals.
„Du mußt Geduld haben mit Deinem ungezogenen, eigensinnigen
Kinde! Verzeihe mir, wenn ich Dich betrübt habe! Ich will von nun
an recht artig und folgsam sein," fuhr sie fort und küßte ihm die Stirne
und den Mund. „Wenn Du es wünschest, werde ich den einfältigen Brief
des Marchese gar nicht beantworten."
„Ich bitte Dich darum — um Deinetwillen."
Damit war die Versöhnung zwischen ihnen wieder hergestellt.
Am folgenden Tage verließen sie Palermo und fuhren mit einem
italienischen Dampfschiffe über Eagliari nach Liuorno. Es war ein altes
schlechtes Fahrzeug, welches seine letzte Reise inachte und darnach außer
Betrieb gestellt werden sollte. Da es fast gar keine Ladung hatte, so war
es den Schwankungen des Meeres widerstandslos überlassen.
Die See war sehr bewegt, und gegen Abend erhob sich ein heftiger
Sturm. Die Wogen bauten sich zu Bergen ans, zwischen denen das Schiff
zu verschwinden schien. Es stampfte und rollte und äch,te und stöhnte,
und jeden Augenblick erwartete man, daß es zerbersten werde.
Das Wasser spritzte über Bord und bespülte das Hinterdeck. Im
Speisesalon klirrten Teller nnd Gläser, und in den Kajüten wurden die
Waschschüsseln auf den Boden geworfen und zerbrachen.
Frau Nather, welche schon seit längerer Zeit an einem Magenübel
litt, wurde von der Seekrankheit so schwer ergriffen, daß sie sich dem Tode
nahe glaubte. Sie bat ihren Mann, bei ihr zu bleiben und ihr beizustehn;
aber er wurde durch die Sorge um Leonie in Anspruch genommen.
Diese weinte und jammerte nnd machte dem Professor Virwürfe,
daß er sich nicht besser über die Qualität des Schiffes unterrichtet habe;
dann umschlang sie ihn wieder mit ihren Armen und erdrückte ihn mit
Küssen. Sie erklärte, daß sie ihn aus ihrer Cabine nicht fortlasse-, denn
sie fürchte sich, allein zu bleiben, und wolle mit ihm vereint sterben.
Gegen Morgen ließ das Unwetter nach, und als man in Cagliari
ankam, hatte die Sonne die Wolken zertheilt. Die Reisenden gingen an's
Land und durchwanderten die Stadt, die mit ihren steil ansteigenden, für

Fuhriverk fast unwegsamen Straßen und Gassen an den Abhang eines
Berges angelehnt ist, auf dessen Höhe eine Promenade verläuft, welche
eine großartige Rundsicht gewährt über die gebirgige Formation der Insel
Sardinien, über die Bucht von Cagliari und weit in's Meer hinaus.
Die Fahrt nach Livorno war ein wenig ruhiger, als während der
vorhergegangenen Nacht. Alle frohlockten, als Livorno in Sicht km». Die
Reisenden erholten sich rasch von den Nachwehen der überstandenen See-
krankheit und begaben sich über Pisa, wo man einen Tag rastete, nach
Floren?.
Hier trennte sich der Professor von den Damen und reiste allein nach
Verlin zurück, da die Ferien zu Ende waren und er seiue Vorlesungen
wieder eröffnen mußte.
„Denke an mich uud thue, was Du planst; aber laß mich außer
Spiel und nenne meinen Namen nicht!" raunte ihm Leonie zu, als er sie
beim Abschiede umarmte. „Ich werde bei Deiner Frau bleiben, dmnit
nieder sie noch die übrigen Menschen in mir die Ursache Eurer bevor-
stehenden Scheidung sehen. Ich erhalte dadurch zugleich Gelegenheit, ihr
Verhalten gegen die Vorschläge, die Du ihr machen wirst, kennen zu lernen
und zu beeinflussen." —

VIII.

Frau Rather und Leonie lebten im besten Einvernehmen. Jedermann
hielt sie für Mutter und Dochter. Sie fchwelgten in den unerschöpflichen
Kunstschätzen des Pnlazzo Pitti uud der Uffizien, nnternahmen Spazier-
fahrten nach de» Cascinen, nach San Miniato nnd Fiesole, promenirieu
auf der prachtvollen Viale dei Colli und besuchten den Dom nnd die
übrigen sehenswerthen Kirchen von Floren-.
„Ich habe soviel von dem schönen Italien gesehen," sagte Leonie.
„Nur Rom, die Krone des Ganzen, kenne ich nicht. Wie bedauere ich
das!" wiederholte sie bei verschiedenen Gelegenheiten.
„Dein Wunsch soll erfüllt werde«, mein Kind! Wir reifen morgen
nach Rom. Es wäre eine Sünde gegen den guten Geschmack, wenn wir
von hier aus die ewige Stadt nicht besuchen würden."
„Herzlichen Dank, liebe Mama! Darf ich den Marchefe von unserer
Ankunft benachrichtigen? Er wird sich darüber sehr freuen — und uns
in Rom herumführen," seMe sie zögernd hinzu.
„Wie Du willst!" antwortete Frau Rather. „Doch thue es lieber
nicht!" sehte sie nach einer Weile hinzu. „Mein Mann könnte es erfahren,
und er will nicht, daß wir »nt dem Marchese verkehren."
„Was hat er denn gegen ihn? — Rizo ist ein vornehmer, artiger Herr."
„Auch ich finde ihn liebenswürdig; nur ist er etwas frei in feinem
Benehmen — gegen Damen."

„Ach was! Wir sind keine Kinder und brauchen die Lehren des Herrn
Professors nicht!" erklärte Leonie entschlossen. „Wir können umgehen, mit
wem wir wollen. — Uebrigens wird Dein Mann gar Nichts davon er-
fahren. Ist es denn nothwendig, daß wir ihm von unserm Aufenthalt in
Rom erzählen? Am besten ist es, wenn wir darüber schweigen."
Die Damen trafen in Rom ein und wurden am Vahnhofe vom
Marchese empfangen, der durch eine Depesche von Leonie von ihrer Ankunft
verständigt worden war. Er brachte sie in einen Gasthof, besorgte ihnen
gute Zimmer und wurde ihr steter Begleiter vom früheu Morgeu bis zum
späten Abend
Sie besuchten die Vaticanischen Museen, die Peterskirche, das Capitol,
das Forum Nomanum und die römischen KaiserpMste und machten Aus-
flüge in die Campagua und nach Fraseati. Da Frau Nather diese Orte
schon früher gesehen hatte, so ersparte sie sich manchen Weg, der für sie
ermüdend war, und ließ Leonie mit dem Marchese allein wandern. Die
Letzteren waren erfreut, wenn sich ihnen Gelegenheit bot, sich ungestört
sprechen zu können, und trachteten, sie so oft als möglich herbeizuführen.
Sie wurden allmählich vertrauter und verkehrten mit einander, als
ob sie sich seit Jahren kannten. Er sagte ihr Schmeichelnamen und
pries ihre körperlichen Reize; sie lachte und scherzte mit ihm und fragte
ihn, ob er schon viele Damen geküßt habe, und ob ihnen dabei sein teck
nach aufwärts gedrehter Schnurrbart nicht weh thue. Der Marchese ant-
wortete darauf, indem er ihre Taille umfaßte und einen Kuß auf ihren
Mund preßte. Sie gab sich deu Anschein, als ob sie darüber empört sei,
und machte ihn: Vorwürfe; aber sie verzieh ihm bald und sprach nach
wenigen Minuten wieder ebenso freundlich mit ihm wie vorher. Der
Marchese wurde dadurch ermuthigt, seinen Versuch bei nächster Gelegenheit
zu wiederholen.
Er wurde von Tag zu Tag zudringlicher gegen Leonie, und sie unter-
ließ es, ihn mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Als sie mit ihm im alten
Park der Villa Aldobraudini zu Frascati wandelte, unternahm er, da Frau
Rather im Schlosse zurückgebliebeu war, einen stürmischen Angriff auf
ihr Herz.
„Ich liebe Sie mit der ganzen Gluth der Jugend und mit dem heißen
Vlut meiner Nation, Leonie!" rief er aus und sank vor ihr auf die Kuiee.
„Ich muß Sie vollständig besitzen, oder ich kann nicht leben."
„Stehen Sie auf, Marchese! Man darf uns nicht in dieser Situa-
tion sehen!" erwiderte sie. Nachdem er sich erhoben hatte, fuhr sie fort:
„Eine Heirath zwischen uns ist unmöglich. Sie haben keine Stellung, kein
Amt, kein Einkommen, keine Selbstständigkeit. Sie sind gänzlich abhängig
von Ihrem Vater, leben von dem, was er Ihnen freiwillig giebt. Weder
er, noch Ihre Mutter werden ihre Zustimmung zu unserer Verehelickung
geben. Welchen Zweck hat also Ihr Antrag?"

„Haben Sic Mitleid mit mir! Erbarmen Sie sich meiner!" flehte
er sie an. „Seien Sie nicht hart und grausam! Stoßen Sie mir nicht
den Dolch in die Brust!"
„Ich verstehe Sie nicht. Was wollen Sie von mir?" erwiderte sie
kalt und beschleunigte ihre Schritte, um zu ihrer mütterlichen Freundin
zurückzukehren.
Sie erzählte ihr die Scene mit dem Marchese, nachdem sich derselbe
entfernt hatte.
„Ich habe dies vorausgesehen," sagte Frau Rather, „denn Du hast
ihm zu viele Freiheiten gestattet. Weuu eine Dame mit einem Herrn
kokettirt, muß sie den Muth und die Kraft haben, demselben ein Halt zu-
zurufen, wenn er die Grenzen des Erlaubten überschreitet. — Uebrigens
erledigt sich die Angelegenheit des Marchese sehr einfach, indem nur morgen
schon Rom verlassen."
„Schon morgen?" warf Leonie schüchtern ein.
„Ja," erwiderte Frau Nather fest und bestimmt.
Als der Marchese am folgenden Tage die Damen im Hotel aufsuchte,
wurde ihm mitgetheilt, daß sie im Begriff seien, nach Venedig abzureisen.
Er bat Frau Nather um eine vertrauliche Unterredung, die sie ihm sofort be-
willigte. Sie erwartete, daß er ihr seine Neigung zu Leonie bekennen und
sie um Förderung seiner Heirathspläne ersuchen werde. Statt dessen sagte
er ihr:
„Gnädige Frau! Ich hatte das Glück, Sie und die Frau Baronin
in Nom begleiten zu dürfen. Das war mir eine große Ehre und ein un-
vergeßliches Vergnügen, wofür ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank aus-
spreche. — Sie hatten ferner die Güte, mich täglich zum Diner und zum
Dejeuner einzuladen. Damit haben Sie nur eine Beschämung bereitet,
da ich als Herr eigentlich die Verpflichtung hatte, die Damen als meine
Gäste zu betrachten. Aber ^ie kennen meine finanziellen Verhältnisse und
wissen, daß ich noch kein selbstständiges Einkommen besitze; damit bin ich
hinreichend entschuldigt. — Ich spreche zu Ihnen, wie zu meiner Mutter;
denn Sie sind deren Freundin und somit auch meine mütterliche Freuudiu."
„Vertrauen Sie mir, Marchese! Ich werde Ihnen in der Angelegen-
heit, um die es sich haudelt, meinen Nath erthcilen, wie es in Ihrem
Interesse liegt — und im Sinne Ihrer guten Mutter."
„So darf ich reden? — Ich befinde mich iu eiuer peinlichen Lage.
Ich hatte in letzter Zeit große Ausgaben, muhte Ehrenschulden decken, —
und habe im Äugenblick nur wenige Franken bei mir. Ich muß aber so-
fort Geld haben. Es fehlt mir die Zeit, um ineinen Vater oder einen
meiner Freunde aufzusuchen. Gnädige Frau! Wolle» Sie mir aus dieser
Verlegenheit helfen?"
„Welche Summe verlangen Sie?" fragte Frau Nather im kühlen
Tone. „Noch Eins!" fetzte sie hin;u. „Da Sie das (>>eld sofort nöthig

haben, so scheint es, daß Sie hier in, Hotel davon Gebrauch machen
wollen?"
„Ich will es Ihnen offen bekennen. Ich habe mich entschlossen, mit
Ihnen nach Venedig zu reisen, und will die Summe zu diesem Zweck ver-
wenden."
„Ich bin gern bereit, Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen," erwiderte
Frau Rather und überreichte ihm dabei eine der Goldrollen, die sie in
einein dortigen Bankhause eingewechselt hatte, „aber nur unter der Be-
dingung, daß Sie diesen Plan aufgeben und uns nicht begleiten."
„Aber die Damen bedürfen des männlichen Schuhes auf der Reise,"
wagte der Marchese einzuwenden.
„Gegen Banditen schützen uns die Behörden dieses Landes, und gegen
Unverschämte — wir uns selbst," antwortete Frau Nather und erhob sich,
um ihm anzudeuten, daß sie dieser Unterhaltung ein Ende machen wolle.
Der Marchese verabschiedete sich von ihr und Leonie, vergaß aber,
die empfangene Goldrolle zurückzugeben.
Die Damen kannten Venedig bereits und hatten die dortigen Gemälde-
sammlungen bei einer früheren Anwesenheit besucht. Sie verzichteten daher
dieses Mal auf die Betrachtung von Bildern, zumal sie durch den Auf-
enthalt in Florenz und Rom mit Kunstgenüssen übersättigt worden waren.
Sie ergaben sich der wohlthuenden Ruhe, zu welcher Venedig einladet,
liehen sich auf der Gondel durch den Canale gründe und die Lagunen
wiegen, bewunderten den Dom von S. Marco und den Dogenpalast und
machten mit dem Segelboot Ausflüge nach dem Lido und den übrigen
Inseln. Dort prangten die Bäume und Sträucher im grünen Frühlings-
schmuck, und die Blüthen und Blumen verbreiteten einen berauschenden Duft.
Man war in der Mitte des Mai. Die Hitze des Tages wurde durch
erfrischende Ostwinde gemildert, und die Abende waren köstlich. Auf dem
Marcusplatze entwickelte sich ein interessantes Volksleben. Die Bevölkerung
strömte dort zusammen, um der Militärmusik zu lauschen und in einem der
elegant ausgestatteten Kaffeehäuser ein Grauito oder Gelato zu schlürfen.
Vom Professor hatte man seit mehreren Tagen keine Nachricht. Er
halte seine Ankunft in Berlin telegraphisch angezeigt und einige Briefe an
Leonie gerichtet, in denen er sie seiner unwandelbaren Liebe versicherte.
Sie waren ihr von Florenz aus nachgeschickt worden; doch sie hatte in
Rom keine Zeit gefunden, darauf zu antworten.
Da erhielt seine Fran folgendes Schreiben von ihm:
Liebe Marie!
Niemals in meinem Leben ist es mir schwerer geworden, die Feder
zu führen als in diesem Augenblick; denn ich bin in die Notwendigkeit
versetzt. Dir einen Schmer; zu bereiten, der Dich tief verwunden wird.

Verhältnisse, deren nllsführliche Darstellung mir heute aus verschiedenen Gründen unmöglich ist, zwingen mich, die Trennung unserer Ehe herbeizuführen. Frage nicht nach den Ursachen! Ich kann und darf Dir nichts Näheres mittheilen.
Unser Zusammenleben hat schon seit vielen Jahren nicht mehr den Charakter eines ehelichen Bündnisses, sondern nur noch den einer rücksichtsvollen Freundschaft. Den Gatten in mir hast Du somit längst verloren, bevor unsere Ehe gelost wird; "ein treuer, aufrichtiger Freund will ich Dir auch nach derselben bleiben, wenn Du mich dessen für würdig hältst.
Du verlierst auch durch die Trennung unserer Ehe Nichts, sondern gewinnst im Gegentheit die vollständige Freiheit! und ^Selbstständigkeit Deiner Bewegungen. Du wirst der Dir lästigen Verpflichtung, zuweilen bei mir in Berlin zu wohnen, überhoben und erhältst das Recht, zu reisen und zu leben, wo und wie Du willst.
Weise meinen Vorschlag nicht zurück; denn Du würdest mich damit namenlos unglücklich machen. — Ueberlege Alles mit Ruhe und Vernunft und beauftrage einen hiesigen Advocaten mit der Vertretung Deiner Angelegenheiten! — Ein formeller Grund ^für die Ehescheidung ist leicht gefunden, wenn wir Beide übereinstimmend erklären, daß wir eine unüberwindliche Abneigung gegen einander gefaßt haben.
Thue, was uns Beiden frommt, und verzeihe mir!
In pflichtschuldiger Ergebenheit
Julius Nather.
Frau Rather war wie betäubt, als sie diesen Brief las. „Träume ich oder wache ich?" fragte sie Leonie und überreichte ihr das Schreiben. „Schaue nach, ob es wirklich hier geschrieben steht, daß er sich von mir trennen will!"
„Es ist so," bestätigte diese.
„Aber weshalb?"
„Er schweigt darüber."
„Seit nahezu 17 Jahre» sind wir verheirathet. Wir haben uns an einander gewöhnt. Wir haben Leiden und Freuden zusammen getragen. Wir waren mit einander jung und sind allmählich alt geworden. Ich sab seinen wissenschaftlichen Ruhm sentstehen lund wachsen — und war swlz darauf, weil ich auch einen Theil davon in Anspruch nehmen durfte. Er handelt sehr undankbar gegen mich."
Sie seufzte tief auf. „Hätte ich jemals ahnen können, daß er die Opfer, die ich ihn: gebracht habe, einst in solcher Weise lohnen würde? — Was würde mein verstorbener Vater sagen, wenn er dies erlebt hätte? — Wie wird die Welt darüber urtheilen? — Ick, vermag den Gedanken

nicht zu fassen, daß ich nicht mehr seine Gattin sein, daß Alles zwischen uns ein Ende haben soll."
Sie brach in Thränen aus. Leonie suchte sie zu beruhigen. „Ertrage es würdig, und sei stark!" mahnte sie.
„Es ist Nichts geschehen, was diesen plötzlichen Entschluß erklärte oder rechtfertigte," fuhr Frau Rather fort. „Sollte er ein Liebesverhältnis; angeknüpft haben uud die Absicht hegen, sich wieder zu vermählen?"
„Vielleicht," sagte Leome. „Als ich bei Euch zum Besuch war, wurde mir erzählt, daß Dein Man» sehr befreundet sei mit der Schauspielerin Fred« Holm und sie täglich besuche."
Es vergingen mehrere Tage, ohne daß sich Frau Rather zu einem Entschluß aufraffen konnte. Sie sprach mit Leonie über die Angelegenheit, welche ihr rieth, sich in's Unvermeidliche zu fügen; aber sie schwankte nnd hoffte, daß die Trennung verhütet werden könne.
„Warum zögerst Du mit Deiner Einwillignng?" fragte Leonie. „Dein Stolz muß Dich auffordern. Dich nicht an einen Mann zu klammern, welcher das Band, das ihn an Dich fesselt, lösen will."
„Wohl wahr!" antwortete Frau Nnther. „Aber die Erinnerungen eines langen Lebens lassen sich nicht an einem Tage anslöschen. Ich habe diesen Mann geliebt — uud soll jetzt zusehen, wie eine Andere den Platz an seiner Seite einnimmt, der bisher mir gehörte! — Rein! Ich kann es nicht. — Ich will zu ihm reisen und deu Versuch machen, die Katastrophe zu verhüten."
Leonie zuckte höhnisch die Achseln. Räch einigen Tagen verließen die beiden Damen Venedig uud fuhren nach Mönchberg, wo Leonie zurückblieb. Frau Rather setzte uou dort aus die Reise allein fort und begab sich nach Berlin.

IX.

Der Professor war überrascht, als seine Gattin in seiner Wohnung erschien. Sie hatten eine lange Unterredung, in welcher sie ihn mit bewegten Worten bat, von seinem Vorhaben abzustehen. Aber er blieb fest in seinem Entschlüsse nnd erklärte ihr, daß sie das Unmögliche verlange; denn er müsse eine Pflicht erfüllen, der er sich nicht entziehen könne.
„Und hast Du vergessen, was Du nur einst geschworen hast?" fragte sie ihn.
„Du magst mich uerurtheileu und verdammen," erwiderte er. „Ich sehe ein, daß ich ein Unrecht gegen Dich begehe; aber ich kann nicht anders. Ich würde lieber den Tod suchen, als das bisherige Leben weiterführen. Wenn Du mich der Wissenschaft erhalten willst, so habe Erbarmen und gieb nur meine Freiheit zurück!"

„Ist es wahr, daß Du Dich mit einer Anderen verheirathen willst?"
„Ich kann Dir darauf keine Antwort geben; denn es ist nicht mein Geheimniß allein."
Frau Rather mußte erkennen, daß alle ihre Bemühungen, ihren Gatten umzustimmen, vergeblich waren. Mit schwerem Herzen gab sie endlich ihre Zustimmung zur Ehescheidung. Nachdem sie einen Advocaten mit den erforderlichen Vollmachten ausgestattet hatte, ihre Rechte zu wahren, reifte sie nach der Schweiz ab, um dort den Verlauf der Angelegenheit abzuwarten.
Da keine Kinder aus ihrer Ehe entsprossen waren und die Ordnung der finanziellen Verhältnisse keine Schwierigkeiten machte, so wurden die üblichen Formalitäten bald erledigt und schon nach wenigen Wochen vom Gericht die Trennung der Ehe auf ein Jahr ausgesprochen, welche nach dem Gesetz der endgiltigen Scheidung vorausgeht.
Leonie wurde von: Professor von allen Schritten verständigt, die er in dieser Sache unternahm. Sie erhielt auch sofort Nachricht, als die Entscheidung der Behörde erfolgte, und sandte ihm ihren Glückwunsch, während sie in einem Vriefe an Frau Nather ihr Bedauern äußerte, daß es zu keiner Versöhnung zwischen dieser und ihrem Gatten gekommen sei.
In der Oeffentlichkeit wurde die Ehescheidung des Professors Rather nicht besprochen, da die Zeitungen auf dessen Wunsch darüber schwiegen.
Seine Bekannten, die davon erfuhren, fügten, daß sie dies längst vorausgesehen hätten; denn seine Frau habe es nicht verstanden, ihm eine traute Häuslichkeit zu bereiten. In den gesellschaftlichen Kreisen Berlins wurde die Letztere nicht vermißt, da sie sich denselben längst entzogen hatte.
Der Schluß des Seinesters stand bevor, und der Professor verließ bald darauf die Stadt. Er begab sich in's Seebad Nordernen, wo Leonie mit ihrem Kinde bereits seit zwei Wochen verweilte. Er zeigte ihr seine Ankunft an, und sie empfing ihn mit inniger Wärme und Herzlichkeit.
Sie hatte in dem Hause, in welchem sie selbst wohnte, zwei Zimmer neben den ihrigen für ihn gemiethet. Als er sich darin heimisch machte, fiel ihm eine Schachtel mit Ligaretten in die Hände, welche der frühere Bewohner zurückgelassen hatte.
„Die hat der Marchese vergessen," sagte das Stubenmädchen, als er ihr die Cigaretten übergab.
„Wie hieß der Herr?" fragte der Professor.
„Marchese Rizo, glaube ich," antwortete sie. „Er ist heute Morgen mit dem Schiff abgereist. Er war nur drei Dane hier."
Als der Professor Leonie sah, fragte er sie:
„Du hast Besuch gehabt? Marchese Rizo war hier."
„Nicht meinetwegen. Er hat das Wettrennen in Hannover besucht, wie er mir erzählte, und nachher einen Ausflug hierher gemacht, weil er diesen berühmten Badeort noch nicht gesehen hatte. Es war ein Zufall, daß wir uns hier begegnet sind."

„Und war es auch ein Zufall, daß er neben Dir wohnte?
„Das wußte ich gar nicht. Ich kümmere mich auf Reisen niemals
darum, wer neben mir wohnt. Es steht Jedem frei, in demselben Hotel
abzusteigen, wo ich wohne, und Zimmer zu miethen, welche er will."
„Corresvondirst Du mit dem Marchese?"
„Wir haben einige Briefe gewechselt — über ganz gleichgiltige Dinge."
„Und macht Dir dies Vergnügen?"
„Es bringt einige Abwechselung in die Monotonie des Lebens."
„Hast Du ihm mitgetheilt, daß Du hier bist?"
„Das konnte er in jeder Badezeitung lesen, wo die Liste der hiesigen
Kurgäste veröffentlicht wird. Dein Verdacht ist kränkend, und ich bitte
Dich, dieses Gespräch zu beenden."
Sie schmollte, und er hatte Mühe, sie zu besänftigen. Er mußte sich
eingestehen, daß seine Verdachtsgründe geringe Beweiskraft hatten und
durch die Erklärung der Thatsachen, welche Lecmie gab, den Boden verloren.
Ihre Sicherheit und Unbefangenheit brachte ihm die Ueberzengung
bei, daß er ihr Unrecht gethan habe. Er suchte, dasselbe wieder gut zu
machen, indem er sie um Verzeihung bat und ihr erklärte, daß sein Ver-
trauen zu ihr unerschütterlich sei.
Er war nicht nach Norderney gekommen, um Leonie zu betrüben und
sich zu ärgern; er wollte glücklich inachen und glücklich sei». Wie hatte
er sich nach dem Augenblick gesehnt, da er, von den bisherigen Fesseln
erlöst, im Besitz der wiedergewonnenen Freiheit, ihr gegenübertreteu und
mit ihr in ungezwungener Weise verkehren konnte!
Es begann ein neues Leben für ihn. Er sah sich als Gatte einer
jungen, schönen Frau und Vater eines lieblichen Knaben. Eine heitere
Zufriedenheit, wie er sie niemals vorher empfunden hatte, erfüllte sein
Herz. Wie wohl fühlte er sich, wenn er, der gewohnt war, in seinem
einsamen Studirzimmer den Morgenkaffee, den ihm eine alte mürrische
Dienerin brachte, hastig hinunter zu schlürfen, mit Leonie und ihrem Kinde
beim gemeinsamen Frühstück saß. Mit vollendeter Anmuth erfüllte sie die
Pflichten der Hausfrau, während der kleine Emil auf seinen Beinen herum-
kletterte und allerlei kindliche Fragen an ihn stellte.
Dann kam die Unterrichtsstunde, welche Leonie demselben täglich in
den Künsten des Lesens und Schreibens ertheilte. Der Professor nahm
daran Theil uud rauchte dazu seine Morger-Cigarre, wahrend er die neueu
Zeitungen einer flüchtigen Durchsicht unterzog.
Hierauf ging man an den Strand, um zu baden. Emil war stolz
daranf, daß ihn der Professor mit sich in das Herrenbad nahm. Dort
durfte er lustig umherspringen und wurde nicht genöthigt, sich still zn ver-
halten, wie im Damenbade, das er mit seiner Mutter bisher besucht hatte.
Er ging mit seinem väterlichen Freunde in das tiefe Wasser hinein, machte

unter dessen Anleitung die ersten Schwimmuersuche und übte sich, die heranrollenden Wellen mit dein Rücken abzufangen.
Die Nachmittage verbrachte man am Strande, wo Emil im Sande spielte und kunstvolle Wasserleitungen anlegte oder Festungen baute. Zuweilen wurde eine Wagenfahrt in's Land hinein oder eine Bootfahrt mit dem Segelschiff unternommen oder ein Spaziergang am Strande entlang gemacht.
Von der übrigen Badegesellschaft hielten sich der Professor und Leonie fern. Sie fürchteten, Bekannte anzutreffen und dadurch in peinliche Erörterungen verwickelt zu werden.
Rather hatte das Bedürfnis;, mit seiner Familie, wie er sich ausdrückte, allein zu sein. Er kannte kein größeres Vergnügen, als mit Leonie und Emil zu plaudern. Täglich entdeckte er neue Vorzüge an seiner Angebeteten, und ihre lichtnmflossene Gestalt erhob sich mehr und mehr über alle Frauen, die er jemals gekannt hatte. >
Sie sprachen von der nächsten Zukunft und von den Verhältnissen, wie sie sich ihnen gestalten sollten.
„Binnen Jahresfrist wirst Du endlich meine Gattin sein," sagte Rather. „Wird es Dir schwer fallen, Mönchberg zu verlassen und zu mir nach Berlin zu übersiedeln?"
„O keineswegs! Ich freue mich darauf," antwortete Leonie.
„Gefällt Dir das kleine Haus, welches ich jetzt bewohne?"
„Es ist leider fehr entlegen von dem Mittelpunkte der Stadt, von der Oper nnd den guten Theatern. Auch würden wir Schwierigkeiten haben, dort große Gesellschaften zu geben, weil viele Leute den weiten Weg scheuen," entgegnete sie.
„Ich habe schon daran gedacht, es zu verkaufen, und bereits Unterhandlungen mit einem Käufer angeknüpft. Ich werde dazu hauptsächlich dadurch bewogen, weil die Instandhaltung des Hauses und Gartens enorme Kosten verursacht. Ich muh mich jetzt etwas einschränken."
„Weshalb?" fragte Leonie betroffen.
„Weil meine Einnahmen geringer geworden sind. Die Revenuen des bedeutenden Vermögens meiner Frau, welche bis jetzt zun» Theil für den gemeinsamen Haushalt verwendet worden sind, stehen seit unserer Trennung ihr wieder allein zur Verfügung."
„Durftest Du nicht auf einen Theil derselben Anspruch erheben? Besteht denn nicht Gütergemeinschaft zwischen den Ehegatten?" —
„Es widerstrebte nur, ein solches Verlangen zu stellen. Auch hätte es wahrscheinlich zu einem langwierigen Proceß mit genauer Rechnungslegung der beiderseitigen Einnahmen und Ausgaben geführt, dessen Endergebnis; keine Partei befriedigt hätte. Jedenfalls wäre dadurch unsere Ehescheidung um mehrere Monate verschoben worden, was ich vermeiden wollte."

„Und hast Du soviel, daß wir anständig leben können?"
„Beruhige Dich, mein Kind! Es wird Dir cm Nichts fehlen. —
Wir werden eine elegante Wohnnng in der Mitte der Stadt nehmen."
„Unter den Linden. Nicht wahr?" unterbrach ihn Leonie. „Man
sieht dort die Soldaten zur Wachtparade ziehen, die großen militärischen
Schauspiele, den Hof."
„Unter den Linden sind die Wohnungen so theuer, daß wir darauf
verzichten müssen, wenn wir nns nicht in anderen Dingen Entbehrungen
auferlegen wollen. Wir werden in einer der Nebenstraßen, die zu den
Linden führen, unfern Wohnsitz auffchlagen. Von dort aus ist es nicht
weit zur Universität, zur Bibliothek, zur Oper und zum Schausvielhause.
Ich kann dann meine Equipage abschaffen, die jährlich sehr viel Geld kostet."
„Wie! Du wolltest?" fuhr Leonie erschreckt auf. „Womit fahren
wir spazieren? — In der Großstadt ist eine Equipage unentbehrlich, um
Vesuche abzustatten und Besorgungen zu machen."
„Für diese Fälle werde» wir einen Wagen mietlien." —
„Doch darf derselbe keine Nummer haben, damit die Leute glauben,
daß er unser Eigenthnm ist."
„Warum willst Du eineu solchen Schein erwecken? — Glaubst Du,
daß wir dadurch in der Werthschätzung der Menschen steigen?"
„Jeder wird beurtheilt nach dem, was er scheint, nicht nach dem,
was er ist."
„Für den Kaufmann, welcher gewagte Specnlationen nnternimmt,
mag es von Vortheil sein, wenn >ihn das Publicum für reich hält, weil
dadurch seiu Credit erhöht wird. Aber welchen Werth hat das für uns?"
„Speculauteu siud wir Alle, der Diplomat ebenso wie der Kaufmann,
der Gelehrte, wie der Künstler. Jeder will gewinnen und beutet zu diesem
Zweck den Unverstand und die Leichtgläubigkeit seiner Mitmenschen aus.
Der Eine trachtet nach Ruhm und Ehren, Titeln uud Würden, der Andere
nach Geld und Neichthümern. — Für die Rolle, die Du iu der Wissen-
schaft spielst, ist es vielleicht gleickgiltig, ob Du als wohlhabend giltst;
aber für unsere Stellung in der Gesellschaft ist dies von großer Be-
deutung."
„Sollen wir uns bei Allem, was wir thun, durch die Rücksicht auf
fremde Menschen beeinflussen lassen?"
„Wer zu der guteu Gesellschaft gehört und mit ihr lebt, muß sich
nach ihr richten. — Ich will, daß bei nns Alles verkehrt, was Berlin an
Celebritäten besitzt. Die Grüßen der Kunst und Wissenschaft, einflußreiche
Staatsmänner und Militärs und die Spitzen der Finanzwelt sollen unsere
Gäste sein, und die schönsten Frauen uud Mädchen werden nur helfen, sie
zu unterhalten nnd ihnen den Aufenthalt in uuserm Hause angenehm und
verlockend zu «lache»."

„Werden unsere Geldmittel zur Ausführung dieser Pläne hinreichen? — Luxuriöse Diners und Soupers für große Gesellschaften tonnen ein Vermögen verschlingen, zumal wenn die Gäste verwöhnt sind und hohe Ansprüche machen."

„Das ist nicht so schlimm, wie Du glaubst. Du sorgst für feine Weine und Cigarren — und darin bist Du ja ein Kenner," setzte sie schelmisch hinzu — „und ich garantire für das Uebrige."

„Und werden die Unbequemlichkeiten und Unkosten, welche uns das gesellschaftliche Leben verursacht, aufgewogen durch die Vortheile und Annehmlichkeiten, die es bringt?"

„Ohne Zweifel, mein Lieber! Du wi>rst erst dadurch zur vollen Geltung kommen. Man wird Deine Bedeutung erkennen. — Warum solltest Du mit Deinem Wissen, Deiner Begabung und Deinem Nedner-talent nicht berufen sein, Minister zu werden? Wie schön muß das sein, wenn man Ercellenz angesprochen wird?"

„Genug!" sagte der Professor und wehrte lächelnd ab.

Sie erörterten diese fragen bei verschiedenen Gelegenheiten und einigten sich über die Einzelheiten ihrer häuslichen Einrichtung und ihres künftigen Zusammenlebens.

Leonie war jetzt manchmal nachdenklich. Sie überlegte, ob sie es nicht später bereuen werde, wenn sie sich mit Nather vermähle; denn sie befürchtete, daß sie nach außen nicht jenen Glanz entfalten könne, wie sie wünschte. Der Gedanke, daß sie abermals in beengende Verhältnisse ge-rathen, wie in ihrer ersten Ehe, und genüthigt sein werde, auf manchen Wunsch zu verzichten, erregte ihr Unbehagen. Jetzt war es noch Zeit, die Beziehungen zu Rather zu lösen. —

Das Bild des Marchese tauchte vor ihrer Seele auf. Er war der einzige Sohn eines reichen und vornehmen Mannes. Sein Vater würde ihm, wenn er auch Anfangs die Heirath mit ihr mißbilligte, doch später verzeihe», und dann hatte sie sofort die angesehene Stellung in der Gesell-schaft erreicht, welche sie sich an Nathers Seite erst mühsam erkämpfen sollte.

Da warf sie einen Blick auf ihr Kind und erinnerte sich, mit welcher Liebe es an Nather hing, und wie dieser es wieder liebte. „Er wird Dir ein guter Vater sein und Dich zu einem tüchtigen Manne erziehen. Um Deinetwillen werde ich das Opfer bringen und seine Frau werden," sagte sie leise und beugte sich über den schlafenden Knaben.

Die Zeit, welche sie für ihren Aufenthalt in Norderney festgesetzt hatte, war zu Ende. Zur Nachkur wollte sie einige Wochen im bayerischen Oberlande verweilen.

Den Professor riefen dringende Geschäfte auf einige Tage nach Berlin. Nach Erledigung derselben beabsichtigte er, ebenfalls nach Süddentschland zu reisen, um sich Leonie anzuschließen. Es wurde «erabredet, daß sie sich in Nürnberg treffen sollten.

Rather beeilte sich mit der Abwickelung seiner Angelegenheiten, um
Leonie so bald als möglich wiederzusehen. Es war ihm gelungen, damit
einen Tag früher fertig zu werden, als er gehofft hatte. Er kam am
späten Abend in der alten Reichsstadt Mrnberg an und ließ sofort bei
Leonie anfragen, ob er sie besuchen dürfe. Aber der Kellner des Gasthofes
kam mit der Meldung zurück, daß sich die Frau Baronin entschuldigen
lasse, da sie sich unwohl fühle; dabei zuckte ein spöttisches Lächeln um
seinen Mund.
„Wenn sie krank ist, so ist es ineine Pflicht, sofort zu ihr zu eilen.
Vielleicht bedarf sie meiner Hilfe?" sagte sich Rather und begab sich zu
ihrer Wohnung.
Die Thüre zum ersten Zimmer war nur angelehnt. Er trat ein und
fand Emil, der mit stürmischem Iubelgeschrei auf ihn zueilte und ihn be-
grüßte. Da öffnete sich das andere Zimmer, und Leonie erschien. Sie
war in sichtlicher Verlegenheit. Ihre Wangen waren von einer tiefen
Röthe übergössen. Niemals hatte sie schöner und begehrenswerther aus-
gesehen.
Nather schaute sie mit Entzücken an und wollte sie in seine Arme
schließen, als ein lautes Geräusch aus dem Zimmer ertönte, welches Leonie
soeben verlassen hatte.
„Wie? Du hast Besuch?" fragte er erstaunt.
„Der Marchese ist darin," uerrieth der kleine Emil in kindlicher
Schwatzhaftigkeit.
Der Professor schritt hastig zur Thüre des Rebenzimmers und öffnete
dieselbe. Er erblickte den Marchese Rizo, welcher auf dem Sopha saß
und die Rückkehr Leonies mit Ungeduld erwartete.
Die Letztere hatte unterdessen ihre Fassung wiedergewonnen und
sagte im glcichgiltigeu Conversationstone:
„Der Marchese bntte die Güte, mir ein vorzügliches Mittel gegen die
fürchterlichen Zahnschmerzen, von denen ich heute den ganzen Tag geplagt
worden bin, zu überbringen."
„Dieses Medicament scheint allerdings wunderbar zu wirken; denn
es hat, wie ich scbe, augenblicklich geholfen," bemerkte Rather höhnisch zu
Leonie. — „Doch wozu die Komödie?" fuhr er fort. „Du hast den
Beweis geliefert, daß Du mich nicht liebst, daß Du mich belügst und
betrügst." —
„Ich habe nicht Lust, mich beschimpfen zu lassen," erwiderte Leonie,
und indem sie sich an den Marchese wandte, sagte sie: „Schüben Sie mich
vor den pöbelhaften Beleidigungen dieses Herrn!"
„Wie können Sie die Dreistigkeit haben?" schrie der Marchese den
Professor an.

„Schweigen Sie, Sie zudringlicher Bursche!" antwortete ihm Nather
und kehrte ihm den Rücken, nm das Zimmer zu verlassen.
In diesem Augenblicke sprang ihm der Marchese nach und fiel ihn
umi rückwärts an, wie ein wüthender Hund. Er versetzte ihm einen Schlag
in den Nacken. Der Professor wandte sich rasch um, fahte ihn bei den
Ohren und schüttelte sie tüchtig. Rather war dem entnervten Jüngling
an Kräften überlegen und verabreichte ihm mit seinem Spazierstock die
wohlverdienten Schläge.
Als er Leonies Zimmer verließ, sah er auf dem Flur vor demselben
mehrere Bedienstete des Hotels stehen, welche der Lärm, den die Schlägerei
verursachte, herbeigelockt hatte. Sie betrachteten ihn neugierig und ergingen
sich in Vermnthungen über die Ereignisse, welche sich hinter den geschlossenen
Thüren abgespielt hatten.
Am anderen Morgen wurde den: Professor ein Brief des Marchese
übergeben, welcher folgenden Wortlaut hatte:
„Mein Herr!
Sie haben eine Dame beleidigt, welche ich anbete und verehre. Sie
habe» ferner die Keckheit gehabt, mich mündlich und thätlich zu insultiren.
Sie verdienen dafür, von meinem Bedienten durchgeprügelt zu werden.
Ich will mich aber entschließen, — obwohl ich nur dies als Caualier
eine»» armseligen Schulmeister gegenüber, wie Sie sind, ersparen könnte
— Sie zum Duell herauszufordern, und ich glaube, daß ich Ihnen damit
eine Ehre erweise, wofür Sie mir Dank schuldig sind. Aber ein anderes
Mal unterlassen Sie dies, Sie Einfaltspinsel; sonst geht es Ihnen
schlimmer. Dies ist ein guter Rath, den Ihnen ertheilt
der Marchese Rizo."
Der Professor antwortete auf dieses nach Form und Inhalt knaben-
hafte Schriftstück:
„Mein Herr!
Ich weiß nicht, mit welchem Recht Sie sich zum Vertreter der
Frau Baronin Seldern erklären, da Sie, soviel mir bekannt ist, mit
derselben weder verlobt, noch verheirathet, noch irgendwie verwandt sind,
und es auch unterlassen, mir mitzutheilen, ob Sie von ihr zu diesem
Borgehen ermächtigt worden sind.
Für den beleidigenden Ausdruck, welchen ich in der Erregung des
Augenblicks gegen >3ie gebraucht habe, haben Sie bereits Rache ge-
nommen, allerdings nicht in der Weise eines Cavaliers, sondern wie ein
gewohnlicher Hausknecht. Meine Entgegnung war schlagend und mußte
Sie unsanft berühren; aber das lag in der Natur der Sache.
Daß Sie Ihre Herausforderung mit Schmähungen begleiten, zeigt,
daß Sie den Ton, der in solchen Fällen üblich ist, nicht kennen. Ich

überlasse Ihnen übrigens, mich „Einfaltspinsel" zu schimpfen, wann und
wo es Ihnen beliebt; denn mein Name ist in der Wissenschaft der
ganzen Welt geachtet, und meine Werke wurden iu verschiedene fremde
Sprachen übersetzt.
Wenn man Sie aber fragt, was Sie bisher geleistet haben, was
werden Sie darauf antworten? — Sie haben Nichts gelernt, womit
Sie Ihren Mitmenschen einen Nutzen verschaffen können. Sie sind Nichts
und besitzen nur eine maßlose Arroganz zu welcher Ihnen das Adels-
prädicat, das Ihnen als unverdientes Geschenk in die Wiege gelegt
worden ist, nicht die geringste Berechtigung giebt.
Jedermann wird sagen, daß Ihr Leben dem meinigeu nicht gleich-
werthig ist; und daß ich, abgesehen von den übrigen schon erwähnten
Thatsachen, auch aus diesem Grunde das Recht hätte, Ihnen die ge-
wünschte Genugthuung zu verweigern. Wenn ich dennoch Ihre Forderung
annehme, so geschieht es, weil sich in mir der ehemalige Corpsstudent
regt, der es mir nicht gestattet, dieselbe abzulehnen. Da ich mir aber
wegen dieser Angelegenheit die Rnhe meiner Ferien, die mir nach den
anstrengenden Arbeiten meiner Berufstätigkeit ein Bedürfnis; ist, nicht
verderben will, zso verlange ich einen Aufschub für die Erledigung der
Sache. Ich werde Ihnen später Zeit und Ort bestimmen, damit sich
unsere Zeugen über die weiteren Formalitäten verständigen.
Prof. Dr. Rather."
Während er dies schrieb, erhielt er von Leonie ein Villet, in welchem
sie die Ereignisse des vorhergegangenen Abends beklagte, ihre Unbesonnen-
heit und Nervosität beschuldigte und ihn »m eine Unterredung ersuchte,
bevor er von ihr scheide.
Er sandte ihr Abschriften des Briefes, den ihn, der Marchese geschickt
hatte, sowie seiner Antwort und ließ ihr mittheilen, daß er ihr vor seiner
Abreise noch einen Besuch abstatten werde.
Sie empfing ihn mit thronenden Augen und bat ihn um Verzeihung
für die Beschimpfungen, zn denen sie Anlaß gegeben habe.
„Du bist mein bester, mein einziger Freund," sagte sie mit schluchzender
Stimme. „Ich hätte dies beherzigen und Deine Wünsche und Nathschläge
mehr befolgen sollen, als ich es gethan habe. Aber ich schwöre Dir, daß
ich unschuldig bin, wenn mich die Umstände gegen mich sprechen. Ich habe
niemals ein intimes Berhältniß mit dem Marchese gehabt. Unsere Be-
ziehungen waren nur freundschaftlicher Art. Er plaudert angenehm und
weiß heitere Geschichten zu erzählen!; aber im Gruude ist er doch Nichts
weiter als ein eitler, hohler Mensch! Wie könnte ich ihn Dir vorziehen?"
„Und doch nahmst Du gestern ieinen Besuch an, während Du mich
abgewiesen hast. — Doch es steht mir nicht zu. Dir Borwürfe zu machen;
deun die Hauptschuld trage ich selbst. Ich war so eitel, zu glauben, daß

Du, eine Nlit allen Vorzügen der Jugend und Schönheit ausgestattete Danie,
mich, den an Jahren vorgerückten Mann, liebst. Diesen Fehler mutz ich
büßen," setzte er ernst hinzu.
„Wie soll ich Deine Vergebung erlangen?"
„Latz uns scheiden in Frieden, mein Kind!" erwiderte Rather. „Wir
wollen llns nur der schönen Stunden erinnern, die wir zusammen verlebt,
uicht des häßlichen Abschlusses, den sie gestern erhalten haben."
„Also ist Alles zwischen uns aus? Du sagst Dich von mir los?" —
„Von einer ehelichen Verbindung zwischen uns kann nicht mehr die
Rede sein-, denn ich werde niemals eine Frau heirathen, die mich nicht
liebt, sondern sich mir opfert. — Um dies Dir zu sagen, dazu bin ich
hierher gekommen. Außerdem konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen.
Dein Kind noch einmal zu sehen und an mein Herz zu drückeu, bevor ich
Euch verlasse."
Leouie liolte ihren Knaben ans dem Nebenzimmer herbei und fübrte
ihn zu Rüther. Derselbe küßte Emil und sagte:
„Ich muß verreisen, mein guter Junge! Es wird vielleicht lange
Zeit dauern, bis wir uns wiedersehen. Bleibe brau, wie bisher, lerne
fleißig und mache Deiner Mutter Freude! Wenn Du grüßer bist, wirst Du
mir manchmal einen Brief schreiben, damit ich erfahre, wie es Dir ergebt."
Er drückte Leonie smmm die Hand und entfernte sich.
Als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, warf er sich i« einen Lehn-
sessel und ließ den Thronen, die er mühsam zurückgehalten hatte, freien
Lauf. Seiu ganzer Körper erbebte uud wurde wie von Krämpfen hin und
her geworfen. Ein unbeschreiblicher Schmerz durchwühlte sein Inneres und
erfüllte ihn mit einer trostlosen ^ede und Traurigkeit.
Zerstört waren die Hoffnungen einer Zukunft voll Freude und Wonne,
zerronnen der Traum eines neuen Lebensglücks an der Seite eines ab-
göttisch geliebten Weibes. Er kam sich vor, wie der INugliug im Märchen,
der dem Phantom eines wunderbar schönen Mädchens nachjagt, welches ihm
als das Glück erscheint und in dem Augenblick, da er es ergreifen will,
in Nebel zerfließt.
Er hatte in dem Gedanken geschwelgt, daß er bald eine Frau und
ein Kind haben werde, denen er den Schatz von Liebe, welcher sich in
seinein Herzen angesammelt hatte, widmen könne. Und nun hatte er Beide
Verloren, noch ehe er sie eigentlich ganz gewonnen hatte. Jetzt war er
wieder allein — ganz allein.
Welches Vertraue» hatte er zu Leouie gehabt, uud wie war er ge-
täuscht wordeu! Das war der schwerste Schlag, der ihu je im Leben ge-
troffen. Er wußte nicht, ob er nicht nnter der Wucht desselben zusammen-
brechen, ob er sich davon jemals wieder erholen werde. Es war ihm, als
ob er sterben müsse, uud er sehute den Tod als eine Erleichterung, als
eine Wohlthnt herbei. Was konnte ihm das Leben noch bieten?

Die Verzweiflung übermannte ihn, und er dachte daran, seinen, Dasein
ein Ende zu machen. Er wollte dies auf eine Weise herbeiführen, daß
sein Tod nicht als Selbstmord erschien, sondern als Folge eines Unglücks
gedeutet werden konnte. Aber dann fragte er sich, ob er ein Recht dazu
habe, solange er fähig zur Arbeit sei und der Welt nützen tonne. Er
dachte an verschiedene wissenschaftliche Aufgaben, die der Lösung harrten,
und beschloß, sich aufzuraffen und die Erinnerung an das Geschehene dnrch
die Arbeit zu betäuben.
Als er sich erhob, um sich für die Abreise zu rüsten, da lag es ihn,
wie Vlei in den Gliedern. Er vermochte kaum sich aufrecht zu halten und
fühlte sich unendlich müde und matt. Er war an einem Tage um zehn
Jahre älter geworden. Welche Iugendkraft durchströmte noch gestern seine
Adern, — und heute kam er sich vor wie ein kranker, gebrochener Greis,
der sich mühsam zu seinen, Sitz schleppt.
Er begab sich zum Bahnhof, ohne daß er mußte, wohin er reifen solle.
Er wollte nur fort, — weit fort von der Stätte, die sein Unglück und
seine Schmach gesehen hatte.

XI.

Der Professor kehrte nach Berlin znrück, weil er in seinen, Hause
die Abgeschiedenheit von den Menschen zu finden hoffte, die er suchte.
Seine Bibliothek, seine Manuskripte und Notizen boten ihm reichen Stoff
zu Studien und ermöglichten ihn,, sich sofort in die Arbeit zu stürzen.
Die Thätigkeit erschien ihm als das einzige Heilmittel, welches ihn das
Elend des Daseins vergessen machen konnte.
Leonie hatte nach seiner Abreise eine lange Unterredung mit den,
Marchese.
„Sie haben mich gestern in unverantwortlicher Weise bloßgestellt,"
erklärte sie ihn,. „Konnten Sie Ihr leidenschaftliches Ungestüm nicht be-
herrschen? Der Professor ist dnrch Ihr unvorsichtiges Benehmen zu der
Permuthung gedrängt worden, daß ich mit Ihnen ein Liebesuerhältniß
unterhalte. Er hat nur deutlich zu erkennen gegeben, daß er mich ver-
achtet, und ist in, Zorn von mir geschieden. Ich habe an ihm einen
väterlichen Freund verloren, de», ich zu vielem Dank verpflichtet bin. Er
hatte die Absicht, mein Kind zu adoptiren und für meine Zukunft zu
sorgen. Jetzt stehe ich allein da. Niemand nimmt sich meiner an."
„O doch! Ich werde Sie nicht verlassen."
„Bald werden alle Leute denken, wie der Professor," fuhr sie fort.
Dabei vergoß sie Thronen. „Mein Ruf ist befleckt. Was haben Sie
gethcm? Wie können Sie das jemals wieder gutmachen?"
„Ich liebe Sie. Ich bete Sie an," antwortete der Marchese und
sank vor ihr auf die Kniee.

„Und womit wollen Sie sich und Ihre Frau ernähren, wenn Ihnen
Ihr Vater die Mittel zum Lebensunterhalt verweigert?" fragte Leonie
und maß ihn mit schneidender Kälte.
„Mein Vater hat mich sehr gern. Er hat mir erst vor Kurzem
25000 Franken gegeben, um Spielschulden zu bezahlen. Er wird seine
Einwilligung zu unserer Heirath geben, wenn er Sie kennen lernt. Ich
werde auch meine Mutter bitten, daß sie mich so lange unterstützt, bis er
versöhnt ist. Auch von meinen: Onkel darf ich Hilfe erwarten."
„Wir sollen also vom Bettel leben, bis Ihr Herr Vater sich erweichen
läßt, mich in Gnaden anzunehmen? O nein, mein Nester!" setzte sie ver-
ächtlich hinzu. „Soweit werde ich mich niemals herabwürdigen."
„Die Verhältnisse werden sich bald klären," warf der Marchese
schüchtern ein.
„Dann warten Sie, bis dies geschehen ist! Reisen Sie jetzt zu
Ihrer Mutter und versuchen Sie, dieselbe für Ihren Plan zu gewinnen!
Wenn sie uns auch keine finanzielle Unterstützung gewähren kann, so wird
sie uns doch wenigstens einen moralischen Rückhalt bieten."
Leonie kehrte mit ihrem Kinde nach Mönchberg zurück.
Der Marchese begleitete sie dorthin und begab sich dann auf das
Schloß, welches feine Mutter bewohnte. Er legte ihr eine ausführliche
Beichte ab über Alles, was sich in den letzten Tagen ereignet hatte. Er
gestand ihr, daß er Leonie liebe und ehelichen wolle, und erzählte ihr
sein Zusammentreffen mit dem Professor und die unangenehmen Folgen,
die es hatte.
Seine Mutter war eine klnge, welterfahrene Dame, welche die Menschen
und ihre Leidenschaften kannte. Sie war in früheren Jahren mit Nather
zuweilen in Gesellschaften zufammengetroffen und hatte auch in feinem
Hause verkehrt, als er mit seiner Frau noch in Mönchberg lebte.
Aus jener Zeit bewahrte sie ihm ein freundschaftliches Wohlwollen,
das durch die Achtung, welche sie seiner Bedeutung als Gelehrter zollte,
noch gesteigert wurde. Es war ihr daher sehr peinlich und unangenehm,
daß sich ihr Sohn zu groben Ausschreitungen gegen den Professor hatte
hinreißen lassen.
Als der Marchese ihr mittbeilte, daß die El« Rathers getrennt
worden zsei, brachte sie dieses Ereiguiß mit Leonie in Verbindung. Mit
echt weiblicher Combinationsgabe errieth sie in ihr die Ursache desselben
und folgerte, daß Nather mit der Absicht umgegangen sei, sie zu heirathen,
als seine Eifersucht durch ihren Sohn erregt wurde.
Sie empfand gegen Leonie ein natürliches Mißtrauen, wie ja die
Frauen stets eine Voreingenommenheit gegen ihr eigenes Geschlecht besitzen,
wenn es sich um Herzensangelegenheiten handelt. Dieses Gefiihl wurde
noch genährt durch die ungünstigen Nachrichten, die ihr über deu Charakter
und das bisherige Leben Leonies hinterbracht wurden.

„Du spielst keine beneidenswerthe Rolle," sagte sie zu ihrem Sohne, „wenn Dil diese Dame zu Deiner Gemahlin erhebst. Ich halte es für zweifellos, daß sie mit dein Professor ein intimes Verhältnis) hatte, welches erst dadurch ein Ende fand, daß er ihre Liebeständeleien mit Dir entdeckte."
„Du thust ihr Unrecht," erwiderte der Marchese. „Sie ist rein und unschuldig. Wem, Du sie kennen würdest, wärest Du davon überzeugt."
„Uud doch hat sie Dich sofort in ihre Netze gezogen, mit Dir. einen Briefwechsel begonnen, sich von Dir küssen lassen und mit Dir geheime Zusammenkünfte gehabt."
„Das thut jede Frau, wenn sie liebt."
„Du glaubst, daß sie Dich liebt? Vilde Dir doch das nicht ein, mein Sohn! Du warst weder der Erste, noch wirst Du der Letzte sei«, der diesen Erfolg bei ihr errang. Sie ist eines jener koketten Wesen, die mit jedem Manne, der ihnen auf ihrem Lebenswege begegnet, Beziehungen anknüpfen und dieselben fortsetzen, solange es ihnen gefällt. Es mag Laune, der Wunsch, sich zu unterhalten, Eitelkeit oder Berechnung sein; aber Liebe ist es nicht. Wenn Du dieses Wort dafür gebrauchst, so weißt Du nicht, was es bedeutet. Frauen dieser Art gehen in Selbstsucht und Oberflächlichkeit auf. Sie sind keiner tiefen, ernsten Neigung zu einem Manne fähig und bleiben ungerührt, wenn ihnen eine solche entgegengetragen wird. Sie pressen ein Herz, das für sie schlägt, aus und werfen es nachher gleichgiltig bei Seite."
„Leonie gehört nicht dazu. Sie ist herzensgut."
„Lehre mich nicht diese Sirenen kennen! Sie haben mir meine lugeud verbittert nnd den Frieden meiner Ehe zerstört. Sie haben unschuldsvolle Kinderauge«; aber aus deren Tiefe sprüht ein unheimliches Feuer, welches nicht erwärmt, sondern verzehrt. Wehe dem Manne, der nch von ihnen berücken läßt!"
„Deine uuglücklichen Lebenserfahruugen haben Dich verbittert."
„Es wäre ein großes Unglück für Dich und uns, wenn Du Dich mit dieser Dame vermählen würdest. Oder tonntest Du es vertragen, daß Deine Frau mit andern Männern vertrauliche Beziehungen uud Liebesverhältnisse unterhält und Dich dadurch zum allgemeinen Gespött macht? Ich glaube. Du würdest ihrem Liebhaber oder Dir de« Schädel zerschmettern; denn Du bist nicht eine von jenen weichen Naturen, die den Gram in sich verschlucken uud laugsam daran zu Grunde gehen. Ick werde gegen diese Heirath protestiren und meinen ganzen Einfluß aufwenden, um sie zu verhindern. Ich will «nch zu diesem Zweck auch mit Deinem Bater in Verbindung setze«. Vielleicht gelingt es unser« vereinten Bemühungen, Dich von diese«! Schritt abzuhalten?"
Der Marchese vermochte sich den beständigen Warnungen uud Bitten seiner Mutter nicht zu verschließen. Die Zweifel an der Aufrichtigkeit und der sittlichen Reinheit Leonies, die er im Stillen zuweilen gehegt

hatte, gewannen, da er ihrem personlichen Einfluß entzogen war, an
Stärke und erschienen ihm zuletzt berechtigt. Er schrieb an Leonie seltener
und kürzer, und endlich beschloß er, dem Zureden seiner Mutter zu folge»
und den Verkehr mit ihr gänzlich abzubrechen.
Das Duell zwischeu deni Professor und den» Marchese fand der ge-
troffenen Verabredung gemäß auf Schweizer Boden statt. Die Mutter
des Letzteren hatte vergebliche Versuche gemacht, es zu verhüten; aber
Keiner von Verden mochte sich zu einer entschuldigenden Erklärung herbei-
lassen, die den Ändern befriedigte.
Sie traten einander als Gegner mit der Nasse gegenüber, ohne daß
sie einander im Herzen grollten. Sie sollten sich wegen einer Frau be-
kämpfen, die sie einst als das Ideal der Weiblichkeit verehrt hatten und
jetzt weder achteten noch liebten.
Der Professor hatte den ersten Schuß abgegeben. Er hielt den Lauf
der Pistole in die Luft und drückte los; er wollte nicht feinen Gegner
treffen. Es wäre ihm als ein schweres Verbrechen erschienen, wenn er
der Ätutter den einzigen Sohn getodtet hätte.
Der Marchese folgte seinem Beispiele und schoß ebenfalls in's Leere.
Nachdem sich dieser Vorgang noch zweimal wiederholt hatte, reichten sich
die Gegner znm Zeichen der Versöhnung die Hände. Die Zeugen erklärten,
daß den Gesetzen der Ehre Genüge geleistet worden sei. Damit war der
zu einer leeren Form herabgesunkene Zweikampf beendet, an dem das
Vorurtheil gebildeter Männer mit tyrannischer Unbeugsamkeit festhält.
Der Marchese begab sich von dort nach Rom und unternahm bald
darauf eine Reise nach Afrika, wo er in den italienischen Colonien eine
amtliche Stellung antrat, die ihm auf Netreibe» seines Vaters übertragen
worden war.
Leonie war nach einen» kurzen Aufenthalt in Mönchberg mit ihrem
Kinde in die Schweiz gereist und befaud sich iu Elarens am Genfer See,
wohiu sich Frau Rather seit einiger Zeit zurückgezogen hatte. Sie siand
mit derselben auch nach deren Ehescheidung in Briefwechsel und wußte daher
stets, wo sie »'eilte.
Sie erklärte bei ihrer Ankunft, daß sie eine nnwiderstehliche Sehnsucht,
Frau Rather wiederzusehe», empfunden habe.
„Wer Dich kennt, liebe Mama, muß Dir aufrichtige Theilnahme
widmen," sagte sie ihr. „Das Benehmen Deines Mannes gegen Dich ist
hart und verdammungswerth. Was ta»n ihn wohl dazu veranlaßt haben?"
„Ich weiß es nicht," antwortete Frau Rather.
„Ich habe mich über ihn sehr zu beklagen. Er verfolgt mich mit
Liebesbriefen und Anträgen, ist mir sogar in's Seebad nachgereist und hat
in demselben Hause Wohnung genommen, in welchem ich abgestiegen war.
Er hat mich dadurch in eine widerliche Situation gebracht; denn ich tonnte
ihn doch nicht i'o scharf abweisen, als ich es eigentlich thnn wollte, da

unsere freundschaftlichen Beziehungen mir Rücksichten auferlegten, und ich befürchten mußte, daß er mir Undankbarkeit vorwirft."
„Wie? Er hat sich Dir genähert? — Hat er Dir einen Heiraths-
antrag gemacht?"
„Ja, aber ich habe ihn rundweg abgelehnt."
„Da hast Du unklug gehandelt, mein Kind! — Du bist die Einzige, der ich den Platz in seinem Herzen gönne, welchen ich einst eingenommen habe. Du würdest ihn mit Deiner Schönheit uud Deine» herrlichen geistigen Eigenschaften beglücken, zu großeu Ideeu anregen, seinen Ehrgeiz anfeuern und ihn weiter führen zu den lichten Höhen des Ruhmes. Weuu seine Wahl auf Dich fällt, so versöhnt mich dies mit meinem Schicksal; denn ich weiß dann doch wenigstens, daß ich nicht einer Unwürdigen geopfert worden bin."
„Ich mag meiu Glück nicht aufbaue» auf den Trümmern eines anderen. Ich werde mich uiemals eutschließen, die Frau eiues Mannes zu werden, der ein so edles, gutes Wesen, wie Du bist, verratheu und verstoßen hat."
„Liebst Du meinen Mann?" forschte Frau Rather weiter.
„Wenn ich diese Frage auch bejaheu würde — was hätte es für einen Zweck? — Ich würde dieser Neigung stets entsageu — um Deinet-
willen."
„Du gntes, herziges Kind," rief Frau Rather aus und schloß sie voll inniger Rührung in ihre Arme.
Die Damen lebte» in ungetrübter Freundschaft. Sie lasen, musicirten und malten zusammen und machten geineinsame Spaziergänge nnd Fahrten auf dem See und iu die Berge, welche sich über Montreux und Elareus erheben. Das «»haltend schöne Herbstwetter forderte zu Ausflüge» auf, uud die Gegend bot täglich »eue Zielpunkte, welche das Auge entzückten, Frau Rather gewühute sich au den Umgang mit Leonie und meinte, daß sie denselben gar nicht mehr entbehren könne. Sie bat sie, immer bei ihr zu bleibe« uud mit ihr zusammen zu reiseu und zu leben.
„Wir sind Beide uerwittwet nnd vereinsamt," sagte sie ihr. „Wir wollen uns an einander anschließen und gleichsam eiue Familie bilden — Du, ich uud Dem Emil. Ich habe dann zwei Kinder, für die ich sorgen darf."
Frau Rather war gutmüthig, besaß aber geringe Selbstständigkeit. Stets bestrebt, die Wünsche Anderer zu erratheu und zu erfülle», kam sie allmählich dahi», daß sie sich uo» ihrer Umgebung leiten und beherrschen ließ. Auch Leouie erlangte bald einen maßgebenden Einfluß auf sie uud wußte denfelben in geschickter Weise zu ihrem Nntze» zn uerwerthe».
Den kommenden Winter wollte Frau Rather iu Egnpte» verbringen. Sie lud Leonie ein, sie dorthin zu begleiten uud ihr Gesellschaft zu leiste». Dieselbe erklärte sich bereit dazu, da sie dieses merkwürdige Lcmd nicht

kannte und sich von dem dortigen Aufenthalt interessante Erlebnisse ver-
sprach. Den kleinen Emil beschloß man, mitzunehmen; denn Leonie wollte
sich nicht von ihm für mehrere Monate trennen und ihn fremden Leuten
anvertrauen.

XII.

Während die beiden Damen diese Reisepläne und die dam notli-
wendigen Vorbereitungen erörterten, erschien eines Tages der Professor in
Clarens. Er hatte sich nach seinein unblutigen Duell mit dein Marchese
in einem wenig besuchten, hochgelegenen Luft-Kurort des Berner Oberlandes
aufgehalten, wo er die Ereignisse der letzten Wochen in aller Ruhe durch-
denken und seine jetzige Lage erwägen konnte.

Seine Gedanken schweiften zurück in die Zeit, da er nm seine Frau
freite; er erinnerte sich, wie sie trotz des Widerspruchs ihrer Familie treu
an ihn: festhielt, nnd wie selig er war, als er sie heimführte. Dann zog
das Bild seiner Ehe an ihm vorüber; er dachte daran, wie seine Gattin
ihm allmählich entfremdet worden war, uud muhte sich eingestehen, daß er
dies vielleicht hätte verhindern tonnen, wenn er sie zur rechten Zeit gestützt
uud Schwierigkeiten beseitigt hätte, welche ihr unüberwindlich dünkten.
„Aber ist es dazu jetzt wirklich zu spät?" fragte er sich. „Sollte es
nicht möglich sein, die Verhältnisse zu äudern, welche ihr unerträglich sind,
und Zustände herbeizuführen wie in den ersten Jahren unserer Ehe?" —
Er faßte den Entschluß, sie aufzusuchen uud sich mit ihr über Alles
auszusprechen, was zwischen ihnen vorgefallen mar. Durch eine telegraphische
Anfrage bei ihre», Advocnten erfuhr er, daß sie sich in Clarens befand, und
reiste ihr nach.

Mit Absicht wählte Rather ein anderes Hotel zum Absteigequartier als
seine Frau, um ihre Unabhängigkeit nicht zu beeinträchtigen. Er zeigte ihr
brieflich seine Ankunft an und bat sie in dringender Weise um eine Unter-
redung.

Statt ihrer Antwort kam Leonie zu ihm. Nather war nicht ivenig
betroffen, als er sie erblickte. Er starrte sie an wie einen bösen Geist und
brach in die Worte aus:

„Was thust Du hier? Was willst Du von nur?"

„Deine Frau hat mich gesandt," antwortete sie ihm, „um Dir mit-
zutheilen, daß sie Dich heute Abend erwartet."

„Wie! Du bist bei meiner Fran?" fragte er weiter und konnte sich
vor Erstaunen kaum fassen.

„Seit wenige« Wochen. Sie findet in meiner Unterhaltung einen
Trost in ihrer Vereinsamung, und ich benutzte diese Gelegenheit, um sie
mild gegen Dich zu stimmen und Enere Versöhnung anzubahnen. Es ist
das Beste, was Ihr thuu könnt."

„Du hast Recht, und ich bin Dir dankbar für Deine Nemühunge».
Ich bin zu diesen, Zweck hierher gekommen und werde versuchen, die Verzeihung meiner Frau zu erlangen."
„Wirst Du ihr von unseren Beziehungen erzählen? Wirst Du ihr meine Briefe zeigen, die ich Dir geschrieben habe? Doch nein! Du bist ein Ehrenmann, Du wirst mich schonen. Wenn Du mich jemals geliebt hatt, so erweise mir die Gnade und schweige über das, was ich gethnn habe; denn ich konnte sonst Deiner Frau niemals wieder vor die Angen treten."
Der Professor versprach ihr dies, und Leonie kehrte zu Frau Rather zurück.
Zur festgesetzten Stunde erfolgte die Aussprache zwischen den beiden Ehegatten. Nather schilderte seiner Frau seinen seelischen Zustand nnd bat sie, ihm zu vergeben.
„Ich habe schwer gefehlt gegen Dich," erklärte er ihr, „aber ich bereue es tief. Ich war wie vom Wahnsinn befangen und weder meiner Sinne noch meiner Vernunft mächtig, als ich mich von Dir lossagte. Ein böser lanber vergiftete mein Gemüt!) und machte mich hart und herzlos. Aber ich bin jetzt aus diesem Traume erwacht; ich sehe wieder klar und erkenne mein Unrecht. Verzeihe mir und kehre zu mir zurück! Wir wollen wieder zusammen leben, wie ehemals, und der milde Sonnenschein unserer Herbsttage soll uns entschädigen für die wilden Stürme der vorangegangenen Zeit!"
Frau Rather fühlte Mitleid, als sie ihren Gatten in dieser bedrängten Lage vor sich sah. Die Zuneigung zn ihm, die niemals in ihr erstorben war, erwachte, und Erinnerungen an gemeinsam verlebte, glückliche Stunden lebten wieder auf.
Sie reichte ihm die Hand zur Versöhnung, und er drückte einen Kuß darauf. Der Friede zwischen ihnen war geschlossen, nnd es begann für sie eine neue Lebensperiode.
Leonie reiste am folgenden Tage ab, indem sie eine Erkrankung ihrer Schwiegermutter zum Vorwande nahm, um ilu'e Rückkehr nach Mönchberg zu begründen.
Der Professor uud seine Frau blieben noch zwei Wochen am Genfer See; dann fuhren sie zusammen nach Verlin zurück, hielten sich dort aber nur so lange auf, als die Vorkehrungen zu der Reise nach Egypten, die sie gemeinsam antraten, es nothwendig machten. Nather erbat und erhielt einen mehrmonatlichen Urlanb für historifche Untersuchungen, die er in dem alten Pharaonen-Lande anzustellen beabsichtigte.
Als seine Gattin den Wuusch aussprach, daß Leonie sie dorthin begleiten möge, erhob er dagegen entschiedenen Widerspruch. Aus einzelnen Aeußerungen, die er fallen ließ, konnte sie entnehme», daß er von ihr Gefahren für ihren soeben wiederhergestellten ehelichen Frieden befürchtete.

Sie «erstand, daß die Erschütterungen desselben mit Leonie im Zusammen-
hange standen, und errieth das Uebrige.
Die beiden Ehegatten verlebten den ganzen Winter in Egypten. Sie
bestiegen die Pyramiden, fuhren auf einein der Cook'schen Dampfer den
Nil hinauf und besuchten die Tempel von Dendera und Luror und die
alte Gräberstadt Memphis. Erst im darauffolgenden Frühling kehrten sie
nach Deutschland zurück.
Ailf Zureden seiner Frau faßte Nather den Entschluß, seine Professur
niederzulegen uud seiuen Wohnsitz in Berlin aufzugeben. Er überreichte
dem Unterrichts-Minifter das Gesuch, ihn seiner lehramtlichen Verpflichtungen
zu entbinden, erhielt aber von ihm ein Schreiben, in welchem er im Inter-
esse der Hochschule aufgefordert wurde, sie noch weiter zu erfüllen. Da er
seine Bitte erneuerte, so wurde ihm unter schmeichelhafter Anerkennung
seiner hervorragenden Verdienste um die Wissenschaft und den Unterricht
der Abschied gewährt und ihm sein voller Gehalt als Pension bewilligt.
Der Minister wahrte ihm das Recht, auch ferner Vorlesungen an der
Universität zu halten, behielt sich seine Wiederverwendung in: Staatsdienste
vor und übertrug ihm die Leitung der historischen und archäologischen
Arbeiten der jungen Gelehrten, welche von der Regierung nach Italien
geschickt wurden.
Rather verkaufte fein Haus in Berlin und siedelte nach Floren;
über, wo er eine in einein Park gelegene Villa miethete und mit seinen
Möbeln, Bildern uud Kunstgegenständen ausstattete. Hier versammelte
sich an einem bestimmten Abende der Woche eine auserlesene Gesellschaft
von Gelehrten nud Künstlern, welche in dem gastfreien Hause des Professors
willkommene Gelegenheit fanden znm freundschaftlichen Verkehr uud zum
Austausch ihrer Ideen. Fremde und Einheimische betrachteten es als eine
Auszeichnung, an diesen: iDrt Zutritt zu erhalten. Wenn man wissen
wollte, welche Personen von Bedeutung Florenz in seinen Mauern beherbergte,
so konnte man dies an den dortigen Einpfangstagen sehen.
Es mochte ungefähr ein Jahr verflossen sein, seitdem Nather uud
seine Frau in Florenz ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, als eines
Tages Leonie mit ihrem Kinde bei ihnen erschien.
Sie hatte sich auffallend verändert. Ihr Gesicht war bleich und
blntleer, und den Lippen fehlte die frische Nöthe, die sie früher geziert
hatte. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren glanzlos und
von breiten, dunklen Ränder» umgeben. Sie hatte ihre stolze Haltung
verloren und schien sich nur mit Mühe aufrecht zu halten.
Sie erzählte, daß sie im vorhergegangenen Winter von der Influenz
ergriffen worden war und nachher an einer Lungen- uud Brustfell-Ent-
zündung ertränkte, während welcher sich ein Exsudat bildete, das seit
Monaten an ihren Kräften zehrte. Ein beständiger Husten, der ihr den
nächtlichen Schlaf raubte, Malte sie, und sie fühlte sich außerordentlich

matt und abgeschlagen. Die Aerzte hatten ihr einen längeren Aufenthalt
im Süden einpfählen, von dem sie die ersehnte (Genesung erwartete.
Der Professor und seine Frau uahmen sie mit der Herzlichkeit, die
einst zwischen ihnen bestanden hatte, bei sich auf. Sie trachteten, ihr alle
Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verschaffen, welche die Kranke
bedurfte; aber das Leiden machte rasche Fortschritte.
Leonie konnte das Haus uicht mehr verlassen-, sie verbrachte ihre Tage
im Vett oder auf einer Ottomane liegend. Der Huste« nud Auswurf ver-
mehrten sich, die Schwäche nahm zu; es traten reichliche Schweiße des
Nachts und heftige Durchfälle auf, uud Niemand außer der Kranken zweifelte
daran, daß ihr Ende bevorstehe.
„Ich habe Euch Vieles abzubitten," sagte sie wenige Tage vor ihrem
Tode, als Rather und seine Frau an ihrem Bett sahen. „Ihr seid immer
gut und wahr zu mir gewesen; ich aber war gegen Euch falsch, heuchlerisch
und schlecht. — Was soll ich zu meiner Entschuldigung sagen«? — Da
muß ich weit zurückgreifen — auf meine Kindbett, auf meiue Erziehung.
Meinen Vater babe ich kaum gekannt; er starb, als ich im frühesten
Lebensalter stand. Meine Mutter war verbittert durch große finanzielle
Verluste, beständig krank und hatte nicht Lust, sich mit mir zu beschäftigen.
Sie überließ mich dem Umgange mit unseren Dienstboten, die mich um-
schmeichelten. Als ich emporwuchs und meine reichen Geistesanlagen sich
entwickelten, wurde mir gesagt, daß ich klug und schön sei und die höchsten
Ansprüche an das Leben stellen dürfe. Ich träumte, daß ein Fürst oder
ein Millionär sich um meiue Hand bewerben werde. — Da eröffnete mir
meine Mutter, daß sie ihr Vermögen durck unglückliche Speculatioueu ver-
loren und die kümmerlichen Ueberreste desselben aufgezehrt habe. Sie er-
mahnte mich, sobald als möglich zu heirathen, damit ich vor dem Elend
oder der Schande bewahrt bleibe. Ich befolgte ibren Rath und wählte
einen Mann, von dessen Geldmitteln und Einnahmen ich die Befriedigung
meiner Wünsche erwarten durfte. — Er starb, uud ich stand unversorgt
und hilflos in der Welt. Ich beschloß, die wiedererlangte Freiheit thener
zu verkaufe» und nur dauu ei« Ebebündniß einzugeben, wenn es mir die
sichere Aussicht gewährte, daß ich die hervorragende Rolle in der Gesellschaft
spielen konnte, zu der ich mich berechtigt und berufe« glaubte. Uni dieses
Ziel zu erreichen, schente ich vor keine,« Mittel zurück. Ich entwarf Pläne,
führte Intrigue« durch uud handelte schlecht gegen Alle, die mir im Wege
stände«. — Gut und liebevoll gegen die Mitmenschen zu sein, ist leicht für
diejenigen, welchen das Glück lächelt. Wer aber, wie ich, gezwungen wird,
mn's Dasein zu kämpfen, der darf nicht ängstlich zurückweichen, wenn er
mit seinen Anne» den Nachbar berührt und ihm wehe thut. Hatte ich
nicht ebensoviel Recht auf einen bevorzugten Platz im Leben, als Andere,
denen ein günstiges Geschick denselben eingeräumt hat's — Warum sollte
ich nicht trachten, mich an deren Stelle zu setzen, wenn sich die Gelegenheit
^

dazu darbot? — Meine Jugend war liebeleer, und ich habe niemals das süße Gefühl genossen, von einer Mutter mit dem Herzen ermannt zu werden. Die zarten Empfindungen des Gemüths wurden in meiner Kindheit nicht gepflegt und verdorrten, und die Keime dazu, welche im fpäteren Leben gelegt wurden, erstickten unter dein Wust eines oberflächlichen Gesellschafts-treibens. So bin ich das geworden, was ich bin. — Erst nach schwerem Ringen, erst während meines langen Krankenlagers gelangte ich zu der Er-kenntnis;, daß die Wege, auf welchen ich bisher gewandelt bin, sündhaft waren. Wenn mir die Natur die Gesundheit zurückgiebt, dauu werde ich gut und edel sein nud nach jenen Zielen streben, welche die wabren Güter des Lebens verheißen. — Ihr aber, meine besten Freunde, die ich jemals gehabt habe, vergeßt das Vergangene und verzeiht!"

Ihr Lebenslicht flackerte nur noch schwach und erlosch allmählich.

Unter einer alten Cypresse wurde ihr ein Grab gegraben, uud ihr Leichen-stein erhielt die von ihr selbst gewählte Inschrift: „Hier schläft Leonie. Sie wurde geliebt von Denen, welchen sie Böses that."

Der kleine Emil blieb in dein Hause des Professors und wurde von ihm später als Sohn adoptirt. Er machte den Pflege-Eltern durch seine Begabung und seine Lernbegierde große Freude und entschädigte sie für den Kummer, den ihnen einst seine Mutter bereitet hatte.

Oswald Gttendorfer und seine deutsch-
amerikanische Zeitungs-öchöpfung.
von
Ulm Vrachboycl.
^ New Noif, —
Deutschthum der Vereinigten Staaten ehrt in Oswald Otten-
dorfer einen seiner vornehmsten Vertreter, und als solcher wird
er hüben und drüben allgemein anerkannt. Wie er als
Philanthrop sich den Segen von Tausenden in unierm Adoptiu-Vaterlande
niie in seinem Geburtsland verdient hat, so hat er auch seinen Mit-
arbeitern an der „New Jorker Etaatszeitung" gegenüber nie das rein
menschliche Interesse und Wohlwolle» verleugnet und ein musterhaftes
Verhältnis; zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer herzustellen gewußt.
„Wir alle fühlen, daß der Tag, an dem er von der Schöpfung seines
Lebens, der ‚New Porter Staatszeitung', scheiden müßte, einen unersetz-
lichen Verlust bezeichnen, und daß sveciell wir in ihm gleichzeitig den
gütigsten Beschützer und eine Quelle geistiger und moralischer Anregung
verlieren würden. Möge sener Tag noch recht ferne bleiben, und die
Kraft des Geistes und Charakters, die sich Herr Ottendorfer bewahrt hat,
noch lange nngesckmälert seine Leitung der ‚Staatszeitung° kennzeichnen!"
Mit diesen Worten schloß die offenbar aus der Feder seines lang-
jährigen redactionellen Vertrauensmannes, Paul Loeser, stammende und
am 29. Februar dieses Jahres Oswald Ottendorfer, dem Herausgeber
und Haupteigenthümer der „New Jorker Staatszeitung" überreichte
Geburtstags-Adresse seiner Nedactions- und Geschäfts-Angehörigen. Der
neunuudzwanzigste Februar — ein siebzigster Geburtstag — und der
Schöpfer und Leiter einer der größten bestehenden Zeitungen! Ein un-
gewöhnlicher Tag — eine keineswegs gewöhnliche Feier — und ein

wahrlich nicht gewöhnlicher Mann! Und doch hat gerade diese schöne
Dreiheit, und gerade bei dieser schönen Gelegenheit, sich's gefallen lassen
müssen, auf's Rücksichtsloseste zerstört zu werden. Der 29. oder überhaupt
nur der letzte Februar, der bislang als Geburtstag Oswald Ottendorfers
galt, ist aus Veranlassung eben dieses siebzigsten Geburtstags nicht blos
seiner bisherigen Würde entkleidet worden, sondern es ist dies auch noch
durch so treue Freunde und dankbare Verehrer des Jubilars geschehen,
daß von eine»: Auflehnen gegen das Factum selbst gar keine Rede sein
kann. Oswald Ottendorfer ist nämlich 1826 in Zwittcm, Mähren, geboren,
und als jüngst die im Laufe der Jahre von ihrem treuen, ausgewanderten
Sohn mit einer ganzen Reibe vornehmster philanthropischer Schenkungen
und Gründungen bedachte Stadt die siebzigste Wiederkehr seines Geburts-
jahres dazu zu benutzen beschloß, durch Uebersendung einer würdigen
Iubeladresse auf's Reue ihren Dank auszusprechen, wurde in den bei
dieser Gelegenheit nachgeschlagenen Kirchenbüchern die unumstößliche Ent-
deckung gemacht: daß weder der 29.*), noch der 28. Februar, sondern
der zwölfte Tag dieses Monats der wahre und wahrhafte Geburtstag
ihres illustren Mitbürgers gewesen, eine Thatsache, auf welche die Heraus-
geber von Conversations-Lenken und biographischen Nachschlagebüchern
hiermit pflichtschuldigst aufmerksam gemacht seien; eine Thatsache aber
auch, welche zugleich ein bezeichnendes Streiflicht auf das ganze Wesen
des Mannes felbst wirft, der in der Neuen Welt wobl feinen Geburtstag
vergessen konnte, aber seines Geburtslandes und seiner Geburtsstadt so
wenig vergaß, daß heutigen Tages seine Stiftungen in der Letzteren eine
kleine Stadt für sich ausmachen; und eine Thatsache endlich, welche vor
allen Dingen den Wunsch nahe legen muß, daß dem verdienten und un-
entbehrlichen Mann noch eine hinreichende Anzahl dieser neuen Geburtstage
beschieden sei, um sich mit vollkommenem Behagen in diese veränderte
Ordnung der Dinge hineinleben zu können.

Als Schöpfer der „N. 3). Staatszeitung" wird Oswald Ottendorfer,
und diese selbst als die Schöpfung seines Lebens in der oben angezogenen
Adresse seiner Mitarbeiter bezeichnet. Beide Bezeichnungen sind um so zu-
treffender, als sie nicht nur aus der Feder eines Mannes stammen, der
selbst ein Menschenleben lang diesem Ottendorfer'schen Lebenswert treu und
thätig nahe gestanden, sondern weil sie einfach Thatsachen aussprechen, die
das gesammte Deutschthum New Ports und mit ihm das der Vereinigten

*) Die Sache dürfte sich übrigens daraus erklären, das; in Oesterreich bekanntlich
leine Geburtstage, dafür aber Namenstage gefeiert werden. Als Schutzpatrons-Tag für
die Träger des Namens Oswald min bezeichnet der katholische Kalender den letzten
Februar, also in den Schaltjahren den 29., der in dem vorliegenden Fall denn auch
jedes vierte Jahr zum Substitut des in Vergessenheit gerathencn wirklichen gcburtstöglichcn
Februar-Tages, des 12., wurde, obgleich das Ottendorfer'schen Geburtsjahr 1826 —
selbst gar lein Schaltjahr war.

Staaten überhaupt längst kennt und anerkennt. Gegründet wurde freilich dieses zur Zeit als größte deutsche Zeitung Amerikas und, mit einigen an den Fingern einer Hand herzuzählenden eis- und transatlantischen Ausnahmen, überhaupt als pi-inoepg wwr pai-88 unter den großen Organen der Weltpresse dastehende New Dorker Blatt schon früher, schon im Jahre 1834. Indessen fiel das noch in eine Zeit, da die deutsche Bevölkerung der Vereinigten Staaten, trotz einer bereits erfolgten ersten politischen Einwanderung, vorerst ohne jeden wirklichen Einfluß, zugleich aber doch schon zahlreich genug war, um in New Dort, Philadelphia, Eincinnati und St. Louis einer und der anderen Zeitung in der Sprache des Mutterlandes eine Existenzmöglichkeit zu bieten. Einer oder der andern Zeitung, einem oder dem andern Vlättchen, wäre auch genug gesagt. Einige derselben datirten denn auch in ihrer ganzen Primitivität und rührenden Dürftigkeit noch vor die ersten Anfänge der „N. L). Staatszeitung" zurück, — ja in Pennsyluanien, dessen deutsche Sitteu- und Sprach-Inseln freilich «ine ganz fremdartige Stellung im deutschen Amerika nnd seiner Geschichte einnehmen, gar bis in's vorige Jahrhundert hinein.

Die wirkliche Bedeutung, das geistige Eigenleben, das Selbstschöpferische des Deutschthums auf dem Boden der Neuen Welt kam erst mit jener Einwanderung, welche das Sturmlenz-Iahr 1848 und seine Nachwehen über den Ocean trieben und wehten. Es war eine wahrhaft weltbürgerlich angehauchte mächtige Fluthwelle von Talent, Bildung, Begeisterung, geistiger und politischer Emancipation, nnd vor Allem von überschäumender Iugendkraft im Verein mit allein dem, was man unter deutschem Gemüth versteht und fast noch öfter mißversteht, was hier plötzlich nach Amerika hinüberschlug, in ein neues Land, in eine neue Lebensluft und in ein neues Leben selber. Es konnte gar nicht anders sein, als daß das eine große Befruchtung gab-, daß es ganz neue Bildungen nnd Erscheinungen zeitigte: daß, allen Schwierigkeiten znm Trotz, durch welche sich diese Ausgewanderten, die meist zugleich Verbcmnte waren, durchzukämpfen hatten, sie schließlich dort, wo sie den Boden durch eine frühere deutsche Immigration nur irgend wie gelockert fanden, sie diesem ihren Stempel, und zwar gleich meist in der sichtbarsten Weise, aufdrückten. Nach den ersten Kämpfen um's tägliche Brod — und diese waren nicht nur meist recht bitterer nnd harter, sondern vielfach auch recht seltsamer, ja grotesker Art — betheiligten sie sich auf's Eifrigste an Allem, was um sie her vorging. Und das nicht nur im Kreise ihrer deutschen Stammes- und Sprachgenossen, sondern innerhalb ihrer neuen Gemeinwesen selbst, in der großen und allgemeinen Oeffentlichkeit überhaupt. So gingen sie in die Politik, und als der Ausbruch des großen Kampfes zwischen Norden und Süden im Jahre 1861 neue Freiheitsfanfaren in ihre Ohren schmetterte, in den Krieg. So haben sie deutscher Geselligkeit uud Kunst eine geachtete, und der deutschen Mnsik gar eine dominirende Stellung auf dem Boden der neuen Welt erobert. Und so

habe» sie vor allen Dingen eine deutsche Ieitungspresse in Amerika ge-
schaffen, für die sie mir die bescheidensten Anfänge vorfanden, die sie aber
zu ungeahntem Umfang und Einfluß emporführten und in einer Weise mit
ihrem Geist und Talent erfüllten, daß sie noch heute, nach vier Jahrzehnten,
als ihr eigenstes Wert dasteht.
In dieser Gruppe von deutsch-amerikanischen Zeitungsgründern und
Zeitungsschöpfern nun steht Oswald Ottendorfer in allervorderster Reil>e.
Oesterreicher von Geburt und neben Hans Kudlich, dem jetzt noch unver-
gessenen Vauernbefreier, der bedeutendste Achtundvierziger, welcher nach dem
Fehlschlag der verschiedenen Wiener Erhebungen nach Amerika getrieben
wurde, landete er nach einer ganzen, wie wir gleich sehen werden, nicht
blos auf Oesterreich beschränkten Freiheitskämpfer-Odyssee im Frühjahr 1850
im Hafen von New Dorr. Er zählte 24 Jahre — das Durchschnittsalter
der damaligen, bereits zur Würde von Verbannten und Freiheitsmärtyrern
aufgestiegenen Himmelsstürmer und Welterlöser. In Zwittau — und zwar
sehr zum späteren Glück der kleinen mährischen Stadt — als Sohn eines
Tuchfabrikanten geboren, widmete er sich nach absolvirter Gymnasiallaufbalm
erst in Prag, dann in Wien philosophischen, nationalökonomischen nnd
juristischen Studien. Der Sturmfrühling von 1848 riß auch ihn aus den
Hörsälen und vom Arbeitstisch in den ersten Neuolutionsstrudcl, welcher in
den Märztagen die Hauptstadt der Habsburgischen Monarchie mit Straßen-
kämpfen und sonstigen revolutionären Leideuschafts-Eruptionen aller An
überfluthete. In der diesem ersten Ausbruch folgenden Ruhepause schloß
er sich einer Freischaar an, die an dem Kampfe um die Abfchüttlung der
dänischen Herrschaft in Schleswig-Holstein kämpfte, um dann schon im
Oktober wieder in Wien, in dem verzweifelten Ringen gegen die Windifch-
gräh'sche Neaction, auf's 'Reue auf den Varricadeu zu stehen und nach
Einnahme der Stadt nur durch eine besonders glückliche Fügung dem
Pulver- uud Vleifatum zu entgehen, das so viele der tollkühnen Studenten-
Legionäre jener wilden Tage traf. Durch mehrere Tage von einem, ilmi
völlig unbekannten Antiguar, bei dem er Zuflucht gesucht, versteckt gehalten,
gelang es ihm, bei 'Rächt und Rebel über die Linien der Stadt uud gleich
danach auch über die Grenzen des Landes zu entkommen, — nach Sachsen.
Aber selbst diese zwiefachen Wiener Revolutions-Fehlschläge konnten
i!m nicht verhindern, schon ein halbes Jahr danach an dem großen
Dresdener Maianfstand von 184!) theilzunehmen. Dieses Mal war es
zur Abwechslung das preußische Militär, vor dem er zu fliehen hatte. Er
entkam ihm auch glücklich, aber nur — um direct nach Baden zu eilen,
wo dein, nun einmal durch keine üblen Erfahrungen einzuschüchternden
Freiheits- und Reuolntions-Idealisten im dortigen Aufstand ein neues
TMigteitsfeld winkte. Dieses Mal war es aber nicht die niederwerfende
Hand einer militärischen Nebermacht, sondern die noch niederwerfendere
einer schweren Typhuserlrantnng, welche ihm die Lorbeeren eines vierten

revolutionären Iugend-Fiascos vorenthielt, die er in diesem Falle auch mit
Friedrich Hecker, Lorenz Brentano, und vor allen Dingen mit Karl Schurz
zu theilen gehabt haben würde, mit dessen Namen der seinige Jahre danach
in Amerika vereint so oft genannt werden sollte. Bei seiner Wiederher-
stellung vom Typhus sollte er denn auch endlich, wohl oder übel, von seinen
deutschen Nevolutionsträumen hergestellt sein. Das sehr abkühlende „katzen-
sämmerliche" Erwachen, welches jetzt allgemein dem flammenden Rausch von
1848 und 1849 folgte, verschonte ihn ebenso wenig, wie dieser es gethan
hatte. Er ging nach Heidelberg, wo er für einige Zeit seine Universitäts-
Studien vervollständigte und eine glückliche Ausrast-Idylle verlebte, und von
da im Beginn des nächsten Jahres unbelästigt, oder richtiger unbemerkt
nach Wien zurück. Wenigstens sollte er hier sofort in Erfahrung bringen,
daß er sich von seiner Theilnahme an den Barricadenkämpfen des October
1848 noch auf der umfangreichen Liste der jeden Augenblick einer schonungs-
losesten Processirung Ausgesetzten befand, — eine Entdeckung, die ihn be-
greiflicher Weise zur sofortigen, dies Mal dritten Räumung der für ihn so
wenig geheuren Hauptstadt bewog. Auf nicht ganz directem Wege entkam
er glücklich nach Bremen und von da nach der neuen Welt, deren Boden
er im Frühjahr 1850 in New Jork betrat, wo auch ihm zuerst die Be-
schwerden und Widerwärtigkeiten, ja vielleicht selbst Entbehrungen nicht er-
spart bleiben sollten, welche daselbst für den Beginn der meisten dieser
jugendlichen Achtundvierziger harrten, die trotz ihrer Jugend bereits mit
einem Stück Geschichte hinter sich, sonst aber meist mit recht leeren Händen
hier landeten.

Für Oswald Otteudorfer sollten diese Einwanderers- und Fluchtliugs-
Tristien nicht gar lange dauern. Schon nach einem Jahr führte ihn ein
doppelter Glücksstern in die damals noch so bescheidenen Räumlichkeiten der
„N. I. Staatszeitung". Ein doppelter Glücksstern, — der seinige und
dieses Blattes! Von Jakob Nhl unter Beihilfe seiner von Natur aus ebenso
klugen, wie thatkräftigen Fran, von der wir noch weiter unten zu sprechen
die Ehre haben werden, herausgegeben, fing dasselbe damals eben an, seine
ersten Schritte aus der publicistischen Kinderstube des, im regulären Partei-
klepperstil jener Tage geschriebenen und auch dem entsprechend geschäftlich ge-
führten Local-Blättchens herauszuthun. Es konnte daher um so weniger fehlen,
daß sich hier just für einen Ankömmling dieser Art das richtige Feld er-
schloß, als derselbe neben seiner akademischen Bildung und litterarischen
Veranlagung sich auch mit einem Scharfblick über die praktischen An-
forderungen des Zeituugsgeschäfts ausgerüstet erweisen sollte, von dem er
im Sturm und Drang seiner Studentenlegionärs-, Freischärlers- und
Flüchtlings-Zeiten sich wohl selbst am wenigsten hatte träumen lassen.

Es war denn auch das Geschcifts-Comptoir des Blattes, in dem er seine
neue Laufbahn begann. Was die politische — demokratische — Richtung
des Blattes anlangte, so war sie ihm sowohl in Nebereinstimmung mit

der großen Majorität des New Dorter Deutschtbums, wie auch persönlich sympathisch. Je weniger daher sein Einfluß, der nach dem bald darauf erfolgten Tode Jakob Uhls schnell in Geschäft und Redaction gleich maßgebend wurde, an den (Grundlagen der politischen Tendenz des Blattes änderte, um so mehr machte er sich bald in Ton, wie in allem dem, was zum äußern Auftreten einer täglich erscheinenden und zugleich täglich an Bedeutung wachsenden Zeitung gehorte, bemerkbar. Und dies gleich so sehr, daß das, was seinen heutigen Mitarbeitern in der oben mitgetheilten Adresse uorschwebte, wenn sie die „N. M. Ttaatszeitung" als!)tto Ottendorfers Lebens-Tchöpfuug bezeichnen, thatsächlich schon damals, also vor einem, nach dem gewöhnlichen Nedcmaß, andertbalb Menschenalter umfassenden Zeitraum begann!

Im Jahre 1859 traten dnrch Berheirathung Ottendorfers mit der Wittwe Jakob Uhls zn dem dominirenden Geschäftsband, welches ilm mit dem Blatt bereits verknüpfte, jenes noch festere ^amilienband, das es ibm erst recht ermöglichte, dem durch seine Mitarbeit bereits auf den Weg an die Spitze der ganzen deutschamerikanischen Presse geführten Blatt diesen Platz nu» vollends zu erobern und für alle Zeiten zu sichern. Bon dem ersten Augenblick, da er auch mit den Rechten eines Miteigenthümers die Zügel des Unternehmens in allen seinen Abtheilungen ergriff, nahm dieses auch auf der ganzen Linie andere Dimensionen an. Durch Eintritt in den, seinen Mitgliedern den größten telegraphischen Neuigkeiten-Dienst gewährleistenden Verband der „Ässociirten Presse" wurde die „Ttaatszeitung" zunächst die erste deutsche Zeitung in Amerika, welche ihren Lesern dieses Privileg, sich selbst aber die damit verbundenen großen Kosten und noch größeren Einkünfte leistete. Durch Bergrüßerung des Nedactions-Stabes*) sowie Gewinnung von Eorrespondenten und Mitarbeitern im Lande selbü und in der alten Welt trug sie nicht mir dem factischen Bedürfnis; der

*) Es hat unter diesen Umständen nicht fehlen tonnen, daß die Nedaction der »Staatszeitnng" im Lauf der Zeit der Sammelplatz von so ziemlich Allem geworden ist, was in der deutschamerikanischcn Ioninalistenwelt, vornehmlich der des Ostens, einen Namen gehabt. Paul Loesers, der dem Blatt jetzt seit 37 Jahren angehört und weit über die Hälfte dieser Zeit an der 2pitze der Ottendorfer'schcn Mitarbeiter-Schaur steht, geschah bereits Erwähnung. Aber es hat derselben auch nicht an Zugehörigen gefehlt, die sich nm ihrer Feder über dieses Nedactionswirken hinaus erfolgreich beschäftigt haben. So namentlich der ercentrifche, aber litterarisch hochbegabte, vor zehn Jahren gestorbene G. Nittig und der behaglicher veranlagte C. Stürenburg, deren Feuilletons und Lctxn«» bilder aus dem New Mrker und deutschameritanischen Leben auch in Buchform erschiene!! sind — „New Yorker Federzeichnungen" von G. Nittig und „Aus der Miethslaseme" und „Alte Bekannte" von C. Stürenburg — nnd hüben wie drüben verdiente Beachtung gefunden haben. In Teutschland selbst aber gehören heutigen Tages so ziemlich alle Träger bedeutender Namen, vor allen Tingen ans dein Gebiet der Nomanlitteratur, zu den Beiträgen, der „New Porter Staatszeitung", und es hat sich im Lauf der Zeit zwischen mehr alz Einem derselben und Oswald Otteudorfer, weit über diese (Geschäftsverbindung hinaus gehend, ein lierzlichcs Band persönlicher Frenndschaft und Werthschäyung geknüpft.

Leser, sondern auä> der vom Ehrenstandpuntt dictirteu idealeren Forderung
einer mehr originalen Tageslitteratur Rechnung, — und zwar zu einer
Zeit Rechnung, da mit ihrer Ausnahme und etwa noch der des Lerow'schen
„Belletristischen Journals", die deutschamerikanischen Blätter neben dein
Leitartikel-Schreiber und dem Local-Berichterstatter nur noch die Scheere
als dritte und nicht selten hauptsächlichste Herstellungs-Macht anerkannten.
Und endlich verstand das neue Regime durch Einführung aller technischen
und manuellen Fortschritte, welche die englische Presse Rem Jorks kenn-
zeichneten, dem deutschen Blatt auch äußerlich eiu Gepräge zu verleihen,
das ihm nicht nur unter den gleichsprachigen Organen den gebührenden
ersten Platz sichern half, sondern in der amerikanischen Presse überhaupt
eine gekannte und anerkannte Stellung gab.
Wie aber diese Stellung des Blattes wieder auf den Mann an feiner
Spitze und auf seinen persönlichen Einfluß als politischer Hauptrepräsentant
des 'Rem Jorter Deutschthums zurückwirken mußte, das wird auch der mit
amerikanischen Verhältnissen ganz und gar nicht Vertraute sich ungefähr
vorstellen können, wenn er erfährt: daß die von der „Staatszeitung"
mehr oder minder unmittelbar beeinflußte Quote der New Dorker Wähler-
fchaft etwa ein Viertel, wenn nicht mehr, der bei größeren Wahlkämpfen
im Felde stehenden Massen überhaupt zählt. Das ist eine Macht in sich.
Ganz besonders aber so in den Augen der amerikanischen Politiker und
politischen Macher, welche mit den deutschen Stimmen zu rechnen genöthigt
sind und wenn auch gewöhnlich gerade nicht vor Respect vor ihren
deutschen Mitbürgern ersterben, doch zu Wahlzeiten von einer um so heil-
sameren, ja gelegentlich geradezu heilloseu Furcht erfüllt sind. Und da
muß denn dem politischen und journalistischen Führer des Rem Yorker
Deutschthums vor allen Dingen ein doppeltes Zugeständniß gemacht werden.
Zunächst dasjenige: daß er seinen an sich weitgreifenden, in den Augen
der Amerikaner noch ganz besonders großen Einfluß nie zur Erlangung
von Würden und Aemtern") oder zur sonstigen Befriedigung von Strebereien

*) Ein wirtliches Amt, das Wort im landläufig politischen Siun gebraucht, hat
Qswald Ottendorfer während seiner langen Laufbahn als Mann der Oeffentlichkeit nie
bekleidet. Wohl hat er während der vielen stabtvolitischen Wahl» und Reformkämpfe, bei
denen seine Zeitung im Voideitrcffen stand, auch oft sich selbst der Notwendigkeit fügen
und mit seiner Person hervortreten müssen. Und einmal, in den Wer Jahren, brachte
ihn diese Notwendigkeit selbst in den Nev Yorker Ztadtrath, während sie es ihm ein
ander Mal, 1874, gar auferlegte, feinen Namen bei der absolut aussichtslosen, aber als
Temonstration gegen die, von den beiden ,vauutvarteien begangenen, Mißgriffe äußerst
wcrthvollen Aufstellung eines dritten, niiabhängigen Wahlzettels (Candidatenlistc) für eine
Büigermeisterscandidlltur herzugeben, wobei ihm immerhin ein unerwartet großes versön-
liches Vertrauensvotum von über 30 MO Stimmen zufiel. Verschiedenen Ehrenämtern
indessen hat er sich im Lauf der Jahre doch nicht entziehen können. So war er 18N8
und 1884 einer der Präsidcntschaftswahlmänner des Staats New Zlort: 1876 war er"
ein Mitglied der von der demokratifchen Partei des Landes eingcselzten Kommission,

und Ambitionen für seine Person oder selbst nur ihm unmittelbar Nahe-
stehende ausgebeutet hat. Sodann das andere: daß, wenn im Lauf der
von ihni und seiner Zeitung ausgefochtenen, zahllosen, vielgestaltigen und
oft von den daran Beteiligten selber kaum zu übersehenden Kämpfe auch
einer und der andere Fehl- oder Uebergriff mit untergelaufen, dieselben doch
stets mit reinen Händen gemacht worden sind. Wenn irgend ein publizistischer
Bekämpfet öffentlicher Corruption das Recht und den Antrieb dazu aus
der Integrität der eigenen Absichten und der Correctheit feines Privat-
charatters geschöpft hat, so ist dies der Herausgeber der „3t. D. Staats-
zeitung" gewesen — auch dann gewesen, wenn sich in gelegentlichen
Tonderfragen die Haltung seines Blattes mit einer oder der andere«,
durchaus nicht der Beachtung unwerthen Quote des New Porter Deutsch-
thums in vorübergehenden Widerspruch zu setzen hatte. Und daß das nicht
immer ein leichtes Stück gewesen, werden selbst die Gegner der „Staats-
zeitung" einräumen, welche die Geschichte der municipal-politischeu und
Neformkämvfe der amerikanischen Metropole und des Antheils der Deutschen
daran während des letzten Bierteljahrhunderts zu verfolgen im Stande
waren. Auch werden gerade sie gleich noch das Weitere einräumen müssen:
daß in allen rein deutsche Interessen auf amerikanischem Boden betreffenden
Ent- und Verwickelungen die Otteudorfer'sche Zeitung sich zunächst immer
— um ein Wort Paul Loesers zu gebrauchen, — als „Product der
deutschen Einwanderung" und dementsprechend als ihre Dienerin gefüdlt
hat. Und wenn sich gerade von diesem Standpunkt aus dann und wann
äußerste Consequenzen ergeben haben, welche neben der Zustimmung der
welche zur Untersuchung der angeblich in Louisiana bei dem Hapes-Tilden-Präsidentschasts»
kämpf vorgekommenen Stimmenzählungsfälfchung nach New Orleans geschickt wurde: und
durch eine Reihe von Jahren endlich war er Mitglied des „L«»rä c>l Ns^en»» c>l tde
I'nivorsitv ol tn« 8wts os !?««" 'rorll", einer aus Mannen» von anerkannter Bildung
und Stellung zusammengesetzten höheren Belwrde, welche die oberste Aufsicht über das>
llnteirichtsweseu im Staate New 'Zorl führt.
lim so schmeichelhafter für ihn persönlich und zugleich förderlicher für die großen
Interessen, deren Währung ganz besonders ain seinen Schultern liegt, war das liolic
Ansehen, in dem er als Freund und Vertrauensmann bei den beiden hervorragendsten
Größen stand, welche die demokratische Partei seit dem Bürgerkrieg besessen: bei Samuel
Tilden, der 187!» Präsidentschaftscandibat der Partei war, aber in der Wahl, nicht olme
große nachträgliche Triftigkeiten und nur mit der knappsten Minorität, dem Republikaner
Hayes unterlag, und bei dem gegenwärtigen Präsidenten Grober Clevclniw. Namentlich
seitens des letzteren erfreut er sich einer so großen persönlichen Wertschätzung, daß e->
nach dem ersten siegreichen Präsidentschllftsiampf desselben, im Jahre 1884, die Ninaeweiliteii
kaum überraschte, als derselbe dem Herausgeber der „New Yorker Staatszeitung" ein, aller-
dings informelles, Anerbieten eines Cabinetspöstens eintrug. Seinem Grundsatz getreu,
trat er jedoch nach gewonnenem Kampf mit feiner Person sofort hinter die Linien zurück.
Dafür war die Besetzung der Gesandtschaft beim Quirinal mit dem seiner Stellung
in der Gesellschaft und seiner Qualificatioueu als Jurist, Philosoph und klassischer
Gelehrter halber für diese Stelle besonders geeigneten Richter G. B. Stallo von Cincimiati
und die damit dem ganzen amerilanischen Deutschthum erwiescue Anerkennung sein Werl.

Vielen auch eine Beanstandung der Wenigen, aber in ihrer Minorität
keineswegs zu Uebersehenden, nach sich gezogen, ja wohl gar, wie erst im
vorigen Herbst, selbst zu einer Entfremdung solcher Männer, wie Oswald
Ottendorf und Karl Schurz, nachdem sie nur erst in dem großen 1894er
New Jorker Neformtampf Schulter an Schulter so Großes geleistet, führen
konnte, so ist das gewiß zu bedauern nnd wird auch sicherlich von Niemand
mehr bedauert, als den Betreffenden selbst. Aber es muß eben als das
hingenommen werden, was es ist: als eine jener Evolutionen im Heren-
und Ueberraschuugskessel amerikanischer Politik, welche sich selbst nicht mehr
zu controliren vermögen. Zum Glück pflegen aber auch gerade sie schon
immer wieder den Keim künftiger Nemedur in sich selbst zu tragen. Und
w mag denn auch schon morgen in dem ewigen Auf und Nieder, der
„ewigen Mißmelodie" der New Borker Stadtpolitik ein neuer Kampf auf-
springen, der auch diese beiden Männer wieder im gemeinsamen Fahrwasser
und gleichzeitig an der Spitze des hiesigen Deutschthums sieht. Dasselbe
kann gerade der getreuen Eckartstimme dieser Beiden noch lange, lange
nicht entrathen!

Im Frühjahr 1884 wurde Oswald Ottendorfer von dem schwerste»
Schlage seines sonst erfolgreichen Lebens auf dem Boden der neuen Welt
getroffen. Er verlor seine Frau. Selten hat der Tod einein Gntten-Ber-
bältniß ein Ende bereitet, welches zugleich iu so hohem Grade das von zwei
Mitarbeitern, Gehilfen und Gleichstrebenden war, wie dieses. Und da die
Bedeutung dieser Frau, sowohl durch die Beteiligung an dem geschäftlichen
Aufbau der größten deutsch-amerikanischen Zeitung, wie namentlich durch
ihre umfassende, in verschiedenen großartigen Stiftungen gipfelnde phil-
anthropische Thätigkeit weit über den gewöhnlichen Wirkungskreis selbst her-
vorragender Frauen hinaus, der Ocffentlichkeit angehörte, so kann man wohl
sagen: daß der Schlag, der im April 1884 das Haus Ottendorfer traf,
auch das gesammte New Morker Deutschtum» mit ereilte. Es ist schwer, zu
sngeu, wie weit die praktische Betheiliguug des Gatten an dem wohlthätigen
Wirken und der es krönenden Gründung mehrerer großartiger Anstalten,
— der „Isabellen-Heimat" für deutsche Greise und Greisinnen, der großen
ssrauen-Abtheilung des Deutschen New Dorker Hospitals in eigenem Vau
und der deutschen Berbnndsanstalt im Herzen des als „Klein Deutschland"
bekannten Theils der Stadt, — der Frau Ottendorfer eigentlich gegangen
ist. Jedenfalls gingen die Bestrebungen des Paares gerade auf diesem
Gebiet auf's Innigste Hand in Hand, wie es unter Anderem die That-
sache augenfällig lehrt, daß die von Oswald Ottendorfer für das oben-
genannte „Klein Deutschland" in eigenem Gebäude gegründete und reich
dotirte Freibibliothek sich dicht neben der von seiner Gattin ebendaselbst
errichteten Poliklinik befindet. Da die Wohlthätigkeit der Frau Anna Otten-
dorfer mit ihrem wachsenden Neichthum auch über die Grenzen New Mrks
hinauswuchs, war es nur billig, daß sie auch außerhalb ihres nächsten

Wirkungskreises die ihr gebührende Anerkennung fand. Vor allen Dingen
war es die deutsche Kaiserin Augusta, welche für die deutsch-amerikanische
Philanthropin eine besondere Werthschätzung besaß und auch noch kurz vor
dein Tode derselben durch Übersendung einer besonders für sie angefertigten
Ordensdecoration nebst einen! herzlichen Handschreiben Ausdruck gab. Ter
Empfang und die Annahme des schönen und bedeutungsvollen Schmuck-
stücks der selbst in ihren Wohlthätigkeitsbestrebungen so unermüdlichen
Monarchin hat der sonst ganz und gar demokratisch veranlagten und allem
äußerlichen Prunkwesen durchaus abholdeu Frau die größte persönliche
Genugthuung und eine der letzten Freuden ihres Lebens bereitet, wahrend
ihr Gatte, auf die ihm gewordene Mittheilung, daß ihm aus ähnlicher Ver-
anlassung eine ähnliche Auszeichnung von österreichischer Seite bevorstehe,
als amerikanischer Bürger mit dem Ersuchen zu antworten hatte, daß die
derselben zu gebende Form nicht über die eines officiellen Anerkennungs-
schreibens hinausgehen möchte.
Diese „ähnliche" Veranlassung wurde für den ehemaligen Landesherrn
Oswald Ottendorfers durch die monumentalen Stiftungen geboten, die der-
selbe, wie schon eingangs erwähnt, im Laufe der Jahre seiner mährischen
Heimatsstadt Zwittau zugewendet hat. Sic bestehen in einem Altenheim,
einem Armen- und Waisenhaus, einem Hospital, einer Frcibibliothek und
einem monumentalen Brunnen, die man nicht nur in Rücksicht darauf, daß
sie in einer verhältnißmcißig kleinen Landstadt ihren Platz gefunden, als
geradezu fürstlich bezeichnen darf, sondern die diesen Namen irgendwo ver-
dienen würden. In New Hort selbst hat sich die wertthätige Philanthropie
Ottendorfers, die mit unfehlbarer Generosität jedem deutschen Unternehmen,
jeder deutschen Sammlung und jedem deutschen Bedürfnis; still und unter
der Hand zu gute kommt, neben der bereits erwähnten Freibibliotlick
namentlich in dem großartigen Ausbau der von seiner Frau zum Andenken
einer jugendlich verstorbenen Lieblingstochter gegründeten und benannten
Isabellen-Heimat bethätigt. Er hat das ursprünglich in Astoria bei New
Mork gelegene Heim nach dein oberen Dheil der Stadt verlegt, ihm dort
großartige Baulichkeiten zur Verfügung gestellt und auch sonst die, ihm das
Gedächtniß von Frau und Tochter gleichzeitig verkörpernde Stiftung so
pietätvoll und dabei so freigebig weiter gefördert, daß sie heute als unbe-
strittene Musteranstalt dieser Art dasteht.
Es erübrigt noch, hier als historisches die „New Jorker Staatszeitung"
betreffendes Datum die Thatsoche nachzuholen i daß Oswald Ottendorfer,
durch ein, ihn zu regelmäßigen Besuchen europäischer Heilquellen nöthigendes
Nervenleiden veranlaßt, bereits im Jahre 1880 in der geschäftlichen Ver-
fassung der „Staatszeitung" eine wichtige Aendernng hat eintreten lassen.
Er verwandelte damals das Ganze in eine meist aus Mitgliedern seiner
Familie zusammengesetzte und unter seiner Präsidentschaft und unmittel-
baren Leitung stehende Actien-Gesellschaft. In dieie hat er seitdem anch

behufs Uebernahme der äußeren Geschäftsführung mit einem Aetien-Antheil
Hermann Nedder aufgenonnnen, welcher bis dahin mit ebensoviel Geschick
wie Erfolg der geschäftlichen Leitung eines verbreiteten Wochenblattes vor-
gestanden. Auch das palastartige, in grauem Granit aufgeführte leitungs-
heim, welches Ottendorfer schon im Veginn der 70 er Jahre für sein Blatt
hergestellt hatte, ging seinerzeit in den Besitz der betreffenden Äctien-Gesell-
schaft über. Auf der als „Trnon Row" bekannten stumpfen Ecke in der
unmittelbaren Nähe der City Hall und zur Linken der Auffahrt zur
Brooklnner Hängebrücke gelegen, schließt es gegen Norden die sich hier zu-
sammendrängende, unter dem Namen „Newspaper Now" weltbekannte An-
sammlung von New Jorter leitungs-Palästen ab, von denen einige, wie
die thurmartigen Himmelsstürmer der „World", der „Tribüne" und der
„Times", der in gleich stattlichen und edlen Maßen gehaltenen Otteu-
dorfer'schen Bauschöpfung im Höhenpunkt wohl über den Kopf gewachsen
sind, in dein der wirklichen architektonischen Schönheit durchgehends weit
nachstehen.
Begonnen wurden diese Aufzeichnungen über das Leben, das Schaffen
und die Erfolge Oswald Ottendorfers auf dem Boden der Neuen Welt
mit ein paar Sätzen aus dem Schluß der ihm von seinen redactionellen
Mitarbeitern zum siebzigsten Geburtstag überreichten Adresse. Schließen
möge sie setzt ein Satz aus dem Anfang dieses nämlichen Schriftstücks, der
um so geeigneter dazu ist, als er einen auf de» vorstehenden Seiten nur
flüchtig gestreiften Punkt berührt, der nicht ohne ausdrückliche Beleuchtung
hätte bleiben sollen und ihn gleich so berührt, daß diese Beleuchtung tlmt-
süchlich in wenigen Worten geboten wird. Dieselben lauten:
„Niemand ist besser als wir, die Mitarbeiter Oswald Ottendorfers,
im Stande, die noble Auffassung von der Mission der Presse zn würdigen,
durch welche seine Leitung der ‚Staat,szeitung/ sich auszeichnet und welche
ihr ein Ansehen und einen Einfluß verschafft hat, wie sie kaum irgend ein
anderes Blatt genießt. Er hat daran festgehalten, daß ein deutsches Blatt
nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch Pflege deutscher Cultur
seinen Platz in der Landespresse behaupten müsse, und er hat sich ins-
besondere einem bösen zeitgenössischen Zuge dieser Letzteren, dem Haschen
nach Augenblickserfolgen mit Opferung einer gesunden journalistischen Ethik,
mit allen Kräften entgegengestemmt."
Es sind namentlich die letzten dieser Zeilen, auf die hier zum Schluß
noch mit besonderem 'Nachdruck hingewiesen sei. Gerade bei ihnen ist
„Citiren" gleichbedeutend mit „unbedingtem Unterschreiben".

Gin Urbild zu Goethes „Wahlverwandtschaften".

von

Cuyen Wulff.
— Kiel, —

riedrich Creuzer und Carolina uon Günderode. Mit-
theilung über deren Verhältnis; — lautet der Titel eines vor
wenigen Monaten in der Universitätsbuchhaudlung uon Karl
Groos zu Heidelberg erschienenen Heftes von achtzehn Seiten. Der Verleger
Karl Groos, ein Neffe des 1844 in Marburg verstorbenen Professor
Leonhard Creuzer, ist zugleich der Herausgeber: Leonhard war aber nicht
nur der Vetter Friedrich Creuzers, sondern dieser nannte ihn nach eigenein
Geständniß*) „in der Sprache des Herzens Vruder". Im strengsten Sinne
ist es nichts Neues, was die uon Groos vorgelegten Vlätter bieten: mit
einem kurzen Vorwort bringt er einen Artikel zum Wiederabdruck, welchen
Senator Schulin zu Frankfurt a. M. im „Frankfurter Conuersationsblatt"
von 1862, Nr. 164—166 in: Auftrage der Familie Leonhard Creuzers
veröffentlichte. Dieser Artikel war bestimmt, dein auf das Hörensagen
von Heinrich Voh zurückgehenden Mythus entgegenzutreten, als sei Friedrich
Creuzer von seiner Frau in schwerer Krankheit treu vervflegt worden
und habe dann aus Dankbarkeit den Plan einer Vereinigung mit der
von ihm leidenschaftlich geliebten Caroline von Günderode aufgegeben.
Der wahre Sachverhalt, der auch in den neueren Schriften über die
Günderode nicht zur Geltung kommt und deshalb einer Auffrischung be-

*) Friedrich Creuzer: Aus dem Leben eines alten Professors, S. 16.

durfte, wird dahin zusammengefaßt: „Seine Frau hatte sich entschlossen, ihn freizugeben. Mn wurde die neue Einrichtung besprochen. Die Dankbarkeit erlaubte nicht, daß seine Frau karg behandelt würde. Vorerst sollte ein Dheil feines Gehaltes ihr gesichert werden. Vermögen fand sich auf keiner Seite. Crenzer kam zu der Einsicht, daß er feiner „Poesie", so nannte er die Günderode, kein ihr würdiges Loos bereiten könne. Räch großem Seelenkampfe ließ er seine Freunde rufen und erklärte feierlich, daß er entfage." Allerdings berichtet einer von Friedrich Creuzers Heidelberger Vertrauten, der Kirchenrath F. H. C. Schwarz, in einem gleichen Orts abgedruckten Brief an Leonhard Lreuzer: „Sein Körper war schon lange so geschwächt, die fatale Geschichte setzte ihm immer mehr zu, und besonders nun nach seiner letzten Reise nach Frankfurt war wieder alle errungene Ruhe dahin. Nun machte er vorigen Sonntag mit Kavser eine Reise nach Mannheim, er kam krank wieder, las dennoch zwei Tage Collegien, bis er vorgestern nicht mehr konnte, in eine gänzliche Erschöpfung und Schlafsucht verfiel, nun aber heftiges Fieber und Schlaflosigkeit hat . . Diesen Morgen ließ er mich rufen, noch ehe ich kam, und dann that er mir die rührendste Erklärung ... Er entfagte feierlich seinen bisherigen Verhältnissen, und Daub mußte es übernehmen, dieses alsobald der Günderode zu schreiben." — Es bleibe unter diesen Umständen dahingestellt, ob die Ertrankung eine Folge des schweren Entschlusses zur Entsagung war oder ob umgekehrt dieser doch ein wenig durch die körperliche Erschöpfung beschleunigt wurde: genug, daß 'von Neuein die Aufmertfamkeit darauf gelenkt ist, wie auch hier äußere Umstände sehr wesentlich zu einer seelischen Wandlung mitgewirkt haben.

Erst in diesem Zusammenhang versteht man eine Vriefäußerung der ^rau Susann« von Henden, ge,b. von Mettingh, gegenüber dem Bruder der Günderode*). Au Sufanna als vertrauteste Freundin der unglücklichen Geliebten Creuzers hatte Daub dessen veihängnißvollen Entschluß gemeldet. Ein Hinweis, daß schon rein äußerlich für eine Ehe mit Caroline die ausreichende materielle Grundlage fehle, fcheint die Freundin zu Gegenvorstellungen ermuthigt zu haben, in der Carolinen zweifellos genehmen Absicht, wenigstens eine Fortdauer des geistigen Verkehrs und des Seelenaustausches der Liebenden zu ermöglichen. Wenn es wahr ist, daß Creuzer von der Wirkung seiner Absage nicht unterrichtet sein wollte, mochte sich sein Beauftragter ohne Weiteres für berechtigt ansehen, dieie aufrecht zu erhalten und jede Veranlassung zu nenem Schwanken von dem schwer erkrankten Freunde zu entfernen. Susanna schreibt nämlich: „Beifolgende zwei Briefe von Daub an mich werden Ihnen die Lage der Dinge sagen.

*) Veröffentlicht in C'isch und Gmbers Allgemeiner (i-nniclopädie, I. Sectio,,, 17. Thell (1878), 2. 216, in dem Artikel „Caroline uon Günderode" (von Schwach), dem Gründlichsten, was über sie geschrieben ist.

wie sie noch uor Kurze»! war, ehe ein fürchterliches Mißlingen jeder Vorsicht das Unglück Linens herbeiführte. Aus dein zweiten Briefe von Daub werden Sie sehen, das; ich Alles anwandte, diesen Kummer von Line» «hinwenden. Ich schrieb, da alle Vorstellungen unnütz waren, beifolgenden Brief an Lotte Servier . . . nebst beifolgendem Brief an Line», um durch diese Linen vorzubereiten ..." — Die unmittelbare Folge war bekanntlich der Selbstmord der Caroline von Günderode. —

Indessen mehr als die Präcisirung, welche die Ursachen des Bruches durch die Schulin-Groos'sche Veröffentlichung erfahren, interessiren eine Reihe von eingestreuten Briefen Friedrich Creuzers selbst, die nunmehr weiteren Kreisen einen tiefen Blick in die Natur seines Liebcsbundes mit der Günderode gestatten. Die hieraus gcwinnbnren Aufschlüsse sind um so werthuoller, als der handschriftliche Nachlas; des Mannes zur Zeit noch unzugänglich ist. Aus deu Händen des unlängst verstorbenen Fräulein Auguste Grebe, eines Mitglieds der Creuzcr'schen Familie, gelangten die Paniere nach der Heidelberger Universitätsbibliothek, doch ist ihre Benutzung vorläufig noch nicht zulässig.

Schon die wenigen, an erwähnter Stelle gedruckten Briefausschnitte zeigen die Liebe des berühmten Philologen zu der unglücklichen Dichterin von so eigenartiger Leidenschaft, daß es der Mühe verlohnt, der Natur des Verhältnisses näherzutreten. Der seit fünf Jahren an eine erheblich ältere Frau gefesselte Liebende gesteht da einem Freuudc (Savigny) unter anderem: „Ich habe theuer gebüßt eine Sünde gegen die Natur — die in ihren Folgen ein eisernes Schicksal geworden . . . Ohne Maß lieben — Hoffen ohne Maß — Verzagen ohne Maß ist der Don meines Lebens innerlich betrachtet ... So viel siehst Du doch daraus, daß ich in der Seligkeit unglücklich bin. Wer den Himmel gesehen, ohne darin zu wolmen immerdar — ist der nicht unglücklich? Jetzt weiß ich's, daß nur eine uor fünf Jahren gehegte Verblendung Hindernis; meines Himmels ist. Ach wäre dock Sophie (seine Frau) recht groß . . ." Und an die Geliebte selbst: „Ist es recht — oder ist es grausam, daß eine Frau, die ibre Geschichte naturgemäß durchlebt bat in Liebe mit einem ersten Manne von gleiche!» Alter, in Kindern (erster Ehe>, die sie auf deu Händen tragen, in Enkeln, denen sie entgegensieht, daß diese begehrt und nicht davon abläßt, ein junger Manu solle den Sinn seines Lebens darin finden, den späten Herbst, den nahenden Winter als ihre Wintersonne noch ein wenig warm und hell zu machen? Es ist recht! Letzterer konnte ja das voraus wissen. Ja, es ist recht. Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier — aber Menschenopfer unerhört. Stille, meine Seele, stille: es ist reckt."

In gleichem Sinne beleuchtet folgende Stelle die Situation: „Du siebst," schreibt Friedrich Ereuzer an Savigny, „daß hier zwei Personen aufgeopfert werden, weil sie eine dritte nicht aufopfern können. ^- Wenn Du nun einmal der Sophie schriebst, wahr, warm und nachdrücklich. Wenn

Du das kinderlose (will sagen: nicht mehr zeugungsfähige) 47 gegenüber-
stellst dein sehnenden 34, ohne jedoch der Winderode^ zu gedenken —
das rath ich — wenigstens nicht lobend. — Doch nein, laß es. Es ist
so besser. Verbrenn' das Alles; ich Hab' unverständig geschrieben. —
Wenn nur sie nicht an Sehnsucht erkrankte — was liegt denn an mir!
— Aber für ihr Leben furcht' ich." — Schließlich noch ein Erguß, der,
uns eine Fülle der Leidenschaft vergegenwärtigt, wie wir sie ohne eigenes
Zuschauen an dem gereiften Professor der Philologie kaum voraussetzen
würden: „Es ist ganz stille um mich her . . . Und wie gerne bin ich
allein — allein in dem Gedanken an die Eine — in ihren Vüchern
blätternd — unter ihren Bildern wandelnd. Seliges Alleinsein in solcher
Gesellschaft! und doch wieder trauriges Allein! Nicht kann ich Ihre Augen
sehen, nicht Ihre Stimme hören. O Quell des tiefsten Sehnens, wann
wirst Du Befriedigung geben? So wogt es in mir auf und ab, so
wechselt tausendmal im Tage Wonne und Schmerz, Schinerz und Wonne,
Sehnen und Hoffen, Trauern und Frohlocken."

Sind das Alles nicht Klänge, die uns wie aus der Welt von Goethes
„Wahlverwandtschaften" anmuthen? Ist nicht auch die äußere
Situation die gleiche oder doch nahe verwandt? Der Conflict der „Wahl-
verwandtschaften" beruht in dein unwiderstehlichen Zug des Herzens, der
einen jugendfrifchen Mann aus den Banden einer Frau vou mittleren
Jahren in die Arme eines erblühenden Mädchens treibt. Trotzdem im
Roman die Gattin nicht wesentlich älter an Jahren eingeführt wird, sieht
Charlotte selbst das BerlMniß mit voller Klarheit so geartet: „Du drangst
auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein: denn da wir ungefähr
von denselben Jahren sind, so bin ich als Frau wohl älter geworden. Du
nicht als Mann." Was Charlotte gefürchtet, erkennt Eduard zu spät, als
das Verhängniß bereits hereingebrochen. In ähnlichen Wendungen wie
Creuzer klagt er nun einen: Freunde: „Wir haben eine Thorheit begangen,
die ich nur allzuwohl einsehe. Wer in einem gewissen Alter frühere
Iugendwünsche und Hoffnungen realisiren will, betrügt sich immer: denn
jedes Jahrzehnt des Menschen hat sein eigenes Glück, seine eigenen
Hoffnungen und Aussichten. Wehe dem Menschen, der vorwärts oder
rückwärts zu greifen durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt
wird! Wir haben eine Thorheit begangen; soll sie denn für's ganze
Lebe» sein?"

Auch Frau Ereuzer hatte zunächst Nichts gegen den Verkehr ihres
Mannes mit der bei Daub auf Besuch weilenden Caroline von Günderode
einzuwenden. Als sie indeh den leidenschaftlichen Charakter entdeckte, den
diese Beziehungen bald annahmen, vertheidigte sie — wie die Charlotte
des Goethe'schen Romans — mit Entschiedenheit nnd Umsicht ihre Rechte.
Bei der Gattin des Liebenden steht in beiden Fällen die Entscheidung:
soll die Ehe zu Gunsten eines neuen Bundes gelöst werden? gelöst werden.

weil das Herz aus der alten Verbindung in eine neue, ihm anziehender, ihm unentrinnbar erscheinende, ihm wahluerwandte hinüberstrebt? Der Optimismus der Liebenden, namentlich des Mannes, hofft hier wie dort ohne Weiteres auf eine großmüthige Entsagung der Ehefrau, die sie keineswegs durch Heuchelei zu täuschen beabsichtigen: „Eine entschiedene Unfähigkeit zum Verstellen und noch mehr eine in die Seele der Sophie hineingcdachte Große (die sie nicht hat) diese waren der Same von dem Allen." Aehnlich äußert Goethe über Ottilie: „Eduard hatte diese von Charlotten»? Neigung zum Hauptmann überzeugt, sie überzeugt, daß Charlotte selbst eine Scheidung wünsche, die er nun auf eine anständige Weise zu bewirken denke. Ottilie ... auf dem Wege zu dem erwünschtesten Glück, lebt nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, findet sie sich in einem Himmel auf Erden." Wie Creuzer nach einen: schon citirten Geständniß, kennt Eduard kein Maß in all seinen Empfindungen: „Eduards Neigung war aber grenzenlos. Wie er sich Ottilien zuzueignen begehrte, so kannte er auch kein Maß des Hingebens, Schenkens, Versprechens."

Caroline dachte zeitweilig an Verzicht auf ein Ehebündniß; sie schrieb an Creuzers Frau: „daß kein Plan eristire, der irgend eine längst geknüpfte Verbindung zu zerreißen trachte," — sie wollte sich also mit einem Geistesbund begnügen. Das war im Frühjahr 1895. Inzwischen entstanden doch — nach Schulins Information — „die wunderlichsten Pläne, eine Verbindung zu Stande zu bringen". Obgleich im Leben wie in der Dichtung das Mädchen nach getäuschter Hoffnung in den Tod geht, erscheint sie beidemal in den Zukunftsplänen als der passivere Theil. Man erinnert sich an die lebhafte Art, in der Eduard Projecte für seine wie Charlottens Zukunft entwirft (II. Dheil, 12. und 13. Capitel), und daneben der Warnung Ottiliens: „Vedentc, was wir Veide Charlotten schuldig sind. Sie muß unser Schicksal entscheiden, laß uns ihr nicht vorgreifen. Ich bin die Deine, wenn sie es vergönnt; wo nicht, so muß ich Dir entsagen." Carolinen? beschwichtigender Vrief an Creuzers Frau war — nach bricht des unglücklichen Ehemanns — „dennoch kaum im Stande gewesen, die Furcht wegen der Existenz eines Planes, wie der gedachte, nur in etwas zum Schweigen zu bringen." Lange zeigte sie sich denn auch allen neuen Vereinigungsplänen der Liebenden unzugänglich. Sie scheint nach Allem, was wir wissen, ähnlich wie die Cbnrlotte der „Wahlverwandtschaften" argumentirt zu haben, welche ihrem Mann entgegenhielt: „Kann Ottilie glücklich sein, wenn sie uns entzweit!" Und: „Kannst Du mir zumutheu, daß ich auf mein wohlerworbenes Glück, auf die schönsten Neckte, auf Dich so geradehin Verzicht leisten soll?"

Es folgt zunächst eine gesellschaftliche Trennung der Ehegatten. Wie weit dieselbe im Noman zugespitzt wird, ist bekannt. Ueber das Creuzerschr Paar meldet Heinrich Voß 1896 an Schillers Wittwe, auf Grund

von Erkundigungen, im ?i-»e36N8 niLtorioum: „Seit seiner Bekanntschaft mit Dian (Pseudonym der Günderode) ist das Glück dieser Ehe völlig gestört. Mann nnd Frau leben sehr gespannt mit einander und erscheinen nie zusammen in Gesellschaften." In» Frühjahr 1805 hoffte Creuzer freilich, sein Ehezwist werde noch nicht nach außen aufgefallen fein, dentet aber schon auf vorübergehende Stürme hin.

Als jeder Widerstand sich unfähig erwies, den organischen weiteren Verlauf der Liebesleidenschaft aufzuhalten, willigen die Ehefrauen in die Scheidung, beide Mal unter physischen Einflüssen. Schulin erzählt: „Creuzers Körper wurde leidend. Ein Bluthusten ließ das Schlimmste befürchten. Seine Frau hatte sich entschlossen, ihn frei zu geben." Der Tod des Kindes bestimmt Charlotten: „Ich willige in die Scheidung. Ich hätte mich früher dazu entschließen sollen; durch mein Zaudern, mein Widerstreben habe ich das Kind getödtet." Eduard „traut nicht; er ist so krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abwechselnd verlassen".

„Nun wurde die neue Einrichtung besprochen," fährt Schuliu fort. „Die Dankbarkeit erlaubte nicht, daß seine Frau karg behandelt wurde. Vorerst sollte ein Theil seines Gehaltes ihr zugesichert werden." Wer denkt nicht der Verhandlungen zwischen Eduard und dem Major über die materielle Neugestaltung der Verhältnisse? So fern es uns liegen muß, pedantisch auf Schritt und Dritt eine Analogie zu wittern, können wir uns doch dem bestimmten Eindruck nicht entziehen, daß dem schwächlichen Creuzer mit dem gleichen Kunstgriff begegnet wurde, den Goethe seinen Major anwenden läßt: „Er bediente sich nun gegen seinen Freund einer klugen Wendung, indem er nachzugeben schien und nur die Form, den Geschäftsgang zur Sprache brachte, durch welchen man diese Trennung, diese Verbindungen erreichen sollte. Da trat denn so manches Unerfreuliche, Beschwerliche, Unschickliche hervor, daß sich Eduard in die schlimmste Laune versetzt fühlte." Auf ähnliche Weise scheint man auch Creuzer seinen Plan ausgeredet zu haben — denn warum sollen wir vor einer prosaischen Wendung zurückschrecken, da es doch die Art und Weise zu bezeichnen gilt, auf welche man ihn von seiner „Poesie" zur Prosa des Lebens zu bekehren snchte?

Ein auffallender Nebenumstand mag nicht unerwähnt bleiben. Lucianens Verlobung fällt bekanntlich in die Zeit der Spannung zwischen den Ehegatten. „Diese Familienangelegenheit war es," schreibt Goethe, „welche Charlotten bisher sehr viel zu thun gab, der sie ihre ganze Ueberlegung, ihre Correspondenz widmete, insofern diese nicht darauf gerichtet war, von Eduard nähere Nachricht zu erhalten." Damit vergleiche man Schulins Bericht: „Frau Creuzer, neben der ihr als Mutter obliegenden Sorge für Etabliruug ihres Sohnes und Verheirathung ihrer Dochter erster Ebe, ihrem Manne aufrichtig ergeben, schien erfreut durch dessen Glück und Zufriedenheit. Man zog den Schluß, da sie immer bereit war, den Mann zu beglücken, sie würde leicht in eine Scheidung willigen und sich entschädigt

fühlen durch das Glück ihrer Kinder und die große Dankbarkeit ihres Freundes. Doch es fand sich anders! sie wollte ihn nicht losgeben. »Verlassen null sie »sich, aber wie man in den Tod geht — Menschenopfer fordere ich nicht.»" — Der hier angedeutete Gesichtspunkt war wohl auch für Goethe maßgebend; die Verlobung von Eharlottens Tochter liebt den Abstand zwischen den Ehegatten auf's Schroffste hervor: neben dem in Leidenschaft und Iugendfeuer um eine blühende Jungfrau werbenden Mann steht als gesetzlich ihm verbundene Ehefrau — eine angehende Großmutter. Wir horten schon Creuzer selbst von den Enkeln sprechen, denen seine Frau entgegensieht.

Nicht unwesentliche Züge stimmen schließlich in dem Ausgang beider Liebestragödien überein. Beide Mal — wenn schon nicht mit gleicher Entschiedenheit — sind die jungfräulichen Störerinnen des ehelichen Friedens zur Entsagung bereit, ohne Kraft, die endgiltigen Folgen derselben zu tragen. Caroline wie Ottilie enden durch Selbstmord. Verschieden wendet sich die Stellung des Liebenden: während Creuzer durch seine Absage die Günderode in den Tod treibt, folgt Eduard der Geliebten, der er weder im Leben noch im Sterben zu entsagen vermochte. Immerhin klingen Creuzers Geständnisse mehrfach geradezu ottilienhaft. „Ich bin aus meiner Bahn geschritten, und ich soll nicht wieder hinein. Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, fcheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden," — so klagt das rührende Kind der Goethe'schen Phantasie in ihren: letzten Brief an die Freunde. „Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst," äußert Creuzer in dem so aufschlußreichen Vrief an Sauigny, „wenn ich sage, daß, wenn gewisse Schritte gethan sind im Leben, alle übrigen Handlungen nun ganz aufhören, frei zu sein. Sie sind Werte des Schicksals. So ist es mit mir in jeder Hinsicht." Schulin vermerkt weiterhin als Beobachtung von Creuzers Frau, „daß seine Gefühle eine Richtung genommen, aus welcher sie sich nicht wieder in die frühere Bahn finden konnten." Ter Unglückliche gesteht selbst ein ander Mal: „In jedem Betracht wird mein Leben immer dunkler und dunkler. Ich gehe einen unbekannten Pfad; wohin er sich verlieren wird, weiß ich nicht."

Was ist durch solche Uebereinstimmungen bewiesen? Folgt ohne Weiteres, daß in Friedrich Creu-ers Liebesuerhältniß mit Caroline von Günderode das Urbild von Goethes „Wahlverwandtschaften" zu sehen ist? Nicht etwa die mannigfachen Abweichungen, welche jene Analogien durchkreuzen, warnen vor einem derartigen Schluß: denn ein echter Dichter bildet sein Modell nicht sklavisch nach, er läßt sich von diesem nur anregen und nimmt das Beste immer aus sich selbst. Was uns indeß zur Annahme einer Be-iehung zwischen jenen« Eheconflict und der Fabel des Romans bisher noch fehlt, sind vor Allein äußere Anzeichen einer Theilnahmc Goethes an dem tragischen Geschick der Günderode.

An solchen Anzeichen fehlt es nun allerdings bei näherem Zusehen keineswegs. Durch einen Brief der Sophie von La Roche an Wieland gelange die Nachricht vom Selbstmord des unglücklichen Mädchens nach Weimar. Die Herzogin Anna Amalia spricht alsbald gegen Knebel von dieser „traurigen Nachricht, welche uus alle hier sehr bestürzt hat . . . Der Idealismus hat schon manche i>fer dem Charon zugebracht." In der Folge sehen wir Goethe bemüht, die näheren Umstände zu erforfchen. Er schreibt an Frau Frommaun: seine Mutter wage er gar nicht über die Günderode und deren Tod zu befragen, weil Frau Nath kurz sagen würde, es sei eine Verrücktheit! dennoch ist er genöthigt, die Mutter zu bemühen. In „Goethes Briefwechsel mit eiuem Kinde" (I. Theil, S. 53 f.) steht angeblich unterm 21. September 1808 eine bemerkenswerthe Aufforderung der Frau Nath an Bettina: „Ich Hab' Dir gesagt. Du sollst die Geschichte uou der Günderode aufschreiben, und schick' sie nach Weimar, mein Sohn will es gern haben, der hebt sie auf, daun drückt sie Dich nicht mehr. — Der Mensch wird begraben in geweihter Erd', so soll man auch große und seltene Begebenheiten begraben in einen schönen Sarg der Erinnerung, au den ein Jeder hintreten kann nnd dessen Andenken feiern. Das hat der Wolfgang gesagt, wie er den Werther geschrieben hat; thu' es ihm zu Lieb' und schreib's ans." Bettina entsprach diesen: Wunsche durch einen ausführlichen Aussät' über ihren freundschaftlichen Umgang mit der «Ünderode und über deren Charakter «ebenda T. 75—110). Ueber die Lebensumstände uud nameullich die Liebesgeschichte ihrer Freundin wußte Vettiua aber nur Dürftiges zu melden, da Caroline dem iudiscreten, ercentrischen Mädchen ein Geheimnis; aus ihren Herzensgualeu gemacht hatte. Ob Goethe, der inzwischen 1807 zweimal in Weimar Bettinas Besuch empfangen hatte, beabsichtigen mochte, geeignctenfalls ähnlichen Gebrauch vou ihrem Aufsak zu macheu, wie im „Werther" mit I. Chr. Kestners Bericht über K. W. Jerusalem? ?ie Worte der Mutter legen eine solche Bermuthung nahe. Bereitelt wäre eine derartige Absicht schon durch das erMhnte Bersageu von Bettinas Auszeichnungen in der entscheidenden Liebesbeziehung-, aber der Bericht ist auscheineud gar nicht in Goethes Hände gelangt, da Frau Aja schon am 13. September starb*.) Immerhin hatte der Dichter wohl schon im vorhergehenden Jahre mündlich mancherlei von der mitlheilsamen Bettina über ihre unglückliche Freundin erfahren;

*) Im Begriff, das Mauuscript in 3ruck zu gebe» (Nov. 18i»5), erhalte ick, Kuno Fischers Schrift: „Goethes Souetteutrauz" (Heidelberg 189ß). Darin S. 19 (abgedruckt aus der Allgemeinen Zeitung, Beilage, 1870, Nr. 850) folgende lakonische Notiz: „Merkwürdig genug, daß auch in Rücksicht auf die äußere Veranlassung zwischen Werthcrs Leiden uud den Wahlverwandtschaften eine gewisse ?leh»lichteit stattfindet: dort geht unmittelbar vorher der Selbstmord des snugen Jerusalem, dessen nähere Umstände sich Goethe durch Kcstner ausführlich berichten lieh! hier der Selbstmord der Caroline von Günderode, worüber auf den Wunsch Goethes Bettina niederschrieb, >vas sie erlebt hatte und wußte."

und bereits 1806, kurz nach dem traurigen Ereigniß, kehrte Heinrich Voß der Jüngere, einer der getreuesten unseres Goethe, von jenem Besuch in Heidelberg nach Weimar zurück, der ihn: — wie wir erfuhren — Veranlassung zu seinem Bericht über die Ursachen der Katastrophe an Schillers Wittwe gab. Augenfällig nach dem Modell zu arbeite«, konnte Goethe aber kaum beabsichtigen, nachdem er so peinliche Erfahrungen mit der im „Werther" begangenen Indiscretion gemacht hatte.

Die Chronologie stellt sich folgendermaßen: 26. Juli 1806 Selbstmord der Günderode — alsbald Nachricht davon an Wieland — dann Mcklebr des jungen Voß aus .Heidelberg — April und November 1807 Bettina in Weimar — 1807 Plan der „Wahlverwandtschaften" — 19. Juli 18«.»» hofft Goethe, in Karlsbad von der Arbeit an dem Werk stark angezogen zu werden — etwa gleichzeitig seine Bitte an Frau Natb, Bettina zu einem ausführlichen Aufsatz über die Günderode zu veranlassen — April bis Juni 1809 energische Arbeit — 3. October 1809 Vollendung des Romans.

Ziehen wir Goethes Selbstgeständnisse über die Voraussetzungen der „Wahlverwandtschaften" herbei. Nach Riemers Bericht gestand Goethe, allein in diesem Werk nach einer Idee gearbeitet zu haben: das Arrangement des Stoffes nach dem damaligen chemischen Begriff der Wahlverwandtschaften gelangt hierdurch zur Bezeichnung. Eine Ablehnung von lebendigen Stoffquellen kaun damit nicht ausgesprochen sein, denn schon in den Dag- und Iahresheften betont der Dichter: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heileu sich zu schließen schont, ein Herz, das zu genesen fürchtet." Man bat deshalb auf eine 'Neigung Goethes für Minna Herzlieb als Kein, der „Wahlverwandtschaften" verwiesen. Die Mitwirkung dieses Erlebnisses bleibe unbestritten: aber selbst in dem unzutreffenden Fall, daß die Romangestalt der Ottilie ganz nnd ausschließlich aus Minchens Wesen geflossen wäre, bliebe immer nocki der eigentliche Kern der Handlung: der Eheconflict, ohne lebendige Vorausfetzung, — es fei denn, daß Jemand im Ernst annehmen mochte, Goetbe habe seine Beziehungen zu der ihm eben angetrauten Christiane unmittelbar in der Ehe Eduards mit Charlotte spiegeln wollen. Und wie schattenhaft wäre eine solche Grundlage! Nicht einer der näheren Umstände ist analog, während die ürcuzer'sche Ehe ungezwungen so viele wesentliche Motive an die Hand giebt. Nach weiteren Lebensguellen als dein Ottilien-Modell zu forschen, nothigt uns aber des Dichters ferneres Geständniß: dieser Roman enthalte keinen Strich, der nicht erlebt sei! Und wenn Goethe hinzusetzt: aber keinen Strich so, wie er erlebt sei! so trifft diese Wendung auf's Glücklichste das Verhältniß zwischen der Creuzer-Günderode'schen Liebestragödie und den „Wahlverwandtschaften".

Zwei Bedenken wollen wir nicht unterdrücken. Zunächst fällt die Kühle auf, mit welcher Goethe fpäter einmal der Todesstätte von Caroline Günderode gedenkt. Am 6. September 1814 betritt er den ominösen

Ort gelegentlich eines längeren Besuches im Breutano'schen Landhause bei
Winkel. „Man zeigte mir," so lautet die Aufzeichnung, „am Rheine
zwischen einem Weidicht den Ort, wo Fräulein uon Günderode sich ent-
leibte. Die Erzählung dieser Katastrophe an Ort und Stelle, uon Per-
sonen, welche in der Nähe gewesen und teilgenommen, gab das unangenehme
Gefühl, was ein tragisches Local jederzeit erregt. Wie man Eger nicht
betreten kann, ohne daß die Geister Wallensteins und seiner Gefährten
uns umschweben. Von diesen tragischen Gefühlen wurden wir befreit,
indem wir uns nach den Gewerben des Lebens erkundigten." Sehen wir
aber näher zu! Die Aeußerung führt tief innerlich in Goethes Wesen und
Entwicklung. Allmählich war seine milde Seele, diese anima LaiMäi8F!NÄ,
zu einer Scheu vor dem Tragischen gekommen, zu der offen ausgesprochenen
Befürchtung, die Gestaltung einer neuen Tragödie würde ihn tödten.
Dieser nun regelmäßigen Pein an tragischen Sujets giebt Goethe also
Ausdruck. Dabei verräth der Bericht gerade das Interesse des Dichters
an der Katastrophe auf's Neue. Nochmals läßt er sie sich an Ort und
Stelle schildern und wird uon tragischen Gefühlen bedrängt, uon denen er
sich erst gewaltsam befreien muß. Zum Mindesten kann man diesen Epilog
nicht gegen die Annahme einer poetischen Benutzung des Günderode-Stoffes
geltend machen.
Nun war freilich der Creuzer'sche Eheconflict nicht ganz singulär.
Schulin bemerkt in Betrachtung desselben: „Aehnliche Verhältnisse sah
man überall; es lag im Geist der Zeit, dieser gemüthliche Austausch
zwischen Männern und Frauen ohne Rücksicht auf die bestehenden Ver-
bindungen, in welchen sie lebten." Andererseits bezeugt dies Charlottes
ärgerlicher Ausruf beim Erwähnen uon Scheidungen: „Kommt das traurige
Wort, das man leider in der Welt jetzt so oft hört, auch in der Naturlehre
vor?" Auch an die Tischgespräche bei Anwesenheit des Grafen und der
Baronin ist zu denken. Dadurch wird dein Roman eine allgemeine Be-
deutung als Culturbild, als Denkmal der Zeit, gesichert. Aber er trägt
zu viel individuelle Züge, um nur aus dem Allgemeinen herausgewachsen
zu sein. Auch widerspräche diese Annahme völlig der bekannten Goethe'schen
Arbeitsweise, die selbst allgemeine Erfahrungen durch Einzelbeobachtungen
zu bestätigen, zu vertiefen und zu erweitern strebt.
Außerdem ist es nicht nur ein gut Stück des Stoffes, sondern auch
mauch nicht unwesentlicher Theil der Charakterzeichnung, der im Kreise der
Günderode eine Art von Entsprechung findet, wie er sie in Minna Herz-
liebs Bereich vergebens suchte. Dieser Letzteren entstammt neben dem
wichtigsten Moment, der Neigung des Dichters, namentlich das pflam,en-
lmfte Naturwesen Ottiliens: es werden wenigstens die Abneigung Minchens
gegen strengere Verstandesarbeit, ihr träumerischer Zug und ihre hingebungs-
volle Bescheidenheit hervorgehoben — Elemente, welche der Dichter zu
einem beriickenden Naturdämonismus ausgestaltet hat. Daher wohl der

bescheidene Diensteifer Ottiliens, ihr bis zur Eelbstentäußerung gehendes Anpassungsvermögen, ihre Verstocktheit gegen allen unorganisch an sie her- angebrachten Lernstoff. Doch selbst diesen Voraussetzungen der Ottilien- Gestalt fehlt in Minchens liebenswürdigem, aber Alles eher als bedeutende«! Charakter jene dämonische Vannkraft und geistige Bedeutsamkeit, die in» Roman dieses weibliche Wesen weit über alle preisgekrönten Producte er- ziehlicher Abrichtung emporhebt. Freilich treten ergänzend ein paar äußere Züge hinzu: Minna weilt als Pflegetochter im Frommann'schen Hause, und ferner hat sie (Goethe früher gekannt, aber nicht ausreichend beachtet, bis sie ihm, zu vollem jungfräulichen Reiz erblüht, entgegentritt — ähnlich wie im Roman. Dafür sind von Minchen mancherlei Züge berichtet, die der Ottilie widerstreiten. Im Gegensatz zu der ernsten, tragischen Heldin des Romans wird an jenem Gegenstand von Goethes Neigung ein hervorstechen- der Mutterwitz und harmloser Humor betont, dem entsprechend auch in ihrer Physiognomie ein freundlicher Zug um den Mund gerühmt. Ihr entstammen wohl die großen dunklen Augen Ottiliens; aber eine regelmäßige schöne Gesichtsbildung wird ihr abgesprochen. Ferner war Minna schreib- faul, so daß neben den inneren auch die äußeren Voraussetzungen für das oft eingreifende Tagebuch fehlen. Insbesondere ist aber eine Gegenliebe der Frommann'schen Pflegetochter für Goethe zu vermissen; im Gegentheil hat sie sich bald verlobt, freilich mir vorübergehend, und erst später reichte sie einem ungeliebten Manne die Hand. Was indeß bei alledem den Aus- schlag giebt, wissen wir aus jüngst von Gaedertz veröffentlichten Briefen: Minchen hatte schon als Mädchen von noch nicht vierzehn Jahren die Liebe eines adligen Studenten verstohlen erwidert, von dem sich auch in der Folge ihre Erinnerung nicht trennte. Höchstens hätte sie demnach in der Treue für diesen, nicht aber in ihrer Empfindung für Goethe, während neuer Heirathspläne, die von ihren Angehörigen unterstützt wurden, eine Vorlage für Ottiliens Situation bei den von Charlotte begünstigten Huldigungen und Anträgen abgeben können.

Bevor wir fragen, welche Ergänzungen das Ottilienbild etwa aus dem Wesen der Günderode gezogen hat, müssen wir uns entsinnen, daß Goethe hier nicht nach eigener Anschauung, sondern nur nach dem Hörensagen zeichnen konnte. Namentlich Erzählungen Vettinens mögen manche Eindrücke in des Dichters Phantasie zunickgelassen haben. Desto besser kannte Goethe Vettina selbst, die sich aller Orten als vertrauteste Freundin der Gttnderode gab. Schon aus diesem Grnnde lag es nahe, daß dem Dichter das Bild der Günderode mit dem Wesen Bettinens hie und da in einander floß. Aber mehr: der Tod der Günderode war es gerade, der die verlassene Bettina zu engerem Anschluß an Goethes Mutter trieb; alsbald beginnt sie dein Dichter selbst ihre leidenschaftliche Verehrung kundzugeben. Wenn wir nun wissen, daß Goethes Werke immer ein organischer, nothwendiger Nieder- schlag seiner Erlebnisse sind, so werden wir von vornherein mit der Mög-

lichkeit rechnen müssen, in der Ottilie, soweit sie nicht durch Minna Herz-
lieb gegeben war, neben Zügen der Günderode einige Elemente zu finden,
die auf Bettina Brentano hindeuten.
Um mit einem hervorstechenden äußeren Zuge zu beginnen: auffallend
ist das Kopfweh, von welchem Ottilie oft geplagt wird. Das Gleiche wird
in gleich auffälliger Betonung von der Günderode berichtet. In Briefen
klagt sie viel darüber, so in zwei bei Ersch und Gruber von Schwartz ver-
öffentlichten vom 26. Juli 1799 und 22. Januar 1800: „Die meiste Zeit,
seit Sie hier waren, habe ich mit Kopfweh hingebracht" — und: „Be-
sonders war ich sehr mit der heftigsten und unerträglichsten Art des Kopf-
wehs gequält; Sie wissen schon aus vorigen Zeilen, daß mir dies gleich
allen Frohsinn raubt." Aehnlich später an Bettina („Die Günderode"
II., S. 196): „Auch Hab' ich die Zeit schrecklich viel Kopfweh gehabt."
Minna Herzlieb war von Ingend auf gesund; sie starb im 77. Lebensjahr,
freilich in ihrer letzten Zeit gemüthsleidend.
Merkwürdig ist, daß zu Earolinens Jugendfreunden ein eifriger Ver-
fechter des thierischen Magnetismus und der magnetischen Kuren, vi-, msä.
Karl Wolfart, gehörte. Man wird, ohne eine bestimmte Beziehung behaupten
zu tonnen, an den Magnetiseur erinnert, der (im 11. Capitel des zweiten
Theils) Ottilie von ihren: Kopfweh heilen will.
Ottilie wird als eine Art magnetische Mtnr gezeichnet: man denke
an ihren trnumwandlerischen Zustand nach dein Tode ihrer Mutter, wie
nach dem von Charlottens Kind; man lese auch die gegen Schluß des
Romans fallende Darstellung der Liebenden: „Nach wie vor übten sie eine
unbeschreibliche, fast magnetische Anziehungskraft gegen einander aus" :c.
Dergleichen erinnert an Bettina: es wird also darauf zurückzukommen fein.
Carolinens Gestalt paßt im Ganzen recht gut zu dem Ottilienbild.
Franz Sauter schildert sie in einem bei Ersch und Gruber reproducirten
Bericht als eine zarte Lichtgestalt, freundlich wie die scheidende Sonne . . .
„Sie sprach sanft, still und bewegt, lächelte wie ein Kind." Bettina nennt
sie in dem für Goethe bestimmten Aufsatz (S. 77) „sanft und weich in
allen Zügen . . . Sie ging nicht, sie wandelte, wenn man verstehen will,
was ich damit auszusprechen meine; — ihr Kleid war ein Gewand, was
sie in schmeichelnden Falten umgab, das kam von ihren weichen Bewegungen
her; — ihr Wuchs war hoch, ihre Gestalt war zu fließend, als daß man
es mit dem Wort schlank ausdrücken könnte; sie war schüchtern-freundlich
und viel zu willenlos, als daß sie in der Gesellschaft sich bemerkbar gemacht
hätte. Einmal . . . machte Jemand die Bemerkung, sie sähe aus wie eine
Scheingestalt unter den anderen Damen, als ob sie ein Geist sei, der eben
in die Luft zerfließen werde." Es klingt wie eine Zeichnung der abscheiden-
den Ottilie. Lange, schöne Augenwimpern hat die Romanheldin sowohl mit
Minchen, wie mit Caroline gemein.
Als kindliches Gemüth bezeichnet Schulin die Günderode. In einem

Brief an Bettina (II, 272) schreibt sie unter ähnlichen Selbstschilderungen:
„Wenn Du mit des Himmels Sternen Dich beredest und sie kühn zur
Antwort zwingest, so würde ich eher ihrem leisen Schein nachgeben müssen,
wie das Kind der schlummerbewegenden Wiege nachgeben muß."
Goethisch und ottilienhaft muthen überhaupt nicht wenige Geständnisse
von Caroline Günderode an: „Das sei unsre Sorge," schreibt sie Vettinen
<I, 45), „daß jede Lebensregung eigenthümliches, organisches Leben werde."
Ferner (II, 134 f.): „Das Wichtige an der Poesie ist, was an der Rede
es auch ist, nämlich die wahrhaftige unmittelbare Empfindung, die wirklich
in der Seele vorgeht." Vor Allem auch (II, 276): „Dieses scheint mir
die vornehmste Schule des Lebens, darauf zu achten, daß Nichts in uns
jene Grundsätze, durch die unser Inneres geweiht ist, verleugne; weder im
Geist noch im Wesen."
War die' Günderode doch in vielen wesentlichen Zügen ein Gebilde
Goethe'schen Geistes. Schon ihre poetischen Erzeugnisse verrathen den Ein-
fluß von Goethes philosophischen Dichtungen. Die Unglückliche lebt und
stirbt in der poetischen Naturreligion specifisch Goethe'scher Färbung. Bis
zu directen Anklängen geht diese Einwirkung; so gesteht im Gespräch mit
den Erdgeistern der Wanderer:

„Nicht jenes Licht, das auf der Erde gastet
Und trügerisch dem Forscher nur entflieht,
Nein, jenes Ursein, das hier unten rastet,
lind rein nur in der Lebensauelle glüht.
Die unverinischtm Schulze wollt' ich heue»,
Die nicht der Schein der Oberwelt berührt,
Die Nrkraft, die, der Perle gleich, vom Leben
Des Daseins Meer in seinen Tiefen führt.
Das Leben in dem Schon des Lebens schauen,
Wie es sich kindlich an die Mutter schmiegt,
In ihrer Werkstatt die Natur erschauen,
Seh'n, wie die Schöpfung ihr am Busen liegt."

Noch zum Schluß also ein bekanntes Beispiel Goethe'scher Natur-
beseelung übernommen. Charakteristisch ist auch die Grabschrift, die sich
Caroline, in freier Wiedergabe einer Herder'schen Übersetzung aus dem
Indischen, wählte:

„Erde, Du meine Mutter, und Du, mein Ernährer, der Lufthauch,
Heiliges Feuer, mir Freund, und Dn, o Bruder, der Nergstrom,
lind mein Vater, der Aether, ich sage Euch Allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Tank: mit Euch Hab' ick hienicden gelebt;
Und ich gehe zur anderen Welt, Euch gerne verlassend:
Lebt wohl den», Nnider und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!'

Ursprünglich lebte die Günderode — nach Franz Sauters Bericht —
„nur in Traumgefühleü," später suchte indeß der Erkenntnißtrieb Ausgleich

mit dem überwuchernde» Gefühl. An Studien ragt sie jedenfalls über
Ottilie bedeutend hinaus.
Ein ernster, tragischer Hauch, der Minchen Herzlieb gänzlich fehlt,
ichwebt von jeher über der Günderode. In dein Frankfurter Stift, dein
sie übergeben war, fühlte sie sich nicht glücklich; auch sonst sah sie sich
mannigfach beengt. Ihre erste Liebe, zu Savigw), war unerwidert ge-
blieben. Zu ihrem Kopfschmerz kamen schwere Augeuleideu, und die Section
ihrer Leiche ergab, daß sie an einer Milzkrankheit gelitten. Wird ihre oft
ausgesprochene Sehnsucht nach dem Tode nicht begreiflich? Ueberdies stand
sie unter dein Einfluß Ossians und Hölderlins. Selbst auf litterariichem
Gebiet blieben dem unglücklichen Mädchen Enttäuschungen nicht erspart.
Eine befreundete Persönlichkeit (deren Brief in der Jenaer Litteraturzeitung
vom 13. Juni 189? abgedruckt ist) schrieb der Dichterin über ihr großes
Mahomed-Drama, auf das sie wohl Gewicht legen durfte, unter anderen
abweisenden Wendungen: „Ich gebe Ihren Mohamed für jedes, auch das
kleinste Stückchen Ihrer .Gedichte und Phantasien'." Aehnlich wie für den
Selbstmord K. W. Jerusalems möchte ich nach alledem in der Katastrophe
des Liebeslebens nicht die einzige, sondern nur die letzte Ursache zum frei-
willigen Abscheiden sehen: durch Lreuzers gäuzliche Absage war das letzte
Band mit dem Leben zerschnitten und jede Brücke abgebrochen. Goethe
durfte isoliren uud sich au der Unmöglichkeit seiner Heldin, ohne den Ge-
liebten zu leben, sowie an der Störung des inneren Gleichgewichtes als
Veranlassung zu Ottiliens Lebensüberdruß genügen lassen. Daß er den
plötzlichen, entschlossenen Selbstmord der Günderode in ein langsames
Dahinsterben mildert, entsprang wohl besonders auch seiner schon be-
sprochenen Scheu vor wuchtigen tragischen Katastrophen. —-
Daß Goethes Bekanntschaft mit Bettina nicht ohne Einfluß auf die
Gestaltung der „Wahlverwandtschaften" geblieben, wurde bereits früh an-
genommen. Der Dichter selbst spielt brieflich gegen das phantastische Kind
darauf an, daß ein Architekt Wohlgefallen an ihr gefunden, sowie daß sie
Gichtbrüchige und Lahme warten müsse. Andererseits erkannte man bald
mit Recht an Bettinens tollem, wirbelhaftem Wesen Anregungen zur Ge-
stalt der Luciane, sodaß Bettina also — nach unserer Heranziehung der
Günderode — neben deren stiller, schlichter Gestalt wie Luciane neben
Ottilie stehen würde. Es liegt auf der Hand, daß damit nur die negative
Seite Bettinens zum Ausdruck tam. Gauz abgesehen davon, daß es Goethe
nahelag, sie daneben vielfach für ihre ihm unbekannte Freundin Caroline
von Günderode zu substituiren, wandte sie ihm selbst eine positive Seite
zu, von welcher sich mancherlei Beziehungen zu einer magnetischen Liebe
ergaben, wie sie der Roman darbieten sollte.
Stellen wir ein äußeres Zeugniß voran. Bettina hielt sich bekannt-
lich lange für das Modell zur Suleika des „Westüstlichen Divan". Ihre
Annahme stützte sich namentlich auf eiue Aeußerung, welche Goethe 1810

in Teplitz an sie richtete: „Ich habe mich mit Dir geflüchtet, wo uns Keiner ahnt und Keiner finden wird; es ist aber Deine Heimat." Bettina gesteht sogar: „Damals verstand ich ihn nicht, daß er damit den Divan meine, der sich als Kreis dreht, in dem die Lieb als Centrum stille stellt."

Diese beiden Auslassungen kennen nur erst seit 1880 durch C. Wendeler, der sie im Anhang zum „Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit I. und W. Grimm" mittheilt. Da inzwischen Marianne von Willemer als Vorbild für die Suleikn bekannt geworden war, und auch schon der Zeit nach Goethes Andeutung nicht auf den „Divan" patzt, so hätte seitdem die Frage aufgeworfen werden sollen: Wohin hat sich denn nun Goethe mit Bettina geflüchtet? welches ist der Ort, wo ihre Beziehungen Keiner ahnt und Keiner finden wird, der aber Bettinens Heimat ist?

Die einzige greifbare Hindeutung liegt in der letzteren Wendung. Welches andere Werk, das Goethe seit der persönlichen Beziehung zu Bettina, 1897—1810, geschaffen, konnte er als Bettinens Heimat bezeichnen, wenn nicht die Welt und das Lebenselement der „Wahlverwandtschaften"? Magnetische Liebe hier wie dort. Die Liebe ist Inbegriff des Lebens. Ganz in Goethe lebt das leidenschaftliche Mädchen, seinem Wesen sucht sie sich anzupassen; anschmiegend und dienend ist ihr Verhältnis; zu dem Angebeteten. Leidenschaft, krampfhafte Leidenschaft ist ihr Element. Der geniale naturdämonische Zug der Goethe'schen Dichtung ist in ihr — wie kaum in einem Zweiten des Nachwuchses — Fleisch geworden: jeder Eingriff in die Natur scheint ihr Verbrechen.

Bettina hat den Muth, nach den Gesetzen ihrer eigenen Natur zu leben. Der Günderode schreibt sie (II, 155): „Ein Inneres sagt mir: wie Du den Sternen zusagst, so sage der inneren Stimme auch zu, der nicht umsonst ein so dringender Laut eingeboren, die fühlbar macht das Unversöhnliche einer fremden Handlung mit diesem heiteren Umgang der Natur. Nie könnt ich Etwas thun, wo nicht mein eigner Geist Ja dazu sagte."

„Beweislos denken ist frei denken!" Dieser Satz gelangt in dem Briefwechsel Bettinas mit der Günderode (II, 33) zu innigster Ausführung. Eins der bezeichnendsten Aperyus der Bettina lautet (ebenda I, 388>: „Der ganze Mensch muß in sich einverstanden sein, nämlich Herz und Kopf und Hand und Mund."

Ottilien verwandt erscheint Bettina auch in der Abneigung gegen formale Bildung. „Heute Nachmittag", schreibt sie der Günderode (I, 289 f.), „brachte der Büri der Großmama ein Buch für mich — Schillers Aesthetik — ich sollt's lesen, meinen Geist zu bilden; ich war ganz erschrocken, wie er mir's in die Hand gab, als könnt's mir schaden, ich schleudert's von mir — meinen Geist bilden! — ich Hab keinen Geist, — ich will keinen eignen Geist; — am Ende könnt ich den heiligen Geist nicht mehr verstehen, — wer kann mich bilden außer ihm. — Was ist

alle Politik gegen den Silberblick der Natur!" Ein anderer Ausbruch
der intuitiven Natur dieses Mädchens (II, 105 f.): „Wissen ist Hand-
werter sein, aber Wissendsein ist Wachsthum der Seele, Leben des Geistes
mit ihr in der Natur; Leben ist aber Liebe." So lernt Vettina auch
nicht viel besser als Ottilie das Mechanische.
Das Tagebuch der Ottilie mit seinen sinnreichen Aphorismen ent-
spricht schließlich am wenigsten dein Wesen Minchens, am besten dem
Bettinas. Mit besonderer Vorliebe philofophirt oder doch reflectirt diese
auf schwindelnder Thurmspitze, um alsbald ihre Gedanken aufzuzeichnen.
Und wenn Goethe als rothen Faden jenes Tagebuches im Roman einen
Zug von Anhänglichkeit und Neigung bezeichnet, so ist damit das Centrum
von Bettinas Geistesschwingungen aufs Glücklichste gewonnen. Auch die
Reflexion über die Leidenschaften deutet darin auf gleiche Quelle. Der
Dichter empfand, daß manch Tagebuchblatt über den Geist seiner Ottilie
hinauswuchs: er bemerkt deshalb, sie scheine sich manches Fremde an-
geeignet zu haben, mit den: sich ihre Seele in Einklang fühlte. Kaum ein
Moment weist so schlagend wie dies auf Vettina. Und wie sie sich gerade
Goethes Geist zu eigen machte, so spricht auch der Dichter selbst vielfach
unverkennbar aus Ottiliens Tagebuch. —
Was bei alledem den Charakter des Eduard betrifft, so hat Goethe
seine Identität mit demselben entschieden abgelehnt: er könne es Niemand
verdenken, wenn er diese Figur nicht leiden mag, — er möge ihn selber
nicht leiden! Wieder eine Goethe'sche Männerfigur, die sich keinen Wunsch
versagen kann, während Entsagung in zunehmendem Maße das Lebens-
motto des gereiften Goethe geworden war.
Auf Creuzer passen — wie wir Eingangs sahen — manche Züge, doch
hat der Dichter zur Individualisirung wohl auch andere Modelle herangezogen.
Was hier noch Erwähnung verdient, ist die Geistesverwandtschaft dieses
Gelehrten mit Goethe. Bildeten sich doch Beide unter Herders Einfluß!
Auch gerade an Goethes Dichtung hat sich Creuzers Seele genährt.
Intuition und Naturdämonismus ist das Wesen von Creuzers epoche-
machender Symbolik. Schon 1806 hatte er den zweiten Band der von ihm
und Daub herausgegebenen „Studien" an Goethe übersandt. Kein Wunder,
daß beide Männer auch später in gelegentlichen Ideenaustausch traten,
besonders als Goethe 1815 auf west-üstlichen Pfaden in Heidelberg weilte.
Ein Gefpräch im Anschluß an Creuzers Abhandlung „Idee und Probe
alter Symbolik" veranlaßt Goethe zur Uebersendung eines Vaumblattes
mit einem (in den „Divan" aufgenommenen) Gedicht, das uns in mehr
als einer Hinsicht beziehungsreich erscheinen darf:

„Tiefes Baums Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Giebt geheimen Sinn zn tosten,
Wie's de» Wissenden erbaut.

262 «Lugen ivolsf in Iliel,
Ist er ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt,
Sind es zwei, die sich erlesen,
Tah man sie als Eines kennt?
Solche Frage zu erwidern
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlst Du nicht an meinen Liedern,
Daß ich Eins und doppelt bin?" —
Im Ganzen darf man deshalb sagen, daß, wenn Goethe die Günde-
rode, Bettina und Creuzer als Modelle für seine „Wahluerwandtfchaften"
benutzte, er nur zurücknahm, was ihm gehörte: sie Alle hatten „seines
Geistes einen Hauch verspürt." Darum fand der Dichter auch, so hoch er
an Geistes- und Lharatteraro'ße über ihnen stand, sympathetisches Verständ-
nis; für ihres Herzens Pein.

Entwicklung der obersten Staatsbehörden in Preußen, insbesondere des „Cabinets".

von

v. Meyen.

— Voppaid a. Rh. —

och im 16. Jahrhundert erfolgte die gesummte Negierung der lnrbrandenburgischen Länder thatsächlich im „Eabinete", d. h. bei der außerordentlichen Einfachheit der Verhältnisse waren die Kurfürsten in der Lage, die Geschäfte im Großen und Ganzen selbst unter Mitwirkung weniger Personen ihrer Umgebung zu erledigen. Es genügte den Kurfürsten, einige vertraute Mthe, theils aus der Ritterschaft, tbeils aus der Klasse der Nechtsgelehrten zur Verfügung zu haben, die nnter ihrer Aufsicht und nach ihren Anordnnngeu die ihnen übertragenen Arbeiten besorgten. Der wichtigste darunter war der Kanzler. Er leitete nicht allein als Vorsteher des 1516 uon Joachim I. gestifteteu Hof- und Kammergerichts die ganze Rechtspflege, sondern hatte auch auf alle übrigen Angelegenheiten eineil sehr großen Einfluß. Nicht leicht wurde über eine Sache uon Wichtigkeit/ohne sein Zuthnn entschieden, uud alle Ausfertigungen gingen uothwündig durch seiue Hände, weil die Kanzlei ihm uuterstnud, und er das ^egel aufbewahrte. Die übrigen Mthe des Kurfürsten hatten keineswegs bestimmte, ihnen zugewiesene Obliegenheiten. Die meisten waren sogar ausdrücklich als „Mthe vou Haus aus" bestellt, d. h. sie, kouute» auf ihren Gütern oder wo sie sonst wollten, ihren häuslichen Veschäftignngen leben und hatten sich nur einzustellen, wenn der Kurfürst sie entbiete» ließ, um entweder bei besonders wichtigen Vorkommnissen im einzelnen Falle ihren Nath zu höreu, oder sie zu auswärtigen Sendungen zu gebrauchen. So wurden 1585 Ernst Suarre und 1592 Roche Trok zu „Geheimen Näthen von

Haus aus" bestellt unter der Bedingung, „daß sie auf Erfordern erscheinen
und zu den Sachen, davon der Kurfürst mit ihnen reden würde, ihre Be-
denken geben und sich auch zu Schickungen gebrauchen lassen sollten".
Erst Kurfürst Joachim Friedrich empfand in Folge der umfangreicher
und verwickelter gewordenen Geschäfte das Bedürfnis), sich eine ausgiebigere
Unterstützung bei der Staatsleitung zur Seite zu stellen, und errichtete
deshalb durch die „Geheime-Staats-Ordnung" vom 13. 12. 1604 als
oberste Staatsbehörde den „Geheimen Rath", dem er alle Zweige der
Lcmdesverwaltung mit Ausnahme der Religions-, Justiz-, Lehn- und Land-
tags-Sachen übertrug. Namentlich aber sollte das neue Collegium: „Vnser
Cammergutt in achtt haben, Alß dadurch wir nicht allein nach vnsern
Wirden nnd cliznitst vnsere Unterhaltung, Sondern auch die Vorlage zu
anderen unseren angelegeneu fachen», Alß nervuni rsrnin ßsi-snäarnm
nehmen müßeun". Der Geheime Rath kam wöchentlich zweimal zusammen,
und zwar auf der Rathsstube im kurfürstlichen Schlosse „in unserem Hause
zu Cölln". „Damit Alles in guter Ordnung «erhandelt werde", trug der
Kanzler die zu entscheidenden Gegenstände vor. Konnte man sich zu keinem
einstimmigen Schluß vereinigen, so wurden die verschiedenen Meinungen
dem Kurfürsten unterbreitet, der also regelmäßig den Sitzungen des Geheimen
Rathes nicht persönlich beiwohnte. Bemcrkenswerth ist die große Zahl der
Bürgerlichen, die bei der ersten Einrichtung des Geheimen Rathes Si» ilnd
Stimme in ihm erhielten, nämlich unter !> Mitgliedern 5. Die Be-
soldungen waren nicht hoch. Der Kanzler von Loben z. B. am Anfange
des 17. Jahrhunderts erhielt: „des Jahrs 400 Rthlr., 3 Mispel Roggen,
3 Wispel Gerste und auf 4 Guzsch-Pferde Futter, auch gewöhnliche Hof-
kleidnng für ihn, 2 Schreiber und einen Guzscher, und wann er uns cmüer-
halb unseres Hofs folgt, für ihn und seine bei sich habenden Diener und
Gesinde freie Kost". Mit der Bezahlung haperte es bei den schlechten
Zeiten öfters fehr. Kurfürst Johann rügte: „daß die Geheimen Rüche
selten bei der Hand wären, daß sie keine ordentliche Stunde ihrer Zusammen-
kunft hielten und darüber oft viel Zeit zum Nachtheile der Geschäfte ver-
lören". Hingegen verordnete er: „die Geheimen Näthe sollten künftig bei
Sommerszeiten des Morgens um 7 Uhr, iu Wiutertageu aber um 8 Ichr
eigentlich und gewiß und noch dazu täglich beisammen sein und nach Ge-
legenheit der Sachen auch den Rachmittag zu Hilfe nehmen". Es durften
keine Schriftstücke mit nach Hanse genommen werden, denn es wurde
zugleich befohlen: „die Acten in der Rathsstube zu behalten, damit ein
jeglicher "Rath wisse, was eingekommen sei, und daher sein Bedenken und
Nathschlag um so viel besser und mit Vorbedacht ablegen könne".
'Nachdem noch Johann Sigismnnd 1613 eine verbesserte Geheime Rachs-
Ordnung erlassen hatte, erhielt Letzterer durch den großen Kurfürsten ver-
mittelst der Instruction vom 4. 12. 1651 eine festere Gestalt. Danach
waren alle Regierungsgeschäfte nunmehr in 19 Departements zu bearbeiten.

Jedem einzelneu Nathe wurde ein festbegrenzter Dienstz,ueig übertragen.
Der Kurfürst behielt sich vor, alle einlaufenden Schriftstücke selbst zu er-
öffnen und jedem Nathe seine Sachen zuzuschreiben, »vorüber dem Herrscher
alsdann zuvörderst Vortrag zu halten war, che die Verhandlung im Plenum
des Collegiums statthatte. Das Ergebniß der Vernthung war den, Kur-
fürsten, wenn er nicht persönlich zugegen gewesen war, mitzutheilen, worauf
er feiue Entschließung aussprach. Kurfürst Friedrich Wilhelm machte also ge-
wissermaßen den Versuch, den Geheimen Nath als sein Cabinet zu gebrauchen
und wieder die ganze Staatsverwaltung im Wege der Cnbinetsregierung
zu führen, aber diese Absicht führte zu großen Unzuträglichkeiten. Der
Umfang der Geschäfte war für eine solche, in's Einzelne gehende Thätigteit
des Regenten zu bedeutend geworden. Der Fürst ging später dazu über,
die wichtigsten Angelegenheiten, namentlich die politischen Sachen, dem Ge-
heimen Rathe als solchem zu entziehen und lediglich in seinem Cabinete ab-
zumachen, wozu er jedes Mal diejenigen Geheimen Mthe berief, die er für
die betreffenden Geschäfte gerade für besonders geeignet hielt. Um die
schleuuige Vollziehung seiner Cabinetsbeschlüsse zu sichern, befahl er, daß
stets einige Secretäre zur Hand sein »nutzten. Der Hofmarschall hatte
deshalb täglich zu jeder Mahlzeit Esseu für 3 Personen nebst Vrot, Wein
und Vier nach der Kanzlei zu schicken, damit den Veamten jeder Vorwand
genommen würde, sich zu entfernen. Rührend ist der Abschied, den der
grotze Kurfürst am Ende seines thatenreichen Lebens in feierlicher Sitzung
des Geheimen Naths-Collegiums nahm. Am 27. 4. 1688 entriß er sich
dem Krankenbette, worauf ihn die Wassersucht geworfen hatte, ließ sich an-
kleiden und zur Sitzung der Geheimen Mthe bringen. Es war erst
7 Uhr Morgens und noch keiner der Herren zugegen. Er schickte deshalb
wiederholt, um sie zusammen zu bringen. Als die Mitglieder vollzählig
waren, erklärte Friedrich Wilhelm, er fühle, dah er jetzt zum letzten Male
in ihrer Mitte erscheine, und wolle ihnen für die treuen, ihm geleisteten
Dienste danken. Der Feldmarschall von Nomberg erwiderte im Namen
des Collegiums, und die einzelnen Mthe wiederholten mit Thronen in den
Augen die Versicherung ihrer Ergebenheit. Auf Vefehl des Kurfürsten
wurden alsdann die laufenden Sachen vorgetragen, denen er so ruhig zu-
hörte, und die er so unbefangen beurtheilte, wie in den Tagen seiner un-
getrübten Gesundheit. Zwei Tage darauf starb er. Die Besoldungen der
Geheimen Mthe waren namentlich in der ersten Negierungszeit Kurfürst
Friedrich Wilhelms noch recht mangelhaft. Einem Grafen von Sparr
waren vordem 1200 Nthlr. nebst dem Unterhalte für 6 Pferde und Diener
zugesichert gewesen. Der Kurfürst schrieb ihn: aber: „Die unumgängliche
Nothwendigkeit erfordert, daß wir unsere Ausgaben hin und wieder be-
schneiden und unseren zerfallenen Kammerstaat wieder herstelleil mögen,
sodaß unsere Mthe und Diener aus allerunterthänigster Treue von ihrem
Gehalt etwas fallen lassen; diesem nach haben wir auch Euch in Gnaden

anzeige!! wollen) daß wir Euch hierfür» eines vor Allein jährlich nur
M> Mhlr. werden entrichten lassen können. Wenn wir aber in unseren
Hoflager, wird uns nicht entgegen, sondern vielmehr angenehm sein, daß
Ihr alsdann für Eure Person unsere Tafel mitgenießet."
Im Laufe der Zeit hatte das Bedürfnis; der fortschreitenden staatlichen
Entwicklung Anlaß zur Schaffung einer ziemlich bunten Mannigfaltigkeit
von neben nnd übereinander stehenden Verwaltungsbehörden geboten, wodurch
der Geschäftskreis des Geheimen Nathes eine immer weiter gehende Ein-
schränkung erlitt. Namentlich wurde er durch die Einrichtungen sonstiger,
oberer Verwaltungsbehörden allmählich von der Beschäftigung mit den
administrativen Einzelheiten, die ihm früher obgelegen hatten, entlastet, so-
daß für ihn nur noch die allgemeineren Angelegenheiten übrig blieben.
König Friedrich Wilhelms I., des Reformators der preußischen Staatsver-
waltung, großes Verdienst ist die Vereinfachung des von ihm vorgefundenen
complicirten büreaukratischen Apparates. Er vereinigte unter Anderein
1723 das „General-Kriegs-Commissariat" und das „General-Finanz
Direktorium" zu dem „General-3)ber-Finanz-Kriegs- und Domänen-
Directorium". Letzteres zerfiel in 5 Special-Departements, deren Präsidium
er sich selbst vorbehielt, und deren Vice-Vorsitzende in dem Notifications-
Patente vom 24. <i. 1723 als „Minister" bezeichnet werden, welcher Titel
vorher nur vereinzelt unter Friedrich I. sich findet. Die 5 Vice-Vorsitzenden
des Genernl-Directoriums waren zugleich Mitglieder des Geheimen Rathes.
König Friedrich Wilhelm I. bildete sodann 1728 aus seinen näheren Ver-
trauten das „Cabinetsministerium", in dem hauptsächlich die auswärtigen,
die Standeserhöhungs- und die Königlichen Haus-Angelegenheiten bearbeitet
wurden. Auch unter dem preußischen Künigthum noch wurde dem Geheimen
Nath bei Abwesenheit des Monarchen die Negierung übertragen. So schrieb
ihm König Friedrich Wilhelm I., als er 1715 gegen die Schweden zu Felde
zog: „Dieweilen ich ein Mensch, und kann sterben oder todtgeschossen werden,
so befehle sie alle miteinander vor Fritz zu sorgen, da ihnen Gott vor be-
lohnen wird; und ich gebe ihnen allen, von meiner Frau an, mein Fluch,
daß Gott möge sie, sowohl zeitlich, als ewig strafen, sofern sie mir nach
meinem Tode nicht nach Potsdam in der aldasigen Schloßkirche in ein
Gewölbe begraben. Sie sollen kein Festin machen, bei Leib und Leben
keine Eeremonie und Festin, als daß sie sollen die Regimenter in der Nähe
das Gewehr nehmen und schießen lassen." Der Geheime Rnth oder Geheime
Staatsrats wie er später genannt wurde, wuchs sich unter den Königen
immer mehr zu dein heutigen Staatsministerium aus. Er bestand schließlich
nur noch aus den Ministern. Sein letzter gesetzmäßiger Wirkungskreis
ist nicht genau festzustellen, da die für ihn gegen Ende seines Bestehens
geltende Instruction nicht veröffentlicht ist. Er verfügte im Namen des
Königs anscheinend in solchen Sachen, die nicht ein einzelnes Ministerial-
Departement, sondern mehrere, oder alle zugleich betrafen.

Das Königliche Eabinet bestand inzwischen fort, und es ergingen daraus alle Negierungsacte der Monarchen. Dasselbe war zusammengesetzt: aus einem oder mehreren Geheimen Eabinetsräthen, welche die nicht militärischen Angelegenheiten vortrugen und nach der allerhöchsten Entscheidung die Erlasse ausfertigen liehen, sowie aus einem oder mehreren General-Adjutanten, die den Vortrag und die Ausfertigung der Militärsnchen bewirkten. Unter Friedrich dein Großen war kein Spielraum für einen weitgreifenden Einfluß der Geheimen Cabinetsräthe. Da sich aber schon unter Friedrich Wilhelm II. das Verhältniß herausbildete, daß die Minister meistens nicht mehr zum persönlichen Vortrage beim Könige gelangten, sondern nur schriftlich berichteten, so gewannen die Geheimen Cabinetsräthe eine matzgebende Stellung, indem sie in der Lage waren, beim Vortrage der ministeriellen Anträge abweichende Meinungen geltend zu machen. Dies war um so uachtheiliger, als jene Veamten doch nicht mit dem ganzen Umfange der Staatsverwaltung genauer vertraut waren, weil sie ferner für das, was sie vorschlugen, keine Verantwortung übernahmen und endlich an der Ausführung nicht betheiligt waren. Die wohlerwogensten Absichten der Minister wurden im Cabinete durchkreuzt, was auf die ganze Verwaltung lähmend wirkte. Bekannt ist die unheilvolle Macht, die der Geheime Eabinetsrath Lombard unter Friedrich Wilhelm II. ausübte. Auch die Einwirkung des Geheimen Cabinetsrathes Bemne in der ersten Negierungszeit Friedrich Wilhelms III. war eine sehr verhängnißuolle. Als Stein Ende 1804 znm ersten Male Minister wurde, hatte — abgesehen vom Cabinete — nur der Vorsitzende des Ministeriums, General Graf Echuleuburg-Kehuert unmittelbaren Vortrag bei Seiner Majestät. Eabinetsrath Veyme war thatsächlich Ober-Minister. Naä, Unterzeichnung des schimpflichen Vertrags vom 15. 2. 1806, wodurch Preuße» sich verpflichtete, England seine Häfen zu verschließen, und aus der Hand Napoleons Hannover entgegennahm, sah Stein sich veranlaßt, im April 1806 der Königin eine Denkschrift zu übergeben, worin er: „die fehlerhafte Organisation des Cabinets und die Notwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Conferenz" nachwies. Dadurch, daß Friedrich Wilhelm III. seinen Eabinetsrath nicht fallen lassen wollte, ward die erste, sehr uugnädige Entlassung Steins herbeigeführt. Der schweigsamere Hardenberg, dem der König nach Steins Sturze schließlich das Ministerium übergeben hatte, vertrug sich leidlich mit Beyme. Als aber der Zusammenbruch der preußischen Monarchie durch den von Kalkreuth mit grenzenlosem Leichtsinn abgeschlossenen TMter Frieden besiegelt war, zu dessen Vorbedingung 'Napoleon die Beseitigung Hardenbergs gemacht hatte, und nuu die letzte Hoffnung aller Patrioten auf Steiu beruhte, eilte dieser zwar, das Vergangene großmüthig vergessend, dein Könige nach Memel zu Hilfe, indessen forderte er als couclitio sins c^ia non für seinen Wiedereintritt in die Geschäfte die Entfernung Bemnes von der Person des Monarchen. Veyme wurde dann auch zum Präsidenten des Kammergcrichts in Verlin ernannt.

2l>8 l>. Metzen in Voppaid a. Rd.
Damals bildete also das Cabinet eine politische Frage ersten Ranges in Preußen.
Eine völlige Umwandlung erlitt sodann der Organismus der preußi-
schen Staatsbehörden durch die Stein-Hardenberg'schen Reformen, nament-
lich durch das Publicandum vom 16. 12. 1808 und durch die Verordnung
über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden vom 27. IN. 1810.
Der Geheime Staatsrat!) und das General-Directorium wurden dadurch
beseitigt, und an ihre Stelle trat das Staatsministerium. Der durch die
Verordnung vom 20. 3. 1817 in's Leben gerufene Staatsratb, eine nur
bernthendc Körperschaft, hat mit dein alten Geheimen Staatsrate, der die
höchste verwaltende Behörde im Lande war, Richts gemein. Durch die er-
wähnte Verordnung vom 27. 10. 1810 erhielt auch das Königliche Cabinet
eine neue Form, wobei der inzwischen zum Staatskanzler ernannte FreUierr
von Hardenberg in richtiger Erkenntnis; der Wichtigkeit dieser Institution
nicht unterließ, völlig die Hand darauf zu legeu, indem er sich selbst zun,
Chef des Cabinets machte, sich die Kenntniß aller Ein- und Ausgänge, die
Nefuguiß zum Vortrage aller Angelegenheiten, die er selbst vortragen wollte,
und zur Veiwohnung sämmtlicher Vorträge des Geheimen Cabinetsratlies
sicherte. Die übrigen Minister trugen gewöhnlich nur in der wöchentlich
einmal stattfindenden gemeinsamen Conferenz in Gegenwart des Stanto-
kanzlers vor. Diese Maßnahmen erlitten eine wesentliche Aenderuuss
dadurch, daß nach dem Tode Hardenbergs 1822 das Amt des StnatskanzlerH
nicht wieder besetzt wurde. Seitdem ist die Einrichtung des Königlichen
Cabinets wieder die oben angegebene, wie sie vor Hardenberg bestand.
Seit dem Tode Hardenbergs pflegten ein oder mehrere Cabinetsminister
ernannt zu werden, und die anderen Minister berichteten regelmäßig nur
schriftlich. Die Entscheidnng des Königs erfolgte alsdann auf den münd-
lichen Vortrag eines Cnbinetsministers, wenn nicht Seine Majestät den
Departements-Chef besonders befahl. Eine sehr bedeutende Veränderuua
erfuhren diese Verhältnisse und namentlich auch die Stellung des Cabinets-
in Folge der Ereignisse von 1848 mit dem Erlasse der Verfassung, indeur
nnnmehr jede Regierungshandlung des Königs der Gegenzeichnung eines
Ministers, und zwar naturgemäß regelmäßig des Nessort-Ministers bedarf,
weshalb jetzt alle Minister das Recht des persönlichen Vortrags beim Könige
besitzen. Inzwischen ist die Thätigkeit des Civil-Cabinets ostensibel auf die
Erledigung der „Gnadensachen", insbesondere der Gnadengesuche im Bereiche
der Etrafrecktspflcge, und einige wenig erhebliche Verwaltungsobliegenheiteu
beschränkt.

Heinrich von Kleist und die Romantik.

von
Helene simpel.
— Vreslau. —

^aß Sturm und Drang und Nomantik im Grunde ein und dieselbe Vewegnng sind, hat die historische Forschung längst klar gelegt: ein und dieselbe Strömung, entspringen sie derselben Quelle, dem allmächtigen Freiheitsdrange, der rücksichtslos dahiustürmenden Gefühls-überschwäuglichkeit, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich allerwärts der Gemüther bemächtigt hatte. Und wie Ströme Färbung und Gefälle äudern, so nimmt auch diese mächtige geistige Bewegung allmählich einen anderen Charakter am aus Sturm und Drang ist Romantik geworden. Denn der unwiderstehliche Freiheitsdrang, die nur sich selbst als Autorität erteuueude Allmacht des (ckfühls spiegeln sich nicht nur anders in jeder Dichterindiuidualität an und für sich, sie trageu insbesondere ein anderes Gepräge bei dem Dichter, der an: Anfang der Bewegung steht, bei dem, der sie von Anfang bis zu Ende durchlebt hat, bei ihm endlich, dein Nach-geboreneu, dem nur der Nferfchlag noch der fcheidenden Welle an's Ohr dringt, während sein Auge bereits neue Horizonte umfaßt.

So ist die Nomantik in der Thal nur eine andere, feiner und reicher gestimmte Schnttiruug von Sturm und Drang: sie ist der Herbst, der einst ein Frühling war, der Herbst auch, der einen neuen Frühling ver-kündet.

Jean Jacques Nousseau, dieser Genfer alter französischer Abstammung, der doch weit mehr freier calvinistischer Schweizer als Franzose war, so sehr, daß man versucht wäre ihn für einen Deutschen zu halten, um so

mehr, als er, der gewaltige Inaugurator der Sturm- und Drangperiode^
einen beinahe beispiellosen Einfluß auf das deutsche Geistesleben ausgeübt lmi,
ist zugleich als Mensch ganz, als Künstler nnd Schriftsteller im Kenne
wenigstens Romantiker: Gefühl ist dem Sturm- und Drangmenschen Alle-5
wie dem Romantiker, und zwar persönliches Gefühl. Daher Nousseaus
persönliches Verhältniß zur Munt, ihr, der persönlichsten und deshalb
romantischsten aller Künste; daher sein individuelles Anschauen, Auffassen
und Gestalten der Natur, der Liebe, der gesellschaftlichen Verhältnisse, der
Staatsgemeinschaft, der Religion.

Aber während Rousseau nur im Keime Romantiker ist, als Schrift
steller und Künstler wenigstens, kommt bei Goethe die Romantik zuin
vollen Ausdruck; denn von Sturm und Drang geht's zur Klassizität, von
der Klassizität wiederum zurück zu Sturm und Drang oder vielmehr —
in logischer Weiterentwicklung — vorwärts zur Romantik: vom Götz, vonr
Werther zur Iphigenie; von der Iphigenie über Tasso zum Meister, zu
den Wahlverwandtschaften, zum Faust: aus den im Borne der Klassizität
geklärten und gekühlten Sturm- und Dranggefühlen war dem Dichter die
blaue Blume der Romantik erblüht, die blaue Blume, der er im Leben
von Jugend an nachgegangen war, um ihr allezeit eine heiße und heimliche
Liebe zu bewahren.

Gegen den Wilhelm Meister, diesen merkwürdigen Roman gegen alle
Nomantik, der doch so voller Nomantik steckt, polemisirte zwar — trotz der
beiden Schlegel — die romantische Schule als „einen gegen die Poesie ge-
richteten Candide," als „ein Evangelium der Oekonomie", den Faust aber
„priesen die jungen Poeten als die Vollendung der romantischen Kunst,
sie fühlten sich bestärkt und ermuthigt in ihrem eigenen Thun, da nun aucn
der Fürst der klassischen Dichtung in die Nebelwelt der Nomantik sich verlor
und die Heren um den Blocksberg tanzen ließ".

Und mit Necht feierten die Nomantiker Goethe als den vornehmsten
unter ihnen: er hat an romantischer Poesie mehr geleistet als die gan^e
Schule. Die Schule hat zarte und sinnige, geistreiche und interessante, ja
ergreifende Dichtungen hervorgebracht; sie hat die außerordentlichsten Ver-
dienste auf allen Gebieten des geistigen Lebens zu verzeichnen: aber die
Schöpferkraft fehlt, es fehlt das künstlerische Können. „Die dichterische
Kraft der Romantiker blieb weit hinter ihren großen Absichten zurück . .
Ihre Führer waren mehr feingebildete Kenner als schöpferische Dichter."
Und so kommt es, daß, wenn man den Begriff romantische Poesie im
allgemeinen Sinne nimmt, die romantische Dichterschule, an die zunächü
und gewöhnlich der Begriff der Nomantik gebunden wird, merkwürdigerweise
in den Hintergrund wird treten müssen.

In einem ähnlichen Werthuerhältniß zur romantischen Schule wie
Goethe steht eine andere gewaltige Dichtergestalt, der deutsche Shakespeare,
Heinrich von Kleist.

Von den Vertretern der romantischen Schule zwar scheint Kleist theil-
weise gar nicht gekannt nnd beachtet gewesen zu sein, oder, wenn und so
weit er von ihnen gekannt und beachtet war, wurde doch seine Kunst keines-
wegs gewürdigt, weder in ihrer allgemeinen Bedeutung, noch auch in ihrem
Zusammenhang mit der romantischen Schule und in ihrer Bedeutung für
die Romantik überhaupt. Tieck nur „urtheilte besser von ihm", auch hat
er sich durch die erste Ausgabe der hinterlafsenen Schriften Kleists, sowie
durch die erste Gesammtausgabe Kleist'scher Dichtungen ein unvergängliches
Verdienst um die deutsche Litteratur erworben, ein Verdienst, dessen Glanz
noch strahlen wird, wenn der einst so helle Stern Dieck'scher Dichtergröße
längst in Nacht versunken ist.
Hat also die romantische Schule im Allgemeinen von Kleist nicht mehr
gewußt als die Zeitgenossen überhaupt, so haben doch die großen Litteratur-
historiker bald mehr, bald weniger den Dichter im Zusammenhang mit
dieser Bewegung aufgefaßt und betrachtet.
So Geruinus, Vilmar, Scherer und Julian Schmidt, der Kleist aller-
dings zugleich in einen gewissen Gegensatz zu den übrigen Romantikern stellt.
Auch ?reitschle in seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahr-
hundert" zählt Kleist der romantischen Dichtung zu.
Mr Wilbraudt, den ersten großen Kleistbiographen, ist der Dichter
nicht nur ein Romantiker, sondern „der vornehmste" unter den deutschen
Romantikern, und Brahm, der preisgekrönte Kleistbiograph, behandelt in
dem fünften Buche seines Werkes den Dichter als „Patriot und Romantiker"
im Käthchen, dem Kohlhaas, der Hermannsschlacht und den« Homburg: die
Schroffensteiner, den Guiskard, den Amphitrnon und die Penthesilea
bespricht Brahm hingegen vorher nnd ohne sie mit der „Annäherung
des Dichters an den romantischen Gesichtskreis" in Verbindung zu setzen,
wie er überhaupt — gleich Julian Schmidt — den Dichter neben der
romantischen Schnle „auf eigenen Bahnen wandeln läßt".
So haben alle die großen Literarhistoriker wie die Kleistbiographen
den Dichter mehr oder weniger unter dein Gesichtspunkt der Nomantik be-
trachtet: die Aufgabe, ihn in seiner vollen Bedeutung für diese Richtung der
Poesie zn würdigen, mußte indessen in erster Linie den Geschichtsschreibern
der romantischen Schule zufallen.
Diese Erwartung aber stellt sich durch die Thatsachen als ein In-tlmm
heraus.
Hettners Schriftchen „Die romantische Schule in ihrem inneren
Zusammenhang mit Goethe und Schiller" will nun allerdings „keine Ge-
schichte der romantischen Schule, sondern nur eine Vorarbeit zn dieser Ge-
schichte", nur „eine allgemeine Charakteristik derselben" sein. „Daber be-
schränkt" sich auch Hettner „auf einige allgemeine bloß andentende Umrisse"
da, wo er den bestimmenden Einfluß behandelt, welchen „die romantische

Doctrin" auf „die literarischen Bestrebungen der ganzen Folgezeit ausgeübt
hat". Zu diesen „letzten Ausläufern der romantischen Schule" zählt
Hettner auch den „phantastisch genialen Heinrich von Kleist", der ihm „der
einzige, wahrhaft echte Dichter unter ihnen" ist. Und doch hat der fein-
sinnige Aefthetiter keineswegs eine sympathische, tiefgehende Fühlung für das
Genie Kleists gehabt; denn einen Dichter würdigen, heißt ihn verstehen,
nicht ihn preisen. Verstanden aber hat Hettner die Kleist'sche Kunst nicht.-
„vermißt er doch" au „diesen Nachahmern" der Romantik „Energie der
Composition und Charakteristik", „kann doch — nach seinem Urtheil —
diese schillernde Traumpoesie nirgends das echt Dramatische und darum
theatralisch Wirkungsreiche erreichen". Ein „Dilettant" also, wie die
andern alle, ist Kleist für Hettner, nicht weniger, nicht mehr, und „der
echte Dichter" unter den Romantikern sinkt ihm in seiner Eigenschaft
als „mystisch-fatalistischer" Dichter mit Goethe verglichen zun» „halben"
herab. Und auch wo es sich um eine specielle Richtung innerhalb der
romantischen Schule handelt, um die Erweckung des deutschen Mittelalters
nämlich, kommen für Hettner nur die Freiheitslieder Schenkendorfs und
die Uhland'schen Valladen in Betracht. Keine Kleist'schen Vaterlands-
lieder, kein Kohlhaas, kein Käthchen, keine Hermannsschlacht! Und nicht
ihr Dichter, nicht er, der Dichter des Homburg, ist ihm der historische
Dichter der romantischen Schule, sondern Tieck!

Und dennoch: Niemand ist Kleist gerechter geworden als gerade Hettner.
Eine tragische Art Gerechtigkeit zwar: aus Kleists Größe allein, nicht aus
Hettners Verständnis; für ihn, den einsamen Dichter, aus seinem Verstand-
niß vielmehr für die künftigen Ziele deutschen Dichtens ist sie geboren.
Aber diese unbewußte, diese ungewollte Gerechtigkeit bedeutet mehr als der
heiße Wille heiliger Begeisterung.

Denn wo liegt die Erfüllung all dessen, was Hettner in dem Werk
der romantischen Dichterschule sucht, vergeblich sucht, all dessen, was er nun
von der Zukunft deutscher Poesie erhofft? In dem Einen eben, über den
er hinwegsieht.

Doch ist ja auch nicht Hettner, Haym vielmehr ist der große, der
maßgebende Historiker der romantischen Schule. Es war aber nicht Hcryms
Absicht, „die Entwicklung des deutschen Geistes" über „die Krisis der
Romantik hinaus zu verfolgen".

Da nun Kleist hinter dieser Krisis steht, indem er „der zweiten
romantischen Dichtergeneration" angehört, konnte er in diesem Werke Hayrns
nicht zur Darstellung kommen. Jedoch ist er für Haym neben Arnim „der
Vorragendste" in dieser zweiten romantischen Dichtergeneration.

Der Vorragendste! Aber um wie viel ein Berggipfel über feine
Nachbarn hervorragt, ist aus der Entfernung leichter erkennbar als aus
der Nähe: langsam steigt mit der wachsenden Entfernung empor, was in
.

unmittelbarer Nähe übersehen wurde, und als einsame Größe wird verstanden, was einst barock erscheinen konnte.

Und die Größe wachst mit der Entfernung: erst wachsende Entfernung konnte den richtigeren Augenpunkt für die Betrachtung Heinrich von Kleists geben.

Und wird vor 45 Jahren Kleist von Hettner vollständig verkannt, oder mehr, vollständig übersehen, und ist er vor 25 Jahren für Hanm der Vorragendste der zweiten romantischen Dichtergeneration, so muß er heute als der Vorragendste der deutschen Nomantik überhaupt erscheinen — neben Goethe.

Hier einmal nicht Goethe und Schiller, sondern für die Nachwelt nebeneinander sie, die der Mitwelt kaum je als zusammengehörig erschienen: Goethe und Kleist!

Goethe'sche und Kleist'sche Nomantik!

Die eine mehr gelehrt, philosophisch und kosmopolitisch; die andere mehr realistisch, historisch und national; die eine längst köstlichstes Nildungselement der deutschen Volksseele, die andere ein langsamer, aber desto sichrerer Pfadfinder für die fernere Entwicklung der deutschen Poesie. „Als der Fürst der klassischen Dichtung in die Nebelwelt der Nomantik sich verlor", fügte sich auf seinem Haupte zu zwei Kronen die dritte, deren Glanz nicht nur die Mitwelt, sondern auch die kommenden Jahrzehnte beherrschend überstrahlte; indem der Autodidakt der deutschen Dichtung — er, der nur ein Deutscher und ein Dichter, nicht aber zugleich auch ein Grieche und ein Philosoph war — durch den Nebelschleier, den die Romantik verführerisch irrlichterirend auch ihm um's Haupt geworfen hatte, ihren klar und stet leuchtenden Kern erkannte, zeigte er seinem Volke eine neue Krone, wieder zu erringen im Reiche der Dichtkunst: die Krone romantischer Poesie.

Goethe'sche und Kleist'sche Romantik!

Was ist aber Nomantik überhaupt?

Wie ein Aushängeschild macht ihr äußeres Wesen die Nomantik auch dem gröbsten Sinne kenntlich: besteht es doch in der Darstellung von allerlei außergewöhnlichen Vorkommnissen des Menschenlebens wie dem Hinübergreifen der übersinnlichen in die sinnliche Welt; werden doch dabei ein fernes Land, eine ferne Zeit, ferne Sitten gern als Hintergrund benützt. Ergründet werden mich hingegen ihres inneren Wesens geheimer Schönheitszauber, der „in der Göttersprache" uns „die Welt erklärt*)".

„In der äußersten Geistigkeit, in dem Ineinanderfließen des Phantasie- und des Gedankenlebens" sucht Hanm das Wesen der Romantik, eine Wesensbestimmung, welche in ihrer Großartigkeit zwar alle Culturerscheinungen der sogenannten romantischen Epoche in sich schließt, sich mit dem Charakter der romantischen Kunst jedoch keineswegs deckt.

*) Heinrich von Kleist. Die Familie Schwffenstein IN. 1.

Nach Hettuer liegt „das Geheimnis;" der deutschen romantischen Poesie im „Subjectivisnms", welcher sich in „elfenduftigen Märchendichtungen" oder in „religiösem Neukatholicismus" kundgiebt. „In der französischen Litteratur erhebt sich" hingegen — nach Hettner — „die sogenannte romantische Richtung". „Was ist sie, diese französische Nomantik? Was Anderes, als der Krieg gegen den Zwang des alten, steifen, französischen Classicismus, das entschiedene Geltendmachen von Natur nnd Wirklichkeit in Form und Inhalt?" Und auf gleiche Höhe mit den Vertretern der romantifchen Poesie in Frankreich stellt Hettner in England Walter Scott, Lord Byron und Shelley, in Italien Manzoni, in Nußland Puschkin. Stehen sie doch Alle „auf wirklichem Boden".

Eine ähnliche litterarische Epoche, eine „realistische", „wahrhaft geschichtliche" und „echt nationale" sehnt nun Hettner für Deutschland herbei. Anfänge dieser neuen Richtung findet er in Tiecks Novellen, Vorläufer in Heine und besonders dem jungen Deutschland.

So trennt Hettner drei Elemente: den Subjectiuismus der deutschen romantischen Schule, den Kampf der 'Natur gegen die starren Fesseln hergebrachter Conuenienz als Charakterzug der französischen Romantik wie der gleichzeitigen internationalen Bewegungen und endlich eine realistisch-historisch-nationale Nichtnng als wüuschenswerthes Ziel für die fernere Entwicklung der deutscheu Poesie. Und doch sind diese drei Elemente innig miteinander verwachsen: wie die Frucht den Kenn, so schlicht der erste Begriff den dritten und zweiten in sich. Denn auch das Nationalgefühl ist eiue, wenn auch uicht uothweudige Form des Subjectiuismus: ein beschränkterer, indem das Individuum sein Gefühl hingiebt an etwas Anderes, Größeres, zugleich aber auch ein erhöhter, gesteigerter Subjectiuismus, insofern er emvfuuden wird von einer größeren Gemeinschaft, die sich als ein Individuum füult uud als eiu höheres Individuum in» Vergleich zu dem Einzelnen betrachtet werden kann.

Und ebenso ist der Drang nach Naturwahrheit Eubjectivismus und zwar eine nothwendige Entwicklungsform desselben, obgleich auf den ersten Blick keine schärferen Gegensätze gedacht werden können als Subjectiuismus des Individuums und Objectiuismus der Natur. Gewiß, „der Einzelne, das Subject, hat Recht"; aber „die ihm gegenüberstehende Welt, das Object", ist ihm nicht „schlechthin unterthan", ist nicht sein willfähriges Spielwerk": indem die Fesseln der Conuenienz fallen, ist der Schleier hinweggezogen, welcher zwischen dem Künstler und seinem Object schwebte, der Schleier, welcher nicht nur sein Sehen, seinen Snbjectiuismus hinderte, sondern auch den Charakter des Objects in seiner Unantastbarkeit, in seine!« Subjectivisnms nicht zur Geltung kommen ließ; fortan besteht eine geheime Wechselwirkung zwischen dein Schöpfer und seinem Geschöpf, die Geister, welche er rief, wird er nicht mehr los, nnd unter dem Pygmalionskuß der Romantik ist die Natur erwacht zu eigenem Leben, zur Wahrheit.

So ist in der That der Charakter der Nomantik, ihres Wesen innerer
Kern der Subjectiuismus im Sinne Hettners: nur der Einzelne, das
Subject hat Recht. Aber damit es Recht habe, muß auch das Object,
die Natur, die Wahrheit zu ihrem Recht kommen: legt sich der Subjektivis-
mus keine Zügel an, läßt er sich gehen im wilden Treiben des eigenen
Ich, dann entstehen Dichtungen wie Brentanos „Gustav Wasa", ver,
worren und wesenlos; hat er hingegeil seine künstlerisch unerläßliche Er-
gänzung in der Naturwahrheit gefunden, so darf sich die Phantasie, sie,
die flüchtige Quintessenz alles Subjectiuismus, auch den höchsten Flug ge-
statten: Euphoriou und Homunculus siud Kunstschöpfungen, ganz Phantasie
und doch ganz Leben.
Ist also neben dem Subjectiuismus die Naturwahrheit der Nomantik
unerläßlich, so ist das zweite Moment, welches den Subjectiuismus in sich
schließt, das nationale, der jedesmaligen Intuition des Künstlers überlassen;
aber — welchen Stoff er auch biete, einen Euphoriou, einen Homunculus
oder einen Faust — immer muß er ihn zn umschließen wisseu mit dem
glitzernden Gewände „mondbeglänzter Zaubernacht"; denn als die dritte
-oouclitiu »ins yun, non ergiebt sich dieses äußere Moment für die Nomantik.
Wenn nun, nach den gefundenen Wesensbestimmungen, ein Dichter
Romantiker ist, so ist es Kleist, und zwar nicht nur während einer
Phase seines Schaffens, nm Anfang etwa oder Ende desselben, sondern —
ganz wenige seiner Schöpfungen abgerechnet — die volle Zeit feiner Arbeit
hindurch. Der zerbrochene Krug freilich, eiues feiner ersten und eines seiner
Meisterwerke, reiht sich nicht dem Kranze seiner romantischen Dichtlingen
ein, und auch seine lyrischen Erzeugnisse kommen hier wenig in Betracht:
dem zerbrochenen Kruge fehlt ganz, den übrigens wenig zahlreichen lyrischen
Dichtungen Kleists fast ganz das äußere Moment der Nomantik, wie es
in den lyrischen Dichtungen Brentanos, Noualis', Tiecks und Eichendorffs
fo charakteristisch zum Ausdruck kommt.
Hingegen gehören Kleists epische Dichtungen sämmtlich in's Neich der
Nomantik: immer ist neben den beiden ersten Momenten das unerläßliche
Außergewöhnliche uorhcmden, das sich in einzelnen Fällen zum Wunder-
baren, zum Hinübergreifen der übersinnlichen in die sinnliche Welt steigert.
Und Kleists Dramen bilden, wenn man den zerbrochenen Krug ^ wie
schon gesagt — bei Seite läßt, ein schimmerndes Geschmeide, ans kühnem
Ritt hervorgeholt aus dem alten, roinantifchen Land, nnd wenn Ronsseau
als Pathe der französischen Romantik kein dramatisches Genie aus der
Taufe gehoben hat, so ist er doch mich der Tcmfpathe der deutschen
Romantik, so ist er doch auch der Taufpathe Heinrich von Kleists.
In allen, hier in Betracht kommenden Kleist'schen Dramen, den Schroffen-
steinern wie dein Amphitryon, dem Käthchen wie dem Homburg, der Hermanns-
schlacht wie der Penthesilea und dein Guiscardfrngment, ist das herrschende,
das bestimmende Moment der Subjectiuismus; darüber sind die Litterar-

Historiker einig, und Nrahm namentlich hat es mit überzeugender Schärfe nachgewiesen. Die Schroffensteiner sind in des Dichters Seele entstanden, geworden und gewachsen vor und während der ersten Schweizer Reise, sie verkörpern seine damaligen Stimmungen und Anschauungen, wie der Amphitrvon der Ausdruck der pantheistischen und christlichen Einflüsse ist, wie sie sich in Kleists Seele namentlich zur Zeit seines Dresdener Aufenthaltes geltend machten. Im Käthchen spiegelt sich die ganze Seligkeit von Kleists Liebesuerhältniß zu Julie Kunze, alle Enttäuschung auch und alle Bitterniß, welche dasselbe in der Folge mit sich brachte; im Homburg bringt der Dichter den Conflict zur Darstellung, der einst in ihm gährte und tobte: den Conflict zwischen dem Offizier und dem Menschen, in der Hermannsschlacht seine glühende, vaterländische Ueberzeugung, und in der Penthesilea hat er sich, dein Künstler, das ergreifendste Denkmal gesetzt. Denn die Penthesilea schildert Kleists Ringen mit seinein künstlerischen Ideal, wie es sich im Horizont seines Denkens und Schaffens im Guiscard personificirte; und dieses Ringen mußte zwar nicht an und für sich, wohl aber, wie Kleist nun einmal war, wegen seiner Unterschätzung des eignen Könnens gegenüber seinen vorgefaßten himmelhohen Idealen mit einem vollständigen Zusammenbruch enden.

Daß bei einem Dichter wie Kleist, der die Verkörperung des Subjektivismus ist, auch die Naturwahrheit, der Subjectivismus des Objects, energischen Ausdruck siudet, ist bei der Kraft und Empfänglichkeit seiner ganzen Individualität von vornherein zu erwarten, und die wunderbare Lebendigkeit namentlich seiner dramatischen Schöpfungen beweist es. Als eine besondere Seite der Kleist'schen Naturwahrheit erscheint die auf's Aeußerfte getriebene Herausarbeitung des Charakteristischen, ähnlich wie bei Shakespeare und Molisre, und im Hinblick auf den zerbrochenen Krug, die Schroffensteiner, das Käthchen, den Homburg, die Hermannsschlacht, die Penthesilea und den Amphitryon könnte man geradezu von Charakterdramen sprechen. Auch der Dichter ist sich des anfänglich nur instinctiv in ihm liegenden Programms dieses seines Schaffens allmählich bewußt geworden, und wie stets, führte auch hier der Weg zur Erkenntniß über Dornen: die Kritik nämlich, welche im Allgemeinen dem eigensten Wesen des Dichters verständnißlos und abfällig gegenüberstand, brachte Kleist über sich selbst zur Klarheit. In einem Briefe an Heinrich von Lollin nämlich, datirt vom 8. Decenwer 1808, äußert sich Kleist mit Bezug auf das Käthchen und die Penthesilea folgendermaßen: „Wer das Käthchen liebt, dem kann die Penthesilea nicht ganz unbegreiflich sein, sie gehören ja wie das -l- und — der Algebra zusammen und !sind ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Beziehungen gedacht."

In der Thal, Käthchen und Penthesilea ein und derselbe Charakter, ein und dasselbe Wesen: das Weib nämlich in seiner ganzen Nriprünglichkeit, in seinem ganzen, großen, grenzenlosen Liebesverlangen; aber dieses

Wesen, dieses Weib unter entgegengesetzten Beziehungen gedacht: Käthchen in der rein natürlichen Beziehung zu dem geliebten Manne, daher in absoluter Unterwürfigkeit seinem Willen gegenüber; Penthesilea hingegen in ebenbürtiger Gegnerschaft dem geliebten Manne gegenüber, welche erst zur Liebe, dann aber zur Tod bringenden Rache wird, als Penthesilea diese ihre Liebe verachtet, verrathen glaubt. So kommt in jedem der beiden von Kleist selbst angezogenen Fälle der Charakter in der Thal zur Entfaltung seiner äußersten Consequenz.

Wenn somit die nothwendigen inneren Wesenselemente der Nomantik, der Subjectivismus und die damit im engsten Zusammenhang stehende Naturwahrheit bei Kleist in hohen« Grade nachweisbar sind, so fehlt auch die nicht nothwendige Erweiterung oder Erhöhung des Subjectivismus zum Nationalen nicht: von den Novellen giebt der Kohlhaas, von den Dramen der Homburg und die Hermannsschlacht lebendiges Zeugniß von des Dichters nationalem Empfinden, das auch in seinen lyrischen Dichtungen bald zart und weich, bald stürmisch und wild sich ausspricht.

Zu alledem schwebt über den Kleist'schen Dichtungen auch der Dnft der äußeren Nomantit: nicht blos in den Novellen, fondern auch in den Dramen bilden ein wichtiges Ingredienz Ritterherrlichkeit, Märchenzaubcr und die Wunder einer anderen Welt.

Und wie der Inhalt, fo die Sprache: romantisch durch ihre originelle Ursprünglichkeit, romantisch auch durch eine übersinnliche Zartheit.

II.

Dem oben definirten Wesen der Romantik zufolge sind in den entsprechenden Kunstwerken Form und Inhalt zu trennen, es sind äußere und innere romantische Elemente zu unterscheiden, und der Gipfelpunkt romantischer Kunst wäre erreicht da, wo beide Momente einander decken, d. h. wo eine völlige Harmonie herrscht zwischen der Handlung und den dieselbe zur Ausführung bringenden Charakteren einerfeits und dein Milien und den Situationen, innerhalb deren sich die Handlung vollzieht, sowie der Sprache, in welcher Beides dargestellt wird, andererseits.

Bei Kleist stehen die äußeren romantischen Elemente zun: Theil in innerem Zusammenhang mit den: romantischen Stoff feiner Dichtungen, ihrem Wesen, ob sie nun in der Ueberlieferung des Stoffes gegeben sind oder der Phantasie des Dichters entspringen oder auf verwandten fremden Einfluß zurückzuführen sind, den christlich mystischen Adam Müllers nämlich, wie er eine gewisse Richtung innerhalb der romantischen Zeitströmung charakterisirt, oder den naturwissenschaftlich mystischen, der sich innerhalb der romantischen Zeitströmung neben dem ersten geltend macht und durch Gotthilf Heinrich von Schubert auf Kleist wirkt.

In diese», ersten Falle — wenn der Geist sich den Körper baut, der Stoff sich die Form schafft — darf der Dichter mit Bezug auf die äußere Romantik seines Wertes auch kühn über die Grenze menschlicher Erfahrung und des durch tausendjährige Ueberlieferung zur Erfahrung erhobenen Glaubens hinausgehen; denn wer will sagen, wie weit etwa eine Wurzel die ihr entstrebenden Zweige zum Himmel treiben darf? So kennt Kleist bei der Gewalt und dem Außerordentlichen der ihn beherrschenden Stoffe — von seinen großen romantischen Dichtungen ist hier in erster Linie die Rede — keine änßere Schranke, um das ihm vorschwebende künstlerische Ziel zu erreichen, wie in der Penthesilea und im Amphitrvon, während er in den Schroffensteinern, wie kühn er ',daselbst auch das Schicksal spielen läßt, ganz dem Stoffe der Dichtung gemäß, immerhin im Rahmen des erfahrungsmäßig Möglichen bleibt. Auch stehen die drei Dramen nicht nur auf der Höhe Kleist'scher romantischer Kunst, sondern auf der Höbe romantischer Kunst überhaupt.

Mcht immer aber ist Kleist so glücklich gewesen, und auch unlogisch und unästhetisch steht das änßere Beiwerk seiner großen romantischen Dichtungen ihren« Inhalt gegenüber, , wie es auch dadurch, daß es unmotivirter Weise über die Grenze des erfahrungsmäßig Wunderbaren hinausgeht, den Wertb der in Betracht kommenden Dichtungen so empfindlich schädigt, daß, was beinahe ein Meisterwert wäre, nun doch keines ist. Der erste Fall liegt vor in der Hermannsschlacht und im Homburg, der zweite im Kohlhaas, in der Mitte steht das Käthchen.

Alles, was die Romantik als Romantik charakterisirt, bietet die Hermannsschlacht. Ans des Dichters innerstein Leben ist sie geboren, und dieses innerste, aualvolle Leben, es ist zugleich der tiefste Schmerzensschrei der Nation, die wilde, bis in den Tod getroffene Paterlandsliebe, der unersättliche Napoleonshaß, wie sie zur Zeit die Seele Deutschlands in den heftigsten Schlägen erzittern machten, die Seele des Sängers aber aus,, der nicht abseits stand, erhaben über dem Kampf in olympische Wolken eingehüllt, des Sängers vielmehr, der mit dem Vaterlande litt und lebte wie kein Anderer.

Und diese für den Dichter nnd sein Bolt zur Zeit modernste aller Empfindungen hat derselbe zu verquicken verstanden mit dem Zauber altgermanischer Vergangenheit, und packender als bei Frentag und großartiger als im Ettehard steht sie nns hier gegenüber, so großartig und so packend zugleich, wie Jordan sie gegeben und Wagner sie gestaltet, nnr ungleich mehr künstlerisch abgerundet als bei Jordan und — trotz der außerordentlichen Knnstschöpfungen Wagners, des Dichterkomponisten — empfangen aus dem unmittelbaren Lebensbedürfniß der Nation. Heinrich von Kleist war es verwehrt, die Leier zum Ruhme seines Vaterlandes zn ssilagen, «nd so schlug er andere Töne an. Aber das Herz des Volkes erschloß sich ihnen, die ihm doch, auf's Innigste verwandt waren, nickt, und unverstanden

scheinen sie noch heute: die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches ist gefeiert worden, uud Kleists hat Niemand gedacht.
Giebt's denn für die Deutschen keine Hermannsschlacht, keinen Homburg, keine Kleist'fchen Vaterlandslieder? Man kann eben groß werden, und doch nicht populäri Originalität verdirbt zuweilen Alles, und nie wird ein Kleist ein Körner sein können.
Originell in seiner großartigen poetisch-romantischen Realistik ist das ganze Stück, die ganze Hermannsschlacht, die jngendfrische Gestalt Hermanns allem Anderen voran: wild ist er und treu nnd gut, aber listig ist er dennoch, denn man kann blonde Haare haben und blaue Augen und dennoch falsch sein wie ein Punier. Uud neben Hermann sein Gegenbild, Onintilius Varus, der überlegene, feinsinnige Römer, der seinem Volk ein hochherziges uud auch noch ein ironisches Wort des Abschieds weiht. Denn — hart zwischen Nichts und Nichts, zwei Schritt vom Grabe — so bewegt sich alles Leben. Das hat Onintilius Varu? nächtlicherweile und auf einsamer Haide von der cherustischeu Alraune gelernt.
Hart zwischen Nichts und Nichts, zwei Schritt vom Grabe — das ist auch das Schicksal der Liebe. Freilich nicht der ehelichen Liebe zwischen dem schönen, schwachen Thuschen nnd ihrem überlegenen Gemahl: offenbart sie ihm doch das perpstnum modus ihres Herzens auf's Treueste, uud weiß er doch, was er aus ihrem Verhältnis; zn Ventidius zu machen hat, das er genau so gedacht und so gewollt bat, wie es geworden. De«» man kann sich blonde Haarlocken abschneiden lassen und Lieder dazn singen von Shakespearescher romantischer Schönheit — der Knabe, welcher den Mondenschein in dein Vecken eines Teiches sah nnd mit der Hand bineinfaßte, um den Schimmer einzustecken, der mußte es doch erleben, daß sich des Wassers.Rand trübte und daß vor ihm das glänz'ge Mondesbild verschwand. So hatte Thusnelda ihn« vorgesungen, und so ging's dem Ventidius: statt in die Arme der Geliebten, in den chernstischen Bärenzwinger! Hier hat Kleist, den Autodidakten, sein künstlerischer Instinct, der ihm sonst so treu war, im Stich gelassen, hier zeigt er sich als ungebildeter Künstler. Uud doch sieht diese Väreuzwingerscene der Hermannsschlacht der Vernichtungsseene in der Penthesilea zum Verwechseln ähnlich, aber nur auf den ersten Mick — dort weltentrückte und weltentrückende Poesie, hier schreiendste Prosa: wer so fein empfindet wie eine Thusnelda, so unter jeder Gedankensünde leidet und sie noch dazu dem Gatten offenbart, der sperrt den Gegenstand seiner Rache, ^unial wenn er es so wenig verdient hat, nicht in lden Värenzwinger. Verletzendste Prosa ist geworden, was hinreißendste Nomantik sein konnte, und so unvergleichlich die politische Rache Hennanns das henliche Stück krönt, Thusneldas persönliche Rache wirkt nne ein böses Fragezeichen.
Ein unlogischer Schluß oder ein unlogischer Anfang — das Eine wie das Andere schädigt den Werth eines Kunstwerkes schwer; aber im

Prinzen von Homburg verletzt dennoch der unlogische Ausgangspunkt der Handlung nicht so wie die Gräuelsceue der Hermannsschlacht, die doch leinesmegs dieselbe Bedeutung für die Handlung hat, und zwar weil im Homburg das Uebel tief verborgen liegt, gleichfam unter der Erde, auf's Engste verwachsen mit der Wurzel des Stückes. Ja, wenn der Prinz von Homburg ein Lustspiel wäre oder eine Tragikomödie! Doch der tiefste Conflict, der das Gewissen des Menschen zerreißen kann, wird — nach der Absicht des Dichters wenigstens — im Homburg zur Darstellung gebracht. Mit diesen» Conflict steht aber der dazu in engste Beziehung gesetzte äußere romantische Porgang nicht in organischen» Zusammenhang. Eine romantische Situation wie in dem sonst so derb realistischen Zerbrochenen Kruge ist der Ausgangspunkt des Stückes; diese romantische Situation rundet durch ihre Wiederkehr und — abermals wie im Zerbrochenen Kruge — durch die Verwirklichung ihres ursprünglich nur traumhaften Inhalts den. Schluß des Dramas nach außenhin künstlerisch ab; aber der glückliche und kühne Griff des Zerbrochenen Kruges wird im Homburg zum Mißgriff. Das erklärt sich durch das schiefe Verhältniß zwischen dem Gehalt der jedesmaligen einleitenden Situation und der Handlung des betreffenden Stückes. Denn während der aus der Tiefe des menschlichen Gewissens geschöpfte Traum Nichter Adams ebensowohl ein ernstes Drama einleiten konnte, wie er dem Lustspiel ein hochbedeutsames sittliches Relief giebt, und es erst dadurch zu der Höhe eines Meisterwertes erhebt, verhält sich die Sache im Homburg durchaus anders: aus dem nachtwandelnden Zustande des Prinzen, so romantisch er an und für fich wirkt, und dem Scherze, welchen sich der Kurfürst in dieser Situation mit ihm erlaubt hat, durfte die Handlung des Stückes nicht resultiren; nur was der bewußte Wille entschied und zur Ausführung brachte, kann zum tragische« Conflict führen. So ist auch bier die Nomantik dem Stück zur Klippe geworden: in zu verführerischem Gewände hat sie den Dichter an sich gelockt, so daß Gefühl ihm Alles wurde. Aber tiefstes, ursprüngliches Gefühl, Nomantik also auch, ist es, was Kleist als Inhalt in die Forin gegossen: wer könnte in der Person des Prinzen den Dichter verkennen-, wie er als Jüngling einen der bittern Kämpfe seines Lebens durchlitt, da er Soldat werden sollte und doch Nichts werden konnte als ein Mensch, ein denkender und ein dichtender Mensch zumal? — wie er dann als gereifter Mann den Werth der militärischen Disciplin dennoch anerkennen gelernt, wie er begriffen hat, daß es ein Heiligthum giebt, welches sich Baterland nennt, und daß der höchste Sieg der ist, welchen man sich selbst abringt? Und dabei so menschlich wahr gezeichnet ist dieser romantische Charakter auf dem Wege zu der höchsten Ertenntniß: Schauder erfaßt und bleiche Todesfurcht ihn, den sieghaften Helden, beim Anblick des Grabes, das sein Gebein empfangen soll: Homburg ein anderer Hamlet, ein anderer Cgmont. Und der Kurfürst weiß ihn zu würdigen, denn er versteht ihn, den raschen Jüngling, er, der Herrscher in Wahrheit

von Gottes Gnaden, der nur eine Furcht noch kennt, die Furcht vor
dem Unrecht der eignen Seele, er, der wahrhaft Sittliche, der nicht durch
Worte, durch die Macht seiner großen Seele allein die Jugend mit sich
fortreißt auf die höchsten Bahnen, welche die Menschheit zu wandeln
vermag. Den Homburg führt er zur Erkenntniß, aber indem er lehrt,
lernt er, von Hohenzollern, von Kottwitz vor allen Dingen, und er vergiebt
dem, der die Lehrjahre durchgemacht, um gleichwerthig neben ihm zu stehen.
Nnd gleichwerthig neben Homburg, dem Manne, steht Natalie, die Frau, ein
romantischer, aus dein vollen Menschenleben geschöpfter Charakter, wie sie
alle: auch in der Seele des Mannes schlummern Schwächen, und in der
Seele der Fran liegt eine Stärke, welche die Gefahr befreit aus glück-
umfangenem Traumleben. Und so ertönen Musik und Kanonendonner zu
der beiden Liebenden Ehre wie znm Ruhme und zur Größe Brandenburgs,
denn auch im Homburg wie in der Hermannsschlacht schmilzt Kleists
persönliches Gefühl mit dem seines Volkes in Eins zusammen. Also auch
hier Nomantik, und dazn die Sprache: derb realistisch, frisch und kraftvoll
auf der einen Seite, gleich einem alten deutschen Holzschnitt, von unnach-
ahmlich originell zarter Poesie auf der anderen:

Doch weil'3 Hans Kottwitz aus bei Priegnitz ist,
Der sich mir naht, willkürlich, eiaenmachtia.
So will ich mich auf märk'sche Weise fassen:
Von den drei Locken, die man silbeiglänzill
Auf seinem Schädel sieht, süss' ich die eine,
lind führ' ihn still mit seinen zwölf Schwadronen
Nach Arnstein in sein Hauptquartier zurück."

So faßt sich in der Thai der Kurfürst, als er von Kottwitzens revolu-
tionären! Vorgehen zu Gunsten Hombnrgs gehört.

Dazu Haus von Kottwitzens herrliches Wort auf dem Schlachtfeld
bei Fehrbellin:

„Ein schöner Tag, so wahr ich Leben athme!
Ein Tag, uon Gott, dem hohen Herrn der Welt,
Gemacht zn süßerm Dina', als sich zu schlafen!
Die Sonne schimmert röthlich durch die Wolken,
Und die Gefühle flattern mit der Leiche
Zum heitern Tnft des Himmels sudelnd auf!"

Und die Stelle, in welcher Homburg Natalie» seine Liebe gesteht —
um leine Brust soll sie ihre Zweige schlingen, um sie, die schon seit Jahren
einsam blühend nach ihrer Glocken holdem Duft sich sehnt.

Im Bau» des Somnambulismus handelt nicht nur der Prinz von
Homburg, sondern auch das Käthchen von Heilbronn und in gewissem
Sinne sogar Graf Wetter von Strahl, nur daß im Homburg die Folgen
des Nachtwandelns immerhin, so zusammenhanglos sie auch der Handlung
des Stückes gegenüberstehe», an und für sich vollständig begreiflich sind.

während im Käthchen, wenigstens was die Handlungsweise der Heldin selbst anbelangt, die äußere Nomantik weit über die Grenze menschlicher Erfahrung hinausgeht und dadurch ein stark nnkünstlerisches Element in sich trägt. Aber im Käthchen mußte in der That der Dichter zu einem außergewöhnlichen Mittel greifen, um den Charakter der Heldin in seiner ganzen einzigen romantischen Hingebung voll entfalten zu können, ohne ihm damit doch auch zugleich den Stempel „hündischer Dienstfertigkeit"*) aufzudrücken.

So bedarf es keineswegs einer Kraftanstrengung, um im Käthchen von Heilbronn über die unmögliche Voraussetzung der Handlung hinweg-zukommen, und das um so weniger, als sich dieselbe in einem Rahmen vollzieht, wie er glücklicher kaum gefunden werden konnte, nämlich in den: romantischen Nahmen eines Nitterschauspiels: vor uns liegt die ferne Zeit des deutschen Mittelalters mit ihren Rittern und Nurgeu, ihreu Fehden und Vehmgerichten, eine Welt der Wunder und des Wunderglaubens, innerhalb deren sich das Hauptwunder wie etwas Natürliches vollzieht. Wo blondgelockte Cherubim Errettung bringe» aus heißer Feuersnoth, ganz wie ein Tempelherr zu Zeiten Saladins, da können der Wunder mehr geschehen: ist doch die Jakobsleiter angelegt, die von der Erde zu dem Himmel führt, an der die Englein auf- und niedersteigen.

Und dennoch steht cmch das Käthchen von Heilbronn nicht da als ein Dichtwerk ohne Tadel; denn in doppelter uud zwar entgegengesetzter Be-ziehung hat Kleist sich hier versehen: die Figur der Kunigunde hat er aus dem Poetisch-Nealistischen in's Prosaisch-Nealistische, den Charakter Käthckiens hingegen in's Hyperromantische verzeichnet, nnd so unangenehm der erste Verstoß wirkt, der zweite ist ungleich peinlicher, stach Kleists Meinung freilich sollte gewiß der Schluß des Stückes die Liebe Käthchens zu dem Grafeu krönen, in diesem Nitterschauspiel aber hat man das Höchste an weiblicher Hingebung bereits erlebt, und der Graf von Strahl hat sich diese Hingebung oft in recht eigenartiger Weise gefallen lassen, so daß das Verhältniß des Paares — kurz, nein unmittelbar vor der Hochzeit — wie ein häßliches Zerrbild erscheint. Und so, einem widenvärtige» Zerrbilde gleich, wirkt die Figur der Kunigunde, und nicht nur am Schluß: man tanu häßlich sein nnd Toilettenkünste brauchen — Alles wahr und menschlich; eines Künstlers Hand aber soll eines Künstlers Hand bleiben, denn sonst entfliehen die Grazien. Und mit sich führen sie auf ihrer Flucht die holde poetische Sprache, und was zurückbleibt, das gleickt einem Häuflein dürren, abgefallenen Holzes neben frühlingsgrünem, sprossendem Gezweig.

Die Hermannsschlacht, der Homburg, das Käthchen — sie alle sind dem nationalen Boden und dem deutschen Gemüthsleben entsprungen, und

*) Vgl. Kleist, Käthcken von Heilbroi»! III, 13,

gleich ihnen der Kohlhaas. Nur daß hier die Gewalt deutschen Geistes-
lebens noch hinzutritt; denn mitten in der Reformationszeit stehen wir.
Eine romantische Zeit in ihrem äußeren und ihrem inneren Getriebe wie
eine, auch in ihrem inneren; denn die Gemüther und Geister thun sich
auf in aller Frische und Ursprünglichkeit wie Blumen vor der Märzensonne.
So kann selbst ein Kohlhaas sich der sittlichen Erkenntnis;, die Martin
Luther mich für ihn errungen, nicht entziehen: auch er, der Gemaltige,
giebt sich dem Einfluß des Gewaltigeren hin, und Etwas wie Weichheit
zieht ein in die um der Gerechtigkeit willen starr gewordene Seele. Und
daß diese Seele dennoch im Moment der demüthigsten Hingabe an den
Anderen ihre volle Unabhängigkeit wahrt, daß sie anch dn noch das
aristokratische Recht ihrer eigenen Natur hochhält als etwas Unveräußerliches,
wie daß der Kohlhaas trotz Luthers Wort, trotz des Evangeliums stirbt
mit einem Act der Nacke, er, dem Resignation zum Fallstrick geworden —
das erhöht nur die wilde Romantik dieses Charakters, den ungebrochene,
eiserne Conseauenz trotz seiner tiefen Zerrissenheit zu einem harmonischen
macht. Harmonisch «erliefe die ganze Erzählung, wenn das an und für
sich höchst wirkungsvolle Auftreten der alten Zigeunerin nicht dennoch
künstlerisch befremden und verletzen müßte; der Roßhändler bemerkt nämlich
eine sonderbare Aehnlichkeit zwischen der Zigeunerin und seinem verstorbenen
Weibe Lisbeth; „denn nicht nur, daß die Züge ihres Gesichts, ihre Hände,
auch in ihrem knöchernen Vau noch schön, und besonders der Gebrauch,
den sie davon im Reden machte, ihn auf's Lebhafteste an sie erinnerten:
auch eiu Mal, womit seiner Frauen Hals bezeichnet war, bemerkte er an
dem ihrigen." Somit kann kaum eiu Zweifel sein, daß der Dichter die
Alte nicht nur als eine Zigeunerin, sondern als Lisbeths Geist angesehen
haben will, was in noch unzweideutigerer Weise aus der Unterschrift des
Zettels erhellt, der Kohlhaas auf dem Dodeswegc zugestellt wird. Nicht
als ob der Dichter nicht Lisbeth nach ihrem Tode als Schuhengel gleichsam
über Kohlhaasens Elend hätte können schweben lassen; aber mir in ihrem
Gatten allein, nicht, wie es der Fall zn sein scheint, auch in gleichgiltigen
dritten Personen durfte durch die Erscheinung von Lisbeths Geist ein un-
geheurer, unauslöschlicher Eindruck hervorgebracht werden', und nicht im
Glanz des Tages durfte diese Lisbeth sich zeigen, sondern allein zur Stuude,
wo die Geister erstehen vor dein erregten Gemüth des Menschen. Sollte
aber, wie es ja mich in der Absicht des Dichters hätte liegen können,
die Zigeunerin die Mittelsperson bilden zwischen der uusichtbareu und der
sichtbaren Welt, etwa wie Kundrn Parsifal gegenübertritt als Notin des
Grals, dann mußte die Aehulichkeit mit Lisbeth wegfallen, weil diese
Aehnlichkeit — durch die übertriebenen nnd ungewohnten Anforderungen,
welche sie an unsere Phantasie stellt — die Illusion zerstört, statt sie zu
wecken und lebendig zu erhalten.

Auch die übrigen größereu Erzählnngen Kleists: Der Findling, Das

Erdbeben von Chili, Die Verlobung in St. Domingo,. Die Marquise von O. und Der Zweikampf, sind romantische Dichtungen: sie alle behandeln abenteuerliche und originelle Stoffe, welche geschöpft sind aus der ursprün- lichen Tiefe der durch keinen Vildungszwang beeinflußten, der völlig ungebrochenen Menschenseele: trägt doch selbst der durchaus unter dein Bann christlichen Aberglaubens stehende „Zweikampf" in der eminent Kleistischen Fassung des Schlußworts dies ausgesprochene Gepräge.
Und der Nahmen, in den diese Stoffe gefaßt sind, entspricht denselben durchaus: ein fernes Land oder ferne Zeiten, so daß sich die Phantasie selbst das Außerordentlichste, was geschieht, wie etwas Selbstverständliches gefallen läßt. Und doch wiederum: wie der Inhalt dieser Erzählungen sich stets auf dem Niveau des hochgespannten und dennoch wirklichen Lebens hält, so bildet ihren Schauplatz auch stets die wirkliche Welt und keine mehr oder weniger imaginäre. Romantische Schöpfungen also sind diese Erzählungen im Sinne der Schroffensteiner; romantische Schöpfungen jedoch wie die Penthesilea, wie der Amphitrnon sind sie nicht.
Dem Kohlhaas den, Stoffe nach am nächsten steht Der Findling: glühende Rache, bis in das Jenseits hineinragen wollende Nache ist der Gegenstand dieser Erzählung. Und vollzogen wird die Nache an ihm, der mit höllischem Undank der Liebe des Mannes gelohnt hat, welcher ihn an sein aufopferungsbedürftiges Herz nahm, nachdem er den eigenen, einzigen Sohn um seinetwillen verloren hatte.
Auch im Erdbeben von Chili handelt es sich um das überquellende Liebesgefühl eines edlen Mannes für ein fremdes Kind; aber ihm wird Dank: wenn er später den Pflegesohn mit dem Verlorenen vergleicht, und wie er Beide erworben hat, so ist es ihm fast, als müßte er sich freuen.
Nicht die selbstlose, geistige Liebe zu dein fremden Kinde bildet den Inhalt der übrigen drei Erzählungen, sondern die natürliche Liebe, und zwar die Liebe von Mann und Weib.
In der Marquise von O. bildet ein merkwürdiger Fall natürlicher, sexueller Liebe den Gegenstand: die Marquise wird Mutter, ohne zu wissen, wie und durch wen. Aber in dem wahrhaft königlichen Gefühl ihrer Unschuld hebt sich diese Frau — wie an ihrer eigenen Hand — aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie hinabgestürzt hat, empor, und ilir starker Verstand giebt sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Ein- richtung der Welt gefangen. Und so wird zur Siegerin sie, welche dazu bestimmt zu sein schien, der wuchtigen Hand des Schicksals zu erliegen.
Der Einfluß aber des bewußten natürlichen Verhältnisses zwischen Mann und Frau auf die Frau zeigt sich in der Verlobung in St. Domingo: eine junge Mestize rettet durch die erfindungsreichste Liebeslist das Leben eines französischen Offiziers: sie hat ihn: angehört, und nun ist ihre Seele erwacht — wie bei Fouqu6s Undine — durch ihn und für ihn; denn Beides,

Leib und Seele, giebt sie im Tode hin für ihn, durch den sie den Werth
des Daseins ermessen, der sie Lieben gelehrt, wo Hassen geboten war.
Im Zweikampf hingegen tritt das freie sittliche Element der Liebe
zu dem natürlichen: ein Ritter erlebt die Rechtfertigung seines unter den
erschwerendsten Umständen aufrecht erhaltenen Glaubens an die Geliebte,
für die er vor Gott und der ganzen Welt eingetreten war; denn es ist
Gottes Wille, daß ihre Unschuld endlich an's Tageslicht kommt.
Keineswegs gleichwerthig mit diesen Dichtungen sind die beiden kleinen
in's volle Reich der Wunder gehörenden Erzählungen: Das Vettelweib
von Locarno und Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik — die
erste eine Spuk- und Gespenstergeschichte, die zweite eine Legende, nach
Kleists eigener Bezeichnung; diese hatte der Dichter der kleinen Cäcilie
Müller zum Taufangebinde gewidmet; sonnt hat er den Geist, der ihn
bei ihrer Abfassung umschwebte, selbst bezeichnet.
Es ist der christlich-mystische Geist im Sinne Adam Müllers, wie er
bei Kleist in glänzendster Weise zum Ausdruck kommt in der Neugestaltung,
welche er dem Rohstoff von Moliöres Amphitryon gegeben hat. Hier,
innerhalb der christlichen Welt, erreicht naturgemäß die Kleist'sche Romantik
ihren Höhepunkt, dem die Schroffensteiner und Penthesilea auf anderen«
Wege zustreben. Die Schroffensteiner bewegen sich in demselben romantischen
Rahmen deutschen Mittelalters, und zwar ebenso im Lande deutscher Sage
und Poesie — in Schwaben, wie das Käthchen von Heilbronn: ritterliche
Grafen und vornehme Schloßfrauen sind die Hauptträger der Handlung,
getreue Vasallen und urwüchsige Gestalten aus dem Volke stehen neben
ihnen. Aber keine hochzeitliche Stimmung wie in dein Käthchen, keine
Stimmung freudiger Erwartung liegt über der Dichtung; ini Gegentheil, schon
durch die erste Scene wird die Stimmung iu grausiger Weise beeinflußt:
am Sarge des kleinen Peter wird auf Rossitz nicht nur ein Traueract
abgehalten, Rache, Rache wird zu gleicher Zeit geschworen dem verwandten
Hause, dem Hause Sylvesters, Grafen Schroffenstein auf Warwand; denn
auf den« Grafen Sylvester ruht der Verdacht dieses Kindesmords. Und
dieser Scene entspricht die erste Scene auf Schloß Warwand: auch hier
ist der Erbe gefallen, der einzige, auch er ein jugendlicher Knabe, und in
Warmand hat sich der Verdacht des Mordes wiederum auf das verwandte
Haus in Nossitz gelenkt. Neide Annahmen beruhen auf Irrthum; denn die
schwarze Sucht der Seele, das Mißtrauen ist es, für dessen krankes Auge
Alles, auch das schuldlos Reine, die Tracht der Hölle anzieht, das
mit verderbenschwangerem Fittich über den: Stücke schwebt. Und an
Charakteren, die von packender Lebensmahrheit strotzen, an Charakteren,
die zu den» Vollendetsten gehören, was die dramatische Kunst überhaupt,
nicht nur die romantische dramatische Kunst, hervorgebracht hat, ist die
furchtbare, vernichtende Leidenschaft zum Ausdruck gebracht, am unvergleich-
lichsten in der hinreißenden Figur des einzig Handelnden in dem Stück,

des wilde» Rilpert. Und das Gift wirkt zwar allmählicher, al'er ebenso
sicher in dein Gemüthe der Frau: der Schein giebt eben Allen Recht, bis
zuletzt, allen: Schein zum Trotz, diejenigen Recht behalten, welche, rubig
und überlegen abwartend, zunächst unbegreiflichen Thatsachen gegenüberstellen.
Aber ein ungeheures Opfer muß gebracht werden, damit die Vrücke auf-
gerichtet werde von Haß zu Haß, damit das Gespenst, ivelches so viele
genarrt hat, entlarvt werde: Leidenschaft hat die beiden letzten Sprößlinge
der zwei feindlichen Häuser für einander erfaßt; aber wie Romeo und Julia
verbindet sie die Liebe erst im Tode. Und schauerlich, wie das Stück
anhebt, klingt sein Tchlußaccord: noch einmal muß die Iugeud fort von
dieser Erde, wo es ihr doch so wohl war, wo sie dazu im Arm der Liebe
ein neues Leben beginnen wollte.
Graus über Graus, Schrecken über Schrecken! Die Kritik hat daran,
uud wohl auch mit einem gewissen Recht, erheblichen Anstoß genommen;
uud doch auch Wunder über Wunder! Nicht nur in der wuchtigen Gewalt
der Charaktere, auch in der unvergleichlich bezaubernden Anmuth derselben:
zeigt nicht diese Agnes Schroffenstein, dieses fünfzehnjährige Schloßfräulein,
ein Profil, so zart und doch so ursprünglich deutsch, wie Schwind es für
ein deutsches Märchen gemalt haben könnte? Dazu geht von dieser reine»
Mädchengestalt und ihrem B^rhältuiß zn dem Geliebten ein unvergleichlich
symbolischer Glanz aus: es ist, als sei Agnes Ottokar nicht mir die Ge-
liebte, sie ist ihm — wie dem Stücke zugleich — die Schönheit, die Kunn,
das Ideal*).
In der Penthesilea thut sich die griechische Sagemvelt auf mit all
ihren Wundern: der Siegfried des Griechenthums und seine Ärünnhilde
erscheinen in trotziger Kraft und Herrlichkeit, und die Walküreu der alten
Welt, die Amazonen, umrauschen sie mit ihren Heldenthaten. Toch
in der Mitte der Schlachtenbilder der lieblichste Ausblick: der Tempel von
TbemiskiM mit seinen Rosenfesten und Penthesilea, wie sie jenes einzig
wunderbare Fest noch herbeisehnt, während sie den grimmen Leun doch
schou gebändigt zu ihren Füßen liegen sieht, während sie ihn mit Rosen-
tetten fesselt und während sie den Jüngling streichelt, nicht mit Händen,
sonder» mit den Gefühlen ihrer Brust: sie sind wie Hände, und sie streicheln
ihn. Und dann das gransige Ende, wie die Liebende den Geliebten ver-
nichtet; de»» was sie ihm zugeflüstert, das hat er »icht verstanden, und
nur mit der Musik der Rede hat es sein Ohr getroffen, so scheint es
Pe»thesilea. So muß sie sich verrathen glauben uon Achill, uud nuu läßt
Seele nicht n»r vo» Seele, sondern der Leib zerstört den Leib.
. , , . „Küsse. Bisse.
Tas reimt sich, und »ver «cht vo» Herzen liebt,
Kann schon das Eine für das Andre greife»."

*) Vgl. Familie Tchroffenstein, III, 1.

Sie hat recht von Herzen geliebt, und weil sie das that, bringt sie
die grausame körperliche Noth über den Geliebten. Aber indem sie es
thut, indem sie glaubt, es thun zu müssen in ihrer völligen Fassungs-
losigkeit, wird sie selbst erfaßt von noch höherer Noth, von der höchsten
Noth: ihr Geist umnachtet sich. Denn während die abgestorbene Eiche
im Sturme steht, stürzt derselbe Sturm die gesunde schmetternd nieder:
er kann in ihre Krone greifen. Sein Rosenfest — die blutigen Rosen
auf seiner Brust, und das ihre? Sie, die ganz aus der unverfälschten
Fülle ihrer wilden, reichen Seele gelebt hat, sie hat des Lebens seligste
und seine schmerzlichste Erfahrung gemacht: sie sagt vom Gesetz der Amazonen
sich los, um diesem Jüngling in den Tod zu folgen, und Neue verzehrt sie,
und sie stirbt an dem Ueberreichthum des Gefühls. Und dem Leser
umflort sich das Auge, denn nach Grethchens Kerker hat ihn noch einmal
der Menschheit ganzer Jammer angefaßt.
Er ist romantisch, dieser Tod am Gefühl, dieser Tod in seiner groß-
artigen Einzigkeit; romantisch ist das Außerordentliche der Strafe, welche
Penthesilea über Achill verhängt, wie Penthesileas ganzer Charakter; romantisch
ist das ganze wunderbare Milieu, das aus der Wirklichkeit, aus der
schneidendsten Wirklichkeit auf kühner Brücke hinüberführt in das Reich
vergangener goldener Wunderwelt; romantisch ist die hinreißende Sprache:
diese Naturlaute und diese bei Kleist nur hier und im Amphitrnon vor-
handene Melodik!
Auch im Amphitrnon schillert die Romantik der griechischen Sagenwelt,
aber zu Alkmene und ihrem Gatten tritt Zeus, der Menschen und der
Götter Vater. Damit eröffnen sich die kühnsten Höhen der Romantik, und
dennoch findet der Dichter — unerbittlich realistisch, wie er als Nomantiker
ist, — von diesen Höhen wieder auf die Erde zurück. Denn wie das
alltäglichste aller Liebesverhältnisse, so endet dieses hochgespannte zwischen
dem Gott und einer Erdenbewohnerin: eine süße Realität bleibt, wo das
Glück auf ewig entflohen ist, und so haben hier in Wahrheit Himmel und
Erde, Ideal und Wirklichkeit sich vereinigt — uud der Gottmensch ist die
Frucht dieser Vereinigung. Und wenn Penthesilea einer Blüthe gleicht,
welche abfällt, ohne Frucht getragen zu haben, so ist Alkmene die Frau,
die Mltter, und nicht das wild flackernde Feuer der Leidenschaft durchzuckt
das Stück, es wird verklärt von der sittlichen Hoheit ehelicher Liebe.
Penthesilea und Alkmene: die Venus Milo und Murillos Immaculata,
freilich Beide in's Romantisch-Realistische übersetzt, denn Penthesilea ist
nicht wie die Venus Milo: liebreizend und doch nicht liebebegeyrend, sondern
sie sehnt sich nach Liebe: nicht die Idee, welche der gebildete Grieche in
hoher Auffassung vom Weibe gewinnen könnte, verkörpert sie, sie ist nicht
klassisch, nur Weib ist sie, nur Natur, nur Romantik.
Und auch die Alkmene Kleists ist nicht Murillos Immaculata; kein
Bild ist sie, sondern ein Charakter, und zwar ein romantischer: auch ihr

ist das Charakteristische romantisch gearteter Seelen eigen, denn auch ihr Gefühl verwirrt sich in seinein überquellenden Neichthum, und erst grelle Disharmonie stellt in diesem Geschöpf, das doch dem göttlichen Gedanken so urgemäß ist, die Harmonie wieder her. Was die Maler der Tradition der christlichen Kirche und den Grenzen ihrer Kunst gemäß in's Unnatürliche versetzten, rückt der Dichter, der romantische Dichter, der Erde nahe, so uahe, daß es mit einein Fuße die Erde berührt. Der Gedanke bleibt derselbe: Erhebung der Frau aus der Knechtschaft, iu welche die Natur sie gestürmt hat, durch die Erhöhung, welche die Logik der Natur ihr dafür bestimmt, durch Mutterschaft. Aber über Irdisches hinaus strebt diese Idee in ihrer romantischen Conseauenz: um die Frau voll zu entschädigen, geschieht ein Wunder, hier wie dort. Doch welch ein Unterschied zwischen dem Wunder der christlichen Tradition und den, Wunder von Kleists Alkmene! Denn das Verhaltniß zwischen Alkmene und Jupiter ist durchaus realistisch greis- bar: heimlich hat er sie auf den Nacken geküßt, als sie spann und er sich in's Zimmer eingeschlichen hatte, beim Gürten war er ihr hilfreich, und weder er noch sie beschäftigten sich viel mit de», Ortolan, der vor ihnen stand, als das Abendessen aufgetragen war. Und doch ist diese Wirklichkeit nicht nur verklärt von der Poesie, in welche zwei vornehm gestimmte Seelen ein Liebesverhältnis; erheben, sie bildet sogar nur den Hintergrund für das hochfliegendste, romantischste aller Liebesverhältnisse: auch der Olymp ist öde ohne Liebe, und damit Alkmene ihm, der so viel Freude zwischen Erde und Himmel endlos ausschüttet, in einem einzigen Lächeln seine ganze Forderung an die Schöpfung auszahle, hat der höchste Gott dem irdischen Weibe sich genaht. Das ist das Wunder: nicht die Gattin hat dem Gatten angehört, sondern das Weib der Natur, dem All, damit es in ihr sich erneuere. So eint sich die Nomantik des Pantheismus der Nomantik des Christenthums: Amphitrnon „wird ein Sohn geboren werden, deß Namen Herkules". Mit diesen Worten der evangelischen Verkündigung hat Kleist die Annäherung an den Gesichtskreis der christlichen Kirche selbst in unzweideutiger Weise ausgedrückt. Christenthum und Pantheismus, beide habeu eine Auffassung geineinsam: nur wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen, und indem eine Harmonie in Alkmenes Seele Einzug hält, welche sie vor der Hingabe an Jupiter in irdischer Befangenheit kaum ahnen konnte, hat sie dennoch ihre Seele verloren: sie ist entflohen zu ihm, der über Wolken ist.

Wie wilde Phantasiesprünge nehmen sich neben dieser hochfliegenden Poesie, welche Moliöre und Plautus weit hinter sich läßt, die humoristi- schen Scenen des Dramas aus, welche Moliöre direct entlehnt sind. Doch Kleist ist bei Shakespeare in die Lehre gegangen, bei einem größeren Meister uoch, bei der Natur. Und wie die Natur, schrickt der romantische, der Naturdichter vor keinem Gegensatz zurück.

Alkmeue hat Zeus lassen müssen, wie der Mensch sein Ideal, sein

angebetetes, lassen muß — so Kleist seinen Guiscard. Denn der Gniscard
war Kleists Ideal, die ersehnte Erfüllung seines Dichtertraumes. Nicht
absolute Nomantik, die Verschmelzung der Antike mit der Romantik, wie
sie hochgespannter Dichterphantasie wohl vorzuschweben vermag, sollte der
Guiscard verkörpern: Helena Eins mit Faust. Und dieses Götterbild, das
Kleist sich aufgerichtet in unvergleichlichen: Streben, das hat er selbst zer-
trümmert: nur noch ein Götzenbild erschien es ihm. Doch der Torso ist
erhalten: zehn Scenen, zehn merkwürdige Scenen! Denn in äichyleisch
gehaltenem Stile braust die Nomantik der Natur hindurch in ungeheurem,
unhaltbarem Ungestüm.

Woher dieser Wind weht, das sieht man wohl, aber wohin er treiben
will, wer dürfte sich vermessen, es mit Gewißheit zu sagen?

Mit Beulen der Pest erscheint Guiscard — auch das hat Kleist, der
so viel gewagt hat, gewagt, und wieder hat er, wie in der Penthesilea, die
Noth des Leibes neben die Noth der Seele gestellt: die Pest neben Schuld
und Ehrgeiz, neben riesenhaftes Ningen gegen das vernichtende Ende. —
Kleist hat eine Geschichte seiner Seele geschrieben; sie ist verloren
gegangen — wohl ihm, daß er ein Dichter ist! Denn wo wäre die Ge-
schichte der Seele eines Menschen ursprünglicher und zugleich demüthiger
niedergelegt als in den Werken eines Dichters? Und selbst im Stile noch
verräth sich diese Seele, im Stile, dem unmittelbarsten und feinsten Ueber-
gang von der Innen- zur Außenwelt. Der Kleist'sche Stil! In heftigen
Schlägen pulsirt er wie die Natur in ihren großen Regungen und
Schöpfungen, und wie sie reißt er mit sich fort: auch er trägt unverkennbar
den Stempel der Romantik.

Und so ist der Mensch, so ist der ganze Mensch: wahrhaftig und im-
pulsiv, wie jede große nnd ungezügelte Künstlernatur, und so bewegt sich sein
Leben. Daher ist in diesem Leben Nichts beständig als die Unbeständigkeit:
er, der es gelebt hat, hat es gesagt. Unanfhörlich wechselt Kleist seinen
Aufenthaltsort, unaufhörlich geht er auf Reisen, und tiefsinnig grübelnd sucht
er nach einem Beruf, und glaubt er einen gefunden zu haben, so tauscht
er ihn auch schon wieder gegen einen neuen ein. Leidenschaftlich und in
mannhafter keuscher Aufrichtigkeit verlangt er nach einer Braut, nach einem
Weibe, und doch läßt er die erste Jugendliebe, wie die späteren Neigungen
seines Lebens, resultatlos im Sande verlaufen. In so abenteuerlichen
Gegensätzen bewegt sich dies romantischste aller Dichterleben, rücksichtslos
gegen Andere, unbarmherzig rücksichtslos gegen sich selbst. Denn was es
vorwärts, unaufhaltsam vorwärts treibt, das ist der ideale, sich selbst ver-
nichtende Egoismus des Künstlers, der keine Nuhe kennt und keine Rast,
dem Nichts genügt, weil er in'Allem das Höchste verlangt, das Ideal, sein
Ideal.

So findet Kleist keine Stätte, an welcher er dauernd weilen möchte,
ihm genügt kein Beruf, seine Seele stiehlt keine Braut, und nicht er wir?

den Augenblick verweilen heißen, nicht er wird der Sonne gebieten, stille
zu stehn. Wie der Falter mnkreist er die Flamme, und wie der Falter
giebt er ihr sein Leben. Und dennoch war es kein leerer Wahn: als der
34 jährige sein Leben beschließt, da hat er gefunden, was er gesucht: ein
großes Wert liegt hinter ihm, so vollständig, als hätte die Natur selbst
ihr abschließendes Siegel darauf gedrückt, und auch die Braut ist ihm ge-
worden — eine Braut, so heiß, so ercentrisch, so über die eiserne Hand
des Schicksals hinausstrebend wie er: wer das Glück hat, der führt die
Braut heiin, und wär's auch erst im Tode, und wär's auch nur zun» Tode.
Ihr Grab ist ihm lieber als die Betten aller Kaiserinnen der Welt, und
in diesem Grabe hat der in der unerhörten Exaltation seiner Dichterseele
ruhelose Romantiker gefunden, was seinem Leben fehlte: in Ruhe darf er
schlafen, denn auch sein Tod mit ihr war der grenzenloseste Idealismus —,
kein Schatten, kein Fleck: so Etwas duldet die realistische, preußische
Offiziersehre nicht, und „Vslly race ns meut p»8". So ist Kleist neben
Goethe der größte deutsche Romantiker, auch im sitttlichen Sinne: sein Leben
wie sein Charakter sind zwar durch und durch romantisch, aber sie sind rein.
‚Fk!llo i-aos u« meut pll8." Man sage dagegen, was man wolle:
in der Wahrhaftigkeit der Gefühle, der Wahrhaftigkeit eines Menschenlebens
und eines Dichterwerkes liegt das Ueberzeugende und darum Hinreißende.
Und wenn das Wert auch so eigenartig wäre, daß hundert Jahre vergehen
müßten, damit es Würdigung findet, die Würdigung kommt doch, sie kommt
wie Alles, was von der Natur der Dinge consequent geboten war. Und
Heinrich von Kleist steigt täglich in der Liebe der Nation, unserer Nation:
man vergleiche Mauthners Kritik über die Aufführung des Zerbrochenen
Kruges im Deutschen Theater zu Verlin*) und die neuerdings erschienenen
Schriften von Hermann Conrad und Minde-Pout**). Und auch das Aus-
land wird ihm gerecht und gerechter, und nachdem es sich seit 1869 immer
wieder mit Kleist beschäftigt hat — in Schweden August Stjernftedt als
Erster, in England Francis Lloyd und William Newton, in Frankreich
Saint-Nen6 Tcnllandier, Xavier Mannier, Catulle Mendös und de Loustalot
— hat neuerdings ein Franzose, Raymond Bonafous, es unternommen,
das Leben und das Werk Heinrichs von Kleist im Zusammenhange darzu-
stellen***).

Es ist ein schönes und durchaus selbstständiges Buch; dazu ist Bonafous
der Erste, die deutschen Literaturhistoriker mit eingerechnet, welcher Kleist

*) S. Berliner Tageblatt. Abend-Ausgabe. Mittwoch, 5. Februar 1896.

**) Heinrich von stielst als Mensch und Dichter. Von Professor I)i. Hermann
Conrad. Berlin, Hermann Walther. 1896. — Mindc»Pouet: Heinrich von Kleist, seine
Sprache und sein 2til. Weimar, Felder. 1896.

***) Henri >le Xleizt,, 8» Vi« et ««3 Oeuvre», ?«r Ils^mon«! N«M»fouz. ?l>ri»
I.idrnirie lIIlobette 18!>4,

betrachtet, indem er ihn, der in nicht zu ferner Zeit erkannt sein wird als das, was er ist, — der größte deutsche Dramatiker — vergleicht mit den ersten Dramatikern der Weltlitteratur. Mehr von dem Franzosen zu verlangen, es wäre unbillig, ja, es wäre undenkbar; denn nur wir Deutsche vermögen zu ermessen, welche Bedeutung Heinrich von Kleist für unsere Litteratur hat und haben wird: den Zauberring der Romantik bietet er der deutschen Zukunftspoesie, durchstrahlt vom Glanz der blauen Vlume, und der Hinlmel thut sich auf mit seinen Wundern, und auf der Erde erscheinen vergangene Geschlechter, und allen voran unser Volk, das deutsche Volt, aber nicht nur, wie es war, sondern wie es ist, und wie es sein wird. Denn nicht „Goethe-Schillersche Dichtung zu überstrahlen" — wie Hettner in« Jahre 1850 in gluthuoller nationaler Begeisterung ausruft — kann das Ziel der neuen Kunstepoche sein, die schon niit mächtiger Hand an unsere Herzen klopft — wohl aber die Vollendung des in der Zeit der Nibelungen, des Parsifnl und der Lieder Walthers begonnenen nationalen Werkes durch Erweckung einer großen, wahrhaft deutschen dramatischen Kunst.

In einein Briefe an Heinrich von Collin vom 14. Februar 1808 äußert sich Kleist folgendermaßen:

„In der Kunst kommt es überall auf die Form an, und Alles, was eine Gestalt hat, ist meine Sache."

Also: nicht der Stoff an und für sich thut's, wohl aber die Behandlung desselben: die Kleist'sche Aesthetit ist ebenso kurz als inhaltsreich. Gehet hin und thuet desgleichen, könnte man sagen, aber freilich, Höhen erblicken und Höhen erklimmen, ist zweierlei: das Eine vermag wohl der Aesthetiker, das Andere nur der Künstler.

Doch auch ihnen, die selbst durch die bescheidenste Weiterarbeit die großen Arbeiten eines Wilbrandt, eines Nrahm ehren' möchten, auch ihnen, die gegen Wind und Wetter kämpfen, weil sie Poesie für eine heilige Angelegenheit ihres Volkes halten, wurde zum Droste verkündet, was die Engel singen, die Faustens Seele emportragen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

Sharon.
von
Franz Held.
— weggis <3chweiz), —

Schwarzrr Pilo!, wer bist Du?

schwarzer Pilot, wer bist du, der schweigsam
In das nächtige Voot mich lädt?
Will mich zermalmen des Tods unbeugsam
Uettenklirrende Majestät?
Ruderst du hin zu den dunkeln Schlünden,
Wo kein »eufzer, kein Hauch zu finden?
Vder giebst du die Vahn mir offen,
Neu zu werden, zu wirken, zu hoffen?
An der Varke triefendem Rand
Kauerst du starr, die Augen geschlossen,
sicher doch herrscht ob der Fluth deine Hand,
Fest, wie Helios' Faust ob den Rossen.
Ach, das »egel. das keuchend schwillt,
Ist mit Todesseufzern gefüllt!
Vald auch werden die meinen verweben,
5eine düstre Wölbung zu blähen.
Unter der Wasser gurgelnden, schweigen
wälzen sich zuckend verendende Schlangen,
krausende Tedernwälder beugen
Ihre Kronen mit knirschendem Vangen,
stöhnender Wipfel, fag' an, was dich quält?
Ahnst du wohl fchon, daß du blihgeschält
Morgen starrst ohn' Vlätter und Ast,
Nackt, wie der Varke einsamer Mast?

Verge, ihr Riesen, mit Füße» von Eisen,
Ihr mit den Stirnen, den trutziglichcn,
Ihr auch hängt an des Fährmanns leisen,
Fast unmerklichen Rudcrstrichen,
will's der Pilot, s« werden die Wellen,
Die, von euch umkerkert, zerschellen,
lieber der Felsen gewaltigem Fall
Euer 5arg von griinem Urystall.
lialbgeborenc Verggestalten,
Die ihr den ^ec meiner ^cele uintrotzt,
lhängt auch ihr an des Fährmanns walten,
Ihr, in denen mein Herzblut strotzt?
Muß die Fluth, der ihr stark entstiegen,
Euch zum dämmernden ^5arg sich fügen?
Müßt ihr mit meines Vdcms verhauchcn
Nnerstanden ins Dunkel tauchen?
Nein! Ich kann das Entsetzen nicht fassen!
Euch, die das schweigen der Nacht gebar,
^oll ich am Rande des Schweigens lassen,
Und ihr verweht in der schatten ^chaar?
Nicht der winzigste ^onnenstaub
wird dem Piloten zum ewigen Raub —
Und des Geistes kreißendes Ringen
^ollt' er auf immer darnicderzwingen?
Ueber'm portale rauscht es. Aus Dämpfen
springt ein sonnendurstiger Vach,
3iehe! ^chon weiden im Ncbclkämpfen
Ahnende Vahncn des lichtes wach!
wo noch eben Eypresscnverzwcifeln,
Vlinkt's von schimmerndem Hoffnungstiäufcln,
schwarzer Pilot, du bringst das leben!
Gütiger Führer, ich beug' mich ergeben.

waldweben.
von
Lothar Schmidt.
— Vreslau. —

I.

lufwärts vom Thale des Kurorts Landeck im Glatzer Gebirge
schlängelt sich zwischen Radelwaldungen ein schmaler Weg hinauf
nach deni mehrere hundert Fuß hohen Aussichtspunkte, welcher der
Karpenstein heißt. Das wissen alle Nadegäste von Landeck, und ihnen allen
ist auch bekannt, daß man, wenn man's will, rechts und links abirren
kann von diesem Pfade unter den Schatten von Kiefern, Fichten und Tannen,
die hier so dicht stehen, daß sich, nur mit Mühe und nicht ohne die Ge-
fahr, von den stummen Kindern des Bergwaldes arg zerzaust und zerkratzt
zu iverden, ein Mensch zwischen sie hineinwagen darf.
Einen aber focht das nicht an in seiner munteren Iugendfrische und
kecken Lebenslust. Er pflegte sogar ein luftig Lied zu pfeifen, ivenn er
alltäglich in der Morgenfrühe, Palette und Malkasten iu der Rechten haltend
und mit der Linken gegen solche Feindseligkeiten das vom Schlapphut be-
deckte Lockenhaupt vertheidigend, sich hindurchstahl nach dem einsamen Orte,
wo er Pleinair-Studien machte in der Natur.
Das Ziel seiner Wanderungen war eine Lichtung, welche vor einigen
Jahrzehnten dort durch Ausroden einer stattlichen Anzahl Bäume entstand.
Gott weiß, warum man gerade so mitten im Walde das Holz gefällt hatte.
Vielleicht zu Waidmannszwecken. Denn da, wo einstmals schlanke Tannen
die Kronen zum Himmel streckten, befand sich jetzt im Umfange von vielen
Quadratmetern eine Wiese, auf der die flinken Rehe weideten und in deren
Hellem Quell sie ihren Durst stillten. Einen herrlichen Anblick gewäbrte
dieser Ort: Ringsum der dunkle, melancholische Wald um jenes Meer

von Licht, das aus dem um diese Jahreszeit fast immer blauen Himmel
niederfluthete auf die grüne Matte, welche in seltfam mannigfaltigen
Reflexen erglänzte.
Kein menschlicher Laut verirrte sich herauf aus dem belebten Thale.
Friedliche Stille, tiefes Schweigen herrschte hier, unterbrochen nur von der
Wipfel geheimnißvollem Rauschen und dein murmelnden Quell, der zu
Thal plätscherte.
Hier pflegte, auf einem Holzstumpf sitzend, der Maler Farbenskizzen
zu machen, bald von dem Schlagschatten, der langgestreckt auf die Wiese fiel,
bald von bemoosten Baumriesen, über die flirrend und glitzernd ein Sonnen-
strahl hinweghuschte, bald auch, wenn ihm das Glück günstig war, von
einem Rudel Rehe, die in schüchterner Entfernung die Köpfe zusammensteckten
und mit unschuldsuollen Augen furchtsam zu ihm herüberblickten.
Und so war er eines Morgens wieder in friedliche Arbeit vertieft.
Da, auf einmal hob er verwundert den Kopf und lauschte. Ungewohntes
Knistern und Krachen vernahm er hinter sich im Walde. Er wandte sich.
Immer näher kam das Geräusch wie von trockenen Zweigen, die zertreten
wurden. Und jetzt drang ein Rascheln an sein Ohr, und deutlich hörte er
leichtfüßige Schritte. Bald darauf schimmert etwas Weißes durch die
Zweige. Ein Mädchen in lichtein Sommergewcmde bleibt stutzend am
Rande des Waldes stehen.
Geblendet von der plötzlichen Helligkeit, hielt sie die Rechte schützend
über die langen schwarzen Wimpern, indem sie erschreckt aus der Linken
den Saum des Kleides niedergleiten ließ, welches sie des lästigen Geästes
halber hochaufgeschürzt gehalten hatte. Purpurröthe flammte jäh in ihrem
Gesichte auf und ergoß sich tief hinab über den wohlgebildeten Hals und
über die Brust, welche in herzförmigem Ausschnitt die bauschige Musselin-
blouse freiließ.
Obwohl nicht gerade zaghafter Natur, konnte doch der Künstler im
Augenblick keine Worte finden vor Ueberraschung. Wie sie nun aber ver-
legen sich zum Gehen wandte, da sprang er eiligst auf, näherte sich ihr und
sagte vorwurfsvoll:
„Sie fliehen doch hoffentlich nicht meinetwegen dieses herrliche Stück
Natur, Fräulein?"
Und während er ihr behilflich war, die dichten schwarzen Flechten
loszulösen, die sich im Gesträuch verfangen hatten, schmeichelte er:
„O, bitte, bleiben Sie ein wenig!"
Nathlos zögerte sie.
„Schaue ich denn aus wie ein Strolch, wie ein Wegelagerer, daß
Sie sich vor mir fürchten?" — meinte er, mit einer erklärenden Geste auf
seine braune Sammetjoppe weisend.
Forschend schweifte ein Blick aus ihren naiven Kinderaugen an seiner

Gestalt entlang, und mit einem anmuthigen Lä6>eln sa)üttelte sie verneinend das Haupt.
„Dann also bitte ich die holde Waldfee, daß sie weiter komme» möge."
Sie folgte ihm, immer noch unschlüssig und wiederum auch neugierig, zu sehen, was er da hinter dem mächtigen Sonnenschirm auf der Mal-, pappe hingepinselt hatte.
„Ach, wie allerliebst!" — rief sie mit ungekünsteltem Staunen, als sie auf der Skizze die Wiese erblickte, worauf sie stand, und die dunkle Waldwand, welche sie umgab. Ganz im Hintergrunde war, mit nur flüchtigen Strichen hingeworfen, ein Reh zu sehen, das sein Junges zur Tränte führte.
„Mutter und Kind haben mir leider nur fünf Minuten Modell gestanden .... schade!"
In diesem Momente kam über die Wiese in tollen Sätzen dahergejogt ein kleines, weiß uud schwarz geflecktes Thier, ein prachtvoller Foxterrier, der nun, bei ihnen angelangt, an dem Mädchen freudig emporsprang und mit der dunlelrothen Zunge die schneeweiße Haut der in Bewunderung gefalteten Hände zu liebkosen suchte.
„Pfui, Fox! wirst Du gleich artig sein!" schalt sie. Doch Fox ließ sich nicht stören, sondern geberdete sich ganz närrisch.
„Li! ist das Ihr Hund? Ein hübsches Thier!"
„Ja freilich! und der ist eigentlich schuld daran, daß ich mich hierlier verlaufen habe. Ich bin auf dem Wege nach dem Karpcnstein, da bekommt Fox auf einmal den Rappel; er will partout nicht höher, soviel ich auch bitte, rufe, schimpfe und pfeife. Er springt in den Wald und schnuppert mit der Nase am Boden herum wie besessen uud läuft immer weiter und weiter. Ich hinterdrein, um ihn einzufangen, aus Furcht, er könnte sich verirren. Das würde mir nämlich schrecklich leid gethan haben; denn Tic glauben garnicht, wie gern ich ihn mag und wieviel Geld er gekostet hat... Auf einmal beginnt der Wald sich zu lichte«; es wird immer Heller, immer Heller, uud plötzlich stehe ich hier und . . . ."
„Und Sie sahen zu Ihrem Entsetzen im wildfremden Wald einen wildfremden Mann. Deshalb wollten Sie eiligst die Flucht ergreifen und den lieben theuren Fox seinem Schicksal überlassen, nicht wahr? Wie grausam!"
„Ich war so heftig erschrocken."
„Ja, ja; ich hab's gemerkt."
Er lachte lustig, ohne einen Blick von dem reizenden Geschöpfe zu verwenden, welches kaum dem Backfischalter entwachsen sein mochte und das ihn soeben durch sein kindlich harmloses Geplauder erfreut hatte.
Fox hatte inzwischen von seiner Herrin abgelassen, um desto eifriger die Hose des Unbekannten zu beschnüffeln. Und nachdem er dieses Geschäft

besorgt hatte, begann er, die Glanzwichse von den Stiefeln des Malers
abzulecken.
„Will er wohl!"
Sie stampfte mit dem kleinen Fuße, der in einem gelben Niederschuh
steckte, unwillig auf den Nasen auf. „Er denkt, ich will mit ihn: spielen,
der Schlingel . . . Hierher kommst Du . . . hierher! Na, wird's bald? . . .
M wart'!"
„Wau — wau — wau — wau!"
Fox zog es vor, das Paar in gemessener Entfernung zu umkreisen.
„O, lassen Sie ihn doch, Fräulein; er verdient keine Strafe, sondern
im Gegentheil Belohnung, wenn ich mir erlauben darf, in die Erziehung
Ihres Lieblings ein Wort mit dreinzureden .. . Wein anders als ihm ver-
danke ich Ihre Gegenwart? Freilich, ein sehr egoistisches Interesse hat
ihn vermuthlich hierher geführt. Seine Spürnase hat das Wasser entdeckt,
das in einer Erdrinne thalwärts fließt, und da er trotz aller Bemühungen
mit dein Maule nicht dazu konnte, so suchte und fand er instinctiu den
Quell. Nun hat er den lechzenden Durst gestillt. Sehen Sie nur, wie
er sich jetzt ausgelassen tummelt, unbekümmert um Ihre drohend zusammen-
gezogenen Brauen .... Ein drolliger Kerl! . . ich . . . . wissen Sie was,
Fräulein, ich hätt' eine famose Idee . . . ."
«So?"
„Ja! ich werd' Ihnen Ihren For malen: wollen Sie?"
Sie klatschte vergnügt in die Hände.
„Dann schenk' ich das Bild der Mama zum Geburtstag!... aber "
Nachdenklich wurde plötzlich ihr eben noch heiteres Gesicht; ihre Stirn
legte sich in Falten, und sinnenden Ernstes berührte sie mit dem Zeigesinger
den Mund, während an der schwellenden Oberlippe die weißen Zähne nagten.
„Nun, Sie haben sich doch nicht etwa eines Anderen besonnen . . .
im Handumdrehen?"
„Ach nein, aber . . . aber .. . ."
Sie blickte verschämt zu Boden:
„Das ist wohl sehr .. . theuer, so ein Bild?"
„I bewahre! Für Sie kostet das Nichts; ich werde mir ein Ver-
gnügen daraus machen, Ihnen Forens Conterfei als Andenken zu verehren."
Sie schüttelte den Kopf:
„Das geht nicht! Nein, das kann ich nicht annehmen."
„Wenn ich Ihnen aber sage, daß nur ein großer Gefallen damit
geschieht, das selten schone Thier malen zu dürfen! Ich nehme hernach eine
Copie davon. Die behalte ich, und Sie bekommen das Bild. Wollen Sie?"
„Und dauert's lange, das Malen?"
„Drei bis vier Sitzungen . . das heißt . . . na, sagen wir fünf bis
sechs Sitzungen werden schon nöthig sein."
„Hier?"

„Ani besten hier, zumal da Ihre Frau Mama doch Nichts erfahren soll."
„Dann müßt' ich also mit Fox wiederkommen?"
„Ja freilich!"
„Hm... aber so allein mit Ihnen im Walde! Das paßt sich doch eigentlich nicht . . ."
„Paßt sich nicht? Aber, Du mein Gott, weshalb denn nicht? .... Im Uebrigen — Fox ist ja dabei."
Sie lachte.
„Topp also! abgemacht!" rief er und reichte ihr die Hand, in die sie schließlich mit allerliebst koketter Verlegenheit einschlug.
„So, jetzt muß ich aber hinauf auf den Karpenstein, wo mich Mama und Papa gewiß schon ängstlich erwarten werden."
Der Maler hielt ihre Rechte noch einen Augenblick in der seinigen gefangen:
„Seit wann sind Sie denn eigentlich hier?"
„Seit gestern."
„Drum eben bin ich Ihnen noch nicht begegnet. Und Sie wohnen?"
„In der Villa Svhnnx."
„Tausend, da wohn' ich ja auch!"
„Ach was! . . . wirklich?"
„Natürlich! ... die Thurmstube auf der Nordseite, mit den drei Fenstern, das ist mein Atelier."
„Herrjeh, ist das aber ein merkwürdiger Zufall! ... da sind wir ja Nachbarn! . . . Hier, Fox, komm . . . Na, auf Wiedersehen."
Und leichtfüßig verschwand sie zwischen den Väumen. —
Er aber stand und blickte ihr noch eine ganze Weile nach, obwohl ihr Kleid langst nicht mehr zwischen den Bäumen schimmerte und langst nicht mehr das Laub raschelte und das Reisig knisterte von ihren Schritten.

II.

„Aber heut werden Sie doch ganz bestimmt mit dem Vilde fertig, nicht?"
Er faß und malte und zuckte geheimnißvoll mit den Schultern, während ein vielsagendes und doch nichts bedeutendes Augurenlächeln seinen Mund umspielte. Von der Notwendigkeit wenigstens noch einer Sitzung, um das Dutzend voll zu inachen, hätte er sie gern überzeugt. Wär's nach ihm gegangen, so hätte er überhaupt ewig an dem Vilde gemalt, ewig der Stimmung des köstlichen Waldidylls sich hingegeben. Ein unbeschreiblicher Zauber lag in dem weltentrückten Alleinsein mit ihr, ungetrübtes, ungestörtes, unaussprechliches Glück. Ahnungsvoll lernte er da die Sprache der Natur verstehen, deuten, was der Quell rieselte, was der Käfer summte und was die Gräser leise flüsterten, wenn sie sich beugten und hoben, dem welligen Lufthauch gehorsam.

„Mama ist nämlich schon mißtrauisch geworden und hat mich gefragt,
wohin ich denn alle Morgen allein ginge und warum ich die ganze Zeit
auch nicht ein einziges Mal zum Kurconcert gekommen wäre."
Bei diesen Worten, welche sie in einem Tone sprach, der halb schelmisch
klang und halb schmollend, streichelte sie mit der flachen Hand Fox in ihrem
Schooße das seidenweiche Fell.
„Ja, ja!" fuhr sie fort, „wenn Sie mich in Einem fort anschauen
und nicht den Fox, dann wird's heut halt wieder kein Ende werden."
„Da Sie durchaus darauf bestehen, Fräulein Hedwig," erwiderte er
scheinbar gekränkt, „so werde ich das Bild heut beenden."
Sie blickte sinnend mit gesenkten Wimpern in ihren Schooß nieder.
Nun war er gewiß wieder beleidigt, weil sie zur Eile drängte. Konnte
sie denn dafür, daß die Mama so komisch war?
Der Maler vertiefte sich jetzt eifrig in seine Arbeit. Geflissentlich sah
er nicht mehr von der Leinwand auf, nicht mal auf Fox.
Eine Weile versuchte sie solche Vernachlässigung mit Gleichmut!) zu
ertragen. Dann aber, damit er ihr ja nicht anmerke, wie ihr der
Schmerz das Herz drückte und die Kehle zusammenschnürte, stand sie auf
von der Wiese, näherte sich ihm und betrachtete, von hinten über seine
Schulter sehend, die Leinwand:
„Ach, das ist ja schon so gut wie fertig!" — rief sie möglichst
unbefangen.
Keine Antwort.
Er schien doch wohl schrecklich böse zu sein. Was hatte sie ihm denn
eigentlich gethan? Oder sollte er etwa nicht bemerkt haben, daß sie hinter
ihm stand? Unmöglich! er müßte denn plötzlich taub geworden sein.
Sie neigte sich tiefer zu ihm hinab. Ihr Athem streifte beinahe seine
Wange, ihr Leib berührte den seinigen fast.
„Wenn . . . wenn Sie durchaus noch eine Sitzung für nothwendig
halten ..."
Ihre Stimme zitterte wie von verhaltenem Weinen.
Nun war es vorbei mit seiner Verstellungskunst. Leuchtenden Blickes
sah er zu ihr auf in die großen, vorwurfsvollen, feuchten Äugen. Palette
und Pinsel fielen zu Boden, und leidenschaftlich, sie mit beiden Armen
umschlingend, preßte er sie an sich.
Hedwig barg den Kopf an seiner Schulter und schluchzte.
Doch er richtete ihr das Haupt hoch, und an seinen heißen Lippen
trockneten bald die Thränen des Mädchens. Ein glückseliges Lächeln ver-
klärte ihr Antlitz, während sein Mund an dem ihrigen hing in nimmer-
sattem Verlangen.
Leise von Wipfel zu Wipfel kündeten die Bäume das Geheimniß
durch den Wald.
Fox stand da in philosophischer Ruhe und betrachtete des Paares

seltsames Gebahren. Doch bald lenkte ein Fink seine Aufmerksamkeit ab,
der am Rande des Wassers sich niedergelassen hatte. Im Augenblick war
er hinter il,m her und jagte den gefiederten Sänger hoch in die Lüfte,
ihm laut nachbellend. Plötzlich aber schmieg er, spitzte die Ohren und
raste dann über die Wiese hinweg mitten in den Wald.

III.

Fox, den Wildfang, hatte sein feines Gehör nicht getäuscht. Er folgte
dem Laute, den sein Ohr vernommen, die empfindliche Spürnase immer
zu Voden geneigt. Und richtig, auf dem Waldwege, der nach dem Karven-
steine führte, fand er die Mama. Die corpulente Dame war ganz er-
schöpft vom Steigen, vom Suchen und vom Rufen. Aechzend und stöhnend,
der Verräther immer voran, wand sie sich durch das Geäst, das Gestrüpp
hindurch, ahnungsvoll, schwerbekümmert in ihren: beängstigten Mutterherzen.
Unheilverkündend, ganz anders als damals bei des Mädchens Er-
scheinen, knackten die Zweige, knisterte das Reisig unter dumpf hallenden
Schritten, die sich dein Paare stampfend näherten. Erschrocken fuhren
Veide auseinander, die stieren Vlicke auf den dunklen Tann gerichtet.
„Um Gottes willen, die Ma ... ma!"
„Jawohl. . die Mama, Du . . . Du, Du schlimmes, böses Kind Du!"
rief, kaum der Sprache mächtig, die Angekommene, zornroth im Gesicht,
dem Mädchen zu.
Das erblaßte und legte zitternd die Hand auf den hoch klopfenden Busen.
Finster runzelte der Maler die Stirn und biß sich die Lippen wund.
Wedelnd sprang For zwischen den einzelnen Personen der Gruppe
hin und her, vergeblich Beifall und Anerkennung suchend für die Begegnung,
welche das Werk seines genialen Hundeuerstandes gewesen war.
„Auf der Stelle kommst Du mit nach Hause! Das Weitere wird
sich finden."
„Mama . . . ach, ich Hab' ja nur . . . sieh, den For wollt' ich blos
malen lassen . . . für Dich zum Geburtstag ... als Ueberraschuna,
Mama "
„Eine nette Ueberraschung!"
Und die feuchte Leinwand, welche die Tochter der Mutter bittend
entgegenhielt, schleuderte diese mit kräftigem Schlage weit fort in's weiche Grao.
„Mit Perlaub, gnädige Frau, Fräulein Tochter sagt durchaus die
lautere Wahr..."
„Schweigen Sie, mein Herr . . . oh, es ist schändlich von Ihnen "
„Gnädige Frau, ich versichere Ihnen. . . ."
Sie hörte seine Versicherung nicht mehr. Brüsk packte sie das
schluchzende Mädchen am Arm und zog es mit sich fort. For, der Lump,
trabte gewissenlos lnnterdrein.

Tue Bäume des Waldes aber schüttelten mißbilligend die erhobenen Häupter, als der Maler, nachdem er seine Utensilien zusammengepackt hatte, von oben bis unten durch die verachtete Leinwand einen Riß mit dein Taschenmesser »nachte.

IV.

Nacht hat sich über das Thal gebreitet. Die Bewohner, die Kurgäste lind zur Ruhe gegangen, wohl seit zwei vollen Stunden. Kein menschliches Regen in der schmalen, langgestreckten Mulde, durch welche reißend und zischend ein Gebirgsbach tost, die Viele geheißen. Von einen: Verge stürzt sich die Viele herab, der noch weit hoher ist, als in der Ferne dort jene schwarze Wand, über welche soeben die silberne Sichel des Mondes spitz cmportaucht. Leiser Wind, kaum bemerkbar, streift durch's Thal; aber die Myriaden von Radeln, die er sanft auf den Väumen der Verge bewegt, vereinigen ihre Stimmen, daß es mächtig durch die Lüfte wogt, wie Meeresbrausen.

Etwas abseits von den Sommerhäusern des Kurorts und auch ein wenig höher als diese, leuchtet hinter Laub und Stämmen hervor in frisch getünchter Weiße die Villa Sphnnr. Zwei Thürme flankiren sie keck. Sie gewähren einen prächtigen Vlick auf's Thal. Aus dem mittleren Fenster des einen lehnt sich der Maler. Seine Augen schweifen weit ab nach dem fernen Horizont, welcher die Vergrücken in gewaltigem Vogen umspannt. Seine Gedanken aber weilen bei dem gestörten Glück seiner Liebe und bei der, die unter demselben Dache mit ihm gewiß jetzt der glühenden Küsse des heutigen Morgens gedenkt. Oder ob bereits erquickender Schlaf sich ihrer Jugend erbarmt hat und mit schönen Gaukelbildern sie darüber Innwegtäuscht, daß jäh die kurze Seligkeit ein rasches Ende nahm? Wer weiß? Aber wär's auch so, er würde ihr den Schlummer nicht neiden, den er vergeblich auf seinem Lager zu finden hoffte. — Warum er eigent- lich nur so weich gestimmt war und so ernst? Es würde ja morgen wieder ein Tag sein, und er wollte schon Mittel und Wege finden, ihr wieder zu begegnen in trauter Heimlichkeit. Und wenn nicht morgen, dann über- morgen.

Horch, da öffnet sich sacht unter ihm ein Fenster, und langsam wird ein Mädchenkopf sichtbar. Sic ist's — Hedwig, seine Hedwig!

Vom Vette, dem sie schluchzend ihr Weh anvertraut hatte, war sie aufgesprungen, der wohligen Luft das erhitzte Antlitz preiszugeben. Sie schliefen ja nebenan fest, die Eltern. Kein Späher würde sie beobachten, ivenn sie ihr stilles Leid der schweigsamen Rächt klagte.

Klopfenden Herzens schaut er hinab. Sie stützt das Haupt sinnend in die Hände, wobei die weiten Aermel des Rachtkleides bis zu den Ellen-

bogen niedergleiten. Herrliche Anne! — Hals und Nacken umfluthet weich
und mollig das reiche, schwarze Haar. Leise ruft er ihr zu:
»Pst. Pst!"
Sie hört ihu nicht, ganz in sich versunken.
Und nun:
„Hede, Hede!" flüstert er.
Vergebens.
Da wendet er sich zurück in's Zimmer. Nach einer Weile kebrt er
wieder mit Bindfaden und Papier. Auf dieses wirft er mit einem Stück-
chen Zeichenkohle die flüchtigen Worte:
„Grüß Gott, geliebter Schatz!"
Jetzt befestigt er das Vlatt an der Schnur und läßt es hinab.
Sie erschrickt heftig, als von dem Papier ihre Wange gestreift wiro.
Nun aber blickt sie empor und begreift im Nu: eine Sendbotschaft der Liebe.
Sie entfaltet den^ Zettel, liest, und dankbar, aber wehmüthig lächelt sie hin-
auf. Dann verschwindet auch sie einen Augenblick, um die Antwort zu
schreiben, die auf dieselbe Weise zu ihm gelangt.
Er traut seinen Augeu kaum; ihm schwindelt:
„Lebewohl, Dheurer, lebewohl; morgen reisen wir ab!"
Geraume Zeit verstreicht, bis daß eine neue Post aus dem Dburm-
fenster niedergleitet:
„Laß uns Abschied nehmen! Ich erwarte Dich unten an der Viele
auf der Steinbank."
Sie schüttelt verneinend das Haupt. Er aber hat den Bescheid nicht
abgewartet, denn eben huscht unten an: Hause ein dunkler Schatten vor-
über, der bezeichneten Stelle zu.
In wilder Verzweiflung wirft sich das Mädchen auf die Kissen mW
weint bitterlich. Nein, es ist unmöglich, ihm hinauszufolgen in die Nackt.
Wenn sie Jemand sähe — welche Schande! Oder wenn gar die Mutter
es merkte, die Mutter oder der Vater, von denen sie heute den ganzen Dag
die heftigsten Vorwürfe hatte ertragen müssen! Was hatte sie denn eigent-
lich verbrochen, daß die Eltern gar so schrecklich zürnten? Du großer Gott,
das war ja über sie gekommen mit plötzlicher Mgewalt, daß sie ihn liebe»
und küssen mußte! Sie würde ihn nie wiedersehen, nimmer seine
schmeichelnde Stimme hören, nimmer in's funkelnde Auge ihm schaue».
Aus ist Alles! — Alles, Alles aus! . . Er wartet unten. Umsonst: ne
kann, sie darf ihm nicht zu Willen sein! . . . Aber morgen wird der Wagen
über die Landstraße rollen, der sie zur Vahn führt. Und die Vnlm wird
in wenigen Stunden sie um hundert Meilen von dein Geliebten trennen,
auf immer! O, das Herz will ihr zerspringen, wenn sie daran denkt:
„Auf immer!"
Ach, nur ein einziges Mal noch möchte sie berauscht ruhen an seiner
Vrust. Entsetzen flößt ihr der kommende Tag ein. Und dann würde ne

bereuen — ja, sie wußte es im Voraus — bitter bereuen würde sie es,
daß sie keinen Abschied von ihm genommen.
Wie, wenn sie sich doch hinausstahl in das stumme Thal? Sah's
doch Niemand als der Mond da oben hinter den Wolken, und der würde
kein Verräther sein, nicht einmal wider seinen Willen, wie das dumme
Thier, der Fox! Es war ja ein Abschied auf immer!
Eilig knüpft sie das Nachtgewand zu, und barhäuptig, in leichten
Pintoffeln flieht sie die Treppe hinunter durch die geöffnete, nur leise an-
gelehnte Hausthür.
Fliegenden Athems eilt sie ihn: entgegen. Ihr Kleid flattert im Winde.
Nun schlingen sich zwei weiche, wanne Mädchenarme um den Hals
des Wartenden, und ungestüme Küsse bedecken ihm Mund und Augen.
Keines Wortes ist er mächtig; nur aufzujauchzen vermag er in unarticu-
lirten lubellcmten. Kräftig preßt er sie an sich wie mit eisernen Klammern.
So sitzen sie eng aneinandergeschmiegt, achtlos der rinnenden Stunden
und nehmen schmerzlichen Mschied, immer von Neuem, wohl schon das
tausendste Mal.
Im Osten grant der Tag. Ein letzter Kuß, ein letztes inniges Um-
schlingen. Dann eilt sie heim, rückwärts blickend, feuchten Auges. Als
sie in der Thür verschwunden ist, drückt er die fiebernde Stirn gegen die
kalte Steinbank.

Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht 1879—1895. Von Rudolph Statin Pascha, Obeist im ägvpt. Generalstab, früher Gouverneur und Commanwnt von Tarfur. — Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, F. A. Blockhaus.

Der Verfasser dieses hochinteressanten, umfangreichen Werkes (gegen 6<X) S.) hatte bereits im Jahre 1874 eine Reise nach dem Sudan unternommen. Den Plan, «ach Darfur zu gehen, mußte er jedoch damals wegen allgemeiner Unsicherheit der Verkehrswege aufgeben und vorzeitig nach Ehartum zurückkehren. Tort war er mit (5min Pascha (damals Dr. Emin) zusammengetroffen und hatte mit diesem gemeinsam an den Gouverneur der Aeauatorial-Provinz Gordon Pascha, der seinen damaligen Sitz in Lado hatte, das Gesuch gelichtet, ihnen den Besuch feiner Gebiete zu gestatten. Während (5min sich auf die danach erfolgte Einladung Gordons nach dem Süden begab, muhte der Verfasser besonderer Verhältnisse wegen nach Europa zurückreisen. Emin winde bekanntlich spätes in der Aeauatorial-Provinz Gordons Nachfolger. Bei der Absicht des Verfassers, wieder nach dem Sudan zu gehen, kam ihm im Juli 1878 Gordons Aufforderung sehr erwünscht, unter ihm in ägyptische Tienste zu treten. Damals stand der Verfasser als Reseruelieutenant im österreichischen Infanterie-Regiment Kronprinz Rudolf (Nr. 19) an der bosnischen Grenze und mußte zunächst den Feldzug in Bosnien abwarten, worauf er sofort Urlaub und die Erlaubnis; erhielt, sich nach dem Sudan zu begeben. Am 21. December 1878 leiste er von Trieft ab. Von Gordon wurde er bei seinem (Antreffen in Ehartum, Mitte Januar 1879, auf's Freundlichste empfangen und zunächst zum Finauzinspcetor ernannt, welcher Ernennung bald die znm Mubir (Gouverneur) von Tara (Süd« und West-Darfur) nachfolgte. Von diefem Zeitpunkt ab beginnen des Verfassers hochinteressanie Schilderungen, zunächst über Darfur und dessen Vorgeschichte, sowie über die Einnahme Darfurs 1874. In einem besonderen Capitel bespricht der Verfasser die Regierung von Darfur, zu dessen Midir Nmnni (Ober-Gouverneur) mit dem Titel Ben er im Jahre 188!) vom Chediue Mohamed Tewfit ernannt worden war. Es folgen Schilderungen über Feindseligkeiten von Araberstämmen, sowie der Zug nach dem Lande der Vedesat, die merkwürdiger Weise, obgleich ringsum von Mohamedauern umgeben, ihre heidnischen Gebräuche, so z. A. die Anbetung der Heglibäumc, beibehalten haben.

Ein weiteres hochwichtiges Capitel bringt die Schilderung des Aufstaudes des Mahdi, von dem man anfangs nicht ahnte, zu welcher Bedeutung er anwachfen würde. Mohamed Achmed, der fpätere Mahdi (falsche Mahdi) war in Dongola geboren und gehörte einer armen, beinahe uubekannteu Familie an, deren Mitglieder aber behaupteten, vom Propheten abzustammen. Bezüglich der Art und Weise, wie der Mahdi die revolutionäre Bewegimg

hervorrief, durch die ei zum Herrscher des Sudan sich erhob, muß auf den Text verwiesen
werde». Jedenfalls benutzte er die allgemeine Mißstimmung unter den Stammes-Elementen,
um den religiösen Factor in den Vordergrund zu schiebe»! war er erst als religiöses
Oberhaupt, vom Propheten gesandt, anerkannt, dann hoffte er, an der Spitze seiner fanati-

Di« Kubba in Omderman.

Aus: Slatin Pasch», Feuei und Schwelt im Sudan, Ütipzig, F. A, Vlockhaus,

sirten Glaubensgenossen mit den ihm verhaßten Fremdlingen, Türken, AegUptern und
Europäer!! schon fertig zu werden. Mit der Proclamirung des Glaubenskrieges und mit
der Äerlündung, nur nach dem Willen des Propheten zu handeln, begann sein siegreiches
Vorgehen. Die ägyptische Regierung ergnff zwar Gegcnmahregeln, ließ auch im
Jahre 1882 Chartum befestigen, indcß der Mahdi verstand es, die überall auflodernden

Flammen der Emvörmiss zu einer ucrbeerendm FeuerZdrunst anzufachen. Nrmuthigt durcl, die Sieae seiner Anhüusser und durch das Zuströmen von Tausenden von Fanatikern, Stlauenjäaern, cxistenzlosen und entlassenen Sklaven wuchs seine Macht zusehends. Ten-
i5
jenissen, die seine Befehle befolgten, versprach er im Namen des Propheten die himmlischen Frcude,i i die Nnfolafamen bedrohte ei mit Strafe und Schande auf Erden und Verdammnis; im Ienfeilö. Nach Anszen hin ersckien er bemüthia in Blick und .vxütuua-

dock im Innern seines Hauses hatte er längst begonnen, sich dem Wohlleben und aller-
hand Ausschweifungen hinzugeben. —
An die Belagerung nnd den Fall vom el Obe'id schlössen sich die Kämpfe in Tarfnr
,33
«>2
«<8
an. Weitere Capitel enthalten die Schilderungen der Hinrichtung Seid Paschas uud
seiner Genossen, der Expedition Hicks Paschas und seines Todes, sowie des Falles von
Tarfur, wodurch der Verfasser geuolhigt wurde, die Neste der ihm aiwertmuten Streit-
macht dem Feinde auszuliefern. A»H die Provinz Bahr el Ghazal hatte durch Lupton

Beu übergeben weiden müssen. Nun wurde der Verfasser vor den Mohdi citirt, der
ihm gnädigst verzieh und ihn verpflichtete, ihm von nun an treu und ergeben zu sein.
Den Mahdi schildert er als groß und breitschultrig, von lichtbrauner Farbe und massiven
«
^
r
^
7: s^
Körverformen, großem itovf und leuchtenden, schwarzen Augeu, das Gesicht von dunNem
Bart umrahmt, Nase und Mund gut geformt und beide Wangen durch drei Einschnitte
tätowirt. Er hatte die Gewohnheit, immer zu lächeln und sein weißes (Hebiß zu zeigen.

Da man dem Verfasser doch mißtraute, wurde er nach kurzer Zeit gefangen gehalten und schließlich bei schwerer Kerkerhaft in Eisen gelegt: so gefesselt mußte er acht Moimte zubringen. In der Zwischenzeit ereignete sich der Fall von Ehartum mit den gräßlichsten Niedermetzelungen u>« Grausamkeiten, wobei auch Gordou fiel, dessen Haupt man dem Verfasser in cunischer Weise überbrachte. Endlich erfolgte seine Freilassung aus dem Kerker und seine Einstellung in die Leibwache des Chalifa Abdullahis, der nach dem im Monat Juni 1885 erfolgten Tode des Mahdi d-ssen Nachfolger wurde und der getreulich den Spuren feines Vorgängers folgte, von dem er ausdrücklich noch kurz vor dem Tode als der Nachfolger bezeichnet worden war.

Der Verfasser schildert Abdullah! als einen heuchlerischen, selbstsüchtigen und höchst grausamen Despoten, von dem jetzt noch der Sudan tnrannisirt wird. Dem verstorbenen Mahdi wnrde i» Omdcrman ein imposantes Grabdenkmal gesetzt. Die weiteren Ccrpitel nehmen die Schilderung der Regierung Abdullahis, der Vorgänge in den verschiedenen Theilen des Sudan, der Hungerslwth in Omdcrman/ der Züge uach Abessinien und »ach der Aeaulltoiilll-Provinz in Anspruch, wo man sicherlich Emin Pascha festgenommen hätte, wenn er nicht inzwischen (1889) durch Stanley aus seiner schwierigen Lage nach Sansibar geführt worden wäre. Von der unmeufchlichen Grausamkeit Abdullahis giebt z. N. die Hinrichtung von 67 Bitahin-Araberu Ieugniß, die sich geweigert hatten, seinen N:fehlen Folge zu leisten. Ein Drittel dieser Unglücklichen wurde geköpft, ein Drittel gehängt, und dem Nest wurde die rechte Hand u»d der linke Fuß abgeschnitten. Und unter diesem Scheusal in Menschengestalt mußte der Verfasser 11 Jahre zubringen, bis endlich die Erlösungsstunde schlug. Die Vorbereitung zur Flucht, sowie diese selbst, die nur unter den schwierigsten Verhältnissen ausgeführt werden konnte, sind in spannender Weise in den letzten zwei Cavitcln geschildert. Am 16. März 1895 langte er gerettet in Assuau an. — '

In einem Schlußwort giebt der Verfasser eiu zusammenhängendes Vild über die gegenwärtige Lage im Sudan, im Neiche Abdullahis, das er wahrend feiner ItMhrigen Anwesenheit grünblich kennen gelernt hat. Nach seiner Ansicht wäre es Thorheit, zu glauben, daß sich dieses unglückliche Laud durch eigene Kraft und durch eine innere Revolution wieder selbst aufrichten werde. Die Hilfe muß von außen kommen. Vielleicht, daß sich Aegyfttten dazu ermannt, das hierzu auch am meisten berufen erscheint.

Der Verfasser hat das vorzüglich ausgestattete Werk, das hierdurch warm empfohlen sei, dem Kaiser von Oesterreich gewidmet. Der Preis des Äuches, das ein Portrait in Heliogravüre, 19 Abbildungen, eim Karte und einen Plan, sowie am Schluß ein Register enthalt, ist ein verhältniß mäßig sehr niedriger (geh. 9 Mk.), auch ist die Veilagihandluug entschlossen, eine Ausgabe iu 18 Lieferungen i 50 Pfg. zu veranstalte«. T.

„Aus Heinrich HeineS Nhnensaal." Von Professor Dr. David Kaufmann.
Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. V. Schottlaender.
Professor Kaufmann besitzt als Historiograph alter jüdischer Familien längst
begründeten Ruf, und seil« letzte uns vorliegende Veröffentlichung trägt einen Titel, der
ihr das Interesse in weiten Kreisen sichert; ein Interesse, das durch die litteraturgeschicht-
liche Bedeutsamkeit der Arbeit auch voll berechtigt ist. Ter gelehrte Autor vertritt einen
geschichtlichen Standpunkt, dm wir wenigstens in uuos andeuten möchten: „Wie sehr wir
uns auch sträuben, es macht der Geist vom allgemeinen Naturgesetze keine Ausnahme: Tiefe
und mächtige Wirkungen weisen stets auf eine lange vorbereitende Kette bedeutungsvoller
Ursachen zurück, und so werden wir uns zu der Ucberzeugung bequemen müssen, daß nur
auf den Stufen von Zeit uud Geschlechter,: emporgestiegen sein kann, was in allem Großen,
Wahren, Guten oder Schönen auf ferne Zeit zu kommen und hinauszuwirten bestimmt
ist. Nur auf den Schichte,: von Geschlechtern tritt, langsam heraufreifenb, dasjenige in
die Erscheinung, was zu geschichtlicher Größe berufen ist." So kommt er zu dem Schlüsse:
„Erblichkeit uud Entwicklung sind die zwei Principien, welche die Naturwissenschaft unserer
Tage auf den Schild gehoben hat! es ist Zeit auch für die Litteroturgeschichte, soweit die
Quellen reichen, damit Ernst zu machen." — Auf unsere Meinungsäußerung, ob diese An»
schaumigen einer, gewissermaßen historischen. Entwickeln»« des Genies sich allgemeine
Geltung erwerben wirb, müssen wir an dieser Stelle verzichten. Ter Autor selbst legt auch
nicht seiner diesmaligen Arbeit HlllHtweith hierauf; er erklärt, sich zu begnügen, weiin man
diese Ansichten auch nur in Bezug auf Heinrich Heine gelten läßt, weil zu dessen besserer
Ertenntniß es zweifelsohne beiträgt, den Boden genau zu zeigen, aus dem der Tichtcr mit
der ganzen Eigenart und dem unerschöpflichen Rcicbthum seines Genies erwachs«: ist. Und
besonders Zweierlei zu beweise,: ist dem Professor Kaufmann wichtigste Ueberzcugungssache:
Er will Heinrich Heine darthun als echten rechten jüdischen Tichtcr! Tas iimerste
Hieben und Leben der jüdischen Volksseele, in seinen Liedem ist es zu krpstallnem Abdruck
gekommen, lind weil dies wahr ist, well tiefer und gewaltiger Keiner die EmpfinduiHcn
des jüdische,: Bollshcrzens heraufbeschworen, als der Spötter Heinrich Heine, »veil schmerz»
lichcr nie von einer Lippe das ewige Weh Israels getönt, als von der seinen, deswegen
steht es auch fest, daß seine innerste Zugehörigkeit, Hlut, Geburt und Abstammung hier-
durch zum Ausdruck gelangen. „Die vollendete Freiheit, mit der dieser kühne und scheinbar
«„abhängige Geist über allen Voraussetzungen der Geburt und der Lebensverhältnisse
schwebt, kam: über seine tiefiunerliche, ererbte und in der Familie wurzeliwe Zugehörigkeit
zum Iudenthum ebensowenig hinwegtäuschen, als an seinem Teutschthume ein Zweifel zu»
lässig ist." Voll berechtigt folgert Professor Kaufmann hieraus auf eine grnrzenlose Hin-
gabe, ans eine nie erschöpfte Liebe und nie erschütterte Treue zum IudeiuHume von
Heinrich Heines Ahnen uud gelangt zu den: weiteren Schluß: „Dadurch ist aber auch Heinrich
Heine ein Rechtstitel der deutschen Iudenheit auf ihre Zugehörigkeit zu Teutschland gc»
worden; denn hat er, des Geistes seiner Väter Kind, von diesen ererbt, was ihn zum hiw
reißenden Barden des Iubenthiims gemacht, so lagen bestimmt in jenen auch schon solche
Ke:mc, die wir in der anderseitigcn Begabung Heinrich Heines, in seüum vollendeten
AiHassungsveimögen zum Deutschthum, sich zu duftigen Blüthen entfalten sahen! —
Professor Kaufmann läßt in seinem durch sorgsamste Gründlichkeit und lebendigste
Darstellung sich auszeichnenden Mike seine Forschungen nur den: Ursprünge der Mniter
Heinrich Heines gelten, den er neun Geschlechter zurück zu verfolgen im Stande ist.
Welche Summe von Arbeit und Kenntnissen erforderlich, um eine Familiengeschichte zu
entwerfen, die sich nicht in Burgen und auf den Schlachtfeldern, sondern im Kampfe für
den heilig gehaltenen Glauben uud die heiß ersehnten Menscheirrechte aus dem terroristisch
im Dunkeln gehaltenen Ghetto heraus, ihre Merkzeichen gesetzt, wird nur begreifen können,
wer jemals in den Archiven immer nur einzelne Cätze aus den Fasciteln herauszusuchen
und sie in lückenlose,: Zusammenhang zu bringen sich zur Aufgabe gestellt. Professor
Kaufmann hat diese Aufgabe bestmöglich gelöst; mit dem Material, das er zusammen-
getragen, wird sich fortan Jeder zu beschäftige,: haben, der Heinrich Heines Singen u,w
Sagen in seimn letzten Grünben verstehen will.
Daß auch all' Denjenigen, die sich für jüdische Familien-Geschichte::, deren Verlauf
ja immer drastische Eiiltur-Nefleze darbietet, interessiren, das Kaufmann'sche Buch mit
seinem „Anhang" reiche Befriedigung gewähr«: wirb, wollen wir noch außerdem aner-
lemuiid hervorheben. H» ^.

Bibliographische Notizen.

**Staats». Hof» und <5o!»munal'Hll»d-
buch des Reichs und der Einzclstaaten.**
Herausgegeben von Joseph Kürschner.
Eismach, im Selbstverlag.

Ein wenig spät und von Vielen wohl
schon mit Ungeduld erwartet, tritt diesmal
das Staatshandbnch den neuen Jahrgang
an, dm elften seines Bestehens. Toch der
Wunsch, die Ergebnisse der letzten Volks-
zählung mit aufnehmen zn dürfe», die
Sinnnigkeit so mancher würdigen Stadt-
oberhäupter mag mit Schuld au dieser Ver-
spätung tragen. Ein Wort des Lobes
gegenüber den Lexikons und Handbüchern
Kürschners noch auszusprechen, erscheint
heute fast überflüssig. Sie haben sich Alle
im Fluge Bahn gebrochen. Jedes neue
Werk war ein neuer Treffer, ein Werk, das
thatsächlich die abgestandene Phrase, „eine
fühlbare Lücke auszufüllen", aufhob. Man
kann sich kaum etwas Praktischeres als
diese Kalender und Handbücher denken.
Fülle des Materials, leichte Ilebersicht, b?
aueme Handhabe, musterhafte Gruppirung
des Stoffes, Alles auf engsten Raum zu-
sammengedrängt: das sind Vorzüge, welche
diese Werke auszeichnen.

Auch das vorliegende Staatshandbnch
bleibt keine Antwort, keinen Namen, keine
Zahl schuldig. Der Hofmann findet Alles
darin, was besonders sein Interesse fesselt,
der Beamte, der Militär, der Volksvertreter,
Bürgermeister und wer sonst im Verkehr
mit Staat und Behörden steht. Das
Deutsche Reich iu seinen eiuzelueu Verwal-
tungen, Kriegsmacht, ßisenbahnen, Post
und Telegraphie, das UnterrichtLweseu,
Handel und Waudcl, Nichts iu diesem ge-
waltigen Betriebe ist vergessen worden.
Trotz der Devise: „Das ganze Teutschland
soll es sein!" hat sich der Herausgeber doch
veranlaßt gesehen, auch die autzerdeutschcn
Staaten jetzt iu eine kurze Behandlung mit
hineinzuziehen.

Eine Summe vou Arbeit, Geduld,
Spürsinn und Gewissenhaftigkeit liegt in
diesem Werke aufgestapelt, desseu Anschaffung
mir auf das Wärmste empfohlen werden
kann. H. Ir.

**Eine Idylle unter Napoleon I. Der
Roman des Prinzen Eugen.** Von Albert
Pulitzer. Mit 3 Heliogravüre«. Wien,
Leipzig, Wilhelm Braumüller.

An derHand eines ausgiebigen Quellen -
Materials, im Specicllen der vor etwa
40 Jahren von du Lasse veröffentlichten
Eorrespondenzen des Prinzen Eugen, ent-
wirft der Verfasser ein Bild von dem
Lebensgange dieses tapferen Heerführers,
des Stiefsohns Napoleons I. Im Vorder-
grund steht für den Verfasser aber die
Schilderung des innigen Verhältnisses und
der überaus glücklichen Ehe zwischen dem
Prinzen und seiner vortrefflichen Gemahlin,
der Prinzessin Auguste vou Baiein. Der
Verfasser betrachtet es als eine würdige
Aufgabe, über dieseanmuthigeundromantische
Seite aus dem Leben des Prinzen volles
Licht zn verbreiten, und hofft damit eiu
Wert zu schaffen, das Vielen Vergnügen
bereiten dürfte. Als geeignetes Material
benutzt er hierzu die Briefe des Prinzen
Eugen an seine Gemahlin, die allerdings
in hohem Maße das Interesse des Lesers
erregen. Ter Verfasser hat es aber auch
verstanden, zum näheren Vciständniß und
zur nothwendigen Vervollständigung des

Ganzen, gleichsam als Rahmen für die er-
wähnten Briefe, eine kurze Schilderung der
wichtigsten politischen und kriegsgeschicht-
lichen Ereignisse jener Zeit zu entwerfen
uud hierbei auch Napoleon I. speciell hervor-
treten zn lassen. Einzelne Episoden, wie
der Feldzug von 1809 und der Feldzug
gegen Rußland 1812, sind ausführlicher be-
handelt. — Man ersieht aus diesen Schilde -
runge», daß die Beziehungen zwischen Napo-
leon nnd Eugen die beste» waren und daß
der Letztere bis zu Napoleons Tode dem-
selben treu ergeben geblieben ist. Im
letzten Capitel wird daher gegen die von
Mannont und dem General Danthouard
gegen den Prinzen Engen ausgcstreuteu
Verdächtigungen Front gemacht und die
Gehässigkeit nnd Falschheit dieser Ne»
schuldigungen nachgewiesen. Das gut aus-
gestattete Buch bietet vo» Anfang bis zu
Ende eine sehr interessante Lectüre. X.

Aus «öhrender Zeit. Eine Studie aus dem Leben von Franz von Nemmersdorf. Stuttgart, Dr. Förster K Co.

Franz von Ncmmersdorf — wir behalten das Pseudonym discrct bei, obwohl es schon längst durchsichtig geworden, — ist als tapferer und wohlgerüsteter Kampfer für eine bessere kommende Zeit, in b:r auch den Frauen die ihnen gebührende rechtliche und gesellschaftliche Stellung voll und ganz eingeräumt fein muß, längst bekannt. Er hält der Gegenwart einen Spiegel vor, muthig, ohne darauf zu achten, daß er auch blutige Wunden und Häßliches und Niedriges zeigt — immer im Dienste der Wahrheit! Alle Achtung vor dem Streben des genannten Streiters und alle Achtung auch vor der geistigen Kraft, mit der er ficht! Uebecall stoßen wir auf selbstständiges Denken und zumeist auch auf logifche Schlußfolgerungen. Freilich, weil Franz von Ncmmersdorf fehr viel will, wird sich wider ihn auch Vieles anführen lassen, das aber kann leider hier nur behauptet und nicht unter Beweis gestellt werden. Jedenfalls rathen wir all Denjenigen, die sich für „Modernes Leben", „Modernes Lieben", „Modernes Denken" (f° analystrt der Autor den Titel seiner Schrift) in den tiefinneren Gründen interesstien, die Lectüre des Büchleins. Wir haben reiche Anregung daraus geschöpft; nicht nur, weil wir Vielem zustimmen, sondern weil wir häufig auch durch den Widerspruch uns eigener Anschauungen klarer werden könnten. Eines jedoch dürfen wir uns nicht versagen, dem Autor auch an dieser «teile schon einzuwenden, weil es nach unserem Dafürhalten einen principiellen Irrthum in sich schließt. Franz von Ncmmersdorf meint, daß er von Sallusts Nach sich leiten lieh und über schwierige und ernsthafte Dinge gesprochen hat: „ohne Mitleid, ohne Zorn, Liebe und Haß." Dem widerspricht aber der ganze Charakter feiner Schrift, die eine Streitschrift ist, und ein Streit wird ohne Zoni und Eifer nicht geführt. Beides ist dem Autor auch keineswegs fem geblieben. So nennt er z. B. „die neumodifche Ethik", das ist die moderne ethische Bewegung, eine „wahrhaft kindische Mißgeburt der großen Idee" einer höchsten Einheit! Ob der alte Sallust da nicht dennoch einen kleinen Zorn-Anfall diagnosticirt hätte? H,. >?.

Voöheit «der UnlenntniK? Von Rendant Max Zimmermann, Feldwebel und Zahlmeister-Aspirant a. D. Berlin, Fußinger.

Die vorliegende Schrift ist eine Entgegnung auf die beiden Flugschriften des che» maligen Bäuerischen Premier-Lieutenants Rudolf Krafft: „Glänzendes Elend" und „Kasernen-Elend", gegen welche bereits Lieutenant a. D. Goldbeck ein Wort der Abwehr in zwei bezüglichen Schriften gerichtet hat. Daß jetzt gerade ein früherer Feldwebel, der am Offizicrstande und am Heere ein persönliches Interesse nicht hat, sich vom Staudpunkt des Untergebenen des Offiziers aus gegen die maßlosen Angriffe von Klafft wendet, dürfte von besonderem Interesse sein. Da die beiden Kraffc'schen Schriften in vielen taufend Exemplaren erschienen sind, so mögen auch die Gegenschriften, und namentlich die vorliegende von Zimmer» mann, zur Gewinnung eines eignen Ur-

theilz über den Krafft'schen Standpunkt,
nach dem Grundsatz „auäi-uui et alt«i»
pars," weite Verbreitung finden. T.

Lilienzauber. VonMarialauitschek.
Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max
Svohr).

Maria Ianitschek besitzt ein starkes Ta-
lent und männliche Gestaltungskraft, nur
verliert sie sich manchmal in mystische
Nebel und entrückt dadurch unserem Ver-
stiindniß; wo der ihr anhaftende Zug zum
Ilebersinnlichcn de» Boden nicht unter den
Füßen verliert, wie in „Königin Judith",
gelangt die kraftvolle Eigenart ihres Er-
zählertalcuts zu voller Geltung, — sie ist
eben eine Individualität mit charakteristi-
schen Zügen, die immer inteiessirt. wem,
auch mcht allemal erwärmt. uil.

T«fta von Hroniheim. Eine wunder-
same Geschichte von Paul Maria
Lacroma. Dresden, E. Pierson.

Unter dem Schiiftstclleinamen Paul
Maria Lacroma verbirgt sich die Reichsedle
Marie von Egger-Schmitzhausen, die, wie
uns eine der Erzählung vorangeschickte bio«
graphisä>e Skizze belehrt, gedornte Italienerin
,st und ihre Kindheit in Italien verlebt
hat: — von den fünf Sprachen, welche sie
spricht, hat sie sich die deutsche vollständig
autodidaktisch und erst seit ihrem vierzehnten
Jahre angeeignet; ihren schriftstellerischen
Erzeugnissen ist jedoch durchaus nicht an-
zumerken, daß sie Ausländerin ist, der Stil
ist elegant, und die sprachliche Gewandtheit
tritt besonders in den Natuischilderungen
hervor, mit denen sie die Oertlichicit und
das Leben in Abazzia beschreibt. Die
eigentliche Fabel ist zwar nicht ganz frei
von romanhaften Uebertccibungen, aber sie

ist spannend abgefaßt und bietet als das
Product einer in beutscher Sprache produ«
circnden Ausländerin immerhin ein noch
besonderes Interesse. m«.
Gedichte vo« Max Ring. Berlin, Hngo
Steinitz.
Max Ring, der greise Dichter, dessen
Erzählungen wir so oft in atheinloser
Spaunung, Lust oder Weh' in der Seele,
gelauscht, hat in seinen Mmmscripten llm-
sckan gehalwi nnb uns, jetzt im Frühling,
einen Strauh duftiger Blüthen, seine „Ge-
dickte" zusammcngewundcu. Vom „Früh-
ling" nnd von der „Liebe" llingt's hier in
vollen Accorden luicder! Wie in den Prosa-
sckriften von Maz Ring stets in Rede und
Handlung der warme Menschenfreund, der
gesinuiiugsfeste Manu, der Deuter als
Tichter, der feinfühlige Humorist und der
ernste Mahner zur Wirlung kommen, so
gelangen in den einzelnen Abschnitten seiner
uns vorliegende!: Gedichtsammlung informen-
sckönen Liedern und Sprüchen sein Empfinden
nnd Teuren abermals zum Ausdruck.
Nebersetznngcn aus verschiedenen Sprachen
zeigen uns dann den Dichter auch als ge-
wandte» Linguisten, und zum Schlüsse ist
ein „dramatischerVersuch", „ScarrousLiebe",
der sehr fesselnde giltigc Beweis von Max
Rings gedankenreicher Versificirungs-Kuust.
Alles in Allem: Ter ist ein Liebling der
Götter, dem es im Gieiscnalter vergönnt
ist, nock schasfensträftigen Geistes, mit
nimmermüder Hand solche „Alüthen und
Blätter", die diese Gedichte sind, als Zeugen»
schuft seines dem Schönen und Wahren ge-
weihten Lebens allen seinen Freunden und
Verehrern zu bcschecren! . ^
lÄnxeAMMne LUeuer. LezpreenunL n»e!> Hu«v»nl der üed«,et!on vorben»lten.
Di« ^»U^litM. !Innllt88ebrilt lllr lltt«rllri8ebe
Vertbeidlzun^, U«rllu«8«L«ben von i^riedrien
3trei«8ler, II, ^lldrssin,;. Hell l. i«>PÄß,
krlldllul K l^,l8ebm»nu.
V»l H,»»«»5«)i«i!vlli»«i»,pll «nH Hl« Kstoru»
<!«, pr«rl»»i»eli«ii N!llbt«itliiii2». Von
einem deut»eben Reebdigewiirten. Lleil«-
»»ld, ^uliu« Hb«!,
Nib1l«>M»K <lei (3o«»»»nitlitt«i»tili ct»» In»
UllH H,il»l»!«l««. Ho. Ul?—929. ll»!!«». 8.,
Ott« Hendel.
2<X!li, H^ull«, vi»-» ?eter«. 2»«!, Hl« «leb
liebten. Nom»n. Lerlln, V, ?. ?on!»»e ^ c«.
Vüluu«, ?i»il« H»«ilu», Vo!ll8tbl!mlleb«
Ueder der lleut«cben Im 18. und 19. ^»br-
lmndert. l^eipllL, Lreltliopl K Hurt«!.
2oui»»oi», üniil, l<ud»li; XIV. In Llld und
^Vort, mit c». 550 ?e.vtl»u«tr3tioneu, V»l>.
Kildertateln. 0«,rle»turen und Hulossr»,pbeu.
llaib <!«n bert!bmte«ten llolern, Ulldblluern
und gteebern <l»MHl!«er 2eit, l1«bertl»8e»
von 0. ziHrzcul»» von Lleberztelu. Lieferung 1.
l/ilpüls, llelnrleb Zebmidt ^ «Ar! Ntlntlier.
Vn»»«, <?»il, Heuere 0eut«cne 1,vri!c. Hu8°iev,
u. b«r»u8g. Ult einer l!tter»,r'bl8turl8eben
ülnleltunss. Halle, 0. Hendel,
D«,vic!l», ^«l«i«tt», XUeben- unä VlumenMrten
!'Ur Unn«lr»ue», 18, HulwM, durrbM^elien
uns vermenrt von ^. H»rt!v!L, l^elpli,;,
^ullu« Laedeller.
^l« vli u»»»i N!»«in Xi«ui «rv».iben.
lallen perzönüenen Lericbten bearbeitet von
rriedrlob l^relberr von Olneiilaze-Oamp«,
Neneral-l^leuteumit «. v. 8«!l«lerl«bn!««e.
llluütrlrt von eisten deut«cbe,> LU,!«tlern.
l^ieterunz 2-6, Lerilu, l>«lnxlL, D«nt8ebe8
Verl»Mll»u« Long H 0«,